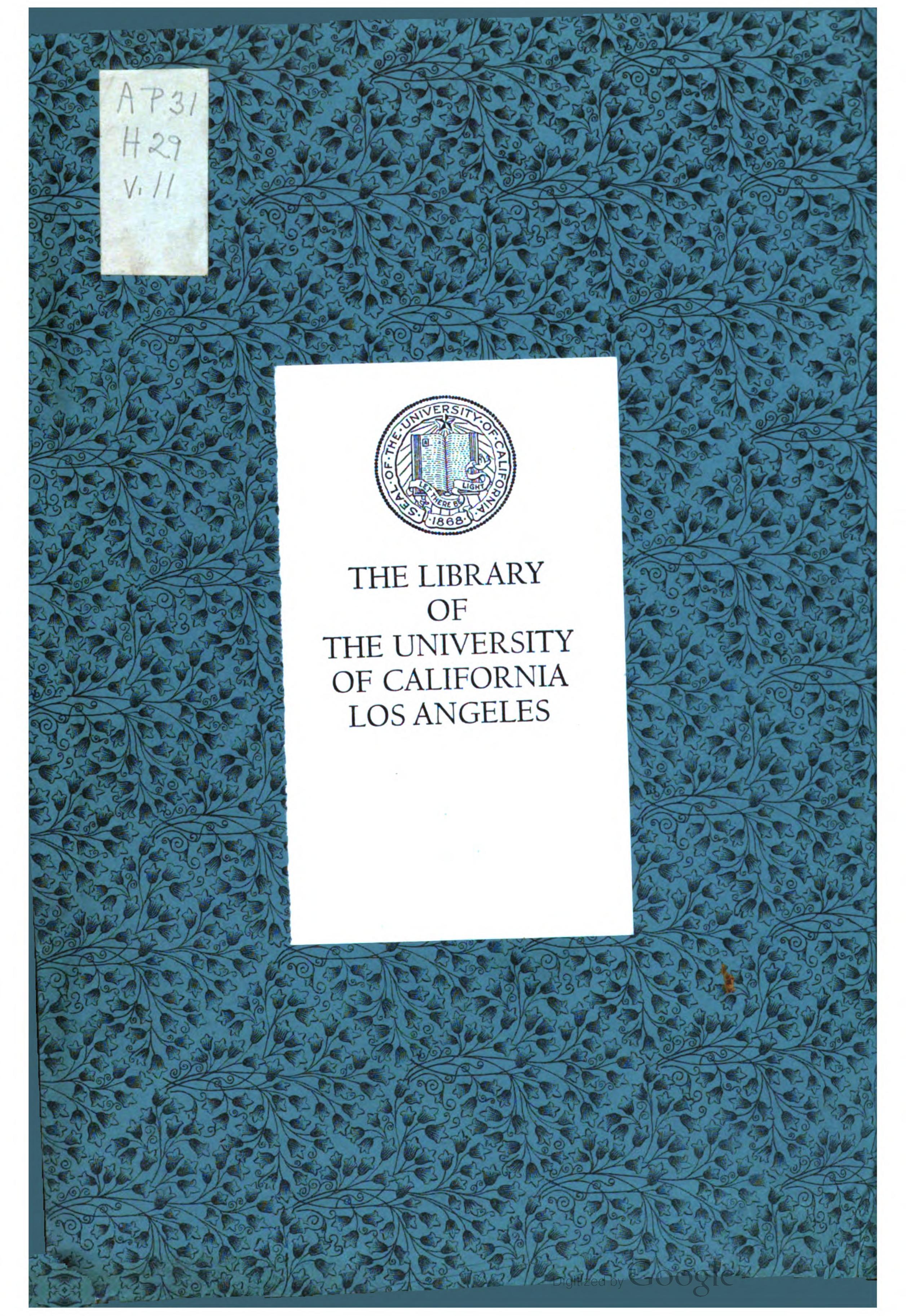
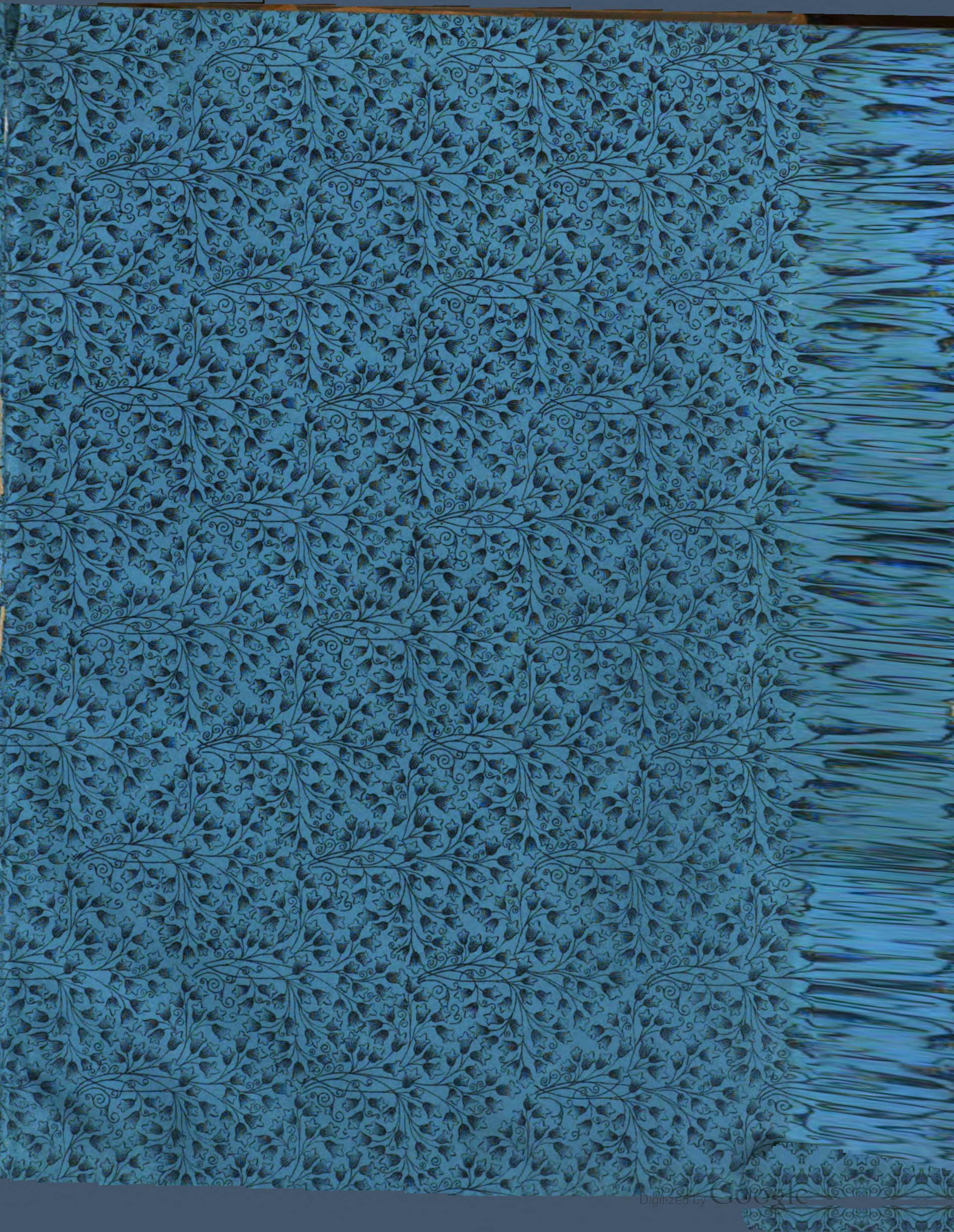




AP31
H29
v.11
SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





MEIN HEIM

Haus und Herd.



Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

von

H. Liebhart.

Elfter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cincinnati, Chicago und St. Louis:
Verlag von Walden und Stowe.
New York: Phillips und Hunt.
1883.



Inhalt des Elften Bandes.

Titelbilder.

Abhandlungen.

Biographien und Lebensbilder.

Erzählungen.

Erbauliches.

Geschichts- und Zeitbilder.

Naturwissenschaftliches und Gemeinnütziges.

Skizzen und Reisebilder.

Gedichte.

Musik.

Schule und Erziehung.



Frauenzeitung.

Zu Hause.

Chronik der Gegenwart.

Holzschnitte.

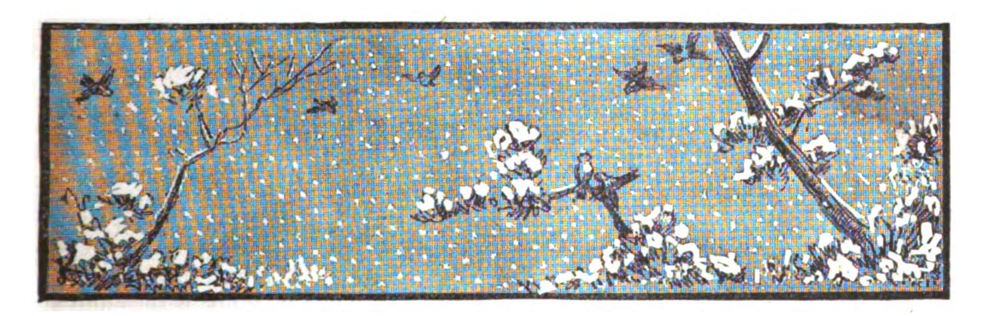




Haus und Herd.

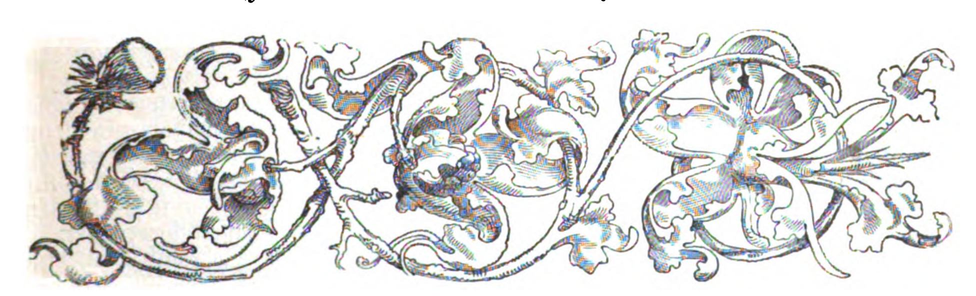
Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. Weihnachtsnummer 1883. Erstes Heft.



Vom Alten zum Neuen.

Nach oben schau, auf Gott vertrau,
Nach Wolken wird der Himmel blau.
Durch Wüstensand auf rauher Bahn
Geht's endlich doch nach Kanaan.



Mein Heim.

(Zum Stahlstich).

Im Kreise der Liebe, da weilt es sich gut,
Da wohnet der Frieden, der heitere Muth.
Ein inniges Streben nur, sich zu erfreu'n,
Durchdringet da alle im schönen Verein.

Ist hier nicht der Himmel auf Erden zu seh'n,
Wo mag dann sein Hauch uns hienieden umweh'n?
Wie zieh'n hier die Engel so freundlich hinaus,
Und kommen so glücklich zum seligen Haus!

A. Kamp.



Festgedanken.

Editor.

Gedanken sind es, die ich aneinanderreihen möchte, sowie sie mir gekommen sind beim Herannahen der festlichen Zeit. Wer deßhalb eine langgesponnene Abhandlung sucht, der schlage dies Blatt um.

Aber — Festgedanken in unsern Tagen? Wer kann denn in dieser letzten, betrübten Zeit, voll Elends, Verbrechen, Schmerz und Herzeleid noch festlich gestimmt sein? Klagen sollten wir, wie die Juden an den Mauern Jerusalems; Buße thun in Sack und in der Asche; Bußtage halten, anstatt hohe Festzeiten veranstalten.

Also sprechen nicht wenige, denen die Noth der Menschenwelt zu Herzen geht. Und wenn wir uns nur unter den Menschenkindern umschauen, wenn unser Blick nur auf der Erde und dem Treiben darauf haftet, da erspäht man allerdings verhältnißmäßig nur weniges, das den Festtagsjubel schaffen könnte.

Aber unsere Feste, das Christtags- und Neujahrsfest rufen uns ja zu: Aufgeschaut nach Oben. Hat ja schon der große Festtagsmann Luther gesungen:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute, neue Mähr.
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will."

Und als Frau Käthe in etwas freudelosen Gedanken an einem Weihnachtsabend einmal sagte: „Es ist doch alles Kreuz auf Erden. Stellt nicht auch der Weihnachtsbaum schon unsers Herrn Christi Kreuz vor, Herr Doktor?" Da antwortete dieser: „Bewahre, Käthe. Der stellt vielmehr den Stammbaum unseres Heilands dar, welchen oben in der Spitze das größte Licht andeutet, während es unten finster ist, dieweil da eigentlich Adam und Eva stehen müßten, wie sie die Schlange zur Sünde verführt, welch' erstere sich derhalben um den Stamm ringeln sollte. Durch Gottes Gnade aber dürfen wir das Kripplein mit dem Kindlein hinstellen und — Festtag halten."

Ja wohl, d'rum dürfen und sollen wir Festtag halten; d'rum sind die Festtagsgedanken nicht bloß berechtigt; nein es wär' eine Sünde, wenn wir keine hätten. Von Oben, vom Himmel her kommt das Festtagslicht, die Festtagsfreude und verklärt nicht allein die Finsterniß der Erde, sondern besiegt sie auch.

Wer die Welt in Ihm betrachtet, in welchem das Leben, und der das Licht der Menschen ist, dem wird das Leid dieser Zeit weniger leidvoll erscheinen. Er gewahrt in der trübsten Schmerzenskammer den göttlichen Lichtstrahl; es fließt ihm im trockensten Wüstenland ein himmlischer Brunnquell, und die Kummersteine des Erdenlebens werden leicht, wenn man in diesem Lichte wandelnd recht verstehen gelernt, was das Schriftwort meint: „Alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn er sorget für euch." Selbst in der Todtengruft steht des Christbaums helle Leuchte und zeugt davon, daß Er, das Leben, auch in die finsterste Nacht Leben bringt — „Christus der Retter, allen ein Heiland und Freund."

Zwar wird das hellscheinende Licht von der Finsterniß nicht begriffen, sondern verachtet und bekämpft. Die sich im Staube windende Schlange steht nicht ab von ihren Versuchen, das Haupt zu erdrücken, und ihr Ringen wird dann und wann auch von zeitweiligem Erfolge begleitet. Aber sie bringt es denn doch nur zur Fersenverwundung, und die Mutterverheißung bewahrheitet sich täglich, daß des Weibes Same der Schlange Same den Kopf zertreten wird. Einst, zum Schluß der Heilsgeschichte, wird das Licht die Finsterniß auf ewig in den Abgrund stürzen. Wir sehnen uns nach diesem Endsiege; wir freuen uns darauf; sehen aber zugleich heute schon die Siege des Lichtes. So oft eine Seele vom Tode zum Leben dringt, so oft erhält Satan eine Niederlage; so oft die christliche Kirche einen Altar der Wahrheit aufrichtet, so oft muß ein Stück Finsterniß sinken; so oft die Mission einen Boten ins Heidenland sendet, so oft ergeht an die Finsterniß eine erfolgreiche Kriegserklärung; so oft eine Mutter ihrem Kinde vom ewigen Lichte sagt, so oft wird wiederum ein empfänglich Menschenherz erleuchtet; so oft ein Prediger von Christo zeugt, ein gläubig Kind Gottes betet und ein christlicher Sänger singt, so oft ist ein Meilenstein des Sieges über die Finsterniß errichtet.

Wir warten nicht bloß auf den endlichen Triumph; wir sehen den Siegeszug unseres Heilandes täglich vor Augen. Weßhalb denn sollten wir nicht Freudenfest feiern? Am herrlichsten aber wird diese Freude sein, wenn das ewige Licht in dir zum Lichte geworden, wenn Christus in dir ist die Hoffnung des ewigen Lebens.

Mit diesem ewigen Leben in mir feiere ich fröhlich Weihnachten und fröhlich Neujahr. Er stillte das Leid im alten, Er trocknet die Thränen auch im neuen Jahr; Er hat Gebet erhöret, er höret mich immerdar; Er führte seine Kirche, und Er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende; Er ist in allen Stücken unser treuer Gott gewesen, Er wird uns auch ferner führen, selbst über den Tod hinaus; denn er heißt „Jesus Christus, gestern und heute derselbe, und auch in Ewigkeit."



Ihr Hirten auf! Wir wollen froh zur Stadt auf Engelsweisung.
Dort liegt im Stall auf Heu und Stroh das Kindlein der Verheißung.

Christbaumschmuck.



Nach

Anna **Fraenckel.**

St. Nikolas kommt bald und da ein herrlicher Christbaum hergerichtet werden soll, der nicht viel kosten darf, so wollen wir kurz einige hübsche Dekorationen des Tannenbaumes andeuten, von denen manche allerdings bekannt sein werden.

Für die Eingangsthür des Weihnachtszimmers läßt sich leicht ein schönes Transparent herstellen, zu welchem die Knaben in steifer grauer Pappe eine passende Inschrift ausschneiden, z. B.: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ oder: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ — Jeder der hohen Buchstaben wird mit geöltem Papier hinterklebt, und zur Zeit durch dicht hintergestellte Lichter beleuchtet. Das Transparent kann etwa den vierten Theil der Thür ausmachen und nimmt deren ganze obere Ausdehnung ein, während der untere Theil durch mit Nägeln befestigte dicke Tücher oder Vorhänge verdeckt und verdunkelt wird. In dem Raume, von welchem aus die Schrift gesehen wird, darf sich selbstverständlich kein Licht befinden.

Den Baum stellt man womöglich vor einen großen Spiegel, was den Effekt desselben verdoppelt. Der übrige Raum des Zimmers wird durch die Geschenktischchen ausgefüllt, über welche sich hübsche kleine Lauben wölben können, die aus Tannenzweigen, in Töpfe mit feuchtem Sand gesteckt, hergestellt und mit Lichtern reich geschmückt werden.

Der Aufputz des Baumes selbst kann außerordentlich verschieden ausgeführt werden. In früheren Zeiten vergoldete man hauptsächlich eine Menge Aepfel und Nüsse, schnitt Papiernetze aus, klebte Wachslichter mit vieler Mühe an die Zweige, an denen sie nie gehörig festhalten wollten, und behängte übrigens den Baum mit selbstgebackenen Theekuchen und Plätzchen. Heutzutage hat uns die Industrie außerdem eine Menge reizender Sachen zum Christbaumschmuck gegeben.

Da finden wir zuerst allerlei hübsche Christbaumleuchter mit und ohne Federbefestigung, in welche buntfarbige Parraffinkerzen gesteckt werden, die viel längere Zeit, als Wachsstocklichte, brennen.

Statt der vergoldeten Aepfel und Nüsse oder zum Gebrauch neben diesen hat man wunderschöne Glaskugeln in allen Farben, nebst Gold und Silber, auch durchsichtige, von vorzüglicher Wirkung. Denselben reihen sich die täuschenden Nachahmungen von Früchten an. Von den neuen Schmucksachen verdienen gläserne Eiszapfen in Kristall und Silber Empfehlung, ferner allerliebste silberfarbige Glasglocken, welche bei jeder Berührung der Zweige in verschiedenen Tönen klingen.

Wir lassen hier nun die Beschreibung einiger selbstzufertigender Ausschmückungssächelchen folgen.

Sehr leicht herzustellen sind Körbchen, die aus gebrauchten Postkarten oder dünnem Cartonpapier geschnitten, mit einigen Stichen zur passenden Form zusammengenäht werden, welche Art der Verbindung viel dauerhafter ist, als das Zusammenkleben. Zum Henkel wird die Pappe doppelt genommen und die Befestigung ebenfalls durch einige Heftstiche gebildet. Hat man in dieser Weise 1 bis 2 Dutzend Körbchen angefertigt, so werden sie innen mit weißem, außen mit silbernem oder buntfarbigem Papier beklebt. Die Füllung dieser Körbchen geschieht am besten durch kleine spaßhafte Zuckerfiguren, denen auch Zettel mit Verschen oder Vexiergegenstände beigefügt werden können.

Ein Baumschmuck, dessen Schönheit nicht leicht durch etwas anderes übertroffen wird, sind weiße Lilien. Ihre Anfertigung ist ebenso leicht als amüsant. Von gutem, besonders weißem Schreibpapier werden immer 5 bis 6 Blätter aufeinander gelegt, und zur Form des Lilienkelches ausgeschnitten. Wohl zu merken ist jedoch, daß die Blumen nicht in der Mitte geknickt werden, sondern ganz bleiben müssen. Die Kelche werden nun durch das, an der einen Seite etwas vorstehende Rändchen zusammengeklebt und die Spitzen der Blätter bis zum Einschnitt über einen Bleistift nach außen umgerollt. Zum größeren Schmuck der Blumen wird nun noch ein — allerdings nicht der Natur entsprechendes — Staubfädenbüschel hergestellt, das aus sehr vielen Streifen Flittergold besteht und mit einem feinen Drath sowohl zusammengehalten als auch in der Spitze des Kelches befestigt wird.

Das Befestigen aller anderen Sachen, besonders des Zuckerwerks, kann man sich außerordentlich erleichtern, wenn man dazu statt der Garnfäden den dünnsten geglühten Draht, sogenannten Blumendraht, nimmt. Derselbe wird in Stücke geschnitten, das eine Ende umschlingt das Konfekt, das andre den Zweig. Den dunkeln, ganz feinen Draht sieht man am Abend nicht, und die Sachen scheinen somit in der Luft zu schweben. Dagegen machen die käuflichen, spiralartig gedrehten glänzenden Drähte einen sehr störenden Eindruck und sind nicht zu empfehlen.

Ist nun in dieser Weise der ganze Baum fertig angeputzt, so schlingt man als allerletzte Verschönerung noch „Christkindleins Haar“ um die Spitzen der Zweige. Diesen zarten, zauberhaft wirkenden Schmuck hat man erst vor einigen Jahren auf den Markt gebracht und fand derselbe überall, wo man ihn anwendete, ungetheilten Beifall. Feine lange Silberfäden ziehen sich im Bogen von einem Zweige zum andern, zart wie Spinnwebschleier, aber im Lichterglanz wundervoll schimmernd.



Vor Weihnachten.

Von

Karl Gerok.

Willkommen holde Wochen
Der nah'nden Weihnachtszeit,
Wo tausend Herzen pochen
In stiller Seligkeit!
O bringt mir euer Glück
Voll heimlichem Behagen
Aus goldnen Kindertagen
Nur einmal noch zurück!

Nun zählt das Kind die Tage
Bis zu der heil'gen Nacht:
„Lieb Mütterlein, o sage,
Was mir der Christ gebracht!"
Und wenn der Abend graut,
So steht es oft im Dunkeln
Des Christkinds Flügel funkeln,
Das durch die Scheiben schaut.



Nun sinnt und sorgt die Liebe
Und süß ist ihre Müh';
Man spürt ein still Getriebe
Im Hause spät und früh:

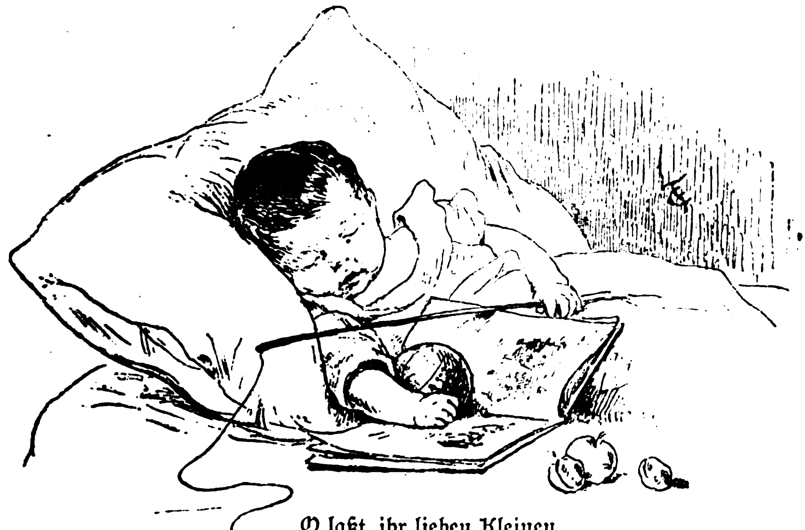
Das Kindlein lacht im Traum,
Die Mutter wacht, zu schmücken
Mit heimlichem Entzücken
Den bunten Weihnachtsbaum.

Nun mag der Winter stürmen:
Man schätzt sein sich'res Dach;
Mag draußen Schnee sich thürmen:
Man wärmt sich im Gemach;
Man rückt bei Lampenschein
Um des Kamines Flammen
Nur inniger zusammen
Im trauten Kämmerlein.

Und ob der Tag sich kürzet:
Man sitzt am Tisch im Kreis,
Den langen Abend würzet
Geplauder laut und leis,
Man träumt und flüstert sacht
Von tausend Herrlichkeiten,
Die heimlich sich bereiten
Im dunkeln Schoß der Nacht.

Und ist die Zeit vollendet,
Heißt's: „Kinder, kommt herein!"
Wie stutzen sie, geblendet
Vom goldnen Wunderschein!

Sie stehen wie im Traum,
Sie seh'n ihr kühnstes Hoffen
Erfüllt und übertroffen
Am lichten Weihnachtsbaum. —



O laßt, ihr lieben Kleinen,
Mir meine Erdenzeit
Als Wartezeit erscheinen
Zu künft'ger Herrlichkeit!
Das muß ein Christfest sein,
Klingt's einst aus Himmelsthoren
In die entzückten Ohren:
„Nun, Kinder, kommt herein!"



Der Weihnachtstern.

Von N. Fries.



Weihnachten war's und die ganze Landschaft in Weiß gekleidet. Weit und breit hatte der liebe Gott Feld und Flur zugedeckt mit dem warmen Schneebette, darunter lagen Keime und Gräslein wie schlafende Kinder und träumten von Frühling und Auferstehen. Nur die Vöglein hatten knappe Zeit, doch sorgte der Vater im Himmel auch für sie. Hin und her im Walde und unter den Hecken gab's kahle Stellen, wo der Schnee nicht hingefallen war, da lag noch manches vergessene Körnchen und Beerlein, und vor den offenen Dreschtennen war eine reichliche Tafel gedeckt für viele Gäste.

Nun war's heiliger Christabend. Die Kälte war nicht so gar empfindlich, wenn man die Hände in die Taschen oder unter die Schürze steckte. Eine große, heilige Stille breitete sich über die Welt. Vom Walde drüben hörte man allerlei undeutliches Klingen; war's ein hämmernder Specht, oder waren's die letzten Schläge der Holzfäller, die nun auch Feierabend machten?

Die Sonne sank immer tiefer. Man konnte ihr in's glühende Angesicht sehen, ohne zu blinzeln. Jetzt schaut sie in die Fenster der Mühle dort drüben, daß sie ganz vergoldet aufleuchten!

Jetzt berührt sie den Saum der Tannenwand droben auf dem Höhenzuge — die Wipfel ragen wie zackige Spitzen in die rothe Scheibe! Jetzt ist sie dahinter versunken, aber sie liegt noch auf den jenseitigen Bergen und durchröthet den aufsteigenden Rauch der Schornsteine.

Im Thor des väterlichen Gehöftes stehen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein; das Jaköble ist acht Jahre alt, und das Elschen zählt sechse. Beide blicken mit großen, blauen Augen in die sinkende Sonne. Der Junge hat eine rothwollene Zipfelmütze tief über den Flachskopf gezogen, und dem Mädchen hat die sorgliche Mutter ein Tüchlein über den Kopf gebunden, als die Kinder durchaus hingehen wollten, den Weihnachtsstern zu sehen. Der kommt nämlich gleich hinter der Sonne her, wenn sie zur Ruh' gegangen, als müßte er die Schlafkammerthür hinter ihr schließen.

Aber der Stern wollte gar nicht kommen. Das Warten freilich war ihnen nicht schwer, denn die ganze Welt vor ihnen war ja voll Licht und Glanz, nicht bloß von der untergehenden Sonne, sondern viel mehr noch von der Weihnachtssonne, die ihnen die Seele durchleuchtete und durchglühte und erst recht strahlen sollte, wenn die andere Sonne hinabgesunken.

Vom frühen Morgen an waren sie voll unaussprechlich süßer Weihnachtsgedanken und Gefühle gewesen. Schon beim Erwachen hatte das Jaköble vor Freuden ganz merkwürdige Töne ausgestoßen, so daß Elschen, noch halb im Traum, meinte, der Hahn krähe in der Kammer. Dann hatte er ihr zugerufen: „Wach auf! wach auf! Weihnacht! Weihnacht!"

Hernach hatte die Base, die immer wegen der Gicht mit verkrümmten Händen am Ofen saß, aber eine ganz helle Stimme hatte, ein wunderschönes Weihnachtslied gesungen, das hob an:

Ueber'm Kripplein steht ein Stern,
Gießet aus den milden Schein,
Grüßet Jesum Christ, den Herrn,
Und die Jungfrau hold und rein
Hätt' doch jede Seele lind
Gottes und Marien Kind!

Dann war der Tag ganz langsam hingegangen. Die Mutter hatte mancherlei zu schaffen gehabt, und Nachmittags hatten beide mit dem Handschlitten einen Sack Weizenmehl für die Festtage aus der Mühle geholt. Das war eine lustige Fahrt! Elschen hatte sich auf den Sack gesetzt und war wie hingeflogen, dabei freilich auch einmal ziemlich unsanft heruntergeflogen — aber das war heute bald vergessen, und flugs ging es wieder vorwärts.

Als aber der Sack voll war, ging's bergan recht schwer. Bei dem Schusterhäuschen an der Ecke hielten sie ein wenig an, um zu verschnaufen. Davor standen zwei Kinder mit blassen Gesichtern und blauen Näschen und sahen recht freudlos und verzagt aus. Doch kamen sie an den Schlitten und blickten neugierig auf den schönen Mehlsack.

Es waren des Schuhflickers Kinder, Gretchen und Peterle. Ihr Vater war vor etlichen Wochen an der Schwindsucht gestorben. Sie hatten noch vier Geschwister, und ihre Mutter sollte nun für alle Brot schaffen. Das war sehr hart! „Ihr habt wohl Weizenmehl geholt?" fragte das verständige Gretchen; — „ei, ist das eine Menge!" Sie mochte wohl denken: „Hätte die Mutter nur ein kleines Töpfchen, dann könnt' sie uns auch was backen zum Fest!"

Jaköble sah die beiden armen Kinder mit seinen treuen, blauen Augen lange an und hatte allerlei Gedanken, die er aber nicht aussprach, denn sehr redegewandt war er nicht. Elschen dagegen schwatzte gern, und da sie die dünnen Kleider der armen Kinder ansah, fragte sie: „Warum zieht ihr euch denn nicht wärmer an? seht ja beide ganz blau und verfroren aus!"

Elschen wußte noch nicht, was es mit der Armuth sei; Jaköble aber wußte es schon.

Da traten dem Gretchen Thränen in die Augen; sie faßte das Peterle bei der Hand, und beide gingen still und traurig in die offene Hüttenthür.

„Du," sagte der Jakob, „das hätt'st nich sagen müssen! Sie haben's ja nich besser, sie sind ja arm!" „Ach!" erwiderte Elschen, „ist das schlimm?" Und dann zogen beide den Schlitten munter den Berg hinauf und langten mit strahlend rothen Backen und leuchtenden Augen bei der Mutter an.

Nun, da sie auf den Weihnachtsstern warteten, dachte der Junge wieder an die beiden armen Kinder im Schusterhäuschen, denn gerade da, wo der Stern kommen sollte, lag das Häuschen. Und richtig, da ist er! Oben am Rande des Schornsteins blitzt er auf! Sonderbar, wenn Rauch aus dem Schornstein aufgestiegen wäre, dann hätten sie den Stern nicht sehen können.

„Hei! wie es funkelt!" ruft Elschen. „Wie gut, daß es nicht raucht!" Jaköble sagt nichts, aber er denkt: „Wenn sie da was zu kochen hätten, dann rauchte es wohl!" Dann blickte er wieder auf den schönen Stern. Seine Strahlen tanzten ordentlich über dem kalten Schornstein. „Du," sagte Elschen, „in so 'nem Häuschen hat auch das Christkind in der Krippe gelegen, sagt die Base. Ob das Kleinste da unten auch wohl in einer Krippe liegt?"

Jakob schüttelte den Kopf, daß der Klunker an seiner rothen Mütze hin- und herflog und dachte sein Theil. Dann gingen die Kinder in's Haus. Sie setzten sich rechts vom Ofen, links saß die Base, also lag der Ofen zwischen ihnen, und die Kinder dachten, daß die Base nichts hören



Der Weihnachtsstern und die Weisen.

könnte von dem, was sie flüsterten. Der Junge redete von neuen Stiefeln, Lebkuchen und Bilderbuch, das Mädchen von einer Puppe mit gläsernen Augen und Haaren, von einer Schürze und neuen Schuhen, und dann seufzten sie, daß es gar nicht Abend werden wollte. Da rief die Base sie zu sich, sie wolle ihnen was erzählen. „Ihr denkt wohl," begann sie, „der Weihnachtsstern sei nicht größer gewesen als der Abendstern? Ihr Närrchen! halb so groß wie der Vollmond und viertel so groß wie die Sonne! Sonst hätten die Weisen im Morgenlande ihn ja gar nicht sehen können! Und alle Leute in der ganzen Welt haben ihn gesehen und ist ein großes Verwundern und Fragen gewesen, woher doch der Stern gekommen, und was er zu bedeuten habe? Aber die drei Weisen haben's ganz genau gewußt, daß der große König und Heiland jetzt geboren sei, auf den man schon seit Jahrtausenden gewartet; der liebe Gott hatte es ihnen ja kundgethan, — und darum machten sie sich auf die Reise. Das war aber 'ne sehr weite Reise. Und denkt nur nicht, das sei so gewesen, als wenn der Vater die Braunen aus dem Stalle zieht und spannt sie an den Wagen, setzt euch drauf und fährt mit euch durch die Stadt! O, nein! Auf großen Kameelen sind sie geritten, die sind noch Mal so hoch, wie die Braunen, haben lange Hälse und 'nen kleinen Kopf und inwendig im Leibe 'n Wassersack, daß sie nicht verdursten. Und bei Tage war's viel zu warm zum Reisen, so warm, als wenn ihr euch vor den Backofen stellt. Darum mußten sie immer Nachts reisen, und darum hat ihnen der liebe Gott auch gerade den Stern an den Himmel gestellt, daß er ihnen den Weg zeige. So sind sie glücklich nach Jerusalem gekommen, wo der böse König Herodes regierte. Da erfuhren sie, daß der Heiland in Bethlehem geboren werden solle, und rasch machten sie sich auf, folgten wieder dem Stern, und wo der stand, über dem armseligen Stall, da kehrten sie ein und wunderten sich gar nicht, daß ein so großer König unter so niedrigem Dach sollte geboren sein. Und nun gab's eine Freude! Da lag das Kind in einer Krippe und in Windeln gewickelt und war doch ein leibhaftiges Königskind. Der Stern vom hohen Himmel bestrahlte es so wunderhell, daß es wie in lauter Licht gebadet war, das war sein Krönlein und sein Purpur! Das wußten die Weisen auch, und darum thaten sie ihre Schätze auf und schenkten dem Königskinde Gold, Weihrauch und Myrrhen!"

Die Kinder lauschten mit angehaltenem Athem. Elschen hatte ihr Köpfchen an der Base Knie gelegt und schaute immer nach dem Fenster, wo das Abendroth verglühte und der Stern lustig flimmerte.

„Base," sagte das Kind, „der Stern über'm Schusterhäuschen ist aber auch sehr groß und schön, und drunter liegt auch ein Kind, des Peterles und des Gretchens Brüderlein; ob's wohl auch in einer Krippe liegt?"

Ehe die Base antwortete, öffnete der Vater die Thür, und die Knechte und Mägde sangen draußen auf der Diele:

Ihr Kinderlein kommet,
O, kommet doch all'!
Zur Krippe herkommet
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht.

Die Mutter hatte drüben in der besten Stube alles zurechtgemacht, und mit Jauchzen und Springen ging's hinüber. Der Vater half der kranken Base, die konnte nicht allein gehen. In der Mitte stand der Tannenbaum, recht so'n köstliches Bäumchen, wie's der liebe Gott nicht schlanker wachsen lassen kann, mit blanken Nadeln und einer Spitze, als wollte sie direkt in den Himmel hinein. Oben aber glänzte ein großer, goldener Weihnachtsstern. Wohl hingen goldene Aepfel, Nüsse und weiße Lilien in seinen Zweigen, und unter dem Baum lag alles, was die Kinder sich gewünscht: Stiefel und Schuhe, Puppe, Buch und große Packete der schönsten Lebkuchen, in blaues Papier gepackt und mit rothen Bändern umbunden; doch hingen Jakobs Augen unverwandt an dem Weihnachtsstern, und seine Gedanken gingen bunt durcheinander! Von der einen Seite kamen die Weisen angezogen mit ihren Kameelen und Schätzen, und in der Ferne sah er das Christkind unter dem Wunderstern. Und von der andern Seite kamen Gretchen und Peterle mit ihren Geschwistern, hungrig und verfroren, und unter dem Stern lag das Kleinste in der ärmlichen Wiege. Und der Weihnachtsstern oben im Tannenbaum fing an zu reden und zu singen: „Geh du auch hin, Jaköble, wo du den Stern gesehen, und bringe du auch dem armen Kinde von deinen Schätzen, das gefällt dem Christkinde! Geh' hin, Söhnlein, geh' hin!"

Da nimmt der Junge leise den größten Packen mit Lebkuchen, steckt ihn heimlich unter seine Jacke, und wie die Lichter ausgebrannt sind, nickt er noch einmal hinauf zu dem Weihnachtsstern und sagt bei sich: „Ich geh' schon, du lieber Stern, ich geh' schon!" Dann schleicht er sachte hinaus. Er will tüchtig laufen, dann ist er in zehn Minuten wieder da.

Er guckte eifrig nach dem Stern, aber der war nicht mehr da, statt dessen hob sich die volle Mondscheibe klar und still über dem Berge und füllte alles mit ihrem Licht. Der Jakob rannte aus Leibeskräften dem Schusterhäuschen zu. Ach, da war's dunkel und traurig! Morgens war die Mutter mit zwei schweren Körben auf

den Handel ausgegangen. Sie hatte Milch, Brot und kalte Kartoffeln für die Kinder zurechtgestellt, just nicht reichlich, aber es ging doch. Als es nun aber dunkelte und die Mutter nicht kam, wurden die Kinder ganz traurig; Licht konnten sie nicht anzünden, so hockten sie dicht zusammen im kalten Ofenwinkel, am schönen, hellen, heiligen Christabend. Und wenn sie gewußt, daß ihr Mütterchen unter der schweren Last zusammengebrochen und im Wirthshause, wo man sie aus Barmherzigkeit aufgenommen, auf einer Streu lag, dann wären sie noch viel trauriger geworden.

Das Kleinste in der Wiege war bisher das lustigste gewesen. Gretchen hatte ihm fürsorglich die Milch in die Flasche gethan. Dem Peterle war der Kopf auch schwer geworden, Gretchen aber saß neben der Wiege und blickte mit ernsten Augen bald in den Mondschein, bald in die Wiege, wo die Mondstrahlen dem schlafenden Brüderlein über's Gesicht huschten. Dabei summt sie: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" und horcht gespannt auf jedes Geräusch draußen, ob's nicht die Mutter sei; das Herz pocht ihr und zuletzt fängt sie an zu weinen. Sei nur getrost, Gretele, der Weihnachtsstern hat über eurem Dach gestanden, Jaköble hat's mit eignen Augen gesehn. Da — jetzt aber kommt ganz gewiß etwas! „Ei, du lieb's Mütterle, wie hast du's eilig zu deinen Kindern zu kommen!" denkt Gretchen. Da klopft's an's Fenster: „Mach' auf, Grete, mach' auf! Ich bring' dir was vom Weihnachtsstern!" ruft eine Stimme draußen.

Gretchen eilte hinaus, Peterle folgt ihr rasch, und die andern raffen sich auch auf.

„Ach, Jakob, bist du's nur? Wir meinten, es wär' die Mutter!"

Jakob hört's kaum, er ist in's mondbeglänzte Stübchen getreten. Welch' ein Unterschied, daheim und hier! „Brennt ihr denn kein Licht? Und wo ist euer Weihnachten? Und seid ihr ganz allein?" So fragt der Junge hastig, aber keiner antwortet, bis das weinende Gretchen hervorstößt: „Mutter ist ganz ausgeblieben, und wir haben nichts mehr zu essen!"

Da holt der Jakob das große Packet mit Pfefferkuchen heraus, reißt das rothe Band ab, steckt jedem einen mächtigen Kuchen in die Hand und stürzt davon! Der Junge weiß kaum, was er thut, aber eins weiß er: Die Kinder können unmöglich am heiligen Abend allein bleiben, frieren und hungern, und das alles ohne Licht! Der Weihnachtsstern hat ja über ihrem Dach gestanden!

Daheim wollten sie sich just um den Tisch zur reichlichen Abendmahlzeit setzen, da vermißten sie erst den Jungen. „Er wird in den Stall zur Bleß gegangen sein," sagt der Vater.

Da wird die Thür aufgerissen und herein stürmt das Jaköble, grad' auf den Vater los, steht mit offenem Munde, sprechen kann er noch nicht, er hat sich schier allen Athem weggelaufen, zurück ging's ja bergan.

„Kind!" sagt die Mutter, „was ist dir geschehen?" Und die Base bekommt schon das Zittern, sie kann gar nichts Außerordentliches vertragen. Jetzt allmählig kommt der Jakob zu Worte: „Da — da!" unten, im Schusterhäuschen, — wo der Stern stand! — Die Kinder — allein, im Dunkeln! Kein Vater, keine Mutter! kein Essen! — Nichts als der Mond! —"

Allgemach wards dann doch deutlicher; sie verstanden, wo Jakob gewesen, was er da gemacht, und der Base liefen die Thränen über's Gesicht, rechte Weihnachtsthränen!

Da stand der Vater auf und ging mit der Mutter still hinaus. Nach einer Weile kamen sie zurück mit Gretchen und Peterle und den andern, und ganz eingepackt trug die Mutter das Kleinste und hegte und wiegte es, als es weinen wollte. Dann setzten sie sich alle an den Tisch. Erst beteten sie: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! darauf aßen sie, daß es eine Lust war.

Spät Abends brachte der alte Bote die Nachricht von der Mutter, und die braven Bauersleute haben noch lange mitsammen berathen in der heiligen Christnacht, was dabei zu machen, und wie der Noth zu wehren sei. Indeß lagen alle Kinder in festem Schlafe beieinander, die zwei eigenen und die sechs fremden. Die Bauersfrau hat ein großes Lager aufgemacht von all' ihren dicken Federbetten, da liegen sie wie die Mäuslein im Heu! Der Jakob aber hat das Peterle fest an der Hand gefaßt und läßt auch im Schlaf nicht los.

Am Weihnachtsmorgen ganz früh hat der Bauer die Braunen eingespannt, um die arme, kranke Frau zu holen. So arg krank ist sie Gottlob! nicht gewesen, nur gar zu matt und müde, und daß der Bauer sie heimgeholt, ist ihr wie ein Wunder gewesen. Als die Kinder erwachten, ist die Mutter schon dagewesen, und während der Festtage sind alle zusammen Weihnachtsgäste geblieben beim Jaköble und Elschen!

Später aber haben auch noch andere gute Leute sich ihrer angenommen, und in Noth und Jammer ist sie nicht wieder gerathen. Das alles aber kam vom Weihnachtsstern! Drum lasset uns alle, große und kleine Kinder, aus voller Brust anstimmen:

Das ew'ge Licht geht da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein;
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht!
Kyrie eleis'!

(Deutscher Kinderfreund.)



Die Fülle der Zeit.

Von F. L. Nagler.

„Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn." Gal. 4, 4. Der Hauptmoment der Erlösung ist das Kommen Jesu in's Fleisch, seine Erscheinung in der Zeitlichkeit. Dieses ist das Wunder aller Wunder. Alles, was Gott in der Welt und an der gefallenen Menschheit thut, gehört mehr oder weniger zur Ausführung dieses einen tiefgelegten Planes; und deshalb ist das Kommen des Erlösers das große Ziel der alten, und der Ausgangspunkt der neueren Zeit, Jesus Christus, Gott geoffenbaret im Fleische, ist der große Mittelpunkt der gesammten Geschichte der Menschheit, und der einzige Schlüssel zur Lösung ihrer geheimnißvollen Räthsel. Ohne ihn bleibt Alles ein unlösbares Geheimniß, in seinem Lichte wird auch das Dunkelste erleuchtet. Fürwahr, auch in diesem Sinne ist er „das Licht der Welt".

„Was haben wir nun unter dieser Fülle der Zeit" oder Erfüllung der Zeit zu verstehen?

Nach unserem Dafürhalten ein Dreifaches: erstlich, die Zeit, welche Gott selbst in seiner Weisheit und nach seinem souveränen Willen von Ewigkeit dazu bestimmt hatte; zweitens, die Zeit, von welcher die vom Geiste Gottes erleuchteten Propheten geweissagt hatten, und drittens, die Zeit, in welcher die Verhältnisse in der Menschheit im großen Ganzen für dieses größte aller Ereignisse besonders geeignet oder günstig waren.

Unterwerfen wir diese drei Punkte einer näheren Betrachtung.

I. Der durch den souveränen Willen Gottes bestimmte Zeitmoment für die Erscheinung des Erlösers.

Warum Gott gerade die Zeit, in welcher Jesus erschien, und keine andere, dazu bestimmt hat, können wir ebensowenig wissen oder sagen, als wir wissen können, warum Gott die Welt oder den Menschen erschuf gerade zu der Zeit, in welcher er dieses that. In Bezug solcher Dinge, welche Gott als Schöpfer und Weltregenten alleine angehen, ist sein souveräner Wille absolutes und alleiniges Gesetz. Im letzten Grunde gehört also das „Was" und das „Wann" der Fülle der Zeit zu den verborgenen Geheimnissen Gottes, die unser creatürlicher Verstand nie ergründen wird.

Man könnte vielleicht sagen, daß Gott seinen Sohn eben in der Zeit in die Welt gesandt habe, in welcher die Menschheit für sein Kommen reif war. Wir geben dieses zu, wie man weiter unten sehen wird; aber man darf nicht das zur Ursache machen, was wenigstens theilweise Wirkung ist. Diese Ansicht hätte bedeutendes Gewicht, wenn Gott, wie ein müssiger Zuschauer, einfach hätte warten müssen, bis sich die Menschheit durch eigene freie Entwickelung zu einer gewissen Höhe heraufgearbeitet haben würde. Dieses ist aber nicht der Fall. Gott hat die gefallene Menschheit nicht ganz sich selbst überlassen, sondern von Anfang an fort und fort direkt und indirekt, unmittelbar und mittelbar an ihr gearbeitet und in ihr gewirkt, so daß sie mehr oder weniger unter dem Einflusse seines Geistes reifte, wie die Früchte am Baume unter dem Einflusse der Sonne.

In einer Welt, wo einmal die Sünde, das Gottwidrige Eingang gefunden hat, geschieht wohl Manches, das nicht von Gott kommt und nicht mit seinem Willen harmonirt; denn wir dürfen und können das Böse, das unter Gottes Zulassung geschieht, nicht auf Gott zurückführen, denn das würde die Verantwortlichkeit der Geschöpfe und die Gerechtigkeit des Schöpfers aufheben. Gott überwaltet Alles mit solcher Weisheit, daß selbst die Bosheit der Gottlosen in vielen Fällen, wenn nicht immer, am Ende zur Verherrlichung seines Namens und zur Erreichung seiner Zwecke beitragen muß, wie wir durch manche Beispiele aus der Schrift darthun könnten. Man denke an Josephs Brüder, an Nebucadnezar und an Andere. Wir glauben deshalb, daß, wenn Gott den Erlöser zu Anfang des vierten, anstatt des fünften Jahrtausends der Geschichte der Menschheit in die Welt hätte senden wollen, so würde er es auch sicherlich haben bewirken können, daß die Menschheit zu jener Zeit für sein Kommen reif gewesen wäre. Wir sagen deshalb noch ein Mal: Das „Wann" der Fülle der Zeit gehört im letzten Grunde zu den Geheimnissen, die sich Gott vorbehalten hat.

II. Der durch die Weissagungen der Propheten angedeutete Zeitmoment der Erscheinung des Messias.

Das soeben unter No. I. gesagte gilt auch in Bezug auf die Weissagungen der Propheten von der Zeit der Erscheinung des Erlösers. Man kann nicht sagen: Weil die Propheten von dieser besonderen Zeit geweissagt haben, deshalb mußte Jesus in dieser Zeit kommen, als ob die Weissagungen von der Zeit die Ursache von dem Kommen Jesu in dieser Zeit gewesen wären; sondern man muß sagen: Die Propheten weissagten von dieser Zeit, weil Jesus in dieser besonderen Zeit kommen sollte. Der Gott, welcher die Propheten durch seinen

Geist erleuchtete, so daß sie in die Zukunft schauen und das Kommen Jesu verkündigen konnten, war derselbe, welcher Jesum in die Welt sandte; und hätte Jesus zu einer anderen Zeit kommen sollen, so würden die Propheten auch auf eine andere Zeit hingewiesen haben.

Allerdings, als die Weissagungen da waren, so mußte die Schrift auch erfüllt werden, d. h. Christus mußte dem, was von ihm durch die Propheten gesagt war, auch entsprechen.

Unter den Propheten war es besonders Daniel, welcher von der Zeit des Kommens Jesu bestimmt geweissagt hatte. Er that dieses besonders in seiner Weissagung von den „siebenzig Wochen", Kap. 9, 24—27. Als diese Periode abgelaufen war, da ist die Zeit erfüllet gewesen, da war die Fülle der Zeit hereingebrochen, und der Erlöser erschien auf Erden.

III. Der durch die Verhältnisse in der Menschheit geeignetste Zeitmoment für die Erscheinung des Weltheilandes.

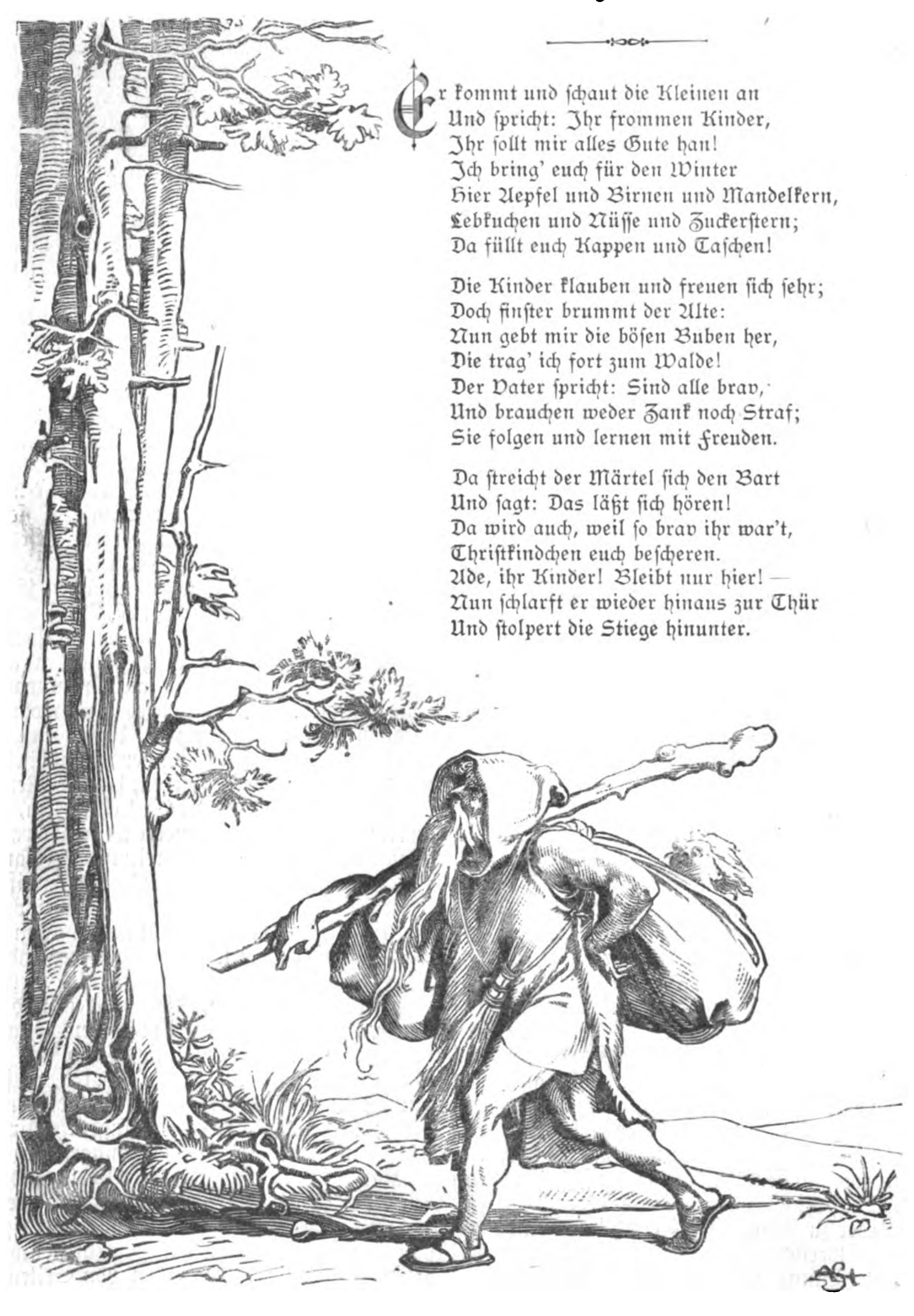
Das Schaffen und Wirken Gottes ist gewöhnlich ein allmähliges oder stufenweises; sein Plan führt vom Kleinen zum Großen, vom Niederen zum Höheren. Dieses sehen wir schon in der Schöpfung der Welt. Ein jedes Tagewerk war eine Vorbereitung für das kommende, und das Ganze eine Vorbereitung für die Erschaffung des Menschen. In allen jenen Perioden, die der Schöpfung Adams vorangingen, war doch der Mensch die Hauptsache im Plane; er war das Ziel von der Zeit an, da Gott sprach: „Es werde Licht!" bis zu dem Momente, da er sprach: „Lasset uns Menschen machen." Dasselbe Gesetz gilt auch in Bezug der Geschichte der Menschheit vom Falle im Paradiese bis zur Geburt Jesu in Bethlehem. Unter allen vorhergehenden Offenbarungen Gottes reifte die Menschheit heran, bis sie nach Jahrtausenden endlich fähig war, die letzte große Hauptoffenbarung, Gott geoffenbaret im Fleische, aufzunehmen. Als dieser Zeitpunkt gekommen war, da war in dieser Beziehung „die Fülle der Zeit" hereingebrochen.

Ein Blick über die gesammte Offenbarung der Wirkungsweise Gottes lehrt uns folgendes: Gott greift nach Verlauf gewisser Zeitperioden, deren Dauer von ihm allein bestimmt sind, auf eine besondere Weise in den Gang der Dinge oder der Geschichte ein, um dem Laufe derselben einen neuen Impuls oder eine neue Richtung zu geben, oder um sie vermittelst seiner schöpferischen Macht auf eine höhere Stufe oder Bahn zu heben oder zu leiten. Ein jedes Mal, wenn eine solche Zeitperiode abgelaufen ist, so ist in einem gewissen Sinne eine Fülle der Zeit hereingebrochen, in welcher das sogenannte Uebernatürliche in den Lauf des sogenannten Natürlichen eingreift. Ein solcher Zeitpunkt war es, als der Geist des Schöpfers über der Wüste und Leere der alten Urwelt oder Urnacht schwebte und sprach: „Es werde Licht"; ein anderer, als er nach Verlauf gewisser Schöpfungsperioden sprach: „Lasset uns Menschen machen"; ein anderer, als nach Verlauf gewisser Offenbarungsstufen der Engel des Herrn verkündigte: „Euch ist heute der Heiland geboren." Mit dem Kommen des Erlösers ward in der Menschheit wiederum ein neuer Anfang gegeben, aber auch ein neues Ziel gesetzt. Wie die Menschheit für die Erscheinung des Erlösers reifte, so reift sie nun für seine zweite Erscheinung als Richter aller Menschen. Das wird eine andere Fülle der Zeit sein, welche aber nur dem allwissenden Gott bekannt ist.

Einer der stärksten Beweise für die Göttlichkeit der christlichen Religion ist ihre erstaunlich schnelle Ausbreitung im apostolischen Zeitalter. Sie wurde den Menschen nicht mit Gewalt aufgedrungen, wie später der Muhamedanismus und theilweise auch der Romanismus; sondern ihre Annahme wurde der freien Willensentscheidung der Menschen überlassen. Auch war nichts in ihr, das dem gefallenen Menschen seiner fleischlichen Natur nach zusagte, wie dieses bei der Religion des Koran der Fall ist. Die christliche Kirche war Anfangs die an allen Enden widersprochene Sekte, Apostelg. 28, 22. Und doch breitete sie sich in kurzer Zeit von Persien bis nach Spanien aus, und erschütterte den alten Thron der Cäsaren, bis er anfing zu wanken und zusammenzustürzen. Dieses weist wohl hin auf die neue göttliche Kraft, die sich in dieser Religion offenbarte; aber können wir nicht ebenfalls hieraus den Schluß ziehen, daß die Menschheit besonders reif war für die Lehre Jesu, und daß die Verhältnisse im Römerreiche derart waren, daß sie eine solch schnelle Ausbreitung des Evangelium begünstigten? Wer wollte dieses bezweifeln.

Ein Blick auf die Verhältnisse der Menschheit zur Zeit des Lebens Jesu eröffnet uns ein fast unübersehbares Gebiet. Die drei bedeutendsten Völker, die in dieser Beziehung in's Gewicht fallen, sind die Juden, die Griechen und die Römer. Bedenkt man ihre religiösen, sozialen, politischen u. s. w. Verhältnisse, und wie dieselben wurden, was sie damals waren, so sieht man die Unmöglichkeit, all dieses in den engen Rahmen eines Aufsatzes zu drängen. Wir begnügen uns deshalb die Andeutungen gegeben zu haben und schließen mit den Worten des berühmten Kirchenhistorikers Neander: „Jede der drei welthistorischen Nationen sollte auf eigenthümliche Weise dazu wirken, dem Christenthume Boden zu bereiten; die Juden von Seiten des religiösen Elements, die Hellenen von Seiten der Wissenschaft und Kunst, die Römer als Weltherrscher von Seiten des politischen Elements."

Sanct Nicolaus.



Er kommt und schaut die Kleinen an
Und spricht: Ihr frommen Kinder,
Ihr sollt mir alles Gute han!
Ich bring' euch für den Winter
Hier Aepfel und Birnen und Mandelkern,
Lebkuchen und Nüsse und Zuckerstern;
Da füllt euch Kappen und Taschen!

Die Kinder klauben und freuen sich sehr;
Doch finster brummt der Alte:
Nun gebt mir die bösen Buben her,
Die trag' ich fort zum Walde!
Der Vater spricht: Sind alle brav,
Und brauchen weder Zank noch Straf;
Sie folgen und lernen mit Freuden.

Da streicht der Märtel sich den Bart
Und sagt: Das läßt sich hören!
Da wird auch, weil so brav ihr war't,
Christkindchen euch bescheren.
Ade, ihr Kinder! Bleibt nur hier! —
Nun schlarft er wieder hinaus zur Thür
Und stolpert die Stiege hinunter.

Ein Engel in einem Ueberrock.

Frei nach dem Englischen von G. G.



Nun, es thut mir sehr leid, aber ich habe das Beste für Sie gethan, das man unter den Umständen thun kann."

Es war der Wagenführer eines Schnellzuges auf einer östlichen Eisenbahn, welcher diese Worte an einen Reisenden richtete, der mit der Taschenuhr in der Hand an der Thüre stand, als der Zug langsam in den Bahnhof von Boston fuhr.

„Ich bezweifle das keinen Augenblick," lautete die Antwort. „Sie können gewiß nicht für die Verspätung des Zuges beschuldigt werden. Der andere Zug wird wohl schon abgefahren sein?"

„Ohne Zweifel, die Zeit der Abfahrt ist schon längst vorüber."

„Und wann fährt der nächste Zug ab, welcher Anschluß nach Cincinnati hat?"

„Nicht vor morgen früh."

„Nun, das ist für mich entscheidend. Danke Ihnen sehr." Mit diesen Worten stieg Herr Haliburton Todd vom Zuge ab und ging mit seinem Handkoffer langsam durch die Reihen der laut schreienden Miethkutscher hindurch. Er war ein zu guter Philosoph, als daß er sich über den schweren Regenerguß der letzten Tage geärgert hätte, welcher die Verspätung des Zuges verursacht hatte; immerhin aber sah er sehr niedergeschlagen aus und seine Augen verriethen Spuren der tiefsten Rührung. Er war eine imponirende Gestalt, fünfundvierzig Jahre alt, mit dunklem Haar und Vollbart, der schon längst sich grau zu färben begann, blauen Augen und frischem Aussehen.

Onkel Hal — so nannten ihn die Knaben und Mädchen weit und breit — war auf der Reise, einem Familienfeste, welches am Christtag Abend in Cincinnati gefeiert werden sollte, beizuwohnen. Alle seine verheiratheten Brüder und Schwestern hatten versprochen, sich mit ihren Familien einzustellen. Für ihn aber war es jetzt unmöglich, an dieser Festlichkeit Theil zu nehmen. Das Fest würde vorüber sein und die Gäste sich wieder zerstreut haben, ehe er die „Westkönigin" erreichen könnte. Es blieb ihm also nichts übrig, als in der fremden Stadt Boston Weihnachten zu feiern. Unter anderen Gefühlen hätte er sich in einer Kutsche oder im Straßeneisenbahn-Wagen in die Stadt fahren lassen. Jetzt aber verzichtete er auf beides. Fröhlich gesinnte Leute mögen fahren, traurig gestimmte gehen lieber einsam des Weges. Er wollte wenigstens den Versuch machen, seine große Täuschung einigermaßen hinwegzumarschiren.

Herr Todd ging eine Geschäftsstraße entlang. Welch' ein Thun und Treiben der wogenden Menschenmenge nimmt er hier wahr! Jedermann ist in der Eile, sich auf den Festtag vorzubereiten. „Wer kaufen will, muß heut' noch kaufen, denn morgen ist Bescheerungstag," schien ihm auf jedem Angesichte geschrieben zu stehen. Der Anblick interessirte ihn dermaßen, daß er seinen Kummer vergaß und zu sich sprach: „Wie viele Menschen sind doch heute in Gedanken und in Arbeit vertieft, wie sie Andern morgen eine Freude bereiten könnten. Und wie glücklich sind doch diese Leute heute schon! Wie oft hört man sagen, daß Christtag der glücklichste Tag des ganzen Jahres sei; ist dem aber so in der That? Ist es nicht der Tag vor Weihnachten?"

Während Herr Todd sich mit diesen Gedanken beschäftigte, bemerkte er zwei Kinder vor einem Engros-Kleiderladen, die sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Die Kinder, ein Mädchen von zwölf und ein Knabe von zehn Jahren, waren ärmlich aber reinlich gekleidet.

„Wie viel hast du bekommen, Ruby?" frug der Knabe, als das Mädchen die Thür des Ladens hinter sich zuzog.

„Blos sieben Dollars," antwortete das Mädchen, während sie einen schweren Seufzer zu unterdrücken suchte. „Es waren vier Dutzend Nachthemden, wie du weißt, und der Macherlohn ist zwei Dollars das Dutzend; aber der Fabrikant sagte, die Arbeit sei nicht gut gemacht, daher zog er einen Dollar vom Lohne ab."

„Der Fabrikant sagt eine Unwahrheit," rief Ben höchst entrüstet aus, „und ich gehe sogleich hinein und sage es ihm."

„Ach nein," erwiderte Ruby, „das würde ja gar nichts nützen. Der Fabrikant würde dir kein Gehör schenken, und am Ende bekämen wir keine Arbeit mehr von ihm. — Aber die Arbeit war doch gut gemacht, wenn wir schon der Mutter geholfen haben; denn du hast recht schön auf der Maschine genäht, und Mama sagte, die Knopflöcher, die ich nähte, seien eben so gut, als wenn sie sie selbst genäht hätte, denke dir doch nur einmal, Ben, wir Drei haben in zwei Wochen harter Arbeit blos sieben Dollars verdient."

„Jetzt können wir morgen kein Turkeydinner haben," meinte Ben mit trauriger Miene.

„Ach nein," erwiderte Ruby. „Ich sah einen

fetten jungen Welschhahn drüben im Eckladen für ein und einen halben Dollar, aber du weißt, wir müssen zwei Dollars für Hausmiethe zur Seite legen, und nächste Woche müssen wir Kohlen kaufen. Ich bin gewiß, Mama wird uns sagen, daß wir diesmal keinen Welschhahn für Weihnachten kaufen können."

„So laß uns denn weiter gehen," sprach Ben, während er voll Unwillen dem eisernen Schild von „Seligmann & Co." einen Fußtritt versetzte.

Herr Todd hatte seine Täuschung ganz vergessen, während er der Unterredung dieser beiden Kinder lauschte. Er folgte ihnen auf der Straße, in der Erwartung, noch weiteres zu hören, wodurch er einen Einblick in die Geschichte dieser Familie gewinnen könnte. Sie gingen an verschiedenen Kaufläden vorbei, prächtige Sachen aller Art nebst Leckereien waren in den Fenstern ausgestellt, doch hielten die Kinder sich nirgends lange auf. Auf einmal erblickte Herr Todd eine große mit fetten kolorirten Buchstaben angebrachte Anzeige, welche das Oratorium des Messias in der Musikhalle am Dienstag Abend, den 24. Dezember, verkündigte. Die Anzeige versprach, daß Herr Lang die Orgel spielen würde, daß das Orchester unter der Leitung von Theodor Thomas stünde; als Solisten folgten die Namen von Frl. Thursby und Carey, der Herren Franz Remmertz, Myron Whitney und Andere mehr.

„Das ist es!" sprach Herr Todd zu sich selbst. Jetzt wußte er, wie er den Abend zubringen wollte und er versprach sich eine genußreiche Zeit in dieser großen, fremden Stadt.

Während Herr Todd die Anzeige liest, bemerkt er, daß die beiden Kinder Ruby und Ben ebenfalls in dieselbe vertieft sind.

„Das sind doch merkwürdige Kinder," dachte er bei sich selbst, „die an der Anzeige eines Oratoriums ein solches Interesse offenbaren? Wäre es eine Circusanzeige, dann würde ich mich nicht wundern."

„Wie gern würde ich heute Abend den Messias hören," meinte Ruby.

„Ich aber auch!" fiel Ben ein, indem er die Antwort durch einen langen, tiefen Pfiff abrundete.

„Erinnerst du dich noch jener Nacht, als wir mit Papa und Mama in's Concert gingen, um Fräulein Nilsson singen zu hören? Fräulein Carey war auch da. Fräulein Nilsson sang das Lied: Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n."

„Ja, ich erinnere mich wohl," erwiderte Ben, „Mama hat es nachher oft gesungen. Und erinnerst du dich noch des Franzosen, der die Violine spielte? Wie hieß er doch; Blau Tom, oder so etwas."

„Vieuxtemps," erwiderte Ruby lachend, die des Französischen etwas kundig war.

„Ja, ja, das ist der Name, der konnte aber den Bogen streichen und die Violine tanzen machen, ei, ei," und der Junge drückte seinen Korb an die Schulter, während er mit dem Bogen, den er sich dachte, eine Roulade auszuführen versuchte. „Wir hatten doch gute Zeiten zu Hause," fuhr Ben fort, „als Mama auf dem Piano spielte und Papa mit der Violine sie begleitete."

„Sei still, bitte," fiel Ruby dem Ben in's Wort. Ihr Herz war so zart und voll, daß sie die Erinnerung an das frühere Glück im elterlichen Hause nicht ertragen konnte. Und die Kinder gingen stillschweigend weiter. Ruby hatte unterdessen ihre Thränen abgewischt, und Herr Todd hörte, wie sie leise vor sich hin die schönen Worte sang:

„Engel kommt, schwingt eure Flügel,
Traget mich auf Tabor's Höh'n,
Wo auf dem Verklärungshügel
Alle Schmerzen schnell vergeh'n."

Als Herr Todd diese Worte hörte, sprach er bei sich selbst: „Ich weiß es wohl, die Engel tragen keine Ueberröcke und keinen grauen Bart, aber ich möchte doch so gerne Engelsdienst an diesen lieben Kindern versehen und ihnen eine Weihnachtsfreude bereiten."

Während er so dachte, gingen die Kinder in die Halle eines großen Tenementgebäudes. Er schaut ihnen nach, wie sie im zweiten Stock eine Thür öffnen und eintreten.

Herr Todd war schon am Hause vorbeigegangen, da wendet er sich entschlossen um und klopft an die Thür, welche er die Kinder öffnen sah.

Der kleine Ben öffnete sie sofort dem fremden Manne.

„Entschuldige," sprach dieser, „ich bin ein Fremdling hier, aber ich möchte doch deine Mama einen Augenblick sehen, wenn sie nicht zu beschäftigt ist."

„Treten Sie herein," lautete eine Stimme aus dem Zimmer; es war die Mutter der beiden Kinder, die wir kennen lernten. Ihr Gesicht war bleich und mager, doch verriethen ihre Züge Ruhe und Entschlossenheit.

„Es ist eine eigenthümliche Sache, die mich zu Ihnen führt, Madame," sprach Herr Todd, „doch hoffe ich, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen werden. Ihre beiden Kinder verriethen heute Morgen, daß sie Musik und Gesang überaus hochschätzen. Eine Anzeige des Messias hat sie sehr interessirt. Ich komme nun zu Ihnen mit der Bitte, Ihre beiden Kinder heute Abend nach der Musikhalle begleiten zu dürfen."

„O, Mama!" rief Ben mit lauter Stimme aus. Ruby schwieg, schaute aber die Mutter mit bittenden Blicken an.

Die Mutter erwiederte dem Fremden: „Ihr Anerbieten ist gewiß anerkennungswerth und Sie könnten meinen Kindern keine größere Freude bereiten, aber . . . .“ und die Mutter hielt mit ihrer Rede inne.

„Nicht wahr,“ ergriff Herr Todd das Wort, „Sie wollten hinzusetzen, aber ich kenne Sie nicht. Das ist wahr und keine verständige Mutter vertraut ihre Kinder einem fremden Manne an. Hier ist meine Karte. — 'Todd & Templeton, Mattawamkeag, Maine,' — Doch das ist nicht genügend. Doch wir wollen sehen, ob wir uns nicht zurechtfinden und ausweisen können. Wie heißt Ihr Prediger?“

„Wir gehören zur St. Matthäus Kirche, unser Prediger heißt Braun.“

„Was ist sein Vorname.“ „Johannes, glaube ich.“ „Johannes Braun!“ rief Herr Todd aus. „Ich kenne einen Prediger dieses Namens. Ich kenne ihren Prediger, seit fünf Jahren hat er jeden Sommer mich oben im Staat Maine besucht, wo er einige Wochen im Walde mit Fischen im kleinen See zubrachte. Wo wohnt Pfarrer Braun?“

„Ich weiß es,“ rief Ben aus, „No. — neben der Kirche an der — Straße,“

„Schön,“ erwiederte Herr Todd. „Nach dem Mittagessen schicken Sie ihren Ben zum Prediger, um zu erfahren, ob er mich empfehlen kann. Ich werde ihn unterdessen besuchen. Sind Sie bereit, im Fall der Prediger mich kennt, auf sein Wort hin Ihre Kinder mit mir in die Musikhalle gehen zu lassen?“

„Ich wüßte keinen Grund anzugeben, warum ich sie nicht gehen lassen sollte, Sie sind doch sehr gütig.“

„Blos gütig gegen mich selbst,“ antwortete Herr Todd, „aber ich bin doch genöthigt, Ihren Namen zu erfragen?“

„Johnson.“

„Danke Ihnen sehr. Um halb acht Uhr heute Abend werde ich wieder vorsprechen, Adieu.“

Als Herr Todd zum Hause hinausging, bemerkte er, daß das nächste Zimmer unbewohnt ist. Ein Glaser war eben beschäftigt, eine Fensterscheibe einzusetzen. Es war ein schmuckes Zimmer, das eben renovirt worden war. Es gehörte eigentlich zum Zimmer, in welchem Frau Johnson wohnte und war mit demselben durch eine Thüre verbunden.

„Ist dieses Zimmer vermiethet,“ frug Herr Todd den Glaser. „Nein,“ lautete die Antwort. „Wo wohnt der Agent?“ „No. sieben Court Straße.“

Warum Herr Todd diese Erkundigung einholte und wo er in der nächsten Stunde sich aufhielt, wollen wir jetzt noch nicht erfragen. Wir wollen ihm nicht folgen und alles erforschen. — Gegen Mittag finden wir Herrn Todd im Studirzimmer des Predigers Braun, welchem er in Kürze erzählt, was seine Absicht ist mit zwei seiner kleinen Kirchenmitglieder zu thun.

„Das sieht Ihnen doch nicht ähnlich,“ rief der Prediger aus. „Wer aber sind diese Kinder?“

„Sie heißen Johnson und wohnen in der — Straße.“

„Ach ja,“ erwiederte der Prediger, „der Vater dieser Familie war Kapitän eines Handelsschiffes, das nach Afrika fuhr, doch das Schiff ging scheitern vor einem und einem halben Jahre. Man hat von der Mannschaft auch nicht ein Wort vernommen, vom Schiff hat man blos den Theil gefunden, welcher den Namen seiner Tochter „Ruby“ trug; denn nach ihr wurde das Schiff genannt. Vor der Krisis kaufte er ein Haus, bezahlte die eine Hälfte des Kaufpreises und für die andere Hälfte stellte er eine Hypotheke aus. Als der Mann aber nicht heim kam, und das Haus unter dem Hammer verkauft werden mußte, brachte es kaum die Summe der Hypotheke. Seit einem Jahr wohnt Frau Johnson zur Miethe und ernährt sich und ihre Kinder durch Näharbeit. Sie müssen sehr arm sein. Doch klagen sie nie, und schlagen sich so gut es eben geht durch, ohne auf anderer Leute Hülfe Anspruch zu machen. Sie aber, Herr Todd, scheinen ihnen doch vorgekommen zu sein?“

„Ach nein, ein solcher Strateget bin ich nicht, ich will blos Louise Carey und Myron Whitney heute Abend mit den Ohren jener beiden Kinder singen hören, das ist alles. Haben Sie die Güte, ein Empfehlungsschreiben an die Mutter zu richten, der Knabe wird es heute Nachmittag holen wollen.“

„Von Herzen gerne,“ erwiederte der Prediger.

Unser Freund Todd verschwindet wieder. Alles was wir von ihm wissen, ist, daß er im Hotel dinirte und ein Telegram nach Cincinnati sandte, daß er dem Familienfeste nicht beiwohnen könne, indem der Eisenbahnzug sich verspätete. Er schrieb einige Briefe an seine kleinen Neffen und Nichten und wünscht ihnen fröhliche Weihnachten. Die Einlaßkarten für das Fest waren besorgt und er wartete der Zeit ab, bis er die Kinder abholen könnte.

Im Hause der Frau Johnson war reges Leben. Ihr Prediger überreichte dem kleinen Ben ein zufriedenstellendes Empfehlungsschreiben, welches der Junge unter Frohlocken nach Hause trug. Die Kinder konnten kaum warten, bis die Zeiger der Uhr auf halb Acht standen. Zur bestimmten Zeit stellte sich Herr Todd ein, welcher von der Mutter der Kinder bewillkommt wurde mit den Worten: „Dies war ein Tag spannender Erwartung für meine Kinder, die sich königlich freuen, einmal wieder zur Musikhalle gehen zu dürfen. Beide liebten von Kind auf Gesang und Musik auf eine leidenschaftliche

Weise. In letzter Zeit aber hatten sie wenig Gelegenheit, solchen Festen beizuwohnen."

Die Musikhalle war zum Erdrücken angefüllt, Kein Sitz blieb leer, sogar aller Stehraum im großen Saal war eingenommen von den Freunden der himmlischen Kunst, vor der großen Orgel saß das Orchester aus 150 Musikern bestehend, zu beiden Seiten waren Sitze pyramidenartig für den Chor von achthundert Stimmen angebracht. Theodor Thomas, der Dirigent, hatte bereits seinen Stand eingenommen.

Händels Meisterwerk, der Messias, das war das Thema für diese Christnacht. Juden und Christen, Ungläubige und Fromme saßen aneinandergereiht, um dieses Kunststück zu hören. Herr Todd hörte heute Abend mit sechs Ohren. Und welch eine Augenweide war es für ihn, Ruby und Ben zu beobachten, wie sie so begierig und entzückt lauschten. Das Tenorsolo: „Tröstet, tröstet mein Volk," machte einen erhabenen Eindruck, und der Baß: „Wer wird den Tag deiner Zukunft erleiden mögen," griff durch. Die ganze Versammlung wogte hin und her, als der volle und großartige Chorus anstimmte: „Uns ist ein Kind geboren," und das Solo: „Es waren Hirten auf Bethlehems Fluren," „Ehre sei Gott in der Höhe," ergriff jedes Herz, während der Chorus „Sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht," den ersten Theil des Messias abschloß, unter dem Beifall der ganzen Menge, die hier versammelt war.

Der zweite und dritte Theil machte einen nicht minder gewaltigen Eindruck. Ruby und Ben vergaßen alle Leiden. Sie sind überglücklich und gehen in diesem Gefühle spät in der Nacht an der Hand ihres Freundes Todd sicher nach Hause.

„O, Mama," rief Ben aus, als sie ihn zu Bette brachte, „wärest du doch nur auch da gewesen, ich war so voll, daß ich den Mund zuhalten mußte, ich meinte, ich müßte vor Freude zerspringen, so voll war ich. Als das Solo gesungen wurde — wie heißt es, Ruby?" — „Ich, Ich, — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt?" ja, das ist es, und ich glaubte, mein Herz würde zu schlagen aufhören, so entzückt war ich."

„Mir aber," fiel Ruby ein, „hat das Solo von Frl. Carey noch besser gefallen: „Er war der allerverachtetste und unwertheste, er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg." Nicht wahr, Mama, dieser verachtetste Jesus liebt auch uns in unserer Armuth?"

„Gewiß, mein Kind, er ist auch unser Freund, laßt uns nur ihm vertrauen, er wird alles wohl machen. Doch es ist jetzt hohe Zeit, daß ihr einschlaft, morgen könnt ihr mir mehr erzählen."

Der Morgen fand die Kinder im tiefen süßen Schlaf. Die Mutter schaute ihre beiden Lieblinge an, und wollte leise aufstehen. Ruby aber erwachte sofort, schlang ihre beiden Arme um ihren Hals, wünschte der Mutter fröhliche Weihnachten und fuhr in leisem Tone fort: „O, Mama, ich hatte einen wunderschönen Traum letzte Nacht, und ich muß ihn dir erzählen, ehe du aufstehst. Mir träumte, wir standen am Meeresufer, viele Menschen waren um uns her versammelt. Auf einem hohen Felsen stand Frl. Carey und sang mit einer himmlischen Stimme: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken," und als sie an die Stelle kam, wo es heißt: „Und in den letzten Tagen wird er auf der Erde stehen." Da kam unser lieber Papa aus dem Wasser herauf und lief auf demselben dem Ufer zu, und Herr Todd ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zu uns; und als er auf uns zukam und dich umarmen wollte, da erwachte ich. O, Mama, hätten wir doch unsern Papa noch." Und Ruby barg ihr Gesicht im Kissen und erstickte ihre Seufzer und Thränen. Die Mutter aber, beklommen wie ihr Herz auch war, faßte sich und tröstete ihre Tochter, wie eben nur eine Mutter trösten kann.

Auf einmal erblickte Ruby neben dem Bette auf ihrem Stuhl etwas Unerwartetes. Schnell sprang sie auf mit der Frage: „Wem gehören denn diese schönen Sachen?"

„Sie sind dein," erwiderte die Mutter.

„Sieh' einmal, Ben, o Mama, wer hat denn diese Sachen gebracht? Ben! sieh, hier ist ja auch was für dich!"

Der kleine Ben sprang mit einem Satze aus dem Bette an seinen Stuhl, nahm alles in den Arm und hüpfte zurück in's Bett. Da war ein Buch, ein seidenes Taschentuch, für die beiden, Ruby hatte einen schönen Nähkorb und Ben eine kleine Kiste voll Handwerkszeuge, an Back- und Zuckerwerk fehlte es auch nicht, und eine Nummer von einer Monatsschrift, für das ganze Jahr bezahlt, war auch da.

„Wer brachte uns diese Geschenke, Mama?" frugen beide zu gleicher Zeit.

„Euer Freund Todd hatte diese Packete unter seinem Ueberrock gestern Abend, auf dem einen Packet stand geschrieben: „Für den Knaben," auf dem andern: „Für das Mädchen."

„Warum macht denn der Mann solche Sachen?" frug Ben weiter.

„Weil er uns beglücken will," antwortete die Mutter, „er ist wahrscheinlich einer der Männer, von denen die Engel auf Bethlehems Fluren sagen: „Und den Menschen ein Wohlgefallen."

„Wenn er hier wäre," meinte Ben, „dann würde ich ihn küssen. Wird er nicht wieder herkommen?"

„Vielleicht wird er noch einmal vorsprechen, er sagte mir, daß er nicht vor Abend nach Hause kehren wird."

Auf einmal ließ Ruby alle ihre schönen Sachen zur Erde fallen, umarmte ihre Mutter und sprach unter einem Strom von Thränen: „Ach du gute, süße Mutter du, du hast ja gar nichts bekommen, warum hat man denn dich auch ganz und gar vergessen?"

„Gieb dich nur zufrieden, mein Kind, euer Glück macht mich fröhlich. Getheilte Freude ist doppelte Freude. Vielleicht hat das Christuskind auch noch eine Freude und reiche Bescheerung für mich."

Schnell vergingen die Morgenstunden unter dem Jubel und der Erzählung vom Oratorium der vergangenen Nacht.

„Jemand zieht in das nächste Zimmer," bemerkte Ben, welcher von einem Auftrag nach Hause kam. „Ein Mann trug einen Tisch und Stühle herein; eine sonderbare Zeit umzuziehen!"

„Sie werden aber auch Weihnachten feiern," erwiderte Ruby, „ich sah, wie sie Immergrün und Guirlanden brachten."

Die Mutter hatte sich mit den Kindern verständigt, daß das Mittagsmahl heute später als sonst eingenommen werden sollte. Waren sie auch nicht im Stande, einen Welschhahn zu kaufen, so hatten sie doch ein Huhn als Braten für Mittag, und mit Nüssen und Apfelsinen versprachen sie sich einen guten Nachtisch. Sie brachten einige Stunden am vorderen Fenster zu, ihre schönen Bücher betrachtend, die Herr Todd ihnen brachte; und die Mutter las den Kindern eine Erzählung aus der Monatsschrift vor, welche alle drei außerordentlich fesselte. Die Mutter saß dicht am Fenster, Ben saß neben ihr und ruhte seinen Arm auf der Mutter Schooß, während er sie unverwandt anschaute, und Ruby saß der Mutter gegenüber. Es war ein lieblicher Anblick für die Vorübergehenden, die die Scene in Augenschein nahmen.

Um halb ein Uhr verließ Herr Todd das Hotel und schlug den Weg ein nach der Wohnung von Frau Johnson. Am Scollays Square sieht er einen Mann an der Ecke unschlüssig stehen, der bald sein Angesicht nach der einen Richtung und dann wieder nach der andern wendete. Der Mann war offenbar in großer Verlegenheit. Als Herr Tod dem Manne näher kam, erblickte er in ihm einen alten Kameraden, den er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte.

„Hallo, hallo, Brad! Bist du es, den ich hier so unerwartet treffe!"

„Ist es möglich, Hal Todd?"

„Ja, ja, das ist mein Name. Wie aber in aller Welt kommst du hier her? Nicht wahr, seit fünfzehn Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen?"

„Ja, so lange wird es her sein," erwiderte Brad.

„Wo hieltest du dich denn auf, und wie kommst du nach Boston?"

„Ach, ich bin in großer Verlegenheit. Wie du weißt, war ich seit Jahren auf der See. Vor zwei Jahren erlitt ich Schiffbruch an der Westküste Afrikas. Ich erreichte das Ufer, fiel aber in eine schwere Krankheit, in welcher ich wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte. Monate vergingen, ehe ich meine Heimreise antreten konnte. Als ich nach Benguela kam, mußte ich einige Monate auf ein Schiff warten, das nach Amerika fuhr. Nach einer langen und gefahrvollen Reise kam ich heute morgen endlich in Boston an; sogleich suchte ich meine Familie auf, von der ich in zwei Jahren nicht ein Wort gehört hatte. Als ich aber an das Haus kam, welches ich vor zwei Jahren den Meinen kaufte, fand ich es von fremden Leuten bewohnt. Man sagte mir weiter, das Haus sei unter dem Hammer verkauft worden. Als ich nach meiner Familie frug, hieß es, Niemand wisse, wo sie hingezogen sei. Ich suchte die Nachbarn auf, die ich kannte, aber ich konnte von meiner Familie auch nichts ausfindig machen. Ich werde ohne Zweifel erfahren, wo die Meinigen wohnen, aber wie und wie bald — das ist die Frage." Und der von manchem Sturm gepeitschte Mann wischte sich die Thränen aus den Augen.

Herr Todd hörte dieser Erzählung seines Freundes mit großer Spannung zu. Der Gedanke durchblitzte ihn, daß er am Ende heute der Familie, die er kennen gelernt hatte, noch weitern Engelsdienst versehen könnte. Er frug daher: „Wie groß ist deine Familie?"

„Ein Weib und zwei Kinder, wenn sie noch am Leben sind, und ich sage dir, Hal, ein gutes Weib, und die Kinder können singen wie die Lerchen. — Es ist doch hart, daß ich heute so traurige Weihnachten feiern muß."

„Fasse Muth, Brad, deine Familie wird schon zu finden sein, und vielleicht recht bald. Laß uns einmal ein Nachfrage-Bureau aufsuchen."

Herr Todd führte seinen Freund vor das Haus, wo wir Frau Johnson mit ihren Kindern am Fenster im Lesen vertieft zuletzt gesehen hatten. Er blieb vor demselben stehen und machte die Bemerkung: „Wir werden dein Weib und deine zwei Kinder bald sehen. Bist du gefaßt genug, sie jetzt zu erblicken, Brad?" Mit diesen Worten richtete Herr Todd sein Gesicht in die Höhe. Sein Freund folgte seinen Blicken — — im Nu wollte er die Treppe hinaufstürzen, allein Herr Todd faßte ihn am Arm mit den Worten: „Ueberrasche dein Weib nicht zu sehr, es könnte ihr Schaden bringen. Laß mich zuvor hinaufgehen und sie auf dein Kommen vorbereiten."

„Du hast recht, Hal, aber mache es doch ja kurz, denn ich kann kaum warten, bis ich die Meinigen wieder begrüßen darf."

Herr Todd klopfte an die Thür. Als Ben dieselbe geöffnet hatte, riefen beide Kinder sofort: „Wir danken Ihnen tausendmal, Herr Todd." Dieser aber unterbrach die Kinder, indem er sich mit den Worten an die Mutter wandte: „Ihr Prediger erzählte mir Einiges aus Ihrer Vergangenheit, als ich ihn gestern besuchte. Wie lange ist es her, seit Ihr Mann zur See ging?"

„Mehr als zwei Jahre."

„Haben Sie keine Nachricht von Ihrem Mann in dieser Zeit erhalten?"

„Nein, Nichts als daß das Schiff mit der ganzen Mannschaft unterging." Als Frau Johnson diese Antwort gab, erbleichte ihr Gesicht.

Herr Todd fuhr fort: „Fassen Sie sich, Madame. Obgleich Sie nichts vom Schiffe gehört haben, bin ich doch nun im Stande, Ihnen Nachrichten zu bringen. Soeben traf ich einen alten Freund, der sich auf dem Schiffe befand. Ich brachte ihn hierher und er kann Ihnen alle Auskunft geben."

Mit diesen Worten öffnete Herr Todd die Thür, und Bradford Johnson — der Vater dieser Familie — trat ein.

Die Scene, welche nun folgte, wollen wir nicht beschreiben. Herr Todd ging leise die Treppen hinab, auch er wollte die lange getrennte und nun wieder vereinigte Familie in ihrer Freude nicht stören. — —

Nach einer Stunde schlich sich Ben zur Mutter hin und flüsterte ihr leise in's Ohr: „Mama, ist es denn nicht bald Mittagszeit?"

„Ach ja, mein Sohn. In unserer großen Freude haben wir alles Andere vergessen. Und," fügte sie langsam hinzu, „ich befürchte, unser Hühnerbraten ist ganz verdorben."

So war es auch. Beim Oeffnen des Backofens stellte es sich heraus, daß der Braten zu Kohlen verbrannt war.

„Nun," meinte die Mutter, „wir werden schon etwas als Ersatz herstellen können."

Während die Mutter noch redete, klopfte es an der Thür, die zum nächsten Zimmer führt. Mutter und Kinder schauten sich verwundert an.

„Was mögen wohl die Nachbarn, die eben heute Morgen eingezogen, von uns schon wollen?" frug die Mutter den heimgekommenen Vater, der aufgestanden war, um die Thür zu öffnen.

„Das Essen ist fertig. Treten Sie ein, treten Sie ein," lautete die Begrüßung.

„Wessen Essen?"

„Ihr Essen," erwiderte der schwarze Koch mit weißer Schürze. „Ihr Essen, das heute morgen bestellt wurde."

„Wer hat es bestellt?" frug Herr Johnson.

„Ein Herr in einem langen, grünen Ueberrock."

„Wieder eine Ueberraschung, und zwar von deinem Freunde Todd," fiel die Mutter ein.

Und so war es auch. Herr Todd hatte gestern das Zimmer gemiethet und das Weihnachts-Mittagessen auf zwei Uhr bestellt. Ein großer Welschhahn dampfte auf dem Tisch mit allem Zubehör für einen Weihnachtsschmaus. Wie glücklich war diese Familie, während sie die erste Mahlzeit nach jahrelanger Trennung mit einander aß. Freudenthränen flossen und Dankgebete stiegen zu Gott, dem Geber aller guten Gaben empor.

Während des Essens frug Ruby mit tiefstem Nachdenken: „Papa, ist es denn wahr, hast du Herrn Todd schon als Knabe gekannt?"

„Gewiß, meine Tochter. aber wie kommst du zu dieser Frage?"

„Ach, ich glaubte nicht, daß Herr Todd ein wirklicher Mann sei. Ich hielt ihn für einen Engel im Ueberrock!"

Kaum hatte Ruby ausgeredet, da trat Herr Todd wieder ein, welcher sofort von den Kindern förmlich überfallen und mit Küssen bestürmt wurde. Unter Lachen und Thränen erzählte man ihm, daß Ruby ihn für einen Engel gehalten hätte.

„Nun," meinte Herr Todd, „vielleicht bin ich ein Engel; mir aber ist es nicht bewußt. Ich weiß blos, daß ich ein Holzhändler bin; ich bin gekommen, Lebewohl zu sagen und euch einzuladen, mir nächsten Sommer einen Besuch abzustatten."

Bilder aus der neuen Evangelischen Bewegung in Deutschland.

Von

C. Weiß in Berlin.

Allgemein bekannt ist es, daß Berlin hinter andere Städte, was Religion betrifft, weit zurücksteht. Allein kaum glaubt man uns, wenn wir constatiren, daß Berlin mit seinen 1,220,000 Einwohnern, unter welchen weit über eine Million Evangelische sind, nur 49 Kirchen mit zusammen 40,000 Sitzplätzen und kaum 30,000 Kirchgängern zählt. Es sind im Ganzen 100 Pastoren da, von welchen nur eine kleine Zahl das Evangelium predigt. Diese treuen Zeugen stehen hülflos den großen Parochien von 20—60,000 Seelen gegenüber da, und sind derart mit Amtsgeschäften

Denn dies ist das Brod Gottes
das vom Himmel komt u. giebt
der Welt das Leben. Joh. 6.33.

K. OERTEL SC.

Speise mich mit Himmelsmanna
In dem Elend dieser Zeit,
Sei mein Schwert und Schild und Banner,
Sonne der Gerechtigkeit.

(Aus Concordia.)



überladen, daß an Hausbesuche, Krankenbesuche, an eine regelrechte Seelsorge gar nicht zu denken ist. Wie ein Held arbeitete Hofprediger Stöcker, um die untern Klassen von der einen noch zugänglichen Seite, der social-religiösen Seite zu erfassen und es ist ihm auch gelungen, eine schöne Anzahl Arbeiter dem Christenthum wieder geneigt zu stimmen. „Früher", so sagte mir einer, „habe ich nichts geglaubt, seit ich Herrn Hofprediger Stöcker gehört habe, möchte ich glauben können." — So stehen jetzt Viele. Eine wichtige Versammlung fand dieser Tage hier statt, von welcher wir berichten möchten.

Die Freunde der positiven Union versammelt in Berlin.

Union bedeutet die preußische Landeskirche, weil sie aus Lutherischen und Reformirten besteht, positiv nennen sich diese Freunde im Gegensatz zu den Liberalen und Radikalen, welche in derselben Woche in Berlin tagten und auch zur Union gehören, deren Streben darauf ausgeht, die Verpflichtung auf das Glaubensbekenntniß zu streichen, so daß ein jeder glauben und lehren kann, innerhalb den Grenzen der Kirche wie ihm beliebt.

Warum gehen aber diese Leute nicht aus der Kirche? — Das ist ja gerade der Punkt; sie möchten die Gläubigen vollends hinausdrücken, von den Gütern der Kirche leben, aber ihren Glauben zerstören. Die Gläubigen aber gehen nicht hinaus, weil ihnen das Volk leid thut und sie immer noch hoffen, diese Periode zu überwinden. Bei Vielen mag auch Mangel an Glaubensmuth, bei den Meisten Mangel an Einigkeit der Hemmschuh sein. So viel steht fest, daß wenn die gläubigen evangelischen Christen Deutschlands sammt und sonders einmal freiwillig hinausgehen oder hinausgegangen werden, dieselben eine herrliche freie Kirche bilden könnten und es nicht lange anstände, bis das Volk, welches jetzt schon der ungläubigen Salbaderei müde ist, die großen Kirchen leer stehen ließe und denselben in ihre Kapellen und Hallen folgen würde.

Ehe es aber soweit kommen kann, muß noch unter der Pastorenschaar viel geschehen. Sie müßten vor Allem anstatt zusammenzukommen, um bei Bier und Tabaksdampf zu politisiren, zusammenkommen, um miteinander zu beten und sich mit Kraft von Oben anthun zu lassen. Jetzt ist selbst der bessere Theil von Haupt und Gliedern nach unserer langjährigen Erfahrung zu einem solchen Schritt nicht reif.

Wir übergehen die übrigen Verhandlungen, welche sehr langstielig, unpraktisch und doctrinär gehalten wurden, und bringen die Hauptsache, auf welche viele Gemüther gespannt waren. Vor ca. 200 Pastoren und etwa 100 Zuhörern entwickelte Herr Dr. Christlieb seinen Vortrag über das Thema

„Zeitgemäße Mittel zur Erreichung der unkirchlichen Massen."

Derselbe sprach ungefähr folgendes:

Ich will nur ein einleitendes Wort sprechen, da ein drittes langes Referat heut auf die Versammlung nahezu tödtlich wirken könnte. Die angeregte Frage ist das Centrum, die Frage aller Fragen der inneren Mission; deren Zwecke alle auf die Lösung dieses Problems zurückführen. Die Erfassung oder die Vernachlässigung dieser Aufgabe wird zu einem Prüfstein der christlichen Treue überhaupt. Von dem Gelingen dieser Aufgabe hängt der Fortbestand der Gemeinden ab und je länger, je ernster wir daran arbeiten, desto unübersehbarer wird das Feld: d. h. desto mehr schärfen sich die Augen für bisher noch vernachlässigte Gebiete der Arbeit. So oft man ein Gebiet erfaßt, zeigt sich wieder ein anderes. Je länger wir warten, desto schwerer wird die Arbeit. Der Augenblick scheint günstig; in andern Ländern werden die unkirchlichen Massen bereits erreicht, sollten wir nicht auch etwas mehr thun können? Der Kulturkampf dürfte bald beendigt sein, er warte ja eigentlich nur noch auf ein anständiges Begräbniß, und bald dürfte es zu spät sein zur Erreichung der Massen. Ich möchte ihre Aufmerksamkeit auf drei Punkte lenken: 1) auf das Unzureichende der bisherigen kirchlichen Bestrebungen, 2) auf das, was anderwärts geschieht und 3) auf die Frage: Was können wir daraus lernen und was können wir auf unsere Weise in's Werk setzen? Wir übersehen das bisher geleistete nicht, wir bekennen, daß wir in mancher Hinsicht in einer aufsteigenden Linie stehen. Ich rede dabei von der unter schwierigen Verhältnissen eingeführten Kirchensteuer, von dem segensreichen Wirken der Stadtmission, von den Kindergottesdiensten, ich rede von der wachsenden Bewegung für Sonntagsheiligung, von der Predigtvertheilung an die des Gottesdienstes entbehrenden; ich denke an das anwachsende Netz der Jünglingsvereine; ich gedenke der Asyle für die Gefallenen und freue mich des Anwachsens der christlichen Literatur. Aber mit all' diesem sind immer nur einzelne Familien, Kategorieen und Kreise erreicht, nicht die Massen im großen und ganzen. Das Unzureichende des Geschehenen zeigen am besten unsere großen Städte. In Berlin z. B. gehen von einer Million Protestanten nur 30,000 regelmäßig in die Kirche. In Amerika kommt ein Prediger auf 6—700 Seelen, in England auf 800, in Deutschland (Stadt und Land zusammengerechnet) auf über 1800; in Berlin kommt auf über 8000 Seelen erst ein Prediger und ein Kultuslokal erst auf über 9000 Seelen. Was sind auch die 25 Stadtmissionäre mehr als ein freundlicher Anfang? Nach der Analogie Londons müßten es 100 sein. Auch anderswo ist die Entkirchlichung sehr groß und in vielen Orten gehen die konfirmirten Jünglinge selbstverständlich nicht mehr in die Kirche. Ja, sie glauben den Hauptunterschied zwischen Katholiken und Protestanten darin zu sehen, daß bei den ersteren Frauen und Männer, bei letzteren nur Frauen in die Kirche gehen. (!) Wie man früher von Juden- und Heidenchristen sprechen konnte, so kann man heut von Christenheiden sprechen, ohne dabei an die ungetauften Kinder zu denken. Aber ein noch bedenklicheres Symptom ist die Zunahme der Verbrechen. Wer hat nicht mit innerem Erbeben von den monatlich 30 bis 40 Selbstmorden allein in Berlin gehört. Milliarden von Seelen haben heute gar kein Religionsbedürfniß, was schlimmer ist als der Unglaube. Unsere Gebildeten sind gleichgültig, und unsere Pfarrer beschleicht stille Verzweiflung; denn sie wissen nicht, wo sie anfangen

sollen. An vielen Orten steht das geistliche Amt nicht mehr in Achtung und die Seelsorge beschränkt sich auf einzelne Krankenbesuche. In manchen Gemeinden können die Geistlichen monatelang nicht mal einen Pfennig Gehalt bekommen und laufen Gefahr, ihrer Wohnung verlustig zu gehen. Es kann nicht so fortgehen. Die Kirche allein kann die Massen nicht mehr zurückgewinnen, die amtlichen Kirchen sind ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen. Je länger wir warten, desto gefährlicher wird die Sachlage. Haben wir den Muth, uns zu gestehen: die Kräfte der Finsterniß wachsen immer mehr. Aber auch wir wachsen in unsere größeren Aufgaben hinein und wir müssen Hilfsmittel finden, die Massen zu gewinnen. Kommen sie nicht in die Kirche, so muß die Kirche, so müssen wir zu ihnen gehen. Die religiös Gesinnten verschließen sich zu sehr in sich, bauen ihre Kirche zu sehr in die Kirche hinein, und so bleiben die Massen draußen. Es giebt viele Geistliche, die sich ganz leicht über tausende und abertausende von Seelen hinwegsetzen, die überhaupt von der Kirche nicht angefaßt sind, während sie über eine einzelne Seele, die etwa austritt, ein großes Halloh machen. Soweit über das Unzureichende der bisherigen Maßregel.

Ueber das, was Dr. Christlieb unter No. 2 berichtete, was anderwärts geschieht, z. B. in London, von der Heilsarmee, von Moody &c. &c., sind die Haus und Herd Leser unterrichtet. Seinen Bericht über die Heilsarmee schließt er mit folgenden Worten:

„Mögen die Leute manchmal ausarten, mag manches burlesk erscheinen, eins ist und bleibt gewiß: In vielen Städten haben die Geistlichen bekennen müssen: „Diese Leute haben die untersten Klassen erreicht, die wir nicht erreichen konnten.“

Darauf fährt Redner unter No. 3 fort:

„Was können wir von auswärts lernen und in's Werk setzen? Willst du die Massen erreichen, gehe zu ihnen! In außerkirchlichen Versammlungen müssen die Massen erreicht werden, womit ja Gott sei Dank in dieser Stadt der Anfang gemacht ist. Womöglich nichtstudierte, die aber voll Erbarmens, voll Liebe zum Volke sind und die Gabe der Rede besitzen, müssen da auftreten. Womöglich müssen Gleiche auf Gleiche wirken. Die Handwerker können am besten durch Handwerker, die Kaufleute durch ihresgleichen, die Richter durch Juristen gewonnen werden. In eindringlichem, lebendigem Wort, in Lokalen aller Art, in abwechselnder Weise, mit frischen Gesängen muß gewirkt werden. Die Mitwirkung der Anwesenden kann durch das Mitlesen der Schriftstellen, die vielleicht an einzelne vorher ausgetheilt worden sind, gesichert werden. Wo es geht, dürfte nach dem Vortrage eine mehr persönliche Besprechung von Vortheil sein. Die Leitung geschehe vielleicht durch freie Vereine. Die Angefaßten sind dann den ordentlichen Seelsorgern zu übergeben. Konfessionelle Spitzfindigkeiten sind zu vermeiden. Nur für den Herrn Jesum werde gearbeitet, das übrige findet sich. Die Laienhilfe muß mehr herangezogen werden. Es sind genug derer, die die Redegabe besitzen. Die Prediger haben in den Kirchen den Kirchlichen ihre Pflicht gegen die Unkirchlichen mehr einzuschärfen. Vielleicht wären auch periodische freie Thee- oder Kaffeeabende zu arrangiren, oder Frauen-Versammlungen, wohin die Säuglinge mitgebracht werden können. Wenn ein Kind dann auch einmal anfängt zu wimmern, nun, dann spricht der Prediger eben etwas lauter. Auch die christliche Literatur ist mehr in die Häuser zu bringen. Wir müssen anfangen. Wir dürfen uns nicht in endlosen Sorgen und Fragen ergehen, sondern müssen frisch und muthig anfangen und uns dann vom Herrn Jesu treiben lassen. Es ist eine Schmach, daß die deutschen Städte noch am meisten zurück sind. Ergänzen wir die Arbeit der Kirche durch eine Armee von Laien. Die Heilsarmee pocht auch an unsere Thore. Oeffnen wir ihnen die Pforten und helfen wir dazu, daß dem deutschen Volke das Christenthum zurückgewonnen wird. Das walte Gott! Amen!

Nach Dr. Christlieb sprach Prediger von Schlümbach und schilderte, wie in Amerika Evangelisation getrieben wird. Hofprediger Stöcker verwahrte sich gegen ein Uebertragenwollen englischer oder amerikanischer Methoden auf deutschen Boden und betonte, daß das deutsche Volk, wenn es zu einer allgemeinen Erweckung kommen müsse, nicht nur einseitig vom religiösen, sondern vom nationalen Standpunkt angefaßt werden müsse. Dennoch erkannte er, daß Berlin und namentlich den durch ihn der Socialdemokratie entrissenen Anhängern nichts so noth thue, als eine gründliche Evangelisation, weshalb er Br. von Schlümbach gebeten habe, hierher zu kommen. Ueber Letzteren gehen die sonderbarsten Gerüchte. Die Einen sagen, die Bischöfe hätten in einer geheimen Sitzung beschlossen, ihn als Spion herüberzuschicken, damit er der Kirche Bahn breche; die Andern behaupten, er sei zur Landeskirche übergetreten. Keines von Beiden ist wahr.

Läßt der Herr es ihm gelingen, eine große Erweckung innerhalb der Landeskirche zu Stand zu bringen, so können wir uns nur herzlich dazu freuen. Dafür beten und arbeiten wir seit Jahren.

Eine religiöse Volksversammlung in Berlin.

Am Abend des ersten Tages der erwähnten Versammlung wurde im Tivoli in einem großen, Tausende fassenden Saale eine Versammlung von Herrn Hofprediger Stöcker zusammenberufen. Mehrere Pastoren von auswärts — auch Dr. Christlieb und von Schlümbach sollten hier Ansprachen halten. Die Neugierde trieb uns auch hin. Zu unserer, und wie wir hörten auch zu der beiden letzteren Redner Ueberraschung saßen die Leute regelrecht wie sie bei ihren politischen Versammlungen immer zu thun pflegten, bei ihrem Bier, dampften trotz der Bitte des Vorsitzenden, voran die Pastoren — ihren Tabaksqualm in die Höhe. Dann sang man wieder zwischen den Ansprachen einen Vers von „Ein feste Burg ist unser Gott“. Freilich wird ja bei den Evangelisationsversammlungen das Bier und der Dampf wegbleiben, ob dann aber auch das bierliebende Publikum kommen wird! — Wer nun Berlin kennt, schluckt so etwas hinunter und freut sich, daß die Leute, wenn auch unter politischer Zugabe, sich doch noch etwas vom Christenthum sagen lassen. Die

„Berliner Zeitung" aber, ein bekanntes demokratisches Blatt, trieb darüber folgendermaßen ihren Scherz:

„Eine christlich-religiöse Volks-Versammlung fand am Dienstag Abend, von Freunden der positiven Union veranstaltet, im großen Saale des Tivoli-Etablissements statt. Es hatten sich daselbst wohl an 1200 Personen beiderlei Geschlechts eingefunden, die nach einigen einleitenden Worten des Hofprediger Stöcker, das alte Kampflied „Eine feste Burg ist unser Gott" anstimmten. Die zahlreichen im Saal befindlichen Portraits verschiedener Geistes-Heroen mögen nicht wenig erstaunt gewesen sein, eine so fromme und andächtige Versammlung vor sich zu sehen, die bei einem Glase Bier geistliche Lieder sang und zwischen der „gewandt und hurtig" die Kellner mit allerlei „Stärkungen" umher hüpften. Nachdem Prediger v. Schlümbach aus Amerika, der frühere Generalsekretär aller deutschen Jünglingsvereine, eine erbauliche Ansprache gehalten und Herr Stöcker die christlich-soziale Denkungsweise höchst charakteristisch geschildert hatte, wurden die Gläser neu gefüllt und „Nun danket alle Gott" erscholl es mächtig durch den Saal. — Erst am Montag übergossen die konservativen Blätter die von dem Prediger Kalthof im Buggenhagen'schen Saale abgehaltene religiöse Versammlung mit Hohn, weil nach der religiösen Handlung ein Parteitag beim Glase Bier tagte, und am Dienstag muß bei der positiven Union in Gegenwart „des schönen Geschlechts" dasselbe passiren. Vielleicht entschuldigen sich die Herren, daß sie nur wenig getrunken hätten, das verzapfte Quantum war indeß ein ganz anständiges. — Nun, wohl bekomme es!"

Weihnacht auf dem Meer.

Von **Carl Böttcher.**



Leb' wohl!..." „Leb' wohl!..." Dies kurze Wort erscholl, als sich unser Schiff wie ein ehern dahinrollendes Schicksal in Bewegung gesetzt und Hamburg mit seinen Zinnen und Thurmspitzen allmählich im Nebel verschwand, aus hundert Kehlen, als sollte es alles abthun, was das Herz noch drücken konnte: alle brennenden Zuckungen des Schmerzes, der Entsagung, der Muthlosigkeit. O wie verschieden waren diese Abschiedsrufe! Lebewohl dem letzten Stücke Jugend, der frühlingsprächtigen, sangreichen Studentenzeit. Lebewohl der baumumschatteten Heimath mit den geweihten Gräbern der Eltern, den Rebenhügeln des Rheines, dem Tannendunkel des Schwarzwaldes, erikablümten Heide... Lebewohl!...

Was dieses Hinausziehen in die Einsamkeit, dieses Hinübergehen nach einer ach noch so fernen, fremdkalten Welt besonders erschwerte, war das bevorstehende Weihnachtsfest mit seiner beseligenden Harmonie der Weihnachtsherzen, seinem Christbaumschimmer, dessen Pracht die meisten Scheidenden auf heimischem Boden nie wieder erblicken sollten.

Und so schwankte das Schiff dahin... Im Meer erstieg und versank als bläulicher Hügel die Felseninsel Helgoland, um den Bug brandeten die Wellen der Nordsee. Tage und Nächte kamen und gingen, es schwanden die duftverklärten Kreidefelsen Altenglands, und endlich, endlich tauchte am westlichen Horizont der letzte Streifen Europas unter — und das war am Christtag...

Leb' wohl! liebes Europa, leb' wohl!...

Weihnachten inmitten der einsamen Pracht des Meeres, der Majestät der Wellen, dem Duft weißschäumender Wogen!...

Eine frische Brise zog vom Festland herüber, als wollte sie den Scheidenden den Weihnachtsjubel, der aber schon längst in den Herzen nistete, nachtragen. Das Schiff keuchte und schoß, seitwärts geneigt, dahin. Es kamen böse Stunden, welche die frischblühende Weihnachtsfreude arg beschädigten.

Man hörte das Aechzen der Masten, das Rauschen der Segel, das Pfeifen des Windes im Takelwerk. Die Matrosen, welche in der Schönheit und den Schrecken des Meeres ihre Heimath gefunden, hatten viel zu thun. Bald galt es die Schnelligkeit des Schiffes, bald die Tiefe des Meeres zu messen, dann wieder unter „hoi ho!“ „hoi ho!“ ein Segel aufzuhissen und der Pfeife des Bootsmannes zu folgen, während zuweilen springlustige Wogen über das Verdeck stürzten und minutenlang in schmalen Rinnen von allen Seiten abflossen.

Durch das Schiff huschte, ungeachtet des Weihnachtsfestes, das düstere, bleichfarbene Gespenst der Seekrankheit. Es kroch in alle Winkel, in die rothsammtnen, prunkvollen Kajüten, wie in die kahlen Räume des Zwischendecks, überall sein Opfer suchend und die Weihnachtsfreude mordend. Ueber die Männer in Schlafmützen, die Frauen in Unterröcken, den im Hauskittel, jenen in Filzpantoffeln — über alles hauchte es das Bewußtsein einer trübseligen Existenz. Das alte Meer draußen freute sich des komischen Treibens wie eines gelungenen Scherzes und die scheidende Sonne lachte ob des absonderlichen Schauspiels.

Endlich legte sich der Wind. Der müde Ozean streckte sich zur Ruhe, als wollte er seine Weihnachtsstimmung zur Schau tragen. Nur zuweilen schäumten noch einzelne Wogen wie lange, tiefe Athemzüge nach leidenschaftlicher Erregung.

Auch die Wolken hatten sich gleich fernen Segeln verzogen. Es war allmählich dunkel geworden.

Still, wie eine mit Vorsicht getragene Kerze, zitterte der Abendstern am Firmament; nach und nach folgte das Aufblitzen anderer Sterne, bis endlich der ganze nachtblaue Himmel herrlich und unfaßlich hoch über uns in seiner ganzen, geheimnißvollen Pracht erglänzte ... Majestätisch erhabene Meeresweihnacht! ...

Ich bemerkte, wie auf dem Verdeck menschliche Gestalten auftauchten, sich in dunkeln Umrissen auf dem Hintertheil des Schiffes in der Nähe des Steuerhauses abzeichneten, wie es da hinten geheimnißvoll hin und her lief, sich bald so, bald anders gruppirte, bis plötzlich als voller, kräftiger, vierstimmiger, tiefergreifender Männergesang:

> O du fröhliche, o du selige
> Gnadenbringende Weihnachtszeit!

über die mondbestrahlten, sternenglitzernden Wogen dahinzitterte. Die Schiffsschraube rauschte dabei ein wenig aufdringlicher, als wollte sie ihrerseits auch einen bescheidenen Beitrag zur Feier bieten, und von Zeit zu Zeit schnalzten einige neugierige Fische empor.

In wenigen Minuten hatte sich das Verdeck mit Passagieren gefüllt. Männer, Frauen, Kinder lauschten andächtig den besonders durch die Situation ergreifenden Klängen. Kaum waren sie verhallt, so begann eine herrliche Frauenstimme: „O Tannenbaum, o Tannenbaum —“ und der ganze aus allen Richtungen der Windrose zusammengewürfelte Chor — wettergebräunte Männer, deren wilde Herzen schon manche wilde Fahrten ausgeführt haben mochten, frohe österreichische Kinderlärvchen, blondköpfige, anmuthstrahlende Jungfrauen vom Rhein — sang begeistert mit. War das ein von einer eigenthümlichen Mischung von Ernst und Humor durchhauchter Gesang! Den Meerungeheuern mußte diese schwimmende Christfreude, dieser melodische Weihnachtsgruß ganz wundersam erscheinen. Aber der Weihnachtsjubel klopfte nun einmal in allen Herzen, zuckte durch alle Adern, wetterleuchtete auf allen Gesichtern.

Aus dem Salon ertönte plötzlich die Glocke, die Passagiere hinabrufend. Jedermann folgte dem um diese Zeit ungewöhnlichen Signale. Aber was erblickten die Augen! ... Die ganze selige Kinderfreude erwachte in jedem Herzen, drängte sich einschmeichelnd heran wie süße, kußverlangende Lippen: denn in jedem Salon flimmerte ein mächtiger Christbaum mit Zuckerwerk und vergoldeten Nüssen beinahe verschwenderisch behängt.

Welch erhabene Eindrücke dieser strahlende Christbaum da draußen in der Wogeneinsamkeit machte, vermag die Feder kaum genügend zu beschreiben! Fremde Menschen, deren Herzen erst die Gemeinsamkeit der Meerfahrt etwas näher rückte, umarmten sich fröhlich, als bildeten sie eine große durch die Bande der Liebe und Freundschaft zusammengehaltene Familie. Ein kleines Mädchen, wohl ein netter übersprudelnder Wildfang, ein kleiner herziger Sausewind, that zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern, lustig dabei in die Hände klatschend.

Ja, freut euch nur, ihr lieben Menschenkinder, denkt nicht an die trauten Orte dahinten, von denen euch jetzt der Abgrund des Meeres trennt, aber auch nicht an die neue Welt da drüben, der das Schiff immer mehr entgegenpustet. Denkt nicht daran, es möchte sonst die Weihnachtsfreude fortflattern! ...

Ein schönes, vornehmes, ruhiges Mannesantlitz, in welchem der Mund so selten lacht, scheint es freilich dort am schwellenden Polster nicht unterlassen zu können. Man kann fast die durch den interessanten Kopf ziehenden Gedanken auf dem Gesicht lesen:

Du altes Mütterchen daheim und du, liebe Schwester, was werdet ihr in dieser Stunde machen! Ich sehe eure trauliche, von einer weitschimmernden Schneedecke umgebene Wohnung; Eisblumen blühen am Fenster, Blumen der

Freude in euren Herzen. Gedenkt ihr mein?... — O wie wird's der wildfremden Seele da drüben im Qualm und Gebraus der großen Städte oder in der Waldereinsamkeit des Westens ergehen?... Wird ihm im nächsten Jahre auch ein Christbaum strahlen?...

(Vom Fels zum Meer.)

Newyorker Schriftsteller.

Von G. Weiler.

Fast an die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller erinnernd, tritt in diesem Kreise das Verhältniß zwischen Fitz Greene Halleck und Joseph Rodman Drake vor unsern Blick. Nicht als ob es auch hier eine Freundschaft zweier ebenbürtiger Meister gewesen wäre, Drake war weit der geringere von den Beiden. Kaum aber wird Köstlicheres in Goethe's Nachruf an Schiller, im Epilog zum Lied von der Glocke, zu finden sein, als der Nachruf Halleck's an seinen früh geschiedenen Freund:

Es grüne stets dein Hügel,
Freund meiner bess'ren Tage.
Dich liebte, wer dich kannte,
Dich pries, wer dich nur nannte u. s. w.

Drake's bedeutendstes Gedicht, "The Culprit Fay" verdankte seine Entstehung einem Gespräch, welches Drake, De Kay, Cooper und Halleck an einem Sommertag des Jahres 1819 pflogen. Von den schottischen Flüssen und deren



J. R. Drake.



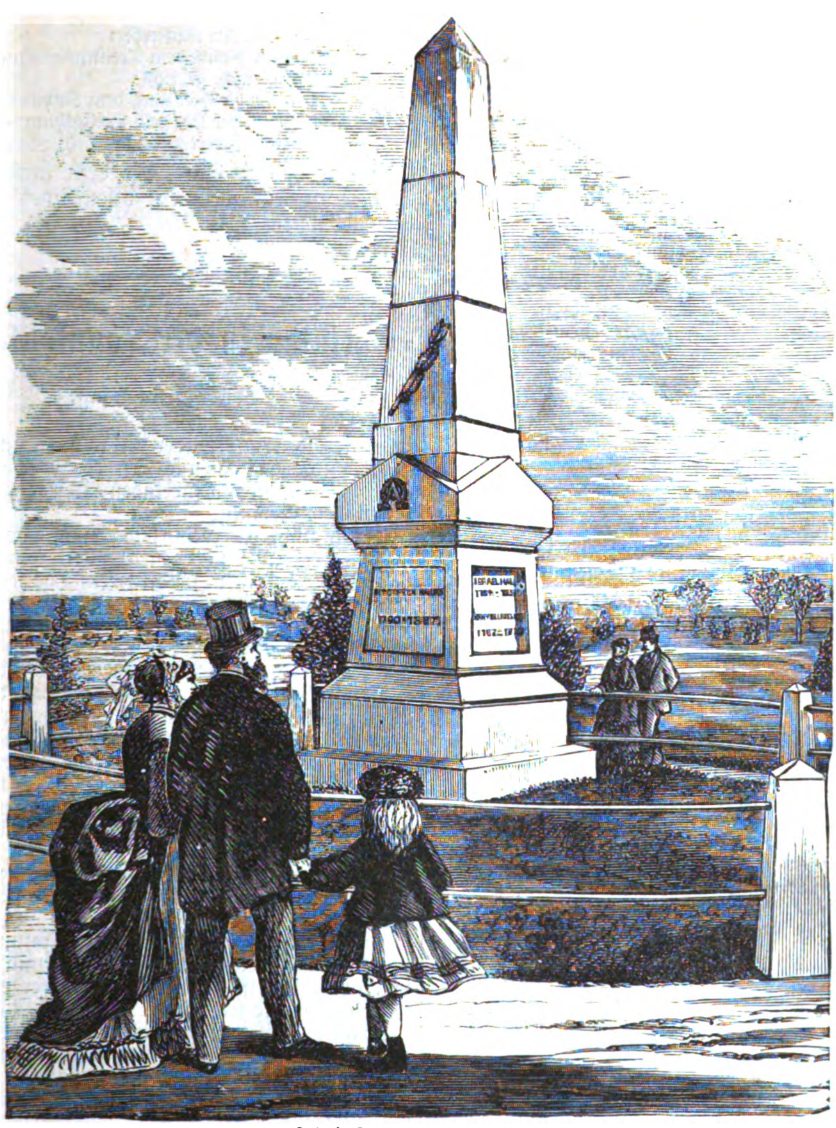
F. G. Halleck.

Gebrauch für die Poesie durch die zahlreichen romantischen Verbindungen war die Rede. Halleck und Cooper behaupteten, daß unsere Flüsse keine solche Stoffe bieten. Drake, wie gewöhnlich, vertheidigte das Gegentheil, und zum Beleg seiner Position verfaßte er in drei Tagen sein "Culprit Fay". Die Scene des Gedichts ist in die Hochländer des Hudson verlegt, und all die Fülle des Lebens in Feld und Fluth, die jener Gegend eigen, ist durch den Zauberstab der dichterischen Phantasie in eine Art Sommernachtstraum verwandelt. Nur 25 Jahre alt, sank der Dichter in's frühe Grab.

Wie manches Dichterleben ruft doch immer wieder den Wunsch wach, es möchte dem Künstler gegeben gewesen sein, unbekümmert um das tägliche Brod, sich mit Muße der höchsten Kunst zu widmen. Gerade das Gegentheil hat man wohl oft für Fitz Greene Halleck gewünscht. Halleck, 1797—1867, schrieb verhältnißmäßig wenig, aber das Wenige ist so werthvoll, daß es sehr zu bedauern ist, daß der Dichter seine glänzenden Gaben nicht besser verwerthete. Der vermögliche Gehülfe eines Joh. J. Astor hatte für die Anforderungen an sein poetisches Talent nur die fatale Antwort: „Wozu doch nur?" Die Perle seiner Lyrik: Marco Bozzaris (Botsaris) steht vielleicht unerreicht in unserer Literatur. Hier der Versuch einer Uebersetzung:

Marco Bozzaris.

Um Mitternacht in seinem Zelt
Der Türke von der Stunde träumt,
Da Griechenland zu Fuß ihm fällt
Im Staub, das Feld dem Sieger räumt.
Im Traum auf seinem Siegeszug
Trophäen reich und schön er trug;



Hallecks Familien-Begräbnißplatz.

Im Traum umrauscht ihn Preisgesang;
Dann blitzt ein Ring an seiner Hand —
Dann — König — nah beim Thron sein Stand;
Und höher, höher unverwandt
In Träumen er sich schwang.

Um Mitternacht, in Waldesgrund
Führt Bozzaris die Suliotenschaar —
Treu, wie ihr Stahl, im heilgen Bund;
Ein Heldenvolk fürwahr.
Da stand einst Persiens Völkerfluth,
Da trank die Erde froh ihr Blut
Einst an Platääs Tag.
Und diese Luft, so geisterhaft,
Schwellt jetzt mit Muth, mit Löwenkraft
Der Söhne Brust, zur Ritterschaft,
Zum alten Heldenschlag.

'Ne Stunde flieht — der Türk' erwacht:
Es war sein letzter Traum;
Erwacht — und hört der Wachen Schrei:
„Der Feind! Der Feind! Zu Hülf'! Herbei!"
Erwacht und stirbt noch in der Nacht,
Umzischt von Gluth, von Flammenmacht.
Zur Flucht läßt Feindesschwert nicht Raum.
Und sterbend noch vernimmt sein Ohr
Klar aus des Würgens grausem Chor:
„Auf Brüder, haltet Stand!
Drauf — bis der letzte Feind dahin;
Drauf — bis wir frei zur Heimath ziehn;
Drauf — für der Väter Gräber grün;
Für Gott und Vaterland!"

Sie stürzten sich in's Schwerterspiel;
Mit Leichen ward besä't der Grund;

Sie siegten — doch Bozzaris fiel,
Blutend, zum Tode wund.
Die wen'gen Waffenbrüder sah'n
Ihn lächeln, wie sie siegreich nah'n,
Als ihr Hurrah ertönt;
Sah'n, wie im Tod sein Aug' sich schloß,
Ruhig sein Lebensblut hinfloß,
Wie Nacht mit Ruhe krönt.

Komm in das Brautgemach, o Tod;
Komm zu der Mutter, wenn beglückt
Zum erstenmal, nach banger Noth,
Ihr Kindlein sie an's Herze drückt.
Als Seuche, die die Fesseln bricht,
Städte verheert im Strafgericht;
Komm als der Schwindsucht gift'ger Wurm,
Erdbebens Stoß; in Feuer und Sturm;
Komm, wenn das Herz schlägt hoch und warm,
Mit Jubelklang und Tanz und Wein;
Und du bist schrecklich stets — der Schmerz,
Der Seufzer, Sarg, gebrochenes Herz,
Der Menschheit Qualen allerwärts,
Sind, Schreckenskönig, dein.

Doch für den Helden, dessen Schwert
Der Freiheit ihren Sieg errang,
Dein Ruf tönt wie Prophetenwort;
Er hört aus ihm Verheißung werth
Zukünft'gen Dankes Feierklang.
Komm, wenn sein Ruhm nun ist erkauft —
Komm mit dem Lorbeer blutgetauft —
Zur Krönungsstunde komm — und dann
Ist ihm dein Blick, der Herzen bricht,
Willkommen wie das Sonnenlicht
Gefangnen in des Kerkers Bann.
Dein Händedruck warm, wie die Hand
Des Bruders, in dem fremden Land;
Dein Ruf willkommen wie der Schrei:
„Dein banges Suchen ist vorbei,
Du Weltensucher Genuas!"
Als von dem nahen Palmenstrand,
Vom düsterreichen Tropenland
Der Wind trug Würze Haytias.

Bozzaris! mit der Heldenschaar
Aus Griechenlands glorreichster Zeit,
Ruh' sanft — kein stolz'res Grab fürwahr
Trägt selbst es, weit und breit.
Nicht hüllt es sich in Trauerflor
Um dich; nicht Weihrauch füllt die Luft.
Und Palmen nicht, nicht Sarkophag
Verehren deinen Siegestag;
Nicht wimmert Leichenglocken-Chor,
Herzloser Luxus nur, der Gruft.
Doch liebend denkt es immerdar
Deß, der des Volkes Liebling war.
Für dich des Dichters Harfe klingt,
Der Marmor glänzt, der Sänger singt;
Geburtstagsglockenklang erschallt,
Dein Name jeder Säugling lallt;
Für dich in seinem Nachtgebet
Der König und der Bettler fleht;
Sein Streiter in des Feind's Bereich
Um dich führt einen kräft'gern Streich;
An dich denkt die Soldatenbraut,
Wenn vor der Schlacht Gefahr ihr graut.
In deinem Loos den Trost sie schaut.
Und sie, die Söhne dir gebar,
Ob auch der Augen trüber Blick
Erzählt ihr trauriges Geschick,
Der Jugendfreuden Todtenbahr —
Und selbst das alte Mutterherz
Giebt nimmer Raum dem Trennungsschmerz,
An Trost ihr nicht gebricht:
Gehörst der Freiheit nun, dem Ruhm —
Dein Nam', der Welt ein Heiligthum —
Dein Name stirbet nicht.

Halleck hat die Ehre, der erste amerikanische Dichter zu sein, dem ein öffentliches Denkmal errichtet wurde.

Christtag in der Sonntagschule.

Von Martin Pfaff.

Wir haben uns wieder versammelt, um miteinander das schönste Fest der Feste zu feiern, die Kinder mit jubelnden Herzen, wir Eltern mit frohem Gemüth.

Es ist nicht der Geburtstag eines Weisen, Gewaltigen oder Mächtigen dieser Welt, dem wir entgegenfrohlocken, nein, sondern dem Tag jenes glücklichsten aller Ereignisse, wo der Fürst jener unsichtbaren Welt seine Herrlichkeit verließ und Menschengestalt annahm, wo nicht die Menschen den Göttern, sondern wo Gott den Menschen gleich wurde.

O glücklichster Tag aller Tage, daß du je der Menschheit erschienen bist! Durch Jahrtausende hin höre und sehe ich, wie du erhofft, ersehnt und geweissagt wurdest. Herolde preisen deinen Glanz und verstummen, ohne daß ihre Augen deine Dämmerung erblicken durften. Wir aber dürfen dich erkennen und lieben. Darum feiern wir auch so gerne seinen Geburtstag.

Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf, zuerst nicht leiblich, später nicht geistlich.

Ungekannt von der Welt, aber besungen von himmlischen Heerschaaren, angebetet und beschenkt von morgenländischen Weisen, begann er sein Leben, sein Wirken und sein Werk.

Jakob's Weissagung, „und demselben werden die Völker anhangen," ist vor unseren Augen erfüllt, denn sein Geist und seine Ideen haben die Völker durchdrungen und besiegt, und seine Erlösung hat die Welt selig gemacht.

Wir feiern heute den Geburtstag Jesu, nicht weil es an demselben Aepfel, Nüsse und allerlei Geschenke und Naschwerk giebt, nein, es ist der Geist und die Ideen und das Leben Jesu, und die Triumphe, welche dieselben über die Welt feierten, welcher wir heute gedenken, welchen die Schwachen zum Raube und die Starken zur Beute wurden.

Diese Kinder mit diesem Jesu bekannt zu machen, dieses ist unsere Aufgabe von Sonntag zu Sonntag, denn obwohl er den klugen und naserümpfenden Pharisäern und Schriftgelehrten Fragen vorlegte, welche dieselben nicht beantworten konnten, so streckt er zur selben Zeit seine Hände aus nach den unschuldigen und einfältigen Kindern und spricht: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich."

Ja, sagt man, dieses ist schon gut für Kinder und ungebildete Leute, aber glaubt auch irgend ein

Oberster des Volkes an ihn? Der Geist und die Ideen Jesu sind nicht nur passend, um von diesen Kindern erfaßt und verstanden zu werden, sondern auch hoch und tief genug, um den Klügsten in Verwunderung zu setzen. Sie bezähmten und bändigten den ungeselligen Wilden, banden zusammen mit heiligen Banden die Familie, gründeten den Bau der Städte und das gesellige Zusammenwohnen in denselben und veredelten die Völker.

Es ist ein Geist und dieselbe Inspiration, welche diese Kinder diesem Fürsten ihr Loblied erschallen läßt, und welche den tiefsinnigen Klopstock bewog, seinen „Messias" zu schreiben und Milton sein "Paradise Lost" und "Paradise Regained", welche Vincent de Paula trieb, sich der armen verlassenen Kranken anzunehmen und die erste praktische Hospital- und Krankenpflege zu gründen.

Derselbe Geist und dieselben Ideen, welche durch unsere einfachen Sonntagschullieder wehen/ ergreift uns mit unwiderstehlicher Gewalt in Blaise Pascals erhabener Philosophie wahren Christenthums, in Luthardts scharfer Logik und in dem gewaltigen, alles mit sich fortreißenden Redestrom eines Alexander Vinet.

Derselbe Geist und dieselben Ideen, welche diese Knaben mit Ehrfurcht erfüllt, daß sie ihr Haupt entblößen, wenn sie dieses einfache Gotteshaus betreten, erfüllt den größten aller Astronomen J. Newton mit heiligem Schauer, wenn er Gottes großen Sternentempel betritt und nie diesen Namen ausspricht, ohne seinen Hut abzunehmen.

Es sind die Früchte desselben Geistes und derselben Arbeit, wenn hier eine arme einfache Mutter ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzieht und dieselbe zu nützlichen und tugendsamen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranwachsen, und wenn dort vor siebenzig Jahren die dem deutschen Volke so unvergeßliche Königin Louise von Preußen ihren zwölfjährigen Sohn Wilhelm, den jetzigen deutschen Kaiser, vor ihr Sterbebette ruft und demselben die treue Mutterhand auf's Haupt legt und spricht: „Mein Sohn, traue auf Gott."

Es ist derselbe Geist und dieselbe Triebfeder, welche hier dieses einfache Schulhaus und dort jenen Tempel der Muse errichtet, durch welche Raphael der schmutzigen Farbe und Michel Angelo und Thorwaldsen dem kalten Marmor Leben einhauchten.

Es ist derselbe Geist und dieselbe Bewunderung, durch welche diese Kinder in einfachen Liedern ihren Heiland preisen, und durch welche der größte aller Komponisten, Händel, in seinem Meisterstück „Messias" mit Zaubertönen diesem Messias entgegenjauchzt.

Ihm wollen wir heute singen und spielen in unseren Herzen, und mit einstimmen in der Engel Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen."

Durch Irrungen zur Wahrheit.

Ein deutsch-amerikanisches Familienbild aus der Gegenwart.

Von J. J. Meßmer.



Die liebliche Weihnachtszeit, das geräuschvolle Neujahr waren vorüber. Die Wolke, welche das Verschwinden Nelly's über die befreundeten Familien gebracht hatte, war noch nicht gewichen. Gram und Kummer verzehrten das Herz des unglücklichen Vaters. Voller Verzweiflung gab er seine Tochter verloren. Und war es nicht so? War sie nicht mehr noch verloren, als wenn selbst der Tod sie von seiner Seite hinweggerissen hätte?

Für Mina, standen neue Kämpfe bevor. Die Carnevalszeit war am Heranrücken. Man sprach allerwärts von dem bevorstehenden großen Maskenball, welcher den eigentlichen Glanzpunkt der Saison bilden sollte. Stillschweigend schien man ihre Theilnahme daran als selbstverständlich vorauszusetzen. Dazu waren die Besuche eines jungen Mannes, Sohn einer befreundeten, angesehenen Familie in letzter Zeit immer häufiger geworden. Daß dieselben weder dem Vater noch dem Bruder galten, konnte Mina sich nicht verhehlen. Von ansehnlichem Aeußern, gewandt, voller Witz und Geist, dabei von fleckenlosem Rufe und als fleißiger Geschäftsmann wohl angesehen, war er in allen mit erwachsenen Töchtern gesegneten Familien ein willkommener Gast. Auch Mina mochte ihn wohl leiden und konnte sich dem Zauber seiner Unterhaltungsgabe kaum verschließen. Allein, einzelne gelegentlich hingeworfene Bemerkungen, frivole Scherze und unbedachte Aeußerungen verriethen ihr, daß er in dem, was ihr das Höchste war, die entgegengesetzte Seite vertrat. Daß seine Besuche von den Ihrigen gerne gesehen wurden, konnte sie leicht wahrnehmen.

Was sollte sie thun? — Den ersten Schritt in den Vergnügungen und Lustbarkeiten der Welt hatte sie bereits gemacht, und schon sah sie immer zahlreichere Fesseln in Bereitschaft, um sie an den Götzenwagen dieser Zeit zu fesseln. Wie konnte sie sich denselben entziehen? Sie hatte geglaubt, blos den

dringenden Bitten und Vorstellungen der Ihrigen eine Concession zu machen; sie wollte blos in kindlicher Pietät den Wünschen von Vater und Bruder genügen; aber jetzt sah sie, die Welt wollte sie eben ganz haben. Hätte sie doch Herrn Wilkens in der Nähe gehabt, um ihn, um Rath fragen zu können; aber dazu war keine Gelegenheit. Auch fühlte sie zu schüchtern, sich ernsten, christlichen Freunden ihrer nächsten Umgebung anzuvertrauen. Endlich dachte sie wieder an Cousin Johannes, und da sie überdies ihm einen Brief schuldig war, so benützte sie die Gelegenheit, ihn mit ihren Schwierigkeiten bekannt zu machen und ihn um seine Ansicht und seinen Rath zu bitten.

Die Antwort ließ auch nicht lange auf sich warten. Da dieselbe für ihre Entschlüsse entscheidend war, so setzen wir dieselbe vollständig her.

...College, den 15. Januar 18..

Liebe Cousine Mina!

Deinen lieben Brief habe ich erhalten. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr es mich freut, aus demselben zu vernehmen, daß du noch immer aufrichtig bemüht bist, Gott zu dienen und in seinen Wegen zu wandeln. Der Herr wolle dir dazu in allen Dingen Kraft und Gnade schenken!

Du fragst mich um meine Ansicht und meinen Rath in den Schwierigkeiten, von denen du umgeben bist. Dieselben mögen sehr drückend für dich sein. Erinnere dich aber, daß wir nicht auf dieser Welt sind, um gute Tage zu haben, sondern um für eine ewige Herrlichkeit zubereitet zu werden. Und da müssen auch Schwierigkeiten und Trübsale zu unserm Besten dienen. Was aber deine besonderen Schwierigkeiten und den Weg anbetrifft, den du dabei nach Gottes Wort zu nehmen hast, so will ich dir darüber offen meine Ueberzeugung mittheilen.

Auch in diesem Stücke ist das Wort Gottes die alleinige und untrügliche Richtschnur unseres Handelns und Wandelns. Nun ermahnt uns dasselbe nach 1 Petri 2, 11 ausdrücklich: „Enthaltet euch von den fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten.“ Dazu haben wir nun auch die Lustbarkeiten und Vergnügungen der Kinder dieser Welt zu rechnen, als da sind: Ball, Theater, weltliche Concerte, Circus u. dgl. Ich weiß wohl, daß häufig zur Entschuldigung des Besuchs solcher Plätze gesagt wird, daß daselbst nichts Ungebührliches vorkomme, und Anstand und gute Sitte auf's Strengste gewahrt werden. Das mag in vielen Fällen auch wirklich so gehalten werden. Aber das ist noch nicht der einzige Standpunkt, den der Christ einzunehmen hat; er hat noch ganz andere Dinge in Betracht zu ziehen. All unser Thun und Lassen, unser Umgang, unsere Beschäftigung, unsere Erholungen, mit einem Wort unsere ganze Lebensrichtung, übt auf unsern Charakter als Christen einen großen Einfluß aus; bildet denselben zu dem heran, was wir wirklich am Ende werden. Entweder ist nun dieser Einfluß ein solcher, der unser inneres geistliches Leben fördert und unsern Charakter für das Reich Gottes weiter bildet, oder aber er ist ein solcher, der dasselbe hindert und tödtet und unsern Charakter für diese sündliche Welt bildet. Du selbst fühlst, welcher Art der Einfluß ist, den diese Lustbarkeiten auf dich ausüben würden. Und wenn der Herr warnend fragt: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele,“ so zeigt damit der Herr,' daß wir um keines irdischen Genusses willen das Heil unserer Seele verscherzen sollten.

„Aber,“ sagst du, „ich thue es nicht aus Lust zu diesen Dingen, ich selbst habe keine Freude daran, ich möchte nur durch meine Weigerung die Meinen nicht betrüben.“ Würde der Einfluß dieser Dinge ein weniger gefährlicher sein für deine Seele, wenn du blos aus solcher Ursache hingingest? Würdest du nicht je länger je mehr in die Lust dieser Welt verstrickt werden? Ich gebe zu, daß die Deinen über deine Weigerung erst unwillig werden mögen. Aber, „wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth,“ spricht der Herr. Erregst du durch deinen Gehorsam gegen Gottes Wort ihren Unwillen, so ist das eben das Kreuz, das du um Jesu willen zu tragen hast. Glaube mir, liebe Mina, der Herr wird deine Treue gegen ihn und sein Wort nicht unbelohnt lassen, und du wirst es erfahren, daß, wenn der Weg, den er vorschreibt, auch voller Dornen zu sein scheint, er dennoch zum Frieden und zur Herrlichkeit führt. Der Herr segne und stärke dich. Sei nur treu und vertraue dem Herrn, der Alles wohl macht.

In Liebe dein Cousin
Johannes.

Der Brief ihres Cousins übte auf Mina eine entscheidende Wirkung aus. Der Nebel, den eigene Unentschlossenheit und die anerzogenen Vorurtheile der Ihrigen ihr über den Weg gelagert hatten, war verschwunden. Sie sah nun ihren Weg klar vor sich und ihr Entschluß war schnell gefaßt. Welt und Sünde versuchten, sie mit unauflöslichen Banden zu fesseln, es galt, denselben gegenüber ihre christliche Freiheit zu behaupten. Doch ihr Herz bebte beim Gedanken an den Sturm, den ihr Entschluß bei den Ihrigen hervorrufen würde.

Die nächste Gelegenheit, da sie sich mit ihrer Mutter allein befand, benutzte sie, um ihr ihren Entschluß, an keinen Lustbarkeiten mehr Theil zu nehmen, und sich ganz zur Kirche zu halten, mitzutheilen.

„Hat dir Johannes geschrieben?“ fragte Frau Lehmann sogleich.

„Ja,“ antwortete Mina, und überreichte ihr den Brief. Frau Lehmann durchlas denselben nachdenklich, und hie und da stahlen sich Thränen aus ihren Augen.

„Du weißt, Mina,“ sagte sie nach Beendigung ihrer Lektüre, „daß uns Johannes sehr werth geworden ist, und wenn auch dein Vater hie und da meint, daß er in seinen Ansichten zu schroff sei, so weiß ich doch, daß er große Achtung vor ihm hat. Ich glaube selbst, daß Johannes im Rechten ist, wollte dir gerne helfen, diese Gesellschaft zu meiden; aber ich weiß, es wird Vater sehr kränken. Er hat großen Stolz auf dich und hoffte, dich einmal eine hervorragende Rolle in der großen Welt spielen zu sehen; darum hat er auch alles für deine Ausbildung gethan und kein Opfer gescheut. Er wird nun alle seine Pläne vernichtet sehen und sehr betrübt sein.“

„Gewiß,“ sagte Mina, „thut es mir in der Seele weh, ihn betrüben zu müssen. Vater war ja immer so gut zu mir; aber liebe Mutter, ich kann nicht anders; ich kann diese Plätze nicht mehr besuchen; ich kann gar nicht daran denken, ohne daß es mir das Herz zusammenschnürt.“

„Am Besten,“ meinte die Mutter, „du sprichst

selbst mit deinem Vater. Vielleicht, daß es auch nicht so schlimm ausfällt, wie wir es befürchten."

Den nächsten Abend, als die Familie gemüthlich bei Tische saß, kam das Gespräch wieder auf den bevorstehenden Maskenball und Herr Lehmann warf Mina die Frage hin, wie es in dieser Beziehung mit ihrer Garderobe aussähe?

Mina fühlend, daß der gefürchtete Augenblick gekommen war, antwortete mit klopfendem Herzen: „Vater, entschuldige mich, ich gedenke nicht zu diesem Maskenball zu gehen."

„Wie?" fuhr Herr Lehmann erstaunt auf, „höre ich recht? Du willst doch gewiß nicht sagen, daß du ohne Grund von dem schönsten Feste der Saison wegbleiben willst?"

Mina, all ihren Muth zusammennehmend, antwortete: „Lieber Vater, sei mir doch nicht böse; ich habe mich während des letzten Balles so unglücklich und nachher so elend gefühlt, daß ich mir vorgenommen habe, keine solchen Plätze mehr zu besuchen."

Herr Lehmann wollte eben eine ärgerliche Antwort geben, aber Mina fuhr bittend fort: „O Vater, ich weiß, wie sehr du mich liebst und daß du mir nur Freude und Glück bereiten willst, aber ich kann auf diesen Plätzen keine Freude genießen, ich glaube, es ist nicht recht und Gott nicht wohlgefällig, solche Lustbarkeiten zu besuchen, ich habe lange darüber nachgedacht, aber ich konnte nicht eher zur Ruhe kommen, bis ich den Entschluß faßte, dieselben ganz aufzugeben und mich allein zur Kirche und zu Gottes Wort zu halten."

Herr Lehmann stand entrüstet von seinem Stuhle auf und sagte: „Ich sehe schon, das sind wieder solche verdrehte Ideen, die dir in Ocean Grove in den Kopf gesetzt worden sind. Ich wollte, ich hätte nie meine Einwilligung gegeben, daß du dahin gingest!"

Heinrich bemerkte: „Wenn Mina nicht zur Maskerade geht, so habe ich auch keine Lust, mich daselbst sehen zu lassen, fühle überdies keine besondere Neigung, mich bei der Narrheit zu betheiligen."

„So," meinte Herr Lehmann sarkastisch, „natürlich, ein Jedes thut, wie es ihm beliebt. Ich habe freilich Nichts gespart, um die Ausbildung meiner Tochter zu vollenden und sie in den Stand zu setzen, eine unsrer Familie würdige Stellung in der Gesellschaft einzunehmen; nun aber das Fräulein nachträglich findet, daß dieses wider ihr Gewissen gehe, so kann sich der Alte bescheiden."

„O Papa," rief Mina mit thränenüberströmtem Angesicht, indem sie aufsprang und sich an seinen Hals hing, „wie kannst du so grausam sein, so etwas zu sagen. Du weißt, daß du mir mit Mutter mehr bist, als die ganze Welt. Wie gerne will ich in allen Stücken dir eine gehorsame Tochter sein; aber ich bitte dich, zwinge mich nicht zu Dingen, die ich nicht ohne Anstoß meines Gewissens thun kann. Diese Lustbarkeiten, wenn ich sie mitmachen muß, sind mein Untergang, das fühle ich. Denke an Nelly, wäre sie nie in solche Gesellschaften gekommen, Herr F— hätte nicht so schweres Leid um sie zu tragen. Ich bitte dich, laß mich Gott dienen!"

„Schon gut," sagte Herr Lehmann, indem er sich von ihr los machte, „ich sehe schon, es ist eine beschlossene Sache, daß du deinen Weg von dem unsrigen trennst. Das ist die Christlichkeit dieser Leute, daß sie Eltern ihr eigenes Kind abspenstig machen. Freilich sind damit meine liebsten Pläne zerstört, aber was schadet es. Indessen brauchst du keine Furcht zu haben. Ich bin nicht Tyrann genug, um von meiner erwachsenen Tochter das zu erzwingen, was sie mir aus Liebe nicht geben kann. Auch will ich keines Menschen Gewissen beschweren, auch das deine nicht. Wenn du denkst, daß dieses recht ist, so magst du auch deinen eigenen Weg haben." Damit verließ er mit allen Zeichen tiefer Kränkung das Zimmer.

Wie tief diese Szene Mina verwundete; welche innere Kämpfe sie ihr verursachten! Hätte ein strenges Gebot ihr Zwang auferlegen wollen, sie hätte Kraft gefunden, demselben um Gotteswillen zu widerstehen und die Folgen auf sich zu nehmen; wäre sie mit Spott überschüttet und mit Verfolgungen bedroht worden, sie hätte ihr Kreuz geduldig auf sich genommen; aber daß diejenigen ihr Herz von ihr wandten, die ihr die Theuersten waren, darüber blutete ihr Herz und wer weiß, ob sie diese Versuchung überwunden hätte, hätte nicht ihre Mutter ihr Trost und Unterstützung zu Theil werden lassen. Frau Lehmann gehörte zu den Naturen, die vor jedem Sturme ihr Haupt beugen, aber dabei fest im Boden einer tiefen innern Ueberzeugung und Gewissenhaftigkeit wurzeln und daher nicht weggerissen werden können. Johannes' Brief hatte ihr die Lustbarkeit der Welt in einem neuen Lichte gezeigt und sie war überzeugt, daß dasselbe die Wahrheit war. Mit Bangigkeit hatte sie dem Sturme entgegen gesehen, den Minas Entschluß hervorrufen würde, nun derselbe aber gekommen war, erhob sie zuerst wieder getrosten Muthes ihr Haupt.

Mina hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Eben war sie im Begriffe, ihr Herz mit heißen Thränen vor dem Herrn auszuschütten, als Frau Lehmann eintrat, sie umarmte und küßte und ihr zuflüsterte: „Nimm es nicht so sehr zu Herzen, Mina, der Vater meint es im Grunde nicht so böse und er hat dich zu lieb, als daß er dir lange gram sein könnte. Seine Pläne sind allerdings gescheitert, aber er wird zur Ueberzeugung kommen, daß es so am Besten ist. Sei nur treu, Gott wird dir schon hindurch helfen. Heinrich scheint die Aussicht, nicht zur Maskerade zu gehen, gar nicht ungelegen zu kommen; Nellys Verschwinden hat einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er sich zu solchen Zerstreuungen aufgelegt fühlte. Wer weiß, was der liebe Gott noch mit uns vor hat."

O, wie fühlte sich Mina durch die treue Mutterliebe getröstet! Wie schloß sie ihr ihr ganzes Herz auf! Und wie stärkten sich die beiden schwachen Frauenherzen im inbrünstigen Gebete vor dem Herrn.

Tage und Wochen gingen dahin. Mina hatte sich der Kirche enger angeschlossen und war von dem weisen Prediger auch gleich der kleinen Arbeiterschaar einverleibt worden. Eine Klasse von mittlerem Alter, die ihr in der Sonntagsschule übertragen wurde, bot ihr ein interessantes Arbeitsfeld, dabei gab es so mancherlei Werke der Liebe und Barmherzigkeit, welche sie auch durch die Woche in Anspruch nahmen und mit andern Kindern Gottes sie auf's innigste vereinigte. An Vergnügungen und Unterhaltung fehlte es ihr auf diesem Wege nie und sie kam nicht in Verlegenheit, wie sie der tödtenden Langeweile eines unbeschäftigten Alltagslebens entfliehen sollte.

Zu Hause wurde der letzte Sturm selten mehr be-

rührt. Heinrich begleitete seine Schwester öfters zur Kirche. Emilie hatte sich gleichfalls der Sonntagschule angeschlossen, Alfred war bereits in die Bibelklasse vorgerückt und verfolgte mit Interesse ihre Studien. Onkel Hermann kam noch oft auf Besuch, doch blieb er stets nur kurze Zeit, und obschon er gegen Mina und die Mutter dieselbe liebende Freundlichkeit an den Tag legte, wie früher, so schien er von etwas in seinem Gemüthe gedrückt zu sein, und war gegenüber seiner früheren sprudelnden Lebendigkeit oft geradezu einsilbig. Harrys Besuche waren selten geworden. Vater hatte in den ersten Wochen eine gewisse Kälte an den Tag gelegt, die schwer auf Minas liebendem Gemüthe lastete, doch war dieselbe bald seiner früheren Freundlichkeit und Milde gewichen; nur sehr vereinzelte Bemerkungen deuteten an, daß er Minas Entschluß noch keineswegs billigte. Er wollte ihr aber offenbar in dieser Richtung durchaus keinen Zwang anthun.

Herr N. hatte die ersten Wochen gleichfalls seine Besuche fortgesetzt. Als aber Mina alle seine Einladungen, ihn zu diesen oder jenen Vergnügungen zu begleiten, konsequent abschlug und auf sein Befragen direkt erklärte, daß sie aus Grundsatz dieselben aufgegeben habe, hatte er etwas indignirt dagegen seine Einwendungen gemacht, Mina hatte ihm aber darauf mit einem offenen Bekenntniß ihres Glaubens geantwortet. Herr N. suchte dasselbe erst als einen Scherz aufzunehmen, als ihm aber Mina versicherte, daß es ihr damit voller Ernst sei, und daß sie Nichts thun würde, was dieses Bekenntniß Lügen strafen könnte, da sprach er sein Bedauern aus, daß eine Dame von so viel Geist und Liebenswürdigkeit sich solch abgeschmackten Ideen hingeben könne. Er hatte darauf etwas kalt Abschied genommen, und ließ sich seither nur selten sehen; doch erzeigte er Mina bei gelegentlichen Begegnungen seine ungetheilte Achtung. So schien der ganze Sturm, ohne dem glücklichen Familienleben besonders Eintrag zu thun, vorüber gegangen zu sein, als ein neuer die Gemüther in Aufregung versetzte, der aber Herrn Lehmann mit der Richtung, die die Seinen eingeschlagen hatten, weit eher zu versöhnen geeignet war.

Das gedrückte Wesen Onkel Hermanns hatte seine tiefliegenden, traurigen Gründe. Harry war durch seinen leichten, unentschlossenen Charakter verleitet, immer tiefer in schlechte Gesellschaften verstrickt worden. Oft kam er betrunken nach Hause; hie und da blieb er auch ganze Nächte aus; sein Taschengeld reichte für seine Bedürfnisse längst nicht mehr hin. Von da und dort kamen Anforderungen an seinen Vater zur Bezahlung von Schulden, die er gemacht hatte; das Geschäft wurde von ihm vernachlässigt. Alle Bitten, Ermahnungen, Vorstellungen, ja Drohungen von Seiten seines Vaters blieben erfolglos. Wenn er auch hie und da einen Anlauf nahm, sich zu bessern, so waren seine guten Vorsätze doch bald wieder verflogen.

Eines Tages war er von seinem Vater ausgesandt worden, um Gelder zu kollektiren. Da er eine ziemlich weite Runde zu machen hatte, so fiel es weiter nicht auf, daß er bis zum Schlusse der Geschäftsstunden noch nicht zurück war. Als er aber auch zum Nachtessen nicht erschien, wurde sein Vater unruhig und ging aus, um nach ihm zu suchen. Er fand auch aus, daß er seine Geschäfte wirklich erledigt hatte, aber über seinen Verbleib konnte er nichts entdecken. Bis dahin hatte er noch nie irgend welche Geschäftsgelder veruntreut. In der Hoffnung, er möchte unterdessen nach Hause gekommen sein, stellte auch sein Vater seine Nachforschungen ein und ging nach Hause. Es war bereits gegen 11 Uhr, aber er war noch nicht da. Sehr unruhig begab sich die Familie zu Bette; der Morgen kam, Harry ließ sich nicht blicken. Der Tag und wieder eine Nacht verging, und immer ließ sich Harry noch nicht sehen. Was war mit ihm geschehen? Beinahe jeder Anhaltspunkt, daß er davon gegangen sein möchte, fehlte. War auch die Summe, die er in Händen gehabt haben mußte, nicht unbeträchtlich, so war sie doch nicht bedeutend genug, um anzunehmen, daß er damit davon gegangen wäre. Viel näher lag die Vermuthung, daß er in schlechte Gesellschaft gerathen und beraubt worden sein möchte.

Allein die Nachforschungen, welche die ganze Familie selbst mit Hülfe der Polizei anstellte, ergaben kein befriedigendes Resultat. Harry blieb verschwunden. Einige seiner Kameraden, die aufgesucht wurden, behaupteten, ihn in gewissen Vergnügungslokalen von zweifelhaftem Rufe gesehen zu haben. Die Einen wollten ihn da, die Andern dort verlassen haben, Keiner wollte wissen, wohin er sich zuletzt hingewendet hatte. So viel war klar, er hatte sich wieder mit leichtfertiger Gesellschaft herumgetrieben, und die Annahme lag nahe, daß er schließlich in eine Spiel- oder Lasterhöhle gerathen sein möchte, wo das Geld, das er bei sich trug, sicherlich das raublustige Gesindel reizen mußte, das solche Plätze stets frequentirt. In der Nachbarschaft einer Spielhölle behauptete man, gegen Morgen in jener Nacht einen verdächtigen Lärm, wie von einem Hilfegeschrei gehört zu haben, während des Tags sei ein bedeckter Wagen vorgefahren, eine auffallend lange Kiste sei in denselben gebracht worden, dann sei der Wagen schnell davon gefahren. Doch weitere Nachforschungen und selbst eine scharfe Haussuchung ergaben keine sichere Spur von dem Verschwundenen.

Wochen lang dauerten die Nachforschungen. Jede Leiche, die aufgefunden wurde, nahm man in Augenschein, die Hospitäler, die Gefängnisse wurden durchsucht — Alles umsonst. Onkel Hermann war auf's Tiefste erschüttert. Wie hatte er sich die letzte Zeit bemüht, den Unglücklichen von seinen verderblichen Wegen abzubringen, aber er schien alle Herrschaft über sich selbst verloren zu haben und verzweiflungsvoll ergab sich sein Vater dem Gedanken, daß er in irgend einer Verbrecherhöhle ein Ende mit Schrecken gefunden habe.

Soziale Uebelstände und ihre Hebung.

Von J. Schlagenhauf.

II.

Ein anderer Uebelstand, welcher für die Gesellschaft gefährlich zu werden droht, ist die verkehrte Erziehung, bei welcher die Tüchtigmachung für das praktische Leben entweder ganz versäumt oder vernachlässigt wird.

Da müssen wir gleich bei der Wiege anfangen und den Gebrauch des Zuckerwerkes, der Leckerbissen und Naschereien entschieden verurtheilen. Durch die schädlichen Ingredienzien, welche diese Dinge gewöhnlich enthalten, wird das Blut vergiftet, der Magen geschwächt, und der Grund zur Feinschmeckerei, Ueppigkeit, Schwächen und Krankheiten gelegt.

Ist es ein Wunder, daß so viele Personen an Dispepsie, Schwindsucht u. dgl. mehr leiden?

In den sogenannten fashionalen Kreisen gehört es sogar zum guten Ton, durch alle thörichte Vergnügungen den Geist des Hochmuthes und der Putzsucht frühzeitig in den Kindern zu wecken. An Sommervergnügungsplätzen wie Long Branch und Saratoga werden während der „Saison“ Kinderbälle abgehalten, bei welchen die jungen Pärchen Arm in Arm zum Tanze aufmaschiren, und mit einer Selbstgefälligkeit im Saale umherwirbeln, als wären sie die gefeierten Helden von tausend Schlachten, und doch hat der little Gentleman noch keine acht Sommer, und die Lady, die er am Arm führt, noch keine sechs Sommer hinter sich.

Bei einem solchen glanzvollen Spektakel fielen einmal an einem Nachmittag 32 Kinder, von der übergroßen Hitze und der Aufregung, in Ohnmacht.

Oft endet die Comödie mit Zank und Streit zwischen den Kleinen, und durch Schimpfen und Verfeindungen der thörichten Alten unter einander.

Ein Berichterstatter einer der größten Zeitungen New Yorks schildert einen solchen Ball, aus welchem, der Kuriosität halber, nachstehende wortgetreue Uebersetzung stehen mag:

„Der galante Junker Fredy, Sohn des Herrn Doktor A. aus New York, war der Held des Abends. In der Kleidung eines Stammfürsten aus Schottlands Hochgebirgen, führte er die reizende Blondine, Fräulein Ella W., Tochter des Honorable W., aus Albany, die als schottisches Mädchen gekleidet, ihre Rolle vollkommen spielte — zum Tanze herein. Bis zur späten Stunde machten sie jeden Tanz mit, und obwohl noch keines das neunte Jahr erreicht hatte, schien man doch keine Ermüdung an ihnen zu bemerken.“

Und die Alten klatschten in die Hände und riefen: „O wie schön! Wie brillant!“

Diese Sommervergnügungsplätze scheinen zu Brutstätten der Ueppigkeit, des Hochmuthes und der Sittenverderbniß, besonders für das aufwachsende weibliche Geschlecht zu werden.

In einer der weitverbreitetsten Zeitungen des Westens war auf einer Seite in großen fetten Buchstaben zu lesen: „Das Allerneueste!“

Schnell flogen die Augen über die Zeilen hin, in der Erwartung von großen Entdeckungen, Erfindungen, Fortschritten auf dem Gebiete der Erziehung, Künste, Wissenschaften, Religion zu lesen, aber nichts von alle dem.

Eine Correspondenz aus Saratoga, in welcher der Speisezettel, die Mode, die Anzüge, der Aufwand, das vornehme Faulenzen, besonders der jungen Dämchen, in den Hotels geschildert wurde. Einige Sätze mögen hier als Probe stehen, um zu zeigen, welcher Art das Leben dort ist, welches der jungen Damenwelt Amerikas als Ideal vorgehalten wird. Nachdem der Berichterstatter den Vorbereitungen für einen Ausflug und der ganzen Partie junger Dämchen in vielen überschwänglichen Worten gelobhudelt, fuhr er fort: „Besonders war Miß Nellie N. zum Entzücken gekleidet. Sie trug einen cremeweißen Hut, ganz und gar mit Maiblumenlilien besetzt. Das Kleid war von weißem Mussilin und um den Nacken mit kostbaren vergilbten Spitzen besetzt, dazu Spitzenärmel, durch welche man die herrlichsten Arme in ganz Saratoga erblicken konnte. Eine lange Schleppe wallte hinter ihr nieder, die Füße in reizenden pariser Schuhen, mit hohen, ganz dünnen Absätzen und feine weißseidene Strümpfe mit Rosaband-Besatz.“

Am nächsten Tag ergatterte sich der Berichterstatter unbemerkt das Tagebuch eines fashionablen Dämchens und machte daraus folgenden Auszug von einem Tag.

„Saratoga, 20. August. War gestern nach dem langen Tanzen letzte Nacht zu müde, das Haar noch zu wickeln. Mußte es heute früh brennen lassen. Trug Weiß und Hellblau gestern Abend, furchtbar helles Blau, nicht das fadenscheinige, wie die Browns es tragen. Den Fächer hatte ich mit Blau besetzt, blaue Blumen im Haar, blaue Schärpe und blauseidene Strümpfe. Die Frau des spanischen Gesandten und ich waren die Einzigen, welche die weißseidenen Aermelhandschuhe trugen, die bis über die Ellbogen hinaufreichen und die neueste Mode sind. Habe nur ein wenig Schminke aufgelegt und die Augenbrauen gemalt. Tante weiß nichts davon, aber so ein Bischen rothe Schminke kann doch gewiß nicht schädlich sein. Die Andern brauchen ja noch mehr. Um 11 Uhr promenirte ich in dem neuen Anzug, der gestern von Paris kam. Um 2 Uhr Dinner, trug ein rosaseidenes mit weißen Spitzen besetztes Kleid mit einer Schleppe eine Yard lang. Die Aermelhandschuhe behielt ich an. Um 4 Uhr kleidete ich mich wieder um, das ist das dritte Mal, und heute Abend kommt der neue Ballanzug an die Reihe. Die Kings sind zwölf Tage hier gewesen, und haben 24 neue Anzüge getragen, sie erschienen nie zum zweiten Mal in demselben. Die Madam Backer hat sich in demselben Anzug drei Mal blicken lassen, es ist schauderhaft, daß eine gebildete Frau sich nicht mehr um Anstand und Mode kümmert.“

Schüttle nicht spöttisch lächelnd den Kopf, lieber Leser, und frage: Wozu dieses! Das gewährt einen Einblick in die moderne Erziehung und das Leben eines großen Theiles der tonangebenden amerikanischen Mädchen.

Natürlich treibt nur die sogenannte Shoddy-Aristokratie, die mehr Geld hat als Verstand, mehr Hochmuth als Bildung besitzt, solchen Zeit, Körper und Geist tödtenden Humbug, aber diese Berichte werden von tausenden jungen unerfahrnen, im Schaukelstuhl sich wiegenden Dämchen gelesen, die meinen nichts Wichtigers thun zu können, als dem Humbug nachzuahmen.

Die Zeitungsherausgeber lassen sich solche Berichte ein schön Stück Geld kosten, weil es ihnen Abnehmer sichert, ein Beweis, wie tief der Hang nach Neuerung und Modesucht in der Damenwelt ist.

Das ist der wunde Fleck in der Erziehung amerikanischer Töchter, daß mehr Zeit auf Kleidung, Putz, Vergnügen und eine oberflächliche Bildung verwandt wird, als auf die Tüchtigmachung zur Erfüllung der Pflichten, welche nothwendig mit dem Beruf eines Weibes, Mutter und Haushälterin zusammenhängen. Manche junge Dame erwirbt

sich zwar treffliche Kenntnisse, und leistet in dem ergriffenen Fache Tüchtiges, aber schließlich heirathet sie bei der ersten besten Gelegenheit doch, und was nützen dann ihre Kenntnisse, wenn sie dem Hauswesen nicht vorzustehen gelernt hat?

Einem praktischen und sehr verständigen Arzte hatten seine Freunde gerathen, eine wohlgebildete, aber im Haushalt unerfahrene Dame zu heirathen. Als er mir dieses mittheilte, sagte er: „Wozu soll ich diese Dame heirathen? Um mir den Schiller und Goethe vorzudeklamiren? Eine Frau, die das Hauswesen nicht führen kann, welche die Kochkunst nicht versteht, kann nie mein Weib werden, und wenn sie sonst alle Künste in der Welt versteht."

Er wollte nicht die traurige Erfahrung jenes jungen Kaufmanns, der in einem bekannten, ungefähr 8000 Einwohner zählenden Städtchen im Westen wohnt, machen. Derselbe kam eines Mittags heim, und fand seine junge Frau weinend im Schaukelstuhl sitzen. Erschreckt frug er: „Maggie, was fehlt dir?"

„Die Magd ist fortgelaufen, und ich kann mit dem besten Willen das Mittagessen nicht zubereiten."

„Macht nichts, laß uns zu deiner Mutter gehen," und damit nahm er sie am Arm und führte sie heim.

Dort angekommen, erzählte er der Schwiegermutter das Vorgefallene und schloß mit den Worten: „Mutter, die Maggie bleibt so lange hier, bis sie tüchtig kochen und den Haushalt führen kann. Sobald sie das kann, laß mich's wissen. Bis dahin logire ich bei meiner Mutter!"

Für das Folgende, welches zeigen soll, wie viel manche amerikanischen Damen vom Hauswesen verstehen, ist der New York „Christian Advocate" verantwortlich.

Eine fashionable wohlgebildete Lady Bostons wurde plötzlich von ihrer Köchin verlassen. Da unternahm sie es, ihrem Herrn Gemahl eigenhändig eine Tasse Kaffee zu bereiten. Als sich die Sache gar zu arg in die Länge zog, machte der Gatte die leise Anfrage, wie es denn eigentlich mit dem Kaffee bestellt sei. Da antwortete die Frau Gemahlin unter Schluchzen und Thränen: „Ich weiß nicht. Ich habe die Bohnen schon vor einer Stunde in den Kessel gethan und fortwährend gekocht, und sie sind kein Bischen weicher, als da ich sie hineinthat."

Wenn die Töchter nicht frühzeitig zur Hausarbeit angeleitet werden, so bekommen sie auch nie Lust noch Geschick dazu und sie flaniren lieber auf Promenaden umher und suchen durch auffallende Trachten und vorlautes Wesen sich bemerkbar zu machen, statt in dem eigentlichen Wirkungskreise thätig zu sein.

Darum ziehen jährlich ganze Schaaren von Dämchen und Damen, denen durch eine verkehrte Erziehung die Liebe zu ihrem eigentlichen Beruf abhanden gekommen ist, nach Washington, um angethan mit allem möglichen erborgten und eigenen, echten und unechten Schmuck, die Hauptbeamten der verschiedenen Departements um eine Anstellung zu bestürmen. Wochen und Monate lang nehmen sie zu Intriguen, Schmeicheleien, Bitten und Flehen ihre Zuflucht, und oft ist ihnen kein Mittel zu gering und zu verächtlich, ihren Zweck zu erreichen.

Eine solche Schaar nach Aemtern hungriger Weiber umlagerte letzten Winter auch den Vice-Präsidenten David Davis von Illinois. Als er ihnen wiederholt die Versicherung gegeben hatte, er könne nichts für sie thun, und sich zum Weggehen anschickte, ergriff eine geschminkte, in Sammet und Seide gekleidete Lady seine Hand und sagte: „Sie müssen etwas für mich thun. Ich bin am Verhungern!" Das war aber doch dem gutmüthigen, dicken Davis zu viel, und er gab dem ganzen Chor die folgende wohlverdiente Lektion:

„Warum kommen sie aus allen Landestheilen hierher, um bei der Regierung eine Anstellung zu erbetteln, da doch schon Tausende hier sind, die mit wahrem Heißhunger darnach verlangen. Sie sehen Alle so verständig aus. Warum gehen sie nicht hin und lernen das Kochen und andere Hausarbeiten, wodurch sie sich ein ehrliches Auskommen und später die Stellung geachteter Hausfrauen erwerben könnten. Ergreifen sie den häuslichen Beruf und die Leute werden ihnen nachlaufen und sie anstellen, statt daß sie den Leuten nachlaufen und Monate lang keine Anstellung haben. Wenn ich in ihren Schuhen steckte, wäre mir die Stelle eines achtungswerthen Dienstmädchens in einer guten Familie tausendmal lieber, als das lumpige Aemtchen, das sie erbetteln wollen, und in welchem sie keinen Monat sicher sind." Für diesen wohlgemeinten Rath schimpften die Damen den wackeren Mann in den Zeitungen tüchtig aus.

Fragen wir nach der Ursache solcher traurigen Erscheinungen, so muß als die tiefliegendste die verkehrte Erziehungsmethode in der Familie angegeben werden.

Die Mutter wirkt im Werktagskleide am Backtisch und Waschzuber, während die Tochter im modernen Anzuge am Klavier sitzt oder Schmetterlinge malt; die Mutter kocht, näht, strickt, das Töchterchen liest im Schaukelstuhle die neuesten Romane, und wenn es am Tische sitzt, spricht es seine Verwunderung aus, daß Mama das Essen nicht ganz nach seinem Geschmacke getroffen hat.

Ein Glück ist es für das Land, daß die Landbevölkerung und die Bewohner kleiner Städte, sowie die eingewanderte Bevölkerung noch größtentheils von dieser falschen Erziehungsweise ferngeblieben ist.

Denn wenn einmal solche Dämchen die Mütter und Erzieher unserer Präsidenten, Gesetzgeber und Beamten sein sollten, möge Gott unserem Lande gnädig sein.

Die Frage entsteht, was wir Deutschamerikaner gegenüber dieser verkehrten Erziehung und Verhätschelung thun sollen.

Darauf ist zu antworten: Wer Geld genug hat, und wessen Töchter Anlagen und Lust dazu besitzen, der lasse sie in allerlei Künsten und Wissenschaften unterrichten; aber die Hauptsache in der Heranbildung für den weiblichen Beruf ist es nicht.

Wenn sie eine für Verstand und Herz gleichmäßige Schulbildung erhalten haben, wie sie ja fast in jedem Städtchen, besonders aber auf unsern deutsch-amerikanischen methodistischen Hochschulen zu erlangen ist, lehre man sie die Kunst, Kleider zu machen und auszubessern, das Hauswesen zu führen, eine gute Kost zu bereiten, mitzuhelfen in der Kindererziehung, damit sie mit dem richtigen Begriff, Geschicklichkeit und Liebe in ihren künftigen Wirkungskreis eintreten können.

Leider lehrt aber die Erfahrung, daß die aus den höheren Lehranstalten kommenden jungen Damen wenig Vorliebe und noch weniger Geschicklichkeit für

häusliche Beschäftigung haben, und zwar größtentheils deshalb, weil ihnen die Gelegenheit fehlte, in diesem Fache unterrichtet und herangebildet zu werden.

Würde es sich nicht lohnen, wenn unsere Anstalten auch ein Departement für diesen Zweck errichteten.

So lange die Verhältnisse bleiben, wie sie sind, ist das Heil nur aus solchen Familien zu erwarten, in welchen verständige Mütter die Töchter heranbilden zu sittsamen Jungfrauen, tüchtigen Haushälterinnen, arbeitsamen Gattinnen und zärtlichen Müttern, die den Palast und die Hütte zu einem glücklichen Heim machen, und durch ihren stillen Einfluß zu Bildnerinnen des sittlichen Charakters ihrer Umgebung, der Eltern und des Mannes Freude werden. Dann wird ihnen von Jedermann Schillers Lob mit Freuden zuerkannt werden:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand."

Auch in der Heranbildung der jungen Männer für ihren zukünftigen Beruf ist man in eine falsche Richtung gerathen.

Manche Eltern scheinen es unter der Würde ihrer Söhne zu halten, ein Handwerk zu erlernen, oder in einem Berufe thätig zu sein, in welchem sie durch körperliche Anstrengungen ihr Brod verdienen müssen.

Und doch ist die Betreibung des Landbaues und die eines Handwerkes zu allen Zeiten als eine der ehrenhaftesten Beschäftigungen angesehen worden, der Fürsten und Gelehrte mit Vorliebe oblagen. Paulus war ein Zeltweber. Bei den Römern trug der Bürgermeister eine Hellebarde, der Priester einen Hut, der Redner ein Buch, der Schneider eine Scheere, der Hufschmied ein Schwert, welches die Kennzeichen der Kunst waren, von der sie sich nährten.

Peter der Große von Rußland zeigte als Kaiser oft die Schuhe, die er am Ambos als Schmied verdiente, und sagte: „Die habe ich mir im Schweiße meines Angesichts erworben."

Kaiser Wilhelm von Deutschland ist zugleich ein Schlosser, der Kronprinz, „unser Fritz", ein Schriftsetzer und der junge Prinz ein Graveur.

Nicht alle Prinzen kommen auf den Thron, der Reichthum ist gar flüchtig, und wer dann, auf sich selbst angewiesen, die Geschicklichkeit besitzt, sich und die Seinen selbst zu ernähren, ist wohl daran.

Wer mit offenen Augen auf das Thun der heranwachsenden männlichen Jugend dieses Landes schaut, wird die traurige Wahrnehmung gemacht haben, daß das Uebel immer mehr um sich greift, ein bequemes Wohlleben zu führen, vornehm geputzt, mit der Cigarre im Mund und dem Spazierstöckchen in der Hand einherzugehen und einen Aufwand zu treiben, den sie unmöglich in späteren Jahren mit dem Gewinn ihrer Arbeit aufrecht erhalten können.

Wenn der Lehrer oder Meister sich mit ihnen abgemüht hat, daß sie anfangen etwas Verständniß und Geschick zu haben, wollen sie Meisterlohn, fangen an in ihrem Handwerk oder Beruf zu pfuschen, statt durch anhaltenden Fleiß und Ausdauer sich die nöthigen Qualifikationen anzueignen. Daher rührt es auch, daß die geschicktesten Handwerker und Fachmänner größtentheils der eingewanderten Bevölkerung oder ihren Nachkommen angehören.

Wenn da geholfen werden soll, muß in der Familie der Anfang gemacht werden. Da muß den Kindern Arbeitsamkeit, Fleiß, Zucht und Gehorsam beigebracht werden, denn die Eindrücke, welche das Kind im elterlichen Hause empfängt, gestalten seinen Charakter, bilden seine Gesinnung und bestimmen seine Geistesrichtung.

Wenn wir bessere Menschen erwarten und dem Umsichgreifen der sittlichen Krebsschäden Einhalt thun wollen, muß von da aus geholfen werden. Die ganze Hoffnung auf Kirchen und Schulen setzen zu wollen, ist thöricht, denn selten kann auf ein von Haus aus vernachlässigtes Gemüth daselbst segensreich eingewirkt werden.

Recht muß doch Recht bleiben.

II. Der heimliche Bund.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Nach deutschen Quellen bearbeitet von

Paul Eugen.

Viertes Kapitel.

Ueberfallen und überlistet.



Der alte Freiherr von Hohenheg gehörte zu der kleinen Zahl ehrenwerther Straßburger Bürger, die mitten im Kampf der Parteien noch immer die frühere Selbstständigkeit der Stadt bewahrt wissen wollten; er hatte sich aber schon längst von den Raths- und Regierungsgeschäften mehr und mehr zurückgezogen. Die Bekanntschaft mit den beiden Brüdern Ratbod, sowie die wichtigen Aufschlüsse, welche er durch das Dokument erhalten, gaben jetzt seinen Gedanken eine andere Richtung und er beschäftigte sich nur damit, dem hochmüthigen Wesen der Grafen von Hohenheg einen empfindlichen Stoß beizubringen.

Zunächst setzte er den auf seinem Schlosse verweilenden Konrad von Hohenheg von dem Dasein des Dokuments in Kenntniß und fügte eine Abschrift desselben hinzu. Der Schluß des Briefes lautete:

„An der Wahrhaftigkeit des Inhaltes ist nicht zu zweifeln, denn der Verfasser des Dokuments wird darin als ein Ehrenmann beglaubigt, wie das amtliche Siegel beweist, das dem wichtigen Schriftstück beigefügt ist. Ich gebe Ew. Erlaucht eine Woche Bedenkzeit, sollte ich aber nach Ablauf derselben keine befriedigende Antwort erhalten haben, so werde

ich zu Gunsten der hier in Straßburg anwesenden Brüder Ratbod weitere Schritte thun."

Nachdem der Brief befördert worden war, rieb sich der alte Freiherr vergnügt die Hände; er kannte den unbegrenzten Stolz Konrads von Hohenheg nur zu gut und wußte im Voraus, daß der Zorn des Grafen in hellen Flammen auflodern werde, denn seine Familienehre war bedroht. Das Verbrechen seines Ahnherrn ward durch dieses Dokument so zu sagen wieder lebendig gemacht, und der Freiherr sah im Geiste den innern Zwiespalt voraus, der dem hochmüthigen Konrad bevorstand, sobald er von dem Vorhandensein des Dokuments Kenntniß erhalten.

Noch war die Frist, welche Konrad von ihm erhalten, nicht verstrichen, als Rudolf und Andreas am Münster von einem ältlichen, äußerst fein gekleideten Manne angesprochen wurden.

„Ich bin der Kammerdiener Sr. Erlaucht des Grafen Konrad von Hohenheg," begann er. „Dieser hat vor einiger Zeit einen Brief erhalten, und läßt euch durch mich verkünden, daß er gewillt sei, in Unterhandlungen zu treten; doch knüpft er die Bedingung daran, daß er es nur mit euch allein zu thun habe, die Freiherren von Hohenheg müßten von der Verhandlung ausgeschlossen bleiben, ja, er fordert von euch sogar das Ehrenwort, gegen die genannten Personen nichts verlauten zu lassen. Seid ihr gewillt, diese Bedingungen einzugehen, so habe ich euch in seinem Auftrage noch Weiteres zu verkünden."

Nach einer heimlicher Berathung kamen die Brüder überein, sich der Bedingung des Grafen vorläufig zu fügen.

„Sobald die Unterhandlungen vorüber," äußerte Andreas, „werden wir selbstverständlich unsern lieben Wirth in's Vertrauen ziehen, denn dann bindet uns kein Ehrenwort mehr." Rudolpf erklärte sich damit einverstanden und wandte sich mit dem Bruder wieder dem Kammerdiener zu, welcher, nachdem er von ihnen die gewünschte Versicherung erhalten, weiter fortfuhr:

„Sr. Erlaucht haben als Ort der Zusammenkunft die Schenke des sogenannten Schnakenlochs, das sich vor der Stadt, unweit des Spittel-Thors, befindet, gewählt. Der Herr Graf wünschen, daß das Stelldichein morgen Abend, nach Einbruch der Nacht, stattfinde, denn er will von Niemanden gesehen werden. Außerdem läßt er euch bitten, das Dokument mitzubringen, damit er sich von der Aechtheit desselben überzeuge. Er hegt dabei die zuversichtliche Hoffnung, daß ein Vergleich zu Stande komme, welcher beide Parteien befriedige."

„Im Schnakenloch will er uns treffen?" riefen Beide verwundert. „Nun, wir wollen uns über jene Schenke mit dem sonderbaren Namen Gewißheit verschaffen, und fällt die Auskunft günstig aus, so darf sich der Herr Graf unseres Erscheinens versichert halten."

Das feingekleidete Männchen verneigte sich und verließ die Brüder, welche gedankenvoll dem Hause ihres Wirthes zuschritten . . .

Am Nachmittag äußerte Andreas gegen den alten Freiherrn die Bitte, ihm das Dokument zu geben, da er etwas darin nachlesen wolle. Obgleich etwas überrascht, willfahrte der freundliche Mann der Bitte des Jünglings, welcher sich wieder auf sein Stübchen zurückzog, um mit dem Bruder sich endgiltig zu berathen, ob man dem Stelldichein folgen solle oder nicht.

„Nach der Versicherung Richards, den ich soeben darnach gefragt, ist die Schenke ein ehrlicher Ort, und ihr Wirth, Hans, ein ehrlicher Mann; und somit haben wir nichts zu befürchten," lautete Rudolfs Meinung. „Natürlich werden wir dem Grafen nur dann einen Einblick in das Dokument gestatten, wenn er sich allein befindet."

„Selbstverständlich," pflichtete Andreas bei. „Du hast Recht, wir wollen es wagen."

Es war am andern Abend und die Dämmerung bereits dem nächtlichen Dunkel gewichen, als unser Brüderpaar das Spittel-Thor passirte. Wenige Minuten später erreichten sie die Schenke. Sowohl im Erdgeschosse, als auch im obern Stockwerke glänzte Licht, ein Zeichen, daß man vornehme Gesellschaft erwartete, denn eine Treppe hoch war die Stube für die Stadtgäste.

Dort befand sich indessen nur ein einziger Gast, dessen Aeußeres nicht eben sehr vertrauenerweckend war. Das Antlitz zeigte rohe Züge und eine niedere Stirne, unter deren buschigen Brauen zwei dunkle Augen funkelten. Die reiche Kleidung paßte schlecht zu dem gemeinen Gesicht und ließ die eckigen Körperbewegungen in einem womöglich noch unvortheilhafteren Lichte erscheinen. Die beiden Brüder traten schweigend ein.

„Gebrüder Ratbod?" tönte es von der bärtigen Lippe den Ankommenden entgegen. „Ich bin Konrad von Hohenheg," fuhr der einsame Gast fort, „laßt euch an meinem Tische nieder und uns an die Erledigung des Geschäftes gehen, das uns heute hier zusammen geführt. Habt ihr das Dokument bei euch?" Rudolpf bejahte und deutete auf den Bruder.

„Wollt ihr mir vorher einen Einblick erlauben, ehe ich mich gegen euch äußere?" „Das war ja von Anbeginn Euere Bedingung," antwortete Andreas und zog das Schriftstück hervor. Der Graf griff darnach, Andreas aber zog es rasch zurück und sagte: „Ich gebe das Dokument nicht aus der Hand." In demselben Augenblicke aber fühlte er und Rudolf sich von hinten gepackt und ehe sie noch einen Hilferuf ausstoßen konnten, war ihr Mund durch einen Knebel verschlossen. Ihre Anstrengungen, sich des hinterlistigen Ueberfalls zu erwehren, scheiterten an der Kraft ihrer an Zahl überlegenen Gegner.

„Rasch das Dokument in Sicherheit gebracht," raunte seinen Helfershelfern der angebliche Graf zu, welcher in Wahrheit nur ein Abgesandter Konrads von Hohenheg war und in seinem Auftrage gehandelt hatte. „Vorwärts! In der Hausflur unten erschallen Tritte, — rasch das Dokument dem Kerl entrissen, er trägt's in der linken Brusttasche!" Andreas bot seine ganze Kraft auf, den Raub zu vereiteln, nur zu bald aber befand sich das ihm so werthvolle Schriftstück im Besitze der Gegner. Sie hatten äußerst geschickt den Brüdern Fesseln angelegt und stoben jetzt die Treppe hinunter, unbekümmert darum, daß ihnen mehrere Männer entgegen kamen und sie aufzuhalten suchten. Sie schlugen sich tapfer durch und hatten bald das Freie gewonnen. Wie groß aber war das Erstaunen der am Boden liegenden Brüder, als sie in den Ankommenden den alten Freihern und seinen Sohn erkannten,

in deren Gefolge sich mehrere Schiffer befanden. „Wo ist das Dokument?“ rief der alte Freiherr, nachdem man die Brüder von den Knebeln und Fesseln befreit.

„Man hat es mir geraubt,“ ächzte Andreas, „nur schnell dem Grafen und seinen Helfershelfern nachgeeilt!“ „Das wäre eine vergebliche Mühe,“ versetzte Hohenheg und fügte im Tone eines leisen Vorwurfs hinzu: „So hat sich meine Ahnung, daß ihr in eine Falle des heimtückischen Konrad gegangen, doch bestätigt! Wäre ich nur gleich euch gefolgt, als ihr heute Abend heimlich das Haus verlassen, dann hätten sie das Nachsehen gehabt und mit Hohn und Spott heimziehen müssen! . . . Nun ich will euch weiter keine Vorwürfe machen,“ fügte er gutmüthig hinzu, als er die verzweifelten Blicke der Brüder sah, „wennschon ich euer Vertrauen zu verdienen meinte. Als Andreas am gestrigen Nachmittag mir das Dokument abverlangte, stieg mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß der Graf möglicher Weise euch zu überlisten gesonnen sei. Wäre ich nur gleich mit meiner Ansicht offen herausgerückt, doch wollte ich euch für den Fall, daß ich mich irrte, nicht wehe thun . . . Nun lassen wir das jetzt, wir müssen eben List mit List vergelten und Alles aufbieten, des geraubten Dokuments wieder habhaft zu werden.“

Im Burghofe des alten Ahnenschlosses Hohenheg ging es heute sehr lebhaft zu. Sämmtliche Söldner, Beamte, Diener und Knechte erschienen festlich geputzt, und auf dem Wartthurm hatte der Wächter Posto gefaßt und hielt scharfen Lugaus, — ein deutliches Zeichen davon, daß man einen hohen Gast erwartete. Peter Dups — der soeben über die Zugbrücke schritt — war es sicherlich nicht, zumal er sich heute mit Besen und Leiter zum Schornsteinfegen bewaffnet hatte. „Du hättest dir auch eine passendere Zeit wählen können,“ brummte sein Verwandter und Gönner, der Burgvogt, als er des Burschen ansichtig wurde. „Merkst du denn nicht, daß wir heute hier Festtag haben?“ „Ja potztausig,“ lachte Peter, „wenn ich darauf immer Rücksicht nehmen wollte, könnte ich während einer Woche kaum sieben Rauchfänge kehren, es ist immer etwas los. Doch was giebt's denn heute bei euch für eine Festlichkeit?“

„Benno von Hohenheg, der jüngere Bruder unserer Erlaucht, kehrt heute von seinem Kriegszuge zurück,“ antwortete der Burgvogt.

„Als General?“ spöttelte Peter. „Warum kehrt denn Graf Benno gerade jetzt zurück, wo der Krieg erst recht wieder beginnt? Hat er vielleicht Angst, todtgeschossen zu werden?“

„Schweig still!“ rief der Vogt unwirsch, „Graf Benno fürchtet sich vor Niemand, sondern gab nur dem Wunsche seines Bruders nach und wird heute hier in der Verkleidung eines Handelsmanns eintreffen, denn sonst gelänge es ihm schwerlich, die schwedischen Linien zu passiren.“

Vom Thurm ertönten jetzt drei langgezogene Hornsignale, welche die Ankunft des jungen Grafen verkündeten. Und als der Letztere jetzt die Zugbrücke passirte und auf Konrad zueilte, erscholl ein lautes Hoch von Seiten der Untergebenen. Trotzdem der rußgeschwärzte Peter Dups durchaus nicht zu dieser Festversammlung paßte und seine Kleidung gegen den Putz der geschäftig hin- und hereilenden Beamten und Diener grell abstach, wich er dennoch nicht vom Platze; seine Blicke waren mit größter Aufmerksamkeit auf die beiden Brüder Hohenheg gerichtet, welche jetzt miteinander die Freitreppe empor stiegen dem oberen Stockwerk zu, welches außer dem Saale noch eine Menge kleinerer Gemächer enthielt. Die Freitreppe durfte unser Peter nicht betreten, das wußte er aus Erfahrung, — die Brüder wollte er aber keinen Augenblick aus den Augen verlieren, damit er sich überzeuge, in welches Gemach sie sich begäben. Schnell drückte er sich in einen Winkel, um vor den beiden Grafen, die jetzt den Gang hinabschritten, verborgen zu bleiben; als sie jedoch unter der Thüre der dritten Kammer verschwunden waren, verließ Peter sein Versteck und eilte in die Fremdenzimmer des oberen Stockwerks. Dort lassen wir ihn indessen und begeben uns nach der Kammer, in welche die Grafen Hohenheg sich zurückgezogen. Bennos Mienen zeigten Groll und Verdruß, und in wildem Tone rief er dem unweit des Kamins stehenden Bruder zu: „Es bleibt eine ewige Schande für unser Land, daß der Schwede, trotz der zahlreichen starken Festungen, festen Fuß zu fassen vermochte.“

„Ich habe dich nicht gerufen, um die Burg unserer Väter vor den Schweden zu schützen, denn diese haben mehr zu thun, als ihre Kräfte durch die Belagerung unzugänglicher Bergschlösser zu zersplittern, — ich bedarf deines Rathes und männlichen Muthes in einer ganz andern Sache,“ erwiderte Konrad und zog zugleich das Dokument hervor und theilte dem Bruder in ausführlichster Weise mit, was wir bereits wissen. Dann schritt er mit ihm der Thüre zu. Kaum hatte sich aber die Letztere hinter Beiden geschlossen, so begann es im Kamin zu rascheln und aus der Oeffnung huschte eine schwarze Gestalt, die mit ihrer Faust den Brüdern nachdrohte.

Es war Peter Dups. Er hatte im Kamin versteckt, das Gespräch derselben, sowie ihren Anschlag belauscht. Seine Augen glitten jetzt forschend im Zimmer umher und ein leiser Freudenschrei entrang sich seinen Lippen, denn auf dem Tisch lag das Dokument. Graf Konrad hatte es vergessen, und blitzschnell riß Peter Dups es an sich, barg es auf seiner Brust und trat den Rückweg durch's Kamin an.

Es war die höchste Zeit, denn schon öffnete sich die Zimmerthüre auf's Neue und herein trat Konrad. Unwillkürlich streifte sein Blick den Tisch und bestürzt fuhr er zurück, denn er war leer. Er eilte hinüber, um den Bruder zu fragen, ob er vielleicht das Dokument an sich genommen habe, allein Benno verneinte. Nunmehr entstand eine grenzenlose Verwirrung. Die Grafen ließen sämmtliche Insassen des Schlosses vor sich bescheiden und begannen mit ihnen ein scharfes Verhör. Dasselbe führte natürlich zu keinerlei Resultat, bis schließlich einigen Beamten der junge Schornsteinfeger einfiel, der von allen gesehen worden war.

„Man schaffe ihn herbei!“ rief Benno.

Das war zwar bald gesagt, aber schwer gethan; Niemand vermochte den Schornsteinfeger im Schlosse aufzustöbern, dagegen verkündete sehr bald der Thurmwächter, daß der schwarze Geselle unten in der Ebene zu sehen sei und eiligst den Weg nach Straßburg verfolge.

„Er und kein Anderer hat das Dokument

gestohlen!" rief Benno, „und zwar im Auftrage des alten Hohenheg! Führt die besten Renner aus dem Marstall und setzt ihm schleunigst nach! Wer ihn einbringt, soll von mir reich belohnt werden!"

Wenige Minuten später jagten mehrere Reiter zum Burgthore hinaus, den Felspfad abwärts. Das scharfe Auge des Verfolgten hatte sie entdeckt, und während sie in dem Gehölz verschwanden, das den untern Theil des Berges bedeckte, bog er rasch von der Hauptstraße ab und barg sich hinter einem dichten Strauchwerke, von wo er endlich auf großen Umwegen erst spät Abends nach Straßburg gelangte.

Das Document befand sich nun wieder in ihren Händen und so zögerten die beiden Brüder, die aus den Mittheilungen Peter Dups' erfahren hatten, daß ihnen von Seiten der Grafen nur gemeine Hinterlist und Meuchelmord drohe, nicht länger, sich von ihren Straßburger Freunden zu trennen und wieder zu den Schweden zurückzukehren.

Der alte Freiherr und Richard sahen die Gäste, die sie während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft außerordentlich lieb gewonnen, ungern scheiden, und dem ehrlichen Peter Dups traten sogar Thränen in die Augen, als er ihnen die Hand zum Abschiede darbot. Am sonnenhellen Tage hatten Rudolf und Andreas den altehrwürdigen Münsterthurm erblickt, jetzt war es dunkle Nacht, als sie aus der alten Stadt wieder schieden, wo dereinst die Wiege ihrer Ahnherren gestanden war. Sie theilten auf Seiten der bis dahin siegreichen schwedischen Armee die Wechselfälle des dreißigjährigen Krieges bis zur unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, in Folge deren die kaiserlichen Truppen wieder das Uebergewicht in Deutschland erhielten, und sich nun Frankreich offen und ungescheut in die deutschen Angelegenheiten mischte, während es die Schweden bisher nur durch Geld unterstützt hatte. Infolge dessen sahen sich die Brüder Ratbod genöthigt, auszuwandern, und zwar nach Churbrandenburg, wo sie endlich zu dem langersehnten Frieden kamen; Rudolf erhielt eine Staatsanstellung, während sich Andreas als Rechtsanwalt einer guten Praxis erfreute. Mit dem alten Freiherrn und Richard blieben sie in brieflichem Verkehr, und es erfreute sie stets, wenn Peter Dups einen Gruß beifügte. Indessen war diese Correspondenz schuld daran, daß die Brüder Ratbod an ihrem Lebensabend noch einmal aus dem Frieden aufgeschreckt wurden, den sie sich nach harten Kämpfen mühsam errungen hatten.

Fünftes Kapitel.

Straßburgs Verrath und Rettung.

In der großen Gallerie des Versailler Schlosses, jenes Prachtbaues, dessen Ausführung Ludwig XIV. nicht weniger als 164 Millionen Livres gekostet hatte, wimmelte es an dem heutigen Morgen von Herren und Damen des Hofes, welche alle der Audienz bei seiner Majestät beizuwohnen wünschten; Alles strahlte in glänzender Toilette, man sah nichts als Atlas, Seide, Sammet, kostbare Spitzen und Federn, Diamanten und Ordenssterne.

An der nördlichen Fensternische standen zwei Männer, welche ein leises und, nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu schließen, sehr ernstes Gespräch mit einander führten. Der Jüngere trug eine reichgestickte Uniform, der Aeltere dagegen das violette geistliche Gewand eines Fürstbischofs. Der Jüngere war der Marquis von Louvois, der mächtige Kriegsminister Ludwig XIV., gleich gefürchtet und gehaßt vom ganzen Hofe wegen seiner Herrschsucht und Anmaßung. Bei dem König dagegen stand er in großer Gunst, ja Ludwigs unbeschränktes Vertrauen gestattete seinen Rathschlägen nicht blos auf alle Kriegsangelegenheiten, sondern auch bezüglich der auswärtigen Politik einen großen, mehr und mehr wachsenden Einfluß. Louvois war ja wie sein Herr von der Macht und dem Rechte Frankreichs, sich auf Kosten der Nachbarländer zu vergrößern, durchdrungen, weshalb er denn auch die Eroberungslust Ludwigs durch seine Rathschläge immer von Neuem wieder rege machte. Der geistliche Würdenträger, den wir heute in seiner Gesellschaft erblicken, gehörte der französischen Nation nicht an, sondern war ein — Deutscher, der sich nach Versailles begeben hatte, um dem König Ludwig XIV. seine ergebensten Dienste anzubieten. Sein Name steht in den Annalen der Geschichte gleichfalls verzeichnet, wennschon in keineswegs für ihn rühmlicher Weise. Franz Egon, Graf von Fürstenberg hatte sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem Weihbischof von Köln und Straßburg aufgeschwungen, war aber seit fünf Jahren in die Reichsacht erklärt. Nur heimlich und unter allerlei Verkleidungen durfte er sich auf den heimathlichen Boden wagen; wenn er es aber that, so geschah es nur, um für Frankreich den Spion zu spielen. Louvois brach das heimliche Gespräch, das er mit Sr. Eminenz geführt, jetzt ab, da die Stimme des dienstthuenden Kammerherrn ankündigte, daß die große Audienz beginne. Die Flügelthüren flogen auf und unter dem Vorantritt des Ceremonien-Meisters erschien Ludwig XIV., gefolgt von der Königin, den Prinzen und einem glänzenden Hofstaate. Schmetternde Fanfaren ertönten und bis zum Boden beugte sich jetzt Alles ringsumher.

Die Majestät dankte mit einem stolzen Kopfnicken, denn eine größere Bewegung gestattete ihr schon die Wucht des Gewandes nicht, dessen Werth an Gold und Edelsteinen über zwölf Millionen Livres betrug. Ludwig nahm die Huldigungen der Einzelnen entgegen, aber als ihm der deutsche Fürstbischof vorgestellt wurde, spielte um seine Lippen ein verächtliches Lächeln, das indessen nur von Louvois bemerkt wurde.

Als Ludwig XIV. hinter den Flügelthüren wieder verschwunden war, kehrte er in seinen Pavillon zurück, wo er die Minister zu empfangen pflegte. Der König hatte sich behaglich in einen kostbaren Sessel zurückgelehnt, während Louvois in geneigter Stellung und mit dem Ausdrucke tiefster Ergebenheit sich also vernehmen ließ: „Schon im Westphälischen Frieden von 1648 hat Frankreich für seine Theilnahme am dreißigjährigen Krieg das Elsaß, soweit es Oesterreich zugehörte, abgetreten erhalten. Ist nun aber einmal der Oberrhein unsere natürliche Grenze gegen Deutschland, so muß es auch der Niederrhein werden, das erfordert die Größe und Ehre der französischen Krone."

Diese Worte genügten, den Ehrgeiz des ländergierigen Ludwig zu wecken. Nur kam es noch auf

die Frage an, wie dieser Raub bewerkstelligt werden könne. Die Antwort fiel einem Manne wie Louvois nicht schwer und er faßte sie in die wenigen Worte zusammen: „Mit Gewalt natürlich, aber unter dem Deckmantel des Rechts.“ „Wird aber das deutsche Reich diesem scheinbaren Rechte sich fügen?“ gab Ludwig ihm zögernd zurück. „Sire,“ versetzte der Kriegsminister mit einem verächtlichen Lächeln, „die Zwietracht der Deutschen, welche das Volk in feindliche Parteien zersplittert, legt all' ihre Kräfte lahm. Von Spanien und England haben wir gleichfalls nichts zu befürchten, und so“—

„Wollen wir handeln,“ nickte der König wohlgefällig. „Beschäftigen wir die Deutschen durch Zusammenberufung eines Congresses. Aber während die gelehrten Herren alsdann Monate lang berathen, schreiten wir, zur Ehre und zum Ruhme Frankreichs, zur Ausführung unserer Pläne. Einen Anschein des Rechtes müssen wir indessen doch haben, um das Elsaß vom deutschen Reiche loszureißen.“

„Ich fühle mich außerordentlich glücklich,“ versetzte Louvois mit einer tiefen Verbeugung, „Eurer Majestät sagen zu können, daß ein solcher bereits gefunden ist.“ Das Angesicht der Majestät strahlte vor innerem Entzücken, doch gleich darauf verfinsterten sich die Mienen wieder und die bange Frage entglitt den Lippen: „Doch wie steht's mit... Straßburg, dieser Perle des deutschen Reiches, deren Besitz schon von meinen Vorfahren umsonst angestrebt wurde? Trotz unseres guten Rechtes dürfte der Kaiser uns denn doch, was Straßburg anbetrifft, Schwierigkeiten machen.“

„Darum kommen wir ihm lieber zuvor, Majestät, und bereiten ihm in seinem eigenen Hause Schwierigkeiten. In Ungarn gährt's schon lange und es bedarf nur eines kleinen Fünkchens, so brechen die Flammen des Aufstandes gegen Oesterreich hervor; außerdem ist der Türke nicht abgeneigt, gegen die österreichischen Erblande zu Felde zu ziehen. Unsere Gesandten in Konstantinopel sind eifrig bemüht, das Eisen zu schmieden, so lange es noch heiß ist, und Ew. Majestät wissen aus Erfahrung, welche Macht das französische Geld in sich schließt. Bewilligen Sie den Türken und Ungarn eine reiche Unterstützung und die beiden Heere dringen gegen Wien vor. Kaiser Leopold dürfte dann schwerlich in der Lage sein, gegen die Wegnahme Straßburgs kräftig zu protestiren.“

„Ihr habt Recht, Louvois,“ pflichtete Ludwig bei, „und ich werde Euerm treuen Rathe folgen. Aber Straßburg ist eine starke Festung und die Bürger werden sich mit aller Macht zur Wehre setzen; da helfen uns die Türken und Ungarn nichts.“

„Majestät vergessen, daß sich unter jeder Heerde räudige Schafe befinden.“

„Ihr meint, daß auch Straßburg seine Verräther habe?“

Louvois bejahte.

„Dann nennt mir einen Solchen!“

„Graf Egon von Fürstenberg, Fürstbischof von Straßburg,“ meldete in diesem Augenblicke der dienstthuende Hauptmann, welcher den Eingang zum Pavillon bewachte.

Ludwig XIV. warf seinem Kriegsminister einen erstaunten Blick zu und gab sodann dem Hauptmanne einen Wink, den deutschen Bischof eintreten zu lassen. Die hohe schlanke Gestalt Fürstenbergs glitt demüthig durch die geöffnete Flügelthür und die Eminenz erwartete in tiefgebeugter Stellung die Ansprache der Majestät.

„Ihr kommt vom Rhein,“ begann der König, „wie sieht es zu Straßburg aus?“

„Sire,“ seufzte der kirchliche Würdenträger, „jedem guten Katholiken blutet das Herz, wenn er sehen muß, wie das verhaßte Lutherthum dort Wurzel geschlagen hat und der heilige Gottestempel, das prächtige Münster, sich in den Händen der Abgefallenen befindet. Kaum hundert katholische Familien giebt es jetzt zu Straßburg, und dennoch betrachte ich es als eine heilige Pflicht, all' meine Macht aufzubieten, Straßburg und seine Bewohner in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen.“ „Ich zweifle nicht an Ihrem guten Willen, Herr Fürstbischof,“ versetzte lächelnd der König, „doch dürften damit nur geringe Resultate zu erzielen sein, wenn nicht ein noch mächtigerer Herr hinter Ihnen steht und Sie in Ihrem Vorhaben unterstützt.“

„Dieser Mächtige steht jetzt vor mir,“ rief Fürstenberg in heuchlerischer Begeisterung aus, „und ich hoffe, daß Ludwig XIV. bald ernten wird, was meine schwachen Hände gesäet haben, ja, daß es mir vergönnt sein wird, Ludwig den Großen als Herrn und König in Straßburg und sein Münster einzuführen.“

Der König nahm diese Huldigung freundlich entgegen, wennschon er in seinem Innersten den Mann verachtete, welcher um schnöden Gewinn sein eigenes Vaterland verrieth. Auf einen Wink Louvois' fuhr Fürstenberg fort: „Ich habe dem Herrn Kriegsminister ein Schreiben des derzeitigen französischen Residenten zu Straßburg, Herrn Frischmann, überbracht und können Ew. Majestät aus diesen Mittheilungen am besten erfahren, daß es um das Wohl Straßburgs nicht besonders steht.“

Ludwig XIV. zeigte sich sehr erfreut über diese brieflichen Nachrichten; der Bischof aber fuhr, auf einen wiederholten Wink des Kriegsministers, weiter fort: „Im Rathe der Stadt befinden sich Männer, die gern und bereitwillig einer französischen Herrschaft ihre Dienste widmen möchten, denn sie wissen nur zu gut, daß Straßburg weder auf die Hilfe des Reichs noch des Kaisers rechnen darf. Von diesen einsichtsvollen Räthen empfehle ich ganz besonders den Stadtschreiber Günzer dem Wohlwollen Ew. Majestät.“

„Ich erinnere mich seiner,“ entgegnete der König. „Glauben Sie, Herr Fürstbischof, daß man sich auf diesen Günzer verlassen kann?“

„Er wird entzückt sein, Ew. Majestät einen wichtigen Dienst zu leisten. Das bedeutendste Element Elsaß jedoch, welches eine französische Herrschaft herbeisehnt, bilden die Katholiken, und an ihrer Spitze befindet sich der Träger eines altadeligen Familiennamens, der durch mich Ew. Majestät bitten läßt, ihm Höchstihre Gnade und Beachtung zuzuwenden.“

„Und wie nennt sich dieser Edelmann?“ fragte der König mit ersichtlichem Interesse.

„Graf Konrad von Hohenheg.“

„Hohenheg?“ wiederholte der Monarch mit gefalteter Stirne. „Sonderbar! In einem früheren Berichte theilte Frischmann Uns mit, daß sich unter den Mitgliedern des Raths ein Hohenheg befinde, welcher ein geschworener Feind Frankreichs sei.“

„Der Herr Resident sagte damit nur die Wahr=

heit, Sire," erwiderte Fürstenberg unterwürfig, „doch gehört dieser Richard von Hohenheg einer verarmten Seitenlinie an und wird von seinen gräflichen Verwandten verachtet."

„Nun wohl, so soll mir Graf Konrad willkommen sein. Wir rechnen also auf die thätige Mithilfe unserer drei Bundesgenossen Fürstenberg, Günzer und Hohenheg und hegen die Hoffnung, daß wir durch sie noch weitere Bundesgenossen gewinnen."

Die letzten Worte waren an Louvois gerichtet, welcher nunmehr in honigsüßer Rede dem Scharfsinn seines hohen Gebieters Beifall zollte und mit der Frage schloß, welcher Dank dem Herrn Fürstbischof wohl für seine treuen Dienste darzubringen sei.

Ludwig XIV. zeigte dem deutschen Verräther seine königliche Großmuth und bewilligte demselben jährlich 60,000 Livres, wogegen Se. Eminenz dem Könige von Frankreich gelobte, nach Kräften die Hände zu bieten, um Straßburg von dem deutschen Reiche loszureißen und Frankreich einzuverleiben.

Damit war die folgenschwere Audienz zu Ende und Egon von Fürstenberg verließ, an der Seite Louvois, freudestrahlenden Antlitzes den König und kehrte wieder nach dem von ihm verrathenen Elsaß zurück. Folgen wir ihm auf deutschen Boden nach und sehen wir uns in Straßburg um. Hier begegnen wir einem ältlichen Bürgersmann mit freundlichen, wohlwollenden Gesichtszügen, und indem wir unsern Blick noch einmal über das vollwangige Antlitz und die treuen blauen Augen streifen lassen, erkennen wir unsern alten Freund Peter Dups wieder.

Mit der Jugend war es freilich bei ihm vorbei und sein ehemals so glattes Antlitz hatte Falten bekommen, welche Zeit und Sorge hineingemeißelt. Der Humor aber war ihm treu geblieben; nur wenn er auf die Franzosen zu sprechen kam, ging ihm die heitere Laune aus und er begann bitter ernst zu werden, hatte ja doch die Art und Weise, mit welcher die französischen Befehlshaber, Turenne und Conde, in dem Elsaß gewüthet, den Straßburgern die Augen geöffnet über die Absichten Frankreichs auf ihre Stadt. Die Patrioten schlossen sich demzufolge immer enger an einander an und so war es gekommen, daß auch zwischen dem bürgerlichen Dups und dem adeligen Richard von Hohenheg ein Freundschaftsbündniß bestand. Nach des alten Hohenheg Tode war Richard in den Rath der Stadt gewählt worden, und da auch der Schornsteinfegermeister ein Ehrenamt bekleidete, so hatte sich Hohenheg seines Freundes wahrlich nicht zu schämen. Aber auch der fernen Verwandten in Brandenburg, der beiden Brüder Andreas und Rudolf Ratbod gedachte er treulich. Es war im Frühling des Jahres 1681 gewesen, als Andreas von Richard einen Brief erhalten hatte, in welchem der Freund sich in bitterer Klage über das gewaltsame Vorgehen Frankreichs erging und gleichzeitig die Mittheilung machte, daß Graf Konrad von Hohenheg gegen Kaiser und Reich ein falsches Spiel treibe und allem Anscheine nach zu Gunsten Ludwig XIV. spionire:

„Unser gemeinsamer Feind" — lautete der Schluß dieses Briefes — „giebt offenbar die Sache des Kaisers verloren und sieht seinen größeren Vortheil auf Seiten Frankreichs. Liegt es ja doch in der Absicht des ränkevollen Ludwig, die elsässischen Adelsgeschlechter zu seinen Vasallen zu machen, ja sogar ihre Güter ohne weiteres confisciren zu lassen, falls sie sich weigern, ihm den Huldigungseid zu leisten. Ich aber, mein theurer Freund, gebe unser geliebtes Straßburg noch nicht verloren und baue zuversichtlich auf die Hülfe des Kaisers. Der gute Dups wird uns behülflich sein, den verrätherischen Intriguen des Grafen Konrad auf die Spur zu kommen, so daß wir seine Bestrafung bei dem kaiserlichen Gerichtshofe beantragen können. Möglicher Weise eröffnet sich uns dann eine Aussicht, zu unserm rechtmäßigen Erbe zu gelangen, und in diesem Falle wäre es freilich gut, wenn du uns mit deinem juristischen Rathe zur Seite stündest. Liegt es daher in deiner Macht, eine Reise nach Straßburg anzutreten, so eile so bald als möglich hieher."

Andreas war fest entschlossen, der Aufforderung Richards Folge zu leisten; in aller Eile ordnete er seine Geschäfte. Trotz alledem aber traf er erst im Juli in Straßburg ein. Der herzliche Empfang, welcher ihm von den Freunden zu Theil ward, bekam aber durch die allgemeine Mißstimmung, die sich der Straßburger bemächtigte, eine Trübung. Eine ängstliche Schwüle lagerte über der Stadt und am politischen Horizont stiegen düstre Wetterwolken auf. Die Stimmung der Straßburger ward eine noch gedrücktere, als bald darauf verschiedene französische Truppenbewegungen im Elsaß stattfanden und gleichzeitig von vielen Seiten der Stadt Warnungsbriefe zukamen. Richard von Hohenheg und noch einige andere Rathsmänner boten ihre Ueberredungskunst auf, den gesunkenen Muth ihrer Mitbürger wieder zu heben, allein der Stadtschreiber Günzer und seine Partei riß stets wieder Alles ein, was diese wackern Männer aufgebaut.

So standen die Angelegenheiten, als Andreas eines Tages mit dem alten Dups bei Richard zusammentraf. Selbstverständlich drehte sich auch bei der heutigen Mittagstafel das Gespräch um die Zukunft und das Schicksal der bedrohten Stadt.

„Ich fürchte," rief Peter mit vor Zorn gerötheten Wangen, „daß wir durch allzu große Nachgiebigkeit unser Spiel schon aus der Hand gegeben haben und eines Morgens als französische Unterthanen erwachen." „Ihr seht zu schwarz," widersprach Richard, „der Kaiser läßt uns nicht im Stich!" „Der Kaiser!" lachte Dups höhnisch auf. „Hat der Syndikus Frantz in Wien etwas ausgerichtet? Hat man auf seinen Vortrag, der klar und bündig die schlimmen Absichten Frankreichs darlegte, etwas gegeben? Nein! der Kaiser und seine Minister zeigten sich gegen alle seine Bitten und Ermahnungen taub."

„Dennoch sind uns Nachrichten zugegangen, daß der Kaiser heimlich rüsten läßt," versetzte Richard.

„Das ist allerdings wahr," ergriff jetzt Andreas das Wort, „doch soll das Heer nicht Frankreich bedrohen, sondern die Türken in ihrem Vormarsch aufhalten." „Natürlich," rief der erregte Peter Dups, „mit Straßburg hat es ja keine solche Eile; wenn nur der Günzer und seine Partei nicht existirten. Ich traue dem Burschen nicht, bin fest überzeugt, daß er sich bemühen wird, dem kleinen Häuflein patriotischer Männer das Leben derart zu erschweren, daß sie ferner den Sitzungen des Magistrats fern bleiben. Dann aber hat die Gegenpartei freie Hand und freies Spiel."

„Hoffen wir, daß Ihr Euch in dieser Annahme irrt," äußerte Andreas. „Da wir nun aber einmal auf das Kapitel der Verrätherei gekommen sind, so theilt mir mit, was Ihr über den Grafen Konrad in Erfahrung gebracht habt."

„Leider noch nicht viel," gab Dups stirnrunzelnd zurück, „so viel steht indessen fest, daß er Beziehungen mit dem französischen Residenten Frischmann unterhält und in Straßburg herumspionirt. Binnen Kurzem hoffe ich ihm eine Falle zu stellen und dann sollt Ihr Weiteres von mir vernehmen."

„Ihr wollt uns schon verlassen, Gevatter?" fragte Richard überrascht, da der ehrliche Dups sich von seinem Platze erhob. Wenige Minuten später sah man ihn durch die Drusengasse der Niclausbrücke und dem Spittelthore zurennen und bald darauf näherte er sich schon der über eine Meile von Straßburg entfernten Vogtei Illkirch. Dort angekommen, schlüpfte er, ermüdet durch die Anstrengung des Marsches, sowie die herrschende Julihitze, in eine Scheune, deren einer Flügel offen stand. Nachdem sich Peter Dups überzeugt, daß außer ihm kein menschliches Wesen in der Nähe sei, kletterte er an der Leiter zum Heuboden empor und machte sich schnell ein Lager zurecht, d. h. er wickelte sich dergestalt in das Heu ein, daß fast nichts mehr von ihm zu sehen war und schlief behaglich ein.

Mehrere Stunden vergingen, ohne daß der müde Wanderer erwachte. Er mußte hübsch lange geschlafen haben, denn beim Erwachen ließ ihn eine Spalte in der Bretterwand am dunkeln Firmament blitzende Sterne erkennen. Ein Gesang, den er schon vorher im Halbschlafe vernommen, drang aus dem untern Raume der Scheune und ein matter Lichtschein zum Heuboden herauf. Behutsam und leise näherte er sich der Oeffnung, an welcher die Leiter angelehnt war, und schaute hinab. Nur mit Mühe unterdrückte er einen Ausruf der Ueberraschung, denn die Scheune war mit französischen Soldaten gefüllt, zwischen denen sich Franziskaner-Mönche bewegten. Jetzt wurde an das Scheunenthor geklopft und dasselbe sofort geöffnet. Eine Mönchsgestalt schlüpfte herein, sie winkte einem der Ordensbrüder und näherte sich mit diesem der Leiter, die zu dem Heuboden emporführte. Die Befürchtung Peter Dups, daß die beiden Franziskaner wohl gar heraufklettern möchten, erwies sich glücklicher Weise als irrig. „Mein Himmel, was hat das Alles zu bedeuten!" dachte er und legte die Hand an's Ohr, damit ihm ja kein Wort des Gesprächs entgehe, welches die beiden Mönche jetzt begannen. Der Lärm, den die Kriegsknechte bisher vollführt, hatte ein wenig nachgelassen und so wurde es ihm möglich, mit Erfolg den Lauscher zu spielen. Was er vernahm, war in kurzem folgendes: Nach dem Befehle des schlauen Louvois sollten die französischen Soldaten, um das noch immer stark besetzte und gut bewachte Straßburg erobern zu können, sich als Mönche verkleidet je zu zwei und zwei durch die verschiedenen Thore hereinschleichen und im Franziskanerkloster sammeln.

„Potz tausig!" rief der schnell die Leiter herabkletternde Peter Dups zähneknirschend, „das ist ja eine ganz heillose Verschwörung! Aber wartet nur, ihr sollt euch verrechnet haben, oder ich will mich fertan nicht mehr Peter Dups nennen!"

Mit großer Vorsicht schlich unser Freund aus der Scheune und betrat die Dorfgasse. Die Nacht hatte sich herabgesenkt und ringsum war Alles still. Nur einzelne wenige Sterne funkelten am Horizont und es fiel ihm ziemlich schwer, den rechten Weg zu finden, welcher nach Straßburg führte. Als es ihm aber gelungen war, setzte er seine Beine in Trab, um noch vor Mitternacht das Stadtthor zu erreichen.

Es gelang ihm. Sein Plan war jetzt fix und fertig. So schnell als möglich eilte er nach dem Spittelthore, mit dessen Wächter er in gutem Einvernehmen stand. In bündiger Rede theilte er ihm das Wissensnöthige mit, worauf der alte Thorwart ihn einließ.

Oede und einsam lag das Kloster der Franziskaner auf dem Barfüßerplatze da. Nur selten huschte eine Gestalt durch das eisenbeschlagene Thor, welches mit dem aus Eichenholz geschnitzten zwölf Aposteln geziert war. Der nächste Tag war vorüber und der Abend kam. Die bleifarbigen Wolken, welche während des Tags über der Stadt gehangen, lösten sich in einen heftigen Regen auf, der die Straßen rasch von späten Spaziergängern säuberte, so daß sie bald eben so öde dalagen, wie das alte Kloster am Barfüßerplatze.

Vom Münsterthurme schlug es zehn Uhr, — da tauchte auf dem menschenleeren Platze, dem Kloster gegenüber, eine Gestalt auf, die in einen Mantel gehüllt war und einen breitkrämpigen Hut in die Stirn gerückt hatte. Als der letzte Glockenschlag verklungen, ließ sie einen kurzen Pfiff ertönen und bald nachher befand sich ein ebenfalls in einen Mantel gehüllter Mann an ihrer Seite.

„Die Stunde ist da," flüsterte Peter Dups dem herbeigeeilten Andreas zu, „wo allabendlich zwei verkleidete Soldaten am Kloster anzulangen pflegen." „Nur zu," antwortete Andreas eben so leise, „unsere Leute sind bereit. Nur still, ich höre Schritte. Aufgepaßt!" Und in der That bogen jetzt zwei Franziskanermönche um die nächste Straßenecke. Unsere Freunde traten ihnen entgegen und Dups redete sie an: „Ihr seid fromme Väter, die in dem Kloster eine Nachtherberge begehren. So kommt und folgt uns," fügte er nach Bejahung der Frage hinzu. Statt aber auf das Kloster zuzusteuern, wandte er sich der in der Nähe gelegenen Gasse zu, und kaum war das erste Haus erreicht, als die verkappten Söldner von kräftigen Armen gepackt und ihr Mund von einem Knebel verschlossen wurde. Nachdem man sich überzeugt, daß unter den Mönchskutten zwei bewaffnete Franzosen staken, wurden dieselben der Kutten entkleidet und fortgeführt, während Dups und Andreas die härenen Gewänder sich selbst überwarfen. Nicht lange dauerte es, so begann in der nächsten Nähe der Klostermauern ein geheimnißvolles Leben und Treiben. Dunkle Gestalten huschten hin und her, die sich gegen die Mauern drückten und dann regungslos stehen blieben. Jetzt ertönte die Glocke an der Klosterpforte und gleich darauf öffnete sich der Schieber des kleinen Thorfensters.

„Wer begehrt jetzt noch Einlaß?" fragte die schläfrige Stimme des Pförtners. „Zwei Mönche, die sich wegen des Regens verspätet haben."

„Ich will euch gleich die Pforte öffnen," tönte es im Flüsterton zurück, „doch zeigt mir vorher die Aermel eures Gewandes." Bei diesen Worten streckte der Pförtner die Hand aus dem Schiebfen-

sterchen und nachdem er die rauhhaarige Kutte der Franziskaner gefühlt, rasselte er mit den Schlüsseln am Bunde und schob den Schieber in der Pforte zu. Kaum hatte er aber die Letztere geöffnet, als der scheinbare Krieger, mit dem er das kurze Gespräch geführt, ihm in die Arme stürzte und ihn so kräftig umschlang, daß ihm der Athem verging. Eine große Anzahl vermummter Männer drang in das Pförtchen, nur einen Wachtposten bei dem inzwischen Gefesselten zurücklassend.

Die List Peter Dups' war geglückt, doch galt es jetzt noch, den Ort auszukundschaften, welcher die im Kloster verborgenen Söldner beherbergte. Der Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe, denn sie vernahmen einen wilden aber entfernten Gesang, der aus der Tiefe heraufzukommen schien. „Gehen wir dem Schalle nach," schlug Andreas vor, worauf der ganze Trupp vorsichtig und leise sich in Bewegung setzte. Da es nicht rathsam erschien, eine Laterne anzuzünden, so irrten sie über eine halbe Stunde in den Kreuz- und Quergängen des Klosters herum, bis sie endlich vor der eisenbeschlagenen Thür anlangten, die in den Keller führte. „Freunde und Genossen," flüsterte Peter Dups seiner aus wohlbewaffneten Bürgersöhnen bestehenden Mannschaft zu, „nehmt jetzt allen euern Muth zusammen und laßt euch durch die wilden Soldaten nicht zurückschrecken. Kämpfen wir ja doch für eine gerechte Sache und gilt es doch, Verrath und Schurkerei zu vernichten. Also muthig voran, Gott verläßt keinen braven Deutschen!"

„Für Gott und Vaterland!" rief es im hellen Chor. Die Kellerthüre flog auf und die bewaffnete Schaar drang ein. Im nächsten Augenblicke schon tobte ein erbitterter Kampf, denn die Franzosen hieben mit verzweifelter Wuth um sich. Allein trotz ihrer wilden Entschlossenheit mußten sie schließlich doch der feindlichen Ueberzahl weichen und es sich gefallen lassen, von den Siegern gefesselt zu werden. Die Letzteren stießen ein lautes Hurrah aus, denn das Kloster sammt allen seinen Insassen befand sich jetzt in ihren Händen. Als am nächsten Morgen die überraschende Kunde einer Klosterverschwörung, gleich einem Lauffeuer, durch die Stadt lief, gerieth die Einwohnerschaft Straßburgs in eine solche Wuth, daß der Magistrat sich genöthigt sah, das Kloster mit einer großen Anzahl städtischer Söldner umstellen zu lassen, denn das erbitterte Volk war fest gewillt, dasselbe zu stürmen.

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Englischen Plum-Pudding für Christtag. 1½ Pfund ausgemachte Rosinen, ½ Pfund reingewaschene Currents, ½ Pfund Rindsfett (suet), 1 Pint feingerollten Zwieback, 1 Pint gesiebtes Mehl, 2 Eier, ½ Tasse Zucker, ½ Muskatnuß, 1 Theelöffel voll Salz, ½ Theelöffel voll Cinnamon, ½ Theelöffel voll Mace und süße Milch genug, um das ganze zu einem Teig heranzubilden wie Cup Cake. Dann nehme man ein Stück ungebleichtes starkes Baumwollenzeug und thue den Teig hinein, man lasse etwas Raum, damit wenn der Teig aufgeht, er nicht fest ist, sondern recht locker wird. Dann legt man den Pudding in einen Topf mit kochendem Wasser und läßt das ganze 6 Stunden fortwährend kochen, man gießt kochendes Wasser nach, so oft es sich verkocht. Dann nimmt man den Pudding heraus und hält ihn eine Minute in einer Schüssel voll kaltem Wasser, darnach nimmt nan das Tuch weg und legt ihn auf eine flache Schüssel. Für die Sauce nimmt man einen Eßlöffel voll frische Butter, einen Eßlöffel voll weißen Zucker, einen Theelöffel voll Mehl, ein wenig Muskatnuß, thut dieses in ein kleines Blechgeschirr, rührt es gut durcheinander, man gießt etwas Weinessig hinein, um dem ganzen einen angenehmen Geschmack zu geben, und kochendes Wasser genug, um beinahe ein halbes Pint Sauce zu machen, man läßt es einige Mal aufkochen, während es fortwährend umgerührt wird. Wird der Pudding bei einer Mahlzeit nicht verzehrt, so kann man nach einigen Tagen das reine Puddingtuch nehmen und den kalten Pudding hineinthun; man bindet es zu, stellt es in einen Topf mit kaltem Wasser, läßt es 1½ Stunde kochen, und er ist abermals fertig zum Gebrauch.

Hominy-Pudding. 1 Tasse gekochten kalten Hominy, 2 Tassen süße Milch, 1 Eßlöffel voll weißen Zucker, 1 Theelöffel voll Butter, 3 Eier und ein wenig Salz. Das gelbe von den Eiern, der Zucker, Butter und Salz wird gut verklopft, der Hominy hineingerührt, dann die süße Milch und zuletzt die zu Schaum verklopften Eier, thue es in eine irdene Schüssel, stelle es in den heißen Backofen und lasse es eine halbe Stunde backen. Anstatt Hominy kann man auch gekochten Reis nehmen. Für die Sauce nimmt man einen Eßlöffel voll frische Butter und etwas weißen Zucker, verklopft es gut zu einem leichten Schaum und man stellt es kalt neben den heißen Pudding auf den Tisch.

Cup Cake. 5 Eier, 1 Tasse Butter, 2 Tassen weißen Zucker, 4 Tassen gesiebtes Mehl, ½ Tasse süße Milch, 2 Theelöffel voll Backpulver, ½ Theelöffel voll Vanilla. Man verklopft das Gelbe von den Eiern, den Zucker und Butter gut durcheinander und das Weiße von den Eiern auf einer flachen Schüssel zu einem Schaum, das Backpulver wird mit dem Mehl durch ein Sieb gesiebt. Man thut die Milch in den Teig und rührt es gut durcheinander, darnach etwas Mehl, dann etwas von dem Eierschaum und das übrige Mehl, und zuletzt den andern Eierschaum und Vanilla. Man muß

recht behende damit umgehen, sonst wird der Kuchen nicht recht locker; dann thut man den Teig in eine runde Kuchenpfanne, die inwendig mit Schmalz oder Butter bestrichen ist, und stellt den Kuchen in einen ziemlich heißen Ofen, giebt gut Acht, daß er nicht verbrennt. Dieser Kuchen muß ungefähr eine Stunde backen. Um zu prüfen, ob Kuchen oder Brod gut durchgebacken ist, nimmt man aus einem neuen Besen einen dünnen Stengel und sticht in den Kuchen hinein; bleibt kein Teig daran hängen, so ist der Kuchen gut durchgebacken; man nimmt ihn aus dem Ofen und aus der Pfanne, und stellt ihn mit dem unteren Ende auf ein Sieb. Der Kuchen bleibt um so lockerer.

Feine Sommer-Mettwurst. Hierzu gehört das feinste Mettfleisch (tenderloin), womöglich von einem gut gemästeten Schwein, man nimmt zu 5 Tassen fein gehacktes Fleisch 3 Tassen Speck, dasselbe muß fest und frisch sein, man schneidet es in feine Würfelchen, und vermengt es unter das gehackte Fleisch. Zu 6 Pfund gehacktem Fleisch nimmt man 1½ Unze fein gestoßenes Salz, eine halbe Unze weißen oder schwarzen feingestoßenen Pfeffer, und ein Dram Salpeter. Nachdem man das Gewürz in das Fleisch gethan, muß man es mit rein gewaschenen Händen gut und lange durcheinander verarbeiten, findet man Sehnen, Häute oder harte Theile im Fleisch, während man es verarbeitet, so entfernt man dieselben, dann versucht man es, ob es recht gewürzt ist, und darnach füllt man es in wohlgereinigte, gut gewässerte und geruchlose, dicke, glatte Fettdärme, in welchen sich die Würste am besten saftig erhalten, man kann deswegen nur Schweinedärme gebrauchen. Das Füllen der Därme muß sehr behutsam geschehen.

Man bindet den Darm unten zu, zieht ihn auf die Wurstspritze oder Hörnchen, thut das Fleisch langsam hinein und drückt es behutsam und nur allgemach stärker an, damit der Darm nicht platze, die Wurst aber so fest als möglich werde, wobei die mit Luft gefüllten Stellen mit einer Stopfnadel durchstochen werden. Je besser die Wurst gefüllt, je fester und dicker sie ist, je besser hält sie sich, wo hingegen Würste, welche lose gefüllt sind, verdorbene Stellen und einen starken Geschmack erhalten. Sind die Würste nach Angabe fest gefüllt, so können sie gleich zugebunden werden; bei Mangel an Uebung aber ist zu rathen, sie eine Nacht liegen zu lassen, dann behutsam, und zwar nach beiden Seiten hin, sie durch Streichen fester zu drücken, neue Bänder daran zu binden und die ersten abzuschneiden. Alsdann hänge man sie 14 Tage in einen mit Luft verbundenen schwachen Rauch von Wachholder (wenn man sie haben kann) und bewahre sie hängend an einem luftigen, frostfreien Orte.

Bemerkung: Den Salpeter hole man aus einer Apotheke; denn wäre derselbe nicht gut aufbewahrt, oder feucht geworden, so hätte er seine wirkliche Kraft verloren, und die Wurst würde dadurch eine bleiche Farbe erhalten. Auch nimmt der geringste Frost ihr die Farbe und den Wohlgeschmack. Erst nach einigen Monaten ist sie fertig zum Gebrauch.

Heiße Milch. Für Diarrhöe, Nerven- und Scharlachfieberkranke ist kein Getränk besser als heiße Milch. Dr. B. Clarke in Ostindien gab einem diarrhöekranken Manne, der am Sterben lag, frische heiße Milch zu trinken, nachdem alle übrigen Mittel fehlschlugen; die Krankheit nahm eine günstige Wendung und in einigen Wochen war der Mann wieder gesund. Nur merke man sich: Man läßt die Milch nicht kochen, sondern bloß heiß werden. Die Füße und den Leib des Kranken halte man warm, das Zimmer auch, muß aber oft gelüftet werden.

Rasenplätze. Um einen guten Rasenplatz zu bekommen und denselben in Ordnung zu halten, muß der Boden gut hergerichtet werden; man düngt im Spätjahr reichlich, pflügt oder gräbt den Mist tief unter, der Boden wird um so lockerer. Der Platz muß trocken genug sein, daß man ihn gut bearbeiten kann mit Rechen und Walze, und muß ganz eben gemacht werden. Ist der Herbst gelinde, so kann man im Herbst ebenso gut Rasen legen, als im Frühjahr, nur dürfen die Rasen nicht dünn gestochen werden, sondern so dick wie möglich. Man legt die Rasenstücke dann recht nahe und fest neben einander, und sollten dennoch kleine Löcher dazwischen bleiben, welche nicht ausgefüllt sind, so thut man am besten, man nimmt feinen Grund und füllt damit die kleinen Löcher aus. Dann nimmt man abermals eine Handwalze und macht alles recht fest und eben. Hat man diese Arbeit früh genug verrichtet, ehe die Herbstregen kommen, so fängt der Rasen gleich an zu wachsen. Fest muß der Rasen mit einer Walze gewalzt werden, sonst trocknet er im Sommer und im Winter friert er aus. Ich kenne eine Familie, die legte einen großen Rasenplatz an im Winter; die Witterung war natürlich recht gelinde wie im Herbst, es regnete oft, der Rasen blieb fast immer grün; im Sommer von 1881, da fast alles austrocknete, schien auch dieser Platz ganz kahl und trocken, aber im darauf folgenden Frühjahr entfaltete der Rasen ein solch prachtvolles Grün und Wachsthum, daß man selten seines Gleichen fand; nur merke man sich: Der Boden war reichlich gedüngt. Ist das Wetter ungünstig im Spätjahr, so düngt man bloß und gräbt den Boden um, man legt den Rasen im Frühjahr; sind auf einem alten Rasenplatze kahle Stellen, so nimmt man Grassamen und mischt sie mit Asche oder Sägspähnen, d. h. ganz feinen, und in Erwartung eines Schneesturmes geht man zuvor hinaus und wirft auf diese kahlen Stellen Grassamen; der Schnee und Regen treibt sie besser in den Boden und im Frühjahr gehen sie auf. Es ist eine leichtere Arbeit, als wenn man im Frühjahr mit neuen Rasenstücken den Platz ausbessert. Noch zu bemerken ist, daß man bei dem Legen eines neuen Rasenplatzes ächte Rasen erhält und nicht solche, die voll Unkraut wuchern; zeigt sich dennoch Unkraut, so zieht man es heraus nach einem Regen, der Boden ist dann weich; dies ist auch die beste Zeit, im Frühjahr oder Sommer das Gras zu schneiden, der Rasen trocknet nicht so leicht aus. Ist die Sonne brennend im Sommer, so läßt man das Gras einige Tage dünn ausgestreut darauf liegen, dann thut man gegen Abend mit

einem Rechen alles aufnehmen; der Thau fällt über Nacht und befeuchtet das zarte Gras, und es fängt gleich wieder an zu wachsen.

Glatteis. Man ist im Winter oft vielen Gefahren wegen Glatteis ausgesetzt. Man nimmt einfach Salz; ich nehme gewöhnlich von dem, in welches ich meine Eier verpackt habe, grobes, billiges Salz, und streue es auf die Seitenwege und vor die Thür, das Eis zerspringt augenblicklich, und man kann gleich ohne Gefahr darüber hingehen, und in einer kurzen Zeit kann man mit dem Besen alles rein putzen.

Frischgefallener Schnee. Man thut am besten, man steht Morgens eine halbe Stunde früher auf, und in dieser kurzen Zeit bringt man mit dem Besen mehr fertig, als nachher in zwei Stunden, wenn der Schnee fest zusammen getreten ist.

Ein Mittel für aufgesprungene Hände. Man nehme etwas abgeschabtes Bienenwachs in einem kleinen weithalsigen Glase, ein Stück Schaffett, fülle das mit Olivenöl, man stelle es hinten auf den Ofen und lasse es schmelzen, und es ist fertig zum Gebrauch. Man kann einige Tropfen Parfüm hinzuthun, um der Salbe einen Wohlgeruch zu geben.

Eine Postanweisung — keine Quittung. Ein bekannter Geschäftsmann von hier sicherte sich käuflich einige Wochen zurück ein Anrecht in einer Ausstellung in Sandusky; um seiner Sache gewiß zu sein, war es nothwendig, daß er einen Theil des Betrages darauf einzahlte. Nachdem er sich mit Freunden berathen, entschied er durch Postanweisung dem Sekretär 25 Dollars zugehen zu lassen. Er eilte auf die Post, kaufte die Anweisung, weil er aber nur wenig mit Anweisungen dieser Art vertraut war, betrachtete er sie als Quittung für das ausbezahlte Geld und legte sie sorgfältig unter seine Werthpapiere, damit der Ankauf nicht rückgängig gemacht werden könnte; er benachrichtigte den Sekretär brieflich von der Sendung des Geldes und erbat sich Antwort beim Empfang; weil er jedoch keine Nachricht erhielt und die Zeit der Ausstellung sich nahte, telegraphirte er wegen der Sache und erhielt den Bescheid, weil er kein Geld gesandt habe, sei sein Anrecht an andere Parthieen verkauft worden. Auf Empfang dieser Nachricht erklärte er, daß er betrogen sei, und um seine Behauptung zu bestätigen, zeigte er seinen Freunden die Postanweisung, oder Quittung, wie er es nannte; seine Freunde lächelten und sagten ihm, daß eine Postanweisung keine Quittung sei, und daß er dieselbe in Zukunft den Betreffenden zusenden müsse, anstatt unter die Werthpapiere zu legen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. Jan. Apostelgeschichte 1, 1—14.

Die Himmelfahrt Christi.

I. Die Verheißung des Vaters. (V. 1—8.)

V. 1—3: Eingang der Apostelgeschichte. Das 5. Geschichtsbuch des N. T. heißt eigentlich „Apostelthaten", weil sie im Unterschied von der in den 4 Evangelien erzählten Lebensgeschichte Christi zwar nicht die ganze Lebensgeschichte aller Apostel, wohl aber die hauptsächlich durch die Wirksamkeit der zwei hervorragendsten derselben, Petrus (Kap. 2—14) und Paulus (Kap. 13—28) geschehene Stiftung und Verbreitung der Kirche Christi von Jerusalem über Antiochien, Kleinasien und Griechenland bis Rom berichtet, und bildet als Werk desselben Verfassers mit dem Evangelium Lukas Ein zusammenhängendes Ganzes. Letzteres ist die „erste Rede" nicht blos der Zeitfolge, sondern auch der Sache nach, weil die dort geschilderten früheren Ereignisse aus Christi irdischem Leben äußerlich und innerlich die Grundlage und Voraussetzung für die späteren, d. h. für seine himmlische Wirksamkeit in der Leitung und Weiterbildung seiner Gemeinde sind. Das Evangelium von Christo, seiner Person und seinem Werk, ist überhaupt die „erste Rede" das vornehmste Hauptstück aller Predigt, der Angel- und Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte; es redet von Alledem, was Jesus anfing u. s. w., womit wieder nicht eine vollständig erschöpfende Lebensbeschreibung gemeint ist, die Lukas ebensowenig als Johannes (Joh. 20, 30) geben wollte, oder auch nur konnte (Joh. 21, 25), sondern nur ein umfassender und genauer, wahrheitsgemäßer Bericht über das, was er „beides, zu thun und zu lehren" hatte, also über seine in Thun und Lehren sich vollziehende Wirksamkeit, wobei er lebte wie er lehrte und lehrte wie er lebte, d. h. ebenso wie durch sein Wort so auch durch Wunder und Werke, durch Wandel und Wirken sich als Sohn Gottes offenbarte bis an den Tag seiner Himmelfahrt. Diese, der Endpunkt des Evangeliums und der Anfangspunkt der Apostelgeschichte ist der gemeinsame Wendepunkt zwischen beiden und wird daher, obwohl dort schon kurz berührt, auch hier noch einmal ausführlich erzählt. Was Jesus auf Erden „anfing", wird durch sie nicht abgebrochen und hört überhaupt mit dem Schluß seines irdischen Werks nicht ganz auf, sondern wird fortgesetzt durch das, was der erhöhte Christus vom Himmel her in und an seinen Aposteln, für sie und durch sie als seine Gesandten und Bevollmächtigte thut, welche er hatte erwählet; wie die Welt sie immer gewählt hätte und wie sie doch einzig passend für dieß



wichtige Amt waren: aus geringen und verachteten, aber einfachen und lebendig gläubigen Seelen, die demüthig und einfältig den Schatz der Wahrheit aufnehmen und weitergeben, ohne ihn durch eigene Zuthat zu verderben. Die „Thaten der Apostel" als seiner Stellvertreter sind seine Thaten, die Apostelgeschichte als Geschichte der Kirche Christi ist ein Stück seiner eigenen Geschichte, als Geschichte des verklärten Gottessohnes in der Herrlichkeit die Fortsetzung des Evangeliums als Geschichte des fleischgewordenen Menschensohns in der Niedrigkeit. Das „aufgenommen ward" bezeichnet die Himmelfahrt, obwohl sie auch die eigene That Christi ist (Luk. 24, 51) als Werk des Vaters an ihm (wie Mark. 16, 19 und 1 Tim. 3, 16) und zugleich als eine nicht blos räumliche und sinnliche, sondern auch wesentliche Erlösung, sofern er dadurch eine höhere Stellung, Macht und Würde erlangte (Phil. 2, 9 ff.) Den Aposteln hat er Befehl gegeben, die „Thaten der Apostel" sind also nur die Vollziehung des „letzten Willens" des scheidenden Heilands (Matth. 28, 18 ff. Mark. 16, 15.), dessen Wichtigkeit der Beisatz durch den heil. Geist = vermöge und in Kraft desselben, weil er damit gesalbt war (Luk. 4, 1. 14. 18.), hervorhebt. Ihnen hat er sich nach seinem Leiden und durch dasselbe bewährt und vollendet (Hebr. 2, 9. 10), lebendig erzeigt als den Auferstandenen; hinfort ewig Lebenden (Röm. 6, 9. Off. 1, 18); dieß war die nothwendige Bedingung und Vorbereitung für ihr Amt als Zeugen (V. 8) seines Lebens, wie auch sonst seine Auferstehung die Grundlage unseres ganzen Glaubens ist (1 Cor. 15, 14. 17 ff.); nur die Gewißheit, daß er lebt und ihnen unsichtbar nah ist mit Kraft Licht und Trost (Matth. 28, 20), und zwar gestützt durch „mancherlei Erweisungen", d. h. Offenbarungen seiner selbst, also auf untrüglichen Kennzeichen ruhend, giebt ihnen den Muth für ihren Apostelberuf. Vom Reich Gottes redet er nach wie vor seinem Kreuzestod, als dem großen einzigen Hauptgegenstand aller seiner Lehre.

V. 4—8: Letzte Zusammenkunft Jesu mit den Jüngern. Ihr Ort ist nach V. 12 der Oelberg, ihre Zeit nach V. 2 der 40. Tag nach der Auferstehung, also der Tag der Himmelfahrt, was Luk. 24, 49, wo das Bleiben in Jerusalem vor der letzten Zusammenkunft befohlen wird, nicht widerspricht, weil dort die letzten Reden ohne Rücksicht auf die Zeitfolge kurz zusammengezogen sind; jedenfalls waren alle 11 Apostel dabei, ehe sie ihre Seelen sammeln können, müssen sie erst selbst um ihn gesammelt sein. Der schwere Befehl, in der Mörderstadt zu bleiben, statt sich in die gesicherte Heimath Galiläa zurückzuziehen, weil von dort aus nach Jes. 2, 1—3 und Psalm 50, 2 Gottes Reich ausgehen soll, wird ihnen erleichtert durch die herrliche Verheißung des heiligen Geistes, welche, nachdem der verheißene Messias selbst schon gekommen war, nun die einzige und größte noch zu erfüllende Verheißung blieb, die, im A. T. schon von Gott dem Vater gegeben (Joh. 44, 3. Joel 3, 1. Sach. 12, 10), auch vom Sohne den Seinen oft wiederholt worden war (Luk. 11, 13. 12, 11 und besonders in den Abschiedsreden bei Joh.) und durch die schon geschehene, aber erst theilweise Geistesmittheilung (Luk. 9, 55. Joh. 20, 22) noch nicht vollständig erfüllt ist. Wegen des Gegensatzes zur Wassertaufe des Joh., die blos eine Bußtaufe und damit das Mittel zu einer durch Erkenntniß und Bekenntniß der Sünde gewirkten Sündenvergebung war, wobei jedoch Joh. selbst ausdrücklich schon auf die durch seine Taufe nur unvollkommen abgebildete und vorbereitete Geistestaufe des Messias hinweist (Luk. 3, 16), wird die Geistesgabe hier ebenfalls eine Taufe genannt als Eintauchung in ein reinigendes und belebendes, in reichster Fülle ausgegossenes Element, die aber im Unterschied vom Wasser, das blos äußerlich reinigt, eine das Innere nicht blos erleuchtende und erwärmende, sondern durchglühende und alle Schlacken wegschmelzende Feuertaufe ist. Nicht lange &c. ist absichtlich so weit gefaßt, um ihren Glauben zugleich im „Warten und Eilen" (2 Petr. 3, 12) zu üben, sie sollen wissen, daß es kommt, aber nicht wann; von ihnen war viel verlangt, darum will ihnen auch Gott zuvor viel geben (umgekehrt: Luk. 12, 48.). Fragten ihn &c. veranlaßt durch die vorangegangenen Worte Jesu selbst: weil er die Geistestaufe als nahe bevorstehend bezeichnet, fragen sie nach der Zeit, weil er vom Reich Gottes geredet (V. 3), fragen sie nach diesem und zwar als dem Reich Israels, dessen Wiederherstellung im alten Glanze („wieder aufrichten") vom Messias als theokratischem Heldenkönig (1 Mos. 49, 10) erwartet wurde, der sein Volk wieder frei, groß und herrlich macht. Diese an sich wohlberechtigte Hoffnung und Frage, aus Sehnsucht und Ahnung der großen Reichszukunft Christi stammend, weist Jesus nicht einfach zurück; seine Antwort: Es gebührt euch &c. ist göttlich weise und menschlich zart, mehr belehrend als tadelnd, und bestreitet nicht das Recht zu fragen und zu forschen, wie schon die Propheten thaten (1 Petr. 1, 11), sondern nur die Befugniß zu wissen, was Gott sich selbst vorbehalten hat (Matth. 24, 36), er bestätigt die übrigens den Jüngern selbst nicht zweifelhafte Gewißheit des kommenden Reiches, und beschränkt blos die vorwitzige Neugier nach einer Zeit, und weist statt ungeduldiger Wünsche für die Zukunft desselben die Apostel vielmehr auf die praktischen Aufgaben der Gegenwart hin. Für ihr Wirken in ihrem Beruf sollen sie Kraft empfangen durch den heiligen Geist, um eben dieses sein Reich durch ihr Zeugniß von ihm (Joh. 15, 27) in immer weiteren Kreisen vom Mittelpunkt Jerusalem aus nicht blos bis an die Grenzen Kanaans, sondern bis an's Ende der Erde verbreiten zu können; denn Christus ist der Heiland der ganzen Welt und hat ein Herz für die ganze Menschheit, obwohl sein Volk seinem Herzen am nächsten stand und den Ausgangspunkt seiner ganzen Heilsthätigkeit bildete (Joh. 4, 22).

II. Der Abschied des Sohnes. V. 9—11: Da er solches gesagt, also unmittelbar nach diesen die ganze Erde und Menschheit, Zukunft und Weltgeschichte umfassenden Worten erfolgt die Himmelfahrt, die nirgends sonst im N. T. so genau und anschaulich dargestellt wird nach ihrem doppelten Hergang: dem allmähligen Sicherheben des Herrn „zusehends", d. h. so daß man ihm eine Weile mit den Augen folgen konnte und dem darauf folgenden plötzlichen Hinaufgehobenwerden durch eine (lichte, Matth. 17, 5) Wolke, dem sichtbaren Zeichen der persönlichen Gegenwart des unsicht-

baren Gottes (2 Mos. 16, 10). Als sie ihm nachsahen, also noch während dieses unverwandten Emporrichtens ihrer Blicke standen zwei Männer bei ihnen, ohne Zweifel Engel, was schon in ihrem plötzlichen unvermerkten Auftreten und Verschwinden, sowie in den weißen Kleidern als Sinnbild himmlischer Reinheit und Heiligkeit (Offenb. 7, 13) liegt; bestätigt wird dieß durch ihre Botschaft, die neben einer sanften Rüge wegen des beschaulich-unthätigen Nachblickens in schmerzlicher Wehmuth, statt dessen sie lieber mit freudigem Muth und rüstigem Eifer an's Werk gehen sollten, die herrliche Verheißung der künftigen sichtbaren Wiederkunft desselben mächtigen treuen und gnädigen Heilands enthält, die ihnen eben zu ihrer Aufgabe Muth und Kraft schenken, aber sie auch zum Ernst und thätigen Fleiß anspornen sollte. Wie treu und freundlich ist doch der Heiland, kaum ist er fort, so sendet er ihnen schon himmlische Boten; sie sollen wissen, daß er auch im Himmel ihrer gedenkt, sie liebet und für sie sorgt, ja daß alles, was auch durch sie, die geringen, verachteten Jünger auf Erden geschieht in der sichtbaren Welt, seinen Ursprung in der unsichtbaren hat, wo er jetzt selber wohnt und allmächtig wirkt und waltet, und daß sie unter seinem Schutz und Segen stehen!

III. Das Gebet um den heiligen Geist. V. 12—14: Der Oelberg, der Schauplatz der Himmelfahrt Christi, wie einst seines Gebetskampfes (Mark. 14, 26 ff.), lag einen Sabbathweg = 6 Stadien oder etwas weniger als eine Meile von Jerusalem entfernt; kein Widerspruch mit Luk. 24, 50, wo nur gesagt ist, daß er mit den Jüngern auf dem Weg nach Bethanien hin, etwa 2 Meilen von Jerusalem entfernt, ging, nicht aber daß er gerade unmittelbar dort gen Himmel fuhr, sowenig als hier, daß dieß schon am Anfang des ganzen „Oelberg" genannten Höhenzugs geschah. Der Söller (offenes Obergemach), als stillster zurückgezogenster Platz gewöhnlich auch der Gebetsplatz, gehörte wohl zu dem Haus, das sie schon Joh. 20, 19 ff. zum Versammlungsplatz benutzten, nicht zum Tempel, wie man nach Luk. 24, 53 meinen könnte, denn dorthin ging man blos in den täglichen Gebetsstunden; da denn sich enthielten (aufhielten), d. h. zusammenhielten ohne sich zu zerstreuen, sondern sich einmüthig mit Gebet und Flehen bereiteten auf den verheißenen Geistesempfang. Doch nicht in stolzer Abschließung, denn zu den 11 Aposteln (Mark. 16, 14) kamen noch die zahlreichen Frauen aus der Nachfolge Jesu (Luk. 23, 49. 55. 24, 10), worunter auch Maria, Jesus Mutter, ausdrücklich genannt ist (zum letztenmal im N. T.), und seine (4 leiblichen vergl. Matth. 13, 55) Brüder, die früher feindselig gegen ihn gesinnt (Joh. 7, 5), jetzt seit der Auferstehung, wohl mit den vielen 1 Cor. 15, 6 genannten Augenzeugen derselben, gläubig geworden waren, jedoch von den Aposteln selbst deutlich unterschieden sind. Einmüthig, denn Einigkeit macht stark, sind sie beisammen in Andacht und Eintracht; durch die Andacht wird die Eintracht befestigt und geheiligt, durch die Eintracht die Andacht erwärmt und gestärkt; auch die Apostel fangen ihr Werk betend an.

Sonntag, 14. Jan. Apostelgeschichte 2, 1—16.

Die Ausgießung des heiligen Geistes.

I. Die feurigen Zungen. (V. 1—3.)

V. 1: Zeit und Ort: Als der Tag der Pfingsten erfüllet war = beim Eintritt des jüdischen Pfingstfestes das nach Ablauf von vollen 50 Tagen vom Tage nach dem Passah an gerechnet, gehalten werden mußte und somit in jenem Jahr, wo Christus am Tag vor dem Passah als an einem Freitag starb, auf einen Sonntag fiel. Es heißt darum auch im A. T. „das Fest der 7 Wochen", griech. Pentekoste, d. h. der 50. (Tag), woraus unser deutscher Name „Pfingsten" abgekürzt ist, und wurde nur Einen Tag lang sabbathlich gefeiert mit Festopfer und Darbringung von 2 Erstlingsbroden aus Weizenmehl; denn es hatte eine doppelte Bedeutung: eine irdische als Dankfest für die im Morgenland schon an jenem Tag nach dem Passah mit Darbringung der Erstlingsgarbe (und zwar von der zuerst reifenden Gerste) beginnende und somit 50 Tage später bereits vollendete (erste) Erndte und eine geistliche als Erinnerungsfest an die in denselben Monat fallende Gesetzgebung. Beides ist wichtig auch für das gleichfalls 50 Tage nach Christi Auferstehung gefeierte und somit jedes Jahr auf einen Sonntag fallende christliche Pfingstfest, weil nun die Erstlinge von der geistlichen Erndte Christi auf dem großen Erndtefeld der Welt (Joh. 4, 35) von den Aposteln durch die Bekehrung der 3000 gesammelt werden; Pfingsten ist somit der Geburtstag der sichtbaren christlichen Kirche als einer Kirche aller Völker (Matth. 28, 19), wenngleich die Apostelgeschichte selbst zunächst (Kap. 2—11) nur von der juden-christlichen Brüdergemeinde in Jerusalem, und erst später (Kap. 12—28) von der Stiftung und Ausbreitung der heiden-christlichen Gemeinde in Asien und Europa berichtet. Das in der christlichen Kirche herrschende Gesetz aber ist nicht mehr das äußerliche Buchstabengesetz, sondern das durch den heiligen Geist in die Herzen geschriebene innere Gewissensgesetz (Jerem. 31, 33). Wären sie alle, nehmlich die schon Kap. 1, 14. 15 genannten, nicht blos die nunmehr nach der Wahl des Matthias wieder vollzähligen Apostel, denn diese werden nachher V. 14 deutlich von den übrigen Anwesenden unterschieden, (auch läßt die in V. 16 als erfüllt bezeichnete Weissagung Joel 3, 1 ff. die Geistesgabe nicht als eine besondere Amtsgabe nur auf den Apostelkreis beschränkt erscheinen, sondern setzt als Gabe des allgemeinen christlichen Priesterthums einen weiteren Spielraum ihrer Wirksamkeit voraus), einmüthig bei einander, wie Kap. 1, 14. und zwar ohne Zweifel wieder in demselben Haus, wie dort nicht im Tempel, wie man aus der V. 15 genannten Gebetsstunde schließen wollte, denn die Geistesausgießung selbst muß diesem Zeitpunkt schon vorausgegangen sein, und vor demselben brauchten sie noch gar nicht im Tempel zu sein und nach dem griech. Wortlaut heißt es: sie saßen beieinander, während man beim Gebet stand; auch die V. 6 genannte „Menge" bezeichnet nicht nothwendig die Festgäste im Tempel, sie konnte sich

auch auf einer geräumigen Stelle in der Nähe versammeln.

V. 2: Der äußere Vorgang: Es geschah schnell, plötzlich und unversehens, also auch für die das ihnen Kap. 1, 5 nur im allgemeinen als nahe bevorstehend angekündigte Ereigniß erwartenden Jünger gänzlich unvermuthet und überraschend, ein Brausen, ein fließendes nach V. 6 auch sonst in der Stadt vernommenes Getöse, das nur verglichen wird mit einem gewaltig daherfahrenden Sturmwind. Es ist also nicht an einen wirklichen Windstoß oder gar Erdstoß zu denken, sondern an etwas Uebernatürliches, daher „vom Himmel" Kommendes (vergl. Luk. 24, 49). Zu diesem hörbaren Zeichen und Mittel der Geistesmittheilung kommt dann noch das sichtbare der feurigen Zungen: „man sah an ihnen" u. s. w. (V. 3) sollte eigentlich heißen: es erschienen ihnen (wurden also von ihnen selbst, nicht von Anderen gesehen) Zungen wie von Feuer, d. h. nach oben sich spaltende „züngelnde" Flammen, die sich vertheilten und von oben je auf die Einzelnen niederließen, aber nur leuchtend, nicht brennend und versengend, also auch hier wieder nicht materielle Feuerflammen, etwa Blitzstrahlen oder electrische Erscheinungen, sondern denselben nur ähnlich. Beides sind also nur die Träger und Vorläufer (vergl. 1 Kön. 19, 11. 12) des Geistes, nicht er selber, nur die für Ohr und Auge vernehmlichen Offenbarungen seines an sich sinnlich nicht wahrnehmbaren Wesens, aber ihrer Natur nach mit ihm und seinen Wirkungen verwandt. (Vergleichungspunkte: der heilige Geist wie ein Wind (Joh. 3, 8) unbegreiflich und unfaßbar nach Ursprung und Ziel, nicht einzuschränken in seinem freien Lauf, wohl aber zu erfahren mit seinen Lebenskräften, erfrischend und reinigend wie ein Lufthauch, aber auch niederschmetternd wie ein Sturmwind, und wie das Feuer alles verzehrend, durchglühend und schmelzend, aber auch erleuchtend, erwärmend, entzündend was ihm nahe kommt, und unaufhaltsam sich verbreitend, schon 2 Mos. 3, 2 Symbol der heiligen Gegenwart Gottes.)

V. 3: Die innere Wirkung: Sie wurden alle voll heiligen Geistes, nicht blos theilweise und stückweise wie schon die Propheten des A. Ts., sondern in seiner ganzen Fülle (Joh. 3, 34) wird er ihnen zu Theil, auch nicht blos zeitweise, wie dort nur für gewisse besondere Zwecke, sondern bleibend als dauernder innerer Besitz, der aber immer noch im Wachsthum an Erkenntniß und Zucht (Joh. 14, 26. 16, 3. 17, 17. Röm. 8, 14) ebenso nöthig als möglich macht.

II. Das Predigen mit anderen Zungen (V. 4) ist nun die unmittelbare Folgeäußerung der empfangenen Geistesfülle, ihre Mittheilung selbst war dort schon und ist heute noch ein stilles Wunder und verborgenes Geheimniß; aber was innerlich vorgegangen, muß sich auch äußerlich kundthun (Luk. 6, 45), und zwar zunächst noch nicht vor der Welt (die „Menge" kommt erst V. 6), sondern im geschlossenen Kreis der Gleichgesinnten, in der „Gemeinde der Gläubigen" selbst, daher auch der Gegenstand jenes Redens zunächst noch nicht als ein eigentliches „Predigen" und Belehren, sondern als ein Loben und Preisen, Danken und Bekennen zu denken ist. Seiner Form nach war es wie 6 ff. deutlich zeigt, ein Reden in einer Manchfaltigkeit, von vielen ihnen bisher selbst fremd gewesenen neuen (Mark. 16, 17) Sprachen im Unterschied von der ihnen allen gemeinsamen und wohlbekannten galiläischen Mundart, wobei aber nicht an eine von jetzt an unverlierbare oder vollständige gelehrte Kenntniß derselben oder gar aller Sprachen, etwa zum Zweck ihres künftigen Missionsberufs, sondern wohl nur an einzelne begeisterte Worte und Ausrufe augenblicklicher Entzückung zu denken ist; handelte es sich doch jetzt noch nicht um Mittheilung an die erst später (V. 6) herzutretenden Fremdlinge, wozu übrigens, da auch sie alle zur Judenschaft gehörten (V. 5), auch schon die jüdische Sprache allein ausgereicht hätte, sondern nur um das Aussprechen ihrer eigenen Erfahrung und Stimmung; zugleich als Sinnbild, wie der heilige Geist Herz und Mund reinigt und heiligt, Seele und Lippen zugleich weiht (Jes. 6, 7.), so daß sie nun eine neue Sprache reden: statt zu fluchen, beten, statt zu lästern, segnen, statt Lügen die Wahrheit, statt Schmähungen freundliche Worte reden, statt zu klagen, loben, und statt zu murren, danken, aber auch als Vorbild, daß einst in der ganzen geheiligten Menschheit alle Nationen, Sprachen und Zungen Gottes Ruhm verkündigen sollen (Phil. 2, 11), so daß durch diese Einigung der Sprachen ihre einstige Verwirrung und Zertheilung (1 Mos. 11, 9) wieder aufgehoben ist.

III. Die Wirkung auf's Volk. V. 5—13: Schilderung des gemischten Eindrucks des V. 4 genannten auf die in Jerusalem anwesenden Juden aus allerlei Ländern, so bezeichnet in Unterschied von den V. 9 gleichfalls angeführten eingeborenen Einwohnern Judäas, also ausländische Juden, die theils nur vorübergehend wegen des Festes (5 Mos. 16, 16) sich dort eingefunden, theils, um dem Tempel immer nahe zu sein, sich ganz dort angesiedelt hatten („zu Jerusalem wohnend"). Schon dieß beweist, daß sie in Wahrheit gottesfürchtige Männer waren, verlangend nach Gemeinschaft mit Gott und empfänglich für alle dazu dienenden Hilfsmittel, wenn gleich ihrer eigentlichen Heimath nach Fremde aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, d. h. aus der fast in allen Ländern der Erde verbreiteten jüdischen Diaspora („Zerstreuung" Joh. 7, 35), also ein volksthümlich übertreibender Ausdruck wie Col. 1, 23. Verheißen war es aber schon seit 5 Mos. 30, 1—6, daß Gott sein Volk aus allen Ländern der Erde wiederholen und zusammenbringen werde, und dieß ist schon hier dem ersten und kräftigen Anfang nach erfüllt. Sie wurden verstürzt = rathlos, verwirrt durch den wunderbaren Vorfall, da sie höreten, ein Jeglicher, daß sie (die Jünger und ihre Genossen V. 4) mit seiner Sprache redeten, nicht als ob sie alle zumal und gleichzeitig alle diese verschiedenen Sprachen gesprochen hätten, denn sonst hätte Niemand etwas Klares und Deutliches verstanden, sondern der Eine in dieser, der Andere in jener, also in großer Manchfaltigkeit und Abwechselung, nacheinander und immer nur kurz in wenigen Sätzen, die aber wie verschieden gestimmte Glocken in eine einzige große heilige Harmonie zusammenklangen, wenn auch in manchfaltigen Lauten, doch mit demselben Grund-

ton, dem Lob Gottes und seiner jetzt eben geschehenden herrlichen Thaten (V. 11). An die Stelle der anfänglichen Bestürzung tritt bald ein doppeltes: verwundertes Erstaunen, ja Erschrecken, das sich bei den Meisten in ernstliches Nachdenken verwandelt, theils aber auch bei anderen leichtsinnig wegwerfender-Spott (V. 13); Verwirrung und Entsetzen ist sprachlos, erst als es in Verwunderung und Erstaunen übergeht, kommt es zu Worten und sie theilen einander ihre Muthmaßungen über dieses ihnen völlig unbegreifliche mit, gleichsam Einer vom Andern Aufschluß begehrend, wie es denn möglich sei, daß diese Alle, die sie doch ganz gut als Anhänger Jesu von Nazareth und schon an ihrer Mundart als Galiläer erkannten (Matth. 26, 71. 73.), und von denen sie recht wohl wußten, daß sie ungelehrte Leute und Laien waren (Kap. 4, 13), so sprechen können. Die Parther, Meder und Elamiter wohnten im fernen Osten von Asien, dann kommt Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris, und von da nach Westen herüber Judäa, von hier nach Norden hinauf Kappadocien, Pontus und Asien (Kleinasien), und wieder nach Osten zurück Phrygien und Pamphylien; ferner über's Meer hinüber in Afrika das uralte Egypten und die Gebiete von (Ober-) Lybien mit der Hauptstadt Kyrene, endlich aus Europa die Ausländer von Rom, wozu noch als Vertreter der fernen Inseln (vergl. Zeph. 2, 11. Jes. 51, 5) und Halbinseln noch die Kreter im fernen Westen, und die Araber im äußersten Süden, also außer Heiden auch die Ahnen der künftigen Muhammedaner, und neben Söhnen Israels auch Kinder Ismaels genannt sind, sie alle also theils geborene Juden, theils erst aus dem Heidenthum zu ihnen übergetretene Judengenossen (Proselyten). Wir hören sie u. s. w. bedeutet nicht etwa nur ein Hörwunder, d. h. daß die Redenden zwar ihre eigene Mundart gesprochen, die Zuhörer aber die ihrige zu vernehmen geglaubt hätten, was schließlich auf eine bloße Täuschung hinauskäme und überdieß nicht minder wunderbar, als ein eigentliches Sprachwunder wäre, sondern was diese hörten, als sprechen jene auch wirklich, nehmlich eine ihnen selbst fremde Sprache. Mit unseren Zungen, zuerst fällt ihnen also diese eigenthümliche Form auf, dann aber auch der merkwürdige Inhalt, dergleichen sie noch nie aus Menschenmund vernommen hatten, denn die „großen Thaten Gottes" sind keine gewöhnlichen, sondern eigenthümliche, einzigartige, die „Großthaten" Jehova's (Psalm 71, 19). Was will doch das werden? wörtlich: was könnte doch das sein wollen (zu bedeuten haben)? Im Innersten getroffen von diesem außerordentlichen Ereigniß, und sichtbar bewegt von dem außerordentlichen Eindruck der ihnen völlig unerklärlichen, aber bedeutsamen Thatsache, die sie weder läugnen können, noch wollen, stehen ihr die Aufrichtiggesinnten mit ehrerbietiger Scheu gegenüber in stillem Selbstbesinnen, oder ernstem Fragen nach ihrem verborgenen Sinn oder ihrer möglichen Folge; die Leichtsinnigen, Gleichgiltigen oder Feindseligen aber verschließen sich gewaltsam der göttlichen Offenbarung, ziehen sie ihrer eigenen niedrigen Herzensgesinnung gemäß in's Gemeine herab und greifen zur Waffe des Spottes und wohlbewußter, absichtlicher, falscher Verdächtigung und Beschuldigung: an Beiden erfüllt sich 1 Petri 4, 14.

IV. Die Berichtigung des Petrus. V. 14—16: Auch hier ist Petrus der Stellvertreter und Stimmführer der übrigen, in deren Namen er zugleich redet. Erhob auf seine Stimme, feierlich, in der gewichtigen Würde eines Apostels, um dem Spott der Einen zu begegnen, und die nachdenkliche Frage der Andern zu beantworten; hier darf und kann er nicht länger mehr schweigen, gegenüber einer solchen boshaften Verläugnung nicht etwa nur ihrer eigenen Person, sondern der Person und Sache Christi und seiner ganzen Gemeinde. Er rechtfertigt sie gegenüber solcher Lästerung zwar in musterhafter Kürze, da er seine Gegner mit ein paar Worte abfertigt, sein nachheriges Zeugniß von Christo aber mehr als 20 Verse füllt, und mit meisterhafter Ruhe, ohne Schelten und Verdammen, sondern im Geist milden Erbarmens und ächt evangelischer Liebe, die ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, doch auch diese erbitterten Feinde noch aus ihrer traurigen Verblendung retten und für Christum gewinnen möchte (daher auch die freundlich ehrerbietige Anrede: „Ihr Juden, lieben Männer"), aber doch neben aller Schonung, die zunächst nicht das Unwahre und Ungerechte, sondern nur das Ungereimte ihrer Aussage an's Licht stellt, mit schlagender Schärfe: Diese (d. h. ich, meine Mitapostel und deren Genossen) sind nicht trunken 2c. 2c. Die dritte Stunde ist Morgens 9 Uhr, wo selbst ein unordentlicher Mensch noch am ehesten nüchtern ist, dazu die erste Gebetsstunde, gleichzeitig mit dem Morgenopfer im Tempel, vor welcher man, zumal an Festtagen, nichts genießen durfte; außerdem kann ja ein Trunkener nicht einmal seine eigene Zunge mehr regieren, geschweige denn in fremden Zungen reden. Sondern das ist's u. s. w. = in diesem Ereigniß, das freilich ihr in eurem Unglauben auch nicht anders deuten könnt, als durch sinnlose Berauschung (vergl. 1 Cor. 14, 23), ist vielmehr erfüllt, was durch den Propheten Joel zuvor (vor bereits 900 Jahren) gesagt ist. Eine Begeisterung ist also freilich da, aber nicht jene falsche fleischliche, die ihr „wähnet", sondern die wahre durch den schon längst verheißenen heiligen Geist, zugleich also auch eine Erfüllung von Eph. 5, 18.

Sonntag, 20. Jan. Apostelgeschichte 2, 37—47.

Die Gläubigen.

I. Ernste Sucher. V. 37—40: Die Wirkung der ersten Pfingstpredigt (V. 14—36) war eine durchschlagende, dem größten Theil der Zuhörer ging sie durch's Herz, d. h. sie gab ihnen besonders durch den Stachel in ihren letzten Worten einen schmerzlich-verwundenden Stich in's Herz und das soll auch heute noch die Wirkung jeder ächten Predigt sein, nicht daß sie nur in's Ohr, aber aber am Herzen vorübergeht, wie ein verhallender Klang, auch nicht blos über das Herz hin, wie ein schmeichelnder Wind, oder eine streichelnde Hand, sondern in's Herz hinein und durch's Herz hindurch,

wie ein zuckender Blitz oder ein scharfes Schwert (Hebr. 4, 12), nicht blos den Verstand beschäftigend oder befriedigend, auch nicht blos das Gefühl anregend und aufregend in flüchtiger oberflächlicher Rührung, sondern das Gewissen treffend und den Willen kräftig erfassend, so daß es zu dem durchgreifenden ernsten Vorsatz und entschiedenen Entschluß kommt, das was jetzt Gottes Wille an die Seele zu ihrer Errettung ist, auch wirklich zu thun. Diese innere Bereitschaft zeigt sich in der von aufrichtigem Zutrauen gegen die Apostel und redlichem Eifer um die eigene Seligkeit zeugenden Frage des tiefsten und deutlich erkannten Heilsbedürfnisses: „Was sollen wir thun" u. s. w. Worin aber zugleich auch schon der Keim des Glaubens und der Hoffnung liegt, daß Gott auch ihnen noch vergeben und zurechthelfen könne und wolle. Petrus aber sprach ꝛc. Damit zeigt er dem bereits Empfänglichen und Erweckten den evangelischen Heilsweg mit einer doppelten Forderung und doppelten Verheißung: 1. Er verlangt a) innere sittliche Umkehr (Buße), aber auch b) äußeres Bekenntniß zu Christo und Verpflichtung zum Glauben und Gehorsam gegen ihn, den eben noch von ihnen Verschmähten und von Israel Verstoßenen und Verworfenen (Taufe), also wesentlich nichts anderes, als was auch schon Johannes der Täufer und Jesus selbst (Matth. 3, 2. 4, 17. Mark. 1, 15) als erste Bedingung zum Eintritt in's Himmelreich aufgestellt hatte, denn ohne Buße und Glauben bleibt die Taufe ohne Kraft, Frucht und Segen. Aber 2. „verspricht er ihnen auch a) die Vergebung der Sünde und als mit der Versöhnung unmittelbar als Kraft und Erlösung und Heiligung verbunden; b) die Gabe des heiligen Geistes, also dieselben, welche die Apostel schon empfangen haben, die aber auch allen Anderen ohne Unterschied (V. 17 ff.) gilt, zunächst freilich den Juden als Kindern des Bundes und der Verheißung (3, 25), bei denen daher auch deren Erfüllung anfangen soll (Luk. 24, 47) und zwar nicht blos den jetzt Lebenden, sondern auch ihren Nachkommen bis auf die spätesten Geschlechter, weil dieselbe nicht blos für den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch für alle Zukunft gilt, dann aber auch allen Völkern (Heiden) in der Ferne, d. h. die äußerlich und innerlich Gott noch fern und fremd sind (vergl. Eph. 2, 12 ff.). Sie hat also die umfassendste Bestimmung für die ganze Welt und ihre künftige Geschichte, und ist weder räumlich noch zeitlich beschränkt; auch das soviel ihrer u. s. w. setzt nicht dem Umfang ihrer Wirksamkeit Grenzen, etwa im Sinn der unbiblischen Lehre einer ewigen Erwählung nur eines Theils der Menschheit zur Seligkeit, sondern bezeichnet nur den ordnungsmäßigen Verlauf in der Verwirklichung des allgemeinen göttlichen Heilsrathschlusses, sofern nicht alle Völker oder Einzelne auf einmal zugleich, sondern je zu der von Gott vorherbestimmten Zeit berufen werden. Bezeugete er und ermahnete, weil er mit Recht auf eine sofortige und völlige Veränderung ihrer ganzen bisherigen äußeren und inneren Stellung dringen mußte und das Eisen schmieden wollte, so lang es warm war; doch ist auch dieß im Unterschied von der Antwort Johannis des Täufers auf dieselbe Frage (Luk. 3, 10 ff.), hier echt evangelisch, nicht an einzelne äußere Forderungen und eignen verdienstliche Leistungen durch Uebernahme von allerlei Gesetzeswerk geknüpft, überhaupt nicht sowohl als ein harter Frohndienst, sondern vielmehr als eine Wohlthat, als heilsame Befreiung und Erlösung dargestellt, zu deren freiwilliger Annahme sie blos freundlich aufgefordert werden: Lasset euch helfen ꝛc., nehmlich durch Christus, als einzigen Heiland (Kap. 4, 12). Die Gnade ist die rettende Macht, der sich der Mensch nur aufrichtig hinzugeben und vollständig zu überlassen hat; allerdings aber müssen jene Neubekehrten, um an die Gemeinde sich anschließen zu können, zuvor von der Welt innerlich und äußerlich sich ausschließen (Jer. 15, 19. 2 Tim. 2, 19), um wirklich ein Neues beginnen zu können, mit dem Alten vollständig abschließen und brechen, denn wenn man in den gefährlichen Stricken und Schlingen verführerischer Gesellschaft hängen bleibt, kann Gottes Geist nichts Rechtes, Bleibendes wirken.

II. Fröhliche Kinder. V. 41—43: Nahmen das Wort an, dieser erstaunliche Erfolg von Petri Predigt ist die Erfüllung und das Gegenbild von Luk. 5, 4—10. An jenem Tage, d. h. im Verlauf derselben wurden sie nach und nach von den 12 Aposteln gemäß dem Befehl Christi Matth. 28, 19 durch die Taufe, worauf dann noch weitere Belehrung und nähere Unterrichtung zu folgen hatte, der Gemeinde einverleibt, hinzugethan als ihr erster Zuwachs, natürlich durch freiwilligen Anschluß, womit aber nicht gesagt ist, daß die ganze „Menge" (V. 6) bekehrt wurde, z. B. schwerlich die V. 13. Genannten; weil für die Gläubiggewordenen damals die Taufe zugleich auch ein äußerlich erkennbarer, entscheidender Schritt aus dem Judenthum in's Christenthum war, konnte auch ihre Zahl angegeben werden.

V. 42 beginnt nach dem äußeren Zuwachs die innere Entwicklung und Lebensentfaltung der ersten Christengemeinde in Gestalt einer engverbundenen und stetig zusammenhaltenden Hausgenossenschaft: sie (die 3000 V. 41) blieben vom Pfingstfest an beständig in der Apostellehre, worein sie ja bisher erst wenig eingeführt waren, um nun auch darin zu wachsen (2 Petri 3, 18), und in der Gemeinschaft mit der schon vorher bestehenden Gemeinde im engeren Sinn (1, 13 ff. 2, 1 ff.), und im Brotbrechen bei den gemeinschaftlichen Liebesmahlen, an die sich in der ersten Zeit wohl regelmäßig nach dem Vorbild des letzten Mahles Jesu mit den Seinen auch die Feier des Abendmahls anschloß, und zwar in ihren eigenen Häusern (V. 46), hinter verschlossenen Thüren (wie Joh. 20, 19. Mark. 16, 14), also als nach innen zusammengehörige, nach außen abgeschlossene Familien, und im Gebet. Die zwei zuletzt genannten Dinge sind besonders hervorgehoben als die beiden Hauptstücke und Hauptmittel christlicher Gemeinschaft, wovon das eine mehr leiblicher Art auch mehr die äußerliche, das andere rein innerlicher Natur die geistige Gemeinschaft unter einander (Phil. 1, 5. 1 Petr. 2, 17. 5, 9) und mit dem Herrn bezeichnet; nimmt man dazu auch noch das erste Glied, so erhält man die auch heute noch wichtigsten Grundbestandtheile alles christlichen Gemeindelebens: Predigt, Sakrament und Gebet.

Bei letzterem ist nicht blos an die beständige Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst durch fortdauernden Tempelbesuch (V. 46) zu denken, sondern auch an Privaterbauungsstunden und Gebetsversammlungen daheim. Es kam auch bei den noch außerhalb der Gemeinde stehenden Juden in Jerusalem allen Seelen Furcht an in Folge des wunderbaren Pfingstereignisses und der plötzlichen aber gründlichen Bekehrung so vieler Seelen, so daß sie einen gewissen Respekt vor diesen Christen, auch wenn man sie noch geringschätzig die „Sekte der Nazarener" nannte (24, 5. 14. 28, 23), bekamen, wozu namentlich auch die noch weiter folgenden, hier aber nicht im Einzelnen berichteten Zeichen und Wunder durch die Apostel beitrugen, in denen man sichtbar den Finger Gottes erkennen mußte, und wodurch das stille Wachsthum der Gemeinde vor Störungen durch vorzeitige Verfolgung gesichert war und bewahrt blieb.

III. Die Einigkeit der Gläubigen. V. 44—47: Jetzt erst ist von der Gesammtgemeinde im weiteren Sinn (dem Grundstamm und den 3000) die Rede; sie waren beieinander, natürlich bei der auch nach Abzug der Festgäste immer noch großen Zahl nun nicht mehr in einem einzigen Lokal, sondern in mehreren familienartig zusammenlebenden, durch Einheit des Geistes und brüderliche Liebe in Richtung und Gesinnung eng verbundenen Gemeinschaftsgruppen; und hielten alle Dinge, die bisher die Einzelnen als Privateigenthum besessen, gemein als Eigenthum des Ganzen, durch Verkauf der liegenden Güter und fahrenden Habe und Vertheilung des Erlöses unter die Besitzlosen ohne Unterschied, aber mit Rücksicht auf das jeweilige Bedürfniß („nachdem Jedem Noth war"). Dies ist also die sog. Gütergemeinschaft der Apostelzeit, nicht als gesetzlicher Zwang, sondern nur als allgemeine, aber freiwillige Sitte, nicht überall, sondern nur in Jerusalem eingeführt, nicht eine unchristliche, wo es gilt: „was dein ist, das ist mein," sondern eine christliche, wo es heißt: „was mein ist, das ist dein" (nach Kap. 20, 35), die Alles in den Dienst helfender Liebe stellt, weil sie auf den Geist der Liebe gegen die Armen, nicht des Hasses gegen die Reichen ruht, wie der moderne Communismus, und wie sie nur im Feuer der ersten Liebe und in einem verhältnißmäßig noch kleinen Kreis möglich, ja bei der Erwartung der nahen Wiederkunft Christi sogar natürlich war (Luk. 12, 32 ff.), für unser jetziges gemischtes und vielgegliedertes Staatsleben aber sich von selbst verbietet, wenigstens der äußeren Form nach, wiewohl ihr Geist der Nächstenliebe und Selbstverläugnung auch heute noch das einzige Heilmittel für die socialen Schäden ist. Getragen war sie vor allem von lebendiger Gottesfurcht: sie waren täglich und stets beieinander im Tempel (Luk. 24, 53), d. h. wohnten regelmäßig zu den üblichen Gebetsstunden dem gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst bei, daneben aber auch dem Privatgottesdienst, namentlich bei den Liebesmahlen hin und her in den Häusern, die hiedurch zu „Hütten Gottes bei den Menschen" geweiht wurden; jedenfalls hielten sie das christliche Abendmahl, das mit dem jüdischen Opferdienst nichts gemein hatte, nur hier. Das „nahmen die Speise" bezieht sich gleichfalls auf jene gemeinsamen Mahlzeiten, wobei es vermöge der reichlich geübten Gastfreundschaft und Gütergemeinschaft auch den Aermeren nicht an den nöthigen Lebensmitteln fehlte; und zwar geschah es mit Lob Gottes und freudigem Dank (5 Mos. 8, 10), ohne Kopfhängerei und in Herzensfreudigkeit (Psalm 34, 9) auch den leiblichen Genuß weihend zu einem geistlichen Segen (1 Tim. 4, 5). Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volk, wohl auch bei den „Obersten", in Folge des wohlthuenden Eindrucks ihres gottseligen, ehrbaren und friedlich-stillen Lebens (1 Tim. 2, 2); aber auch Gott läßt sich nicht unbezeugt an ihnen, sondern die Gemeinde täglich sich mehren, ihr Wachsthum hört also mit dem Pfingstsegen nicht auf, sondern geht, wenn auch in kleinerem Maßstab, doch um so stetiger fort, nicht als natürliche Entwicklung der eigenen Lebenskraft, sondern als Wirkung besonderer göttlicher Gnade.

Sonntag, 28. Jan. Apostelgeschichte 3, 1—11

Wunderbare Heilkraft.

I. An der Thüre des Tempels. V. 1—5: Auf das erste Apostelwort, Petri Pfingstpredigt, (2, 14—36) folgt die erste Apostelthat, Petri Wunderheilung, als besonders hervorstechendes Beispiel der Kap. 2, 43 genannten Zeichen. Petrus und Johannes, der Mann der raschen That und der des tiefsinnenden Gedankens, in der ersten Zeit der christlichen Kirche vor Berufung des Heidenapostels Paulus als Hauptapostel der Juden neben Jakobus auftretend (Gal. 2, 9), gehen auch hier Hand in Hand zusammen, wie einst Jesus seine Jünger „zu Zweien" gesendet hat (Mark. 6, 7). Die Kap. 2, 44 von der ganzen Gemeinde gerühmte Einigkeit zeigt und bestätigt sich auch am Zusammenhalten dieser Beiden. Um die 9. Stunde, 3 Uhr Nachmittags, die letzte der nach Daniels Vorgang (Dan. 6, 11) gewöhnlichen drei täglichen Gebetsstunden zur Zeit des Abendopfers (4 Mos. 28, 8), welche auch die Apostel gleich der ganzen übrigen Gemeinde (2, 46) noch einhielten. Dieser zu Jerusalem schon über 40 Jahre lang (4, 22) lebende und darum allen wohlbekannte (2, 10) Mann, lahm von Mutterleibe, wurde als der allgemeinen Mildthätigkeit bedürftig, an einen öffentlichen, viel besuchten Platz getragen, um dort sich seinen Lebensunterhalt zu erbetteln, eine nicht blos damals übliche Weise zur Versorgung solcher Krüppel (vgl. Luk. 16, 20), gegen welche die 2, 45 bezeichnete geordnete Armenfürsorge der Christengemeinde vortheilhaft absticht. An des Tempels Thür, gemeint ist weder der bei Zerstörung der Stadt durch die Babylonier mit zertrümmerte salomonische, noch auch der nach der babylonischen Gefangenschaft an seiner Stelle durch Serubabel neuhergestellte, sondern der nach Abbruch des letzteren von Herodes dem Großen größer und prächtiger denn je schon vor mehr als 50 Jahren begonnene (Joh. 2, 20) und erst kurz vor Eroberung Jerusalems durch die Römer vollendete Tempel. Die „schöne Thüre" war das in der Nähe der Halle Salomos (V. 11),

wo auch der Tempelmarkt stattfand, also nach Osten zu gelegene aus korinthischem Erz gebildete und mit Liliengeflecht in getriebener Arbeit geschmückte (daher auch „Pforte Susan" = Lilienthor) genannte Thor der Nicaner, das vom äußersten Tempelraum nach dem Kidronthal hinausführte. Daß sie wollten zum (eigentlichen) Tempel(gebäude) hineingehen, nämlich vom Vorhof der Heiden aus über den Vorhof der Weiber. Petrus, auch hier wieder allein redend und handelnd, während Johannes schweigend zur Seite steht, sah ihn an mit dem Blick des Mitleids und der erbarmenden Liebe um Jesu willen, nicht stolz und verächtlich wegsehend, auch nicht blos oberflächlich und gleichgültig über ihn hinsehend oder geringschätzig auf ihn herab, sondern so, daß ihm der ganze elende Zustand des Hülflosen zu Herzen ging, gewiß auch kein zufälliger, sondern ein durch besondere Eingebung des heiligen Geistes veranlaßter Blick, wodurch er inne wird, daß heute Gott durch ihn etwas außerordentliches wirken will (vgl. 14, 9 und Joh. 9, 1). Siehe uns an; er hatte also bei seiner gewohnheitsmäßigen Bitte nicht einmal aufgeschaut, jetzt soll eine innere Sammlung seines Gemüths bewirkt, seine Aufmerksamkeit auf die Apostel gerichtet und er durch Anbahnung einer persönlichen Beziehung zu ihnen auf die bevorstehende Wohlthat vorbereitet, zugleich aber auch durch einen offenen Blick geprüft werden, ob er für dieselbe würdig und empfänglich sei. Daß er Etwas von ihnen empfange, er denkt also blos an ein reichliches Almosen, das ihn vielleicht für immer von aller Noth befreien und des weiteren Betteln überheben würde, aber es wird ihm etwas viel Herrlicheres und zwar ungesucht zu Theil.

II. Die Heilung selbst. V. 1—11: Silber und Gold u. s. w., um dich so, wie du denkst, von deinem Mangel zu befreien. So muß auch uns Gott oft unsere eigenen Menschengedanken zerstören, damit wir seine Gottesgedanken verstehen, und oft alle Aussicht auf Menschenhülfe nehmen, daß wir uns nach seiner viel besseren Gotteshilfe sehnen lernen. Was ich aber habe u. s. w. kraft göttlicher Vollmacht, vgl. Luk. 9, 1. Mark. 16, 17 ff. Im Namen Jesu Christi d. h. in der Kraft desselben, die er als die wunderbar wirkende Ursache seines nunmehrigen Vermögens, sich zu erheben und umherzugehen, zu denken ist, stehe auf und wandle! Dasselbe Wort, wie im Munde Christi Math. 9, 5; und richtete ihn auf (vgl. Mark. 9, 27), um ihm zu helfen, die neugeschenkte Gesundheit nun auch durch Befolgung der eben empfangenen Weisung zu bethätigen und somit zu bestätigen, die, als Heilung eines lahm Geborenen doppelt erstaunlich, unläugbar nur eine That der durch die Apostel wirkenden Hand Gottes selbst (2, 44) sein konnte. Alsbald standen u. s. w., sie waren also jetzt fähig und tüchtig zu ihrer natürlichen Verrichtung, durch ihre Spannkraft den Leib in seinen Bewegungen zu stützen und zu tragen, so daß er sich alsbald als einen völlig Genesenen erweisen konnte (V. 8). In den Tempel ging er mit ihnen, natürlich zu gemeinsamer Danksagung (Psalm 50, 23). **V. 10** bildet einen bedeutsamen Gegensatz zu dem früheren Verhalten derselben Juden, Joh. 9, 8 ff. Daß der Geheilte sich zu Petrus und Johannes hielt (wörtlich: sie festhielt), d. h. sie auf ihrem Rückweg in die Stadt begleitete, ist der natürliche Ausdruck seiner Liebe und dankbaren Verehrung, wie auch Jesu die von ihm wiederhergestellten Kranken nachzufolgen pflegten; man sieht aber daraus, daß ihm nun nicht blos leiblich, sondern auch geistlich geholfen war, wie ja diese ganze Geschichte schon vielfach als Bild der bei der Bekehrung mit dem von Geburt an unter die Sünde geknechteten Menschen vorgehenden Umwandlung durch das Wort Gottes und dem Glauben an Christum angesehen worden ist, die sich dann aber auch in dankbarer Liebe und gottseligem Wandel bewähren muß. Lief alles Volk beim Verlassen des Tempels nach dem Schluß des Gottesdienstes zu ihnen in die Halle (bedeckter Säulengang) Salomonis, so genannt als einziger noch übriger Rest des ältesten salomonischen Tempels (Joh. 10, 23), ebenfalls an der Ostseite gelegen und später (5,12) der gewöhnliche Versammlungsort der Christen. Jetzt waren also Augenzeugen genug da für diese neue Erfüllung des alten Worts Mark. 15, 31. Luk. 7, 22, was dem Petrus nun Veranlassung giebt zu seiner weiteren Verkündigung, in der er ein doppeltes Ziel verfolgt: a) Belehrung über Ursprung und Absicht des geschehenen Wunders V. 12—18, und b) Mahnung zur Buße und Bekehrung, als einzige, aber nothwendige Bedingung des Heils V. 19—26.

Chronik der Gegenwart.

Wie die Welt die Kirche benützt, davon kann Coney Island, der berühmt-berüchtigte Badeplatz bei New York, ein Beispiel erzählen. Die dortigen Hotel-Besitzer haben schon seit Jahren alle möglichen Reizmittel angewandt, um die Menge nicht blos in den Wochen-, sondern auch an Sonntagen nach Coney Island zu locken.

Die Prediger in New York wurden auf diese Sonntagsausflüge aufmerksam und stemmten sich dagegen.

Da führte Herr Burnap, einer der Unternehmer am Manhattan Beach, einen geschickt angelegten Plan aus. Er lud bedeutende Kanzelredner der amerikanischen Metropole ein, in Manhattan am Sonntag zu predigen. Und die — nahmen die Einladung an. Bot sich doch eine Gelegenheit, das Evangelium der Menge zu predigen, unter welcher sich ohne Zweifel Viele befanden, die nie eine Kirche betreten.

Nach der Predigt wurden dem Redner jedesmal

von dem Unternehmer $50 eingehändigt. Die Prediger gingen nach Hause und — mußten natürlich zu der auf Coney Island getriebenen Sonntags-Entheiligung schweigen. Die Unternehmer aber erachteten diese Strategie für einen guten Zug — und lachten sich in's Fäustchen.

Wird die Kirche, und werden einzelne kirchliche Gemeinschaften nicht noch auf andere Weise von der Welt und von Andern auf ähnliche Weise benützt?

Es ist eine vollständige Niederlage, welche die republikanische Partei dieses Spätjahr erfuhr. Mögen sich die Herren nun auch ihre Wunden mit Balsam waschen und einander die Schuld in die Schuhe schieben und sich auf bessere Tage vertrösten — die Thatsache ändern sie dadurch nicht.

Die Ursachen dieser Niederwerfung alle zu ergründen, ist wohl Niemandem möglich, so sehr sich auch viele in dieser Richtung bemühen.

Zweierlei aber ist leicht zu erkennen:

1) Präsident Arthur hat dadurch, daß er die von dem gemordeten Garfield eingeschlagene politische Bahn verließ, viel dazu beigetragen, daß er und seine Partei geschlagen wurde. Er hat die höchsten Aemter der Bundesregierung mit Leuten besetzt, welche das republikanische Diktatorenthum repräsentiren, und dadurch zur Niederlage wenigstens in New York und Pennsylvanien verholfen.

Und wie sind alle die Propheten, die immerdar die Wege Gottes auf's genauste ergründen wollen, zu Schanden geworden! Als Garfield tödtlich verwundet darniederlag, sagten sie, Gott werde ihn nicht sterben lassen, denn er sei ein zum Wohl des Landes unumgängliches Erforderniß. Als er gestorben war, sagten sie, Gottes Hand sei deutlich zu erkennen, denn wenn Garfield mit seiner gegen den Süden geübten Versöhnungspolitik und seiner „Bürgerregierung" vier Jahre am Ruder geblieben, so wäre es schief gegangen — namentlich betreffs der republikanischen Partei.

Und jetzt, ihr prophetischen Herren? Seht ihr denn immer noch nicht ein, daß mit superkluger Vernünftelei Gottes Wege nicht ergründet werden, und daß seine Gedanken unendlich höher sind als unsere Gedanken? Er, unser Gott, sitzt im Regimente, das glauben wir von Herzen, maßen uns aber nicht an, die Einzelzüge seines Regimentes insgesammt zu verstehen. Kein Mensch weiß heute, wie Gott die Ermordung Garfield's und die Niederlage der republikanischen Partei für seine Reichszwecke zu lenken gedenkt. Gewiß aber ist, daß der allmächtige Herr Himmels und der Erde den Thron einnimmt.

2) Ist es offenbar, daß die Macht und das Wirken der Alcohol-Fabrikanten und ihres Heeres ein Bedeutendes zum Ausschlag, wenigstens in manchen der Staaten, lieferte. Ueberall, wo die Temperenzfrage in irgend welcher Gestalt in den Vordergrund trat, haben tausende Republikaner gegen ihre Partei gestimmt, während solche Demokraten, welche Reformen des Trinkunwesens wünschen, eben demokratisch stimmten, oder zu Hause blieben. Eine gut unterrichtete, im Staate Indiana herausgegebene Zeitung behauptet auf Grund genauer Zusammenstellungen, daß daselbst kaum 2000 Demokraten für republikanische Candidaten gestimmt haben können. Aehnlich verhält es sich auch in anderen Staaten.

Die Hauptvertreter des Frauenstimmrechts wollen jetzt, da sie in Nebraska keinen Erfolg erzielten, eine andere Methode zur Erreichung ihres Zweckes einschlagen. Sie glauben nunmehr, daß es nur ein Mittel gebe, den erstrebten Sieg zu gewinnen, und dies Mittel bestehe darin, den Kongreß zur Passirung eines entsprechenden Amendements zur Bundesverfassung zu veranlassen. Auf die Gewinnung der Bundesgesetzgebung sollten daher in Zukunft alle Kräfte der Befürworter des Frauenstimmrechts vereinigt werden.

Aber die wackeren Heldinnen — Fräulein S. B. Anthony voraus — werden sich auch damit nicht so leicht durchschlagen, so lange es ihnen nicht gelungen ist, die öffentliche Meinung für ihre Bestrebungen zu gewinnen. Die Niederlagen, welche die Frauenrechtler bei den bisher vollzogenen Volksabstimmungen erlitten haben, werden von den Kongreßmitgliedern als Beweis betrachtet werden, daß die große Mehrheit des Volkes, resp. der stimmberechtigten Bürger, gegen das Frauenstimmrecht ist. Sie werden sich deshalb hüten, für dasselbe einzutreten, in der sehr richtigen Erwägung, daß die Unterstützung des vorgeschlagenen Amendements ihnen bei ihren (männlichen) Wählern gar nichts nützen, wohl aber viel schaden könnte.

Und selbst wenn, woran jedoch aus dem angegebenen Grunde gar nicht zu denken ist, der Kongreß das Amendement passiren sollte, so würden die Befürworterinnen desselben noch himmelweit von der Verwirklichung ihrer Hoffnungen entfernt sein. Denn das Amendement müßte, um Rechtsgültigkeit zu erlangen, noch ratifizirt werden, und dazu bedarf es der Zustimmung der Gesetzgebungen in drei Viertel sämmtlicher Staaten der Union. Neunundzwanzig Staatslegislaturen müßten also für das Frauenstimmrecht gewonnen werden, um seine Einführung auf diesem Wege zu ermöglichen.

Von der Civildienst-Reform wird gegenwärtig wieder viel geredet. Eine Reform hätte unser Beamtendienst nöthig, das ist wahr, denn es sieht nicht nur mit der Moral, sondern auch mit den Kenntnissen vieler unserer Beamten ganz schauderhaft aus. In diesem freien Lande, wo es „jeder bis zur Präsidentschaft bringen kann," glaubt eben auch Jedermann zu irgend welchem Amte, sei es im Post-, Steuer-, Gerichts-, Schul- oder irgend einem andern Dienst befähigt zu sein. Und dann — wozu wären denn die Parteien, die Wahlschlachten, die Siege da, wozu dabei das viele Geld ausgeben, wenn nicht auch die Beute, die Aemter unter die Sieger vertheilt würde?

Die politischen Parteien geben der allgemeinen Volksstimmung, die sich gegen diesen Unfug erhebt, auch in soweit nach, als sie von Zeit zu Zeit Beschlüsse dagegen fassen. Dabei bleibt es auch und muß es der Sachlage nach bleiben, bis zwei- oder dreierlei geschieht:

1) Das amerikanische Volk muß sich seine Beamten erziehen, dieselben Prüfungen unterwerfen und nach Fähigkeit und guter Aufführung befördern, sowie es andere Völker auch thun. Mag dies auch sehr europäisch aussehen, mag dadurch auch ein Beamtenstand entstehen — dem Aemterunfug wird nicht gesteuert werden, bis diese Einrichtung getroffen ist.

2) Solcher Einrichtung aber sind vor allem unsere fast unzähligen Wahlen hinderlich. So lange in manchen Staaten alle 6 Monate gewählt und viel Geld ausgegeben und viele Hoffnungen auf Beute darauf gebaut werden, so lange wird man von ordentlich herangebildeten Beamten, welche ihr Amt behalten, ob diese oder jene Partei gewinnt, nichts wissen wollen.

Ein Weg zur Civildienst-Reform ist deshalb die Abschaffung der Vielwählerei. Aber bis dorthin hat es noch gute Weile.

Die Liberalen in Deutschland haben bei den letzten Wahlen doch lange nicht den großen Sieg gewonnen, den sie erwarteten. Ja, sie haben gar nichts gewonnen, denn die Regierungspartei ist offenbar gekräftigt worden. Das deutsche Volk will sich eben doch noch nicht mir nichts dir nichts in die Hände dieser Maulhelden begeben, und Bismarck hat noch lange nicht sein Gewicht eingebüßt, wie hüben und drüben von gewisser Seite immer posaunt wird.

Ueber die Bürgerrechtsfrage hat sich auch der gegenwärtige Staatssekretär, wie sein Vorgänger Blaine, dem Ausland gegenüber sehr deutlich ausgesprochen.

Der Kommission, welche die Entschädigungsansprüche amerikanischer Bürger an Spanien zu prüfen hat, liegen nämlich mehrere Fälle vor, in denen die spanische Regierung sich weigert, die betreffenden Ansprüche zu bezahlen, weil sie das amerikanische Bürgerrecht der Kläger nicht anerkennen will. Sie hat z. B. nachgewiesen, daß Cubaner sich nach New York begaben und dort ihre Absicht, das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, ausgesprochen haben, dann aber ruhig wieder nach Cuba zurückgekehrt sind. Nach Verlauf von fünf Jahren haben diese Leute dann gelegentlich eines abermaligen Besuchs in den Ver. Staaten ihre amerikanischen Bürgerpapiere erhalten und treten der spanischen Regierung nun als Amerikaner gegenüber. Mehr noch: Sie verlangen nicht nur den Schutz unserer Bundesbehörden, sondern erwarten auch, daß diese letzteren die spanische Regierung veranlassen oder selbst zwingen sollen, die zwischen Spanien und den Ver. Staaten bestehenden Verträge auf sie anzuwenden.

Zu diesen Ansprüchen hat nun Staatssekretär Frelinghuysen Stellung genommen, indem er die Anwälte, welche die Bundesregierung vor der erwähnten Kommission vertreten, in folgender Weise instruirt:

„Das Staats-Departement bekennt sich zu folgender Auffassung:

1) Weder das Staats-Departement noch die Kommission hat sich um die Gründe zu bekümmern, die jemand veranlaßt haben, die Naturalisation nachzusuchen. Die einzige Frage, die hier entschieden werden muß, ist die, ob eine Person, die sich für einen naturalisirten Bürger ausgiebt, wirklich naturalisirt worden ist. Wir haben hier kein Gesetz, welches verlangt, daß der die Naturalisation Nachsuchende die Gründe angiebt, welche ihn veranlassen seine Nationalität zu wechseln.

2) Weder das Staats-Departement noch die Kommission haben die Gewalt, die Anerkennung der erfolgten Naturalisation von der Forderung abhängig zu machen, daß der Bewerber vor erfolgter Naturalisation fünf Jahre lang ununterbrochen in den Ver. Staaten anwesend war. Der Betreffende kann vielmehr ganz wohl seinen W o h n o r t in den Ver. Staaten gehabt haben, ohne während der fünf Jahre, welche zwischen der Ertheilung der ersten und der zweiten Bürgerpapiere verstreichen müssen, ununterbrochen in den Ver. Staaten a n w e s e n d gewesen zu sein.

3) Kein Gesetz in den Ver. Staaten erkennt den Grundsatz an, daß die Naturalisation innerhalb der Grenzen des Geburtslandes nur so weit anerkannt zu werden braucht, wie die betreffende Regierung sie freiwillig anerkennen will. Das Gesetz macht es ganz im Gegentheil dem Staats-Departement zur Pflicht, den entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen. Ich kann darum nicht zugeben, daß die in Rede stehende Kommission, die ihre Machtbefugnisse aus dem diesseitigen Staats-Departement und aus dem spanischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ableitet, über Fragen entscheidet, die nach unseren Gesetzen vom Staats-Departement gar nicht aufgeworfen werden dürfen."
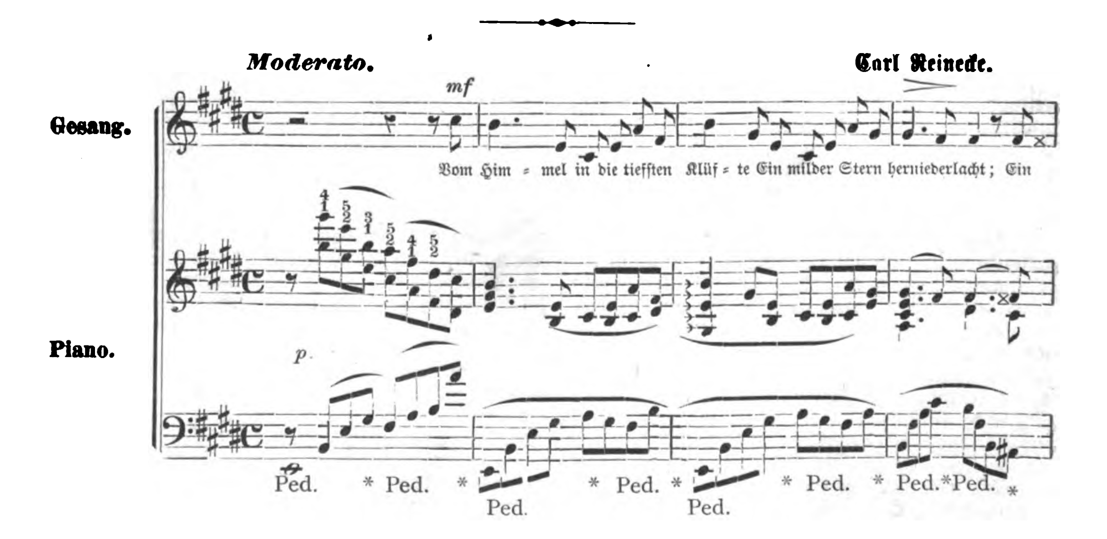
Das deutsche Jünglingsfest im Teutoburgerwalde vom 23.—25. September, von 300 Delegirten gefeiert, ist in vorzüglicher Eintracht und in erhebender Weise verlaufen. Dreihundert Posaunen luden zur Predigt des Prof. Christlieb über Matth. 5, 13—16 ein, 1500 Personen bildeten die Berggemeinde, ganz zu geschweigen von den 5—6000 Menschen, die Nachmittags von Detmold her zusammengeströmt waren, um die interessanten Ansprachen der verschiedenen Redner zu hören. — Es wurde über die Prinzipien der Jünglingsvereine verhandelt, und war man sich klar, daß die enge Pforte und der schmale Weg zur Seligkeit auch den Jünglingen nicht weiter und nicht breiter gemacht werden dürfe, als er einmal sei. — Es steht zu hoffen, daß die Feier dieses Festes eine neue Anregung für die noch immer in der Entwicklung zurückstehenden deutschen Jünglingsvereine bieten wird.
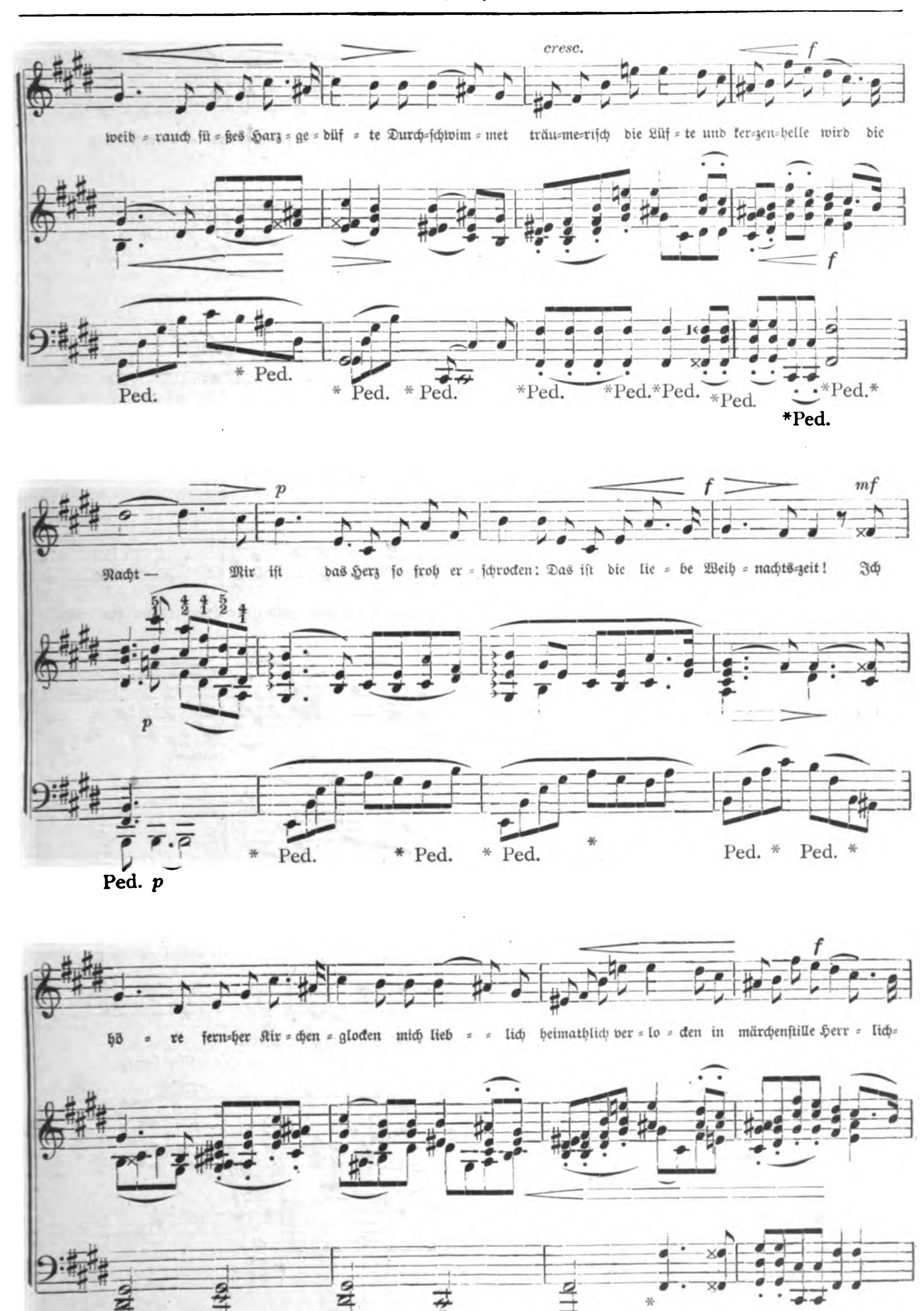
Sonntagsruhe. Etwa 1600 Buchdrucker-Gehülfen haben am Sonntag, den 12. September, in Wien eine Versammlung abgehalten, um Besprechungen über ihre Lage und über die Mittel zur Verbesserung derselben zu pflegen. Unter anderm wurde auch die Abschaffung der S o n n t a g s a r b e i t verlangt. Zu diesem Punkte bemerkt nun das Wiener „Vaterland" in einem Leitartikel: „Uns will es bedünken, daß es Aufgabe der legitimen Obrigkeit sei, den Buchdruckergehülfen in diesem ihrem Bestreben durch gesetzliche Maßregeln zuvorzukommen. Es würde überflüssig sein, wollten wir uns hier noch über die Nachtheile, über die Verwerflichkeit der Sonntagsarbeit verbreiten. Die Heiligung des Sonntags, die Befreiung von knechtischer Arbeit an demselben, ist ein Grundgesetz der Schöpfung; jede Uebertretung desselben rächt sich physisch und psychisch. Die kapitalistische Gesellschaft, welche diesen Mißbrauch des Nebenmenschen erzwingt; der Staat, der ihn duldet, zieht sich muthwillig die Barbaren, die Bestien heran, welche einst die Strafe für diesen Frevel vollziehen werden. Bei kaum einem Berufe ist aber die Sonntagsarbeit so verwerflich, wie bei der Buchdruckerei. Die Beschäftigung des Setzers ist noto-

risch eine höchst ungesunde, seine Lebensdauer eine erschreckend geringe. Ihm ist beim Zeitungsdrucke in weitem Umfange die Nachtarbeit auferlegt, welche, wo sie über das unabweisliche Bedürfniß erzwungen wird, einer der Schandflecke unseres von falscher Humanität triefenden Jahrhunderts ist. Er ist verurtheilt, den Bleistaub der Lettern, die von Kohlenstoff geschwängerte Luft eines durch Gasflammen überhitzten Lokales einzuathmen. Nimmt man dieser schwer bedrückten Arbeiterklasse auch noch den Tag der Ruhe, der Erholung, des Lebens in seiner Familie, den einzigen Tag, da der Arbeiter, seiner göttlichen Ebenbildschaft gedenkend, sich der Erhebung, Heiligung und Sittlichung des Gottesdienstes hingeben kann, so schändet man wahrlich in solchem gemißbrauchten Individuum die ganze Gesellschaft und den Staat, welcher zum Wächter der Gerechtigkeit bestellt ist.

Ueber den Mädchenhandel in England veröffentlicht der Bericht des „Comites zur Unterdrückung des Mädchenhandels in England" erschreckende Thatsachen. Dieses Comite trat Mitte 1880 zusammen und erfuhr schon nach wenigen Wochen durch gründliche Recherchen viele Namen von Männern und Frauen, welche in London den Mädchenhandel nach dem Auslande betrieben, und die Adressen von 50 Häusern in Frankreich, Belgien und Holland, mit denen jene Londoner Menschenhändler in Verbindung standen. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß die englische Gesetzgebung keinen ausreichenden Schutz gegen solchen empörenden Geschäftsbetrieb gewähre, ging Mr. Dyer, von welchem die Anregung zur Bildung des Comites ausgegangen war, selbst nach Brüssel, um die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er fand daß die Unglücklichen völlig wie willenlose Sklavinnen behandelt werden, daß sie — in's Verderben gelockt durch falsche Vorspiegelungen — durch ein künstliches System von Lügen und roher Gewaltthat in der Schande festgehalten werden, — auch wenn sie das sehnlichste Verlangen haben, ihrer fürchterlichen Lage entnommen zu werden, daß die Polizeibeamten mit den Wirthen im Einverständnisse stehen. Diese mit den entsetzlichsten Einzelheiten belegten Resultate der Nachforschungen veranlaßten, daß sich das Comite in Permanenz erklärte. Sein Hauptzweck ist, die Kenntniß von dem systematischen Menschenhandel in's größere Publikum zu bringen, die englische Regierung und das englische Parlament durch Petitionen auf dies Treiben aufmerksam zu machen und zur gesetzlichen Abhülfe zu nöthigen. Zugleich wurde beschlossen, alle Schuldigen mit Hülfe der „Britisch-Kontinentalen Vereinigung gegen das gesetzlich geschützte Laster" zu verfolgen. So gelang es im Dezember 1880 in ordentlicher Gerichtsverhandlung das Unglaubliche zu beweisen, daß in Brüssel 11 Engländerinnen und 2 Französinnen in privilegirten und von der Polizei überwachten Häusern der Schande wider Willen festgehalten, und daß an ihnen die Verbrechen des Betruges, der Urkundenfälschung, der Verführung Minderjähriger zur Unzucht, der Freiheitsberaubung u. a. begangen worden seien. Die Schuldigen traf die gebührende Strafe. Der Staatsanwalt selbst brachte dann noch Klagen gegen zwei Individuen vor, von denen das eine ein Mädchen von 16 Jahren für 800 Fr. verkauft hatte. Entsetzliche Einzelheiten sind schon an das Licht gebracht und der Oeffentlichkeit übergeben worden.
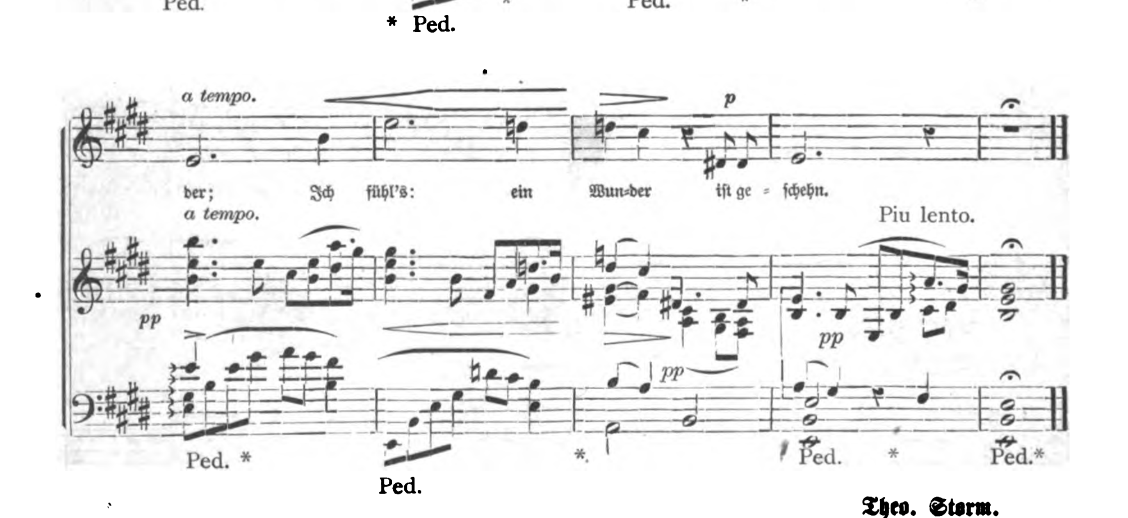
Weihnachten.



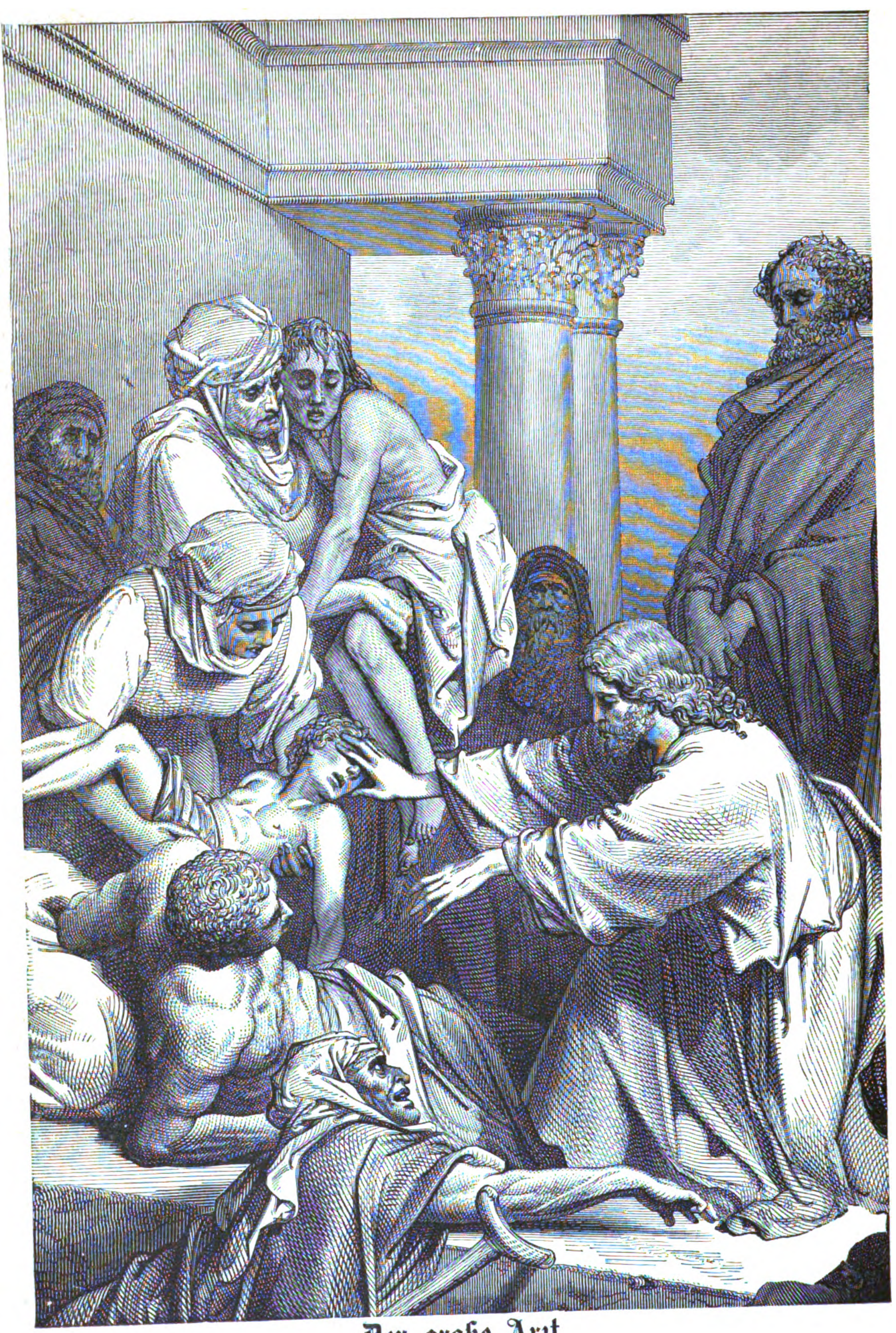

cresc.
f
weih = rauch sü = ßes Harz = ge = düf = te Durch=schwim = met träu=me=risch die Lüf = te und ker=zen=helle wird die
p
f
mf
Nacht — Mir ist das Herz so froh er = schrocken: Das ist die lie = be Weih = nachts=zeit! Ich
f
hö = re fern=her Kir = chen = glocken mich lieb = = lich heimathlich ver = lo = cken in märchenstille Herr = lich=

keit. — Ein from = mer Zau=ber hält mich wie = der, An = be=tend stau = = nend muß ich

stehn; Es sinkt auf mei = ne Au=gen = li = der Ein gold = ner Dich=tertraum her = nie =



Theo. Storm.



Der große Arzt.



Haus und Herd.

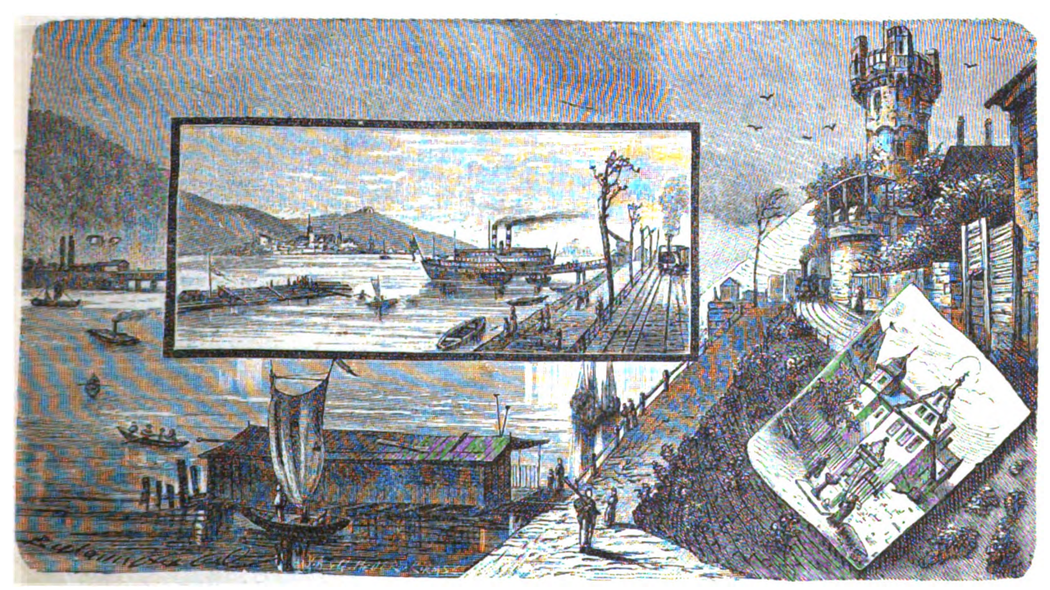
Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | Februar 1883. | Zweites Heft.

Am Rhein.

Editor.

Wer keinen Sinn für Naturschönheiten hat, wem nur die Prairie, welche dreißig Bushel Weizen per Acker trägt, prächtig däucht, wen die Geschichte mit ihren ehrwürdigen Gestalten nicht fesselt, und wer nur ein Auge hat für ein geradliniges, vollgepfropftes Waarenhaus, der gehe nicht an den Rhein.



Rüdesheim und Schloß Johannisberg. Adlerthurm in Rüdesheim. Rüdesheimer Klosterhof.

Alle anderen Menschenkinder aber werden daselbst für Aug' und Gemüth, Gedanken, Gefühl und Erinnerung reiche Nahrung finden, auch wenn sie nachgerade keine sentimentalen Schwärmer sind.

Vor vielen, vielen Jahren hab' ich mich gar manchmal am Vater Rhein ergötzt und vor noch nicht gar langer Zeit sah ich den herrlichen deutschen Strom mit seinen Burgen, Schlössern, Klöstern und Städten wieder, und fand ihn noch herrlicher, als in den Tagen der Jugend; denn seitdem lernte ich das Schriftwort verstehen — Alles ist Euer. Wer mit einem von Gott erleuchteten Gemüth, mit dem Herrn Jesu im Herzen die Welt beschaut, dem leuchtet die Schöpfung seines Gottes viel prächtiger entgegen, als andern; dessen Kunstgenuß ist ein viel innigerer, als der des Gottentfremdeten; der sieht die Geschichte und ihre Denkmale im Lichte des Reiches Gottes und der Ewigkeit. Es ist deshalb ein Spiegelwerk des Satans, wenn er den Menschen vorgaukelt, daß mit dem persönlichen Erfassen des Herrn Jesu Christi, mit der Wiedergeburt, alle durch Natur, Kunst und Wissenschaft gebotenen Hochgenüsse verbannt

würden. Gerade das Gegentheil ist der Fall: sie werden desto genußreicher.

Auf den Versuch einer eingehenden Beschreibung soll in diesen Blättern verzichtet werden, da dies zu weit führen und am Ende auch meine lieben Leser langweilen würde. Bilder, Skizzen aus der Natur, der Geschichte und dem Treiben der Menschen sollen vorgeführt werden, und wer noch Weiteres zu wissen wünscht, für den sind ja der Quellen und Bücher genug vorhanden. Auch werden keinerlei Vergleiche zwischen dem Rhein und den amerikanischen Strömen angestellt werden, und zwar deshalb, weil solche Vergleichungen zu nichts führen, da jedes Gebilde Gottes eigenartig ist, und seine besonderen Schönheiten hat.

Es ist ein Eden, das dem Wandersmann entgegenlacht, wenn er von Mainz oder Biberich aus auf einem Dampfer bei Walluf in's eigentliche Rheingau hineinschifft. Villen, Schlösser, Dörfer und Städte reihen sich fast zahllos aneinander und winken dir zu.

Dort drüben liegt der Johannisberg und das schon durch Karl den Großen bekannte Rüdesheim. Weiter hinauf Bingen, das Longfellow so schön besungen, und demselben gegenüber der durch die Sage bekannt gewordene Mäusethurm. Daß der geizige Erzbischof von Mainz hier von den Mäusen, vor denen er sich aus seinem Palast geflüchtet habe, aufgezehrt ward, berichtet zwar der Geschichtsschreiber nicht. Aber die Sage beweist doch, wie das Volk über den Geiz und den grausamen Geizhals denkt. Jener Bischof soll derselben gemäß arme Leute, die ihn in einer Hungersnoth zudringlich um Brod baten, in einer Scheune haben verbrennen lassen und bei ihrem Jammergeschrei gesagt haben: „Hört, wie die Mäuse pfeifen.“ Zur Strafe dafür ward er in seinem Palast von Millionen Mäusen heimgesucht, und endlich von ihnen im Mäusethurm, wohin er geflüchtet, und den sie schwimmend erreichten, aufgefressen. — Wahrscheinlicher ist, daß der Mäusethurm in älterer Zeit ein Mauth- das ist ein Zoll-Thurm, war, von dem aus die großen Herren von dem „Krämervolk“, das seine Waaren auf dem Rhein beförderte, unverschämte Zölle erhoben. Heute aber sind diese Zaunkönige mit ihren Zollbeamten verschwunden.



Mäusethurm. — Ehrenfels. — Bingen.

Bingen beinahe gegenüber ragt die Ruine Ehrenfels empor, die ebenfalls ein Stück Alterthum birgt. Interessanter aber ist das weiter unten liegende Rheinstein, woselbst es vor 600 Jahren gar nicht ehrenhaft herging. Die Burg war ein Raubnest, welches der rheinische Städtebund Anno 1279 zerstörte, und als es die Herren Ritter nach Wiederaufbau der Veste noch toller

trieben, erschien der gewaltige Kaiser Rudolph von Habsburg, der so vielem Unwesen in Deutschland ein Ende machte, am Rhein und erließ von hier aus den Befehl zu ihrer Hinrichtung. „Räuber sind es, nicht Ritter," erklärte er. „Wahre Ritterschaft lebt ehrenhaft; wer aber wie ein ehrloser Räuber lebt, soll ehrlosen Tod sterben." Und der gerechte Fürst ließ das ritterliche Gesindel sammt und sonders bei der Wenzelskapelle aufhängen. Prinz Friedrich von Preußen hat das Schloß neu erbaut. — Wiederum eine Erinnerung, die uns weit zurück in die Vergangenheit führt, zu Vergleichen mit dem jetzigen deutschen Reiche auffordert und auch amerikanische Bilder und Zustände in's Gedächtniß zeichnet.

Hinter dem Mäusethurm rauschen die Stromschnellen des Binger Lochs. Der enge, einem Felsenthor ähnliche Eingang empfängt uns mit seinem anstrebenden Gestein, auf dessen Stufen die Rebe wächst, auf dessen Vorsprüngen die alten von den Schweden und den Franzosen mehr oder minder zerstörten Burgen wie Schwalbennester hängen, und durch deren Tunnel zu beiden Seiten am Ufer die Bahnzüge dahinsausen.

Wir sind im romantischsten, besungensten, berühmtesten Theile des Rheinthals — zwischen Bingen und Koblenz. Jeder Passagier auf dem Dampfer steht gleichsam auf den Zehen; Jedermann zollt ungetheilte Bewunderung; selbst die lieben Amerikaner geben zu, daß der Hudson doch ganz und gar nicht mit „diesem" zu vergleichen sei. Nur einige Engländer, die vielleicht den Spleen haben, bleiben eiskalt und schauen kaum von ihrem Claret und ihren Karten auf. „Was doch die am Rhein thun," meinte nicht so ganz unrecht ein deutsches Fräulein, „solche Eisgesichter



Rheinstein. — Hohneck. — Clemens Kapelle und Falkenburg.

passen viel besser an die nebelige Themse, denn hier her!"

Es ist ein wunderschöner Sommertag, und uns kommt immer und immer wieder das Psalmwort in Sinn und Mund: „Lobe den Herrn, meine Seele." Das Schiff passirt Lorch, Bacharach, Oberwesel und andere altrheinische Orte. In Goarshausen, St. Goar gegenüber, steigen wir aus, um einige Stunden Umschau zu halten. Es ist dies ein aus fast nur schönen Villen bestehender Ort, der sich langgestreckt am Rheine hinzieht. Und die „Bürger"? Nun — die sprechen nicht selten gut englisch. Engländer sind es, die Alt-England wenigstens im Sommer verlassen, um sich am Rhein zu „sonnen". Auch Amerikaner haben wir getroffen. Viele dieser Anglosachsen haben sich hier angekauft, brauen ihren Thee in St. Goar so gut als in London oder Boston, sind treue Bürger ihrer fernen Heimath und fröhliche Bewohner Deutschlands. Manche bleiben das ganze Jahr hindurch und verstehen und sprechen recht ordentlich deutsch.

Dort lehnt einer dieser Gäste über die Brüstung des Dammes. Er hat bald heraus, daß wir auch über's Meer gehören und wir stehen mit dem gesprächigen New-Engländer sofort in Unterhaltung, in welcher er uns sagt, daß es ihm und den Seinen recht gut am Rhein gefalle — wegen des lieben Sonnenscheins, dem milden



Thurm und Dom in Andernach.

Inneres des Andernacher Doms.

Klima, dem ruhigen Leben und anderer Genüsse. Die monarchische Regierung ficht ihn nicht an, ist er doch freier Amerikaner. Die Pickelhauben ärgern ihn nicht, braucht er doch keine zu tragen; mit den Beamten steht er auf recht gutem Fuße, und wenn man frägt, wie er denn seine amerikanischen Grundsätze betreffs der Sonntagsheiligung, der Mäßigkeit 2c. mit den rheinischen Anschauungen vereinige, sagt er uns mit freundlichem Lächeln, daß er als

Unitarier schon früher freieren Anschauungen gehuldigt, welche sich in der rheinischen Luft noch erweitert hätten.

Wir können unseren ob dieser Unterhaltung aufsteigenden Gedanken nicht nachhängen, denn soeben kommen fein gekleidete Knaben und Mädchen daher und singen mit etwas fremdländischer Aussprache, sonst aber recht gut: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten &c."

„Sind das englische Kinder?" fragen wir unsern Bekannten.

„Ja wohl, welche, deren Eltern beinahe das ganze Jahr hier wohnen."

„Und sie gebrauchen die deutsche Sprache?"

„Wenn sie am Rhein wohnen, und nicht blos, wie viele Engländer, von Ort zu Ort reisen, ergeht es ihnen wie Bancroft's Kindern in Berlin, die nicht blos deutsch, sondern sogar den Berliner Dialekt lernten. Einst, so hörte ich aus guter Quelle, besuchte ein Freund aus New-England diesen amerikanischen Gesandten und berühmten Geschichtsschreiber und hörte die Kinder, wie sie die Stiege herauf kommen, deutsch plaudern.

„Aber Bancroft," sagt der Freund, „wird denn in Ihrem Hause nicht amerikanisch geredet?"

„Weshalb denn nicht, aber von dem jungen Geschlecht nur dann, wenn es dazu kommandirt wird. Das lebt in der Berliner Luft und saugt die Sprache in Schule und anderwärts gleichsam ein. Es ist damit, wie mit dem Vogel, der in der Luft, wie mit dem Fisch, der im Wasser lebt; und was anders können wir erwarten, als daß unsere Kinder die Sprache aufnehmen, welche sie gleichsam wie die Luft einathmen? Wenn sie wieder nach Amerika kommen, werden sie schon wieder englisch reden."

Wir müssen jedoch weiter hinunter in's Rheinthal, sonst hätten wir dem interessanten Amerikaner noch mehr abgelauscht. Er hatte gar manche Gedanken angeregt, die — sich weiter spinnend — hinüber reichten über's Meer, und Beiträge zur Lösung solcher Fragen liefern, welche uns in den Ver. Staaten oft nicht wenig beschäftigen.

Jedoch — weg von den Gedanken zum Rhein. Boppard und Braubach und andere Orte ziehen an uns vorbei. Schloß Lahneck und Stolzenfels winken von ihren Höhen herüber, und vor uns erweitert sich der prächtige Strom zu einem Becken, abgeschlossen durch die Brücken zwischen Koblenz und der trotzigen Bergfestung Ehrenbreitstein.

Hier mündet die Mosel in den Rhein. So lieblich jedoch das von ihr bespülte Maifeld auch ist, so freundlich die am Rhein gelegenen Rebgelände auch winken — hinter dieser Herrlichkeit ragt in dieser Umgegend die steinigte vom unterirdischen Feuer geschaffene Eifel, liegt der trostlose Westerwald, dessen Kinder sich von elender Industrie kümmerlich ernähren.

Wer aus diesen Gegenden nach Amerika auswandern kann, der thut es. Soeben fahren wir wieder an einem der mit Auswanderern angefüllten Packetschiffe vorbei, und das Herz wird mit Wehmuth und widerstreitenden Gefühlen erfüllt, indem wir dem deutschen, an einem Ende des Schiffes gesungenen Liede lauschen: „So leb' denn wohl, du stilles Haus!" während am andern Ende die deutschen auswandernden Bursche in das Thal hinausjubeln: „Deutschland, Deutschland über Alles." Taschentücher wehen; Hüte werden geschwenkt; Hochrufe ertönen und aus dem bewegten Herzen dringt ein inniges: Gott segne euch!



Burg Andernach. — Stadtthor in Andernach.

Weiter eilt der Dampfer an Schlössern, Ruinen und Dörfern vorbei, durch ein anderes Felsenthor bei Andernach nach dem durch seine Kirche bekannten Sinzig, das, wie so viele Rheinorte, ebenfalls römischen Ursprungs (Sentiacum) sein will. Alt ist der Ort, das ist wahr, und schwere Zeiten hat derselbe auch durchgemacht, denn er mußte immer die Zeche bezahlen, wenn der Hohenstaufe in das Gebiet seines Feindes, des Erzbischofs von Köln, einbrach. Hier soll die Stätte sein, an welcher Konstantin das Strahlenkreuz am Himmel erblickte, als er 311 von Köln gegen Maxentius

zog, dasselbe Kreuz, das er in seine Fahne aufnahm mit der Devise: in hoc vinces. Wenn dieser Wahrspruch einmal am ganzen Rhein zur vollen Wahrheit wird, wenn das „Kreuz“ allüberall wirklich gesiegt hat, dann ist es dort noch viel hundertmal schöner.



Aeußeres der Kirche in Sinzig.

Am Fuße des Kaiserberges liegt die alte Stadt Linz mit ihren mittelalterlichen Thürmen. Sie macht keinen Anspruch auf römische „Grundlage“, sondern ist eine altdeutsche Stadt, welche schon in frühester Zeit der deutschen Geschichte genannt wird, und bereits um's Jahr 1000 zum rheinischen Städtebund gehörte. Der Ort wurde in den Kämpfen der Gegenkaiser Philipp und Otto zerstört. Anno 1250 ging Linz an den Erzbischof von Köln über.

Das interessanteste Monument dieser Stadt ist die aus dem 13. Jahrhundert stammende Martinskirche im spätgothischen Stil mit werthvollen Glasgemälden.

Vom nahegelegenen Kaiserberge aus genießt man die herrlichste Aussicht auf die Basaltbrücke, auf das zweite Rheinbecken, das Ahrthal mit seinen Felsen und Burgruinen, und namentlich auf das am jenseitigen Ufer liegende Remagen mit dem Viktoriaberge, der Apollinariskirche und der Erpeler Lei.

Remagen, das alte Rigomagus, beruft sich hinsichtlich seines Ursprungs auf einen unanfechtbaren Zeugen, den Meilenstein aus dem Jahre 162 n. Chr., laut welchem Kaiser Mark Aurelius und L. Verus die Heerstraße von Remagen nach Köln gebaut, und wahrscheinlich ist die Pfarrkirche auf den Grundmauern eines Römerbaues errichtet.

Für frühzeitige Einführung des Christenthums zeugt auch die auf dem Felsen weithin die Gegend beherrschende Apollinariskirche, denn auf dieser Höhe stand schon im Jahre 1110 ein dem heiligen Martin geweihtes Gotteshaus. Wunderbar schön ist von hier aus die Aussicht auf das vom Siebengebirge begrenzte Becken des Rheins; auch auf dem Viktoriaberge lacht dem Wandersmann stromauf- und abwärts bis Königswinter und Andernach eine prächtige Landschaft mit dem Drachenfels, Rolandseck und dem lieblichen Nonnenwerth zu.

Am Siebengebirge haben die romantischen Herrlichkeiten, welche den Rhein so berühmt gemacht, ein Ende. Von da durchströmt der Fluß zwar schönes, aber flaches Land.

Innere der Kirche in Sinzig.

Nicht weit vom Siebengebirge ruht am linken Ufer das stille Bonn mit seiner berühmten Universität, und weiter hinunter prangt Köln mit seinem unvergleichlichen Dom, den wir schon früher in Haus und Herd vorgeführt haben.

Wenn du aber einmal nach Köln kommst, mein lieber Leser, so hüte dich vor zwei Dingen: 1) Vor den großen Hotels — „Du Nord“ u. s. w.; denn da giltst du nichts, wenn du nicht ein englischer Baron bist, und mußt dein gutes Geld für wenig „Waare“ lassen. 2) Vor den Eckenstehern und Führern. Unverschämtere, als die Kölner, habe ich in der ganzen Welt nicht kennen gelernt. Richte es also ein, daß du gar kein Nachtquartier in Köln brauchst. Den herrlichen Dom kannst du ohne Führer sehen, auch wenn du kein Reisehandbuch hast. Du wirst beim Anschauen dieses mächtigsten Werkes gothischer Baukunst ungleich höheren Genuß haben, wenn du allein bist, als wenn einer dieser unaussteh-

lichen Menschen dir die Ohren vollgetrommelt.

Außer dem unvergleichlichen Dom giebt es in Köln eigentlich nichts zu sehen, was den Wanderer, der sich auch andere Städte beschaut hat, besonders fesseln könnte. Es finden sich zwar hier eine Menge Gebeine der Heiligen, weshalb die Stadt auch die „Hillige" (Heilige) genannt wurde. Wer aber wird sich auch mit diesen Ueberresten menschlicher Größe oder Bigotterie eingehend beschäftigen wollen! Die Kölner Sammlung römischer Alterthümer wird in vielen Museen Deutschlands bei weitem übertroffen, und wir bleiben der Ueberzeugung, daß die einzige große Merkwürdigkeit der Dom ist. Den beschaue dir, mein lieber Leser, wenn du 'mal dahin kommst, nicht mit amerikanischer Hast, sondern mit deutscher Ruhe. Gebrauche 6 Stunden dazu — und du wirst noch lange nicht fertig damit sein. Drücke dir das Gesammtbild ein; ergötze dich an den fast wunderbaren Einzelheiten und schreibe auf das Ganze: „Das hat deutsche Kunst und deutsche Vaterlandsliebe vollbracht."

Jedoch — wir sind am Ende der herrlichen Rheinfahrt, welche uns in vieler Hinsicht zum Segen geworden ist, und uns aufs Neue klar gemacht, weshalb der Deutsche für seinen Rhein so begeistert ist. Hier auf einer der rheinischen Höhen war es auch, wo Julius Sturm sein prächtiges Gedicht: „Haltet Wacht" verfaßte:





Haltet Wacht!

Wächter auf den hohen Zinnen,
Seid auf euer Amt bedacht!
Lauscht und späht mit scharfen Sinnen,
Haltet Wacht! Haltet Wacht!

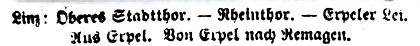
Ruhm, den uns der Herr beschieden,
Neidet uns der Feinde Macht,
Trauet nicht dem faulen Frieden,
Haltet Wacht! Haltet Wacht!

Mit den Waffen an der Seite
Lege sich das Heer zur Nacht,
Daß es fertig sei zum Streite —
Haltet Wacht! Haltet Wacht!

Droht Gefahr des Reiches Grenzen,
Stoßt in's Horn mit aller Macht,
Daß die blanken Schwerter glänzen!
Haltet Wacht! Haltet Wacht!

Gilt es Deutschlands Macht und Ehre,
Zieht das ganze Volk zur Schlacht,
Zahllos wie der Sand am Meere:
Haltet Wacht! Haltet Wacht!

Einig und mit Gott verbunden,
Wo gleicht uns ein Reich an Macht!
Bis der Siegeskranz gewunden:
Haltet Wacht! Haltet Wacht!



Linz: Oberes Stadtthor. — Rheinthor. — Erpeler Lei. Aus Erpel. Von Erpel nach Remagen.

Luther und Wesley,

oder

Der Methodismus als Theil der Gesammtreformation.

Von C. C. F. Ernst.



Die Geschichte des 'Methodismus' macht einen Theil der allgemeinen Kirchengeschichte aus und nimmt in derselben neben der 'allgemeinen' Reformation den Platz der 'besonderen' Reformation ein.

Wenn wir hierbei von zwei Gattungen der Reformation reden, so will damit nicht gesagt sein, daß die Letztere die Erstere aufhebe, vielmehr wollen wir beide als Theile einer großen Reformation ansehen, bei welcher der zweite Theil ergänzend und vollends reinigend sich dem ersten gleichsam periodial anschließt. Wenn beide Perioden zeitlich durch über zwei Jahrhunderte geschieden sind, so sehen wir darin, wie bei allen großen Weltereignissen, die langsame aber sicher laufende, reifwerdende Entwickelung der gottgewollten Rathschlüsse. Das Wort des Herrn findet nach der ersten Reformationsperiode seine Anwendung, welches lautet: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen."

In der ersten Periode der Reformation ward der Christenwelt durch Gottes Weisheit nur so viel Licht gegeben, als dieselbe bei ihrem von der Blindheit operirten Auge konnte ohne Gefahr der abermaligen Erblindung ertragen. Die Reformation mußte sich periodial entwickeln, wenn sie dem Volke verdauungsgerecht werden wollte, und Gottes Weisheit begann dieselbe damit, daß sie zunächst den äußeren allermeist in's Auge springenden von Gott trennenden Vorhang zerriß und das Antichristenthum in seiner ganzen Feindschaft gegen die Wahrheit und das Licht demaskirte.

Und jener Mann Luther, das von Gott erwählte Werkzeug, diese eiserne Haue, welche den Stein der Wahrheit aus den finstern Klüften der römischen Hierarchie herausbrach, ist er nicht der Christenheit ein Mose geworden? Als Israel gebeugt war unter das egyptische Joch, als es beschwert war von drückender Last, da seufzten sie wie es heißt über ihre Arbeit und ihr Schreien kam vor Gott. Da kam nach langer Prüfungszeit die Stunde, wo Gott erhörete ihr Wehklagen und mit rettender Hand herniedergriff und davon heißt es: „Er sahe d'rein und nahm sich ihrer an."

Es gab ja auch in der christlichen Kirche eine Zeit des egyptischen Joches, eine Zeit, in welcher das christliche Volk recht eigentlich zum geistlichen Frohndienst herabgesunken mit schwerem Druck belastet war; es gab eine Zeit, wo die Gemeinde der Gläubigen seufzte und ihr Schreien kam vor Gott. Da, als die Zeit erfüllet war, erhob der gnädige Gott seine Hand, er griff befreiend hernieder, es wurde wahr: „Er sahe d'rein und nahm sich seines Volkes an."

Die Reformation ist doch wahrlich nicht eine bloße Menschenthat, sie ist vor Allem eine eingreifende Gottesthat. Menschen haben gearbeitet, aber Gott allein hat das Gedeihen gegeben. Menschen haben gekämpft, aber Gott allein hat den Sieg verliehen. Er steht dahinter. Die Menschen sind seine Werkzeuge nur. Sein war das Werk. „Er sahe d'rein und nahm sich seines Volkes an."

Und welch' eine Gottesthat war die Reformation? Sie ist, als in der ersten Periode, zunächst eine That der Reinigung der Kirche von der sichtbarlichsten Unreinigkeit. Die Lehre des Evangeliums ward verderbt, da ließ Gottes Gnade die Reformation hereinfahren, wie eine Wurfschaufel, welche die Tenne säubert. Der Gottesdienst der Kirche ward verunstaltet, da ließ Gottes Gnade die Reformation hereinfahren, wie ein Feuer, welches die Schlacken hinwegnimmt. Das geistliche Amt hatte verlernt zu dienen, es wollte herrschen, da ließ Gottes Gnade die Reformation dazwischentreten und dem Herrn seine Herrschaft wieder erobern. Gottes Wort war verschüttet, da ließ Gott durch die Reformation den verborgenen Schatz wieder heben. Der Heilsweg war den Seelen verkümmert, da ließ Gott durch die Reformation wiederherstellen eine ebene Bahn. Sie war eine That der Reinigung der Kirche.

So war sie auch eine That der Erneuerung der Kirche. Nicht als hätten die Reformatoren eine neue Kirche stiften wollen, sie wollten nur die alte apostolische Kirche wieder zur Geltung bringen. Sie haben kein neues Evangelium gepredigt, sie haben nur das alte Evangelium wieder an's Licht gebracht. Sie haben keinen neuen Erlöser verkündigt, sie haben nur den alten und einzigen Erlöser, der uns gesetzt ist zur Gerechtigkeit, wieder zu Ehren gebracht. Aber eben in diesem Rückgang auf die alte Wahrheit empfing die Kirche neues Leben, neue Kraft. In der Selbstbesinnung auf ihren gottgegebenen Ursprung that sich ihr eine neue Zukunft auf. So wurde die Reinigung der Kirche zur Erneuerung der Kirche.

In beiden aber lag eine Heimsuchung der Kirche. Gott hat sein Volk heimgesucht. Er ist den Seelen nachgegangen, die verloren zu gehen drohten. Er hat zurückgerufen, was sich zu verirren drohte. Er hat sein Werk gerettet vor denen, die es zu verderben drohten. Fesseln, die sich um die Gewissen legten, wurden gesprengt. Bande, welche die Seelen am Irrthum festhielten, wurden zerrissen. Gebunden war die Predigt des göttlichen Wortes, sie wurde befreit. Gebunden war die Wahrheit des Evangeliums an Irrthum und pfäffische Lüge, sie wurde erlöst. Gebunden war das deutsche Volk an Roms Willen, es wurde errettet. Die Befreiung der Kirche stellt sich darin dar. Und darum ist die erste Periode der Reformation ein Nachbild der Befreiung, die Mose vollzogen hat, in welcher Luther zum befreienden Mose wurde.

Der allweise Gott wählt zur Ausführung seiner Rathschlüsse verschiedene Individuen, die mit ihren großartigen Einzelgaben beim 'einander in die Hand arbeiten' Gottes Wollen zur Vollendung bringen und als große Theile eines großen Ganzen, Großartiges leisten und vollbringen. Die Schrift sagt: „es giebt mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist." Der eine Mensch kann ausgerüstet sein mit gewaltigen administrativen Gaben, mit einer starken dirigirenden Führerhand, und dabei derjenigen Gaben ermangeln, welche nöthig sind, um seine Arbeit zu einem abgerundeten vollkommenen Ganzen zu machen. Selten findet man unter den Menschen solch' ausgeprägte, beides verbindende Begabung. Luther, als Mose der ersten Reformationsperiode, hatte einen feurigen, gewaltigen Geist, fast wollte ich sagen, eine rauhe Heldennatur als Kämpfer für die Sache Gottes. Er allein war der geeignete Mann, welcher mit energischem, kühnem Griff das Steuerruder des lecken Kirchenschiffes ergriff, um es mit von Gott gelenkter Hand durch die gefahrvollen Klippen pfäffischer Bosheit, Unwissenheit und Intrigue hindurchzuleiten zum sichern Hafen. Jene Zeit war eine unheilschwangere Zeit, voll Bewegung und Fährlichkeit und nur Männer, von Gott geharnischt wie ein Luther und Genossen, konnten diese Riesenarbeit beginnen, aber auch nur beginnen. Der alte, morsche Kirchenbau bedurfte einer gründlichen äußeren und inneren Restauration. Dies aber Alles im Zeitraum Einer Generation zu vollbringen, war ein Ding der Unmöglichkeit, abgesehen davon, ob Luther, der Repräsentant jener ersten Bewegung, mit seinem sonst starken Eisenwesen die Zartheit verbunden haben würde, die vonnöthen war, um den verletzten heiligen innersten Grundwahrheiten Rechnung zu tragen.

Nicht will ich verstanden sein, als ob ich Luther überhaupt das zarte Auge abspräche, nein! denn ohne dasselbe hätte er nicht entdeckt, was er entdeckte. Jedoch sein Auge war mehr das Auge eines für seine Sache entflammten, überschauenden, im Ganzen operirenden Heerführers, der für die, doch den vollkommenen Sieg gewinnen helfenden, kleineren Abtheilungen während der Schlacht kein besichtigendes Auge hat. Luther war ein großer General, aber ein kleiner Korporal. Luther rechnete mit unzerlegten Faktoren die Hauptsumme vor und überließ es — weil es so Gottes Wille war — Anderen, das Rechenexempel dem Volk auseinanderzulegen. Daraus geht genugsam die Anerkennung hervor, daß Luther und Genossen nach ihrer Art große geistliche Mathematiker waren, welche die Lösung ihrer Aufgabe, aber auch nur ihrer Aufgabe, fanden. Was durch Luther, den Mann Gottes, geschah, war nicht mehr und nicht weniger, als genau das von Gottes Weisheit als jener Zeit erträglich erachtete Theil, das mit dem darauffolgenden ein Ganzes zu bilden hatte. Das Wort des Herrn hieß auch in jener Zeit: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen."

Mancher, der in der von mir erwähnten ersten Reformationsperiode keine Periode, sondern ein vollendetes Gotteswerk erblickt; mancher, der diese Periodentheilung der Reformation eine anmaßende nennt; mancher, der anstatt einer zweiten Periode der Reformation, wie wir es benennen, nichts sieht als eine sektirerische Bewegung, und dabei Geistlicher oder Laienchrist sein will, muß die Augen von der offenbarlichen Wahrheit abgewandt halten, wenn ihm nicht die Theilung und Wichtigkeit der zweiten Periode als von Gott geordnet erscheint.

Bekennen wir uns versuchsweise zu Luthers Reformation, als der einaktigen Vollendung, dann mußte nach derselben die evangelische Kirche zur Einheit gelangt sein, zur Vollkommenheit in der Schriftauffassung gekommen sein, eine schlackenlose Kirche geworden sein, und war dem so? blieb nicht das Trostwort: „wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten," noch in theilweiser Bedeutung? Wie steht es nun mit der einaktigen Vollendung? Auf welcher Seite hätte nun die Anmaßung den rechten Platz gefunden? Auf jener Seite, die da von sich sagt, daß ihr Werk ein abgeschlossenes sei, oder auf der Seite, die bescheiden sich dem fortentwickelnden Rathschluß unterwirft? richte selbst! — Wie steht es mit dem Christenthum, das sich mit eingeschlossenen Schätzen himmlischer Gnade begnügt und dem, das jene Schätze sehen und befühlen will, das Auge und Herz daran weiden will? Sind diese darum Sektirer, weil sie sich an dem Wort allein nicht genügen lassen wollen, sondern

die durch dasselbe ausgedrückte Gnade als Einzelkapital in ihren Herzensschrank aufnehmen wollen? richte selbst!

Wahr ist es, daß durch Luther und Genossen der Schatz aus den spekulativen Händen der römischen Baalspriester errettet wurde; ist er aber auch dadurch wie Christi Blut zum Gemeingut geworden? Blieben nicht vielmehr noch manche nach Rom riechende Fragmente, die überhängende verbergende Decke, welche binnen der Jahrhunderte stückweise abfiel? Nicht sage ich, daß Luther halbe Arbeit gethan, nein, den ihm durch Gottes Willen und Weisheit auferlegten Arbeitstheil hat er vollendet, aber auch nur diesen Theil. Den anderen friedlicheren Theil hatte ein sanfterer, mit ebenfalls großartigen Gaben anderer, milderer Art ausgestatteter Gottesmann zu vollführen, nämlich Johannes Wesley, der nachreinigende Reformator.

War einerseits Luther der eisenfeste, kampfesmuthige Glaubenskriegsmann, welcher das in feindliche Hände gerathene Erbglaubensland zurückeroberte, so war andererseits Wesley der ebenfalls großgeistige, aber sanftmüthige, demüthige, friedfertige Glaubensadministrator, welcher in feinfühlender Johanniseigenschaft die dem Volke wohl übergebene, aber unerklärte alte Glaubenstradition unter die Beleuchtung göttlicher Deutung brachte, und so das Volk recht eigentlich Besitz ergreifen ließ von dem eroberten Land, von welchem uns gesagt ist, daß es ein gut und weit Land sei.

Es war eine geistliche Wüstenzeit, in welcher Wesley wirkte.

In jener Zeit haben wir den Schlüssel zu der heute so mächtigen Kirche zu suchen; jene Zeit erzeugte die Nothwendigkeit einer geistlichen Reformation, und wie einst Luther die alte verdeckte Wahrheit aufzudecken bemüht war, wie er einstens sein Augenmerk auf die Umformung des verkrüppelten Heilsweges richtete, so zog ein Wesley reinigend und erfrischend mit energischer Hand die den Heilsweg verhängende Decke der Verweltlichung ab und deutete mit vom Herrn erleuchteten Geist die unverstandene, oder auch nicht verstanden sein gewollte nackte Wahrheit nach Gottes in die heiligen Schriftworte gelegten Sinn.

Was ist es demnach zu verwundern, wenn die damalige laue, träge und üppige Geistlichkeit mit Argusaugen auf ihren Collegen schaute, und demselben, als sie seine entschieden eingeschlagene Richtung wahrnahm, das Predigen in Staatskirchen verwirkte, ängstlich besorgt, der durch den heiligen Geist angefeuerte Mann und seine Genossen möchten ihrer behaglichen Ruhe, in welche sie sich eingelullt hatten, gefährlich und störend werden! Was Wunder, wenn das arme, mager gespeiste Volk gierig das frische Manna verschlang gleich leckeren Bissen, und sich nach Tausenden um diesen Gottesmann schaarte!

Wie Luther, so hatte auch Wesley darum seine Kämpfe und Verfolgungen zu leiden. Bei ihm hieß es auch, die gottselig leben (und lehren) wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden. Wesley, als der von Gott erwählte Mann, blieb demungeachtet zur Erfüllung seines Berufes — wie einst Luther — erhalten, denn wen Gottes Hand hält, dem mag die Welt nichts anhaben. So wurde Wesleys Reformation die Reformation der Reformation. Aus dem Stiftungslande der ersten Reformations-Periode, Deutschland, kam die Reformation nach England, um — wie wunderbar ist doch Gottes Walten — nach etwa drei Jahrhunderten von England, als dem Herd der zweiten Periode, wieder Deutschland zu reformiren.

Gerade wie jetzt die Kirche Deutschlands in den todten Formalismus verfallen ist, gerade wie jetzt dort zum großen Theil die Geistlichkeit in den Rationalismus versunken ist, gerade wie dort das lichtscheue Eulenthum die Sonne der Gerechtigkeit scheut, so war es, ja noch mehr, in der Kirche Englands bestellt, „als Gott d'rein sahe und sich seines Volkes annahm." Wenn nun heute sich in Deutschland ein kühner Mann fände, der aus den Reihen der schachmatten Staatsgeistlichkeit herausträte, der das Glaubensvisir gegen das Volk und seine Amtsbrüder öffnete, ihnen Fluch und Segen, Tod und Leben vorlegte, an ihr Gewissen appellirte, sie ernstlich ermahnte, ihnen den alleinigen Weg zur Rettung aus der heiligen Schrift nachwiese, das alte Lotterwesen in eine gewisse Ordnung einleitete, würde darum dieser edle Mann eine neue Lehre lehren? Nein, gewiß nicht, er würde nur das Eis wieder zu Wasser machen, Substanz bliebe Substanz, aber Form bliebe nicht Form. Und Wesley war ein solch edler muthiger Mann, welcher es unter ähnlichen Verhältnissen wagte, in die Todtengrüfte zu steigen und an den Gebeinen der erschlagenen Wahrheiten zu rütteln. Er war es, der nicht den Glauben ändern, aber das unchristliche Leben der Menschen ändern wollte. Er kam nicht von ihm selber, er vollbrachte keine Menschenthat, sondern als in Jesu Namen eine Gottesthat, denn Gott sahe d'rein und nahm sich seines Volkes an. Und analog der ersten Periode war diese Periode.

Diese Gottesthat war zunächst eine Reinigung der Kirche von der innerlichen Unreinigkeit. Die Lehre des Evangeliums war eine trockene geworden, darum ließ Gottes Gnade seinen erfrischenden Himmelsthau herniederträufeln. Der Gottesdienst der Kirche war eitel Form ohne Wesen, darum sandte der Herr seinen belebenden Geisteshauch. Das geistliche Amt sehnte sich nach den Fleischtöpfen Egyptens und

lebte üppig, es hatte verlernt zu dienen und wollte herrschen, es war schlaftrunken, da ließ Gott durch seine Auserwählten die Schläfer wecken und sie zur Vorsicht mahnen. Gottes Wort war verflacht und gab als Menschenwort undeutliche Töne von sich, da gab der Herr demselben seinen wahren Klang wieder. Der Heilsweg war den Seelen verkümmert, da ließ Gott wieder herstellen eine ebene Bahn. — Sie war eine That der Reinigung der Kirche.

So war sie auch eine That der Erneuerung der Kirche. Nicht als hätte Wesley eine neue Kirche stiften wollen, er wollte nur die alte apostolische Kirche wieder zur Geltung bringen. Er und Genossen haben kein neues Evangelium gepredigt, sie haben nur das alte Evangelium an das Licht Christi zur richtigen Beleuchtung gebracht. Sie haben keinen neuen Erlöser verkündigt, sie haben nur den alten und einzigen Erlöser, der uns gesetzt ist zur Gerechtigkeit, wieder zu Ehren und seiner verdienstvollen Eigenschaft gebracht. Aber eben in diesem Rückgang auf die eigentliche Wahrheit empfing die Kirche neues Leben, neue Kraft. In der Selbstbesinnung auf ihren gottgegebenen Ursprung that sich ihr eine neue Zukunft auf. So wurde die Reinigung der Kirche zur Erneuerung der Kirche.

In beiden aber lag eine Heimsuchung der Kirche. Gott sahe d'rein und nahm sich seines Volkes an. Er ist den Seelen nachgegangen, die verloren zu gehen drohten, er hat zurückgerufen, was sich zu verirren drohte. Er hat sein Werk gerettet vor denen, welche es zu vernachlässigen drohten. Gebunden war die Predigt des göttlichen Worts durch Unwissenheit der verweltlichten Träger, sie wurde befreit. Gebunden war die Wahrheit des Evangeliums an Mißverstand, sie wurde erlöst.

Lieber Leser, der du dich Christ nennst, aber noch immer mit Vorurtheilen gegen die Meth. Kirche behaftet bist, lasse dir sagen, daß, so du ein wahrer Christ im Sinne und im Geiste der Schrift geworden bist, du füglich Methodist heißen kannst, denn du hast die einzige 'Methode' zum Seligwerden eingeschlagen, welche heißt: durch Wiedergeburt zum Gnadenstand der Kindschaft.

Luther und Wesley sind zwei sich wunderbar ergänzende Charaktere, bei welchen sich Schillers Worte bewähren:

„Wenn Zartes sich zum Starken menget,
Dann giebt es einen guten Klang."

Wahr ist es, daß vor Luther und Wesley Männer der Wahrheit erstanden sind. Wären diese aber die von Gott erwählten Werkzeuge gewesen, so hätte ihr Wirken einen durchschlagenderen Erfolg als Beleg gegeben, daß die Zeit gekommen sei, wo der Herr in seiner Weisheit sich seines Volkes annehmen wollte. Aber die Zeit war noch nicht gekommen.

Diese Männer sind zu vergleichen den hellleuchtenden Sternen am tagenden Firmamente. Wahr ist es, daß die Gegenwart und die Vergangenheit wahre Kinder Gottes hat und hatte, auch ohne Methodisten zu sein und gewesen zu sein; wenn dem aber so ist, so trachten und trachteten dieselben auf ordnungsgemäße Schriftanweisung ihr Seelenheil auszuschaffen, und solche christliche Kirchen der Gegenwart, die da ernstes Christenthum pflegen, die da laufen auf dem allein verordneten Weg zur Seligkeit, haben immer geschöpft und werden immer schöpfen aus der Gesammtsumme der reformatorischen Errungenschaften. Sie sagen nicht, dies und jenes nehmen wir seines Ursprungs wegen nicht an, sondern benützen treulich alles Errungene, ohne deshalb ihren Standpunkt zu verlassen.

Bruder Meier und seine Gaben.

Nach dem Englischen.

Der Manchem so unwillkommene Tag war gekommen, da die Missions-Kollekte gehoben werden sollte.

Auch Bruder Meier war, wie üblich heute in der Kirche. In der Erbauungsstunde vor dem öffentlichen Gottesdienste erzählte er seine Bekehrung. Er pries den Herrn unter Thränen, dessen Gnade und Segnungen ihn schon so viele Jahre begleitet hatten, „wofür," fügte er hinzu, „wie ich glaube, ich wahrhaft dankbar bin."

Indem er die Thränen mit seinem rothen, seidenen Sacktuche abwischte, bezeugte er, daß er Alles, was er besitze, der Religion zu verdanken habe, daß er in seiner schwachen Weise versuche, dem Herrn zu dienen und hoffe, endlich seine lieben Geschwister alle im Himmel wieder zu treffen.

„Gott segne dich, Bruder Meier!" sagte der gutherzige Führer.

„Er ist ein alter Geizhals," flüsterte halblaut der blödsinnige „Bob" in der Hinterbank, indem er sich hinter den breiten Schultern eines vor ihm sitzenden Mannes verbarg.

Die meisten der Anwesenden hatten die Bemerkung gehört; da aber Bruder Meier etwas schwerhörig ist, so blieb ihm die Demüthigung erspart.

Bruder Meier betete laut, der Herr möge der Gemeinde Leben schenken, die Sünderherzen brechen und die Geschwister beleben, von denen Manche schon seit sechs Monaten kein Bekennt-

niß in der Kirche abgelegt hätten — und zuletzt sprach er in großem Ernste mit donnernder Stimme, indem er den Boden stampfte, daß die Kirche zitterte und die kleinen Kinder, die eben herein kamen, erschraken: „O Herr, gieb unseren Predigern mehr Religion, wirkliche, altmodische Religion!"

Da der öffentliche Gottesdienst begann, saß Bruder Meier in seinem gewöhnlichen Sitz. Er war nie während einer Predigt abwesend, obschon, wie er oft mit einem Seufzer sagte, die Predigten nicht mehr wie früher waren.

Als der Prediger zum „Zweitens" kam, war Bruder Meier fest eingeschlafen.

Er träumte. Sein Mienenspiel verrieth, daß sein Traum ein außergewöhnlich wichtiger sein mußte.

Er befand sich im Vorhof des Himmels, — deutlich hörte er die Klänge himmlischer Musik, und durch die etwas offene Thür drangen Strahlen der Herrlichkeit.

Schon wollte er eintreten, als ihm eine strenge Stimme zurief: „Halt Sterblicher! Nur die Gerechten gehen da ein."

Zuerst fühlte er entrüstet, aber seine Zunge schien gebunden und es wurde ihm sonderbar zu Muthe. Das Herz stand ihm fast still.

„Worauf gründet sich deine Hoffnung?" frug ihn die Erscheinung.

„Ich war auf Erden ein Christ, vierzig Jahre lang," antwortete Bruder Meier.

„Das hilft nichts," war die strenge Antwort, „hast du keinen anderen Grund?"

Bruder Meier bebte. „Ich habe immer versucht, meine Pflicht zu thun," stotterte er.

„Wir wollen sehen," sagte der Engel und nahm ein Buch von einem Schrank herunter, auf dem sich Millionen ähnlicher Bücher befanden. „Hier wird genau Rechnung mit allen Sterblichen gehalten."

Bruder Meier zitterte jetzt wie Espenlaub.

Das Buch öffnete sich gerade da, wo sein Name mit großen Buchstaben obenan geschrieben war mit der Rechnung darunter:

Johannes Meier
dem Allmächtigen schuldig:

Für Leben und Dasein,
„ sechzig Jahre Gesundheit,
„ acht kräftige, gesunde Kinder,
„ eine gute Farm,
„ Werthpapiere,
„ Geld auf Interessen,
„ kirchliche und christliche Vorrechte,
„ Heil in Christo,
„ alle die unaussprechlichen Leiden des Herrn Jesu

und so weiter. Alles zusammen mehr werth als viele Welten.

Bruder Meier wollte vergehen. ‚Es ist Alles unbezahlt," rief er zerknirscht und fiel auf den Boden."

„Stehe auf, betrachte deine Zahlungen!" sprach die Stimme mit erschreckender Strenge.

Und er sah, was er in den vielen Jahren gethan hatte — so erbärmlich wenig im Vergleich mit Gottes reichlicher Versorgung; — er sah die Schätze, die er sich erworben auf Erden und wie wenig er gethan für die Armen und für die Welt der Sünder.

Verzweifelt rief er aus: „Was soll ich thun? Ich habe keine Hoffnung. Verloren! Verloren!"

Da berührte eine Hand seine Schulter und er hörte eine Stimme:

„Noch darfst du zur Erde zurückkehren. Nach manchen Jahren wirst du wieder kommen und an das Perlenthor klopfen, vielleicht wird es dir dann geöffnet."

Bruder Meier erwachte gerade als man sang. Manche wunderten sich über die ungewöhnlich große Gabe, die er heute gab.

Er lebte noch zwanzig Jahre, und nie konnte er genug geben. Ueberall, wo es galt zu geben, stand sein Name mit einer schönen Summe obenan. Er dachte nicht mehr auf sich selbst, sondern auf den Wunsch des himmlischen Vaters. Endlich klopfte der Tod an seine Thür, doch brachte er keine Furcht mit sich. Es verklärten sich die bleichen Züge und sterbende Lippen flüsterten: „Die Pforte der Herrlichkeit ist weit geöffnet, ich sehe, ich sehe durch den Schleier! Es ist meiner Seele so wohl!"

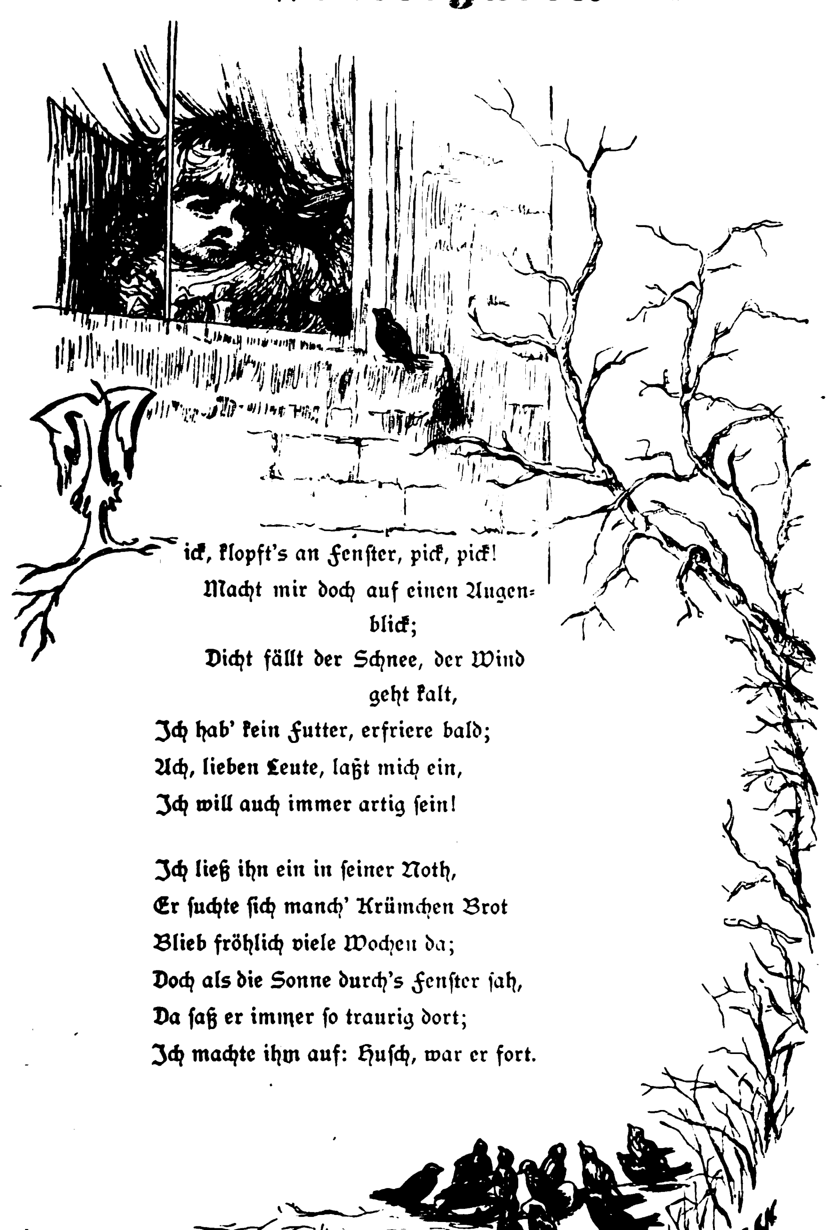
Die erzwungene Predigt von Bernard Gilpin.

Eingesandt von H. Kienast.



Unter der Regierung der Königin Elisabeth bekam das Wort des Herrn freien Lauf. Von Außen ward dem Wachsthum des Glaubens und rechtschaffenen Wesens in Christo kein Hinderniß in den Weg gelegt. Aber das größte Hinderniß ist überhaupt nirgends und zu keiner Zeit ein äußeres, sondern immer zunächst ein inneres gewesen: Das Verderbniß und die natürliche Feindschaft des Menschenherzens gegen Gott und seine Gesalbten. Der größere Theil der Lehrer, welche jetzt im Lande waren, nannte sich freilich „evangelisch", aber bei sehr vielen von ihnen waren weder Gesinnung noch Wandel dem Evangelio

Wintergäste.



Pick, klopft's an Fenster, pick, pick!
Macht mir doch auf einen Augenblick;
Dicht fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
Ich hab' kein Futter, erfriere bald;
Ach, lieben Leute, laßt mich ein,
Ich will auch immer artig sein!

Ich ließ ihn ein in seiner Noth,
Er suchte sich manch' Krümchen Brot
Blieb fröhlich viele Wochen da;
Doch als die Sonne durch's Fenster sah,
Da saß er immer so traurig dort;
Ich machte ihm auf: Husch, war er fort.

gemäß; es bedurfte nur der Gelegenheit, damit an ihnen offenbar werde: daß mit der äußeren Unterwerfung in die herrschend gewordene Wahrheit der natürliche Haß gegen eben diese Wahrheit noch nicht gebrochen, nicht ausgetilgt sei.

Zu Durham regierte jetzt an Tomstals Statt ein anderer Bischof, ein Doctor Barns, wie man zu sagen pflegt, „ein wohlmeinender Mann", aber schwach, unentschlossen und so wenig selbstständig, daß er und die Angelegenheiten seines Bisthums ganz unter der Herrschaft anderer Leute standen. Dieser Herrschaft hatte sich vor allem der bischöfliche Kanzler bemächtigt, der auch Barns hieß und ein Verwandter des Bischofs war, ein Mensch von so gräulicher Habsucht, daß er durch Geschenke das Recht beugen ließ und um Geld Alles, Aemter und Würden, Befreiung von wohlverdienter Bestrafung und unverdiente Begünstigungen verkaufte. Die Unordnungen, welche hieraus entstanden, das öffentliche Aergerniß, das sie gaben, waren bei allen Bessergesinnten ein Gegenstand innerer Betrübniß.

Eines Tages sendet Dr. Barns, der Bischof, zu Gilpinus und läßt ihm sagen, er solle nächsten Sonntag die Kirchenvisitations-Predigt halten. Gilpin, welcher sich schon seit längerer Zeit der Seelenpflege der halbwilden Northumberländer angenommen hatte, sollte eben um diese Zeit eine dringend nöthige Pflichtreise in Reads-Dale und Tine-Dale machen; er benachrichtigte deshalb den Bischof von den Gründen, die ihn unverzüglich zu dieser Reise nöthigten, und bat, daß Se. Herrlichkeit für diesmal ihn entschuldigen möchten. Der Bediente, der diese Bitte dem Bischof überbrachte, sagte bei seiner Rückkehr: der Bischof habe ihn angehört und nichts darauf entgegnet. Gilpin nimmt dies als stillschweigende Zustimmung und begiebt sich auf die Reise. Da er aber von dieser wieder nach Hause kommt, hört er zu seinem Staunen, er sei von seinem Amte suspendirt, denn einige persönliche Widersacher hätten ihm seine eilige Reise beim Bischof als Subordinations-Verletzung zum strafwürdigen Verbrechen gemacht. Wenige Tage nachher wurde er aufgefordert, nach Chester-le-Kront, dem alten Wohnsitze der Bischöfe von Durham, zu kommen. Er findet hier bei dem Bischofe die Geistlichkeit des Landes versammelt, und jener fordert ihn auf, er solle noch heute vor ihnen predigen. Gilpin entschuldigte sich, er sei ganz unvorbereitet hierher gekommen, und überdies sei er ja jetzt eben von seinem Amte suspendirt. — So hebe ich, sagte der Bischof, diese Suspension wieder auf. Gilpin fährt fort sich zu entschuldigen und zu bitten, man möge seiner, der auf gar keine Predigt gefaßt sei, diesmal verschonen. Der Bischof erwiderte: ein Mann, der so lange das Amt eines Predigers versehen hat, der muß immer in der Fassung sein, zu predigen. Noch einmal versucht Gilpin eine bescheidene Gegenvorstellung; da wird der Bischof heftig und gebietet ihm, bei der Pflicht des kirchlichen Gehorsams, er solle sogleich auf die Kanzel gehen. Nachdem Gilpin nun noch einige Augenblicke sich gesammelt hat, besteigt er die Kanzel, und obgleich er gewahr wird, daß Mehrere seinen Vortrag nachschreiben, läßt er sich darin nicht irre machen.

Die Predigt wird ernst und nimmt eine immer ernstere Wendung an die hochgelehrte und hochwürdige Schaar der diesmaligen Zuhörer; denn Gilpinus war mitten unter dem Sprechen der Gedanke gekommen, er wolle diese Gelegenheit benutzen, um den Bischof, bei welchem bisher alle Vorstellungen unter vier Augen ohne Frucht geblieben waren, öffentlich an die Bedeutung seiner Pflicht und an die hohe Verantwortlichkeit zu machen, welche er durch die Verwahrlosung derselben auf sich lüde. Vor dem Schluß seiner Predigt wendete er sich deshalb an diesen Herrn und Vorstand der Versammlung und redet ihn also an:

„Ich muß nun, verehrungswürdiger Vater, meine Rede an Sie richten. Gott hat Sie erhöht und zum Bischof über dieses Land gesetzt; dereinst wird er Rechenschaft darüber fordern, wie Sie dieses Amt verwaltet haben. Von Ihnen erwartet man eine Abstellung, eine Heilung jener Mißbräuche und jener Schäden, an denen die Kirche bisher gelitten; statt dessen aber ereignen sich unter Ihrem Regiment Unordnungen der vielfachsten Art. Damit nun Eure Herrlichkeit ferner nicht sagen könne, Sie hätten von allen diesen Dingen nichts gewußt (dies, scheint es, war die gewöhnlichste Entschuldigung, die der Bischof bei Privatvorstellungen gebrauchte), so bringe ich dieselben heute zu Ihren Ohren. — Sagen Sie nun ferner nicht, daß diese Verbrechen nur durch die Schuld von Andern, ohne ihr Wissen, seien begangen worden; denn Alles das, was unter Ihrer Zulassung durch Andere verübt wird, das ist eben so sehr Ihre Schuld, als dasjenige, was Sie selber verüben. Deshalb bezeuge ich in der Gegenwart Gottes und seiner Engel, sowie in der Gegenwart der Menschen, daß Sie der Urheber aller dieser Uebel sind. Ja, an dem großen Tage des Gerichts werde ich gegen Sie als Zeuge auftreten und es sagen, daß ich selber alle jene Dinge zu ihrer Kenntniß gebracht habe, und alle die Männer, welche heute mich reden hörten, sollen dann zugleich mit mir Zeugniß gegen Sie ablegen."

Diese unerhörte Freimüthigkeit setzte alle in Bewegung. Als Gilpinus aus der Kirche ging, versammelten sich seine Freunde (denn auch zu diesen gehörten Manche unter den heutigen Zuhörern) um ihn her und setzten ihn sanft und zum Theil mit Thränen der Theilnahme dar-

über zur Rede, daß er nun selber den Bischof herausgefordert und ihm die lang gewünschte Gelegenheit in die Hand gegeben habe, ihn zu stürzen. Gilpinus trat freundlich zu jedem von ihnen hin, drückte ihnen die Hand für ihre Liebe, versicherte sie aber zugleich, daß, wenn nur seine Rede die Wirkung thue, welche er bei derselben beabsichtigt habe, er sich gar nicht um die Folgen bekümmern wolle, welche dieselbe etwa für ihn haben könne.

Den ganzen übrigen Tag hörte man von nichts sprechen, als von der heutigen Predigt. Die Meisten rühmten dieselbe, waren aber besorgt um den Prediger. Das Hofgesinde des Bischofs wartete schweigend auf den Ausbruch der Rache ihres Herrn.

Nach Tische ging Gilpinus hin zu Hofe, um dem Bischof vor der Heimreise seinen Abschiedsbesuch zu machen. „Mein Herr," sagte der Bischof, „ich selbst gedenke Sie in Ihrem Hause zu besuchen?" — Und so that er auch. Er kam zu Gilpin, und kaum hatte dieser ihn in das Besuchszimmer geführt, da wendete er sich zu ihm herum, ergriff ihn mit Heftigkeit bei der Hand und sagte zu ihm:

„Vater Gilpin, ich erkenne es, daß Ihr viel würdiger wäret, Bischof von Durham zu sein, als ich Pfarrer in Eurer Gemeinde. Ich bitte, vergebt mir mein begangenes Unrecht. Ich weiß, Ihr habt Feinde, aber seid versichert, daß, so lange ich Bischof von Durham bin, keiner von ihnen Euch ferner Unruhe machen soll."

Die erzwungene Predigt hatte, das zeigten die Folgen, ihre Wirkung gethan.

Die Smith'sche Beweismethode.

Von Onkel Wilhelm.

Herr Demetrius (so wollen wir den Mann nennen, obwohl er seines Handwerks kein Silberschmied ist, auf's Geldmachen ist er aber wie verpicht, und zwar auf eine Weise, die weder von Gott, noch von edlen und recht denkenden Menschen gebilligt wird) hatte unlängst einer zahlreich besuchten Mäßigkeitsversammlung beigewohnt, bei welcher auf warme, herzliche und überzeugende Weise auf Grund des göttlichen Wortes die Sache der Mäßigkeit als Gott gefällige empfohlen wurde. Fürchtend nun um etwaigen Verlust, wollte Demetrius eine Lanze für seine Sache einlegen, und bat daher auch um's Wort, was ihm gewährt wurde. Er begann darauf folgenderweise: Ihr Damen und Herren! Ehe ihr einen entscheidenden Schritt in der eben vom Prediger dort angedeuteten Richtung wagt, möchte ich euch bitten zu bedenken, daß die vorliegende Frage auch eine andere Seite hat, die er euch nicht zeigte. Er führte nur Beweise gegen den Gebrauch geistiger Getränke an, während doch auch Schriftstellen zu Gunsten des Weingebrauchs vorhanden sind. Noah trank Wein, von dem gesagt wird: er erfreut des Menschen Herz; Jesus schuf Wein und Abraham wurde er überbracht von Melchisedek, wahrscheinlich weil er ihn nöthig hatte, und der große Paulus hat ihn seinem lieben Timotheus zu trinken anempfohlen. Seht! Mit der Bibel läßt sich Alles beweisen. — Nach der Smith'schen Beweismethode! rief da plötzlich Jemand in die Versammlung hinein, was den Herrn Demetrius bewog — wahrscheinlich dachte er sich siegesgewiß mit dieser Methode — den vermeintlichen Gehülfen in der Trinkvertheidigung der Versammlung zu lieb diese Methode ein wenig auseinander zu setzen. Es geschah in Form folgender Erzählung einer ergötzlichen Begebenheit:

Eines schönen Tages des Monats Oktober 18.. kam zu Herrn Professor Z. Herr Smith, um demselben seinen Sohn als Zögling zu empfehlen, wobei demselben der Eigenname des Sohnes natürlicherweise angegeben wurde, der, weil es ein so fremdartiger Name, den Herrn Professor in ziemliche Verlegenheit brachte, welches Herr Smith wohl bemerkte und darum dem Professor die beruhigende (?) Erklärung gab: 'S ist ein Bibelname, ja ja, ein Bibelname, Herr Professor. Natürlich wurde die Verlegenheit des Herrn Z. nur größer, und dies drückte er wie folgt aus: Ich habe die liebe Bibel mehrmals sorgfältig durchgelesen, aber noch nie diesen Namen gefunden. Herr Smith erklärte nun: Sehen Sie, Herr Professor, als dies unser einziges Kind benannt werden sollte, entstand zwischen mir und meinem Weibe ein längerer Disput. Sie wollte eben einen recht heidnischen Namen, während ich mich zur Wahl eines Bibelnamens entschied. Nach längerem Streiten willigte sie ein in folgenden Plan: Mit geschlossenen Augen sollte durch mich in ihrem Dabeisein allemal der Buchstabe, auf den die Spitze des zwischen meinen Zähnen gehaltenen Stiftes beim jedesmaligen Oeffnen deute, zur Bildung des Namens benutzt werden, bis deren zwölfe gewählt seien. So traf ich denn der Reihe nach folgende 12 Buchstaben: T-i-f-f-a-n-o-w-i-t-ch (sprich Tiffanowitsch). Es ist ein Bibelname, aber weil der Name ein Bischen lang ist, kürzen wir ihn ab und rufen den Jungen „Tiff"; aber es ist ein Bibelname. So die Geschichte. — So reißen auch Männer wie Demetrius Worte aus ihrem Zusammenhang, um damit irgend eine ihrer Lieblingsideen zu beweisen, und darum heiße ich seine Weise: Die Smith'sche Beweismethode.

Newyorker Schriftsteller.

Von G. Weiler.

Eine hervorragende Stellung unter den Newyorker Literaten der letzten Generation nahm Chas. F. Hoffmann ein. Hoffmann wurde geboren in New York im Jahre 1806. Er absolvirte das Columbia Collegium, studirte, wie Irving, Jurisprudenz und verließ dieselbe gleich ihm, um sich der allgemeinen Literatur zu widmen. Er publizirte eine Anzahl Novellen und Erzählungen und einige Sammlungen Gedichte. In 1833 gründete er das bekannte "Knickerbocker Magazin"; später redigirte er "The American Monthly", "The New York Mirror" und "The New York Literary World". Seit 1850 zog er sich, durch ein Gehirnleiden genöthigt, völlig aus der Oeffentlichkeit zurück. Sein lyrisches Gedicht: "Sparkling and Bright" wird von Vielen als in seiner Art unübertroffen in der englischen Sprache gehalten.



G. P. Morris.

Amerikas größter Liederdichter ist G. P. Morris. Von ihm sagt ein Kritiker: „Nach allgemeinem Beifall, nicht nach Kritik ist Morris der bekannteste Dichter des Landes. Er ist gerade das, was die Dichter wären, würden sie, gleich den gefiederten Sängern ohne alle Kritik singen, und es ist eine Eigenthümlichkeit seines Ruhms, daß derselbe so gleichgültig gegen die Kritik scheint, wie der Vogel in der Luft. Nichts kann eines seiner Lieder aufhalten. Es ist leicht genug zu sagen, daß dieselben leicht zu dichten sind. Sie bergen ein Etwas, das Andern schwer wird zu geben und das sie sicher zum fernen Ziel der Popularität sendet."



Charles Fenno Hoffmann.

Sein "Woodman spare that Tree" wollen wir in Uebersetzung beifügen:

Halt! Schone diesen Baum.

Halt! Schone diesen Baum!
Nicht einen Zweig berühr'!
Schutz meiner Kindheit Traum,
Des Mannes Schutz dafür.
Es pflanzte ihn mein Ahn
Vor seine Hütte schlicht;
Laß deine Axt nicht nah'n,
Verletz den Baum mir nicht.

Den altbekannten Baum,
Deß weiter Dom von Laub
Wohl rühmt der Erde Raum
Willst strecken du in Staub?



N. P. Willis.

Nein, führe nicht den Streich!
Noch lange bleib die Kron'
Nachbar zum Sternenreich —
Die alte Eiche schon'.

Hab oft als Kind geruht
In seinem Schatten kühl;
Hier trieb mit frohem Muth
Das Schwesternpaar sein Spiel.
Die Mutter küßt' mich hier,
Wenn mir war Leid's gescheh'n —
Verzeih' die Thräne mir,
Nur laß die Eiche steh'n.

Mein Lieben hält dich fest
Wie Rinde, alter Freund!
Bau Vöglein nur dein Nest,
Wo Sommer Eicheln bräunt.
Mein Baum! fürcht' keinen Harm!
Und du, schaff' schnell dich fort:
So lang noch Kraft im Arm,
Bleibt er an seinem Ort.

In engster Verbindung mit Morris stand Nathanael P. Willis, 1806 — 1867. War er auch nicht ein Meister ersten Ranges, so bezauberte er doch seiner Zeit das lesende Publikum weit und breit. Am glücklichsten war er in leichten Aufsätzen und Skizzen, in welchen er die Begebnisse in der Gesellschaft schilderte, überzogen mit einer dünnen Politur der Dichtung. Man kann sich beim Lesen seiner Schriften kaum des Eindrucks erwehren, daß Willis in der Muse die Milchkuh sieht, und deshalb seine edlen Kräfte oft im Unbedeutenden zersplittert. Wir geben aus seinen vielen Gedichten das "Saturday Afternoon"

Samstag Nachmittag.

Wie weilt mein Auge so gern beim Spiel
Der muntern Kinderschaar,
Ich bered' mich dabei, noch sei ich nicht alt,
Nicht dünn und grau noch mein Haar;
Denn fröhlicher schlägt eines Greisen Herz
Und rascher strömt sein Blut
Ob jubelnder Stimmen Silberklang
Und glücksprühender Augen Gluth.

Hab' lange gelebt — bald achtzig Jahr,
Und man sagt, ich sei sehr alt —
Daß mein Herz sei reif für den Schnitter Tod,
Zu Ende mein Pilgern bald.
Es ist ja dem so — es ist ja dem so —
Ich bin alt und mein Ende nah;
Doch mein Herz wird noch warm bei diesem Bild
Und weiß doch kaum, wie ihm geschah.

Spielt fort! spielt fort! Auch ich bin dabei,
Nehme Theil an der Freude und Lust;
Fühl' mit euch den Schauer beim kühnen Sprung,
Auch mir pocht beim Wettlauf die Brust.
Versteck' mich mit euch im duft'gen Heu,
Stimm' ein in's gedehnte Signal;
Mein Fuß gleitet aus auf der glatten Flur,
Erhebe mich lachend vom Fall.

Bin zum Sterben bereit, wenn mein Stündlein kommt,
Und will ja gerne dann geh'n —
Die Welt ist ja doch ein trauriger Ort,
Und mein Puls will stille steh'n;



Gulian C. Verplanck.

Doch's Grab ist dunkel und das Herz erbebt
Vor seinem so finstern Thor;
Drum lauscht es so gern vor dem Abschied noch
Der Jugend freudigem Chor.

Gulian C. Verplanck, 1787—1870, war der erste Amerikaner, der sich in dem schwierigen Felde Shakespeare'scher Kritik auszeichnete. Seine Ausgabe von Shakespeare mit einem Lebenslauf und kritischen Anmerkungen machte amerikanischer Gelehrsamkeit Ehre. Es war die beste amerikanische Ausgabe von Shakespeare vor der von Richard Grant White. Verplancks schriftstellerische Arbeiten umfassen das Feld öffentlicher Vorträge, staatsmännischer Abhandlungen, Beiträge zu den leitenden Magazinen, Gedichte 2c. Nach seiner Rückkehr von einer europäischen Bildungsreise war er Professor der Beweise des Christenthums in New York. Eine Reihe von Jahren vertrat er seine Vaterstadt im Congreß, dann war er Staatssenator. Nebst andern Aemtern bekleidete er vierzig Jahre lang das Amt eines Vize-Kanzlers der Universität von New York. Ueberall griff er befördernd in die Literatur seines Vaterlandes ein.

Ein Berliner Pic-Nic.

Wir haben in diesen Blättern schon öfters auf die Sonntagschul-Thätigkeit in Berlin, wie überhaupt in ganz Deutschland aufmerksam gemacht und angedeutet, daß Amerika, das Land der Sonntagschulen, auch dort noch etwas lernen könne.

Heute lassen wir einen Bericht über einen Berliner Sonntagschul-Ausflug folgen, welcher mit der Sonntagschule der landeskirchlichen St. Jakobigemeinde unternommen wurde und dem „Sonntagschulfreund" entlehnt ist.

„Der vierte Ausflug war der Jahresfest-Ausflug. Die Feier des Jahresfestes besteht bei uns aus drei Theilen: dem Ausfluge, der in der Regel am Mittwoch vor dem Stiftungstage (28. Juni 1868) unternommen wird, dem Festgottesdienst und der Nachfeier des Helferkreises.

Diesmal wurde „Grünau" (Station der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, 2 Meilen von Berlin) gewählt, und der Ausflug auf den 29. Juni festgesetzt. Den Preis konnten wir Dank dem Entgegenkommen der Eisenbahndirektion für die Kinder auf 30 Pf. (1 Pfennig = ¼ Cent) mit Kaffee, für die Erwachsenen auf 60 Pf, aber ohne Kaffee, stellen. Gemeldet hatten sich 966 Kinder und 451 Erwachsene. Um ¾1 Uhr marschirten die Kinder in langem Zuge unter Trommelwirbel und Pfeifenklang mit wehenden Bannern von der Kirche nach dem Görlitzer Bahnhof, wo man in den bereitstehenden Extrazug von 24 Wagen stieg, fuhr um 2 Uhr ab und kam nach 20 Minuten auf der Station an, und im geordneten Zuge unter Sang und Klang ging es durch den grünen Wald nach dem „Gesellschaftshaus". Lange Reihen von Stühlen, Tischen, Tassen — und, was wir bei früheren Fest-Ausflügen nie gefunden, in mehr als ausreichender Anzahl, — standen bereit, so daß das Kaffeetrinken mit einem Male stattfinden konnte, und da jede Helferin d e n Tisch bedient, der ihre Klassennummer trägt, so war das Trinken in gar kurzer Zeit beendet. Dann fand die Einweihung von zwei neuen Bannern statt. Von der Veranda des Saales herab richtete ein Helfer eine Ansprache an die Festversammlung, erzählte fesselnd von den r e d e n d e n Zeugen aller verflossenen Jahre: unserem Sonntagschul-Vater, dem Vorsteher, und den Sonntagschul-Onkeln, anderen Geistlichen, die sich an der Leitung der Sonntagschule betheiligt haben, und den s t u m m e n Zeugen: unsern Bannern; dieselben wurden, fünf an der Zahl, aus dem Saal auf die Veranda getragen, zuletzt erschienen die beiden neuen, deren Hüllen unter Trommelwirbel und tausendstimmigem Hurrah der Kinder fielen. Und sie waren auch in der That prächtig: violetter Sammet mit goldenem Kreuz, an Größe und Schönheit die früheren überragend. Liebe Hände hatten Tag und Nacht daran gearbeitet, um sie zum Fest fertig zu stellen; ihre Mühe wurde reichlich durch die Freude der Kinder und des Helferkreises belohnt. Mit einem Hoch auf die Sonntagschule schloß diese Feier. Unter dem Gesange: „Wer will ein Streiter Jesu sein" sammelte man sich zum Abmarsch nach dem prächtigen Spielplatz, wo sich Jung und Alt fröhlich herumtummelte bis zur Abendandacht, der — mit Bezug auf den Namen „Grünau" — Ps. 23 zu Grunde lag. Mit Klang und Sang ging es dann zurück zum Bahnhof. Gegen 9 Uhr langte der Zug an; auf dem Kirchplatz klang mit Zapfenstreich und „Nun danket alle Gott" der Festtag aus.*)

Mit Dank gegen den Herrn, der den Ausflug über alles Erwarten hatte gelingen lassen, trennte man sich; alle Mühen und Sorgen der Helfer und Helferinnen, die manche wochenlang vorher hatten durchmachen müssen, waren vergessen, ja man dachte vielmehr schon an das nächste Jahr.

Am Sonntag, den 3. Juli, wurde das Jahresfest in der Kirche gefeiert, 800 Kinder und viele Erwachsene waren zugegen, die Banner, mit Kränzen geschmückt, im Altarraum aufgestellt. Herr Pastor Laacke hielt statt der

*) Werden die amerikanischen Pic-Nics auch also eröffnet und geschlossen? Editor.



Katechese eine Ansprache über Psalm 103, 1—5. Der gemischte Chor des Helferkreises trug den 23. Psalm von Grell, die Motette: „Wenn ich nur dich habe" von Succo und den Choral: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn," — der Kinderchor: „Danket dem Herrn" vor. Die Gemeinde sang: „Großer Gott, wir loben dich," „Jetzund will ich helle singen" und zum Schluß: „Nun danket alle Gott".

Die gesellige Nachfeier des Helferkreises fand Montag, den 4. Juli im Confirmandensaal statt. Ein Helfer zog als Urian, („wenn Jemand eine Reise thut") in Versen eine Parallele zwischen dem vor- und dem diesjährigen Jahresfest und erregte durch seine drastischen Schilderungen die Heiterkeit der Anwesenden.

Mit der Sonntagschule verbunden ist der Tabeaverein; etwa 70 bis 80 Sonntagschülerinnen nähen und stricken für die Armen. Sie versammeln sich jeden zweiten und vierten Mittwoch im Monat.

Die Bibliothek von 467 Bänden wird von ungefähr 150 Kindern benutzt. Die Bibliothekskasse hatte eine Einnahme und Ausgabe von 23 Mk., geschenkt wurden 20, gekauft 69 Bände.

Das Berliner Evangelische Sonntagsblatt hatte im letzten Jahre 250 Abonnenten; ihre Zahl wächst von Monat zu Monat.

Die Sonntagschulkasse hatte im Jahre 1880 eine Einnahme und Ausgabe von etwas über Mark 1280. Die Collecten betrugen insgesammt Mark 251.08, wovon die Missionscollecten vom 1. Sonntage jeden Monats mit Mark 48.69 an das Missionshaus abgeliefert wurden.

Für die Pflege des Musikcorps besteht eine ständige Commission von acht Helfern, die einen Unterrichtsausschuß von drei Mitgliedern gewählt hat. Die Kasse dieser Commission hatte eine Einnahme von Mark 217.55, eine Ausgabe von Mark 199.40.

Mädchenbildung.*)

Von Louisa C. Rothweiler.

Ehe wir die Bildung selbst näher betrachten, ist es am Platze, einen kurzen Blick auf den Beruf und Wirkungskreis des Mädchens, oder besser gesagt, der Frau zu werfen, denn was die Frau einst wissen und sein soll, das muß das Mädchen erst lernen und werden. Wird hier von Beruf und Bildung der Frau geredet, so ist darunter nicht ein spezieller, sondern ihr allgemeiner Beruf, ihre allgemeine Bildung gemeint.

Trotz allem, was in den letzten Jahren über Frauenrechte und Frauenberuf gesagt wurde, so bleibt es dennoch fest, daß jetzt wie immer, ihr größter, wichtigster, der ihr von Gott verordnete Beruf der der Erziehung ist.

Erziehenden, veredelnden, bildenden Einfluß soll die Frau ausüben, wo immer sie mit anderen, besonders aber mit der Jugend in Berührung kommt, sei dies nun in dem Familien- oder im Gesellschaftskreis, oder in Verfolgung eines speziellen, sie aus diesen Kreisen hinausführenden Berufes.

Die Familie bleibt aber vor allen anderen das wichtigste und erfolgreichste Feld der Frau. Hier sollte ihr Einfluß unbestritten und sie Königin sein.

Ist es wahr, daß die ersten Eindrücke die bleibenden sind, so haben sicherlich diejenigen die beste Gelegenheit bleibenden Einfluß, entweder einen guten oder einen schlechten, auf kommende Geschlechter auszuüben, unter deren Pflege und in deren Gesellschaft die Kleinen stehen und erwachsen. In den Händen der Frau liegt das Schicksal der Völker.

Ist nun der Beruf der Frau ein so wichtiger, so ist es nicht minder wichtig, daß ihre Bildung eine solche sei, die sie fähig macht, denselben auf die beste und tüchtigste Weise zu erfüllen.

Jedes Mädchen sollte, wenn irgend möglich, einen gründlichen Elementarschul-Unterricht genießen. Eltern, die ihren Kindern ohne die äußerste Noth dieses Vorrecht entziehen, begehen ein großes Unrecht. Sie rauben den Kindern das, was mehr werth ist als Gold.

Ist es dem Mädchen möglich, weiter zu gehen und sich höhere Kenntnisse anzueignen, um so besser, doch ist dabei ja nicht zu vergessen, daß gründliche Kenntniß von Wenigem weit besser ist, als oberflächliche Bekanntschaft mit Vielem. Wo einmal ein fester Grund gelegt ist, kann man später immer weiter bauen, ist aber das Fundament locker, so kann das Haus nie fest und stark sein.

Die weiteren Studien sollten mit besonderer Vorsicht gewählt und Rücksicht genommen werden auf natürliche Anlagen, künftige Pläne, Beruf u. s. w. Kann nun den soliden Kenntnissen noch Fertigkeit in einem oder mehreren Zweigen der feinen Künste beigefügt werden, um so besser.

Doch auch hier soll der äußere Schein nicht der wahren und gründlichen Kenntniß vorgezogen werden, was nur zu oft geschieht.

Ist ein fester Grund gelegt, so soll selbstverständlich immer weiter fortgebaut werden. Der

*) Dieser praktische Vortrag wurde von der Conferenz für Erziehung und Sonntagschule in Cleveland zur Publikation empfohlen.

Geist muß wachsen, mit der Zeit Schritt halten, soll er nicht einrosten.

Doch kann ein Mädchen, das auch in allen Wissenschaften zu Hause ist, das in allen Zeitfragen Bescheid weiß, das aber blos aus Büchern gelernt hat, noch nicht vollständig gebildet genannt werden; denn da ihr Wirkungskreis meistens im Hause ist, so muß auch ihre Bildung zum großen Theil eine praktisch häusliche sein.

Hier wird die gesellschaftliche Stellung sich mehr geltend machen, als in der Schulbildung. Die Tochter des armen Mannes wird natürlich einen weit aktiveren Antheil an den häuslichen Arbeiten nehmen müssen, als die Tochter des reichen Mannes, und obwohl hier noch weniger als oben eine für alle passende Richtschnur gezogen werden kann, so bleibt dennoch Manches, das jedes Mädchen, sei sie reich oder arm, praktisch auszuführen im Stande sein sollte.

Jedes Mädchen sollte gründliche, praktische Kenntniß von allen Hausarbeiten haben, ob sie in späteren Jahren dieselben selbst verrichten muß oder ob sie über Dienstboten zu befehlen haben wird.

Wie manche Klage über Dienstboten würde nie gehört, wie manche Verlegenheit erspart werden, wenn Damen mehr praktischen Unterricht empfangen hätten, denn Niemand kann erfolgreich regieren, der nicht selbst das Ausführen gelernt hat.

Nun aber ist's wahrlich genug, denken wohl Manche. Doch bei weitem noch nicht. Alles was aus Büchern zu lernen ist, die größte Fertigkeit in Musik, im Malen u. dgl. m., die beste praktische Kenntniß aller häuslichen Arbeiten wird einem Mädchen noch keinen Anspruch auf wahre Bildung geben, wenn sie nicht auch den Stempel eines guten Charakters trägt. Denn weit davon entfernt ein gering zu schätzendes Element der Bildung zu sein, ist der moralische und religiöse Theil derselben gerade das, was allem Anderen seinen wahren Werth verleiht und die Bildung zu einer segenbringenden Macht erhebt.

Wer nicht im eigenen Leben ein gutes Beispiel giebt, darf nicht erwarten, Andere für das Gute zu erziehen und zu beeinflussen.

Während nun theoretische und praktische Kenntnisse, verbunden mit einem festen und christlichen Charakter, dem Mädchen ihren wahren Werth verleihen, so wird sie dennoch von Vielen mißkannt und unterschätzt werden, wenn sie nicht weiß ihren Besitz auf die beste und vortheilhafteste Weise zu verwerthen, d. h. wenn sie nicht rechten Anstand und Takt besitzt.

Sie muß wissen sich überall anständig und wohlgesittet zu betragen.

Gute Sitten aber können nicht durch Geld erkauft, noch aus Büchern erlernt werden. Sie müssen durch Beobachtung, durch Nachahmung des Guten, durch Meiden der Fehler Anderer gelernt und durch täglichen Gebrauch zur zweiten Natur gemacht werden. Mit offenen Augen soll das Mädchen durch die Welt gehen.

Da denkt vielleicht manches Mädchen, hätte ich nur die Gelegenheit gehabt, wie gerne hätte ich mir eine gute Bildung verschafft, oder eine andere, ja wäre ich nicht so arm, oder meine Umgebung mehr gebildet u. dgl. m. Aber es braucht keinem Mädchen der Muth zu sinken, denn obwohl die Bildung auf der Mutter Schooß angefangen werden sollte, und diese Bildung eine vielseitige sein sollte, so kann dennoch mit Gottes Hülfe und durch eigene ernstliche Anstrengung Vieles nachgeholt werden. Der schon gelegte Grund kann gestärkt und auf demselben weitergebaut werden. Wenn nur jedes Mädchen erkennen und bedenken würde, wie so sehr Vieles von ihr selbst abhängt, denn Selbsterziehung spielt eine sehr wichtige Rolle in der Bildung.

Möge Gott jedem Mädchen helfen, ja er wird helfen, denen die sich selbst helfen ihre Gaben, Gelegenheiten und Umgebung auf das Beste zu verwerthen zu ihrer wahren christlichen Bildung.

Das hintere Ende des Wagens.

Eine wahre Geschichte von F. L. Nagler.

Franz, hast du was gehört, wo es Aepfel zu kaufen giebt?"

„Nein, Mutter, nichts besonderes; aber ich denke, es giebt viele Aepfel dort gegen Woodland zu."

„Warum denkst du so?"

„Weil mir der Conrad vorgestern gesagt hat, daß dort große Aepfelbaum-Gärten sind, und da muß es doch auch viele Aepfel geben."

„Das ist gerade nicht immer der Fall; aber es mag ja leicht sein, daß es dort Aepfel giebt. Der Vater hat heute Morgen gesagt, wir könnten uns einige Säcke voll kaufen, wenn du und ich sie holen wollten mit den Ochsen, er hat keine Zeit dazu. Ich möchte aber nicht fortfahren, bis ich genau weiß, wo es Aepfel giebt."

„Wie können wir aber das erfahren?"

„Würdest du dich fürchten, 'mal gegen Woodland hin zu gehen und sehen, ob es dort viele Aepfel giebt?"

„O nein, Mutter, ich gehe recht gern; ich gehe heute noch, wenn du es nur willst. Soll ich gehen, Mutter?"

„Aber heute wird es doch schon ziemlich spät;

es ist schon neun Uhr, und der Weg ist weit, es ist über zehn Meilen."

„O nein, Mutter, es ist nicht zu spät, ich kann schnell gehen. Ich bin letzte Woche auch nach Hastings gegangen, und war wieder daheim, ehe es Nacht war, und das war gerade so weit. Heute ist auch schönes Wetter; morgen kann's regnen."

„Nun, meinetwegen, dann mach' dich schnell fertig; aber gehe ja nicht zu weit, daß du den Weg wieder heim findest."

„Was denkst du denn, Mutter; du sprichst gerade, als ob dieses das erste Mal wäre, daß ich von daheim fortgehe." —

Dieses Gespräch fand statt an einem schönen Oktobermorgen zwischen einer Mutter und ihrem Sohne, welcher ungefähr dreizehn Jahre alt sein mochte. Die Gegend, wo Franz mit seinen Eltern wohnte, war damals noch eine sogenannte neue Gegend im Staate M.; denn es stand nur hie und da ein Blockhaus, von wenigen kleinen Feldern umgeben, an welche überall der große, große Urwald grenzte. Der Vater des kleinen Franz hatte wohl auch schon einen Baumgarten hinter dem Hause angelegt; aber die Bäume waren noch gar zu klein, und es schien dem Franz wie eine Ewigkeit, wenn er an die ferne Zeit der Zukunft dachte, da diese Bäume Aepfel tragen würden. Und von den Aepfeln war er ein großer Freund, wie ja die meisten Knaben seines Alters sind.

Kleiderwechsel bedurfte es nicht viel, und gewaschen und gekämmt war Franz auch bald; zehn Minuten, nachdem die Mutter ihr Jawort gegeben hatte, war er bereit, den weiten Marsch anzutreten. So groß war bei ihm die Freude und Eile gewesen, daß er ganz vergaß, wie einem Knaben seines Alters um die Mittagsstunde gewöhnlich das Essen so gut schmeckt. Mit leeren Taschen, was beides, Brod und Geld, anbelangt, schritt der kleine Wanderer die Straße entlang.

Zuerst führte der Weg gegen Süden hin, dann bog derselbe östlich; und als es ungefähr elf Uhr zu werden begann, und er durch die offenen Thüren mancher Wohnungen bemerkte, wie die geschäftige Hausfrau die Kessel und Pfannen auf den Ofen stellte, um das Mittagsmahl zu bereiten, da dachte er erst daran, daß er vergessen hatte, ein Stück Brod in die Tasche zu stecken; aber er tröstete sich, daß er bald den Ort erreichen würde, wo er viele Aepfel zu finden hoffte.

Hie und da frug er diejenigen, denen er auf der Straße begegnete, ob sie wüßten, wo Aepfel zu verkaufen seien. Gewöhnlich bekam er auch die gewünschte Auskunft. An einem Scheidewege begegnete ihm ein Mann, welcher ihm sagte:

„Wenn du jene Straße, die nach Südosten führt, ungefähr drei Meilen verfolgst, so wirst du auf beiden Seiten große Baumgärten finden, dort, habe ich gehört, sind viele Aepfel zu verkaufen, und auch billig."

Franz ließ sich die Namen der Eigenthümer jener Baumgärten sagen, und schlug dann die ihm gezeigte Richtung ein. Bis jetzt war er auf einer ihm bekannten Straße gegangen, denn er war schon einmal mit einem Nachbar dieselbe gefahren; aber der Weg, den ihm der Fremde zeigte, war ihm gänzlich unbekannt. Doch das kümmerte ihn wenig; wenn er nur etwas zu essen gehabt hätte. Diese Frage fing an immer mehr Interesse für ihn zu gewinnen.

Bald kam er an eine Brücke, welche über einen kleinen, aber an jener Stelle doch ziemlich tiefen Fluß führte. Dort setzte er sich eine Weile nieder, um ein wenig auszuruhen, und schaute sinnend in's Wasser hinab, in welchem er sich spiegeln konnte, denn es stand fast ganz stille. Der kleine Strom war ihm nicht fremd, denn er floß in der Nähe seiner Heimath vorüber, und hatte er schon einige Male mit anderen Knaben darinnen gefischt, ohne aber viel gefangen zu haben.

Als Franz so sinnend in den Fluß schaute, da ist es ihm nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen, daß er zwei Tage nachher an eben dieser Stätte eines der größten Abenteuer seiner Jugendzeit, ein Abenteuer, das er nie vergessen wird, erleben sollte.

Kurze Zeit nachher konnte Franz die ihm angedeuteten Obstgärten in der Ferne bemerken und wurde auch bald gewahr, daß ein Wagen mit Pferden darinnen hielt, und einige Personen beschäftigt waren, Aepfel aufzulesen. Er stieg über den Zaun und nahte sich den Leuten. Zu seinem Erstaunen und zu seiner Freude bemerkte er, daß er Leute fand, die er zu seinen Nachbarn zählen konnte, denn sie wohnten nicht fern von dem Hause seines Vaters, und waren, ohne daß Franz etwas davon erfahren hatte, hierher gekommen, um Aepfel zu kaufen. Der Mann, welcher die Aepfel verkaufte, war recht freundlich, sagte Franz die Preise der Aepfel und forderte ihn auf, so viele Aepfel zu essen, als er wollte, welches sich dieser auch keine zwei Mal sagen ließ, denn er hatte gewaltigen Hunger.

Franz half den Nachbarsleuten ihre Aepfel auflesen und in Säcke füllen, und durfte dann mit ihnen nach Hause fahren, welches natürlich auch viel schneller von Statten ging, als das Laufen.

Eben ging die Sonne hinter schönem Abendroth unter, als unser junger Wanderer mit Aepfeln in der Tasche und der guten Nachricht seine Mutter begrüßen konnte, daß er viel Obst gefunden habe. Nachdem er erzählt, wie es ihm gegangen, wo die Aepfel seien und wie er so schnell heimgekommen sei, ließ er sich sein ihm von der lieben Mutterhand vorgesetztes Abend-

brot wohl schmecken, was auch seine gute Ursache hatte; denn er hatte am Mittage nichts genossen als Aepfel, und so gut ihm diese auch geschmeckt, so mußte er doch die Erfahrung machen, daß Brot und Fleisch besser sind, den Hunger zu stillen, als die besten Aepfel.

Den folgenden Tag brauchte der Vater die Ochsen, um damit auf dem Felde zu arbeiten. „Dann," sagte er zu Franz, „könnt ihr meinetwegen 'mal fortfahren mit einander; die Ochsen kannst du ja treiben."

„O ja," versicherte Franz, „die Ochsen verstehen mich ganz gut."

An diesem Morgen war der Himmel trüb, und es sah aus, als wenn es bald regnen wollte, und Franz sagte zu seiner Mutter: „Es ist gut, daß wir heute nicht fortgefahren sind; ich denke, morgen wird das Wetter schön sein."

„Es mag sein," sagte die Mutter die Wolken betrachtend, „aber vielleicht kommt auch der Regen erst morgen."

Dem Franz wollte diese Ansicht nicht einleuchten.

So drohend die Wolken an diesem Tage zuweilen auch aussahen, es regnete doch nur ein klein wenig; und am Abend wurde der Himmel wieder klarer.

Den folgenden Morgen wachte Franz sehr frühe auf, was bei ihm etwas außergewöhnliches war; denn es schmeckte ihm gewöhnlich der Schlaf nie besser, als wenn es Zeit war aufzustehen. Wie freute er sich, als er das schöne Morgenroth durch die Wipfel der Bäume wahrnahm; und er konnte es kaum glauben, als ihm der Vater sagte, das sei nicht das beste Zeichen, und es würde wahrscheinlich noch vor Abend regnen. Einige Stunden später glaubte er es.

Die Ochsen wurden angespannt, und bald befand sich Franz mit seiner Mutter und dem kleinen Brüderchen Johann, der ungefähr zwei Jahre zählen mochte, auf dem Wege der Apfelgegend zu. Dieses Mal hatte Franz das Mittagessen nicht vergessen, sondern schon vor dem Frühstücke die Mutter daran erinnert, ja das Essen nicht zu vergessen.

Der Weg war kaum halb zurückgelegt, da fing es schon an zu regnen, und es war alle Aussicht vorhanden, daß es ein recht regnerischer Tag werden würde. Der Regenschirm und die Teppiche, welche auf des Vaters Rath mitgenommen wurden, waren nun wohl zu gebrauchen.

Als sie an die schon erwähnte Brücke kamen, da erzählte Franz seiner Mutter, daß dieses derselbe Fluß sei, der nicht weit von ihrer Heimath vorüberfließe. Hätte nun Franz hier daran gedacht, die Ochsen vom Wagen abzuspannen und sie zu tränken, so wäre er wahrscheinlich einem gewissen „Unglücke", das seiner wartete, entgangen, wäre aber auch um eine für ihn sehr interessante Erfahrung ärmer gewesen. Aber an das Tränken der Ochsen dachte er nicht, obwohl er bemerkte, wie der alte Bill immer nach dem Wasser schaute. Vielleicht dachte er, bei so nassem Wetter könne der Durst der Ochsen nicht besonders groß sein.

Das Auflesen der Aepfel war an diesem Tage keine so angenehme Arbeit, als zwei Tage zuvor; denn es regnete immer ein wenig und das Gras war sehr naß. Während die Aepfel zusammengelesen wurden, saß der kleine Johann im Wagen unter dem Regenschirm, und die Ochsen liefen, vom Wagen abgespannt, aber mit dem Joche auf dem Halse, im Obstgarten umher und ließen sich das Gras wohl schmecken.

Vier oder fünf Säcke wurden mit Aepfeln gefüllt, und ungefähr so viele Aepfel, als in den Säcken waren, wurden in den hinteren Theil des leeren Wagenbettes gethan. Ursache hiervon war, daß Franzens Mutter mehr Aepfel kaufte, als sie Anfangs im Sinne hatte, so daß ihnen einige Säcke fehlten.

Der Aufenthalt im Obstgarten nahm im Ganzen nicht viel mehr als eine Stunde in Anspruch; dann ging's wieder der Heimath zu. Es mag zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags gewesen sein, als Franz und seine Mutter die Heimreise antraten.

Der alte Bill schritt rasch vorwärts, und der alte Jim mußte nach, ob er wollte oder nicht. Franz half ihm auch hie und da ein wenig mit seiner langen Ruthe.

„Die Ochsen laufen aber," sagte die Mutter, „wenn das so fort geht, dann kommen wir in guter Zeit heim."

„Ja, der alte Bill weiß, daß es heimwärts geht, der ist gar gescheidt," erwiderte Franz.

„Haben sie denn auch Wasser bekommen im Obstgarten?"

„Nein, es war kein Wasser dort, sonst hätte ich sie saufen lassen. Ich lasse sie saufen, wenn ich an die Brücke komme."

„Man kann aber doch nicht durch den Fluß fahren? Er scheint mir sehr tief zu sein bei der Brücke; und auf der anderen Seite scheint das Ufer sehr hoch und steil zu sein."

„Durchfahren kann ich nicht, das ist natürlich, aber ich spanne die Ochsen vom Wagen."

„Ja, das mußt du thun." —

Franz hielt sehr viel auf die Ochsen, besonders auf den alten Bill, welcher auch ein schöner und guter Ochse war, und seinem Treiber gewöhnlich auf's Wort gehorchte. Dem Franz mußte der alte Bill auch oft als Reitpferd dienen, denn wenn er ihn im Felde hatte, so setzte er sich auf seinen Rücken und ritt zum Stall. Dieses ließ sich der alte Bill ganz gut gefallen. Der alte Bill war wirklich ein kluger Ochse, wenn man überhaupt einem Thiere ein solches Eigenschafts-

wort beilegen darf; aber an einer bedeutenden Portion von Eigensinn fehlte es ihm zu Zeiten auch nicht, besonders wenn der Wille seines Treibers mit den Bedürfnissen seines Magens in Konflikt kam. Ein solcher Konflikt sollte nun bald zum Ausbruch kommen, bei welchem aber nicht der Treiber, sondern Bill den Sieg davon trug.

Der kleine Fluß, über den die Brücke führte, hatte auf der einen Seite, wie schon angedeutet, ein ungefähr fünfzehn Fuß hohes, steiles Ufer, auf der anderen Seite ein niederes und flaches. Die Brücke führte deshalb ein wenig bergaufwärts, trotzdem auf der einen Seite ein ausgegrabener Hohlweg und auf der anderen die Erde hoch aufgeworfen war.

Als sich Franz mit seinem Fuhrwerke der Brücke nahte, da fing der alte Bill an immer rascher zu laufen, ohne daß Franz sogleich entziffern konnte, was er im Sinne hatte; doch es sollte ihm bald klar werden. In der Nähe der Brücke, gerade als Franz den Wagen anhalten wollte, um die Ochsen abzuspannen, da lenkte der alte Bill schnell rechts ab, und lief mit Wagen und allem dem Wasser zu; der alte Jim mußte mit, ob er wollte oder nicht. Franz schrie: „Ho! ho! ho!" aus vollem Halse, und die Mutter schrie auch: „Halt! halt!" aber da war kein Halten. In viel weniger Zeit, als wir brauchen, um es zu erzählen, standen die Ochsen bereits bis an den Leib im Wasser. Jetzt erst gehorchten sie dem „Ho!" des Treibers, und ließen sich das Wasser wohlschmecken.

Die vorderen Räder des Wagens standen ebenfalls im Wasser und waren tief eingesunken in den Schlamm und Sand am Rande des Flusses.

Einen Augenblick saßen Franz und seine Mutter wie vom Schrecken gelähmt auf ihrem Sitze ohne ein Wort zu sagen. Franz brach zuerst das Schweigen.

„Der miserable alte Bill, der ist Schuld an der ganzen Sach'."

„Was ist aber jetzt zu machen?" frug die Mutter ängstlich, „durchfahren können wir doch nicht?"

„Ich weiß nicht, was zu thun ist," erwiderte Franz, indem er aufstand und umherschaute. „Wenn das Wasser auch nicht zu tief wäre, so könnten wir doch nicht auf der anderen Seite hinauf. Herumdrehen kann ich auch nicht, denn auf dieser Seite steht die Brücke, und auf dieser dreht sich der Fluß so kurz, daß ich nicht Raum genug habe. Es ist kein anderer Weg, der Wagen muß rückwärts wieder auf die Straße geschoben werden. Vielleicht geht das, wenn wir die Aepfel herabnehmen, daß der Wagen nicht so schwer ist."

Nun ging's an die Arbeit. Der kleine Johann, den die Mutter auf dem Schoße hielt, wurde auf den Sitz gesetzt, und während Franz die Säcke im Wagen aufhob; hob sie die Mutter vom Wagen herab. Das war bald geschehen. Die Aepfel, welche im Wagenbrett lagen, mußte man natürlich darinnen liegen lassen. Während dieser Zeit standen die Ochsen ganz ruhig im Wasser, und Franz meinte einmal: „die denken jetzt ruhig über ihre Dummheit nach."

Nun galt's, den Wagen rückwärts wieder auf die Straße zu bringen. Das war aber keine kleine Aufgabe. Der kleine Johann saß immer noch auf dem Wagensitz. Die Mutter griff in eines der hinteren Räder, und Franz stellte sich mit seiner Ruthe auf die Wagendeichsel zwischen die Ochsen, und fing an, diese auf die Köpfe zu schlagen, daß sie den Wagen zurückschieben sollten. Sie schoben den Wagen auch, aber nur tiefer in den Schlamm und Sand. Am Daraufschlagen und Kommandiren hat's Franz sicherlich nicht fehlen lassen; aber alles wollte nicht helfen. Franz stieg wieder von seiner Deichsel herab, und betrachtete den Wagen von allen Seiten. Da auf einmal blitzte ein funkelnagelneuer Gedanke in ihm auf, und er sagte zu seiner Mutter. „Jetzt weiß ich, was ich thu'."

„Nun, was denn?"

„Ich spanne die Ochsen ab, und spanne sie mit der Kette an's hintere Ende des Wagens, dann können sie ihn ganz leicht auf die Straße ziehen."

„Ich weiß nicht, ob das geht," erwiderte seine Mutter bedenklich. Aber Franz versicherte:

„Das muß gehen; ich kann gar nicht sehen, warum nicht. Ich nehme dann die Deichsel, sobald sie aus dem Wasser ist, und lenke den Wagen, bis er auf der Straße ist. Das ist auch der einzige Weg, wie wir den Wagen wieder herausbringen."

„Nun, du kannst es versuchen; etwas müssen wir thun; wenn nur der Vater da wäre. Aber wenn du die Ochsen hinten anspannst, dann nehme ich den Kleinen vom Wagen; wer weiß, wie es gehen könnte." Das war auch ein glücklicher Gedanke. Wir meinen nicht Franzens Gedanke, die Ochsen am hinteren Ende des Wagens anzuspannen, sondern wir meinen den Gedanken der Mutter, den kleinen Johann herabzunehmen. Denn wäre dieses nicht geschehen, es hätte ihm wahrscheinlich das Leben gekostet.

Nun ging Franz an die Arbeit, sein Meisterstück in Ausführung zu bringen. Es nahm nur kurze Zeit, die Ochsen vermittelst der Kette an die hintere Achse des Wagens zu spannen. Franz bemerkte, daß die Kette ein wenig zu kurz sei; aber das ließ sich jetzt nicht ändern. Er stellte sich neben die Ochsen und trieb diese ein wenig an. Das ging ja ganz vortrefflich. Die Deichsel war bereits aus dem Wasser. Die Mutter mit

dem kleinen Johann auf dem Arme stand daneben und sah dem komischen Fuhrwerke ängstlich zu. Franz trat nun zurück und nahm die Deichsel in die Hand, um den Wagen zu lenken. Nun trieb er die Ochsen wieder an. Der träge Jim war in keiner Eile; aber der rasche Bill, durch die vielen Hiebe auf den Kopf noch feuriger geworden, zog schnell an. Da bekam der faule Jim einen Stoß vom Wagen, der ihn aus seiner Trägheit aufweckte. Er that einen Sprung vorwärts und der zweite Stoß traf nicht ihn, sondern den Bill. Die Wirkung kann man sich leicht denken. Kaum zehn Sekunden waren vergangen, so hatte Franz keine Deichsel mehr in den Händen, und die Ochsen liefen fast so schnell als Pferde mit dem Wagen davon; Franz hatte blos das Nachsehen. Er schrie wohl mit aller Macht: „Ho! ho!" aber die Ochsen hörten das nicht. Daß die Mutter auch schrie, läßt sich leicht denken; hat ja sogar der kleine Johann seine Stimme hören lassen, ohne eine andere Ursache zu wissen, als daß eben alles schrie. Aber alles Schreien und Rufen half nichts; denn die Ochsen waren mit ihrem Wagen noch nicht weit gelaufen, da flog das Wagenbrett mit Aepfeln und Allem herab und der vordere Theil des Wagens oben darauf, und mit den hinteren Rädern, welche stürzten und rollten, oft hinter, oft neben, oft auf den Ochsen waren, liefen sie davon. Franz warf einen Seitenblick auf den zerbrochenen Wagen und eilte dann den Ochsen nach so schnell ihn die Beine tragen mochten. Die Mutter blieb bei der Brücke stehen; was sie während der Zeit, daß Franz den Ochsen nachlief, dort that, weiß Schreiber dieses nicht.

Als Franz ungefähr eine Meile zurückgelegt hatte, da fand er die Ochsen zitternd und aus verschiedenen Wunden blutend am Wege stehen. Es hatte sie ein Mann, der an der Straße arbeitete, aufgehalten, und stand nun bei ihnen und betrachtete das sonderbare Fuhrwerk. Franz erzählte ihm fast außer Athem in wenigen Worten, was geschehen war. Er ging mit Franz zurück zur Brücke. Die Ochsen wurden vorangetrieben, und der Mann zog die Räder, während Franz ein wenig schieben half. Als sie an die Brücke kamen, da stand schon ein anderer Mann beim zerbrochenen Wagen. Er hatte nicht weit davon gearbeitet und den Lärm gehört und war gekommen, um zu sehen, was geschehen war.

Der Wagen wurde untersucht, und zum Glücke stellte es sich heraus, daß nichts zerbrochen war, als das lange Stück Holz, welches das vordere und hintere Räderwerk mit einander verbindet.

Während die Mutter mit dem kleinen Johann in ein Nachbarhaus ging, um sich zu trocknen und zu wärmen, denn es regnete immer ein klein wenig, stellten die Männer den Wagen wieder her. Nach ungefähr zwei Stunden war alles wieder in Ordnung, und nachdem den beiden Männern der herzlichste Dank abgestattet war, ging's der Heimath zu, welche spät in der Nacht erreicht wurde.

Die Mutter erzählte die ganze Geschichte dem Vater, während Franz am Ofen saß und stillschweigend zuhörte. Der Vater sagte endlich: „Schlimm genug; seid nur froh, daß es nicht noch schlimmer abgelaufen ist; ihr habt immer noch große Ursache, dem lieben Gott dankbar zu sein."

Die Mutter erklärte: „Mit dem kleinen Franz fahre ich aber nie wieder fort, da kann man noch um's Leben kommen; das nimmt einen Mann, den alten Bill zu treiben."

Einige Wochen nachher fuhr sie doch wieder mit Franz fort; wie wollte sie sonst auch anders thun. —

Franz hat später die Ochsen nie wieder an's hintere Ende des Wagens gespannt, d. h. im buchstäblichen Sinne des Wortes; im bildlichen Sinne hat er's wohl mehr als einmal versucht, aber jedesmal gab's ein „Unglück"; und er möchte einem jeden seiner Leser den guten Rath ertheilen: Spanne den Wagen nie am hinteren Ende an.

N. Y. Tribune.*)

Von William A. Freund.

Horace Greeley, der Gründer der Tribune, wurde zu Amherst im Staate New Hampshire im Jahre 1811 geboren. Im Jahre 1834 gab er eine Zeitung heraus, die den Namen „New Yorker" hatte.

Als Journalist hatte er besondere Fähigkeiten und gründete dann im Jahre 1841 die „N. Y. Tribune".

Er war ein muthiger Vertheidiger der Temperenz-Sache, der Frauenrechte und der Abschaffung der Sklaverei.

Die N. Y. Tribune war ebenfalls das Organ der ursprünglichen republikanischen Partei (radical Republican Party).

In 1848 wurde Horace Greeley zum Congreß erwählt, und es wird gesagt, daß es durch seine Bemühungen war, daß Abraham Lincoln anstatt Seward Anno 1860 die Nomination für Präsident der Vereinigten Staaten erhielt.

In 1872 erhielt der ehrwürdige alte Herr selbst die Nomination als Präsident von der

*) Eine gute Abbildung des Tribune-Gebäudes brachten wir in einem der früheren Jahrgänge.




Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kumervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kent euch nicht, ihr himlischen Mächte!

Greenbacker Partei, wurde aber nicht erwählt, und eine kurze Zeit nach der Wahl brachte die Presse den Todesbericht des alten Kämpen.

Eine Aktien-Gesellschaft der N. Y. Tribune unternahm es, zu Ehren des verstorbenen Journalisten und Staatsmannes vor einigen Jahren ein Monument in der Gestalt eines Gebäudes zu errichten. Heute steht nun das Unternehmen gänzlich vollendet da, und ist eines der schönsten und vollkommensten Gebäude der Stadt New York.

Der Deutsche wird gewöhnlich als ein guter Schwabe betrachtet, doch müssen wir Amerikaner ein wenig zurücktreten, wenn wir an alle unsere großen Unternehmungen denken und nachforschen und ersehen, daß der deutsche Kopf alle diese Unternehmungen entwirft, und der Amerikaner, der gewöhnlich einen besseren Geschäftstakt besitzt, die Mittel liefert, um diese Unternehmungen auszuführen.

So ist dies auch der Fall bei diesem Unternehmen gewesen, denn der geniale Ed. E. Raht, Architekt, hat bewiesen, daß er sein Geschäft versteht, als er die Pläne für dies riesige Gebäude entwarf.

Der erste Theil des Gebäudes wurde schon vor einiger Zeit vollendet. Der Eingang desselben ist an Printing House Square, gegenüber von City Hall Park mit einer Facade (Front) von 92 Fuß 6 Zoll.

Auf der südlichen Seite, gegenüber Freund's Buchhandlung erstreckt es sich 100 Fuß, auf der nördlichen Seite, gegenüber French's Hotel, 29 Fuß 6 Zoll und die östliche Linie ist 176 Fuß lang.

Der erstgebaute Theil nimmt einen Flächenraum von 4500 Quadratfuß und der neuerbaute einen Raum von 5400 Quadratfuß ein.

Der neuere Theil ist einen Stock höher als der erst erbaute, und somit ist das Gebäude an der Frankfort Street 11 Stockwerk hoch.

Das Gebäude ist feuerfest (fire proof), indem alle Pfeiler von Stein sind. Das Fundament bis zum 2. Stock ist von schwerem Granit und der obere Theil von gepreßten Philadelphia Backsteinen, verziert mit Granit, gebaut. Alle Fenster haben rollende Fensterladen von Eisen. Die innere Arbeit ist von hartem Holz.

Die Gänge sind von importirten Metlach Ziegeln, verziert mit Marmor-Tafelwerk. Im Keller befinden sich 2 Dampfkessel.

Zwei Elevators steigen den ganzen Tag auf und nieder zur Accommodation der Miethenden und Besucher, und ein besonderer Elevator für die bei der Tribune Beschäftigten.

Jedes Departement hat seine eigenen Zimmer, welche mit all den verschiedenen Theilen des Gebäudes in Verbindung durch Sprechröhren stehen. Das Gebäude enthält 150 Zimmer von verschiedenen Größen, welche meistens alle von professionellen Leuten besetzt sind. Die Schreibstube (counting room) der Zeitung befindet sich im ersten Stockwerk und ist 22 bei 75 Fuß groß, geschmückt mit einem überlebensgroßen Oelgemälde des Gründers Horace Greeley.

Der Ladentisch ist von Marmor und außerdem enthält das Zimmer die feinste Möbelarbeit. Die Zimmer der Editoren befinden sich im 9. und 10. Stockwerk, welche gut beleuchtet und ventilirt sind. Im 10. Stockwerk befinden sich ebenfalls die Stereotypen-Zimmer, woselbst die Platten, sobald sie fertig sind, auf einem nur für diesen Zweck bestimmten Elevator nach dem Keller befördert und gleich auf die Pressen gethan werden, die 15,000 Abdrücke per Stunde liefern.

Das Zimmer der Setzer ist 165 Fuß lang und hat elektrische Beleuchtung; es arbeiten darin 100 Setzer.

Die Gesellschaft behauptet, daß sie die besten Accommodationen einer Druckerei im In- und Auslande besitzt. Ebenfalls rühmt sie sich dessen, daß sie die einzige Zeitung ist, welche mit elektrischem Draht zwischen Washington und New York in Verbindung steht.

Für Besucher der Stadt New York wird es sich lohnen, dieses Gebäude in Augenschein zu nehmen; besonders angenehm in den heißen Tagen ist die frische Luft, die einem entgegenkommt, wenn man die oberen Stockwerke besucht.

Das Gebäude ist vom Seitenweg 150 Fuß hoch und der Thurm 265 Fuß, welches ungefähr 5 Fuß weniger ist, als der Thurm der bekannten „Trinity Church".

Von dieser Höhe bietet sich dem Besucher eine höchst angenehme Aussicht über die Städte New York, Brooklyn, Staten Island und Jersey City.

Dies ist nur eines der vielen elegant erbauten Geschäftshäuser der Stadt New York, und immer werden neue errichtet, die, wenn sie auch nicht soviel Flächenraum einnehmen, doch man möchte sagen bis in den Himmel hinein gebaut werden.

Wer die N. Y. Tribune liest, wird leicht gewahr werden, daß der gewandte Editor — Whitelaw Reid — die schönste und best-grammatische Sprache seinem bedeutenden Leserkreise liefert.



Durch Irrungen zur Wahrheit.

Ein deutsch-amerikanisches Familienbild aus der Gegenwart.

Von J. J. Meßmer.



VIII.

Monate sind vergangen. Der Frühling hatte die Erde in neues, frisches Grün gekleidet. Der Sommer war ihm gefolgt und heiß brannte die Sonne in die Straßen und Gassen der Metropole. Der jährliche Auszug ihrer Bewohner war bald in vollem Gange. Die Einen flohen in die Berge, die Andern an die Meeresküste, die Sommerhotels waren bald überfüllt, die prachtvollen Sommerresidenzen, an den Ufern des Hudsons, wie am Sunde gelegen, hatten fast ohne Ausnahme ihre Bewohner aufgenommen. Wem die Mittel oder andere Umstände es nicht erlaubten, der heißen Atmosphäre der Stadt zu entfliehen, der suchte sich damit schadlos zu halten, daß er sich den zahlreichen Vergnügungszügen anschloß, die täglich eine große Menge hinaus in die freie Gottesnatur brachten. Die prächtigen Dampfer, die den Long Island Sund oder den romantischen Hudson befuhren, waren jederzeit voll besetzt, Picnics, Excursionen, Sommernachtfeste waren an der Tagesordnung, Ruder- und Segel-Wettfahrten, Fischpartien u. dgl. fanden ihre begeisterten Liebhaber. Auch das Volk des Herrn war keineswegs müßig, hatte es sich doch zum Grundsatze gemacht, sich in die Zeit zu schicken. Bald in idyllischen Wäldchen, bald am Meeresgestade sammelte es sich für einige Wochen, um dem Herrn ein Fest zu feiern und das Netz des Evangeliums auszuwerfen.

Ocean Grove hatte wie gewöhnlich auch dieses Jahr wieder eine bedeutende Menge angezogen. Die hübschen Sommerwohnungen waren mit Gästen angefüllt; die luftige Zeltstadt gewann immer mehr an Ausdehnung und in das Rauschen der Brandung mischte sich der Lobgesang der Kinder Gottes, die Gebete heilsbegieriger Seelen und die klare und kräftige Predigt des Evangeliums.

Mina und ihre Mutter hatten es ohne besondere Schwierigkeiten zu erreichen gewußt, daß sie sich für einige Zeit dem Laubhüttenfest am Meeresgestade anschließen durften. Ihre liebliche Wohnung vom vorigen Sommer stand ihnen wieder zur Verfügung, und wenn auch ihr väterlicher Freund, Herr Wilkens, dieses Mal fehlte, so hatte Mina in der Zeit mit manchem theuren Gotteskinde Bekanntschaft gemacht und oft durfte sie solche unerwartet im Tabernakel begrüßen. Aber auch andere Besuche kamen. Vater und Heinrich wußten selbst hie und da einen Tag in der Woche zu sparen, um denselben in ihrer Gesellschaft zuzubringen; auch fand man es selbstverständlich, daß die ganze Familie sich über Sonntag daselbst vereinigte und selbst Onkel Hermann stellte sich einige Male mit der Tante bei ihnen ein.

„Ich kann die Einsamkeit nicht ertragen," klagte der Onkel, „und seit Harry verloren ist, muß ich hie und da Trost haben, und den kann ich mir nur aus den frommen Augen Minas lesen. Ach hätte Harry deinen Warnungen Gehör gegeben, so wäre es nicht so weit mit ihm gekommen!"

Der Kummer des Onkels ging Allen tief zu Herzen, und um so mehr, als kein Fünkchen von Hoffnung sich zeigte und kein Trost in irgend welchem Umstande zu finden war. „Verloren", das war der einzige und doch so schreckliche Gedanke, der sich mit dem Andenken an den Verschwundenen verbinden ließ.

„Hätte er voriges Jahr, anstatt seinen Kameraden in Long Branch nachzulaufen, den nämlichen Weg, wie Mina, eingeschlagen, so würde es nicht ein solches Ende mit ihm genommen haben. Diese frommen Leute haben allerdings eigenthümliche Ansichten, denen ich nicht ganz beistimmen kann; aber das muß man zugeben, ihr Weg ist jedenfalls der sicherere. Und für solch schwache Charaktere, wie mein Harry einer war, ist der sichere Weg immerhin der bessere. Aber ich stand dem armen Jungen selbst im Wege."

So wechselten bei Onkel Hermann beständig Klagen und Selbstvorwürfe ab. An den Gottesdiensten nahm er nicht allein ohne Widerrede theil, sondern zeigte auch wirkliches Interesse in denselben. Doch sprach er sich nicht weiter über die Vorgänge in seinem Innern aus, und die Freunde waren weise genug, auch nicht weiter in ihn zu dringen.

Herr Lehmann lobte oft die angehörten Predigten, stellte aber immer Vergleiche an mit der alten Heimath und meinte, man könnte eben so gut ein gläubiger Christ sein, wie dort, ohne auf solche auffallende Weise mit seiner Religion Propaganda machen zu wollen.

Heinrich schloß sich seiner Schwester mehr und mehr an. In dem Verschwinden Nellys hatte er die erste herbe Täuschung seines Lebens erfahren. Diesen Schlag zu überwinden, war ihm schwer. Die Freuden des gesellschaftlichen Lebens erschienen ihm mehr und mehr abgeschmackt,

dabei war ihm seine Schwester ein Räthsel. Ihr inneres Glück, ihre Heiterkeit und Liebenswürdigkeit bei all ihrer, wie er es nannte, strengen Religiösität, überraschten ihn. Er fühlte, daß sie Etwas haben mußte, das sie weit über die Thorheiten, Versuchungen und Kleinlichkeiten der Welt erhob. Mehr und mehr wurde in ihm der Wunsch lebendig, dieses Etwas auch zu besitzen. Er suchte die Wahrheit. Die Predigt, wie die Gottesdienste im Allgemeinen machten größeren Eindruck auf ihn; er nahm seine Bibel zur Hand, er versuchte es mit dem geheimen Gebete. Erst unter dem Anschein allgemeinen Interesses gab er den Einwendungen seiner noch unerleuchteten Vernunft und seinen Zweifeln bei seiner Schwester Ausdruck. Er liebte es offenbar, von ihr widerlegt zu werden. Eingehendere Unterredungen waren nicht selten, und wohl bemerkte sie mit inniger Dankbarkeit, daß der Geist Gottes sein Werk in dem Herzen ihres Bruders angefangen hatte.

Ja, er beschloß, seine Sommer-Vakanz ganz bei seiner Schwester zuzubringen. Aber noch eine andere Ueberraschung war Mina vorbehalten. Am Samstag Abend, als Heinrich zum Antritt seines Urlaubs in Ocean Grove eintraf, fand sich in seiner Gesellschaft auch Cousin Johannes, der am Morgen unerwartet zum Besuche eingetroffen war. Besondere Familien-Angelegenheiten hatten ihn nach New York geführt, und einmal dort, beschloß er, sich einige Wochen bei seinen Freunden aufzuhalten.

„Ach, Cousin Johannes, wie kommst du hieher?“ rief Mina hocherfreut aus, als ihr die Ankömmlinge unerwartet auf der Veranda entgegentraten. „Willkommen, willkommen!“ damit streckte sie ihrem Cousin beide Hände entgegen.

„Nun, Dampfer und Eisenbahn haben ihre Schuldigkeit gethan, und einmal in Ocean Grove angekommen, haben mich meine gesunden Beine vollends zu deinem hübschen Nestchen gebracht!“ rief Johannes lachend, indem er die Hände Minas erfaßte und herzlich drückte. „Indessen haben mich Familienangelegenheiten nach New York geführt, und einmal da, dachte ich, meine liebe Cousine würde Nichts dagegen haben, wenn ich mich ihr wieder einmal vorstellte.“

„Wie freue ich mich, dich hier zu sehen,“ fuhr Mina fort, indem sie den Gast nach dem Parlor zog, wo bereits Vater, Mutter und Onkel Hermann sich befanden. Auch hier fand der neue Ankömmling freudige Aufnahme, und nachdem die gewöhnlichen Grüße ausgetauscht, und die gegenseitigen Erkundigungen nach dem Befinden der beiderseitigen Familien beantwortet waren, bemerkte Herr Lehmann:

„Du siehst, wir sind hier auf guten Wegen. Mina ließ es sich nicht nehmen, dieses Jahr wieder nach Ocean Grove zu gehen, wo sie, wie sie sagt, Gesundheit für Leib und Seele gefunden hat; und da wir nun einmal Alle unter ihrem Pantoffel stehen, so blieb uns nichts weiter übrig, als ihr nachzufolgen.

„Ich freue mich,“ sagte Johannes, ohne auf die letztere scherzhafte Bemerkung einzugehen, „Euch Alle hier zu finden, und Mina wieder so wohl zu sehen.“

„Ich wüßte keinen angenehmeren Ort zur Erholung als gerade Ocean Grove,“ meinte Onkel Hermann; „hier kann man doch einmal wirklich Ruhe genießen und Erholung finden. Nach Allem haben sich auch meine Ansichten bezüglich dieser Methodisten geändert; es mag manche Heuchler unter ihnen haben, aber auch sehr Viele, vor denen wir den Hut abnehmen müssen. Im Allgemeinen sind sie im Rechten und junge Leute thun besser, sich ihnen anzuschließen, als mit der heutigen sogenannten Gesellschaft zu laufen.“

„Dann besucht ihr keine Bälle und Theater mehr?“

„Das will ich nicht gerade sagen; aber nach den letzten Ereignissen in unserer Freundschaft kann es uns Niemand übel nehmen, wenn wir uns für einstweilen aus der Gesellschaft zurückgezogen haben.“

„Ihr habt doch kein Unglück gehabt?“ fragte Johannes erschrocken.

„Unglück genug!“ Die Freunde erzählten ihm nun von dem Verschwinden Nellys und ihren traurigen Befürchtungen in Betreff Harrys. Johannes war über diese Nachrichten tief erschüttert, enthielt sich aber einstweilen besondere Bemerkungen an dieselben zu knüpfen, als daß er seiner Trauer Ausdruck gab.

Da der Abend sehr schön war, so schlug er Mina noch einen Spaziergang vor, was diese um so bereitwilliger annahm, als ihr derselbe Gelegenheit bot, sich ihrem Cousin gegenüber noch mehr auszusprechen. Sie theilte ihm ihre Kämpfe und Versuchungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Vergnügungen mit, ebenso welchen Entschluß sie gefaßt und wie sie denselben ausgeführt habe, und welches die nächsten Folgen ihres Entschlusses waren. „Wahrscheinlich,“ meinte sie, „würden mir noch größere Schwierigkeiten in den Weg getreten sein, wenn das Unglück mit Nelly und Harry nicht geschehen wäre. Doch kann ich darinnen nicht Gottes Fügung erkennen. Ich wollte viel tausend Mal lieber, ich hätte ein härteres Kreuz zu tragen, und das Unglück, das uns Alle so tief darniederbeugt, wäre nicht geschehen.“

„Du sollst es auch nicht als Gottes Fügung betrachten, daß deine Freunde verloren gingen,“ sagte Johannes, „aber Gott weiß auch das Böse zum Guten zu wenden. Den Deinen hat dieser erschütternde Vorfall zur ernsten Mahnung dienen müssen. Diese Mahnung kam für deine Umstände freilich gerade zur rechten Zeit. Aber es ist traurig, sehr traurig, daß der Weg der Umkehr erst über solches Unglück gehen mußte.“

Mina erzählte nun weiter, wie sie sich nur mit ihrer Mutter näher der Kirche angeschlossen habe, wie nachgiebig Vater und Onkel Hermann nun seien und welche Unterredungen sie schon mit Heinrich gehabt habe.

„Hoffe,“ sagte Johannes, „der Herr hat gewiß sein Werk an den Deinen, und er wird es zu seiner Zeit auch hinausführen. Und was Heinrich anbetrifft, so habe ich heute schon deutlich gesehen, daß Etwas in ihm vorgeht. Ich glaube, er ist nicht mehr ferne vom Reiche Gottes.“

Der Abend vereinigte noch die ganze Familie zum gemeinsamen Gebete, welchem sich selbst Onkel Hermann nicht entzog, und dessen Leitung Johannes, als angehendem Prediger, übertragen wurde.

Für Heinrich war die Ankunft von Cousin Johannes von großem Werthe. Er schloß sich aufs innigste an ihn an und schüttete ihm wiederholt sein Herz aus.

„Ich habe," sagte er eines Tages, „seit Monaten die Bibel mit Bedacht gelesen. Ich habe manche Spötterei meines Onkels und manche Einwendungen gebildeter Leute gegen ihren Inhalt gehört; aber ich muß gestehen, je mehr ich darinnen lese, desto ehrwürdiger erscheint sie mir, und wenn irgend in der Welt Wahrheit zu finden ist, so ist sie hier enthalten. Es unterliegt auch bei mir keinem Zweifel, daß, wer nach den Vorschriften dieses Buches lebt, glücklich sein muß. Aber ich kann nicht sehen, wie ich jemals im Stande sein werde, darnach zu leben."

„Kein Mensch ist dazu aus sich selbst im Stande. Darum hat uns auch Gott seinen Beistand verheißen und seine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

„Das habe ich auch gelesen und ich habe auch um den göttlichen Beistand gebetet, aber gerade dann, wenn ich die besten Vorsätze gefaßt habe, treten mir allerlei Widerwärtigkeiten in den Weg, und gerade dann komme ich um so schneller zu Falle."

„Das," sagte Johannes lächelnd, „ist eine praktische Illustration zu den Worten der heil. Schrift: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich elender Mensch, wer will mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Aber weißt du auch, wie es ferner heißt? „Ich danke Gott durch Jesum Christum."

„Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll."

„Lieber Heinrich, du mußt die heilige Schrift nicht blos als eine Zusammenfassung von Lehren ansehen, die wir glauben, oder von Pflichten, die wir ausüben sollen. Sie ist vielmehr im weitesten Sinne unseres Fußes Leuchte und das Licht auf unserem Wege. Sie führt uns in unser Herz; sie lehrt uns, uns selbst zu erkennen, damit wir auch die göttliche Gnade recht ergreifen möchten. In uns ist keine Kraft zu irgend einem Guten, wir sind von Natur ganz und gar, durch und durch verdorben, werden aber ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist."

„Ich verstehe," sagte Heinrich, „das ist die Lehre der Buße, des Glaubens und der Heiligung. Ich sehe die Wahrheit dieser Lehren ein, aber die entsprechenden Gefühle mangeln mir, um diesen Weg zu gehen."

„Es kommt dabei auch nicht auf unsere Gefühle an. Die Hauptsache bleibt immerhin, daß wir den rechten Weg gehen, die Gefühle seien, welche sie wollen."

Heinrich schien dieses nicht recht zu verstehen, doch versprach er, ernstlich über den Gegenstand nachzudenken.

Den folgenden Abend war der Gegenstand der Predigt: „Die Gefahren, denen unsere Jugend ausgesetzt ist." Der Redner nahm zum Bilde das Seeungeheuer, welches kürzlich an den Gestaden von Neuengland von Fischern gefangen wurde. Er beschrieb, wie dasselbe in der Tiefe des Meeres auf Beute lauernd seine ungeheuren Fangarme ausstreckt und alles Lebendige, das in seinen Bereich kommt, erfaßt, unwiderstehlich in die Tiefe zieht und ihm Blut und Leben aussaugt. Dann wies er hin auf das Ungeheuer der modernen Weltlust. Er beschrieb, wie dasselbe in Zeitungen, Anzeigebills, Plakaten u. s. w. seine Lockspeise ausstellt; dann zeigte er auf die Tausende von Saloons, Spiel-Höllen, Theater, Schaubuden und Vergnügungsplätze, auf die wohlfeile, Herz und Gemüth vergiftende Unterhaltungsliteratur, und entwarf so ein furchtbares Bild von dem Verderben, mit dem unsere heutige Jugend bedroht ist und mit herzbeweglichen Worten wies er hin auf die Tausende von blühenden Menschenleben, die jährlich in unserem Lande dem Ungeheuer der modernen Weltlust zum Opfer fallen. Und wer kann dieses Verderben aufhalten? Er zeigte, daß die Macht der Finsterniß ihren Einfluß bis zum Ende der Tage geltend machen werde, und daß es daher vor Allem gelte, für sich selbst und die Seinen Sicherheit zu suchen. Und wo ist Sicherheit zu finden, als allein beim Herrn! Nun erfolgte eine ergreifende Ermahnung an die Jugend, Schutz und Sicherheit bei Jesu zu suchen, der sein Leben auch für sie dahin gegeben. Zum Schlusse forderte er diejenigen, welche entschlossen seien, der gefährlichen Lust der Welt den Abschied zu geben und Schutz und Sicherheit bei Jesu zu suchen, auf, dieses durch Aufstehen zu bezeugen.

Auch Heinrich war unter denen, welche von der Kraft des Wortes Gottes tief ergriffen, aufgestanden waren. Aber nun folgte weiter die Einladung, gerade jetzt Sicherheit zu suchen, und sich zu diesem Zwecke am Altare zu gemeinschaftlichem Gebete zu vereinigen. — Ein heftiger Kampf entstand in der Brust des jungen Mannes. Wie oft hatte er gegen dieses Wesen am Altare reden und selbst spotten hören. Konnte denn nur da Gnade und Heil widerfahren? Und was würden die Seinen, was seine Freunde und Bekannten sagen, wenn er sich gleichfalls so vor der ganzen Versammlung zum Schauspiele hingäbe? — Aber gegenüber diesen Einflüsterungen fühlte er auch, als wenn ihm jetzt das Heil ganz besonders nahe stände; als gälte es, jetzt oder nie dasselbe zu erfassen; er fühlte, daß wenn er jetzt vorging, er gleichsam die Brücke zurück zur Welt hinter sich abbrach. Und war es nicht gerade dieses, was er eigentlich thun sollte und auch wollte? Er warf einen Blick auf seinen Cousin Johannes, der neben ihm saß. „Soll ich mit dir vorgehen?" fragte derselbe. Das gab ihm neuen Muth: „Ja, komm mit mir!" flüsterte er, und am Arme seines Freundes schritt er zum Altare. Wie sein Herz klopfte! wie er die Augen der ganzen Versammlung auf sich gerichtet fühlte! Aber er fühlte auch, daß er im Begriffe stand, sich seinem himmlischen Vater zu übergeben. Eine solche Nähe Gottes war seinem Herzen fühlbar, daß seine Seele gleichsam in derselben zerfloß, und während das Gebet seines Freundes für ihn gen Himmel stieg, übergab er sich mit Leib und Seele dem Herrn und erfuhr das innere Zeugniß, daß er angenommen war aus Gnaden in Jesu und dem Glaubensgebet seines Freundes um Erlösung für ihn, folgte sein Dankgebet für die ihm widerfahrene Erlösung.

Es war spät, als die Familie diesen Abend zur Ruhe ging. Die Freudenthränen seiner Schwester und Mutter waren Heinrich hier schon ein süßer Gewinn. Und er sah, daß auch Vater und Onkel nichts gegen seinen Schritt einzuwenden hatten. Und wie schnell nun die zwei Wochen in Ocean Grove verflogen! Oft überkam es ihn, wie ein Grauen, wenn er an die Versuchungen und Schwie-

rigkeiten des täglichen Lebens dachte. Würde er treu bleiben? Würde er Kraft haben, auszuharren? Johannes lehrte ihn, seine Hoffnung auf den zu setzen, der gesprochen: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ Es mochten große Versuchungen und heftige Kämpfe bevorstehen, aber auf seiner Seite stand auch nicht blos menschliche, sondern göttliche Hülfe und Gnade.

IX.

Aus Minas Tagebuch.

7. Sept. 18—. Schon sind wieder etliche Wochen dahin geschwunden, seit wir von Ocean Grove zurück sind. Wie schnell doch die Zeit vergeht. Aber welch eine herrliche Zeit haben wir auch dort verlebt! Wie erquickend war die frische Seeluft; wie majestätisch rauschten die Wogen des Oceans; wie lieblich grünten die Wiesen; wie prachtvoll ließ es sich auf dem kleinen See dahin schiffen! Aber wie herrlich waren auch die Gottesdienste, und wie viele christliche Freunde durften wir da kennen lernen!

Aber das Herrlichste von Allem war doch die Bekehrung meines lieben Bruders Heinrich. O wie Großes hat der Herr an uns gethan! Mutter schließt sich mehr und mehr uns an. Vater sagte, er habe nichts dagegen, wenn Heinrich ein wahrer Christ geworden sei. Das sei jedenfalls besser, als wenn er in schlechte Gesellschaft geriethe und ein Bruder Liederlich würde. Da es nun einmal in unserer Familie nicht möglich zu sein scheine, die goldene Mittelstraße inne zu halten, so sei der Weg, den wir eingeschlagen hätten, immerhin vorzuziehen. Onkel Hermann schien tief erschüttert zu sein. Er sagte, hätte Harry diesen Weg eingeschlagen, so wäre er nicht so elendiglich zu Grunde gegangen. Der arme Onkel! Harrys Verschwinden drückt ihn immer tiefer darnieder. Er schilt jetzt wenig mehr über die Kameraden, die ihn verführt, und dann als er auf gefährliche Wege gerathen war, ihn im Stiche gelassen hatten. Aber er ergeht sich in den heftigsten Selbstanklagen. Es ist nur gut, daß sein Ned ihn zu bessern Hoffnungen berechtigt, sonst würde er der Verzweiflung anheim fallen.

Wir haben nun recht schöne Stunden zu Hause und die Gegenwart Cousin Johannes trägt auch nicht wenig dazu bei. In etwa zwei Wochen will er wieder abreisen. Es ist dieses sein letzter Termin im College. Nächstes Frühjahr gedenkt er in's Predigtamt einzutreten. Letzten Sonntag predigte er in unserer Kirche. Er hat der Gemeinde sehr gut gefallen; auch Vater, Mutter und Onkel waren seines Lobes voll. Gestern Abend war der Singchor unserer Gemeinde bei uns. Wir haben unsere Evangeliums-Lieder beinahe durchgesungen. Adele L. und Sophie T. sangen ein hübsches Duett; und einige junge Männer deklamirten hübsche Stücke aus der geistlichen Poesie. Cousin Johannes hielt eine Ansprache, und bevor wir uns trennten, knieten wir noch nieder und er erflehte den Segen Gottes auf alle Anwesende. Vater war die ganze Zeit gegenwärtig und schien sehr erfreut zu sein. Nachher sagte er: „Solche Gesellschaften lasse ich mir gefallen; sicherlich haben sich Alle gut unterhalten und der Morgen wird keine schweren Köpfe bringen.“ Ich hoffe ganz gewiß, der Herr wird uns noch Alle in seinem Dienste vereinigen. Cousin Johannes glaubt es auch, und spricht uns beständig Muth zu.

Heinrich scheint sich der Gesellschaft, die er in der Kirche gefunden hat, sehr zu freuen. Der Jungmänner-Verein zieht ihn sehr an, und er fehlt in keiner Versammlung. Meine Mädchenklasse in der Sonntagschule bereitet mir viele Freude; nur fühle ich mich so ungeschickt und untüchtig, die lieben Kinder so recht auf den Weg der Wahrheit zu leiten. Herr Carter, unser Superintendent sagte mir aber, ich sollte die Kinder zu einem besonderen Gegenstand meines Gebetes machen und im Uebrigen auf den Herrn vertrauen. Das will ich denn auch thun.“

12. Sept. Gestern war ein sehr erregter Tag. Cousin Johannes kam spät am Nachmittage nach Hause mit der Nachricht, daß er eine Spur von Nelly F. entdeckt habe. In großer Aufregung fragten Alle: „Wo? Was weißt du mehr?“ Er erzählte nun, er sei eben durch die Bowery gegangen, als er zufällig auf die entgegengesetzte Seite der Straße geblickt habe. Da sei ihm ein junges Frauenzimmer aufgefallen, das in einen Regenmantel gehüllt, sich mühsam durch das Gedränge wand. Er habe ihr Angesicht nicht gesehen, doch ihre Gestalt und Haltung habe ihn sehr an Nelly erinnert. Da sei auf der Straße ein Geschrei entstanden, indem ein Kind nahezu überfahren wurde; dieses habe sie veranlaßt, gleichfalls nach der Straße zu blicken, und so habe sie ihr Gesicht ihm zugewendet. Es sei Niemand anders, als Nelly gewesen, er habe sie deutlich erkannt. Er wollte ihr sofort nacheilen, allein als er die Straße kreuzen wollte, kamen mehrere Wagen in den Weg, und bevor er sich durchzuwinden im Stande war, war Nelly verschwunden. Er glaubt, sie sei in eine Seitengasse gegangen, und stellte sofort Erkundigungen an, konnte aber Nichts ausfinden.

Wir waren Alle in großer Aufregung. Als wir ihn fragten, wie ihr Aussehen gewesen sei, wollte er erst nichts sagen, endlich gestand er zu, daß sie ihm sehr elend und krank vorgekommen sei. Die arme Nelly! Was wohl aus ihr geworden ist? Wir entschlossen uns, ihrem Vater vorläufig nichts zu sagen, aber genaue Nachforschungen anzustellen, und Johannes erbot sich, seine ganze Zeit zu diesem Zwecke zu verwenden.

22. Sept. Nelly ist endlich aufgefunden worden. Arme, unglückliche Nelly! Wie schwer hat sie ihre Unerfahrenheit und ihren Leichtsinn büßen müssen!

Cousin Johannes hatte vorletzte Woche ganz recht gesehen. Ja, Nelly war in New York. Zwar waren alle unsere Nachforschungen erfolglos geblieben. Gestern Morgen jedoch brachte der Postbote mir einen Brief, bei dessen Anblick ich mich eines lauten Schreies nicht enthalten konnte. Die Aufschrift war von Nellys Hand. Wir hatten eben das Morgenessen vollendet; Vater und Heinrich waren noch da. Johannes war den Abend zuvor abgereist. Schnell riß ich den Brief auf. Es war eine Einlage an Herrn F. darin, ihre wenigen Zeilen an mich lauteten:

„Liebe Mina! Um Gottes Barmherzigkeit willen übergieb diesen Brief selbst in die Hände meines Vaters. Bereite ihn vor, ich bin sehr krank und elend. O verurtheilt mich nicht und verstoßt mich nicht! Deine unglückliche Nelly.“

Ich eilte sogleich mit dem Briefe zu Herrn F. Er war bereits in seiner Office. Wie er den Brief sah, erbleichte er und mußte sich vor Aufregung auf den Tisch stützen. Er winkte mir, mich zu setzen, dann erbrach er den Brief, las ihn und reichte ihn mir. Er lautete:

„Lieber Vater! Ich würde es nicht gewagt haben, mich je wieder dir zu nahen, nachdem ich dich so tief beleidigt habe. Aber ich bin sehr krank und fühle, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe. O, und ich kann nicht sterben, es sei denn, ich darf noch einmal dein liebes Angesicht sehen und deine Vergebung erflehen. O, Vater, komm zu mir! Ja, ich weiß, daß du kommst, und daß du deine unglückliche Tochter noch nicht vergessen hast. Komm bald, bald, mir sterben zu helfen. Ich wohne No. 657 *Straße, 4. Flur. Deine arme Nelly."

Herr F. war tief erschüttert, doch hatte er sich schnell gefaßt. Er gab seinen Untergebenen ruhig seine Befehle für seine Abwesenheit; dann sagte er zu mir: „Ich werde Nelly sofort heimholen. Wollen Sie, Fräulein Lehmann, noch weiter mir und Nelly einen Gefallen thun? — Dann bitte, eilen Sie nach meinem Hause, lassen Sie Nellys Zimmer herrichten und senden Sie nach Dr. D., damit er hier ist, wenn wir ankommen."

O wie gerne sagte ich zu. Herr F. eilte nun schnell weg und ich begab mich nach seiner Wohnung. Es nahm etwa zwei Stunden. Der Doktor war schon angekommen, als Herr F. vorfuhr. Er stieg rasch aus der Kutsche und trug dann auf seinen Armen Nelly herein. Sie hielt ihn fest umschlungen, bis er sie in das zubereitete Bett gelegt hatte; jetzt erst schien sie aus einer Betäubung aufzuwachen. Dann blickte sie mich mit einem traurigen Lächeln an und sagte: „O, wie danke ich dir, liebe Mina, daß du Vater geschickt hast und selbst gekommen bist. O, ich bin sehr krank und so müde!" Sie verfiel gleich in Schlummer. O, wie abgezehrt und Elend sah sie aus, und wie brannten die rothen Flecke auf ihren Wangen. Der Doktor schüttelte den Kopf und untersuchte sie genau und sagte: „Die Schwindsucht im höchsten Stadium."

Herr F. schien unter der Last fast zusammen zu brechen. Ich fragte ihn, ob ich Mutter rufen sollte? „Ja," sagte er, „Fräulein Lehmann, rufen Sie ihre Mutter, das wird das Beste sein, und nicht wahr, Sie verlassen uns nicht?" Ich versicherte ihn dessen und eilte heim. Vater war gleichfalls zu Hause und nach kurzer Berathung wurde beschlossen, daß Mutter mit mir Nellys Pflege übernehmen sollte. — O die arme, arme Nelly!"

* * *

Wir haben hier über die Umstände der Auffindung Nellys und über ihr trauriges Schicksal Einiges nachzutragen.

Herr F. hatte, nachdem er den Brief Nellys empfangen, sogleich eine Kutsche genommen, und war nach vielem Hin- und Herfahren endlich auf dem bezeichneten Platze angekommen. Das Haus, auf welches die Nummer lautete, war ein düsteres, hohes Gebäude und schien zahlreiche Bewohner zu haben. Er fand die Hausthür offen und stieg die Treppen hinan. Auf dem dritten Boden angelangt, trat ihm eine einfach gekleidete aber resolut aussehende Frau entgegen, die ihn fragte, was er in dem Hause suche? Herr F. erkundigte sich nach Fräulein Nelly F., worauf die Frau heftig erwiderte: „Dieses Haus ist ein ehrliches Haus, und es wohnen nur ordentliche Leute in demselben. Was wollen Sie bei der jungen Dame, die indessen erst einige Wochen hier ist und krank liegt. Wenn ich gewußt hätte, daß sie Herrenbesuche empfängt, würde ich sie nicht aufgenommen haben!" Die Frau, indem sie Herrn F. in den Weg trat, schien nicht übel Lust zu haben, noch eine Weile in dieser Weise fort zu zanken, allein Herr F., indem er sie ungeduldig bei Seite schob, erwiderte: „Um Gotteswillen, gute Frau, halten Sie mich doch nicht auf, ich bin ja der Vater der jungen Dame."

„Der Vater?" fragte die Frau erstaunt, „nun dann ist es etwas anderes. Dann aber wundert es mich, wie die Dame in diesem Zustande dazu kommt, hier ein Unterkommen zu suchen." Indessen gab sie Herrn F. den Weg frei und rief ihm, während er die vierte Treppe erstieg, die Weisung zu: „Die zweite Thür links."

Auf sein Anklopfen rief eine schwache Stimme: „Herein!" Im nächsten Augenblicke stand er in einem ärmlich ausgerüsteten Zimmer, und vor ihm auf einem dürftigen, doch sauberen Lager fand sich eine blasse Leidensgestalt, auf ihren Wangen die scharf abgegrenzte verrätherische hektische Röthe brennend; das reiche blonde Haar war aufgelöst über die Kissen gebreitet. Bei seinem Eintritte erhob sie sich, streckte die schneeweißen, abgezehrten Arme nach ihm aus und rief in Thränen ausbrechend: „O, Vater, da bist du endlich! O, Gottlob, daß du dein thörichtes Kind, deine arme Nelly, nicht verstoßen hast. O, vergieb, vergieb! Wie unglücklich bin ich geworden, daß ich dich verlassen habe." So fuhr die Leidende noch eine Weile fort, während sie liebreich mit ihren Fingern durch die grauen Haare ihres Vaters fuhr, der erschüttert an ihrem Bette niedergesunken war, und sein Mädchen in seinen Armen hielt.

„O, Nelly!" flüsterte der gebeugte Vater, „mein armes Kind, sage mir, wie kommst du in diesen Zustand."

Die Augen Nellys nahmen einen sonderbaren Ausdruck an, dann griff sie zögernd unter ihr Kissen, zog ein abgenutztes Beutelchen hervor und entnahm demselben ein zerknittertes Stück Papier, und dasselbe ihrem Vater reichend, sagte sie: „Das hat es gethan! O, Vater, glaub' mir, ich wollte mir erst nur einen Spaß damit machen, aber wie furchtbar habe ich denselben büßen müssen."

Herr F. warf einen Blick auf den Zettel und fuhr wie von einer Schlange gebissen auf und verzweifelnd die Hände über dem Kopfe zusammen schlagend, rief er aus: „So habe ich dir selbst die Bahn des Verderbens geebnet!"

Das Stückchen Papier war ein Ausschnitt aus seiner eigenen Zeitung und enthielt folgende Anzeige:

„Ein junger ehrenhafter Mann, von gutem Aussehen und reichen Mitteln, wünscht die Bekanntschaft einer gebildeten jungen Dame zu machen. Strengste Diskretion zugesichert. Adresse W. G. H. Postoffice."

Er kannte diese Anzeige wohl. Herr Lehmann war gerade in seine Office gekommen, als er dieselbe angenommen hatte. Er sah sie auf dem

Tische liegen, und darauf hindeutend meinte er: „Aber, lieber F., denken Sie, daß sich solche Anzeigen auf die Länge der Zeit bezahlen? Das bringt ja Ihre Zeitung in Verruf." Er hatte darauf geantwortet: „Ach was kümmern sich die Leute darum, braucht ja Niemand darauf zu antworten und was die Hauptsache ist, diese Anzeigen werden gut bezahlt."

Aengstlich blickte die Kranke auf ihren Vater und in Thränen ausbrechend bat sie in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, bis ein heftiger Hustenanfall sie beinahe zu ersticken drohte. Der Anblick ihrer Leiden brachte Herrn F. wieder zu sich und sich aufraffend sagte er: „Sei ruhig, liebes Kind, ich will dich sogleich nach Hause nehmen, dort kannst du mir dann erzählen, wie Alles gekommen ist."

Dann öffnete er die Thüre, um Jemanden herbei zu rufen. Er sah die Frau, die ihn empfangen hatte, unten an der Treppe stehen und ersuchte sie, herein zu kommen. Sie war die Vermietherin der Zimmer. Er bezahlte ihr die aufgelaufene Miethe, ließ sich für Nelly einige Stärkungsmittel reichen, dann wurde sie gut in warme Tücher gewickelt und in die Kutsche getragen. Bald war sie wieder in ihrem Zimmer, und die sorgfältige Pflege Minas und ihrer Mutter weckten noch einmal in Etwas ihre Lebenskräfte.

Es folgten nun Tage heißen Kampfes, da die Kraft und Hoffnung der Jugend verzweiflungsvoll mit der tückischen Krankheit und dem Tode rang. „Ach wie schrecklich, noch so jung und schon sterben. Ach ich möchte noch so gerne länger leben. Muß ich denn wirklich sterben?" so klagte sie oft in herzbrechender Weise und es bedurfte der ganzen Standhaftigkeit eines gottliebenden Gemüthes, die Kranke zu beruhigen und sie auf ihr Ende, das langsam aber unabwendbar heran rückte, vorzubereiten. In ihren Unterredungen mit ihrem Vater kam auch nach und nach das Räthsel ihres geheimnißvollen Verschwindens an's Tageslicht.

Es war eine traurige, aber nur zu oft sich wiederholende Geschichte. Sie war ein's der vielen Opfer, die alljährlich dem Ungeheuer des geheimen Verbrechens zur Beute fallen, das seine zahlreichen Fangarme stets in der Weltstadt ausgestreckt hält.

Etwa 3 Monate vor ihrem Verschwinden hatte Nelly eines Morgens gleichgültig einen Blick auf die auf dem Tische liegende Zeitung ihres Vaters geworfen und ihr Blick blieb auf der Oben bezeichneten Anzeige haften. Langeweile und ein Anfall toller Laune reiften in der Seele des Mädchens einen Plan, sich selbst eine romantische Beschäftigung zu verschaffen. „Das wäre ein Spaß, diese Anzeige zu beantworten und den Schreiber ein wenig zum Besten zu halten." Schnell schnitt sie die Anzeige heraus und verbarg sie in ihrer Börse, dann schrieb sie ein duftiges Briefchen und warf es in den Briefkasten einer entfernten Straße. Ihr Herz pochte ein wenig; aber wie lustig würde es sein, unter einigen geheimnißvollen Initialien einen kleinen Briefwechsel zu haben. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Es war eine schöne Handschrift und die Worte waren so gut gesetzt. Sicherlich, der Schreiber mußte ein gebildeter Mann sein! Wer es wohl sein mochte? Sie schrieb also wieder und trotz des Klopfens ihres Herzens immer wieder. Nach jedem Briefe nahm sie sich vor, daß es gewiß der letzte sein sollte. Aber die Antworten waren stets so interessant, voller Geist und Lebenslust, daß sie nicht abbrechen konnte. Endlich vermochte sie es nicht länger über's Herz zu bringen, sie mußte seinen dringenden Bitten nachgeben und ihm eine Zusammenkunft gewähren.

Welch ein hübscher, interessanter Mann und geistvoller Gesellschafter er war! Wie schön er zu reden verstand, und wie Zutrauen erweckend sein ganzes Benehmen war. Sicherlich konnte es nichts Unrechtes sein, je und je mit ihm zusammen zu treffen, und wie bezaubernd war es, hie und da mit ihm ein Vergnügen aufzusuchen. Wie liebte sie diesen Mann und wie sehr war er ihr zugethan. Ja sie konnte nicht anders als ihm versprechen, die Seine werden zu wollen. Und sie bat ihn, zu ihrem Vater zu kommen, sicherlich würde er seine Einwilligung nicht verweigern. Aber er meinte, das hätte ja noch Zeit, seine Stellung sei noch nicht gesichert genug, sein Kleinod heim zu führen, und vielleicht könnte deßhalb ihr Verkehr unterbrochen werden. Wohl regte sich Nellys Gewissen. Aber er wußte ihre Bedenklichkeiten stets in so beredter Weise zu entkräften und das Geheimniß war ein so süßes, daß sie den Zauber nicht zu brechen im Stande war.

Endlich schlug er vor, daß sie im Stillen sich miteinander trauen lassen wollten. Er schwor, daß er nicht mehr ohne sie leben könnte, und zeigte ihr zugleich, daß ihr Vater ihre Verheirathung jetzt doch nicht zugeben würde und daß sie, wenn sie zu ihm kämen, am Ende für immer getrennt würden. Wenn sie erst verheirathet seien und er sehe, wie glücklich sie sei, so wäre seine Verzeihung leicht zu erlangen. Sie war zu wenig welterfahren, um die ihr gelegte Falle zu sehen; dazu hatte sie ihren Vater und ihre Freunde beständig getäuscht und sie fühlte keine Kraft, sich den Zauberbanden, die sie umschlangen, jetzt noch zu entziehen, ihr argloses Gemüth war durch süße Schmeichelworte leicht bethört, ihr Herz klopfte zwar, aber doch gab sie ihre Einwilligung, sich an jenem verhängnißvollen Abend trauen zu lassen und dann sofort die Hochzeitsreise anzutreten, nach welcher er sich ganz gewiß mit ihr ihrem Vater vorstellen wolle.

Die Trauung fand in dem Hause eines sogenannten Freundes statt. Die Hochzeitsreise führte durch alle bedeutende Städte bis weit in den fernen Westen. Freilich war sie ein wenig langweilig. Es war zugleich eine Geschäftsreise. Ihr Gatte mußte den Tag über seinen Geschäften nachgehen und sie war oft einsam. Manchmal kam er auch verstimmt zurück; einige Male schien er nicht ganz nüchtern zu sein. Doch widmete er ihr alle Aufmerksamkeit und führte sie von einem Vergnügen zum andern. So gelang es, die Stimme des Gewissens in ihrem Herzen zu übertäuben.

Endlich kehrte sie nach New York zurück, aber anstatt nun einen eigenen Hausstand zu beginnen, miethete man sich in einem Boardinghause ein. „Ihr Vater würde ihr gewiß einen eigenen Hausstand einrichten," meinte Nelly eines Abends. „Das glaube ich kaum," gab er kühl zur Antwort;

„zudem können wir noch nicht daran denken, uns ihm vorzustellen. Meine Geschäfte gingen in der letzten Zeit zu schlecht, als daß ich großen Aufwand machen könnte, und du wirst nicht von mir verlangen, daß ich mich ihm in Verhältnissen präsentire, wo der Anspruch auf Unterstützung, ihm das Recht gebe, mir Vorwürfe zu machen. Du mußt dich gedulden, bis meine Verhältnisse sich gebessert haben, was hoffentlich nicht mehr lange dauern wird."

So mußte sich Nelly zufrieden geben. Aber o, wie zehrte das Heimweh an ihrem Herzen. Und so Manches kam vor, was ihre Lage peinlich machte. Die Leute im Boardinghaus sahen sie oft so mißtrauisch an und flüsterten geheimnißvoll untereinander. Und ihr Gatte zeigte sich oft so kalt und gleichgültig.

Und endlich kam ein Tag, — o, ein Tag des Schreckens, der sie aus allen Himmeln eines erträumten Glückes in das tiefste Elend, in Schande und Verachtung stieß. Wir übergehen die näheren Umstände, welche zu der schrecklichen Katastrophe führten. Sie erhielt eines Tages die unumstößlichen Beweise, daß ihr angeblicher Gatte bereits verheirathet war, und als sie ihn aufs höchste entrüstet zur Rede stellte, leugnete er nicht allein nicht, sondern schmetterte sie auch mit der Mittheilung nieder, daß ihre vermeintliche Trauung nichts anderes als eine mit seinen Freunden unternommene Farce war. Ihre bittern Klagen nahm er blos mit rauhem Gelächter auf und amüsirte sich herzlos über den Spaß, den es ihm bereitet, während Freund G. so trefflich den Pfarrer spielte und sie in der andächtigsten Gemüthsverfassung Alles als baare Münze angenommen habe. Aber Nelly konnte den ungeheuren Betrug, der an ihr verübt worden war, nicht fassen; zitternd, bebend an allen Gliedern trat sie vor den herzlosen Menschen, und indem die Thränen ihr Gesicht überströmten, rief sie mit erstickter Stimme: „O sprich, Fred!" du treibst nur grausamen Scherz mit mir, sprich es aus, alle diese Dinge sind nicht wahr, so grausam konntest du nicht an mir sein, ein solches Verbrechen konntest du nicht an mir begehen, o sag' doch, es ist nicht wahr." Aber er zuckte gleichgültig die Achseln, dann sagte er: „Einmal mußtest du doch die Wahrheit erfahren, so kannst du sie eben so gut jetzt wissen. Du hast kein gesetzliches Recht an mir, doch deshalb werde ich dich nicht von mir weisen, du kannst bei mir bleiben, so lange es dir beliebt; den Betrug, wie du sprichst, wird Niemand nachweisen können." Und als Nelly mit einer Geberde des Abscheues sich von ihm wandte, fuhr er indignirt fort: „Eine junge Dame, die auf Anfragen in der Zeitung antwortet und heimlich das Haus ihres Vaters verläßt, um einem fremden Manne zu folgen, hat, denke ich, genug bewiesen, daß sie auf das Gerede der Leute nichts gibt und sollte nicht auf einmal die Tugendheldin spielen wollen."

Diese grausame Rede brach vollends ihr Herz. Mit lautem Aufschrei stürzte sie aus dem Zimmer hinaus, und ohne recht zu wissen, was sie that, packte sie das wenige Geld, das sie besaß und ihr Geschmeide zusammen und stürzte aus dem Hause. Ihrem ersten Impulse folgend, bestieg sie eine Car, um nach dem Hause ihres Vaters zu fahren. Es war ein langer Weg und wie betäubt saß sie in dem Wagen, kaum eines Gedankens fähig. Endlich war sie an der Straße angelangt, es war bereits spät, im Zimmer ihres Vaters brannte noch Licht. Sie legte die Hand an die Glocke, da durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag und sie fuhr zurück. Wer war sie denn? Durfte sie denn noch das Haus ihres Vaters ihre Heimath nennen? Hatte sie ihn nicht schnöde verlassen? Hatte sie nicht Schmach und Schande auf sein Haupt gehäuft? Gehörte sie nicht zu den Verworfenen und Verstoßenen? Durfte sie heimkehren?

Nein, o nein! Wie der Engel mit dem flammenden Schwerte vor der Pforte des Paradieses, so lagerte sich ihre Sünde vor die Thüre ihres väterlichen Hauses und scheuchte sie hinweg. Vernichtet, fröstelnd, unaussprechlich elend schlich sie wieder fort. Schreckliche Gedanken peinigten ihr Herz, aber ein guter Engel bewahrte sie vor dem Aeußersten. In einem Boardinghause fand sie für die Nacht Zuflucht. Den folgenden Tag verkaufte sie ihr Geschmeide, davon konnte sie einige Zeit leben. Nun sah sie sich nach Arbeit um und fand solche.

Sie miethete sich ein Zimmer und arbeitete für einige Firmas, die ihre Geschicklichkeit in feinen Arbeiten bald erkannt hatten. Aber es war ein hartes Brod. Kummer, Reue, Heimweh zerrissen ihr Herz, die ungewohnte, anstrengende Arbeit that das Uebrige. Etliche Monate schleppte sie sich so dahin, dann sank sie auf's Krankenlager. Freundlos und rathlos war sie der Verzweiflung nahe, endlich entschloß sie sich, ihren Vater zu rufen.

„O wärest du jene Nacht gekommen, mein Liebling," sagte der Vater. „Du bist nicht allein Schuld an deinem Unglücke. Meine Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit tragen mit die Schuld. Ich habe der Sünde hülfreiche Hand geliehen und sie hat sich furchtbar an mir gerächt."

„O Vater, warum mußte ich so thöricht sein, vor dem liebsten und besten Vater ein Geheimniß zu haben? Ach vergieb, o sage mir es noch einmal, daß du mir Alles vergeben hast."

* * *

Es folgten noch weiter heiße Tage und Wochen, wo ein jugendlicher, wenn auch durch schwere Leiden gebeugter Geist mit dem bittersten Verhängnisse, dem Tode rang.

„Muß es denn sein, daß ich sterben muß und bin doch noch so jung, ach so jung?" fragte sie oft Mina, wenn sie an ihrer Seite saß. Und dann konnte sie wieder ihren Vater bitten: „Ach lieber Vater, laß mich doch nicht sterben, o wie fürchte ich mich vor dem Tode. O Tod! o Grab! wie kalt! wie schaurig! Ach Vater, geh' doch nicht von mir weg, nimm mich in deine Arme!" und verzweifelnd klammerte sie sich an ihn an.

Wer kann diesen Jammer beschreiben! Doch leise, leise zog auch in dieses verzweifelte Herz süße Hoffnung ein. Mina erzählte ihr von der Herrlichkeit des Himmels — sie zeigte ihr, wie Tod und Grab nur das Kleid der Sterblichkeit treffen, wie aber die Seele bestimmt ist, in ewiger Herrlichkeit fortzuleben. Ruhig und stille, wie einem Märchen, lauschte sie erst der süßen Himmelsbotschaft. Dann erzählte Mina von dem guten Hirten, der ausgegangen ist, das verlorene Schäflein zu suchen, und der es, wenn er es gefunden,

mit Freuden auf seine Arme nimmt und zurück zu seiner Heerde trägt. Wie leuchteten da die süßen Kinderaugen auf, wie begierig sog die Seele die süße Milch des gnadenreichen Evangeliums ein.

Zwar folgte noch manche bittere Stunde schweren Kampfes. Bald, daß die alte Jugendkraft mit dem Tode stritt, bald daß die düstere Vergangenheit unheilverkündend vor die Seele trat. Aber Mina hatte die Erlaubniß erhalten, ihren Prediger zu Hülfe rufen zu dürfen. Es war ein ächter Knecht des Herrn, voller Liebe zu den unsterblichen Seelen. O wie herrlich wußte er das liebende, für unsere Sünden gestorbene Gotteslamm zu schildern und auch Heinrich lernte an dem Sterbebette seiner Jugendfreundin den Werth der köstlichen Perle noch höher schätzen. Und die Gebete der Freunde stiegen nicht umsonst zum Throne der Gnade; stiller Friede und heilige Ergebung in Gottes Willen kehrten mehr und mehr auch in dieses Herz ein.

Und näher und näher rückte die Stunde der Auflösung und stiller und stiller wurde das arme müdegehetzte Herz. Als sie am letzten Tage eine Zeitlang anscheinend ruhig schlummernd dagelegen hatte, richtete sie plötzlich einen strahlenden Blick auf ihren Vater. Dann flüsterte sie: „Lieber Vater, ich glaube, Gott meint es gut mit mir, daß er mich von dieser Welt abruft. Wer weiß, was noch aus mir geworden wäre. Ich bin so schwach und so thöricht." Ihr Vater wollte sie beruhigen, aber leise abwehrend fuhr sie fort: „Laß mich nur, lieber Vater, das Sprechen kann mir Nichts mehr schaden. Der gute Hirte hat mich gefunden und jetzt bringt er mich heim. Ja, ich möchte heim, nur heim!" — „Und Vater, bald kommst du auch du, — und dann sind wir Alle wieder beisamen; Mutter, Arnold und Lydia und Alle, die uns vorangegangen sind. Sei getrost, Vater, das Sterben ist mir nicht mehr bitter; ich gehe heim!"

Gegen Mitternacht kam die Auflösung. Die Freunde hatten sich Alle in dem Sterbezimmer zusammen gefunden. Schwer röchelte die Sterbende; doch hellen Auges und lächelnden Angesichts vernahm sie die Tröstungen des Evangeliums. Als die Worte erklangen: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thale, so fürchte ich kein Unglück." Da lispelte sie mit ihrem letzten erlöschenden Odem: „Es ist nicht mehr finster, — es ist helle, helle — o wie schön! — Ist das Sterben? — O ich komme — ja, ich komme!" — noch ein Seufzer, ein seliges Lächeln und — es war vorüber. —

Wird die elende Kains-Seele, die mit teuflischer List diese holde Mädchenblume in's Verderben lockte und sich dann hohnlachend von ihr hinwegwandte, auch eine solche Heimfahrt halten? Gewiß, es giebt eine Gerechtigkeit. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sie mahlen trefflich klein. Welche Bilder werden sich an dem Sterbebette eines solchen Verderbers zeigen, wenn das Blut der gemordeten Unschuld um Rache schreit und die durch seine Schuld Verlornen mit tausendfachem Wehe die abscheidende Seele verfolgen!

Der Großvater und sein Enkel.

Märchen mit einer Lehre von J. St.



Es war einmal ein alter Mann, der mußte seinen kleinen Enkel warten, weil Vater und Mutter dem Kinde gestorben waren. Der Kleine machte seinem Großvater viel Noth, denn er war ein unruhiges Kind. Was aber dem alten Mann am lästigsten fiel, war das unaufhörliche Geplauder des Knaben, der nicht müde wurde zu fragen und den Großvater nicht einmal sein Mittagsschläfchen machen ließ, ohne ihn zu stören. Eines Tages, als der Kleine wie immer plauderte, der Großvater aber nicht zum Schwatzen aufgelegt war, verlor der alte Mann die Geduld und rief zornig: „So wollt' ich doch, daß dir die Zunge erlahmte!" Da wurde das Kind still, tanzte nicht mehr um den Großvater wie sonst herum und plauderte nicht mehr mit ihm. Das wurde dem alten Manne unheimlich, und er bat das Kind: „So rede doch!" Als das Kind aber fort und fort schwieg, schlug es der alte Mann, der behauptete, es schwiege aus Trotz. Aber auch die Schläge waren vergeblich; der muntre, plauderlustige Knabe hatte die Sprache verloren. —

Das nahm sich der alte Mann tief zu Herzen und konnte seinen Enkel kaum noch ohne Thränen ansehen. Er saß oft traurig, in Gedanken vertieft auf der kleinen Bank vor dem Hause unter dem Apfelbaum. Eines Tages setzte sich ein fremder ernster Mann von stillem, feierlichem Wesen zu dem Greis und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Als der Fremde vernommen hatte, was den alten Mann so traurig mache, blickte er ihm so tief in die thränenfeuchten Augen, als wollte er ihm bis in's Herz sehen, und sagte: „Es giebt ein Mittel, durch welches dein Enkel die Sprache wieder gewinnen kann. Du hast von heut ab noch zwei Jahre zu leben. Mit einem von diesen zwei Jahren kannst du den Bann lösen. Aber bedenke dich wohl: sowie du es bereust, daß du ein Jahr deines Lebens hast opfern wollen, bleibt dein Enkel für immer stumm."

Da freute sich der Großvater und sagte, er wolle gern gleich sterben, wenn er damit seinem lieben Enkel, der ihn immer so traurig und doch so liebreich anblicke, die Sprache erkaufen könne.

So wurden die Beiden um ein Jahr handelseins und der Fremde sagte beim Scheiden: „Damit du weißt, wer ich bin, so wisse, ich bin der Tod; halte dein Wort; heute über ein Jahr komme ich wieder und setze mich zu dir, aber ohne daß du mich siehst."

Von der Zeit an weinte der alte Mann nicht mehr, freute sich auf seinen letzten Tag und hatte nur den einen Wunsch, die Stimme seines Enkels noch einmal zu hören. Als der letzte Tag seines Lebens gekommen war, wartete er auf der Bank vor dem Hause auf den Fremden. „Soll ich ihn auch nicht sehen," dachte er, „ich werde es schon merken, wenn er sich zu mir setzt."

Es war ein sonniger Frühlingstag, die Blumen

im Garten am Hause blühten duftend, und in der blauen Luft sangen Lerchen. Aber so schön es auch auf der Erde war, der alte Mann bereute sein Opfer nicht und blickte lächelnd auf seinen Enkel, der vor ihm auf dem grünen Rasen saß. Plötzlich ging es ihm wie ein kalter Hauch über das Gesicht, er wurde todtenbleich und preßte die Hand aufs Herz. Da rief sein Enkel voll liebender Angst, indem er dem alten Mann zärtlich die Wangen streichelte und ihn am Kopf faßte und rührte: „Großvater! lieber Großvater!“ und der Großvater blickte das sprechende Kind noch einmal freundlich lächelnd an, und dann neigte er sein weißes Haupt — und war todt. Als auf das laute Weinen und Rufen des Knaben die Nachbarn herbeikamen, sagten sie: „Der ist selig gestorben; seht nur, wie freundlich sein Gesicht ist, das sonst immer so voll Trauer war.“

Recht muß doch Recht bleiben.

II. Der heimliche Bund.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Nach deutschen Quellen bearbeitet von

Paul Eugen.

Sechstes Kapitel.

Welsche Tücke.

Im August kam in Colmar der französische Kriegsminister Marquis von Louvois an, begleitet von vielen hohen Offizieren und Diplomaten. Er überschüttete geradezu die Straßburger mit Freundschaftsbeweisen und theilte ihnen mit, daß Ludwig XIV., der Gerechteste unter den Gerechten, ihn nach dem Elsaß entsendet habe, um den lieben Einwohnern der alten Reichsstadt sein Bedauern wegen jenes unangenehmen Vorfalls im Franziskanerkloster auszudrücken, und ihnen die Versicherung zu geben, daß die Verschwörung ganz gegen seinen Willen geplant worden sei. Leider riefen die falschen Entschuldigungen auch wirklich den gewünschten Eindruck bei der Mehrzahl im Rathe hervor; man war entzückt über das freundschaftliche Entgegenkommen Frankreichs, und alle Warnungen Richard von Hohenhegs, welcher diese Schmeicheleien nur allzudeutlich durchschaute, waren in den Wind gesprochen. Der Vorschlag, an Louvois eine Deputation abzuschicken, ward einstimmig angenommen, und die beiden gutgesinnten Patrioten mußten es sich sogar gefallen lassen, die nach Colmar zu entsendende Deputation zu begleiten. Anfangs lehnte Richard freilich entschieden ab, als aber ein Schreiben des französischen Kriegsministers eintraf, das den Wunsch enthielt, den Herrn Richard von Hohenheg persönlich kennen zu lernen, mußte unser Freund die auf ihn gefallene Wahl annehmen.

„Nun wohl, ich gehe nach Colmar,“ äußerte er daheim zu Andreas, „allein der lügnerische Franzose soll von mir die volle Wahrheit zu hören bekommen!“ Dieser aber rief seinem Freunde warnend zu: „Einem Minister, wie Marquis von Louvois, die Wahrheit zu sagen, ist ein Wagstück, das leicht Freiheit und Leben kosten kann!“ „Mach' mir nicht das Herz mit unnützen Klagen schwer, sondern laß mich handeln als einen ehrlichen, deutschen Mann!“ erwiderte jener und Andreas drückte dafür dem heldenmüthigen Freunde gerührt die Hand.

Am nächsten Tage fuhr die Deputation nach Colmar ab und im Rathhaussaale zu Colmar empfing der allmächtige Louvois die Straßburger Rathsherren und nahm mit huldvollem Lächeln ihre unterwürfigen Begrüßungsworte entgegen. Er dankte im Namen seines Monarchen und gab der Deputation die Versicherung, daß noch nie ein König auf Frankreichs Throne gesessen habe, der es so gut und aufrichtig mit Straßburg meinte, als Ludwig XIV.

Die Häupter der Rathsherren neigten sich dankbar und ehrfurchtsvoll, nur Richard von Hohenheg und der Syndikus Frantz blieben hoch aufgerichtet stehen und der Blick des ersteren war so herausfordernd auf den französischen Minister gerichtet, daß dieser ihn unwillkürlich fragte, ob er einen Zweifel in seine Worte setze.

„Allerdings,“ entgegnete Richard, „denn ein französischer Herrscher wird und kann nie eine Stadt aufrichtig lieben, die von Grund aus deutsch ist.“ Unter dem Gefolge des Marquis entstand ein Gemurmel des Mißfallens, und als jetzt der kühne Sprecher sein Haupt nach dieser Richtung wendete, erblickte er den Grafen Konrad, dessen giftiger Blick ihn geradezu verschlingen wollte. Allein Richard erwiderte ihn nur mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich glaube nicht,“ begann jetzt Louvois von Neuem, „daß alle Straßburger Euere Ansicht theilen; ich bin vielmehr von ihrer Klugheit überzeugt, die ihnen sagt, daß sie im Interesse ihrer Stadt handeln, wenn sie sich unter die schützende Macht Frankreichs stellen. Oder glaubt Ihr auch nicht einmal an unsere Stärke und Gewalt?“ fügte der Minister mit nur schlecht verhehltem Unwillen hinzu. „Ich bin kein Thor, Herr Marquis,“ antwortete der unerschrockene Richard, „und weiß nur zu gut, daß Frankreich zur Zeit die halbe Welt beherrscht. Da Ludwig XIV. dies Alles zu Stande gebracht, so hat er allerdings den Beinamen 'der Große' verdient; ich meinerseits wünsche, daß wir Elsässer den Kranz seines Ruhmes noch mehren können, indem er uns Gelegenheit giebt, ihn auch 'den Gerechten' nennen zu dürfen. Straßburg ehrt Ludwig XIV. als seinen starken und mächtigen Nachbar, aber das ist auch Alles, was diese freie Reichsstadt dem französischen Könige entgegen bringen kann, denn Straßburg ist deutsch und will deutsch bleiben.“ Richard schwieg und eine unheimliche Stille folgte seinen Worten.

Die Blicke von Louvois Gefolge waren auf den Marquis gerichtet. Er knirschte mit den Zähnen und jeder der Anwesenden war darauf gefaßt, daß er seinem Grimme Luft machen werde, allein Louvois war ein vollendeter Meister in der Kunst der Verstellung. Wenige Augenblicke genügten und sein Zorn war niedergedämpft, ein Lächeln umspielte seine Lippen, und während sein Haupt sich gegen Richard von Hohenheg neigte, sagte er in bedeutungsvollem Tone:

„Ich ersuche die Herren Abgesandten ihrer Stadt

unsere freundlichsten Grüße zu überbringen und den guten Einwohnern zu melden, daß Straßburgs Schicksal Sr. Majestät Ludwig XIV. an das Herz gewachsen ist. Wir werden die Perle des Elsasses gewiß nicht aus dem Auge verlieren."

Auf einen Wink des Marquis traten nun mehrere Edelknaben vor, welche sammtene Kissen trugen, auf denen goldene Ehrenketten lagen.

„Se. Majestät haben mich beauftragt," begann Louvois abermals, „die Herren Abgesandten durch Verleihung dieses Schmuckes zu ehren, und ersuche ich die geschätzte Deputation, näher zu treten, damit ich sie eigenhändig mit diesen Ketten schmücken kann." Richard von Hohenheg war der Einzige, der ohne sich zu rühren auf seinem Platze verblieb, und leise vor sich hinmurmelte: „Ich verspüre keine Lust zu französischen Ehrenzeichen." Auf dem Antlitz des Marquis erschien eine neue Zornesröthe und er äußerte mit bebender Stimme: „Nun, Herr Rathsherr Hohenheg, wollen Sie nicht auch näher treten und die Kette in Empfang nehmen?"

„Ich verzichte darauf," lautete die ruhige Antwort Richards, während das französische Gefolge durch Murren seinem geheimen Aerger Luft machte, „denn eine Kette bleibt doch immer eine Kette, mag sie nun aus Gold oder Eisen geschmiedet sein. Gönnen Sie mir also meine Freiheit, Herr Marquis."

„Hm," entgegnete Louvois mit einem spöttischen Lächeln, wobei er sein geröthetes Antlitz dem Grafen Konrad zuwandte, dessen Augen eigenthümlich zwinkerten. „Ohne jedwedes Gnadenzeichen darf ich indessen einen solchen Ehrenmann, wie Ihr seid, nicht entlassen, will ich mir nicht die Ungnade meines königlichen Herrn zuziehen. Gestattet mir daher zum wenigsten, Euch einen Ehrentrunk zu bieten, der Deutsche trinkt ja gerne den feurigen Rebensaft Frankreichs."

Diese Aufforderung konnte Richard schon des Anstandes halber nicht zurückweisen, er verneigte sich und Louvois winkte nach der Ecke des Saales, wo Graf Konrad stand. Ein Edelknabe trat mit goldenen Tellern vor, auf denen ein Pokal und eine goldene Kanne stand. Der Marquis schenkte ein und Richard führte den Becher zum Munde: „Gott schütze Straßburg und verleihe Ludwig dem Gerechten eine gesegnete Regierung!" „Wohl bekomm's!" flüsterte der Ehrenmann, welcher in der Ecke des Saales stand.

Richard reichte den Becher Louvois zurück, worauf die Deputation ihre Heimreise wieder antrat. Noch aber war sie nicht weit gekommen, als Richard von Hohenheg sich plötzlich unwohl fühlte.

„Ihr seht in der That ungemein blaß aus," äußerte sein Freund, der Syndikus Frantz besorgt, „die Aufregung wird Schuld sein."

„Oh nein, nein," widersprach der kranke Rathsherr mit einem schmerzlichen Lächeln, „ich weiß jetzt, daß man mir zu Colmar einen Trank gereicht hat, der mich in eine andere Welt befördern soll."

„Um's Himmelswillen, wie kommt Ihr darauf?" rief der Syndikus.

Allein Richard blieb ihm die Antwort schuldig und bat ihn nur, daß er ihn, als man am späten Abend Straßburg erreichte, sofort nach Hause begleite, da sein Zustand sich bedenklich verschlimmert hatte. Man brachte ihn hier sogleich zu Bett, Andreas aber eilte zum Arzte, dessen Hülfe man sehr benöthigt war. Dank den Bemühungen desselben, sowie der kräftigen Natur des Kranken, erholte er sich langsam nach drei Wochen schweren Leidens wieder, und erst jetzt theilte er den Freunden mit, wen er für den eigentlichen Giftmischer halte. Der Zorn und die Wuth, in welche Andreas und Peter Dups geriethen, waren so gewaltig, daß die beiden Männer am liebsten den Grafen Konrad in seiner Burg aufgesucht hätten, um ihm den wohlverdienten Lohn zu geben. Heute kam es indessen nicht dazu, denn Richards Gattin hatte für den Abend ein kleines Fest zur Feier seiner Wiedergenesung veranstaltet, zu welchem außer Andreas und Dups auch noch der Stadtsyndikus Frantz geladen war. Die Gäste hatten es sich fest vorgenommen, heute einmal alle politische Sorge von sich abzuschütteln, weshalb denn auch während des Mahles im Kreise der Freunde die festliche Freude herrschte. Nach demselben erhob sich der alte Dups, und sein Glas erhebend, rief er aus: „Laßt uns im Guten wie im Schlimmen als treue Söhne unsers Vaterlandes fest zusammen halten und all' unsre Kräfte daran setzen, den bösen Feind von unserer deutschen Heimath fern zu halten."

„Das wollen wir," riefen die Freunde einstimmig, die Gläser klangen aneinander und dumpf hallten die Schläge der Münsterglocke zu diesem Schwur der Männer.

„Mitternacht!" sagte Peter Dups erschrocken. „Potztausig! da wird's Zeit zu Bett zu gehen." „Ei was, Meister," meinte Andreas, „morgen ist ja Sonntag, und da könnt Ihr ausschla— —." Weiter kam er jedoch in seiner Rede nicht, denn in der Ferne ertönten plötzlich heftige Schüsse.

Alle lauschten in banger Erwartung. Die Schüsse wiederholten sich und jetzt brachen Alle in die Frage aus: „Was hat das zu bedeuten?"

Richard von Hohenheg richtete sich hoch empor, seine Augen flammten und seine Brust hob und senkte sich fieberhaft.

„Was — das bedeutet?" ächzte er unter großer Anstrengung, dann aber schrie er schmerzlich auf: „Verrath! Verrath! Straßburgs Schicksal hat sich erfüllt!"

Alle fuhren entsetzt zurück und Peter Dups stotterte: „Ihr meint, daß — daß —"

„Daß jene Flintenschüsse aus französischen Büchsen kamen!" lautete die Antwort. „Hört! hört!" rief Andreas, „jetzt fangen auch die Glocken der Kirchen an zu stürmen!" Damit eilten sie nach den Fenstern, fuhren aber erschreckt zurück, da jetzt drei dumpfe, schwere Schläge das Haus erzittern machten. „Die Lärmkanone auf dem Walle!" schrie Peter Dups.

Die Männer stürmten auf die Straße, und bald langte ein Wächter mit der Schreckenskunde an, daß die Rheinschanze von den Franzosen überfallen und alle Zugänge der Stadt auf beiden Seiten des Stromes stark besetzt seien.

Eine unsägliche Verwirrung bemächtigte sich der Einwohnerschaft. Die waffenfähigen Bürger, und unter ihnen Peter Dups und Andreas, eilten auf die Wälle, denn von den wenigen Soldtruppen war die Hälfte durch Krankheit verhindert, Dienste zu thun, auch war nur ein einziger Offizier vorhanden, um sie zu befehligen.

Richard eilte mit dem Syndikus Frantz auf das

Rathhaus, woselbst sich der gesammte Magistrat einfand. Ganz zuletzt erschien auch der Stadtschreiber Günzer, welcher sich in die Wohnung des französischen Residenten verfügt und diesen um die Ursache des feindlichen Angriffs befragt hatte.

„Und wie lautete die Antwort Frischmanns?" riefen ängstlich die Rathsherrn. „Er hat hoch und heilig betheuert, daß er von der ganzen Sache eben so wenig wisse, als der Magistrat."

Dies war denn auch in der That der Fall, denn Louvois hatte es nicht für nöthig erachtet, den Residenten in das Geheimniß seiner kriegerischen Unternehmung einzuweihen, sondern ihm nur die Weisung gegeben, den Straßburger Magistrat bei etwaigen beunruhigenden Gerüchten über Truppenzusammenziehungen zu beschwichtigen. Jetzt kannte aber Richard von Hohenheg keinerlei Rücksicht mehr, in zürnender Rede warf er den Rathsherren ihren Wankelmuth vor, der echter deutscher Männer eben so unwürdig sei, als die knechtische Furcht, mit der sie sich vor dem stolzen Frankreich gedemüthigt. „Die Geschichte," schloß Richard seine zündende Rede, „wird dereinst über den Fall Straßburgs richten und auch die Namen der Verräther der Nachwelt offenbaren! Ja, Verräther sind sie gewesen, Verräther!" In diesem Augenblick öffneten sich aber die Flügelthüren des Saales und ein Breisacher Bürger stürzte athemlos herein.

„Wichtige Botschaften!" stammelte er, dann sank er ermattet auf einen ihm hingeschobenen Stuhl nieder. Es währte eine geraume Weile, ehe er sich insoweit wieder erholt hatte, um den ihn mit Fragen bestürmenden Rathsherren gerecht werden zu können. Nur mit großer Mühe und Lebensgefahr war es dem aufopfernden Manne gelungen, nach Straßburg zu entkommen, um der bedrohten Stadt noch rechtzeitig die freilich unheilvolle, aber äußerst wichtige Botschaft zu überbringen, daß Louvois in Breisach eingetroffen sei, mit seinen gesammten Truppen heranziehe und Ludwig XIV. auf dem Wege nach Straßburg sich befinde, um die Huldigung der eroberten Stadt zu empfangen.

Eine tiefe, tiefe Stille trat ein, nur einziges Mal durch das schmerzliche Aufschluchzen eines Mannes unterbrochen, der seine Vaterstadt innig geliebt hatte und dem es jetzt zu Muthe war, als habe ihm der unerbittliche Tod eines der Seinen entrissen.

Es waren bange, schwere Stunden, die jetzt über Straßburg heraufzogen, und der freundlich lachende Blick, mit dem der anbrechende Sonntag zu den Fenstern der alten Reichsstadt hereinlugte, erschien wie ein bitterer Spott auf ihr grauses Geschick. Die Glocken, welche sonst so beredt der frommen Gemeinde ihr: „Komm, komm!" zuriefen, blieben heute stumm. Ein kleines Häuflein Menschen hatte den Münsterthurm erstiegen, um eine Rundschau in das Land zu halten, und feuchten Auges bemerkten die Armen, daß im weiten Umkreise der Stadt Alles von bewaffneten Schaaren wimmelte.

Man kann sich denken, daß dies die Bestürzung der Einwohner noch vermehrte. „So sollen wir," hieß es nun plötzlich, „uns also die Niedertracht und Hinterlist Frankreichs ruhig gefallen lassen?" „Wir thun unsere Pflicht," antwortete Richard, „und begeben uns morgen in das Hauptquartier Louvois, um gegen den Raub Straßburgs zu protestiren. Nützt dies nichts, so müssen wir unsere geliebte Vaterstadt dem Feinde übergeben und in Ruhe und Geduld die Beschlüsse des Kaisers abwarten."

Träge schwanden die Stunden des traurigen Sonntags dahin; die Straßen waren zumeist menschenleer. Auch in Richards Hause ging es still zu, und mehr als einmal äußerte er zu Andreas: „Hätte ich nur im Entferntesten eine Ahnung gehabt, daß ein so entsetzliches Schicksal unser Straßburg ereilen könne, ich würde dich wahrlich nicht beredet haben, deine Heimath zu verlassen und hierher zu kommen."

„Denken wir jetzt nicht daran," entgegnete Andreas herzlich und die Hand des Freundes ergreifend. „Graf Konrad darf freilich über uns triumphiren, da Ludwig XIV. den Sieg errungen; doch bin ich fest überzeugt, daß dereinst die Stunde nahen wird, wo Gott mit dem gräflichen Geschlechte der Hohenhegs Abrechnung halten und auch den Raub Straßburgs rächen wird, denn er läßt Seiner nicht spotten!"

Am 30. September wurde zu Illkirch die Capitulation unterzeichnet und noch am selben Tage erfolgte die Besetzung der ohne Schwertstreich eroberten Stadt. Mit schmerzvollem Schweigen blickten die Einwohner auf die einziehenden Truppen, deren klingendes Spiel schlecht paßte zu den Tönen tiefster Trauer der treuesten Söhne Straßburgs. Zu ihnen gehörte vor allem Richard von Hohenheg, der sofort sein Entlassungsgesuch einreichte, nachdem die Franzosen eingezogen waren.

Eben hatte er die amtliche Bestätigung erhalten, als Peter Dups in's Zimmer stürmte und ausrief:

„Andreas muß so schnell als möglich Straßburg verlassen!"

„Oho! warum?" gab Richard zurück, während Andreas den Zunftmeister erstaunt anblickte.

„Weil Straßburg jetzt eine französische Stadt ist und der neuernannte Commandant keinen Brandenburg'schen Spion darin duldet."

„Spion?" rief Andreas außer sich. „Wer wagt eine solche Niederträchtigkeit zu behaupten?"

„Je nun," lachte Peter Dups grimmig, „der edle Graf Konrad von Hohenheg, der Euere Anwesenheit erfahren hat und Euch über die Grenze geschafft wissen will."

„Ich will dem Schurken zeigen, daß ich mich vor ihm nicht fürchte," rief der bedrohte Andreas, allein Richard stellte sich vor die Thüre und wehrte ihn mit den Worten ab:

„Um des Himmelswillen, begieb dich nicht in diese Gefahr. Der unrechtmäßige Besitzer deines Erbes, mein lieber Andreas, ist fortan mit Leib und Seele Franzose und sein König wird ihn nicht nur schützen, sondern ihn auch in Macht und Ansehen steigen lassen. Darum sei vernünftig und stürze dich nicht muthwillig in Gefahr."

„Oh, wie ohnmächtig sind wir Deutschen doch geworden!" seufzte Andreas und ging langsamen Schrittes zum Tische zurück. Peter Dups aber ließ ihm keine Zeit zu trübseligen Reflectionen, sondern mahnte daran, daß Gefahr im Verzuge sei und Andreas schleunig Straßburg verlassen müsse, um einer schimpflichen Gefangennahme zu entgehen.

„Doch wie soll unser Freund aus der Stadt unbemerkt entkommen?" fragte Richard ängstlich.

„Das laß meine Sorge sein," antwortete Peter Dups und holte ein Bündel herbei, welches er vor der Thüre gelassen hatte.

„Aber ich bitte Euch," rief Richard, als der Zunftmeister den Inhalt zu Tage gefördert, „das ist ja der rußige Anzug eines Schornsteinfegers! Ihr meint doch nicht etwa, daß unser Freund diese Kleider —"

„Anziehen soll?" vollendete Peter Dups. „Allerdings meinte ich das, und er hat sich der rußigen Tracht wahrlich nicht zu schämen, denn in ihr steckt mehr Ehrlichkeit, als in der mit Gold und Silber überladenen Uniform Louvois!"

„Wahr gesprochen, mein Freund," rief Andreas und schüttelte dem gutherzigen Manne die Hand. Dann schritt er mit dem Bündel nach dem anstoßenden Alkoven, um dort die Verwandlung mit sich vorzunehmen. Als er nach wenigen Minuten zu den Freunden zurückkehrte, klatschte Dups freudig in die Hände und rief:

„Ihr nehmt Euch ganz vortrefflich in diesen Kleidern aus und ich gäbe was drum, wenn ich Euch als Gesellen haben könnte! Jetzt nur noch eine Portion Ruß, um Gesicht und Händen die Gewerkfarbe zu geben, und Eure Verkleidung ist beendigt. Ich gebe Euch das Geleite bis jenseits des Rheins, und wenn uns ein neugieriger Franzose anhält, so zeige ich meinen Meisterschein vor und sage ihm, daß Ihr einer meiner Gesellen seid, der in Kehl Kamine zu fegen hat."

„Ganz gut so," nickte Andreas, „aber meine Kleider?"

„Die lasse ich von einem andern Gesellen nach Kehl schaffen. Jetzt aber Ruß her und dann schleunigst fort!"

Zum zweiten Male sagten Richard und Andreas einander Lebewohl, und wenn es auch ein schmerzlicher Abschied war, so leuchtete dennoch in ihren Seelen die Hoffnung des Wiedersehens auf, zumal schon längst Richard den Entschluß gefaßt hatte, mit den Seinen die geraubte Vaterstadt zu verlassen. Dann aber konnte er kein besseres Wanderziel wählen, als Brandenburg, die neue Heimathsstätte seines Freundes. In banger Sorge sah er Andreas scheiden; erst am nächsten Tage athmete er erleichtert auf, als ihm durch Peter Dups die Kunde ward, daß Andreas das Gebiet des Schwarzwaldes glücklich erreicht habe. Der Zunftmeister hatte Recht gehabt, als er zur Eile aufforderte, denn eine halbe Stunde später, nachdem er und Andreas das Haus verlassen, waren französische Soldaten erschienen, um ihn gefangen zu nehmen.

Immer schwüler ward es in Straßburg; schon Ende Oktober hielt Ludwig XIV. mit dem größten Pomp seines prachtliebenden Zeitalters seinen siegreichen Einzug in die geraubte Stadt. Die Glocken läuteten feierlich, die Häuser waren auf Befehl festlich geschmückt und von dem Thurme des Münster wehten französische Fahnen. Als der glänzende Zug am Portale des Domes angelangt war, reichte der Ehrenmann Fürstenberg den Majestäten das Weihwasser, so wie das Kruzifix zum Kusse, und damit war das herrlichste Denkmal der mittelalterlichen Baukunst wieder in die Hände der katholischen Kirche gegeben. Zwar hatte der französische König, Ludwig XIV., seinen neuen Unterthanen die freie Ausübung ihres religiösen Bekenntnisses gelobt; um so größer aber war die Enttäuschung, als die Bürgerschaft jetzt die amtliche Kundmachung erhielt, daß kein Protestant während der Anwesenheit Sr. Majestät das Münster betreten dürfe. Das war der Anfang der Drangsale, welche fortan die evangelischen Bewohner der Stadt erdulden mußten. Wer dagegen dem Glauben seiner Väter untreu ward, sah sich nicht nur für drei Jahre von allen Steuern und Abgaben befreit, sondern erhielt auch noch klingenden Lohn. Mit dem Rathsherrn Richard von Hohenbeg machte man kurzen Prozeß; er wurde für einen Rebellen erklärt und vogelfrei gegeben, so daß es ihm nur nach unsäglicher Mühe gelang, nach Salzburg zu entkommen, gefolgt von dem ehrlichen Dups, welcher treulich alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm theilte. Auch der deutschgesinnte Syndikus Frantz siedelte sich mit den Seinen im Schwarzwald an und seinem Beispiele folgte noch ein ansehnlicher Theil der Bürgerschaft, die von dem falschen Frankreich nichts wissen wollte.

Und Deutschland und sein Kaiser duldeten den Raub? „Ja," verkünden uns die Blätter der Geschichte. Allein der allmächtige Gott, der die Geschicke der Völker lenkt, hatte das Geschlecht, welches den an Deutschland verübten Schimpf dereinst rächen sollte, bereits erstehen lassen; im fernen Osten erhob sich der große Churfürst, dessen spätem Enkel es beschieden war, die verlorne Reichseinheit und das Elsaß wieder zu gewinnen und auf dem Straßburger Münster wieder die siegreiche Fahne Deutschlands aufzupflanzen.

Siebentes Kapitel.

Deutsche Treue.

Im Jahr 1700 hatte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, obwohl persönlich kein großer Freund und Verehrer von Wissenschaft und Kunst, — denn „der gekrönte Korporal," wie die Geschichte ihn nachmals genannt hat, besaß nur für Eines Sinn und Interesse, für das Militär, und insbesondere für seine „Riesengarde" in Potsdam, — sich entschlossen, zum Glanze seines neuaufblühenden Staates, nach dem Entwurf des großen deutschen Philosophen Leibnitz in Berlin, eine „Akademie" zu gründen. Unter ihren Mitgliedern befand sich auch der Professor Gotthold Lebrecht Ratbod, ein Sohn unseres alten Freundes Andreas, der nach dem Raube Straßburgs und der heimtückischen Unterwerfung des Elsaß, unter französische Oberhoheit nach Churbrandenburg entflohen war, um der Rache seines Todfeinds, des Grafen Konrad von Hohenheg, eines der bevorzugtesten Günstlinge Ludwigs XIV. und seines Kriegsministers Louvois zu entgehen.

Der älteste Sohn des Professors, Christoph mit Namen, ein hochgewachsener Jüngling, gleichfalls zum Gelehrtenstande bestimmt, hatte das Unglück, durch seine auffallende Körpergröße dem Blicke seines Königs und der von demselben überall aufgestellten Werber, welche ihm aus allen Gegenden, und oft um schweres Geld recht riesengroße junge Männer in seine Leibgarde liefern mußten, auf sich zu ziehen und es war bei der jugendlichen Unerfahrenheit des „unpraktischen" Gelehrten sogar einem derselben, dem berüchtigten Werbeoffizier Püllicke gelungen, den Studenten von der Universität weg=

zufangen und ihn als eine Zierde seines Regiments unter die Leibhusaren der Potsdamer Grenadiere einzureihen. Gleichzeitig aber befand sich unter denselben auch ein ebenfalls wegen seiner unglaublichen Größe gepreßter böhmischer Musikant, der lustige Joseph, in welchem wir gleichfalls einen alten Bekannten wiedererkennen, wenn wir erfahren, daß er der Enkel des früheren Husarenwachtmeisters Josias Edelbeck ist.

Endlich treffen wir bald darauf in Berlin noch einen dritten Mann, dessen Name uns interessirt. Unter den vertriebenen „Salzburger Exulanten", welche um ihres evangelischen Glaubens willen ihr schönes Vaterland unter dem Drucke des katholischen Erzbischofs Leopold Anton von Firmian hatten zurücklassen müssen und nun, zwanzigtausend an der Zahl, in den Ländern Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der damals schon der Hort und Schutzherr der protestantischen Glaubensgenossen war, Zuflucht gefunden hatten, befand sich auch ein gewisser Erwin Ratbod, ein Vater des Professors und ein Nachkomme jenes kleinen Kurt von Hohenheg, der als Sohn einer Bürgerlichen von seinem adelsstolzen Großvater enterbt und verstoßen worden war, als derselbe erfuhr, daß er einst seinem armen Vater Mürnhart von Böcklinsau zur Flucht aus dem Burgverließ des alten Ritterschlosses Hohenheg im Elsaß verholfen hatte. Wir werden uns erinnern, welche gefährliche Folgen diese Flucht damals für den Grafen Waldner von Hohenheg hatten, denn eben dieser Mürnhart war es ja gewesen, der das ächte Testament des alten Kaufherrn Michael Ratbod mit sich genommen und im Bibliotheksaal des Klosters Walburg versteckt hatte. Davon wußte freilich damals sein junger Vetter Kurt nichts, der fast entblößt von allen Mitteln um sich dem Zorne seines Großvaters zu entziehen, jenes ferne Land hatte aufsuchen müssen und sich dort nach dem Familiennamen seiner Mutter Philippine gleichfalls Ratbod nannte; hatte doch dieser Name schon von den Tagen der Reformation her in Straßburg sowohl als in Wittenberg einen so guten Klang unter den Evangelischen gewonnen, daß er dem Flüchtling auch bei seinen neuen Glaubensgenossen in Salzburg zur besten Empfehlung diente; nicht minder aber auch seinem Nachkommen Erwin bei seinen neuentdeckten Verwandten, der Professorsfamilie in Berlin, ja sogar bei seinem jetzigen königlichen Herrn selber, der ihm auf die Bitten des hochangesehenen Mitglieds der Akademie behilflich war, sein Gewerbe als Tuchmacher auch in die Mark Brandenburg mit Schwung zu betreiben.

Weniger gewogen war und blieb der Fürst dem Sohne des Ersteren, Christoph, dem es gelungen war, während eines längeren Aufenthalts der preußischen Truppen im Elsaß, mit seinem riesigen Freunde, dem lustigen Pfeifer Joseph Edelbeck aus Böhmen, zu desertiren. Die schlechte Behandlung, die auch des Königs Lieblinge, seine Riesen von der Garde, oder wie er sie selbst am liebsten nannte, seine „blauen Kinder" unter der rohen Gewalt ungebildeter Exerziermeister zu erdulden hatten, hatte den jungen Gelehrten, der von Haus aus feinere Sitten und einen edleren Umgang gewöhnt gewesen war und ja nur unfreiwillig den Fahnen folgte, endlich zu diesem sehr gefährlichen Schritt gedrängt, der auch nahezu mißlungen wäre, und dessen schließlicher glücklicher Erfolg nur dem Zusammenwirken mehrerer günstiger Umstände und dem Muth, der Klugheit und körperlichen Stärke namentlich des böhmischen Musikanten zu danken war.

Der erzürnte König konnte ihm aber sein Entweichen so wenig verzeihen, daß er vielmehr Alles aufbot, seiner wieder habhaft zu werden, ja sogar auf seinen sonst so hochgeehrten Vater, der von der ganzen Sache nichts wußte, unverdienter Weise einen so unversöhnlichen Haß warf, daß er ihm jedes Vorrücken auf seiner Stelle unmöglich machte, ja ihm sogar seinen Rang und Würde eines Mitgliedes der Akademie eigenmächtig entzog. Erst sein Sohn und Nachfolger Friedrich II., dem die Geschichte mit Recht den Namen des Großen gegeben hat, machte auch dieses Unrecht seines Vaters, wie so manches andere, das vielleicht weniger aus bösem Willen, als aus der Beschränktheit seines nur vom Soldatenwesen befriedigten Geschmacks entsprungen war, wieder gut, setzte den Vater wieder in seine alten Aemter ein, ja beförderte ihn sogar von Stufe zu Stufe und gestattete später dem Sohne die Rückkehr in seine preußische Heimath.

Vorerst aber trieb sich der Letztere noch mit seinem Freunde Joseph im Elsaß, dem alten Vaterlande seiner Ahnherrn, herum. Es war ihm gelungen, auf der damals hochberühmten Straßburger Universität seine Studien als Rechtsgelehrter zu vollenden, und sein ehemaliger Leidensgenosse in der Potsdamer Garnison hatte eine treffliche Stelle bei dem bekannten Stadtmusikus Gerbel, einem Nachkommen des alten frommen Rathsherrn Gerbel, dessen wir uns noch von der Reformationszeit her erinnern, gefunden. Beide Jünglinge hatten an ihm mitten in der französisch gewordenen Hauptstadt einen treuen deutschgesinnten Freund gewonnen, der ihnen namentlich auch noch manches von den immer noch in der Familie fortlebenden Gerüchten über das alte Grafengeschlecht der Hohenhegs und deren Schicksale mittheilen konnte.

Es ging nehmlich die Sage das ächte Testament des alten Ratbod sei noch immer in der Ahnengruft des gräflichen Stammschlosses verborgen, wohin es einst die Erbtochter desselben, Philippine, gebracht, und vor ihrem Tode zu Gunsten ihres noch minderjährigen Söhnchens Kurt vor den gierigen Blicken und Händen ihres habsüchtigen Schwiegervaters, des alten Grafen Waldner, versteckt habe. Diese Burg selbst, der alte Familiensitz, befand sich jetzt in den Händen eines der extremsten französischen Partei gehörigen Nachkommen des alten deutschen Adelsgeschlechts, der lange Zeit in Paris gelebt und seinen ehrlichen deutschen Namen dort in den französischen Titel eines Comte d'Haunaigue verwandelt hatte. Schon seine Vorfahren Konrad und Benno von Hohenheg haben sich, wie wir wissen, um Ludwig XIV. und seinem Kriegsminister bei der schmählichen Uebergabe von Straßburg großes Verdienst erworben. Seither hatte die Familie meist in Versaille gewohnt, bis es jetzt dem jüng-

sten Sprößling, Graf Victor eingefallen war, gleichfalls die Straßburger Universität zu beziehen, wobei auch sein Vater und seine Schwester Jeanette sich entschlossen, wieder in die alte Stammburg im Elsaß überzusiedeln. Bei dem stolzen, herrischen und leidenschaftlichen Wesen des jungen Grafen und seinem heftigen Zorn gegen die Deutschen im Allgemeinen und Alles was Ratbod hieß insbesondere, konnte es nicht fehlen, daß er, sobald er unter den Studenten einen Träger dieses bitter gehaßten Namens traf, auch sofort mit Christoph in Streitigkeiten kam, die zu einem Zweikampf führten. Da aber Joseph statt seines Freundes die Herausforderung annahm, so gelang es Graf Victor nicht, seine glühende Rache zu kühlen. Nur jener fiel durch gemeine Hinterlist in seine Hände und wanderte in's Burgverließ. Bald sollte ihm aber durch Freundestreue eine wunderbare Rettung zu Theil werden. Ein alter Kriegskamerad, der ungarische Husarenoberst Mantzel, der schon längere Zeit im Auftrag der österreichischen Kaiserin Maria Theresia im Elsaß thätig gewesen war, um dasselbe zu einer gemeinsamen Erhebung gegen die französischen Unterdrücker und zur Rückkehr an das Deutsche Reich aufzumuntern, hatte kaum von seiner Gefangennahme gehört, als er auch sofort einen ebenso kühnen als schlauen Plan zu seiner Befreiung faßte. Er brachte nehmlich seine Husaren verkleidet in die Burg herauf, ließ dann die letztere durch sie überrumpeln und den Kerker Josephs sprengen. Auch Christoph hatte sich bei diesem verwegenen Handstreich, der dem Freunde, der sich für ihn geopfert hatte, Leben und Freiheit wiederschenkte, um so lieber betheiligt, als er dadurch hoffte Gelegenheit zu bekommen in die Familiengruft der feindlichen Stammburg einzudringen und sich selbst davon zu überzeugen, ob dort wirklich das vermißte Testament noch zu finden sei. Doch wir lassen lieber den Leser selbst diese Szene im alten Stammschloß der Hohenhegs miterleben.

Aus den glänzenden, reichausgestatteten Gemächern führte ein schmaler Gang mehrere Stockwerke abwärts und bald stand Christoph, nachdem er mühsam die schwere eisenbeschlagene Eingangsthüre geöffnet, inmitten des vom Mondlicht geheimnißvoll beleuchteten düstern Raumes. Sein Blick haftete an den verschiedenen Särgen von Zinn und Kupfer und der Reihe nach nahte er sich jedem Einzelnen, die auf dem Deckel eingegrabenen Namen der darin Ruhenden aufmerksam lesend; überall begegnete er ein- und demselben, nur die Vornamen wechselten. Da gab es einen Waldner, Wolfgang, Benno und Conrad von Hohenheg. Auch Frauennamen las Christoph, doch alle hatten dem Geschlechte der Hohenhegs angehört. Ihnen galt das Interesse unseres forschenden Freundes nicht, der jetzt endlich den Hintergrund des Gewölbes erreichte. Und siehe da, dort stand in einer Ecke, gänzlich isolirt von den andern, ein zinnerner Sarg, mit der Aufschrift: „Ratbod". Schon glaubte Christoph am Ziele zu sein und die letzte Behausung der Tochter seines Ahnherrn vor sich zu haben, schon gab er sich dem Glauben hin, daß in diesem Sarg das unterschlagene Testament verborgen sein werde, als plötzlich ein jäher Aufschrei seinen Lippen entglitt, denn hinter dem Sarge kauerte eine weibliche Gestalt, welche, als sie sich von ihm bemerkt sah, bittend die gefalteten Hände ausstreckte.

Christoph taumelte zurück, während der Leuchter seinen Händen entfiel und die Lichter verlöschten. Sinnbetäubt und laut ächzend schloß er die Augen. War es ein Traum oder entsetzliche Wirklichkeit, die ihn umgab? Erst nach einer Weile wagte er die Augen wieder zu öffnen und ein neuer Aufschrei entrang sich seiner Brust, denn die geisterhafte Gestalt war inzwischen vor den Sarg getreten, während ihr früherer Platz von zwei männlichen Figuren eingenommen ward.

Unser Freund vermochte kein Wort hervorzubringen, dagegen rief die weibliche Gestalt: „Uebet Barmherzigkeit, verrathet uns nicht der wilden Horde, welche die Burg unserer Väter heimgesucht und geplündert hat."

Die Stimme klang so frisch und jugendlich, daß Christoph sich sagen mußte, Alles gehe hier mit rechten Dingen zu und nur ein seltsamer Zufall habe sein Unwesen getrieben. Obwohl der Schrecken ihm noch in allen Gliedern nachzitterte, gewann er doch so viel Kraft, die Frage herauszustoßen: „Wer seid ihr und wie kamt ihr hinter jenen Sarg?"

„Leistet uns das Versprechen der Verschwiegenheit und Ihr sollt Alles erfahren," gab die jungfräuliche Gestalt zitternd vor Furcht zur Antwort. Christoph erfüllte ihr Verlangen und sie fuhr fort:

„Ihr seht die Tochter des Comte d'Haunaigue vor Euch. Von den einbrechenden Husaren verfolgt, retteten wir uns nach den inneren Gemächern, bis die Räuber auch dorthin kamen. Wir gedachten nunmehr durch einen unterirdischen Gang das Freie zu gewinnen, hatten aber bei unserer Eile den Schlüssel vergessen, der das Felsenthor öffnet. Unsere Verfolger blieben uns auf den Fersen und uns daher nichts übrig, als die Zuflucht in dieses Erbbegräbniß. Die Befürchtung meines Vaters und Bruders, daß die Feinde auch dieses Gewölbe nicht verschonen würden, erwies sich allerdings nur zu gerechtfertigt, denn einige derselben drangen bis zu dieser Gruft vor, zogen sich aber bei dem Anblicke des Todes scheu zurück. Aufathmend verließ ich mein Versteck hinter einem Sarge, bis ein neuer Tritt ertönte und mir nichts anderes übrig blieb, als noch einmal die schauerliche Zufluchtsstätte aufzusuchen. Das Weitere ist Euch bekannt."

Ungeachtet des nur matten Lichtschimmers, den der Mondschein verbreitete, hatte Christoph in einem der hinter dem Sarge verweilenden Männer den Grafen Victor erkannt. „Ihr befindet euch allerdings in meiner Gewalt," äußerte Christoph, während der Graf ängstlich aufseufzte, „und ich handelte durchaus nur gerecht, wenn ich euch an die Panduren verriethe, denn Graf Victor hat so heimtückisch an mir gehandelt, daß er wahrlich keinerlei Schonung verdient."

„Bedenken Sie, junger Mann," unterbrach ihn der zitternde alte Graf, „er ist der Sohn eines Greises, Stab und Trost meines Alters — rauben Sie mir ihn nicht für meine letzten Tage!"

Es war ein sonderbares Lächeln, das um Christophs Lippen zuckte, als er jetzt erwiederte: „Herr

Graf von Hohenheg, auch gegen Sie vermag ich kein Mitleid zu fühlen, trotz Ihres hohen Alters und Ihrer grauen Haare. Sind Sie ja doch der Träger eines Familiennamens, der viel Unglück über meine ehrlichen, bürgerlichen Vorahnen gebracht; ist es doch nur das Geschlecht der Hohenhegs gewesen, das uns um unser gutes Recht betrog. Denn Sie sehen in mir einen Nachkommen jenes Michael Ratbod, dessen Tochter dem jungen Grafen von Hohenheg rechtmäßig angetraut war!"

Die Ueberraschung des alten Herrn gestaltete sich um so peinlicher, als er jetzt erst den Namen des Fremden erfuhr. In großer Verlegenheit stotterte er endlich: „Die Sage geht allerdings, daß dereinst von unsern Vorfahren ein Testament unterschlagen worden sei, — doch glauben Sie mir, die genaue Untersuchung hat durchaus das Gegentheil ergeben und jener Waldner von Hohenheg in edelster Weise an der Familie Ratbod gehandelt. Zudem bedenken Sie, daß wir für eine That, die vor Jahrhunderten begangen, unmöglich verantwortlich gemacht werden können."

Christoph hatte zwar durchaus keine Ursache, diesen sehr zuversichtlich ausgesprochenen Versicherungen des alten Grafen so unbedingt Glauben zu schenken. Aber in seiner Seele klang das Wort des Herrn wieder: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!" und dieses Wort behielt zuletzt den Sieg und ließ ihn allen Zorn, Haß und Rache vergessen. Vielleicht hatte aber auch die jugendliche Gräfin mit ihren tiefdunkeln Augen und dem flehenden Blicke seinem ritterlichen Entschlusse den Ausschlag gegeben, und er mußte sich selber ehrlich gestehen, daß er wahrscheinlich weniger nachsichtig gehandelt haben würde, wenn statt der ungarischen Husaren die preußischen Kameraden die Burg erstürmt hätten.

„Hier ist der Schlüssel," äußerte er zu dem in banger Erwartung lauschenden jungen Grafen. „Beeilen Sie sich, denn jede Minute ist kostbar!"

Blitzschnell verschwand Graf Victor und Christoph schaute ihm lächelnd nach. Aber aus den Dachsparren der Burggebäude schlugen Flammen empor, die mit Riesenschnelle wuchsen und bald das alte Stammschloß verzehrten. — — — — — — — —

Gleich einem schweren dicken Nebel lag aber auch die nächste Zukunft vor dem jungen Gelehrten. Was sollte er beginnen? Straßburg, die einzige Stadt, welche ihm möglicher Weise einen Wirkungskreis erschloß, war ihm bei der wachsenden Uebermacht der Franzosenfreunde, die gleichzeitig mit dem Angriff des Obersten Mentzel auf das Schloß Hohenheg, sich wieder der Herrschaft im Elsaß bemächtigt hatten, verloren, er durfte ihr Weichbild nicht wieder betreten, selbst nicht unter der Voraussetzung, daß sein Edelmuth die feindseligen Gesinnungen der Grafen Hohenheg gemildert habe. Außerdem gingen auch noch seine Geldmittel zu Ende und das Gespenst der Noth und des Elends tauchte vor ihm auf. Der trostreiche Zuspruch des gutmüthigen Joseph vermochte ihm unter solchen Verhältnissen nichts zu helfen und in höchst gedrückter Stimmung erreichten die Beiden ein Dorf in der Nähe, wo sie ein Unterkommen fanden und Christoph alsbald in einen wohlthätigen Schlummer versank und Joseph als ein treuer Hüter seinen Schlaf bewachte. Der Träumende schien in der Heimath zu weilen, denn ein wahrhaft kindliches Lächeln belebte seine Züge. Und so war es auch. Er sah sich wieder in dem traulichen Wohnzimmer neben Eltern und Geschwistern, und die Mutter eilte geschäftig hin und her. Er selbst saß auf dem Stuhle am Fenster und schlief, vernahm aber dennoch alles, was um ihn her vorging. Er hörte laute, schallende Tritte draußen auf der Treppe, er vernahm, wie die Thüre aufging und eine männliche Stimme sagte: „Dem Himmel sei Dank, da wär' ich endlich angelangt! Solch einen Auftrag übernehme ich aber in der Kriegszeit nie wieder. Wenig hätte gefehlt, so wäre ich von dem Soldatenvolk ergriffen und aufgehängt worden. Hier sind verschiedene Briefe und einer davon ist aus dem Auslande, — die andern erhielt ich von dem Herrn Professor und dem Herrn Stadtpfeifer."

. . . Professor! — Stadtpfeifer? . . .

Christoph schlug die Augen auf. Er befand sich nicht daheim bei Eltern und Geschwistern, es war nur ein lieblicher Traum gewesen, der ihn umgeben und kalt und öde hauchte ihn die Fremde an. Aber der Mann, den er im Traum sprechen gehört, stand vor ihm und auf dem Tische lagen die Briefe, deren er Erwähnung gethan. Jetzt erkannte Christoph das Schreiben aus dem Auslande. Es trug die Schriftzüge des Vaters. Joseph blickte staunend auf den Freund. Was enthielt der Brief? Warum brachen auf einmal helle Freudenzähren aus seinen Augen, warum begann er zu zittern und gerührt die Hände zu falten?

„Oh, Joseph," rief Christoph aufspringend, während er den Freund innig an sich drückte, „der alte Gott lebt noch und hat mich nicht verlassen! Denke dir, ich darf zu meinen Lieben nach Berlin zurückkehren, der König hat mich endlich begnadigt. Es war seine letzte Handlung, bevor er mit seinem Heere nach Schlesien und Böhmen aufbrach. Ach, Herzensfreund, nun ist alle Sorge vorbei und ich bin gewiß, daß sich auch für dich die Gnade des Königs erwirken läßt."

Da aber schüttelte der schlichte Böhme verneinend den Kopf und entgegnete:

„Nein, Christoph, ich kehre nicht nach dem Preußenland zurück. In meiner Brust regen sich wieder die alten Weisen der Heimath, die Lieder meines Volkes, und in mächtiger Sehnsucht zieht's mich zurück nach der Stätte, wo meine Wiege gestanden. Wärest du einsam unglücklich geblieben, so würde ich nicht von deiner Seite gewichen sein, jetzt aber bedarfst du meiner nicht mehr und so zieht denn der Joseph Edelbeck mit Mentzels wilden Husaren nach seinen heimathlichen Bergen und Wäldern zurück. Unsere Herzen bleiben ja doch einander treu, mögen auch hunderte von Meilen zwischen uns liegen."

Die Trennung von dem treuen Freunde kam Christoph unendlich schwer an, aber indem er sich der eigenen Gefühle erinnerte und des Heimwehs gedachte, das ihn seit der Trennung von Eltern und Geschwistern nie gänzlich verlassen, überwand er jeglichen Mißmuth und fand in dem Gedanken Trost, daß ja Böhmen nicht außer der Welt liege und er mit Joseph in kürzerer oder längerer Zeit wieder zusammenkommen könne. So sagten die beiden Freunde einander Lebewohl; noch an demselben Nachmittage rückte unser Musikant mit den ungarischen Husaren aus und Christoph, den nichts

mehr im Elsaß fesselte, gab ihm für eine lange Strecke das Geleite. Nachdem er noch von den Straßburger Bekannten brieflich Abschied genommen, fuhr er leichten Herzens Tag und Nacht der lieben Heimath zu, bis er sie endlich erreichte und in den Armen der Seinigen lag. Thränenfeuchten Auges betrat er, von Eltern und Geschwistern umringt, das alte, traute Wohngemach.

Bald nach Christophs Eintreffen langte mit Weib und Kind auch der Vetter Erwin an, um den gelehrten Herrn Doktor zu begrüßen.

Während die glücklichen Menschen in dem trauten Wohnstübchen fröhlich bei einander weilen, möge der Vorhang sich senken und uns erlaubt sein, der Zeit vorauszuschreiten und dem Leser mitzutheilen, daß Christoph alsbald eine Anstellung erhielt, daß er nach Rückkehr des Königs Friedrich II. von diesem mit dem Professortitel ausgezeichnet ward, und daß er später der glückliche Gatte der blühenden Tochter Vetter Erwins wurde.

Weit in der Ferne aber im französisch gebliebenen Elsaß florirte nach wie vor die Familie d'Haunaigue und auch die zerstörte Burg erstand wieder aus ihren Trümmern, und zwar in verjüngter und schöner Gestalt, denn ein prächtiges Schloß im Rococo-Style schaute von dem Felsen in die Ebene hinab. Zeiten und Menschen waren andere geworden und nur der uralte deutsche Boden derselbe geblieben, auf welchem seit Jahrhunderten das Ahnenschloß derer von Hohenheg gestanden.

(Ende des zweiten Theils.)

Der sterbende Jüngling und das verlorene Schaf.

„Eine meiner ersten Pfarrstellen," so erzählte ein treuer, englischer Pastor, der nun auch zu seiner Ruhe eingegangen ist, „lag in dem wildesten Theile der schönen Grafschaft Kerry in Irland. Meine Gemeinde bestand aus armen Leuten. Die Wohnungen in dem großen, dünn bevölkerten Landstrich lagen so zerstreut und waren oft durch ihre Lage auf hohen, felsigen Bergabhängen, in Schluchten oder an Sümpfen so schwer zu erreichen, daß es für mich keine leichte Sache war, die mir anvertrauten Seelen persönlich kennen zu lernen. Sie waren bisher sehr vernachlässigt worden; von Schulbildung war unter ihnen nicht viel zu entdecken. Die wenigsten konnten lesen oder schreiben, und von Gottes Wort hatten sie kaum etwas gehört. Ein kleines Kartoffel- oder Haferfeld bildete meist ihren einzigen Besitz, und durch die Noth des täglichen Lebens schienen sie für alles Höhere so abgestumpft und unempfänglich zu sein, daß mir meine Aufgabe, ihr Pastor zu sein, eine traurige und ziemlich hoffnungslose schien. Aber grade, als mir aller Muth ausgehen wollte, ereignete sich etwas, das mir wie ein Sonnenstrahl an einem trüben Regentage wieder Freudigkeit und Hoffnung zurückgab.

Ich saß am Abend eines kalten Februartages vor dem Kaminfeuer meines kleinen Wohnzimmers, und von der Arbeit des Tages ausruhend, war ich in eines meiner geliebten Bücher vertieft. Da klopfte es an die Thür, und meine Wirthin meldete mir, daß vor derselben ein armer, ihr unbekannter Mann stehe, der mich zu sprechen wünsche. Ich ließ ihn eintreten. Es war ein sehr ärmlich und elend aussehender Mensch, der mich demüthig um Verzeihung bat, daß er mich noch so spät störe. „Ach bitte, Herr Pastor," sagte er, „kommen Sie doch gleich mit! Ich habe einen Sohn zu Haus, der arme Junge liegt im Sterben, und ich möchte so gern, daß Sie ihn besuchten." — Ich stand gleich auf, und wiewohl es sehr spät war, machte ich mich bereit, den armen Mann zu begleiten. Während ich mich in meinen warmen Mantel hüllte, machte mein Gewissen mir Vorwürfe, daß ich diese arme Familie bisher noch nicht besucht hatte.

Unterwegs versuchte ich mit meinem Gefährten in's Gespräch zu kommen, aber er schien zum Sprechen nicht geneigt, und wir legten den einstündigen Weg größtentheils stillschweigend zurück.

Es war ein beschwerlicher Weg, manchmal über steile Hügel, dann wieder durch schlammige Wiesen. Endlich machte mein Führer Halt an einem Bergabhang, vor der Thür einer Hütte, die wie eine wahre Robinsonshöhle in den Felsen hineingebaut und von der übrigen Welt vollständig abgeschlossen war. — Als wir eintraten, bemerkte ich zuerst nur eine alte Frau, welche sich an einigen verglimmenden Kohlen die Hände wärmte, sich aber bei meinem Eintritt erhob, um mir ihren Schemel anzubieten. Ich dankte ihr, denn in einem Winkel des Zimmers hatte ich, auf einem Haufen Stroh liegend, mit wenigen Lumpen zugedeckt, den Kranken entdeckt, den ich besuchen wollte. Es war ein junger Mensch von siebzehn oder achtzehn Jahren, dem man es ansah, daß seine Tage auf Erden gezählt waren. Er lag mit geschlossenen Augen da, in einem Zustande äußerster Erschöpfung. Jetzt öffnete er die Augen und starrte mich scheu und verwundert an. Ich redete ihn ruhig an, sagte ihm, wer ich sei und richtete dann einige einfache Fragen an ihn, um seinen Seelenzustand zu erkennen, fand ihn aber gänzlich unwissend in allem, was den Glauben und die Hoffnung der Christen betrifft. Er hatte wohl einmal etwas von Gott und vom jüngsten Tage gehört, aber von der Erlösung durch den Herrn Jesum Christum wußte er nichts, und die dichteste Finsterniß umlagerte diese Seele, die an der Pforte der Ewigkeit stand. — Ich war tief betrübt und fast rathlos. Wie sollte ich es machen, diesen armen Jüngling, den schon die Hand des Todes ergriffen hatte, noch jetzt in der elften Stunde zu dem hinzuführen, der doch auch für ihn sein Leben hingegeben hatte, und der ja nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Ich fühlte es wohl, daß ich nichts thun konnte, Gott selbst mußte alles thun, und so erhob ich mein Herz in flehentlichem Gebet zu meinem Vater im Himmel und bat ihn um den Beistand des großen Rathgebers, seines heiligen Geistes; bat ihn, mir selbst den Weg zu weisen, auf welchem ich die frohe Botschaft von der Versöhnung hineinbringen könnte in dies arme, umnachtete Gemüth.

Nachdem ich so mit meinem Gott gerungen, sah ich den armen Kranken mit einem Blick voll Mitleid an, und sein Ausdruck wurde freundlicher, als ich mit sanfter Stimme ihn nun wieder anredete:

„Mein armer Junge, du bist sehr krank, ich fürchte, du mußt viel ausstehen."

„Ja," sagte er mit Anstrengung, „ich bin recht schlimm erkältet, der Husten nimmt mir den Athem weg und thut mir weh!"

„Hast du den Husten schon lange?"

„Ach ja, schon eine ganze Weile, beinah ein Jahr ist's schon her, seit ich ihn bekam."

„Wie hast du dich denn so erkältet, mein Junge? Ich hätte gedacht, ihr müßtet hier an die rauhe Luft gewöhnt und recht abgehärtet sein!"

„Ach freilich, Herr Pastor," antwortete er, „ich war der stärksten einer, bis zu der schrecklichen Nacht, — es war gerade im Winter voriges Jahr, — da hatte sich eins von Vaters Schafen verlaufen! Mein Vater hält ein paar Schafe hier auf den Bergen. Davon leben wir. — Also eines Abends beim Durchzählen fehlte eins, und da schickte er mich aus, es zu suchen."

„Dabei hast du dich also erkältet, mein Junge?"

„Ja," sagte er, „es lag viel Schnee, der Wind ging mir durch und durch; aber das beachtete ich weiter nicht, ich war so in Angst um das Schaf und wollte es so gern finden!"

„Und hast du es denn gefunden?" fragte ich mit steigendem Interesse.

„O ja, es war ein weiter, anstrengender Marsch, aber ich hielt mich nirgends auf, bis ich es gefunden hatte."

„Und wie hast du es denn nach Hause gebracht? Wollte es denn gleich mitgehen, oder hattest du damit noch rechte Mühe?"

„Nun, ich traute ihm nicht recht, außerdem war's aber auch todtmüde, und da hab' ich's auf meine Schulter genommen und hab's nach Haus getragen."

„Da freuten sie sich aber zu Hause alle recht, nicht wahr, als du mit dem Schaf zurückkamst?"

„Ach ja, Vater und Mutter, und auch noch viele andere, die am nächsten Morgen kamen, um nach dem Schaf zu fragen, die freuten sich alle; Sie wissen ja, Herr Pastor, in solchen Sachen halten die Nachbarn sehr zusammen. Es that auch allen leid, daß ich die lange, kalte Nacht hindurch hatte draußen bleiben müssen. Dabei hatte ich mir eben diesen Husten geholt. Meine Mutter glaubt nicht, daß ich wieder gesund werde; Gott weiß es — ich bin nur froh, daß ich das Schaf gerettet habe."

„Wie wunderbar!" dachte ich. „In dieser Geschichte ist das ganze Evangelium enthalten: Das Schaf ist verloren, der Vater sendet seinen Sohn, um es zu suchen; der Sohn geht willig hin, duldet alles ohne Klage und opfert zuletzt sein Leben, um das Schaf zu retten; und als er es gefunden hat, trägt er's auf seinen Achseln zur Heerde zurück und freut sich mit seinen Nachbarn und Freunden, daß das Verlorene gefunden ist." — Mein Gebet war erhört, der Weg war mir durch Gottes Gnade gewiesen. Ich legte dem armen sterbenden Jungen den ganzen Heilsplan Gottes aus, indem ich dazu seine eigene, ergreifende Geschichte benutzte. Ich las ihm die vier Verse des 15. Capitels des Evangeliums Lukas vor, wo die treue Sorgfalt des Hirten für seine Schafe so schön geschildert wird. Er bemerkte sogleich die Aehnlichkeit und folgte mir mit dem größten Interesse, als ich ihm den vollen Sinn des Gleichnisses erklärte. Der Herr öffnete ihm das Verständniß und that ihm das Herz auf, daß er das Wort, das ihm gesagt wurde, voll Freude aufnahm. Er selbst war das verlorene Schaf; Jesus Christus, der Sohn Gottes, der gute Hirte, den der Vater im Himmel in seiner Barmherzigkeit ausgesandt hatte, um ihn zu suchen. Er hatte alle Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, um ihn und andere, die gleich ihm verloren waren, zu suchen und zu retten. Gleichwie er, der arme Junge, ohne Klage den eisigen Schneesturm und den schneidenden Wind ertragen hatte, nur von dem einen Wunsche getrieben, das Schaf zu finden, so hatte der barmherzige Heiland allen Haß der Sünder, Hohn und Spott und Schmerzen erduldet, ohne seinen Mund zu einem Wort der Klage aufzuthun und hatte zuletzt sein theures Leben hingegeben, um uns Menschen vom Verderben zu erlösen, und wie ein guter Hirte überläßt er seine wiedergefundenen Schafe nun auch nicht sich selbst, läßt sie auf dem gefährlichen Wege nicht allein, sondern trägt sie sicher und voll Freude in seinen Armen selbst heim in die himmlischen Hürden.

Mein armer sterbender Junge schien wie mit dürstendem Herzen alles aufzunehmen. Er verstand alles, er glaubte auch von Herzen. Einen so deutlichen Beweis von der Wirkung des heiligen Geistes an einem Menschenherzen hatte ich vorher noch nie gesehen.

Der Kranke lebte nur noch wenige Tage. Ich fand keine Zeit, ihm einen andern Theil der heiligen Schrift zu lesen oder zu erklären. Die vier Evangelien mußten in diese vier Verse des Lukas zusammen gedrängt werden. Oft konnte er nichts hören vor schrecklichem, erstickendem Husten; dann wieder verfiel er für kurze Zeit in schweren Schlaf, aber sobald er im Stande war aufzumerken, erfreuten und beruhigten ihn diese vier Verse.

Er nahm Jesum Christum in kindlichem Glauben als seinen Heiland an, und oft betete er inbrünstig, er möge auch ihn finden und gleich dem verlorenen Schaf ihn heimtragen in die Arme des guten Hirten.

Er starb glücklich, friedlich, fast jubelnd; und die Worte: „Jesus, mein Heiland und mein Hirte!" waren die letzten auf seinen Lippen.

Kennst du diesen Jesus auch als deinen Heiland und als deinen Hirten, lieber Leser?

(Nachbar.)

Soziale Uebelstände und ihre Hebung.

Von J. Schlagenhauf.

III.

Die ungezügelte Erwerbssucht ist ein anderer Schaden in unserem Volksleben.

Zwar hat der Schöpfer den Trieb nach Erwerb und Besitz in die menschliche Natur gelegt, denn er ist ein mächtiger Faktor in der Entwicklung und Veredlung des Menschengeschlechtes.

Aber der Zug zu erwerben und zu besitzen muß überwacht und regulirt werden, sonst wird aus der

berechtigten Erwerbslust die schnöde Erwerbssucht, die unersättliche Gewinnsucht und Habgier.

Von dieser Geldgier ist ein großer Theil des Volkes wie von einem wüsten Taumel erfaßt. In wilder Hetzjagd wird dem Dollar nachgejagt, als wäre er das höchste Gut, und wenn es auch auf Kosten der Gesundheit, der Zufriedenheit, Ehre und Rechtschaffenheit geschieht.

Der gewöhnliche sichere und ehrbare Weg Geld zu erwerben, ist Vielen zu langsam und mühevoll, sie wollen schnell, ohne viel Anstrengung reich werden. Deshalb nehmen sie zu zweideutigen Mitteln, zum Hazard- und Börsenspiel, Lotterien, Wetten, Spekulationen, kurz zum Schwindelthum die Zuflucht.

Alles will reich werden, und zwar schnell mit etlichen kühnen klugen Griffen, ob es auf der Börse, durch Corners im Markt, durch erschwindelte Staatspapiere oder Eisenbahnbonds geschieht.

Geld, Geld, viel Geld soll gewonnen werden, und dabei wird alles aufs Spiel gesetzt. Selbst die ärmere und bemitteltere Volksklasse trägt die flüssigen paar hundert Dollars zu den Börsenwölfen, um unter ihren Anweisungen zu spekuliren, in guten und schlechten Papieren. So lange dann ein „Boom" anhält, sind sie nominell die Gewinnenden, bis auf einmal das Rad der Spekulation sich rückwärts dreht und sie nicht nur ihres Gewinnes, sondern auch des eingesetzten Geldes verlustig sind. Von diesem Schwindelthum ist der Handelsstand zu großem Theil ergriffen, trotz den so vielen warnenden Beispielen.

Im Jahre 1876 wurden in wenigen Monaten drei Millionäre durch ihre waghalsigen Spekulationen bankerott. Aus den tausend Beispielen, welche so recht das tolle Spekulationswesen repräsentiren, sei hier nur eins erwähnt.

Im Jahre 1879 starb in Californien ein gewisser McNutty bettelarm, und doch war er in seinem Leben mehrere Mal steinreich gewesen. Als vor 30 Jahren der Geschäftstheil Sacramentos niederbrannte, war er reich, denn er eignete viele Kaufläden und Waaren. Während das Feuer noch wüthete und Andere sich über den Verlust grämten, bestieg er ein flinkes Pferd und kaufte alles Bauholz und alle Sägemühlen in der ganzen Umgegend. Nach einem Jahr war er durch diese Spekulation ein mehrfacher Millionär. Nach drei Jahren hatte er durch eine Minenspekulation alles wieder eingebüßt.

Ein Jahr später gewann er durch geborgte Bergwerkaktien innerhalb neun Monaten eine Million Dollars. Nach drei Jahren war er wieder ruinirt, nach einem Jahr wieder ein zwiefacher Millionär und in den letzten Jahren seines Lebens ein bettelarmer Mann.

Der Handel ist für die Betreffenden kein gesunder Wettlauf mehr, wie in früheren Jahrhunderten, sondern ein unsinnig betriebenes Spiel, wobei man sich kaum mehr Zeit zum Essen und Schlafen gönnt, und doch am Ende sich noch den Hals bricht.

An die ordentliche Pflege des Körpers, an Erholung, an die höhern Interessen des Geistes und der Menschheit ist gar nicht zu denken.

Die großen Städte werden immer mehr zu Sammelplätzen solcher Menschen, welche sich auf schnelle und mühelose Weise Reichthümer erwerben wollen, und da dies nur selten Einem gelingt, so laufen sie in das Lager der Sozialisten über und bilden zur Zeit der Arbeitslosigkeit ein gefährliches Element. Die Weltverbesserungspläne, welche bei den Sozialistenführern wie Pilze aus der Erde hervorwachsen, verwirren ihnen zuletzt den Kopf ganz und gar, daß sie in Wirthshäusern und Clubs herumlungern und auf den Anbruch des goldenen Zeitalters warten, während ihre Familien am Hungertuche nagen.

Ein Hauptmittel, die Erwerbs- und Besitzlust unserer Bevölkerung in nutzbringende Geleise zu leiten, bestünde darin, daß die bemittelten Arbeiterklassen der überfüllten großen Städte ihr Geld den unsichern Sparkassen und Spekulationsinstitutionen entzögen und Land dafür kauften, um es selbst zu bebauen. Wer einen festen Willen, Arbeitslust und gesunde Glieder hat, bringt es mit der Zeit auf dem Lande zu einem gewissen Wohlstand.

Der Landmann muß zwar auch schwer arbeiten, besonders sind die ersten Jahre eines Ansiedlers auf unkultivirtem Lande mit viel Mühen verbunden, aber seine Arbeit stellt ihm auch sichere Belohnung in Aussicht. Seine Arbeit füllt ihm Scheune und Keller, Küche und Schrein, das Land, das er kultivirt, das Vieh, das er pflegt, die Ernten, die er einheimst, die Gebäulichkeiten, die er errichtet, kann er sein eigen nennen und das erweckt Selbstvertrauen, Zufriedenheit mit seinem Loos. Aus dem früheren Taglöhner und Handwerker wird in wenigen Jahren, wenn er von keinen besondern Unglücksfällen betroffen wird, ein unabhängiger Bauer, der in Ruhe und Behaglichkeit lebt und mit froher Zuversicht in die Zukunft blickt.

In keinem Erwerbszweig sind die Fehlschläge so selten als im Bauernstand, und keiner bringt bei Fleiß und Energie so sichern, wenn auch nicht den größten Erfolg.

Tausende von Arbeitern in großen Städten müssen vom frühen Morgen bis zum späten Abend oft bei der drückenden Hitze und schwülen Luft in Rauch und Staub gehüllt, aushalten und sich abquälen, und wenn der Monat herum ist, können sie froh sein, wenn die Hausmiethe, der Grocer, der Bäcker und Fleischer bezahlt sind. Sie sind Maschinen, welche den Beutel seelenloser Corporationen und habsüchtiger Fabrikherrn füllen müssen, damit diese ihre Erwerbssucht und waghalsigen Spekulationen in noch größerer Ausdehnung treiben können.

Die unruhigen Börsenspieler brachten den gesammten Handelsstand mehrere Male an den Rand des Bankerottes, während der Bauernstand in ruhiger sicherer Weise die gesunde Entwicklung der Finanzen herbeiführen half.

Alle Beschlüsse der politischen Parteien, alle Pläne des Congresses und der Finanzmänner waren nicht im Stande das Papiergeld auf den vollen Nennwerth zu bringen und die Hartzahlung aufzunehmen, bis die ungeheuren Produkte des Ackerbaues auf den Weltmarkt flossen. Da floß Gold bei Millionen in's Land, die Handelsbilanz schlug zu unsern Gunsten um und die Abtragung unserer ungeheuren Staatsschuld konnte mit beispiellosem Erfolg unternommen werden.

Auf dem ruhigen Landsitze vergehen die utopischen Pläne und die ungezügelte Erwerbsucht, indem man in dem geordneten fleißigen Wirken den Weg gefunden hat, auf welchem man zwar langsam, aber sicher zum Besitz und Wohlstand geräth.

Das probateste Mittel ist natürlich das in der Schrift, besonders vom Apostel Paulus so nachdrücklich empfohlene: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen."

Zufriedenheit, Genügsamkeit sind Schätze des Herzens und wer diese besitzt, den vermag die Erwerbssucht nicht in Fesseln zu legen.

Mit der Erwerbssucht geht die Prunk- und Genußsucht Hand in Hand. Das Erworbene zur Verbesserung und Verschönerung des Eigenthums, zu größerer Bequemlichkeit im Hauswesen, zur Ausdehnung zu verwenden, ist billig und sogar Pflicht.

Es ist nicht das Reichsein, sondern das Reichthun, nicht das Vornehmsein, sondern das Vornehmthun, woraus der Gesellschaft der größte Schaden erwächst.

Tausende jagen dem Gelde nach, um ein flottes luxuriöses Leben führen, den sinnlichen Vergnügungen nachgehen und allerlei Lüsten fröhnen zu können. Man nehme nur eine Zeitung zur Hand und sehe die vielen Anzeigen für Vergnügungen aller Art, die für die Veranstalter eine profitable Einnahmequelle sein müssen, sonst würden sie dieselben nicht so oft veranstalten.

Bei solchen Zusammenkünften wird in kostspieligen Kleidern geprangt, die feinsten Speisen und Getränke werden verzehrt, daß oft an einem Abend der sauer verdiente Wochenlohn, der mit Gier im Geschäft erjagte Gewinn verzehrt und verjubelt wird.

Hochgestellte, gutbesoldete Beamte haben ihre Stellungen zu Bestechlichkeiten und Unterschleifen mißbraucht, um den Luxus und die verschwenderische Lebensweise ihrer Familien aufrecht erhalten zu können.

Manche Menschen gehen mit dem Dollar um, als wären es feurige Kohlen, die ihnen Löcher in die Tasche brennen, oder das Haus in Flammen setzen würden.

Bei der ersten Gelegenheit muß es für Staat, Putz, Leckerbissen und thörichte Vergnügungen ausgegeben werden.

Die rasche Vermehrung unseres nationalen Wohlstandes, der ohne Gleichen in der Geschichte dasteht, hat natürlich viel dazu beigetragen, den Geist der Verschwendung zu wecken und zu nähren, aber der Reichthum und Wohlstand sollte uns Ursache werden, in frommer Demuth vor Gott zu wandeln, sonst wird er uns als Verächter seiner Güte seine Strafe zu fühlen geben.

Als Israel zur Zeit des salomonischen Wohlstandes Gott vergaß, verschwand der Reichthum, die Macht und Herrlichkeit des Volkes wie der Schnee vor den warmen Strahlen der Sonne.

Rom hatte unermeßliche Reichthümer, unerschöpfliche Hilfsquellen, mächtige Flotten, glänzende Militärorganisationen, ein großes Netzwerk von Festungen und Straßen, und doch begann der innere Verfall lange zuvor, ehe es eine Beute barbarischer Horden ward, in jener Zeit, als bei seinen Bürgern Reichthum mehr galt als Geistesschätze, und Macht und Aemter gesuchter waren als Tugend.

Wenn die Einkünfte von unsern Hilfsquellen, fruchtbaren Ländereien, ausgedehntem Handel, ergiebigen Minen uns nicht unter den Händen verschwinden sollen, müssen wir ferne bleiben von Stolz und Ueppigkeit.

Nur Gottesfurcht und christliche Einfachheit können uns auf der Bahn des Wohlstandes und Glückes erhalten.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Febr. Apostelgeschichte 3, 12—21.

Der Fürst des Lebens.

I. Verläugnung des Heiligen. V. 12—15. Als Petrus das sah, daß sie sich über das Geschehene verwunderten (V. 11) und sich so gar nicht darein zu finden wußten, sondern so viel Fragens darüber unter ihnen war, antwortete er als Erwiederung und Bescheid darauf: Was wundert ihr euch u. s. w., d. h. bleibet nur nicht gar so sehr blos an der außerordentlichen Erscheinung des Vorgangs und dem bloßen stumpfen Staunen über seine euch unerklärliche Außenseite stehen; oder was sehet ihr auf uns u. s. w., d. h. bleibet auch nicht blos bei den menschlichen Werkzeugen haften, als hätte irgend eine uns innwohnende geheimnißvolle Kraft oder unser eigenes Verdienst (etwa wegen unserer besondern Frömmigkeit) das Wunder gewirkt, statt in's Innere der Sache einzudringen und euch auf den zu besinnen, in dessen Dienst wir blos stehen, damit ihr nicht in die heidnische Sünde (Röm. 1, 25) verfallet. Er tadelt also nicht die Verwunderung an sich, sondern nur ihre falsche Aeußerung und Voraussetzung und ihren wahren Erfolg in bloßem gedankenlosem Anstaunen. Gegenüber diesem ihrem Irrthum zeigt er ihnen nun aber auch den wahren Zusammenhang und Sachverhalt: Der Gott Abrahams u. s. w. Also Jehovah, der Bundesgott schon der ersten Stammväter unsers Volkes, als der aus jenen drei Patriarchen hervorgegangenen 12 Stämme Israel, hat sein Kind (eigentlich: Knecht, vergl. Matth. 12,18. Jes. 42, 1 ff.) Jesum, in dessen Namen ja die Heilung geschah

(V. 6) verklärt. Von dem eigentlichen Urheber des Wunders geht Petrus also sofort auch zu dessen eigentlichen Zweck über, nämlich der Verherrlichung Christi und durch ihn auch des Vaters, was ja als Mittel zur Erweckung und Stärkung des Glaubens an Beide (Joh. 11, 42) überhaupt die Absicht aller Wunder Christi ist (Joh. 2, 11. 5, 20. 36. 11, 40.)

Welchen ihr der römischen Obrigkeit, also dem „Gericht der Heiden" (Luk. 18, 32) zur Vollziehung der Todesstrafe überantwortet und als euren Messias und rechtmäßigen König verläugnet habt, vergl. die Vorgänge vor Pilatus (Luk. 23, 2 ff. Joh. 18, 28—19, 16), namentlich bei der Wahl zwischen Jesus und Barrabas, wo der Gegensatz zwischen dem Heiligen (= Gottgeweihten, Luk. 4, 34) und Gerechten (Jes. 53, 11. Joh. 8, 46) und dem zum Tod verurtheilten Mörder (Mark. 15, 7) besonders stark hervortritt, ebenso nachher zwischen dem Fürsten des Lebens (Hebr. 2, 10. 12, 2. Joh. 1, 4. 3, 16. 11, 25 ff.) und dem Tödten desselben, und dann wieder umgekehrt zwischen diesem Tödten und dem Auferwecken von den Todten, wodurch er eben „verklärt" (V. 13) wurde; und zwar wird als Urheber der Auferweckung auch hier wieder, wiewohl auch der Sohn das Leben in ihm selber hatte (Joh. 5, 26), der Vater genannt, wie Kap. 2, 32, während die Apostel ihre wahrheitsgetreuen und zuverlässigen Zeugen sind (1 Cor. 15, 5.)

Ebenso ist aber auch das Volk selbst jetzt Zeuge seiner Verherrlichung durch das eben geschehene Wunder, in welchem er sich gleichfalls als den „Fürsten des Lebens" geoffenbart hat. Bei dem ganzen Vorhalt, den ihnen Petrus macht, um sie durch nachdrückliche Erinnerung an ihre schwere Versündigung an Jesu zu aufrichtiger Buße darüber zu bewegen, ist eine Steigerung ihrer Schuld zu bemerken (überantwortet — verläugnet — gekreuzigt), die außerdem noch in ein doppelt helles Licht gestellt wird durch den schon bezeichneten doppelten Gegensatz, einerseits zwischen Jesus, der Allen nur wohlgethan (Marc. 7, 37) und dem Uebelthäter Barrabas, der nur Unheil anrichtete, und andererseits zwischen den Heiden Pilatus, der jenen loslassen wollte, und den Juden, welche diesen losbaten (obwohl sie sein Eigenthumsvolk, Joh. 1, 11, nicht Glieder einer fremden Nation waren); und doch ist gerade durch ihre Schuld 1 Mos. 50, 20 im höchsten Sinn erfüllt.

II. Er ist der Allmächtige. V. 16—18. Durch den Glauben an seinen Namen, d. h. auf Grund des Glaubens der Apostel an ihn als den Herrn und Messias Israels (2, 36), hat er, sich zu ihrem Glaubenswort (V. 6) bekennend, bestätigt seinen Namen als „Fürst des Lebens" (V. 15) und Quell alles Heils für sein Volk; der nachher genannte Glaube durch ihn ist dagegen der durch die Wirkung seines Geistes auch in dem Lahmen schon bei'm ersten Blick der Apostel gewirkte Glaube. Beim Zustandkommen der Heilung vereinigte sich also ein doppelter Glaube: der wirkende der Apostel und der empfangende des Geheilten, die Heilkraft selbst aber lag in dem von jenen betend angerufenen und von diesen vertrauensvoll angenommenen Namen Jesu. Dieser ist wohl schon an und für sich selbst stark und wirksam, kein inhaltsleerer, wirkungsloser, bloßer Schall, aber erst durch Gebet und Glauben, der also gleichfalls „kein leerer Wahn" ist, wird er auch bei uns und für uns wirksam und stark; und auch seine Empfänglichkeit des Glaubens wirkt nur der Herr allein. Auf den scharfen Verweis (V. 13 ff.) folgt nun das milde herzgewinnende Wort der Liebe (daher auch V. 17 die vertraulich freundliche Anrede: „liebe Brüder" gegenüber der feierlich ernsten in V. 12), denn sie sollen nicht verzagen und verzweifeln, sondern glauben und hoffen.

Durch Unwissenheit, sofern die Masse des Volkes wenigstens ihn noch nicht als das, was er wirklich war, vollständig erkannt hatten, daher es auch keine bewußte Empörung gegen ihn als den Messias war (vergl. Luk. 23, 34); wie auch eure Obersten (1 Cor. 2, 8) fügt er bei, um nach dem Ernst, womit er zuvor gesprochen neben aller nothwendigen Strenge auch alle entschuldigenden Umstände wahrheitsgemäß zur Sprache zu bringen, damit seine Beschuldigung keine ungerechte sei. Wie Christus leiden sollte, um eben durch dies sein Leiden und Sterben sein Volk zu erlösen (Luk. 24, 25 ff.), ist der Hauptinhalt aller Weissagung im A. T., wenn auch nicht vollständig. Klar bei jeder einzelnen, so doch wenigstens in ihrer Gesammtheit; durch ihre Erfüllung von Seiten Gottes aber ist die Schuld des Volks keineswegs aufgehoben, andererseits jedoch eben damit auch der einzige Weg zur Vergebung derselben eröffnet; es ist also auch für sie noch Rettung möglich und eben darum Buße und Bekehrung nöthig (V. 19), weil sie das einzige Mittel zur Erlangung derselben ist, daher folgt nun sofort die Aufforderung hiezu.

III. Er ist der Erlöser (V. 19): Petrus folgert als Schluß, aus dem bisherigen die direkte Aufforderung der Juden zur innern Sinnesänderung und äußern Umkehr von ihren bisherigen bösen Wegen (V. 13 ff.), also eine praktische Aenderung ihres ganzen Verhaltens (V. 26), und bezeichnet als unmittelbare Wirkung derselben eine ebenso vollständige Veränderung ihres gegenwärtigen und zukünftigen Verhältnisses zu Gott in doppelter Weise und zwar a) als nächste Folge: die Austilgung ihrer Sünde (das Bild wie Col. 2, 14 von der Schrift eine Urkunde, z. B. eines Schuldscheins, die ausgelöscht wird), und b) als weitere Folge: die nach Aufhebung der Schuld noch ferner zu hoffende Segenszeit (V. 20 ff. 26), in die er ihnen einen die ganze Welt und Zukunft umfassenden (V. 25) Blick eröffnet. Buße und Bekehrung ist also die unumgängliche Grundbedingung alles Heils, sowohl der Wegschaffung der vergangenen Sünde, als der künftigen Begabung mit den Schätzen göttlicher Gnade (V. 26), ohne diese persönliche Erfahrung der Wiedergeburt kann Niemand in das Reich Gottes kommen (Joh. 3, 5), auch die Juden nicht etwa schon deshalb, weil sie „Abrahams Same" sind, vielmehr gerade als Genossen dieses Bundes mit den Vätern (V. 25) stellt Petrus diese bestimmte sittliche Forderung des Glaubensgehorsams an sie, stellt ihnen aber auch unter dieser Voraussetzung die sichere Aufnahme in das-

selbe durch den gerade für sie, wenn auch nicht allein, doch zuerst und zunächst als ihren (längstverheißenen) Messias vorhandenen und lebendigen Heiland (V. 26) in gewisse Aussicht. Daß neben dem negativen Moment der Buße auch das Positive des Glaubens als ebenso absolut nothwendig in dem biblischen Vollbegriff der Bekehrung mit eingeschlossen ist, auch wenn es hier nicht ausdrücklich genannt wird, ergibt sich aus Stellen wie Mark. 1, 15 und versteht sich eigentlich von selbst, sofern er ja die belebende wirksame Kraft für die sittliche Umkehr selbst und insbesondere die Hauptbedingung für den Empfang der sündevergebenden und heiligenden Gottesgnade ist, worin für den Einzelnen sein persönlicher Heilsbesitz beschlossen liegt. Nun wendet sich aber Petrus im Folgenden auch noch zu den für das Ganze der christlichen Kirche als Gemeinde Christi zu hoffenden Segnungen.

VI. Er ist der König, der kommt: V. 20. 21. Die längst verheißenen (Jes. 35, 10. Dan. 7, 22. 27. Hebr. 4, 1. 9. ff.) und darum auch längst ersehnten Zeiten der Erquickung, in welchen auf die Hitze, den Sturm und Drang des Kampfes und der Trübsal Ruhe, Friede und Erlösung folgt (2 Thess. 1, 7. Röm. 8, 21 ff.), und die er als weitere herrliche Folge der Bekehrung (V. 19) in Aussicht stellt, sind, als kommend vom Angesicht des Herrn, als von ihm selbst ausgehend bezeichnet, auch wenn sie durch die sittliche That des Menschen bedingt sind. Wenn er senden wird vom Himmel her, in sichtbarer Wiederkunft (Kap. 1, 11), Den, der auch jetzt zuvor schon zu gläubiger Annahme seiner sündenvergebenden und heiligenden Gnade gepredigt wird, welcher muß den Himmel einnehmen, besser: welchen muß der Himmel einnehmen, als sein für ihn bestimmter Aufenthaltsort (Col. 3, 1. 3), nachdem er sich bei seiner Himmelfahrt (2, 33) gesetzt hat zur Rechten Gottes (Hebr. 1, 3). Daher: wiedergebracht (zurückgestellt, Matth. 17, 11) wird alles u. s. w., d. h. alle von der ersten Verheißung im Paradies an (1 Mos. 3, 15) gegebenen Weissagungen in ihrem auf das letzte Ende zielenden Sinn erfüllt sind; gemeint ist also die Zeit der schließlichen und vollständigen Heilserfüllung am Ende der gegenwärtigen Weltzeit (Matth. 19, 28) in dem neuen Himmel und der neuen Erde (2 Petr. 3, 13), wobei aber keineswegs an die schriftwidrige Lehre von der sog. „Wiederbringung aller Dinge," d. h. an eine zuletzt eintretende Beseligung aller Creaturen, auch der Gottlosen, zu denken ist.

Sonntag, 11. Feb. Apostelgeschichte 4, 1—14.

Nur in Jesu Namen ist Heil.

I. Sein Name wird gefürchtet. **V. 1—3.** In der ersten Verfolgung und Verhaftung der Apostel, und zwar mitten in ihrer Berufsarbeit (Matth. 28, 19. 20), erfüllt sich die Vorhersagung Christi (Matth. 10, 16 ff.); aber hernach auch die dort gegebene Verheißung (V. 19). Als sie aber zum Volk redeten, nehmlich Petrus und Johannes (3, 1), an die Kap. 3, 12 ff. berichtete Predigt des Ersteren noch weitere Bemerkungen und Ermahnungen anknüpften, traten zu ihnen die Priester, die den Dienst der levitischen Tempelwache versahen und in dem Zusammenlauf des Volkes Pflicht und Recht zu amtlichem Einschreiten um so lieber sahen, als sie in dem öffentlichen Auftreten der Apostel ohne Befugniß zum Lehren eine Verletzung ihrer Standeswürde erkannten, und der Hauptmann des Tempels als ihr Befehlshaber (1 Chron. 24, 5. Luk. 22, 4) und Inhaber der Polizeigegewalt, und die Sadducäer.

Die Pharisäer betrieben, wie es scheint, nachdem sie durch die Kreuzigung Christi selbst den Hauptschlag ausgeführt hatten, die Verfolgung seiner Angehörigen nicht mehr so streng, weil diese ja das Gesetz Mosis hielten, ohne gegen die schriftlichen Satzungen aufzutreten, auch wenn sie diese nicht mehr zu beobachten sich verpflichtet hielten; die ohnehin nur aus unwissenden Galiläern (2, 7) bestehende Sekte mochte ihnen nicht sehr gefährlich erscheinen, daher auch Gamaliel (5, 34 ff.) ziemlich mild, aber auch etwas geringschätzig über sie urtheilt, vielleicht in absichtlichem Parteigegensatz gegen die Sadducäer, weil der erste Angriff von diesen ausgegangen war.

Den Hauptanstoß nahmen Letztere auch hier, wie schon Matth. 22, 23 an der von Petrus gelehrten (Kap. 3, 15), von ihnen aber geläugneten (Kap. 23, 8) Auferstehung von den Todten; also nicht das Wunder, sondern das Wort rief den Widerstand hervor, erst wenn das Wort von Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen dem Menschen persönlich nahe gebracht wird, regt sich der Widerspruch seines natürlichen Herzens gegen die göttliche Wahrheit. Und setzten sie ein, nämlich Petrus und Johannes (V. 13,) wahrscheinlich auch den Geheilten (V. 10 und 14) und zwar in das beim Tempel gelegene (Jer. 20, 2. 29, 26) allgemeine Gefängniß (Apostelgesch. 5, 18) bis an den Morgen, damit dann der hohe Rath (V. 5) über sie Gericht halte, was jetzt nicht mehr geschehen konnte, denn es war bereits Abend, d. h. nach 6 Uhr. Also mit fleischlichen Waffen und weltlicher Macht wollen sie das Werk Gottes dämpfen, weil sie es mit geistlichen Waffen nicht bekämpfen können; aber auch die weltliche Macht hilft nichts, denn so lange die Säemänner Christi im Gefängniß schlafen, wächst der Same des Worts nur desto stärker (Mark. 4, 26. 27.)

II. Man glaubt an ihn (V. 4). Dem Bericht über die nächste äußere Folge von Petri Predigt folgt nun noch nachträglich der über ihre innere Wirkung: Viele unter denen u. s. w., also nicht alle, denn Viele hörten nur mit den Ohren, nicht mit dem Herzen, wurden gläubig, d. h. von der Wahrheit innerlich überzeugt, so daß sie sich denn auch äußerlich an die Gemeinde anschlossen, und zwar bei 5000; schon Kap. 2, 41 war die kleine Gemeinde bis auf 3000 gewachsen, in der auf Petri Predigt folgenden Zeit, schwerlich gleich an demselben Tage, kamen hinzu noch weitere 2000 Männer, daneben wohl auch noch eine entsprechend große Zahl von Frauen (1, 14. 5, 14).

Christus wurde auch hier den Einen zum Fall, den Andern zum Auferstehen (Luk. 2, 34), die Einen kamen zum völligen Durchbruch und aus der bloßen Verwunderung (3, 10) zur Bewunderung und zum Glauben, bei den Anderen dagegen tritt jetzt der Widerstand als entschiedene Feindseligkeit auf.

III. Jesu Name wird vertheidigt (V. 5—10). Die Obersten, Aeltesten und Schriftgelehrten waren Mitglieder des hohen Raths, also des höchsten geistlichen Gerichtshofs, der sich jetzt in förmlicher und feierlicher Plenarsitzung, wahrscheinlich in demselben Saale, wo sie einst auch Jesum zum Tode verurtheilt haben (Matth. 27, 1), versammelt, jene beiden als Repräsentanten des Volkes, die Letzteren als Inhaber der Gesetzeskunde; dazu noch die bedeutendsten und darum mit Namen genannten Vertreter des Priesterstandes, nämlich die Hohenpriester Hannas und Kaiphas, der Erstere als Schwiegervater und Vorgänger des Letzteren noch im Besitz der Hohenpriesterwürde und des Titels, dieser der eigentliche Träger des Amtes.

Johannes und Alexander, zwei weitere sonst unbekannte Glieder der damals regierenden hohenpriesterlichen Familie, aus deren Kreis diese höchste einflußreiche Stelle schon längere Zeit besetzt wurde, so daß sie gleichsam ein erbliches Anrecht darauf hatte und eine Art Adelsstand bildete, wozu wahrscheinlich auch der Kap. 19, 14 genannte Skeva gehörte, denn einen eigentlichen Hohenpriester dieses Namens gab es nie. Gen Jerusalem kamen sie von ihren außerhalb der Hauptstadt gelegenen Landhäusern.

Sie stellten sie vor sich, inmitten ihres Kreises (Joh. 8, 3), daß sie von allen wohl gesehen werden konnten, namentlich auch der zur Confrontation mit herbeigezogene Geheilte (V. 14). Aus welcher Gewalt, d. h. euch zu Gebot stehenden Kraft und Vollmacht, oder in welchem Namen und Auftrag, denn jene Macht habt ihr ja jedenfalls nicht in und von euch selber, sondern sie muß euch durch einen Andern, in dessen Dienst ihr nur stehet, zur Verfügung gestellt sein. Offenbar denken sie daran, daß der bei der Heilung ausgesprochene Jesusname (3, 6) irgend eine geheimnißvoll wirkende Zauberformel sei, oder gar, daß sie das Wunder durch dämonische Einflüsse (Matth. 12, 24. 10, 25) gethan haben; die genau formulirte Verhörsfrage betrifft also nicht die Lehre der Apostel, sondern nur ihre Wunderthat, und Petrus richtet hernach (V. 9) seine Antwort nur auf letztere.

Voll des heil. Geistes, in diesem kritischen Augenblick mit besonderer Freudigkeit und Erleuchtung durch denselben ausgerüstet, vgl. Kap. 13, 9. Luk. 12, 11 ff.; sprach zu ihnen rc. Die nun folgende Vertheidigungsrede zeichnet sich wieder durch ihre besonnene maßvolle Bescheidenheit neben aller ernsten festen Entschiedenheit aus, sie ist voll Muth und Demuth, Wärme und Klarheit, Geist und Kraft, Eifer und Liebe. Schon die Anrede: Ihr Obersten des Volks, beweist dies, sie ist nicht trotzig und hochmüthig, sondern würdig und ehrerbietig, giebt aber zu verstehen, daß das, was sie jetzt thun als Vertreter des ganzen Volks, für dieses selbst, in dessen Namen sie handeln, geschieht, und die Verantwortung für die Entscheidung von ganz Israel also auch auf sie zurückfällt.

Er verläugnet nicht die schuldige Achtung vor den Trägern des Amts, deren Recht als gesetzliche Obrigkeit er anerkennt, mochten sie auch persönlich ihres Amtes und seiner Achtung unwürdig sein. Gerichtet über dieser Wohlthat, ein feiner und doch scharfer Stich = sonst wird man nur angeklagt, wenn man Böses gethan hat, wir aber, weil wir Gutes gethan haben (1 Petri 2, 20); aber nicht anders hat man es Christo auch gemacht, Joh. 10, 32. Euch und allem Volk Israel, dessen Repräsentanten ihr seid, sei kundgethan u. s. w. Offen und frei, kühn und unerschrocken giebt derselbe Petrus, der einst Jesum verläugnet hatte, hier Zeugniß für eben denselben Jesus, und macht damit gut, was er dort im Vorhof des Hohenpriesters bös gemacht.

In dem Namen Jesu Christi, nur in diesem allein und in keinem anderen, wie ihr etwa denket; welchen ihr gekreuzigt habet, damit geht Petrus bereits von der Vertheidigung zum Angriff über, wie Kap. 2, 23. 36. 3, 14 ff. Steht dieser rc., er beweist damit, daß die Heilung desselben eine wirkliche Thatsache, kein trügerischer Schein ist, und beruft sich dafür auf sie selbst als unpartheiische Augenzeugen.

VI. Jesu Name wird siegen (V. 11—14). Noch mehr als schon V. 10 wird hier das Zeugniß Petri zur Anklage, seine Richter zu Gerichteten, deren gewaltigen Irrthum und schwere Schuld er trotz alles billigen Respektes vor ihnen, als den rechtmäßig bevollmächtigten geistlichen Vorständen und Gesetzgebern Israels aufrichtig und unumwunden bloßlegt und sie vor den Augen des Volks und ihrem eigenen Gewissen beschämt und brandmarkt.

Gerade sie, deren göttlicher Beruf es gewesen wäre, treue Führer und Pfleger der Gemeinde zu sein, haben sich als schlechte und gewissenlose Hirten, sie, die den geistlichen Tempel des Herrn aufzurichten berechtigt und verpflichtet waren, als blinde urtheilslose Bauleute bewiesen.

Das ist der Stein u. s. w., nämlich gerade die Person dieses eben genannten Jesus, und nur Er ausschließlich, wie schon Matth. 21 42 Anspielung auf die Weissagung Ps. 118, 22. Der zum Eckstein worden ist, von Gott selbst durch seine Auferweckung und Erhöhung (Kap. 2, 24 ff. 32. 36. 3, 15. 26) als solcher anerkannt und erwiesen als der Gottessohn, den er sich selbst Matth. 26, 63 ff. eidlich bezeichnet hat; ebendarum ist aber auch das Bekenntniß seines Namens und das Wunderthun in seinem Namen nicht eine Gotteslägnung oder strafbare Beschwörung (5 Mos. 18, 9 ff.) sondern im Namen Jesu wird des Herrn eigener Name angebetet, gelobt und geehrt, denn in ihm ist eben die persönliche wesenhafte Gegenwart Gottes, der sich in ihm offenbart und kundthut; die Anrufung seines Namens ist ebensoviel, als die Jehovahs selbst und somit das Bekenntniß der Apostel zu ihm keine Verleitung zu falschem Gottesdienst. Allerdings steht ihrer Predigt von Jesu noch ein mächtiges Hinderniß im Weg in der Verachtung dieses Jesunamens, deren Schuld aber nur die Obersten Israels selbst trifft, die ihn förmlich und feierlich verurtheilt und verworfen haben, aber eben dies Kennzeichen seiner Schmach und Schande ist der Beweis davon, daß gerade Er der echte und einzige von Gott selbst erwählte Grundstein seiner

Gemeinde (1 Petri 2, 4. Eph. 2, 20) und alles Heils ist.

So wird das Zeugniß des Petrus eine große, allgemeine Heilspredigt, die er laut und unerschrocken nicht blos vor und für Israel, sondern vor aller Welt und für die ganze Menschheit hält. Ihr Thema ist: Jesus Christus, der ihr von Gott zum Mittel und Mittler alles Heils einzig und allein gegeben ist (1 Cor. 1, 30), bleibt dies auch ausschließlich, trotzdem daß Israel ihn verachtet und als unbrauchbar weggeworfen hat; aber Israels Oberste will Petrus noch nicht richten, sondern einladen, durch Ihn sich selig machen zu lassen (vgl. 2, 21), denn die geschehene Heilung des Lahmen ist nur Sinnbild und Unterpfand der in Jesu für Alle vorhandenen Rettung aus Sünde und Tod und der von ihm geschenkten geistlichen Genesung, vgl. 5, 31. 15, 11. Diese Bestimmung Christi zur Heilsquelle für alle Menschen auf der ganzen Erde (Kap. 2, 5), für die Juden vornehmlich, aber auch für die Heiden (Röm. 1, 15) und zwar mit der einzigen Bedingung des Glaubens an seinen über Alles erhöhten Namen (Phil. 2, 9 ff.), dessen Heilsfülle schon Matth. 1, 21 bezeichnet ist, ist eine unabänderliche göttliche Bestimmung seines ewigen Gnadenrathschlusses („kein anderer Name gegeben"), von der sich ungestraft Keiner entbinden kann noch darf.

Zum Schluß folgt die Schilderung des Eindrucks, den sowohl die Persönlichkeit der Apostel und insbesondere die Rede des Petrus, als auch die stille, aber desto stärker wirkende Macht der Erscheinung des Geheilten, dessen unmittelbarer Anblick allein schon, freilich ganz gegen ihre Berechnung, ihren Plan völlig vereitelte, auf das Synedrium machte: Sie sahen aber an die Freudigkeit &c. Die unbefangene Freimüthigkeit und entschiedene Sicherheit ihres unumwundenen Zeugnisses von Christo erfüllte sie mit staunendem Befremden und schlug ihnen auch fühlbar genug in's Gewissen, wie jedes derartige muthige Bekenntniß auch heute noch thut; sie verwunderten sich, woher ihnen solche Weisheit und Macht des Wortes komme (Matth. 13, 34 ff. Joh. 7, 15), denn sie waren gewiß, schon aus dem schlichten, einfachen Inhalt und der schmucklosen, kunstlosen Form, daß sie ungelehrte Leute waren ohne rabbinische Schulbildung und menschliche Weisheit (1 Cor. 1, 17 ff.), und kannten sie von früheren Begegnungen mit Jesu her.

Und hatten nichts dawider zu reden (Luk. 21, 15), weil sich weder die Identität des früher Gelähmten und jetzt Geheilten, noch die Thatsächlichkeit des geschehenen Wunders, noch auch die Wirklichkeit der von den Aposteln besonders hervorgehobenen Auferstehung Christi (V. 2) läugnen ließ, die auch seinen Feinden selbst sehr wohl bewußt war (Matth. 28, 11 ff.). So stehen sie da in ihrer kläglichen Ohnmacht und Verlegenheit und müssen sich nach diesem Fehlschlag und dem ersten Sieg der jungen Gemeinde damit begnügen, die Sache wenigstens durch Verbot weiterer Predigt todtzuschweigen, damit nicht noch mehr Aufsehen unter dem Volk entstände, als schon durch die stadtkundig gewordene Begebenheit selbst geschehen war, und das Ansehen der Apostel sich nicht noch mehr steigere und befestige (V. 15—17); allein die Wahrheit läßt sich durch keine Polizeimaßregeln wie durch einen Schlagbaum eindämmen (Apostelg. 28, 31).

Sonntag, 18. Febr. Apostelgesch. 4, 19—31.

Glaubensmuth.

I. Der besiegte hohe Rath (V. 19—22). Die Antwort der beiden Apostel ist auch hier wieder bei aller Bescheidenheit doch voll Entschiedenheit und bei aller schuldigen Ehrerbietung gegen die rechtmäßige geistliche Obrigkeit ihres Volkes doch noch mehr voll Ehrfurcht gegen Gott dem Herrn selber. Diese erlaubt ihnen nicht, das ihnen V. 18 völlig widerrechtlich Zugemuthete, worin ein Verbot nicht nur des ferneren öffentlichen Auftretens, sondern sogar auch der bloßen Erwähnung des Namens Jesu selbst in Privatgesprächen lag, zu erfüllen. Richtet selbst u. s. w., denn ihr wollt und sollt ja die Richter und Meister in Israel (Joh. 3, 10) sein. Damit appelliren sie an Herz und Gewissen ihrer Feinde selber und zeigen ihnen die Grenzen zwischen dem Gehorsam gegen bloße Menschen und gegen den lebendigen Gott. Was Gott gebietet, das darf kein Mensch verbieten und umgekehrt. Gott aber hat ihnen durch Christum gerade das Entgegengesetzte von dem befohlen, was hier der hohe Rath verlangt, und eben das von ihnen gefordert, was dieser ihnen verweigern und untersagen will (vgl. Kap. 1, 8. Joh. 15, 27).

Nach Maßgabe dieses göttlichen Berufs dürfen sie es nicht unterlassen von Jesu zu zeugen, aber sie können es auch nicht nach ihrem eigenen inneren Herzenstrieb; es wäre für sie ein sittliches Unrecht und zugleich eine Unmöglichkeit, ein ihnen persönlich gar nicht denkbarer Fall. Das ist für sie die einfache Lösung bei dem scheinbar so schwierigen Streit zweier Verpflichtungen, des Gehorsams gegen Gott und des Unterthanseins unter die Obrigkeit, für die übrigens schon das Wort Jesu, Matth. 22, 21, das rechte Vorbild gab. Allerdings verweigern sie muthig und standhaft den blinden Gehorsam gegen die Menschen und werden dieser äußeren Verpflichtung untreu, aber nur, um desto treuer die höhere Pflicht und ihren eigensten inneren Beruf zu erfüllen und lassen, um der Hauptsache genügen zu können, die Nebensache fahren. Aber sie begnügen sich auch mit dem bloßen Protest, ohne zu thatsächlicher Opposition sich fortreißen zu lassen und sind sogar bereit, selbst Strafe zu leiden. Ihre Entscheidung richten sie aber nicht blos nach ihrem eigenen Gewissen, das möglicherweise auch schwanken und irren könnte, sondern nur nach dem untrüglichen Wort Gottes, und das Recht ihres Widerstandes gegen die Obrigkeit ruht darauf, daß diese selbst, wenn sie Gottes Gebot aufhebt um ihrer Satzungen willen, sie damit eigentlich sich selbst aufhebt, sofern sie mit ihrem eigenen Zweck, nur Gottes Dienerin und Stellvertreterin zu sein (Röm. 13, 1—4), in Widerspruch tritt und somit keine bindende Autorität und kein Recht auf Gehorsam mehr hat.

Aber sie drohten ihnen, statt ihr ungerechtes Verbot zurückzuziehen, verschärfen sie es noch. Freilich können sie die für den Wiederholungsfall

in Aussicht gestellte Strafe vorerst noch nicht wirklich verhängen, weil dies einen gefährlichen Aufruhr veranlaßt hätte. Neben dieser Angst vor dem Volk mag sie aber auch eine gewisse, wenngleich unbewußte und unfreiwillige Scheu vor dem bei jenem Wunder so herrlich geoffenbarten Namen Jesu, dessen Lob unwillkürlich aller Mund und Herz erfüllte, von sofortigem thätlichem Einschreiten abgehalten haben. Die scheinbar blos beiläufige Angabe des Alters des Geheilten (über 40 Jahre) ist absichtlich beigefügt, um das an ihm Geschehene desto größer erscheinen zu lassen.

II. Die betenden Jünger (V. 23—36). Aus der Mitte der lauernden und drohenden Feinde im Sitzungssaale des Synedriums kamen sie zu den Ihren, d. h. zu den übrigen Aposteln und dem engeren Kreise der Gläubigen, die sich an die Zwölfe angeschlossen hatten (1,14.15) und die natürlich mit liebevoller Theilnahme und namentlich mit treuer Fürbitte ihr Schicksal verfolgten und darum das nächste Recht darauf hatten, von dessen schließlicher Entscheidung möglichst bald genau unterrichtet zu werden.

Da sie das hörten, nämlich das Verbot des hohen Raths, V. 18. „Gottes Kinder loben, wenn die Feinde toben," vgl. Kap. 16, 26; und greifen zu der besten Wehr und Waffe, dem gemeinsamen Gebet, das die herrlichste und kräftigste Verheißung hat (Matth. 18,19. 20). Es ist dies das erste christliche Gemeindegebet im N. T., besonders hervorgehoben durch: einmüthiglich vor Gott, was beides, das feste Band gemeinsamer Liebe untereinander und die feste Zuversicht und Hoffnung gemeinsamen Glaubens und Vertrauens auf den Herrn bezeichnet; sie alle erklärten sich dadurch als mit dem Grundsatz jener beiden Hauptapostel (V. 19) vollständig einverstanden, wie auch später wieder, Kap. 5, 29.

Und sprachen &c. Nun erfolgt eine brünstige und geistgesalbte Bitte um Kraft und Beistand auch für ihr ferneres apostolisches Wirken. Die feierliche Anrufung Gottes beim Beginn derselben als Schöpfer der gesammten sichtbaren Welt (wie Kap. 14, 15. Off. 14, 7. Neh. 9, 6) ist nicht ohne Absicht, denn die Erlösung als Neuschöpfung setzt die Schöpfung selbst schon voraus, ebenso das Reich der Gnade und Herrlichkeit das der Natur und Allmacht, der 2. und 3. Artikel des christlichen Glaubens den ersten; außerdem ist eben die in der Schöpfung bewiesene Allmacht Gottes der festeste Grund für die Zuversicht und Freudigkeit des Gebets.

Durch den Mund Davids, denn diesem wurde, obwohl sein Name als Verfasser nicht ausdrücklich angegeben ist, der 2. Psalm, dessen erste zwei Verse sie jetzt in dem drohenden feindseligen Verhalten des hohen Rathes erfüllt sahen, zugeschrieben. Und wider seinen Christ, d. h. den Gesalbten (hebr. Messias), der schon bei der Taufe den heil. Geist als besondere Amtsgabe empfangen.

Ueber dein heiliges Kind, d. h. deinen von aller Sünde abgesonderten und einzig zu deinem Dienst geweihten Knecht, vgl. Kap. 3, 13. 26. An die Stelle der verfolgten Apostel setzen sie also Christum selbst, denn die Verfolgung seiner Glieder auf Erden gilt im letzten Grund dem himmlisch erhöhten Haupt selbst (Kap. 9, 4. 5) und ihr Leiden ist auch das seine (2 Cor. 1, 5. Col. 1, 24); ebenso an die Stelle des hohen Raths im Allgemeinen die beiden besonders bezeichnenden Namen Herodes, als Vertreter der „Könige auf Erden" und Pilatus, als Repräsentanten der „Fürsten"; mit den Heiden, nämlich den Römern.

Zu thun u. s. w., wenn auch nicht mit eigenem Wissen und Willen, doch vermöge des über ihnen waltenden göttlichen Geschicks (2, 23. 3, 18), aber darum doch nicht ohne persönliche Verschuldung. Siehe an ihr Drohen (V. 17 und 21), d. h. mit wachender Fürsorge, daß nichts daraus entstehe, als was für die Gemeinde selbst gut und heilsam ist. Und gieb deinen Knechten &c. Sie verlangen also nicht eine augenblickliche gewaltsame Vertilgung der Feinde (Luk. 9, 54), gleichsam als Opfer ihrer Rache, sondern nur ein um so stärkeres Zeugniß der götlichen Wahrheit und eine um so kräftigere Erweisung derselben durch noch weitere Wunderzeichen, damit dadurch womöglich auch Jene noch zu besserer Einsicht und gründlicher Bekehrung kommen und sich an ihnen so auch das Ende jenes Psalms (Ps. 2, 12) noch erfülle. Und strecke deine Hand aus, eben zur Wirkung solch mächtiger Wunderthaten, die ihre Predigt nach Christi Verheißung (Mark. 16, 17 ff.) auch noch durch „mitfolgende Zeichen" bestätigen und bekräftigen sollen (14, 3).

III. Der göttliche Tröster (V. 31). Bewegte sich die Stätte (vgl. Haggai 2, 7), natürlich ebensowenig wie Kap. 2, 2 durch ein gewöhnliches Erdbeben, sondern als Zeichen der sofortigen Erhörung (wie 16, 26 und ähnlich Joh. 12, 28) ihres Gebets, als eines Gebets „im Namen Jesu", dem die unbedingte Erfüllung nach Joh. 14, 13 ff. 15, 7. 16, 23 ff. gewiß ist.

Des heiligen Geistes voll waren sie allerdings schon am Pfingstfest geworden, es ist also nicht das Eintreten eines ganz neuen äußeren, sondern nur die innere Wiederholung des ersten Pfingstereignisses gemeint: sie wurden auf's Neue vom Pfingstgeist, den sie schon damals ein für allemal empfangen und nicht etwa wieder verloren hatten, angefaßt und ergriffen, wie durch ein Nachwehen jenes Sturmwinds und der Kraft aus der Höhe. Und redeten das Wort &c., um sofort, auf der Stelle, ihrem Vorsatz, V. 19 und 20, getreu, den Vorsatz des Synedriums, V. 18, zu Schanden zu machen. Mit Freudigkeit = mit allem nur erdenklichen Freimuth, zwar nicht mehr wie 2, 4 mit fremden Zungen, wohl aber mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen und lieblichen Liedern (Col. 3, 16).

Sonntag, 25. Feb. Apostelgeschichte 5, 1—11.

Ananias und Sapphira.

I. Der Betrug. V. 1—4. Ananias heißt entweder als griechische Form des hebräischen Namens Anania (Neh. 3, 23) „der Herr gedenkt", oder ist soviel wie Hanania (Dan. 1, 6. Jer. 28, 3) „der Herr begnadigt", also etwa = dem deutschen Gotthold; Sapphira aber bedeutet „die Schöne".

Verkaufte seine Güter, eigentlich blos: ein Gut (Grundstück V. 3); man hat sich deßhalb die Sache oft so vorgestellt, auch er habe wie die Kap. 4, 34 Genannten, von denen nicht gesagt ist, sie haben auf ihre ganze Habe verzichtet, sondern nur, sie haben sich ihrer je nachdem es das Bedürfniß der Armen erforderte, zu deren Gunsten entäußert, gleichfalls nur einen Theil seines Eigenthums hingegeben, und sein Unrecht nur darin bestanden, daß er dieß Opfer blos mit Widerstreben, nicht aus freiem inneren Liebestriebe, sondern nur um es Jenen gleichzuthun, dargebracht und darum auch einen Theil des Erlöses unterschlagen habe, was er in sofern mit einem gewissen Schein des Rechtes für nicht so belangreich halten konnte, weil ja die Anderen es zum Theil ebenso machten, nur daß Jene ehrlich genug waren, für ihre nur theilweise Selbstverläugnung wenigstens den vollen Preis zu bezahlen.

Allein so läßt sich das nachherige strenge Strafgericht nicht recht erklären. Besser faßt man die Sache daher in ihrem unmittelbar nächsten Zusammenhang mit dem Verfahren des Barnabas (Kap. 4, 36 ff.) so: Ananias verkaufte wie dieser sein ganzes Besitzthum, um bei der Gemeinde und den Aposteln den Schein einer gleich großen Opferwilligkeit zu erregen; vielleicht sogar, um sich dadurch eine ähnliche Stellung zu sichern, wie Jener sie später einnahm, nehmlich die eines Propheten (Kap. 13, 11, vergleiche Eph. 4, 11). Er will ihm gleich werden, wenn auch nicht an Größe der Gabe selbst, da sein Acker vielleicht nicht ebenso groß war, aber doch, wenigstens dem Schein nach, an Größe der Selbstverläugnung, indem er sich stellte, als wollte auch er, wie Barnabas als ein ächter neutestamentlicher Levit (vergl. 4. Mos. 18, 20. 5 Mos. 10, 9) auf alles Eigenthumsrecht an einen persönlichen Privatbesitz verzichten. Nun aber thut es ihm doch, weil sein Herz zwar nicht an dem Acker, wohl aber an dem Geld hing, hintennach doch leid um den Verlust des Letzteren und er entwendet Etwas davon, bevor er den Erlös als Opfer in die Gemeindekasse entrichtet, giebt also statt des Ganzen nur einen Theil, behauptet aber doch, es sei die Gesammtsumme gewesen. Und zwar mit Wissen seines Weibes, schreckliches „Einssein" von zwei Ehegatten in Sünde und Schuld, die doch dazu Eins werden sollten, daß sie einander in den Himmel, nicht in die Hölle halfen!

Petrus aber sprach, offenbar vom heiligen Geist erleuchtet, so daß er den ganzen wirklichen Sachverhalt sofort mit untrüglichem Blick vollständig durchschaute. Der Satan ist hier genannt als „Vater (Urheber) der Lüge" (Joh. 8, 44); statt ihm in der Stunde der Versuchung mit Gebet und Wort Gottes zu widerstehen (Jac. 4, 7. 1. Petr. 7, 9), hat Ananias ihm vielmehr den Einlaß in sein Herz nicht gewehrt, sondern gewährt, (Joh. 13, 17. Luk. 22, 3) und ihn vollständig davon Besitz ergreifen lassen. Daß du dem heiligen Geist lügst, der in der in den Aposteln Christi als Leitern seiner Gemeinde auf Erden gleichsam „leibhaftig", wie Gott in Christo selbst (Col. 2, 9) waltet, vergl. 1 Thess. 4, 8. Apostelg. 13, 2. 4. 15, 28. 20, 23. Hättest du doch wohl u. s. w. = Niemand hat dich zum Verkauf genöthigt oder auch nur aufgefordert, sondern es war dein eigener völlig freier Entschluß. Aber auch da er verkauft war, hättest du mit dem Geld noch ganz nach Belieben schalten und walten können, ohne daß irgend Jemand einen Anspruch darauf, oder auch nur auf einen Theil desselben hätte machen können oder wollen. Du hast nicht (sowohl bloßen) Menschen (Marc. 9, 37. Joh. 12, 44), sondern Gott gelogen, der in seiner Gemeinde gegenwärtig ist und ihre Sache für die seine ansieht und nichts halb will (Mal. 1, 12).

Die Strafe. (V. 5—11). Fiel er nieder, zugleich mit dem durch des Apostels Wort gewirkten Gewissensschlag auch von einem unmittelbar aus Gottes Hand kommenden tödtlichen Schlag (natürlich nicht einem gewöhnlichen „Nervenschlag" in Folge des Schreckens) getroffen, vergl. 1 Sam. 6, 19. 2. 2 Sam. 6, 7; und gab den Geist auf, wörtlich: hauchte die Seele aus. Dasselbe Wort ist auch Kap. 12, 23 gebraucht, und bezeichnet auch dort einen gewaltsamen Tod als unmittelbare Wirkung des eigenen persönlichen Einschreitens Gottes.

Die Sache ist also auch hier nicht so zu verstehen, als ob Petrus selbst dieses plötzliche Ende bewirkt hätte (wovon ohnehin gar nichts dasteht), so daß es also als eine amtliche Ausübung der Kirchenzucht angesehen werden müßte, wie Kap. 8, 20 ff. 13, 10 ff. Letztere hat ja nach 2. Cor. 13, 10 überhaupt gar nicht eine Macht zu verderben, sondern zu bessern. Sondern es ist ein direktes Eingreifen der göttlichen Strafgerechtigkeit, die ihrer nicht spotten läßt (Gal. 6, 7); ungefähr wie einst bei der Bestrafung des Nadab und Abihu (3 Mos. 10, 1 ff. 4 Mos. 3, 4) oder des Usa (1 Chron. 14, 10).

So erklärt sich auch am besten die große Furcht, die über alle noch außerhalb der Gemeinde stehenden kam (Luk. 7, 16). Da sie das höreten, und daran wohl merken konnten, daß der Herr selbst seine Wohnung in dieser Gemeinde als seinem heiligen Tempel aufgeschlagen habe (Psalm 82, 1). Es ist die heilige und tiefe Scheu vor dem unsichtbaren und doch so wirksam nahen Gott, der ein verzehrendes Feuer ist (Hebr. 12, 29. 5 Mos. 4, 24). Und wie dort jene beiden Brüder, so wird hier auch Ananias und später Sapphira (V. 10) von Jünglingen aus der Gemeinde (als einer Art Gemeindediener) bestattet, wörtlich: zusammengelegt, was sich hauptsächlich auf das Anordnen der Kleider, aber auch der durch den gewaltsamen Tod auseinandergezerrten Glieder bezieht; und zwar außerhalb der Stadt (Luk. 7, 12).

Ueber eine Weile, während welcher die Gemeinde wieder ruhig und ohne Störung ihres Gottesdienstes (3 Mos. 10, 6 ff.) wartete. Drei Stunden lang warteten sie auf die Rückkehr der Jünglinge. Und wußte nicht was geschehen war, da sie an dem bisherigen Gottesdienst nicht Theil genommen hatte, jetzt aber nachsehen wollte, was mit ihrem Manne, der ihr zu lang ausblieb, geschehen sei. Ja, so theuer. Diese Antwort auf die prüfende Frage des Petrus, wie weit auch sie in den Betrug ihres Mannes verstrickt sei, zeigt bei ihr einen noch viel ver-

härteteren Sinn, als bei Jenem, da hier die Umstände noch weit erschwerender waren und sie zur Besinnung hätten bringen sollen.

Petrus bezeichnet ihr Thun als ein Versuchen des heil. Geistes, ob es nämlich nicht doch möglich sei, ihn durch Lüge und Betrug zu überlisten, wie man etwa Menschen täuschen und hintergehen kann. Siehe die Füße derer rc., auch dies ist wieder nicht so zu fassen, als ob Petrus selbst ihr gleichsam als Richter das Todesurtheil spräche und Kraft seiner apostolischen Vollmacht dieselbe wie Ananias zuerkenne und gleichzeitig auch wirklich verhängen würde, sondern vielmehr ähnlich wie das Gericht über die Rotte Korah, 4 Mose 16, 25 ff., das Mose zwar gleichfalls mit vollster Bestimmtheit voraussieht und mit unfehlbarer Gewißheit voraussetzt, aber darum doch keineswegs selbst vollzieht oder auch nur beschließt und veranlaßt, sondern nur als Gesandter und bevollmächtigter Gottes als sofort eintretend ankündigt. Nachdem Petrus mit leiblichen Augen gesehen, was Gott an Ananias bereits gethan hat, kann er nun auch mit geistlichem Auge voraussehen, was er ebenso sicher auch an Sapphira noch thun wird, die in gleicher, ja noch größerer Schuld und Sünde ist und es demgemäß auch ohne alle Vermessenheit und Anmaßung göttlicher Allmacht oder Allwissenheit bestimmt voraussagen, ja er mußte dies sogar ankündigen, um seine nun schon zum zweitenmal und noch viel schlimmer angegriffene apostolische Würde und Autorität der Gemeinde gegenüber zu wahren und wieder herzustellen.

Da kamen die Jünglinge, nämlich in demselben Augenblick wieder zur Thüre herein und trugen nun auch sie hinaus — und welch ein schreckliches „Hinaus!" vergl. Offenb. 22, 15. Matth. 7, 23: Ueber die ganze Gemeinde, die es nun doppelt inne werden mußte, was es um sie selbst als heilige Wohnstätte Gottes etwas so unersetzlich heiliges sei, vergl. 4 Mos. 14, 5. 9. 1. Sam. 6, 20. Jes. 60, 18. Zugleich war aber dies wohl verdiente Strafgericht Gottes, das die Unbußfertigen ohne Schonung hinwegraffte, eine ernste Bußpredigt für alle andern zu strenger Selbstprüfung und zugleich eine nothwendige starke Schutzwehr für die ganze Gemeinde nach außen gegen etwaigen Mißbrauch der christlichen Wohlthätigkeit (4, 34), vor allem aber nach innen gegen alle und jede Unlauterkeit, Selbstsucht, Scheinheiligkeit und Heuchelei, die gleich beim Entstehen unterdrückt werden mußte.

Am Kamin.

Klage des sinnreichen und weitberühmten Hans Sachs, Schuhmacher zu Nürnberg, über die Sabbathschänder, Anno 1554, ist aber noch so frisch, als wäre sie erst 1882 geklagt worden:

Das vierte Buch Mose saget klar
Am fünfzehnten: Als nun war
Israel aus Aegypten fort,
Ward erfunden ein Mann dort,
Der Holz sammlet an einem Sabbath.
Und die ihn funden an der Statt,
Die führten ihn zu Mose ein
Vor Aaron und die Gemein',
Denn es war noch nit ausgesprochen,
So einer hat den Sabbath brochen,
Wie man ihn strafen soll zur Rach.
Der Herr aber zu Mose sprach,
Dieser Mann soll des Todes sterben,
Um sein' Sünd' öffentlich verderben.
Ihn soll steinigen die Gemein
Außerhalb dem Lager allein.
Also führt ihn das Volk hin
Vor das Lager und steinigte ihn.
Also starb er in grimmer Noth,
Wie denn der Herr Mose geboth.
Hier schau du christliche Meng',
Wie Gott hat also hart und streng'
Gestrafet diesen armen Mann,
Welcher hat ein Werk gethan,
Das an ihm selbst war nützlich und gut.
Betracht nun selbst in deinem Muth,
Ob Gott nicht auch ihn billig rächen,
Daß wir so freventlich brechen
Den Sonntag mit Laster und Sünden,
Daß er nit mehr ist zu ergründen.
Einer ob seiner Arbeit leiert,
Darnach er auf den Montag feiert,
Der Andere mit seiner Faktorei,
Der Dritt' mit seiner Krämerei,
Der Viert' mit Fechten, Schießen, Ringen,
Der Fünft' mit Jagen und mit Springen,
Der Sechst' mit Hoffarth und mit Tanz,
Der Siebent' mit Spiel und Alifanz,
Der Acht' mit Völlerei und Zehren,
Der Neunt' mit Fluchen und mit Schwören,
Der Zehnt' mit Sacres' und mit Zoren,
Der Elft' mit Todschlag und Rumoren,
Der Zwölft' mit argem Ehebruch.
Doch was ist noth, daß ich jetzt such',
Die Uebel so am Sonntag geschehen,
Sie sind schamloser anzusehen
Und gröber, denn an Werketagen.
Sollt uns denn Gott nit grimmig plagen,
Weil wir des Sabbaths Ehre brechen,
Unehren, entheiligen und schwächen
Mit zahllos unchristlichen Stücken,
Als ob wir wären Mameluken?
Die Obrigkeit muß Rechnung geben
Von solchem unchristlichem Leben,
Wo sie mit Straf' nit fährt darein,
So den Sonntag bricht die Gemein',
Den Gott verordnet hat dazu,
Daß wir soll'n haben unser Ruh'
Mit Vieh, Magd, Knechten, Kind und Weib,
Auch daß nit ruh' allein der Leib.
Die Seel' soll auch sabbathisiren,
Von Gott sich lassen fein regieren,
In allem Ding' wohl halten still,
Und ihm gehorchen, was er will.

Begehr hab auf sein fruchtbar Wort,
Und uns frei darnach richten fort,
Kein weltlich Geschäft lassen zur Thür ein,
Sondern allein mit Gott leben gemein,
Und daß die folgende Woche fromm,
Bis daß der Sonntag wieder komm,
Also von Sünden sich enthalten
Und Gott frei in uns lassen walten.
Das ist der rechte Sabbath und Ruh'
In dieser Zeit, dadurch wir zu
Dem Sabbath kommen unverwandt,
Dort in ein ewig Vaterland,
Da ewig Ruh' uns auferwachs,
Das wünscht von Nürnberg Hans Sachs.

Ueber das Vermögen der Rothschilds finden wir in einem deutschländischen Blatte folgende Mittheilungen. Die Gebrüder Freiherren von Rothschild in Frankfurt a. M. haben jüngst ihr Einkommen zum Zwecke der Besteuerung angegeben, und zwar hat der jüngere Bruder nach dieser Angabe das größere Einkommen, denn er ist für das laufende Jahr mit einem solchen von 4,788,000 Mark eingeschätzt. Während Baron Willy Rothschild diese Summe angegeben hat, wird von Baron Maier Karl ein Einkommen von 4,560,000 Mark versteuert. Nach diesen für die Besteuerung angegebenen Ziffern würde Baron Willy an jedem Tage die ganz nette Einnahme von 13,120 Mark haben — eine Summe, mit der eine Familie ein Jahr recht angenehm leben kann. Für jede Stunde berechnet sich das Einkommen des Barons Willy Rothschild auf 546 Mark, für jede Minute auf neun Mark und demnach für jede Sekunde auf fünfzehn Pfennige. Das letztere klingt am Ende nicht sehr hoch, — aber das Jahr hat eben 31,536,000 Sekunden! Wenn Baron Rothschild vierzig Jahre der Selbstständigkeit für sein Leben rechnet und wenn er jährlich eine volle Million ausgibt, dann würde jeder der beiden Brüder, Zins auf Zins gerechnet, nach seinem Tode ungefähr vierhundert Millionen Mark mehr hinterlassen, als er seiner Zeit von seinem Vater ererbte.

Zwei Soldaten lagen im letzten Transvaalkrieg im Hinterhalt. Der Eine frug: „Weßhalb bist Du denn in die Armee eingetreten, Tom?"

„Nun," antwortete Tom, „ich hatte keine Frau und liebte den Krieg."

„Ei," versetzte der Andere, „ich hatte eine Frau und liebte den Frieden, also gerade das Gegentheil."

Wenn ein Kaufmann in Amerika Bankerott macht, so mangelt solchem Vorgang jede Poesie, der Schuldner legt seinen Gläubigern seinen Status vor, offerirt so und so viele Cents auf den Dollar und die Geschichte ist abgemacht. Weit gefühlvoller geht man im Königreich Rumänien zu Werke, dort verkündet der Bankerotteur seine Fallite mit einem der Gelegenheit angemessenen rhetorischen Schwunge, welcher nicht verfehlen kann, den Gläubigern ihren Verlust minder schwer erscheinen zu lassen. So hat eine von der Firma Fermo & Co. in Bukarest erlassene Insolvenz-Anzeige folgenden Wortlaut: „Wehmuthsvoll und mit krampfhafter Zuckung eines Agonirenden, der sich aufrafft, seinen Lieben vor seinem Scheiden ein letztes Lebewohl zu sagen, ergreifen wir die Feder, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß alle unsere Ersparnisse und Errungenschaften, die das Ergebniß unserer mühseligen Arbeit innerhalb einer Reihe von Jahren war, nunmehr in die Brüche gegangen sind, in Folge dessen wir uns leider bemüßigt fühlen, aus dieser schönen Welt der kaufmännischen Pünktlichkeit schmerzerfüllt zu scheiden. Groß ist der Schmerz eines tapferen Kriegers, der ungeachtet seiner Wahrnehmung, daß seine Waffenbrüder fahnenflüchtig geworden, dennoch mit übermenschlicher Anstrengung den Kampf auf's Aeußerste fortsetzt, wenn er schließlich unterliegen, und auf Gnade und Ungnade sich ergeben muß, noch größer aber ist der eines ehrenhaften Kaufmannes, der seit dem Anbruche der Krisis im Januar d. J. mit Aufopferung und Selbstverleugnung ringt, seine kaufmännische Ehre zu retten, trotzdem daß seine Kollegen bei voller Kampffähigkeit das Schlachtfeld verließen, — wenn auch er nothgedrungen kapituliren muß. Die Bestürzung anläßlich dieses Ereignisses raubt uns momentan die Geistesgegenwart und die Möglichkeit, die Tragweite unserer Schwäche ergründen und verkünden zu können. Allein wir hoffen demnächst uns vorwegs mit der Ausarbeitung des Status eingehend zu beschäftigen, wodann wir Ihnen befriedigende Aufschlüsse und genügende Beweise unseres redlichen Strebens geben werden. Hochachtend Fermo & Co."

Aus dem Leben Friedrich Wilhelm IV. Folgende Scene spielte sich in einer pommerschen Landstadt ab. Grade als das Bürgermeisterlein eine hochtrabende Anrede zur Begrüßung des Königs begonnen hatte, erhob ein in der Nähe befindlicher Esel, den seine durch die Umstände gerechtfertigte Zurücksetzung und Vernachlässigung kränken mochte, sein unmelodisches Geschrei. „Still, still," sagte der König dem unbeirrt fortfahrenden Bürgermeister, „Einer nach dem Andern."

Abgefertigt. Vor dem Wirthshaus standen eine Anzahl lustige Gesellen und sahen den Pfarrer des Ortes die Straße herauf kommen. Schnell wurden sie eins sich einen Spaß zu bereiten und den ehrwürdigen Herrn einmal in Verlegenheit zu bringen. Als nun der Pfarrer bei ihnen vorbei kam, redete Einer ihn auf folgende Weise an: „Herr Pfarrer: Wir sind über einen wichtigen Gegenstand nicht ganz im Klaren und dachten, Sie könnten uns darüber wohl Auskunft geben."

„Nun, was ist es denn?"

„Es ist in Bezug auf das Alter des Teufels, können Sie uns sagen, wie alt derselbe ist?"

„Meine Herren," sagte der Pfarrer, „wie können Sie erwarten, daß ich mit solchen Dingen bekannt sein soll, Sie müssen ihr eigenes Familienregister halten." Sagte es und ging ruhig seines Weges. D.

Eine Grabschrift. Bürgermeister Hans Kökering in Ortelsburg, Neumark, hatte gewünscht, man solle ihm nach seinem Tode eine schöne Grabschrift setzen; deshalb dichtete ihm ein Poet des

Städtchens folgendes Verschen, das sicherlich geeignet ist, die Lachmuskeln in Bewegung zu setzen.

„Hier unnen liegt Hans Kökering,
De so scheep up sine Beene ging;
O Gott mak em de Schinken liek
Un nemm en up in't Himmelriek.
Du nemmst die ja de Lämmer an,
Lat ok den ollen Bock mit gahn." D.

Es hat Ihnen geschmeckt. „Seid mäßig in allen Dingen" ist eine Vorschrift der Bibel, welche aber nicht von Allen befolgt wird. Uebrigens ist es schwer zu sagen, wo gerade die Mäßigkeit aufhört und die Unmäßigkeit beginnt; denn der Magen mancher Leute besitzt eine erstaunliche und fast unglaubliche Leistungsfähigkeit, und was uns zehnmal satt machen würde, wäre kaum genügend den größten Hunger mancher Leute zu stillen. Von den Zeiten des römischen Kaiserreiches bis auf die Gegenwart hat es eine ganze Reihe Solcher gegeben, welche im Essen Unglaubliches geleistet haben. Es möchte Manchen interessant sein, einmal etwas über diese „Helden" zu hören, und deshalb gebe ich hier einige Einzelheiten, wie ich sie hier und da berichtet finde, ohne jedoch für die Wahrheit dieser Berichte mich zu verbürgen.

Ungeheure Summen sind für einzelne Gerichte und Mahlzeiten ausgegeben worden. So wird berichtet, daß die Tischausgaben des Vitellius sich auf $5,000,000 in einem Monate belaufen haben. Eine Mahlzeit des Heliogobalus soll $100,000 gekostet haben, während ein einziges Gericht des Kaisers Nero $150,000 kostete.

Ferner verbrachten Manche sehr viel ihrer Zeit bei Tische. Unsere amerikanische Eile bei der Mahlzeit ist eine Sitte der Neuzeit und ob sie eine Folge des Fortschritts ist, mögen Andere entscheiden. Thatsache ist es, daß es früher nichts Ungewöhnliches war, ein bis zwei Stunden am Tische zu sitzen. Doch wenn Geschichtsschreiber berichten, daß Nero, der Tyrann, oftmals zwölf Stunden speiste, daß Tiberius und Vitellius den größten Theil der Zeit, die sie nicht im Bette verbrachten, an der Tafel saßen und daß Domitian fortwährend etwas bei sich hatte, um seinen Hunger zu stillen, so geht das nach unsern Begriffen denn doch über die Grenzen der Mäßigkeit, und der Grabstein solcher Leute sollte die Inschrift tragen: „Er lebte, aß und starb."

Kommen wir aber erst zu der Quantität, die verzehrt wurde, so will denn aber doch uns ein Gefühl des Zweifels beschleichen, ob es denn auch wahr sei. Wenn man zum Beispiel erzählt, daß Croton von Milas einen ganzen Ochsen bei einer Mahlzeit verzehrt habe, so glaubt das wohl Niemand. Näher an die Grenzen der Möglichkeit kommt der Bericht, daß Herodon von Megara bei einer Mahlzeit zwanzig Pfund Fleisch verzehrt habe. Claudius Albinus aß auf einmal fünfhundert Feigen, hundert Pfirsiche, zehn Melonen, zwanzig Pfund Weintrauben und hundert Schnepfen. Der berühmte Vielfraß Joseph Kolnicker aus Passau (starb 1751) verschlang in fünf Stunden zwei Kälber und zwanzig Quart Wein. Von einem Andern berichtet man, daß er sich verpflichtet habe, ein ganzes Kalb zu essen, und dann, nachdem er bereits die größere Hälfte desselben in verschiedenen Zubereitungen verzehrt hatte, sprach er: „Wenn aber nun das Kalb nicht bald kommt, dürfte es doch bald ein Bischen viel werden."

Vor einigen Monaten starb ein Mann, Namens Alexander Grant, genannt der Vielfraß von Kinderhook, dem es etwas Gewöhnliches war, ohne aufzuhören zwanzig Pfund feste Speise und eine Gallone Milch oder Kaffee zu verzehren. Fünf Pfund Braten genügte blos seinen Appetit zu reizen.

Ein gewisser Carey von Walkhill, genannt: „Der Mann mit dem Gummi-Magen," verschlang eine halbe Gallone Austern und vier Teller voll Crackers und erbot sich noch sechs Quart zu verzehren, wenn Jemand sie für ihn bezahle, wozu jedoch Niemand Lust hatte.

„Rom" Lawson von Allensville, N. C., soll am letzten Wahltage folgende Gegenstände verzehrt haben: Ein und ein halbes Viertel Schaffleisch, achtzehn Biscuits, ein Pfund Candy, zwei halb gewachsene Hühner, fünf Häringe, ein Laib Kornbrod, trank dabei drei Quart Wasser, und behauptete dann, er habe noch nicht halb genug.

Einen nicht zu verachtenden Rivalen findet er jedoch in Joshua Hoynes. Derselbe wiegt zwei hundert und fünfzig Pfund, ist 60 Jahre alt, und soll im letzten Sommer in Onancock, Va., ein Mittagessen, bestehend aus fünfzehn Pfund Schweinefleisch, einer drei Fuß langen Wurst, einer großen Gans, einem ausgewachsenen Huhn, einem Peck Süßkartoffeln, einem Dutzend großer Biscuits, einem großen Pie, und sechs Tassen starkem Kaffee verzehrt haben.

Einen gesegneten Appetit muß auch jener Landpfarrer gehabt haben, der einmal bei seinem Kollator zu Mittag speiste. Als die Hausfrau einen Teller mit einem mächtigen Braten zum Herumreichen gab, eignete er sich denselben an mit den Worten: „Ach, gnädige Frau, das dürfte doch ein Bischen viel werden."

Ein Graf D. hatte ebenfalls guten Appetit. Er versicherte allen Ernstes nie in seinem Leben satt geworden zu sein. Eines Tages war er bei einer hochstehenden Person zur Tafel geladen. Man wollte seine Leistungsfähigkeit auf die Probe stellen, und deshalb hatten die Diener Befehl erhalten, dem Grafen jede Schüssel drei bis vier mal zu reichen, und derselbe aß denn auch im Verhältniß. Trotzdem versicherte er nach aufgehobener Tafel nicht satt geworden zu sein, und erklärte sich bereit, eine große Gänseleberpastete für vier und zwanzig Personen noch aufzuessen. Mit Hülfe einiger Flaschen Wein verzehrte er dann auch noch die Pastete. Lächelnd frug hierauf der erlauchte Wirth: „Nun, lieber D., jetzt sind Sie wohl satt?" Wiederum antwortete er mit einem Nein. „Dann muß ich freilich darauf verzichten, Sie zu sättigen," war die Erwiderung.

Ein alter, seines guten Appetits wegen berühmter Herr, sagte eines Tages: Wir haben soeben einen prächtigen Truthahn verspeist, er war ausgezeichnet, daß wir wahrhaftig nur die Knochen übrig gelassen haben! Wie viele waret ihrer denn? „Zwei, ich und der Truthahn."

C. Ott.

Chronik der Gegenwart.

Die Arbeiter in Berlin und Wien und anderen großen deutschen Städten haben sich vereinigt, um wenigstens Sonntagsruhe zu bekommen.

Der Gebrauch, die Geschäfte am Sonntag offen zu halten und Kunden aller Art zu bedienen führte endlich dazu, daß die meisten Arbeiter gar keinen Ruhetag mehr hatten. Die Meister, die Kaufleute, die Arbeitsgeber haben Sonntag wie Werktag die strengste Arbeit verlangt, bis die Arbeiter sich gegen solche Sklaverei empörten, und zwar mit Recht.

Das kommt unseren deutsch-amerikanischen Zeitungen, welche den Sonntagslärm, das offenhalten der Wirthschaften am Sonntag u. s. w. vertheidigen, ganz und gar ungelegen. Denn diese Arbeiter in Deutschland sind ein sprechendes Beispiel dafür, daß wenn der Sonntag einmal nicht mehr geheiligt wird, das heißt — wenn die Geschäfte nicht an demselben ruhen, auch der Ruhetag des Arbeiters bald abgeschafft ist.

Die deutsch-amerikanischen Zeitungen betonen zwar in ihrer Noth, daß die Arbeiter in Deutschland nur den Ruhetag verlangen, nicht die Heilighaltung des Sonntags, was wir recht gerne glauben wollen. Aber das eine kann nicht ohne das andere bestehen. Der Ruhetag, den die politischen Zeitungen dieses Landes befürworten, ist ein Sonntag, an welchem alle Wirthschaften weit offen sind, Bier in Strömen getrunken wird, da die Tanzmusik nimmer aufhört, Theater aller Art Spektakel machen und man im allgemeinen thut, wie man will.

Das ist der Ruhetag, den die meisten deutsch-amerikanischen Zeitungen empfehlen und der ihrer Meinung nach von den Arbeitern in Deutschland gefordert wird. Wenn es aber den Herrn Wirthen und den Schauspielern erlaubt werden soll, am Sonntag ihr Geschäft in vollem Schwunge zu treiben, weßhalb nicht auch den Schmieden, Schuhmachern und Seifenfabrikanten?

Alle angegebenen Gründe für einen Ruhetag mit Bierspektakel und Theaterlärm sind leeres, eitles Geschwätz. Solchen Ruhetag giebt es nicht. Nur in den Ländern, wo der Sonntag geheiligt wird, haben die Arbeiter in Wahrheit einen Ruhetag und das Volk muß sich entschließen, strikte Sonntagsgesetze anzunehmen und durchzuführen, wenn es einen Ruhetag haben will.

Daß solche Gesetze nicht ausführbar seien, ist ebenfalls leeres, thörichtes Geschwätz. Sie werden in London, in Baltimore, in Philadelphia und überall in den Ver. Staaten ausgeführt, wo die deutschen Krakeeler die politische Uebermacht nicht besitzen. Diese letztere Thatsache aber gereicht unserem Volk gewiß nur zur Schande.

Gute Brüder, aber schlechte Musikanten. So oft eine politische Partei eine große Niederlage erlitten, wird allen Ernstes davon gesprochen, eine neue zu gründen. Die alte sei abgelebt, neue Fragen seien zu beantworten und neue Grundsätze aufzustellen. Dies mag dann und wann richtig sein, öfters aber auch nicht. Politische Parteien sterben nicht so schnell, wie sich manche gute Brüder einbilden, und neue, wirklich lebensfähige und thatkräftige Parteien werden auch nicht im Handumdrehen geschaffen.

Das sollte man sich bezüglich der jetzigen politischen Parteien merken. All das Rufen nach einer neuen Partei, die noch vor dem nächsten Präsidentenwahlkampf organisirt werde, und weder mit den Demokraten noch mit den Republikanern halte, ist recht schön Gerede, aber weiter nichts. Diejenigen, welche solch prächtige Redensarten führen, erinnern an das Sprichwort vom guten Bruder, der ein schlechter Musikant ist. Sie meinen es recht gut und hegen die besten Absichten, ohne etwas von dem Geschäft, das sie treiben, nämlich des politischen Vorhersagens, viel zu verstehen.

Hätten sie tiefe Einsicht in die politische Sachlage, so müßten sie erkennen, daß die nächste Wahlschlacht für das Präsidentenamt zwischen Demokraten und Republikanern geschlagen wird, und jetzt — zu Anfang des Jahres '83 nicht daran zu denken ist, eine wirksame politische Partei zu gründen. Aber die guten Brüder und schlechten Musikanten werden wohl noch eine ganze Zeitlang von der neuen Partei singen, welche ihren Präsidenten erwählen sollte, und — wir müssen sie eben singen lassen.

Brutale Schaustellungen. Wenn sich die Spanier an ihren grausigen Stiergefechten, und andere Völker an andern schrecklichen Schaustellungen laben, so sagt man in den Ver. Staaten nicht selten: Das sind eben ungebildete, unchristliche Völker, denkt aber dabei nicht an den Balken im eigenen Auge.

In keinem andern Lande werden grausigere, empörendere Schaustellungen aufgeführt, als in den Ver. Staaten. Jeder mag und kann sein oder anderer Leben riskiren, wo und wann er will, und überall wird er ein schaulustiges Publikum haben, das sich oft aus den gebildeten (?) Klassen zusammensetzt; und je brutaler die Leistung, desto größer die Zahl der Schaulustigen.

In jüngster Zeit ist der „Meisterschuß" zu den großen (?) Leistungen im Theater hinzugekommen. Gute Schützen haben dem Tell nachgeahmt, und irgend Jemanden, der sich dazu hergab, oft einem Frauenzimmer, mit der Büchse einen Apfel vom Kopfe geschossen; und zwar nicht selten rückwärts mit Hilfe eines Spiegels.

Kürzlich nun schoß ein solcher schauspielender Schütze, Herr Frayne, eine Schauspielerin bei solch gräulicher Leistung in Cincinnati todt, weil das Gewehr die Berechnungen des Schützen täuschte; und die Menge anstatt wie gewöhnlich in ungeheuren Jubel auszubrechen, sah eine Gemordete.

Einen andern Namen haben wir für solch schändliche Spiele mit dem Leben nicht, und Frayne hatte

ganz recht, wenn er vor dem Gericht sagte, er sei ein Mörder und erwarte seine Strafe; denn es ist doch nichts als ein aus schnöder Geldgier geübter Mord, den diese Helden der Büchse vollbringen, wenn diese einmal den gewohnten Dienst versagt. Niemand hat ein Recht Menschenleben also zu gefährden, und daß zu solchem frevelhaften Spiel sich 2000 bis 3000 Zuschauer versammeln, ist ein gar schlechtes Zeugniß für unser gebildetes christliches (?) Volk.

Zum Schlusse zwei Fragen: 1) Um wie viel sind wir denn besser als die Spanier, welche an den Stiergefechten Freude haben? 2) Sollten nach solchen Vorgängen Christenmenschen noch fragen, ob es gestattet sei, ins Theater zu gehen?

Wissenschaft und Venus-Durchgang. Die Wissenschaft geberdet sich häufig, als ob sie unfehlbar sei und die Ungläubigen haben, so oft sie die Bibel angreifen wollen, gleich den Spruch bereit: das Buch der Christen widerspricht der neueren, untrüglichen Wissenschaft.

Und doch ist's mit dieser großen Wissenschaft, so hoch wir sie selbst halten, nicht immer so sehr weit her. Sehr vieles hat sie noch gar nicht ergründet, und wird sie auch so schnell nicht ergründen. Vieles behauptet sie heute, um dieselbe Behauptung morgen wieder umzuwerfen. Sie ist eben auch nicht allwissend, versteht manches noch lange nicht und kann trotz der größten Mühe manchmal nichts ergründen.

Das lehrte zum Beispiel unter anderm auch der letzte Venus-Durchgang durch die Sonnenscheibe. Alle gebildete Völker der Erde hatten Gelehrte auf die Punkte gesandt, wo der Durchgang am besten beobachtet werden konnte, um etwas über die Venus zu erfahren, von der wir beinahe noch nichts wissen, obwohl sie zu unserem Sonnensystem gehört.

Diese ausgesandten Gelehrten haben sich ungemein angestrengt — und so viel wie nichts herausgebracht. Doch — etwas entdeckten sie:

1) Sind sie aufs Neue überzeugt worden, daß durch dieses Ereigniß die Entfernung der Erde von der Sonne gemessen werden kann. Das wußte man aber auch früher.

2) Haben sie eine Luftschichte um die Venus wahrgenommen. Auch das wußte man schon.

3) Wurde festgestellt, daß der Venus-Mond, von dem manche Gelehrte unerschütterlich behaupteten, daß er vorhanden sei, nicht da ist.

Und das ist alles, was die Wissenschaft an der Venus entdeckt hat. Von dem Planeten selbst wissen wir so wenig wie früher; wissen noch nicht einmal, in wie viel Stunden er sich um seine Axe dreht, denn die dichte Venus-Luftschichte sagt der Wissenschaft: Bis hieher und nicht weiter. So muß die Welt 122 Jahre warten, bis es wieder einen Venusdurchgang giebt, nämlich Anno 2004; und dann entdeckt die Wissenschaft vielleicht wieder nichts.

Wir schreiben dies nicht, wissenschaftliche Forschung zu verkleinern, sondern nur um darzuthun, daß auch sie bescheiden sein und zugeben sollte, daß dem Menschenkind Grenzen gesetzt sind, an denen es heißt: „Bis hierher."

Wohin der Sozialismus führt, das sagt uns Herr Most, der bittere Feind aller bestehenden Ordnung, der in den Ver. Staaten herumreist, täglich in seinen Brandreden. Er wird zwar von den Sozialisten nicht als einer der Ihren angesehen; wenn man aber die socialistischen Grundsätze des äußersten Flügels streng durchführen würde, käme man gerade da an, wo dieser Schandmensch steht. Er sagt zum Beispiel:

„Es handelt sich heute nicht mehr darum, ob eine Revolution ausbrechen, sondern wann sie ausbrechen soll.

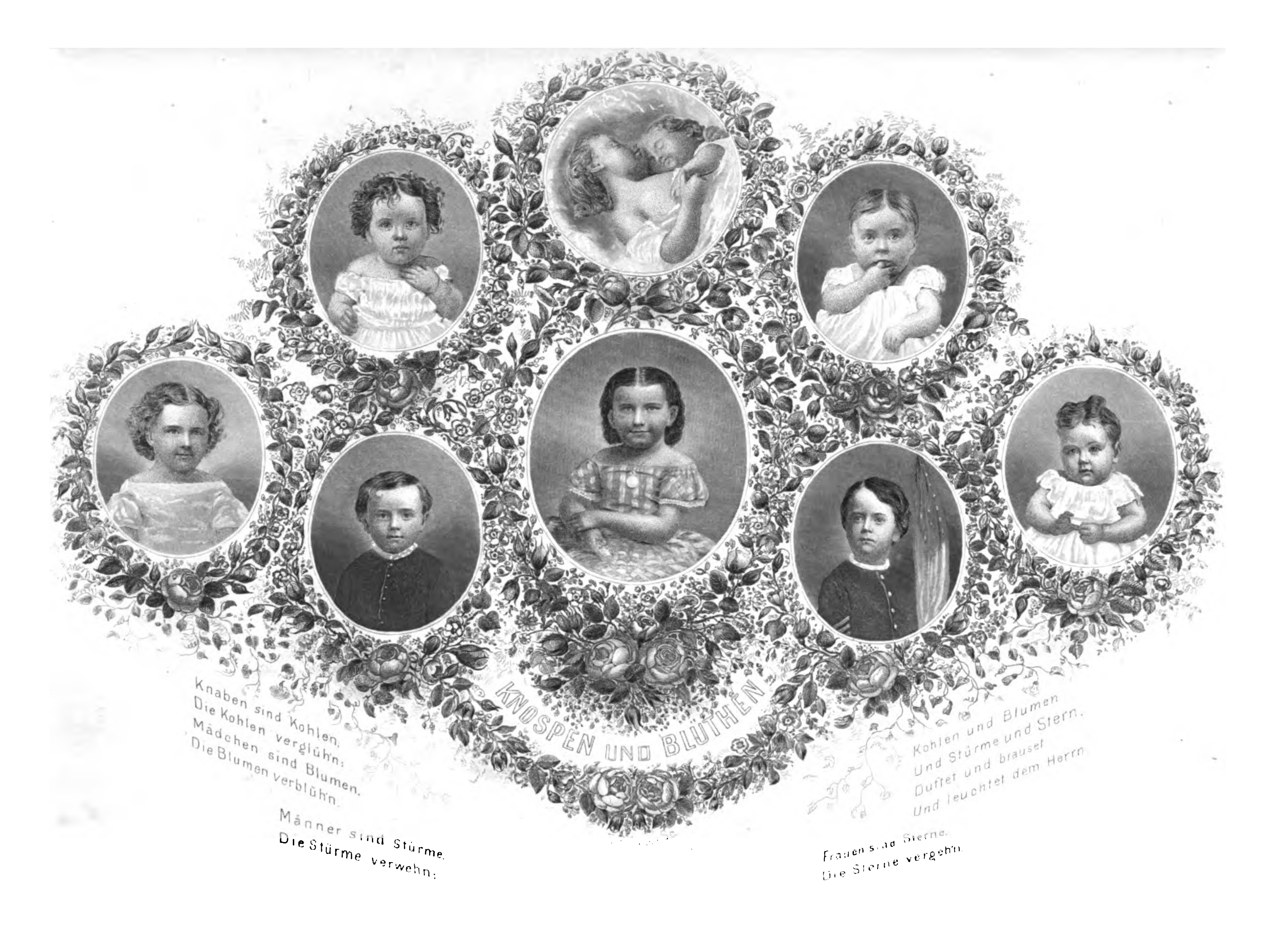
Selbst die theoretischen Staatsweisen zweifeln nicht mehr an dem Einen, daß die Umwälzung kommen muß, trösten sich aber damit, daß noch Jahrhunderte bis dahin vergehen werden. So lehrte die Staatsphilosophie oft, und manche haben sich geirrt. Im Jahre 1792 verzweifelte Marat an dem Gelingen der großen französischen Revolution, er wollte sich aus der Bewegung zurückziehen, auswandern; Marat irrte sich, denn sechs Monate darauf wurde der König geköpft. Die Revolution hatte sich damals in das Fleisch und Blut des Volkes von Frankreich hineingearbeitet, und heute ist sie verkörpert in allen Proletariern der Erde, vom russischen Bauern und irischen Farmer bis zum industriellen Arbeiter jeder Branche. Die Zeit der Theorie ist vorüber; das Proletariat wartet blos den geeigneten Zeitpunkt ab, um die Hand auf Das zu legen, was sein Eigenthum ist. Die Zeit der Flugschriften und Zeitungsartikel ist vorüber: dieselben werden durch Dynamit ersetzt. Nur Gewaltthat kann der Gewaltthätigkeit den Garaus machen.

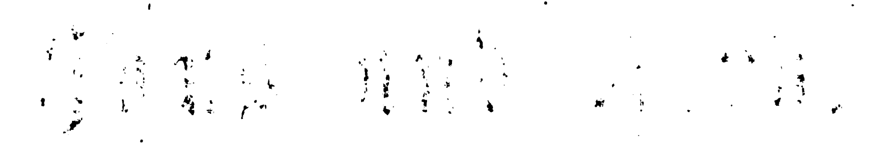
Ich will zum Schluß meine Ansicht in kurze Worte zusammenfassen: Es handelt sich für das Volk um eine Lebensfrage, und zu seiner eigenen Rettung muß es den imaginären Gott, mit dem man es so lange blind geleitet, von seinem Wolkenhimmel herunterstürzen, die Teufel austreiben, die es knechten und knebeln, das goldene Kalb zertrümmern, mit anderen Worten, was vor Allem Noth thut, ist Abschaffung der Religion, des Monopols, des Kapitalismus, der politischen Tyrannei. Zu diesem Zwecke heißt es zusammenstehen."

Und solchem Zeug klatschen deutsch-amerikanische Arbeiter Beifall!

Ein großartiger Wohlthäter in Deutschland ist eine Seltenheit. Nicht weil es daselbst etwa keine reiche Leute giebt, sondern weil diese ihr Geld viel lieber behalten und lange nicht so freigebig sind als viele wohlhabende Wohlthäter in Amerika.

Um so wohlthuender ist es hie und da auch von drüben etwas von großartiger Wohlthätigkeit zu hören. So zum Beispiel hat ein kürzlich verstorbener Bürger der Stadt Barmen, Ludwig Ringel, nachdem er lange Jahre in hervorragender Weise segensreich gewirkt, zuletzt Vermächtnisse für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke in der Höhe von 1,226,000 M. ($300,000) gemacht hat. Wir zählen nur einige derselben auf: 400,000 M. ($100,000) zum Bau einer Kirche in Unterbarmen, 100,000 M. ($25,000) für ein Verpflegungshaus für bedürftige Männer über 65 Jahren aus Barmen, ebensoviel zu einem Verpflegungshaus für ebensolche Frauen, 45,000 M. ($11,000) zur Errichtung einer Kleinkinderschule in Unterbarmen, 50,000 M. ($12,000) zum besten zweier schon bestehenden Kleinkinderschulen und sofort bis zu $300,000.


KNOSPEN UND BLÜTHEN
Knaben sind Kohlen,
Die Kohlen verglüh'n;
Mädchen sind Blumen,
Die Blumen verblüh'n.
Männer sind Stürme,
Die Stürme verwehn;
Frauen sind Sterne,
Die Sterne vergeh'n.
Kohlen und Blumen
Und Stürme und Stern,
Duftet und brauset
Und leuchtet dem Herrn.




Deutschen

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | März 1883. | Drittes Heft.



Editor.



Es war am 17. September 1835, daß Dr. Wm. Nast Mitglied der Ohio Conferenz wurde, womit dieses Datum zum Geburtstag des deutschen Methodismus wird.

Aus sehr kleinen, fast hoffnungslosen Anfängen ist durch die Gnade Gottes in nicht ganz fünfzig Jahren in Amerika und im alten Vaterlande ein Volk geworden, das heute 58,000 Communikanten und 62,000 Sonntagschüler zählt, fünf höhere Lehranstalten und zwei Waisenhäuser gegründet hat und unterhält, ein Kirchen-Eigenthum im Werthe von $2,800,000 sein nennt, zehn weit verbreitete Zeitschriften patronisirt und eine deutsche Literatur besitzt, wie sie kaum eine andere deutsche Kirche in den Ver. Staaten aufzuweisen hat.

Was Wunder, daß deutsche Methodisten daran dachten, zur Ehre Gottes und aus Dankbarkeit für Seine große Gnade und mannigfaltige Durchhülfe den 50jährigen Gedenktag der Stiftung des deutschen Methodismus zu feiern!

Da aber die Bisch. Methodisten-Kirche etwa zur selben Zeit (1884) das Hundertjährige Jubiläum ihrer Organisation begeht, so wurde der Gedanke wach, in den deutschen Gemeinden diese Centennialfeier mit dem Fünfzigjährigen Jubiläum des deutschen Methodismus zugleich zu feiern.

Diese Idee fand entsprechenden Ausdruck in einem von dem Trusteeboard des deutschen Wallace Collegiums zu Berea im Juni 1882 gefaßten Beschluß, welcher dahin lautete, daß folgende Zuschrift den deutschen Conferenzen vorgelegt, und nach Annahme den Bischöfen der Bisch. Methodisten-Kirche, welche mit der Ausarbeitung eines Festplanes für die Hundertjährige Jubelfeier beauftragt waren, zugesandt werden sollte:

„Ehrwürdige und vielgeliebte Väter!

Indem wir unserer Herzensfreude über die im Jahre 1884 abzuhaltende Jubiläumsfeier Ausdruck geben und Gott dem Herrn danken für das beispiellose Gedeihen, womit er unsere geliebte Kirche gesegnet hat, erlauben wir uns, Sie achtungsvoll auf einige Umstände und Bedürfnisse innerhalb des deutschen Methodismus aufmerksam zu machen, welche unserer Ueberzeugung nach in dem Plan zur Feier des Jubiläums Berücksichtigung verdienen:

Am 17. September 1885 werden es 50 Jahre sein, daß Dr. W. Nast in die Ohio Conferenz aufgenommen wurde, und der deutsche Methodismus möchte alsdann das Fünfzigjährige Jubiläum seines Bestandes feiern.

Da wir aber auch zugleich mit der ganzen Kirche das Jubiläum ihrer Organisation begehen wollen, so bitten wir in dem von Ihnen ausgehenden Plan anzugeben, daß die deutschen Methodisten diese beiden Jubileen vom Spätjahr 1884 bis Spätjahr 1885 feiern werden.

Solche Anordnung würde uns Gelegenheit bieten, beide für uns so hochwichtige, geschichtliche Thatsachen zu feiern und wir hätten alsdann

auch die nothwendige Zeit, unser Volk in gründlicher Weise zu solchen Jubiläumsgaben zu veranlassen, welche wir haben müssen, um die großen Zwecke der Evangelisation der Deutschen durch den Methodismus in Ausführung zu bringen.

Unsere Aufgabe wird eine immer mächtigere. Die Einwanderung vom alten Vaterlande überfluthet das Land. Wir müssen alles thun, und alles wagen, um diese Einwanderer für Gott und den Methodismus zu gewinnen und hoffen dabei auf den kräftigen Beistand der ganzen Kirche.

Ein Mittel zur Erreichung dieses großen Zweckes der Evangelisation ist die Feststellung und Erweiterung solcher Lehranstalten, in welchen junge Leute für den Missionsdienst unter den Deutschen ausgebildet werden. Wir müssen unsern Stiftungsfond vergrößern, um den zu geringen Gehalt der Professoren und die unzulänglichen Lehrkräfte zu vermehren; wir brauchen Gebäulichkeiten, Bibliotheken und andere Hilfsmittel, und bitten daher in dem dem deutschen Methodismus gewidmeten Paragraphen Ihres Planes die Lehranstalten des deutschen Methodismus als Gegenstand für die Jubiläumsgaben der deutschen Methodisten zu bezeichnen, mit der Klausel, daß solche Gemeinden, welche eine sehr schwere Schuldenlast zu tragen haben, ihre Jubiläumsgaben theilweise zur Reducirung dieser Schulden benützen.

Auch giebt es gewiß Freunde englischer Zunge, welche, wenn darauf aufmerksam gemacht, uns gewißlich in diesem großen Werke behülflich sein würden, und wenn in dem von den Bischöfen ausgehenden Plan solche Freunde auf die hohe Wichtigkeit unseres Jubiläums-Unternehmen hinweisen würden, so würde einer großen Missionssache Vorschub geleistet werden."

Dieses Dokument wurde von den Central, St. Louis, Nordwest, West und Chicago deutschen Conferenzen einstimmig adoptirt. Die Oestliche und Südliche Conferenz konnten vor der Versammlung der Bischöfe nicht mehr erreicht werden; aber eine zahlreich besuchte Prediger-Versammlung des Newyorker Distrikts stimmte der Zuschrift ebenfalls bei, und die deutschen Methodisten in der Südlichen Conferenz und Californiens werden sich jedenfalls freuen, solches Doppelt-Jubiläum zu begehen.

In dem kürzlich publizirten Jubiläumsplan der Bischöfe haben diese, wie zu erwarten stand, das Gesuch der deutschen Gemeinden gewährt, und geben an, daß die deutschen Methodisten das Jubiläum von 1884 bis 1885 begehen werden.

Weitere Anordnungen dieses bischöflichen Jubiläumsplanes lassen sich in Folgendem zusammenfassen.

1) Als vorbereitende Maßregel sollen die im Jahre 1883 tagenden Conferenzen einen Prediger ernennen, welcher als Einleitung während der '84ger Conferenz eine Jubiläumspredigt halten soll, und außerdem Sorge treffen zur Abhaltung weiterer Gottesdienste, wenn es zweckdienlich erscheint.

2) Zugleich sollen die anno '83 tagenden Conferenzen ein aus Predigern und Laien bestehendes Committee ernennen, welches während des Jubiläumsjahres Jubiläums-Versammlungen und Conventionen innerhalb der Conferenz-Grenzen veranstalten soll, wie es zur Erreichung des gesteckten Endzwecks nöthig sein mag.

3) Machen die Bischöfe darauf aufmerksam, daß obwohl der Gottesdienst und die Erbauung der Grundzug dieses Jubiläums sei, die Gemeinden doch auch willig sein würden, für große kirchliche Zwecke Opfer zu bringen, und damit das unbehindert geschehen könne, empfehlen sie die Abtragung drückender Kirchenschulden noch vor dem Jahre 1884.

Als Hauptgegenstand für die Jubiläumsgaben wird die Erziehungssache empfohlen, und werden nebst den kirchlichen Gesellschaften zur Beförderung der Erziehung benannt: Theologische Schulen, und solche Collegien und Universitäten, welche von den verschiedenen Conferenzen auserlesen werden mögen.

In zweiter Linie wird die Mission-, die Sonntagschul-, die Kirchenbau- und die Waisensache 2c. genannt.

Es geht aus diesem Plane hervor:

1) Daß jeder Conferenz die Action, sowie die Anordnung der Festfeier gänzlich überlassen bleibt.

2) Daß die Jubiläumsfeier in den deutschen Methodistengemeinden im Spätjahr 1884 beginnen und in jeder Conferenz ein sorgsamer Plan ausgearbeitet werden sollte, so daß vom Spätjahr 1884 bis Spätjahr 1855 womöglich jede einzelne Gemeinde mit einer würdigen, erhebenden und erfolgreichen Jubiläumsfeier bedacht wird, während in Centralpunkten Unions-Versammlungen und Conventionen zweckentsprechend sein mögen.

Lesen wir die Gesinnung der deutschen Conferenzen und Gemeinden richtig, so werden sie im Jubiläumsjahr mit aller Macht die Erziehungssache anfassen. Die Ausbildung tüchtiger, junger Prediger, sowie die Herstellung der Möglichkeit für die deutsch-amerikanische Jugend, sich eine tüchtige christliche Ausbildung zu verschaffen, wird heute allgemein als eine unumgängliche Nothwendigkeit anerkannt. Die deutschen Methodisten haben die Kraft, mit Gottes Hülfe, dieses hohe Ziel wenigstens annähernd zu erreichen, wenn es nämlich gelingt, alle dafür zu begeistern, und wenn sie ihre Mittel nicht unnöthigerweise zersplittern.

Das Fünfzigjährige Jubiläum des deutschen Methodismus bietet eine Gelegenheit, nicht nur die Geschichte desselben dem Volke vorzuführen, sondern auch unsere hohe Erziehungsaufgabe den Herzen nahe zu bringen, wie sie wohl keinem

von uns zum Zweitenmal werden wird. Mögen wir diese Gelegenheit mit Gottes Hülfe ausbeuten und die Hoffnung nicht auf Hülfe von Außen, sondern auf den Herrn, Herrn setzen, der uns zeigen wird, daß wir eine offene Thür und keine Kraft haben, so wir dieselbe nur anwenden.

Nicht oft genug kann die Empfehlung unserer Bischöfe wiederholt werden, noch vor 1884 mit alten Kirchenschulden aufzuräumen, so daß wir frei und ungehindert von alten Schulden, oder—setzen wir hinzu, andern Unternehmungen und Ansprüchen, im Jubiläumsjahr des deutschen Methodismus gebetsvoll und mit aller Energie die so nothwendige Befestigung und Erweiterung der Lehranstalten des deutschen Methodismus in's Auge fassen können.

Was macht die Mission aus den Heiden?

Vortrag eines Missionärs.

Im Auszug für Haus und Herd von Geo. Guth.

---

1) Die Mission macht aus den Heiden **glückliche** Leute.

Begleitet mich im Geiste nach der Missionsstation Botshavélo in Südafrika. Ich führe euch dorthin, nicht um diese Station auf Kosten Anderer zu erheben, sondern weil sie mir gerade für meinen Zweck die bequemste ist. — Es ist früh Morgens bei Sonnenaufgang. Wir sehen von den verschiedenen Kralen einen stattlichen Trupp Vieh nach dem andern in's Feld auf die Weide ziehen. Vor vierzehn Jahren, als die Station angelegt wurde, waren die Leute arm wie eine Kirchenmaus.

Wir sehen uns weiter um. Dort fährt ein Schwarzer mit seinem Pfluge nach seinem Acker; dort spannt Freund Jacob Makhvétle seinen Ochsenwagen ein. Geht einmal nach den umliegenden heidnischen Kralen; ihr seht da weder Pflug noch Wagen.

Die auf einem Hochfelde gelegene Station Botshavélo hat schlechte Weide; das Vieh muß im Winter in's wärmere Buschfeld, wenn es nicht verhungern soll. Schicke einer aber einmal mir nichts dir nichts sein Vieh in's Buschfeld, wo er keinen Viehplatz besitzt. Das wissen die Leutchen von Botshavélo. Sie kaufen sich also einen Viehplatz im Buschfelde. Wo kriegen sie denn das Geld her? Das haben sie sich endlich erarbeitet. Und seht euch einmal die Leutchen selber an, wenn sie im Sonntagsstaate zur Kirche ziehen. Sind das die vormals nackten Heiden? Ja, ja, sie sind's.

Auf den Kralen der Station wimmelt es von jungem Nachwuchs, der sich fröhlich umhertummelt. Geht auf die Heidenkrale, da findet ihr im Verhältniß kaum halb so viel Kindersegen, eine Folge von Kindermörderei. Vankemétje's Frau hat ihm Zwillinge geboren; wären sie Heiden, dann wäre eins der Kindlein oder beide umgebracht worden; nun bleiben sie leben, denn es sind Christenkinder.

Das Völkchen von Botshavélo wohnt im Frieden; seine Missionäre sind seine Beglücker und Beschützer. Es erfährt die Wahrheit des Sprüchwortes: „Unter'm Krummstab ist gut wohnen."

Ich muß immer lachen, wenn gottlose Blätter in die Welt hineinlügen, daß die Missionäre darauf aus seien, „die armen Heidenschafe zu scheren." Was es wohl an denen zu scheren giebt? Nun die Station Botshavélo zeigt gewiß vom „Scheren" das gerade Gegentheil. Wer diese Leute sieht, der muß sagen, es sind glückliche Leute geworden. Und diese Segensfrucht ist eine Frucht der Mission.

2) Die Mission macht aus den Heiden **gebildete** Leute.

Wir gehen in das stattliche Schulhaus von Botshavélo, nächst der Kirche wohl das schönste Gebäude in ganz Transvaal. Da werden in drei Klassen etwa 250 Kinder unterrichtet. Die lernen lesen, schreiben, rechnen, singen, vor allem aber biblische Geschichten, so gut wie nur die Christenkinder in Deutschland. Wären sie noch Heidenkinder, so lernten sie von alledem schwerlich etwas.

Wir gehen vom Schulhause nach dem Missionshause, welches ein Stückchen dahinter liegt. Dort treten wir in das Arbeitskämmerchen des Missionärs. Da sitzen drei junge Burschen von vierzehn bis siebzehn Jahren. Es sind Präparanden, die zunächst zu Schulmeistern oder auch, so Gott Gnade gäbe, gar zu Predigern ausgebildet werden sollen. Die lernen allerhand gute Kenntnisse. Laßt sie einmal den Atlas aufschlagen und euch die Gebirge von Asien nennen, sie werden dieselben wissen. Oder laßt sie einmal die Geige nehmen und euch eine Melodie vorspielen, das verstehen sie auch. Oder laßt sie auch aus einem deutschen Buche vorlesen, auch das können sie. Sie baten ihren Lehrer, sie seine Sprache zu lehren, und er that es. Von einem dieser Burschen habe ich in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben geschriebene Briefe im Besitz. Ein Missionär, dem ich einmal seine Schreibhefte zeigte und der selber eine sehr schöne Handschrift schreibt, rief aus:

„Der schreibt ja wie ein Kalligraph!“ Versetzen wir uns im Geiste auf die Station Wallmannsthal. Da finden wir dort die Missionäre von Transvaal zur Synode versammelt. Auf derselben wird mit einem vom Missionär Knothe vorgebildeten Katecheten, Joseph Kchochoentsen, Examen abgehalten; er besteht es zur Zufriedenheit. Unter Anderm hält er dabei auch eine Predigt. Er war darauf von der Missionsgesellschaft in Dienst genommen.

Kehren wir zurück nach Botshabélo und sehen uns um, was die Leute auf den Kralen machen. Wir lenken unsern Schritt zu den Polileuten und kommen nach Hause des blinden John Kateli. Der lehrt seine Kinder lesen, obwohl er keinen Buchstaben sehen kann. Er weiß nämlich von öfterem Anhören die ganze Fibel Wort für Wort auswendig. Kein Fehler im Buchstabiren entgeht ihm, er corrigirt ihn sofort. So kann ein Blinder Sehende lesen lehren. Der Mann weiß übrigens auch in der Bibel tüchtig Bescheid: aus dem Neuen Testamente kann er ganze Kapitel auswendig; von Schriftstellen weiß er so gut anzugeben, wo sie stehen, wie nur Einer. Auch ist er ein Philologe, der den Missionär auf Eigenthümlichkeiten und Feinheiten der Sprache aufmerksam macht. — Wir gehen zu dem Hause von Martin Sevushane, dem geschickten Gewehrschmiede. Er schmiedet augenblicklich nicht, sondern sitzt über einem geschriebenen Hefte. Wir blicken hinein, es ist eine Uebersetzung der kirchlichen Perikopen, gefertigt von einem Missionare. Die sieht Martin durch, um etwaige Sprachfehler zu berichtigen.

Doch laßt uns auch einmal da drüben über'm Bache in Meister Lademann's Wagenmacherei hineingucken. Wir treten in die erste Räumlichkeit, eine Schmiede. Da steht oben der schwarze Schmiedegesell Adam bei'm Schraubstock; ein von ihm reparirtes Gewehrschloß liegt vor ihm; jetzt hat er den Löthkolben in der Hand. Was löthet er denn? Blechformen zu allerhand gebackenen Figuren, die auf den Weihnachtsbaum sollen. Wenn wir etwas länger verweilen, können wir sehen, wie er einen eisernen Reifen auf ein Wagenrad zieht. — Aus der Schmiede treten wir in die zweite Werkstatt, die Stellmacherei. Da steht wieder ein schwarzer Gesell. Jakobus, der zirkelt ab, schneidet zu, behaut, hobelt, u. s. w. Wir sehen unter seinen Händen eine Wagenaxe entstehen. Der Mensch war vordem sehr dumm; jetzt sieht man ihm keine Dummheit mehr an.

Alle diese Dinge, die wir jetzt gesehen, sind eine Frucht der Mission; sie zeigen, daß diese dem Heiden Bildung bringt. Aber was hilft Bildung, wenn man nicht noch Besseres hat? Wir gehen daher weiter:

3) Die Mission macht aus den Heiden **gesittete** Leute.

Der Heide wächst in der Lüge groß. Wie steht es damit bei unsern eingebornen Christen? Ich führe nur ein einziges Beispiel an: Ich hatte einen Burschen im Dienst, der hieß Kati, von Missionär Grützner getauft. Derselbe war sechs Jahre lang bei mir. Er gehörte nicht unter die hervorragenden Christen. Eins aber muß ich anerkennen. Ich habe ihn in den sechs Jahren **nie** bei einer Unwahrheit betroffen.

Der Heide wächst in der Unkeuschheit groß. Es giebt unter ihnen Viele, die vordem Polygamisten waren; jetzt führen sie mit nur einem Weibe eine christliche Ehe. Im Uebrigen führe ich nur noch an, daß in den zwei Jahren, da ich in Batshabélo zubrachte, kein einziger Fall in der über 1000 Seelen starken Gemeinde vorkam, wo ein Gemeindeglied hätte wegen grober Sünde wider das sechste Gebot öffentlich ausgeschlossen werden müssen. Wie steht es mit der Ehrlichkeit? — Wenn ich auf Batshabélo mit der Familie ausging, hatte ich nicht nöthig, vor den Stationsleuten das Haus zu verschließen; es fiel Keinem ein, mir etwas zu stehlen. Beil und Säge blieben oft über Nacht auf dem Hofe liegen; sie kamen nicht abhanden. In den Diamantengräbereien waren unsere Sotho-Christen besonders geschätzt als treue, zuverlässige Leute. Einer von ihnen, John Malakéng, hatte sich bei einem englischen „digger“ vermiethet.

Eines Tages geht der Engländer aus seinem Zelte und läßt aus Vergeßlichkeit einen werthvollen Gegenstand offen daliegen. John kommt hinein, sieht den Gegenstand und bringt ihn seinem Meister mit den Worten: „Herr, du mußt dieses Ding nicht so offen im Zelte liegen lassen, sonst sehen es diebische Kaffern und stehlen es.“ „Nun,“ sagt der Engländer, „du bist ein guter Bursche,“ und stellt ihn von da an als Aufseher über seine übrigen schwarzen Arbeiter an.

Ich füge den angeführten Zügen nur noch die Erwähnung einer Beobachtung hinzu, die ich in Südafrika gemacht. Oft nämlich konnte ich bei mir unbekannten Eingebornen sofort am Gesichtsausdruck unterscheiden, ob ich einen Christen oder Heiden vor mir hatte. Ein christliches Angesicht zeigt nicht mehr die alte thierische, heidnische Stumpfheit: aus dem Auge leuchtet etwas von einem anderem, neuen Wesen, ein Zeichen von der Umwandlung, welche das Evangelium im Herzen vollbracht.

4) Die Mission macht aus den Heiden auch **selige** Leute.

Es ist Sonntag Vormittags neun Uhr. Die Glocke hat zum dritten Male geläutet, zum Zeichen, daß der Gottesdienst beginnt. Die

Kirche ist gedrängt voll; Kopf an Kopf hocken die Leute auf der Erde. Mit dem zweiten Läuten sind sie von allen Seiten in langen bunten Zügen hereingeströmt. Aus vielen hundert Kehlen ertönt nun ein Lied zum Preise Gottes. Nach der Liturgie besteigt der Missionär die Kanzel. Mit fast athemloser Stille lauschen die Leutchen der Predigt, kein Auge von dem Prediger wendend. Man sieht es, Gottes Wort ist ihnen ein Trunk Lebenswassers, der die Seele erfrischt. — Der Gottesdienst ist vorüber, man geht nach Haus. Hie und da setzt sich eine Gruppe Leute am Wege nieder. Wovon unterhalten sie sich? Nicht von Tagesneuigkeiten, nein, von Gottes Wort, das sie soeben gehört. Wir gehen den Leuten nach auf die Krale. Da finden wir hier einen einzelnen Mann auf einem Felle liegend, das Neue Testament vor sich; dort sitzen mehrere um dasselbe Buch; man sucht sich über Dies oder Jenes klar zu werden. Gelingt es nicht recht, so geht's zum Missionär, der wird um Aufschluß gebeten. Wiederum. Es ist an einem Wochenabend. Die Glocke ruft zur Bibelstunde; etwa 200 Erwachsene versammeln sich, um tiefer in Gottes Wort eingeführt zu werden, welches ihres Fußes Leuchte und ein Licht auf ihren Wegen geworden. Das müssen selige Leute sein, die es so treiben; sie leben ja in dem Worte, welches die Kraft Gottes ist selig zu machen alle, die daran glauben. — Etwa alle vier bis sechs Wochen ist Sonntag Abends große Abendmahlsfeier. Da drängen sich immer 2 bis 300 Leute zum Tische des Herrn. Ihrer zwölf bis fünfzehn knieen immer auf einmal vor dem Altar nieder, um gespeiset zu werden mit der Himmelsspeise, um getränkt zu werden mit dem Himmelstrank. O selig diese Leute, die da hören, sehen und schmecken, wie freundlich der Herr ist.

Wir treten an's Sterbelager jenes alten Mütterchens, zu dem ich gerufen wurde. Sie fordert mich auf, für sie und mit ihr zu beten. Als es geschehen, sagt sie: „Mein Herr, Jehova, ruft mich." Nicht lange darauf war sie zu Ihm gegangen.

Oder treten wir an das Sterbelager jenes Sente, der, noch ein Heide, von Angst um seine Seele erfaßt, von seinem Krale bei Machale geflohen war, um zu Botshavélo Ruhe und Frieden im Heilande zu suchen. Auf der Flucht hatte er sich eine starke Erkältung zugezogen; er kommt auf Botshavélo an, um nicht lange darauf sich hinzulegen und zu sterben. Er verlangt getauft zu werden, um im Frieden sterben zu können; seine Bitte wird ihm gewährt, und er schläft sanft in seinem Heilande ein.

Von der Sotho, die unter meiner Pflege gestanden, weiß ich schon Verschiedene daheim bei dem Herrn. Und auf dem Friedhofe zu Botshavélo ist schon eine ganz stattliche Anzahl Gräber, eine „Saat der Mohren." Ich bin dessen in guter Zuversicht, daß die Meisten selig entschlafen sind. Wohl jedem, der mitgeholfen, Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu befördern!

Cranmers Märtyrerthum.

Für Haus und Herd bearbeitet von W. Köneke.

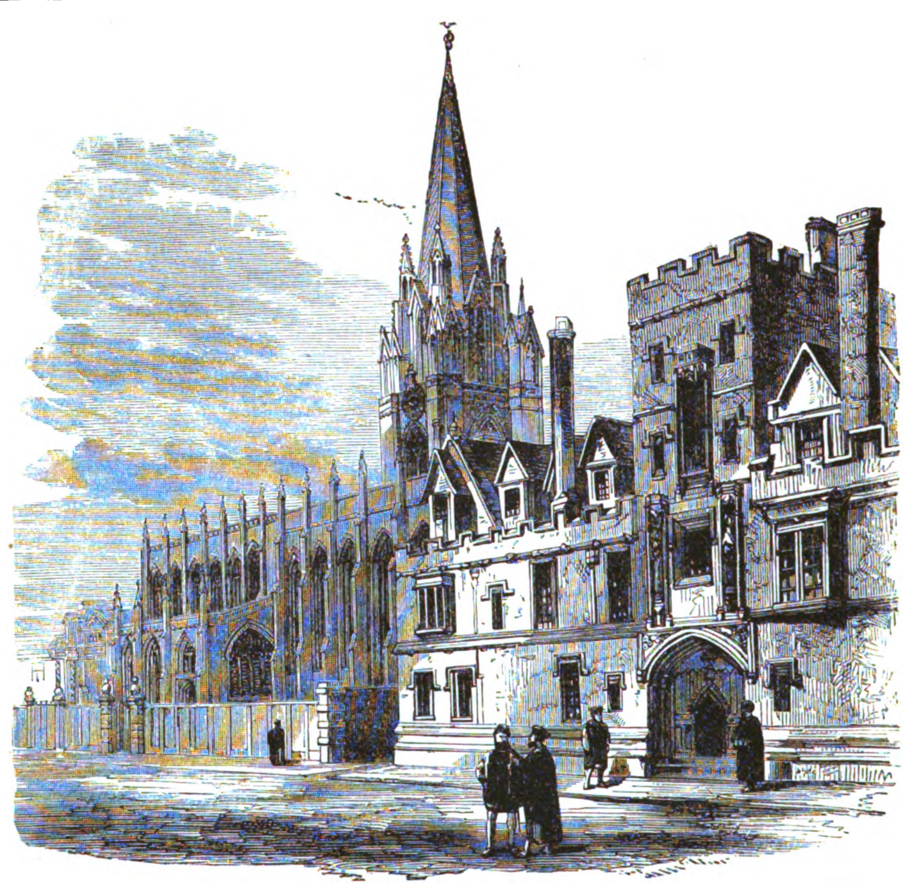


Thomas Cranmer wurde den 2. Juli 1489 in Aslacton, Nottinghamshire, England, geboren. Nach dem Tode seines Vaters sandte ihn seine Mutter in's Jesus College, Cambridge, wo er sich seinen Studien mit großem Fleiß widmete. Schon im Jahre 1510 hatte er sich eine Lehrerstelle im College erworben, die er aber bald durch seine Verehelichung verlor. Hierauf hielt er Vorlesungen in Buckingham College. Diesen sich ungehinderter ergeben zu können, und der besonderen Sorge für den Haushalt enthoben zu sein, that er seine Frau bei einem Verwandten, der eine Gastwirthschaft hielt, in die Kost. Seine oft wiederholten Besuche daselbst waren die Grundlage zu Entstellungen und Verläumdungen seitens seiner Feinde bei seiner nachmaligen Erhebung zum Erzbisthum Canterbury.

Bis zum Tode seiner Frau blieb er im Buckingham College thätig, aber sogleich nach ihrem Abscheiden folgte er einen Ruf in's Jesus College. Jetzt richtete er seine Hauptaufmerksamkeit auf die Theologie. Als Lehrer derselben legte er großes Gewicht auf klare Schriftkenntniß und gestattete keinem Kandidaten seinen theologischen Kursus zu schließen, ohne wohl darin bewandert zu sein. Gewisse Mönche, welche die praktischen Wahrheiten des Worts vernachlässigt hatten, sich aber mit desto größerem Eifer den scholastischen Spitzfindigkeiten zugewandt, wurden ihm deshalb feind.

Um diese Zeit wurde die Ehescheidung des Königs Heinrich VIII. von Katharina von Aragonien verhandelt. Die Kardinäle Campeggio und Wolsey hatten den Auftrag erhalten, die Angelegenheit beizulegen, aber der Schwierigkeiten wegen zogen sie die Sache in die Länge, in der Hoffnung, daß Zeit und Umstände die erwünschte Lösung bringen werden. Ueber dieses Zögern wird endlich der König unwillig und entläßt den Kardinal Campeggio.

Eine Pest in Cambridge trieb Cranmer nach



St. Maria Kirche zu Oxford.

der Abtei Waltham in Essex. Hier traf er den Doctor Gardner, später Bischof von Winchester, und Fox, nachgehends Bischof von Hereford, die zur Zeit im Dienste des Königs standen. Ihre Unterhaltung lenkte sich bald auf die Ehescheidungsfrage. Cranmer äußerte die Ansicht, daß man das Wort Gottes in dieser Angelegenheit fragen solle, und bedeutete, daß weder Rom, noch ein ausländischer Hof, wohl aber Englands Universitäten die Entscheidung geben sollten. Als Fox diese Ansichten dem König mittheilte, soll er mit einem Fluch betheuert haben: „Der Mann hat das rechte Schwein bei'm Ohr!"

Cranmer ward an den Hof berufen, erfreute sich der Gunst des Königs und erhielt nach Entlassung Wohlseys das Erzbisthum von Canterbury.

„Wir fehlen alle mannigfaltig," bestätigt sich auch am Leben Cranmers. Sein Weihungseid, sein Verhältniß zu der Ehescheidung König Heinrichs von Anna Bolyn, sowie zu der Verurtheilung des John Frith und Joan von Kent, sind nicht moralisch rein; aber wenn man bedenkt, daß er in der römischen Kirche erzogen wurde, und sich nur durch einen ernsten Kampf diesem Einfluß und den daraus hervorgehenden Vorurtheilen entwinden konnte, so wird man geneigt sein, ein nachsichtiges Urtheil zu fällen. Trotz allen seinen Fehlern war er doch ein Mann großen Verstandes, dem England vornehmlich zu verdanken hat, daß es die Bibel besitzt.

Nach dem Tode Heinrichs VIII. und der Thronbesteigung der katholischen blutdürstigen Königin Maria, wurde ein gerichtliches Verfahren gegen Cranmer eingeleitet.

Dr. Brooks von Gloucester, ein Bevollmächtigter des Kardinal Pola, kam im September des Jahres 1555 in Begleitung zweier Abgeordneten, welche ihm im Namen der königlichen Majestät beistehen sollten, den Cranmer zu verhören. Als Cranmer vorgeführt wurde, erwies er den Vertretern der königlichen Würde alle Achtung, aber den Bischof von Gloucester ließ er unbeachtet, weil er die Oberhoheit des Papstes in seinem Vertreter nicht anerkennen wollte. Er sagte: „Zwei Herren kann und will ich nicht dienen; zudem habe der Papst seine angemaßte Macht mißbraucht, indem er die Anordnungen

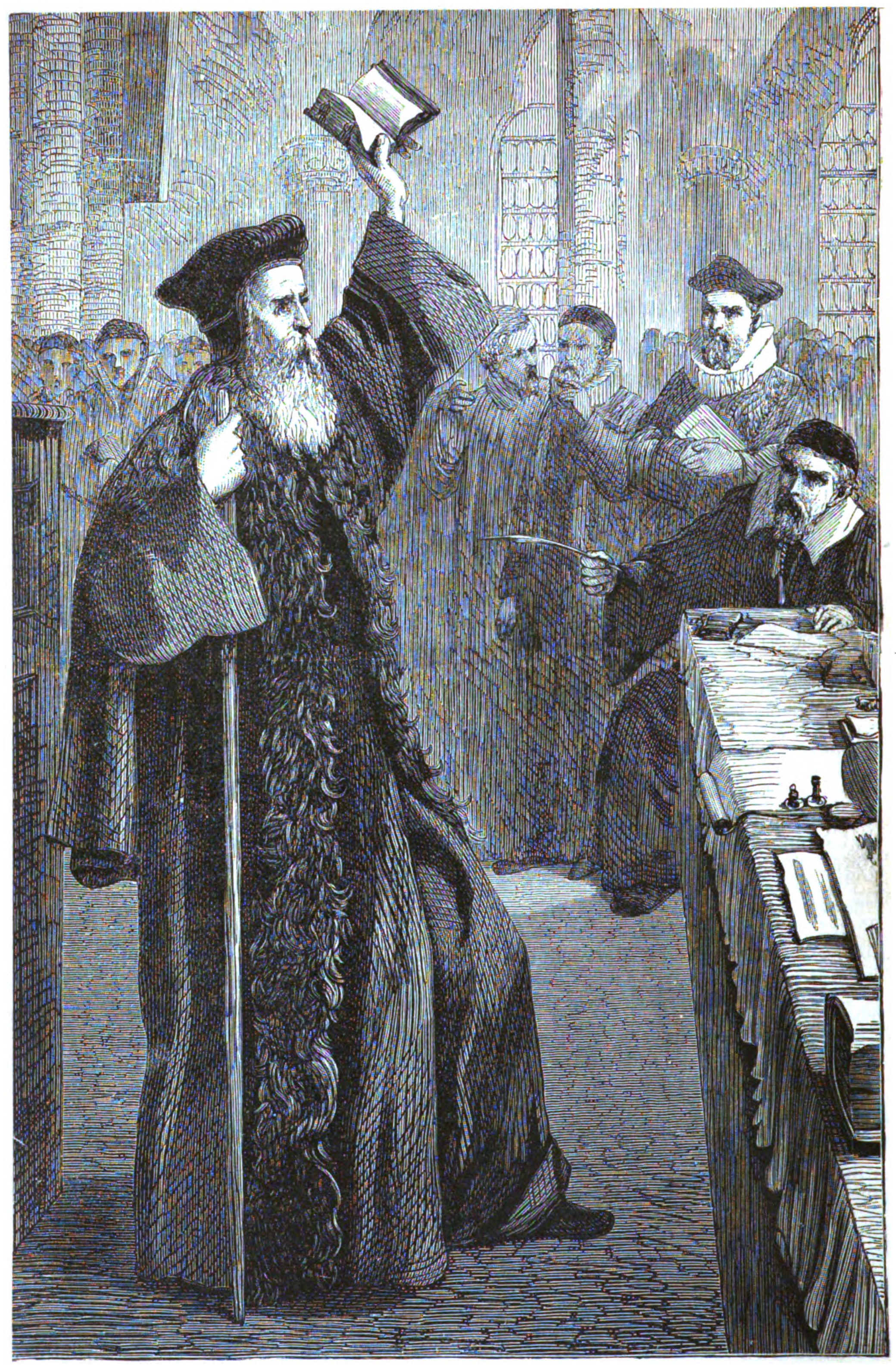
des Herrn Christus geändert, dadurch, daß er den Laien den Kelch im Abendmahl entzog, die Gottesdienste in einer dem Volke unverständlichen Sprache hielt und die Macht beanspruchte, Regenten abzusetzen." Dagegen beschuldigten ihn Brooks und die Abgeordneten Martin und Scorry unter Anderem, daß er dem König, um seine eigene Beförderung zu sichern, flattirt und daß er Lambert wegen Läugnung der Transsubstantionslehre verurtheilt und jetzt sie selbst verwerfe.

Cranmer wies die Anschuldigung, nach dem Erzbisthum Canterbury gestrebt zu haben, ernst zurück, gestand, daß er seine Ansicht über die Abendmahlslehre geändert und auch, daß er sich zweimal verehelicht habe. Nach langem Hin- und Herreden forderte ihn Brooks auf, binnen 80 Tagen vor dem Papst zu erscheinen, um gegen vorliegende Anschuldigungen sich zu vertheidigen. Er willigte ein, so man ihm seine Freilassung aus dem Gefängniß sichere. Im Februar 1565 sandte man Bonner und Thirleby, ihn wegen seiner Weigerung nach Rom zu gehen, abzusetzen. obgleich man ihn die ganze Zeit in der Gefangenschaft gehalten hatte. Man kleidete ihn in seinen vollen bischöflichen Ornat, worauf derselbe, nach der Vorschrift der Ceremonie der Absetzung, ihm stückweise abgenommen wurde. Dabei geberdete sich Bonner frech und gefühllos, Thirleby hingegen, der ein Freund Cranmers war, zeigte großes Mitleid und vergoß viele Thränen. Cranmer selbst schien wenig davon angefochten zu sein, erklärte vielmehr, daß er sich freue, endlich sein Verhältniß zur päpstlichen Kirche gelöst zu finden, er erkenne aber die Autorität des Papstes nicht an, und appellire von seiner Entscheidung an ein allgemeines Concil.

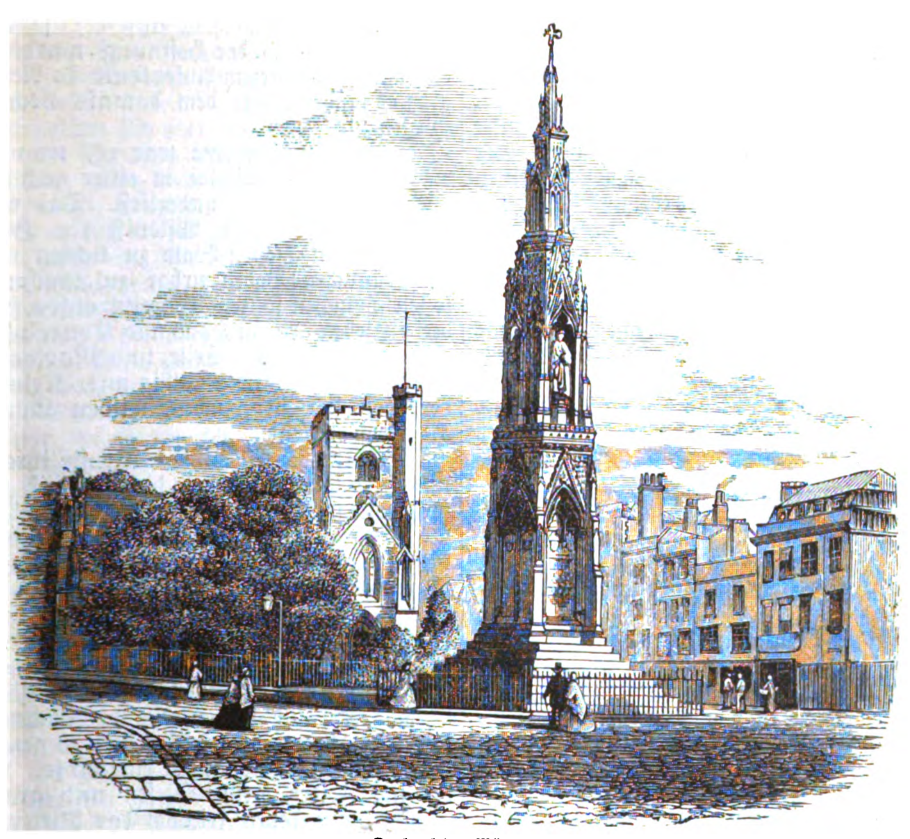
Von jetzt an bearbeitete man ihn auf alle erdenkliche Weise, ihn zum Widerruf zu bewegen. Allerlei Vorstellungen wurden gemacht, viele Versprechungen gegeben, sein Leben sollte ihm geschenkt sein, selbst Beförderung wurde in Aussicht gestellt. Dieses hatte endlich einen entsetzlichen Erfolg. Er unterzeichnete den Widerruf und schloß denselben mit der Erklärung, daß er dies aus freiem Antrieb zur Erledigung seines Gewissens gethan habe. Aber der Haß der Königin ward durch diese That nicht gesühnt. Sie beschloß, ihn dennoch zu opfern. „Es sei gut," meinte sie, „für seine arme Seele, daß er Buße gethan und widerrufen, aber das allgemeine Wohl verlange, daß der Hauptverbreiter von Irrlehren sterbe." Ein Befehl, ihn zu verbrennen, wurde erlassen, und da man mit der Ausführung zögerte, folgten andere, dieselbe zu beschleunigen. Dem Cranmer enthielt man diese Absicht, und hoffte durch Ueberraschung mit dem Scheiterhaufen, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Doch schien er eine Ahnung von dem Bevorstehenden zu haben, denn er schrieb ein langes Glaubensbekenntniß, wie es sein Gewissen und nicht seine Kirche ihm eingegeben.

Am 21. März führte man ihn in die St. Maria-Kirche. Dr. Cole hielt eine Predigt, in welcher er das Verfahren der Königin in der Verurtheilung Cranmers rechtfertigte, besonders aber die Bekehrung Dr. Cranmers als ein Werk des Geistes Gottes darthat. Er sprach darauf dem Verurtheilten Trost zu, und setzte ihm Unterstützung durch Messen in Aussicht. Cranmer stand unter der ganzen Predigt beschämt und tief gerührt. Nachdem Cole seine Predigt beendet, setzte er hinzu: „Brüder, daß Niemand dieses Mannes Bekehrung bezweifele, sollt ihr ihn selbst reden hören. Zu Cranmer: „Ich bitte, mein Herr, daß Sie jetzt das Längstversprochene halten, nämlich offen Ihren ungeheuchelten Glauben bekennen, so daß alle Menschen wissen, daß Sie ein rechter Katholik sind." Cranmer erwiderte: „Das werde ich gerne thun. Darauf sich zum Volke wendend, sagte er: „Gute Leute, meine theuren, geliebten Brüder in Christo! Ich ersuche euch herzlich, zum allmächtigen Gott zu beten, daß er mir alle meine Sünden, welche zahllos und groß sind, vergeben wolle. Eines drückt mein Gewissen mehr als alles Andere, worüber ich, so Gott will, später mehr zu sagen haben werde; aber so groß und viel auch meine Sünden sein mögen, so bitte ich auch, betet zu Gott, daß er sie mir nach seiner Barmherzigkeit vergeben möge." Er kniete nieder und hielt ein ernstes Bußgebet, das er mit dem Vater-Unser schloß. Dann folgte eine ernste Rede an die Zuhörer, worin er zuerst vor der Weltliebe warnte, als einer Feindschaft wider Gott, dann zum Gehorsam gegen die bürgerliche Obrigkeit ermahnte, zum dritten sie zur rechten Liebe untereinander aufmunterte und endlich diejenigen, die viele Güter haben, auf Lukas 18, 24. 25, 1 Johannes 3, 17 und Jakobus 5, 1—4 ernstlich hinwies. Er fuhr dann fort: „Da ich jetzt ans Ende meines Lebens, an welches sich meine Zukunft knüpft, in welcher ich entweder mit dem Herrn Christus ewig in Freuden leben oder in ewiger Pein mit dem Teufel in der Hölle leben werde, angekommen bin, so werde ich meinen Glauben frei, offen ohne Färbung und auch ohne Rücksicht auf das, was ich in vergangenen Tagen gesagt oder geschrieben haben mag, bekennen:

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde u. s. w. Ich glaube jeden Artikel des katholischen Bekenntnisses, jedes Wort und jeden Satz, die unser Herr Jesus Christus und seine Apostel im neuen und alten Testament gelehrt haben. Jetzt komme ich zu dem, das mein Gewissen mehr als alles Andere beschwert hat. Ich habe eine Schrift verfaßt, welche der Wahrheit zuwider ist, und



Cranmers letzte Predigt.



Denkmal der Märtyrer.

diese Schrift, die wohl meine Hand geschrieben, aber mein Herz nicht geglaubt hat, geschrieben aus Furcht vor dem Tode, in Hoffnung, mein Leben zu retten, widerrufe ich jetzt. Es sind alle solche Acten und Papiere, die ich seit meiner Absetzung geschrieben und vieles Unwahre enthalten. Da meine Hand durch dieses Schreiben gegen Herzensüberzeugung gesündigt hat, so soll sie auch zuerst die Strafe erleiden, wenn ich zum Pfahl komme. Mit Bezug auf den Papst bekenne ich, daß ich ihn als Christi Feind, als Antichrist, mit allen seinen falschen Lehren verwerfe. Ich halte fest an der Lehre vom Sakramente, wie ich sie in meinem Buche gegen den Bischof von Winchester dargethan."

Die Zuhörer schauten sich verwundert und entsetzt an. Manche hielten ihm seinen Widerruf vor. Andere beschuldigten ihn der Heuchelei. Die Gelehrten und Hochgestellten wurden wüthend, um so mehr, da sie keine Rache üben konnten, denn selbst der schlechteste Mensch kann in dieser Zeit nur einmal sterben, und dies Verhängniß sollte ihn jetzt ereilen. Es blieb also nichts übrig, als ihm Vorwürfe zu machen und der Heuchelei zu beschuldigen. Aber dies war dem Cranmer nicht einerlei. Seine Blöße, die er sich gegeben, empfand er schwer. „Ach, meine Herren," sagte er, „deutet meine Stellung nicht so. Bisher habe ich die Aufrichtigkeit geliebt und die Falschheit gehaßt, nie habe ich mich zuvor verstellt." Er weinte bitterlich. Die Aufregung ward immer größer, man wüthete und heulte. Cole selbst schrie: „Stopft den Ketzermund!" Man riß ihn aus der Kirche zum Scheiterhaufen. Auf dem Wege konnte er sich nicht enthalten, das Volk zu ermahnen. An dem Platz angekommen, wo früher andere Männer um ihres Glaubens willen verbrannt wurden, sprach Cranmer ein kurzes Gebet, entkleidete sich bis auf sein Todtenhemd, gab den Umstehenden die Hand, ließ sich mit der eisernen Kette binden und machte sich auf sein Ende gefaßt. Der Scheiterhaufen ward angezündet, das Feuer griff um sich, endlich kam es seinem Opfer näher. Jetzt streckt Cranmer seine Hand, die den Widerruf unterzeichnet hat, in die Flamme und hielt sie fest, bis sie vor den Augen des Volkes verzehrt ward. Geduldig und fest mitten in dieser Qual richtete er seine Augen gen Himmel, einmal ums andere den Ausspruch wiederholend: „Diese Hand hat gesündigt, diese

Hand hat gesündigt!" Mit den Worten des heiligen Stephanus betete er: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf." Endlich kam die Erlösung.

So endete im 67. Lebensjahre Thomas Cranmer. Er war ein Mann großen Fleißes, guter Urtheilsgabe und herrlichster Kenntnisse, der trotz seiner Gebrechen und Schwächen einen frommen Sinn und redliches Gemüth hatte, und ein Leben der Liebe und Wohlthätigkeit führte. Er wandelte vor Gott unter den Menschen demüthig und sanftmüthig. Der große Makel an seinem Leben war sein letzter Fall; doch erhielt er dafür von dem die Vergebung, der einstens zu dem Schächer sprach: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein."

Wie auch wir vergeben.

Eine Erzählung aus Amerika.

Für Haus und Herd von Sylvius.

Sie hatten nun schon über dreißig Jahre neben einander als Nachbarn gewohnt und in dieser Zeit manche Freud' wie auch manches Leid getheilt. Im alten Heim waren sie Schulkameraden gewesen und hatten nebeneinanderstehend die Confirmation empfangen. Aber noch stärkere Bande verknüpften sie miteinander. Es war ein großer Festtag im Dörflein, als Hans Gerhart und Konrad Friedlich am selben Tage die beiden Töchter des alten Hofer zum Traualtare führten. Waren doch die Beiden welche von den bravsten und beliebtesten Burschen, und fast wollte sich etwas wie Neid in manchem Mädchenherzen regen, als sie so schmuck und stattlich vor dem Altare standen. Dabei waren Marianne und Käthchen bildschöne Mädchen und hatten einen recht christlichen Sinn von ihrer verstorbenen Mutter ererbt.

Da kam dem Hans einmal der Gedanke, nach Amerika auszuwandern. War ja doch der Schulten Jörgel dahin gezogen und hatte sich in einigen Jahren ein eigenes Heim erworben. Hans theilte seine Gedanken dem Konrad mit. Dieser hatte denselben Plan schon eine Zeitlang bei sich überlegt und da Beide nur zu amerika-lustig waren, so wurde bald ein Uebereinkommen getroffen. Der alte Hofer gab seine Zustimmung, da ihm doch der Aufenthalt im Dorfe durch den Tod etlicher Kinder und zuletzt seiner Gattin verleidet worden war. Er wollte mit seinen Kindern ziehen, um im fernen Lande womöglich seinen Schmerz begraben zu können.

Das Land, wie auch ihr sonstiges Eigenthum fand Käufer zu billigen Preisen. Bald war man mit Sack und Pack auf der schwierigen Reise. Das Land der Hoffnung wurde endlich erreicht. Nach kurzem Aufenthalt in New York ging es landeinwärts dem damals noch fernen Westen zu.

Im südlichen Indiana war es, wo man sich endlich mitten im Walde in einer noch spärlich angesiedelten Gegend niederließ. Das war ein Unternehmen, in der Wildniß ein Heim zu gründen, den dichten Wald zu lichten und den jungfräulichen Boden urbar zu machen. Es kostete manchen sauren Schweißtropfen, manche derbe Hiebe. Allein Hans und Konrad standen sich einander treu zur Seite, und Marianne und Käthchen halfen heldenmüthig mit. Kein Wunder, daß sich im fremden, wilden Lande das Heimweh einstellte.

Das Beste von Allem war, daß sie ihren Gott und ihren Glauben mit in die Wildniß genommen hatten. Der alte Hofer ward der Priester des Hauses. Die alte wohlgebrauchte Bibel, das Gesangbuch und Joh. Arndt's wahres Christenthum wurden oft hervorgesucht. Da wurde besonders Sonntags das Wort Gottes gelesen und durch den Wald erschallten die Klänge evangelischer Lieder.

Jahre voll von Entbehrungen und unsäglichen Beschwerden sind mittlerweile verstrichen, und in diesen Jahren ist manches anders geworden. Es blühte die Wildniß wie eine Rose. Breite, lachende Felder, grüne Wiesen und grasreiche Weiden, auf denen friedlich das Vieh grasete, waren an die Stelle des unwirthlichen Waldes getreten. Das Blockhüttchen, in dem Gerhart und Friedlich mit ihren Familien und ihrem Schwiegervater gewohnt hatten, war längst verschwunden. Dafür standen zwei stattliche Häuser da, ein jedes von anständigen Farmgebäuden umgeben. Dort auf jener Anhöhe stand dasselbe Kirchlein, das noch heute dasteht, und der Friedhof dabei, in dem schon so mancher Grabstein die Ruhestätte der Heimgegangenen bezeichnete. Auch der alte Hofer ruhte da von den Mühen und den Sorgen seines Lebens. Er war im Frieden zu seiner Ruhe eingegangen.

Manches war anders, aber nicht Alles war besser geworden. Dieweil die Landschaft den Stempel des Friedens und Gedeihens trug, waren rauhe Stürme durch die Herzen gefahren und hatten auch manches Herz geknickt.

Nachdem etwas Wohlstand eingekehrt war, bauten sich Gerhart und Friedlich jeder ein eigenes Haus. Das war auch nöthig geworden, denn es hatten sich indessen die Familienglieder vermehrt. Der alte Hofer hielt sich einen Theil der Zeit bei Gerhart, den anderen bei Friedlich auf. Das ging auch leicht, denn die beiden Häuser standen nicht fern von einander. Da unterhielt er sich mit seinen muntern Enkeln und

Enkelinnen, verfertigte allerlei Spielsachen für sie, erzählte ihnen anmuthige Geschichten aus dem alten Vaterlande und gab ihnen Anweisungen zur Frömmigkeit.

Doch sollten sich über dieses Bild des Friedens bald dunkle Schatten lagern. Gerhart war von Natur aus nicht leicht erregbar, aber wurde er einmal erregt, so nahm es gewöhnlich eine lange Zeit, bis er sich wieder zufrieden gab. Friedlich dagegen hatte eine sehr bewegliche Natur, wurde überaus leicht erregt, kühlte jedoch bald wieder ab. Es waren schon hie und da kleine Reibungen vorgekommen, die aber der alte Hofer immer bald zu schlichten wußte. Allein mit der Zeit verlor er immer mehr seinen Einfluß auf die beiden Männer.

Es war im Spätherbst; das Welschkorn war bereits abgehauen und stand in Schobern auf dem Felde. Gerhart hatte unter seinem Vieh ein ränkevolles Maulthier, das schon manchen Schaden angerichtet hatte. Eines Abends überließ Gerhart es seinem ältesten Sohne Tom, das Vieh in die Ställe zu treiben und zu füttern, da er wegen mancherlei Geschäften erst spät vom Städtchen heimkommen konnte. Am selben Abend fand im nahen Schulhause ein „Spelling Match“ statt, an dem sich Tom betheiligen wollte. Darüber aber vergaß er ganz und gar seines Vaters Auftrag und ließ das Vieh auf der Weide über Nacht. Da geschah es denn, daß „Dobbin“, das Maulthier, den Zaun niederwarf und in Friedlichs Welschkornfeld hinübersprang, gefolgt von den Pferden, Kühen und Schweinen. Bis gegen Morgen wurde ziemliche Verwüstung angerichtet.

Als Friedlich am Morgen den Schaden entdeckte, begab er sich zornentbrannt, trotz des Zuredens seines Schwiegervaters, zu Gerhart hinüber. Es entspann sich ein immer heftiger werdender Wortwechsel zwischen den Beiden, Friedlich wurde immer zorniger, und vergaß sich zuletzt so weit, daß er seinem Schwager einen wuchtigen Faustschlag in's Gesicht versetzte. Das war kaum geschehen, als er zur Besinnung kam und tiefe Scham über seine That empfand. Gerhart war nun auf das Höchste aufgeregt. Von seiner mittlerweile herbei gekommenen Gattin aufgehalten, erwiderte er den Schlag nicht. „Wart', das soll vor Gericht geschlichtet werden!“ rief er vor Zorn bebend dem sich entfernenden Friedlich nach.

Es herrschte die größte Aufregung in beiden Familien, wie auch in der ganzen Nachbarschaft, als der Vorfall bekannt wurde. Da wollte Hofer wieder als Schiedsrichter zwischen seinen Schwiegersöhnen Frieden machen. Jedoch dieses Mal scheiterten seine Bemühungen. Friedlich bereute sein übereiltes Benehmen und wollte gern Abbitte thun und sich aussöhnen, Gerhart aber war und blieb unversöhnlich. Vergebens waren die Anstrengungen der Nachbarn, wie auch des Predigers. Umsonst waren die Thränen seiner Gattin, er blieb unbeweglich.

Der Fall kam vor das Gericht, und nach langem Prozessiren, das Gerhart nur immer mehr erbitterte, hatten sie Beide die Prozeßkosten zu tragen. Gerhart blieb mittlerweile von der Kirche fern und überließ die Hausandacht gänzlich seiner Gattin. Es schien, als ob er entschlossen wäre, sich nie zu versöhnen. Der alte Hofer hielt sich fortan nur bei Friedlich auf.

So verstrichen etliche Jahre. Der alte Hofer lag auf seinem Sterbelager und ließ Gerhart zu sich rufen und beschwor ihn, von seinem Haß abzulassen. Gerhart aber ließ sich von den Worten des Sterbenden nicht rühren. Es halfen alle Vorstellungen nichts. Mit dieser Last auf dem Herzen mußte der Greis die Augen schließen.

Kaum war die müde Hülle im Grabe kalt geworden, so entbrannte der Streit auf's Neue über das kleine Vermögen, das der Verstorbene hinterlassen hatte. Die Gerichte wurden abermals in Anspruch genommen und mußten den Zwist entscheiden.

Immer grimmiger wurde der Haß in Gerhart's Seele, und fraß an ihm wie ein Krebsschaden. Sein Gesicht nahm eine düstere Miene an und sein Benehmen verrieth innere Ruhelosigkeit. Heiterkeit war fast aus seinem Hause gewichen. Seine Gattin seufzte unter der Last ihres Kummers. Gottes Segen schien auch in irdischen Angelegenheiten gewichen zu sein. Mancherlei Unfälle und Verluste kehrten ein, die ihn noch mehr verdüsterten. Die beiden jüngeren Kinder wurden bald nach einander vom Nervenfieber dahin gerafft und Tom kämpfte in der Bundesarmee im fernen Süden.

Der Krieg nahm ein Ende und Tom kehrte als das einzige überlebende Kind seiner Eltern heim. Aber er brachte ein wüstes, lasterhaftes Wesen zum großen Kummer seiner Mutter mit. Er suchte die roheste Gesellschaft auf und nahm Theil an ihrem wilden Treiben. So kam es, daß er eines Abends auf einem Tanze mit einem gefürchteten Raufbolde in Streit gerieth und von ihm erstochen wurde.

Steinerweichend war der Jammer des gebrochenen Mutterherzens über diesen niederschmetternden Schlag. Auch Gerhart wurde tief erschüttert, als man die blutige Leiche seines ältesten Sohnes heimbrachte. Sein Gewissen folterte ihn und warf ihm vor, am schrecklichen Ende seines Sohnes mitschuldig zu sein. Das Dasein wurde ihm unerträglich. In seinem Inneren barg er eine Hölle. Das Bild des Ermordeten schwebte ihm Tag und Nacht vor der Seele.

Da faßte er den Entschluß, seine Farm zu

verkaufen und weiter nach dem Westen zu ziehen, denn der Aufenthalt in der Gegend war ihm zur Qual geworden. Aber es sollte eine Wendung geben.

Als sie eines Abends vor dem Kaminfeuer so einsam saßen, unterbrach Marianne die peinliche Stille, indem sie ihren Gatten mit wehmüthiger Zärtlichkeit anredete: „Komm doch morgen wieder einmal mit mir nach der Kirche, Johann," sprach sie, „du bist jetzt fast schon zehn Jahre lang nicht mehr mit mir in die Kirche gegangen."

Es lag eine Macht in diesem zärtlich gesprochenen Vorwurf, der sein hart gewordenes Herz nicht wohl widerstehen konnte. Erinnerungen an glücklichere Tage tauchten in seinem Gemüthe auf, und es war ihm zu Muthe, als müsse sein Herz zerspringen.

„Willst du nicht, Johann?" frug sie wieder, da er nicht geantwortet hatte.

Es schien ihm unmöglich, ihre Bitte abzuschlagen, und doch fiel es ihm so schwer, sie zu gewähren.

„Nun, wenn du es einmal durchaus haben willst, so will ich wieder einmal mit dir gehen," antwortete er nach einer Pause.

Zur Verwunderung der Anwesenden war Gerhart am Sonntag Morgen wieder in der Kirche nach jahrelanger Abwesenheit. Dort saß er in der letzten Bank und sah verstört darein. Es war ihm sonderbar zu Muthe. War es doch, als ob die Atmoshäre des Kirchleins wie ein mildes Thauwetter auf sein erfrorenes Herz einwirkte. Er sah Friedlich in einer der vorderen Bänke, aber diesmal fühlte er nicht das Feuer des Hasses in sich auflodern, wie sonst, wenn er seiner ansichtig wurde. Der Prediger war ein schlichter Knecht Gottes, der mit einfachen Worten, aber mit Salbung die göttlichen Wahrheiten vortrug. Es war der 22. Sonntag nach Trinitatis und die Predigt handelte vom Schalksknecht. So einfach wie sie war, so drang sie doch gleich einem zweischneidigen Schwerte tief in Gerhart's Seele ein. Besonders erschütterten ihn die Worte: „Und überantwortete ihn den Peinigern." Da kam es ihm vor, als ob er in den verflossenen Jahren selbst etwas von diesen Peinigern erfahren. In seinem Herzen wogten die Gefühle mächtig. Er war tief getroffen.

In sich gekehrt ging er schweigend heim an der Seite seiner Gattin. Seine Unruhe wurde an diesem Tage außerordentlich groß. Die Worte der Predigt hallten in seinen Ohren nach wie ein beständiges Echo. Er dachte an die Vorstellungen seines sterbenden Schwiegervaters, vor seinen Augen schwebte das Bild seines ermordeten Sohnes und die abgehärmte Gestalt seiner schwer geprüften Gattin. In seinem Inneren loderte ein heißer Kampf.

Die Nacht brach endlich herein, aber sie brachte ihm keine Ruhe. Sein Gewissen peitschte ihn. Er warf sich in seiner Qual auf dem Lager umher. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten. Er sprang auf, kleidete sich an und lief mitten in der Nacht zu Friedlich hinüber. Zum ersten Male seit Jahren betrat er die Schwelle und klopfte an, während sein Herz hörbar pochte. Friedlich stand auf und kam zur Thüre. Als er Gerhart erkannte, lud er ihn ein, in's Zimmer zu treten und zündete ein Licht an.

Sie blickten einander schweigend an.

„Kannst du mir noch vergeben?" würgte endlich Gerhart hervor, und dabei fing er laut zu schluchzen an.

„Von Herzen gern!" rief Friedlich und bot ihm die Hand dar.

„Ach! wie habe ich mich an dir und an meinem Gott versündigt. Mein Leben ist mir zur Hölle geworden, ich kann es nicht länger ertragen," sprach Gerhart.

„Von mir soll dir Alles gern vergeben sein," sagte Friedlich.

„Friedlich, willst du nicht mit mir beten, daß sich Gott meiner erbarme!"

Friedlich war froh, daß es mit seinem Schwager soweit gekommen war. Es entspann sich ein wahrer Jakobskampf. Das war einmal ein Schluchzen und Schreien um Gnade! Das versteinerte Herz war endlich vollständig zerknirscht.

Es graute der Morgen schon, als Gerhart mit erleichtertem Herzen sich auf den Heimweg machte. Fühlte er doch wie ein ganz anderer Mensch. Die Last, die ihn zu erdrücken drohte, war abgewälzt, die Ketten waren gesprengt und er ward endlich wieder frei. Als Marianne das Vorgefallene erfuhr, da wollte ihr armes Herz wieder jubiliren und sie pries Gott aus voller Seele.

Rührend war die Szene, als am nächsten Sonntage Gerhart und Friedlich neben einander am Abendmahlstische knieten und heiße Thränen weinten. Da blieb fast kein Auge in der Kirche trocken.

Es war eine schwierige Lektion für Gerhart, die er in der Schule bitterer Erfahrung zu lernen gehabt hatte, aber sein nun dankbares Herz hatte beten gelernt, wie nie zuvor:

„Vergieb uns unsere Schulden, wie wir unseren Schuldigern vergeben."



Die Wichtigkeit der Kleinkinder-Klasse.*)

Für Haus und Herd von August Scheffel.

Wie sehr wichtig das ganze Sonntagschulwerk ist, darüber ist heute kaum ein Christ im Zweifel; eben deshalb aber ist die Kleinkinderklasse sehr wichtig und zwar:

1) Weil in derselben die Kleinen, abgesondert von den größeren Schülern, nach ihrem Fassungsvermögen durch besonderers geeignete Lehrmethode, zum Beispiel Anschauungsunterricht, Erzählungen und dergleichen unterrichtet werden können.

2) In der frühsten Jugend ist die Empfänglichkeit größer, als in irgend einem andern Alter, daher die Nothwendigkeit, die Herzen frühe mit dem Guten und Göttlichen anzufüllen. Wenn es in diesem Alter nicht geschieht, so nimmt das Herz das Böse ganz von selbst in sich auf. Es ist vor allen Dingen wichtig, die Kinder in diesem Lebensalter auf die rechte Bahn zu leiten, denn wie du ein Kind gewöhnst, so hast du es.

Loyola, der Gründer des Jesuiten-Ordens, sagt, daß die ersten auf das Kind gemachten Eindrücke geradezu unberechenbar seien.

Zum Beispiel: Auf einer der höchsten Spitzen des Felsengebirges, mehr als 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel, befinden sich zwei Quellen in so geringer Entfernung von einander, daß sie mit wenig Mühe mit einander verbunden werden könnten. Die eine fließt in östlicher Richtung in den Vater der Ströme und in den Meerbusen von Mexiko; die andere in westlicher Richtung in den Columbia-Fluß und durch diesen in den stillen Ocean. Um von der Mündung des einen Flusses zu der des andern zu gehen, würde es nöthig sein, eine Bergkette von über 10,000 Fuß zu übersteigen und eine Entfernung von wenigstens 5000 Meilen zu durchwandern. Und doch waren beide einst die nächsten Nachbarn. Keine von den beiden Quellen hatte anfänglich eine besondere Neigung für die eine oder andere Richtung. Geringe Anstrengungen wären genügend gewesen, um die östliche Quelle westlich, und die westliche östlich zu leiten. Aehnlich verhält es sich betreffs der frühen Erziehung der Kinder.

3) Auch bezüglich des Gedeihens der Sonntagschule ist die Kleinkinderklasse sehr wichtig; denn wenn die Liebe zur Sonntagschule recht frühe in die Herzen gepflanzt wird, da wird dieselbe fast ohne Ausnahme auch im späteren Alter eine beständige sein. Diese Frühgewonnenen unterscheiden sich sehr von denen, welche erst im vorgerückten Alter zur Schule kommen. Die Letzteren werden gar leicht veranlaßt, durch Versprechungen und Geschenke von einer Sonntagschule in die andere zu wandern, so daß wir jetzt schon in unseren größeren Städten eine Art Sonntagschul-Tramps haben, welche sich regelmäßig zur Pic-Nic- und Weihnachtszeit einstellen, aber auch ebenso regelmäßig wieder verschwinden. Es freut mich, sagen zu können, daß von den Kindern, die wir in der Vergangenheit in Louisville in die Kleinkinderklasse aufgenommen haben, beinahe alle ohne Ausnahme die Schule regelmäßig besuchen, ohne daß wir ihnen irgend welche Belohnung in Tickets oder Karten zu geben brauchen. Wir sind daher auch weniger der Ebbe und Fluth des Besuchs ausgesetzt, als manche andere Schulen.

Auch für die Gemeinde oder Kirche ist die Kleinkinderklasse wichtig, weil solche Kinder nicht nur in der Schule bleiben, sondern auch die Kirche lieben lernen und dieselbe als die ihrige wählen. Ich betrachte dieses als einen Punkt von großer Wichtigkeit bezüglich der Kleinkinderklasse. Spurgeon sagt, daß aus 2700 Mitgliedern seiner Gemeinde nie eins ausgeschlossen worden, das er als Kind aufgenommen.

4) Ist die Kleinkinderklasse wichtig, weil hier am besten die Liebe zu Gottes Wort geweckt werden kann. Nichts ist für die Kleinen so anziehend, als die Geschichten der Bibel, besonders deswegen, weil sie für das kindliche Fassungsvermögen so gut passen; aber auch deswegen, weil sie dem wachsenden Verstande des Kindes beständig neuen Stoff zum Nachdenken geben und neue Ideen zu Gemüthe führen, welche auch der Verstand der Weisesten nicht erschöpfen kann. Daher entsteht eine beständig wachsende Liebe zur Bibel und wer kann die Folgen solcher Liebe berechnen auf kirchlichem und bürgerlichem Gebiete?

5) In diesem Alter können die Kinder leichter zu Jesu geführt werden, als in irgend einem andern. Mag dieser Satz auch nicht jedem so recht einleuchten, so beruht derselbe doch auf Gottes Wort und der Erfahrung. Das Kind mag vielleicht mit dem Verstande nicht Alles fassen können, allein es kann von Herzen lieben und liebt auch. Sieh nur, wie schon das kleinste Kind seine Aermchen ausstreckt nach der Person, die es liebt, obgleich es dir das Warum nicht erklären kann. Man denke zum Beispiel nur an das Mädchen, von dem Pastor Funke erzählt. Es war 6 oder 7 Jahre alt und kam zu ihm, um zu bitten, zum Abendmahl zugelassen zu werden. Der Pastor begann eine Prüfung mit der Kleinen, welche in manchen Stücken nicht bestanden wurde. „Mein Kind," sagte Herr Funke, „ich kann dich nicht zum Abendmahl zulassen, so

*) Auf Empfehlung der Conferenz für Erziehung und Sonntagschule in Evansville, Ind.

lange du nicht besser unterrichtet bist." Da traten der Kleinen schwere, heiße Thränen in die Augen und sie sagte: „Herr Pfarrer, wenn ich auch nicht alle Ihre Fragen beantworten kann, so weiß ich doch, daß ich den großen, guten Heiland sehr lieb habe."

„O," setzt Funke hinzu, „welch groß Stück Theologie hat mich diese Kleine gelehrt!"

6) Die Kleinkinderklasse ist ein Mittel, das Glaubens- und Gebetsleben des Kindes zu erwecken. Das Kind betet und glaubt mit vertrauensvollem Herzen. Statt diesen Gedanken weiter auszuführen, will ich eine Begebenheit erzählen, die alles Das in sich schließt, das ich euch zu Herzen führen möchte. Einst war ich sehr krank. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht. Meine Gattin wollte die Hoffnung aufgeben, und welche der Meinen standen weinend um das Lager. Da kommt mein kleiner Knabe aus der Schule. Er bemerkt, daß etwas Sonderliches im Hause vorgeht, sieht die rothgeweinten Augen und frägt, was es denn sei. Man antwortet ihm, der Vater sei sehr krank und würde wohl bald von den Kindern in den Himmel gehen.

„Nichts da," sagt der Kleine, „Pa darf noch nicht sterben, wir brauchen ihn noch." Und damit kniet er sich an das Bett des Vaters, nimmt dessen Hand und sagt: „Pa, weißt du nicht, wie du uns sagtest, daß wir nur zum Heiland beten sollen, und daß Er immer höre? Das werden wir jetzt thun, und Er wird dich nicht sterben lassen." — Der Vater lebt heute noch und habe ich dies Beispiel nur beigefügt, um zu zeigen, wie bei den Kleinsten das Glaubens- und Gebetsleben geweckt werden kann.

Und sollten wir, geliebte Lehrer und Lehrerinnen der Kleinkinderklassen, in unserm Beruf kleinmüthig werden, da wir doch wissen, wie hochwichtig derselbe ist? Mit nichten! Gott ist bei uns und segnet unsere Arbeit, wenn wir auch die Früchte nicht immer sogleich sehen. Darum muthig vorwärts bis zum seligen Ende.

Im Reichsland.

Editor.

Jeder Deutsche interessirt sich für das „Reichsland," für Elsaß und Lothringen, das man gewöhnlich das „Neue Reichsland" heißt, aber eigentlich „alt" nennen sollte, denn es ist uralter deutscher Grund und Boden, und der dortige deutsche Stamm konnte nie seine Väter verleugnen, so sehr sich die Franzosen während ihrer Herrschaft auch Mühe gaben, alles Deutsche auszumerzen.

Schon in der goldigen Jugendzeit sind wir gerne hinüber gewandert über den Rhein in die frühere deutsche Reichsstadt Straßburg, die mit ihren Giebelhäusern, ihren krummen Gassen und vor Allem mit ihrem wunderbaren Münster immer einen eigenthümlichen Zauber ausübte. Hinter Straßburg aber liegen die Vogesen mit dem Otilienberg, dem Heidentempel und andern Herrlichkeiten; und wenn einmal dorthin ein Ausflug gemacht werden durfte, so war des Jubels kein Ende.

Freilich herrschten damals die Franzosen, die Rothhosen, wie sie die deutschen Knaben nannten im Reichsland. Das wurmte schon die Buben und später haben sie Gedanken gehabt und auch ausgesprochen, wie sie im Liede niedergelegt sind:

„Im Elsaß, über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

Mein armer, guter Bruder!
Hast du dich denn verwälscht?
Geraubt von den Franzosen
Trägst du die rothen Hosen —
Ist auch dein Herz verwälscht?"

Ein so interessantes, altdeutsches Land konnten wir nicht links liegen lassen, als wir drüben waren über dem Meere, namentlich jetzt nicht, da der deutsche Reichsadler darüber weht. Wir waren während der letzten Europareise zweimal im Reichsland. Einmal betraten wir dasselbe vom schönen Basel aus; das andere mal schritten wir von der Pfalz, wo wir uns Speier, Neustadt, Landau, Trifels und Anderes noch einmal anschauten, darauf los.

Ob sie wohl ordentlich „ditsch" geworden sind, die alten, lieben Straßburger, dachten wir, als der herrliche Münster ansichtig wurde, und fanden nach wie vor den unverwüstlichen Elsässer, der, ob unter Frankreichs, oder Deutschlands Fahnen den alten Reim in's Herz geschrieben hat:

„Straßburger bin ich un will's bliwe,
Wenn's and're noch so affich triwe."

Nichts kann den Sinn derer in den Reichslanden deutlicher bezeichnen, als dies alte Verslein. Sie sind vor Allem und in erster Linie— Straßburger, Elsässer, Lothringer; ob nun der deutsche, oder der Franzosenkaiser Gewalt über sie hat. So war es vor 30 Jahren, und also ist es heute noch. Sie wissen, daß das Reichsland eine vielbegehrte Juwele ist, und das hat ihnen von jeher eine Art sonderbündliches Selbstgefühl verliehen, das sich selbst unter der Schreckensherrschaft der französischen Revolution nicht verläugnet hat. Sie haben eine reiche



Geschichte hinter sich, in welcher ihre Ahnen oft mächtige Thatkraft und zähe Ausdauer bewiesen, das alte deutsche Reich aber sich als die Ohnmacht zeigte, und so ist es ihnen nicht zu verargen, wenn sie etwas auf sich halten und den „Ditschen" ein wenig scheel ansehen.

Die alten deutschen Kaiser, namentlich die Hohenstaufen, haben auf Straßburg und das ganze jetzige Reichsland große Stücke gehalten und denselben viele Vorrechte verliehen. Handel, Gewerbe und Industrie blühten in der deutschen Reichsstadt und Umgegend und als Straßburg im fünfzehnten Jahrhundert den Gipfel seiner Macht erstiegen, da wehte ihr

weißes Panier in den Kriegszügen unmittelbar hinter dem kaiserlichen Adler. Die Stadt prägte ihre goldnen und silbernen Münzen, und schloß Bündnisse mit Fürsten und Königen, ja selbst mit dem Kaiser.

Dazu blühten Kunst und Wissenschaften wie in nur wenigen Städten. Da sang Heinrich von Laufenberg seine geistlichen Lieder, und Geiler von Kaisersberg hielt im Münster seine berühmten Predigten. Auch der Erfinder der noch als freie Stadt unter den deutschen Kaisern, aber nicht sehr lange. Ludwig XIV. gelüstete nach dieser „Krone," und das deutsche Reich war so ohnmächtig, daß es müssig zusehen mußte, als dieser Fürst 1681 Straßburg mitten im Frieden mit französischen Truppen besetzen ließ und Frankreich einverleibte.

Die Franzosen haben das Reichsland — einige Ausnahmen abgerechnet — „gehätschelt und getätschelt," um die Deutschen französisch zu machen.



Otilienberg mit Kloster.

Buchdruckerkunst, Johannes Guttenberg, lebte lange in Straßburg, und die erste deutsche Bibel wurde 1466 daselbst von Johannes Mentelin gedruckt. Die Reformation fand in dieser Stadt wohl vorbereiteten Boden und wurde unter Magister Matthias Zell beinahe ohne Widerstand eingeführt.

Als nun Deutschland durch den 30jährigen Krieg so sehr herabgekommen war, mußte es im westphälischen Frieden 1648 zugeben, daß ganz Lothringen und fast ganz Elsaß an Frankreich abgetreten wurden. Straßburg verblieb damals

In den Kriegen des ersten Napoleons haben viele tapfere Reichsländer, wie z. B. der General Kleber seinen Ruhm getheilt und es geschah von französischer Seite Alles, um sie mit Frankreich zu verschmelzen. Ob dies je ganz gelungen, bezweifeln wir, obwohl mancher Elsaß-Lothringer auf Frankreich stolz gewesen sein mag. Im letzten Grunde aber galt und gilt in erster Linie der bereits angeführte Reim, was auch gar nicht zu verwundern ist.

Wie aber steht's denn heute in zweiter Linie hinsichtlich des deutschen Reiches? Nun —

so, so. Sehr begeistert ist das Volk in den Reichslanden für das neue Regiment noch nicht, obwohl es schon länger als ein Jahrzehnt darunter steht. Das deutsche Reich hat zwar alles Mögliche gethan, um die wiedergewonnenen Kinder mit ihrem Schicksal zu versöhnen. Aber sie fühlen sich doch noch zu sehr als die Ueberwundenen, so sehr viele Familienbande knüpfen sie an Frankreich, zu viele gewerbliche Interessen mußten durch den Wechsel gestört werden, und zu sehr war der Elsaß-Lothringer gewöhnt, mitleidig auf das arme, ohnmächtige „Ditschland“ zu schauen, als daß jetzt schon eine allgemeine Neigung dafür zu bemerken wäre.

Einzelne dieser geraubten Kinder sind zwar immer deutsch geblieben und die Zahl derer, welche gerne zum Reich gehören, hat sich seit 1870 vermehrt; aber es sind dies immerhin nur Einzelne. Größer ist die Zahl derer, welche im Geheimen gerne die Vortheile deutscher Einrichtung anerkennen, aber es der Leute und des „Rufes“ wegen ja nicht verlauten lassen. So sagte mir mein Gewährsmann, Pastor H. Mann, von Straßburgern, die ihre Kinder mit Freuden in's deutsche von der Regierung geleitete Gymnasium schicken würden; aber mit einem Seufzer hinzusetzen: „Man darf ja nicht; und so müssen wir die Buben in's französische Privatgymnasium senden; obwohl dies lange nicht so viel leistet, als das deutsche.“

„Man darf ja nicht,“ mit diesem Satze ist wohl die Gesinnung vieler Elsaß-Lothringer bezeichnet, welche manche Vorzüge des deutschen Regiments erkennen, aber aus Furcht darüber schweigen.

Betreffs des Reiches Gottes hatte das Elsaß neben viel Unglaube, seichtem Christenthum und Leichtfertigkeit immer eine Anzahl Gotteskinder aufzuweisen, welche sich in der Liebe thätig erwiesen. Auch heute findet sich in diesen Kreisen reges, christliches Leben. Vermehrt aber haben sich dieselben durch Anwesenheit der deutschen Beamten nicht besonders. „Sehen Sie,“ sagte ein alter Straßburger Christ auf einer Eisenbahnfahrt zu mir, „wenn auch dann und wann ein frommer deutscher General an Gottes Wort fest hält, so haben doch die meisten Beamte und Offiziere des Reichs mit dem Christenglauben gebrochen. Ja, sie stehen sogar bezüglich des Familienlebens vielen unserer französischen Beamten nach. Diese Deutsche sind zwar stramm im Dienst, sonst aber sieht man sie nie in der Kirche, außer, wenn sie einmal dazu commandirt werden. Sie leben bei Commando auf den Amtsstuben und auf dem Exerzierplatz, sonst aber viel zu viel in ihren Gesellschaften, im Casino und nicht bei ihren Familien. Das übt keinen guten Einfluß auf die Bürgerschaft aus.“



Der Heidentempel.

Wir lassen die Hoffnung, daß dieser Bruderstamm einst noch durchaus christlich und ächt deutsch werden wird, jedoch nicht sinken und sprechen mit dem Dichter:

„Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal, —
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal.“

Jedoch — wir sind ja drinnen in Straßburg, der wunderschönen (?) Stadt mit ihren krummen Straßen und hohen Häusern und rufen alte Erinnerungen wach. Dort ist die Steinstraße. Wir kennen sie nicht mehr; denn die alte ward bei der Belagerung zerstört, und mit der französischen Kriegsentschädigung ward eine prächtige neue Straße hergestellt. Das Steinthor, wie überhaupt alle Festungswerke, (namentlich im Nordwesten der Stadt) sind weit über die alten Wälle hinausgerückt, und weit draußen liegen rings um die Hauptfestung 13 starke neue Forts, 3—5 englische Meilen von den Thoren entfernt. Wenn das die Franzosen wieder einmal nehmen wollen, wird es viel Blut kosten.

Die Krone Straßburgs, der poetischste aller gothischen Bauten, prangt noch in der alten Herrlichkeit, an der man sich nicht satt sehen kann. Einige Patres stehen in der auf das Vorderportal zulaufenden Straße und staunen das Baudenkmal mit seinen Spitzen, Thürmen und Thürmchen und seinen hundert Statuen an, und Thränen rollen über die Wangen dieser Männer. Wahrscheinlich haben sie einstens hier geweilt, gehören jetzt zu denen, welche nicht im deutschen Reich leben wollten, sind nach dem Friedensschluß ausgewandert und betrachten sich nun auf einer Wanderung nochmals die Schöpfung Erwins von Steinbach. Wir bedauern sie; sind aber doch froh, daß dort oben die deutsche Fahne weht.

Auch Metz mit seinen blutgetränkten Schlachtfeldern haben wir auf unserer zweiten Wanderung besucht; sind bei Gravelotte und St. Privat gestanden, wo so viele der preußischen Garden den Heldentod starben, und haben dort, wie am Napoleonstein bei Leipzig des Schriftwortes gedacht: „Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können ja nicht helfen. Denn des Menschen Geist muß davon und er muß wieder zur Erde werden; alsdann sind verloren alle seine Anschläge."

Jedoch — von diesen Schlachtfeldern, wo die Völker mit einander rangen und Gott der Herr regierte, vielleicht ein andermal.

Ein deutscher Simson.

Für Haus und Herd von G. Haußer.

Kein Zeitalter in der Geschichte des deutschen Volkes bietet soviel Interessantes, Belehrendes und Wundersames, wie das Mittelalter mit seinen schroffen Gegensätzen im Staat, der Kirche und dem socialen Leben. — Einerseits litt das arme Volk von der geistlichen Hierarchie und Anmaßung der katholischen Prälaten und andererseits von der rohen Gewalt und grausamen Despotie der regierenden Fürsten. Obgleich das ganze deutsche Reich zum heiligen römischen Reich gehörte, war doch die Decentralisation desselben so groß, daß es vom Kaiser bis herab zum kleinsten Raubritter oder der geringsten Burgvogtei in hundert und aber hundert selbstständigen Staaten und Stäätchen zersplittert war. Daß es bei dieser vielköpfigen Regiererei zu immerwährenden Zwistigkeiten, kleineren oder größeren Kriegen kam, ist leicht begreiflich. Zu den durch die Geschichte mitgetheilten weltgeschichtlichen Ereignissen haben sich noch eine Menge Begebenheiten zugetragen, die im Volksmunde erhalten blieben und von denen ich auf meinen vielen Reisen oft reden hörte. Es giebt vom Bodensee bis nach Hinterpommern, von Breslau bis Köln wohl keine bedeutende Stadt, welche nicht in ihren Annalen interessante Episoden von jener Zeit aufweisen kann. Besonders waren es die römischen Prälaten, welche die Schwäche der römischen Kaiser mit der ihnen eigenen Schlauheit auszunützen verstanden, indem sie sich gewisse Souveränitätsrechte zu erwerben wußten, die sie dann nicht selten in einer Weise gegen das arme Volk handhabten, wie es der grausamste Despot nicht besser hätte thun können.

Wer nach dem alten Köln kommt und unter anderen interessanten Sehenswürdigkeiten, deren die Stadt viele besitzt, auch den Dom besucht, der wird durch zwei Bildwerke, deren eines an der Vorderseite des Erkers, das andere an einem Erker im Innern des Hofraumes die heldenmüthigen Thaten des Bürgermeisters v. Gryn dargestellt sehen. Nur sehr Wenige wissen, was diese beiden Bildwerke, die durch die Zeit schon sehr gelitten haben, zu bedeuten haben und doch ist die Geschichte, die sie verewigen sollen, nicht nur höchst interessant, sondern läßt uns auch einen Blick thun in jenes nach so vieler Richtung rohe Zeitalter, wie selten eine. Die in der Geschichte enthaltene That des Bürgermeisters ist ein echtes Zeichen jenes Bürgerthums und söhnt uns ein wenig mit der Rohheit jener Zeit — welche von katholischer Seite noch die herrliche genannt wird, — dem Uebermuthe der machtgierigen Prälaten und dem Stegreifheldenthum der Ritter aus.

Die Geschichte der rheinischen Städte ist fast einzig und allein ein Kampf des aufstrebenden Bürgerthums gegen die ränkevolle Unterdrückungspolitik der geistlichen Tyrannen, welche sich wenig um den Kaiser kümmerten, ja gewissermaßen dessen Regenten waren.

Ein solcher herrschsüchtiger Prälat war auch Konrad von Hochstetten, der 1237 dem ermordeten Engelbert I. auf dem Erzstuhle nachfolgte.

So wie Engelbert I. ein weiser, tüchtiger und

einsichtsvoller Fürst und Priester war, so war Konrad das Gegentheil hiervon, und er brachte es glücklich dahin, daß die Kölner sich gegen seine Eingriffe in ihre Munizipalverfassung verwahrten und unter Mathias von Overstolz endlich die Waffen ergriffen.

Konrad zog mit Heeresmacht gegen die Rebellen, mußte aber eine schmähliche Niederlage erleiden.

Noch mehr gegen die Unverschämten aufgebracht, die ihn selbst zu besiegen wagten, aber doch belehrt, versuchte er mit List, was ihm durch Gewalt nicht gelingen wollte. Er brachte es dahin, Zwietracht unter die Bürger zu säen und sich hierdurch die Herrschaft über die Stadt anzueignen.

Ganz in seine Fußtapfen trat sein Nachfolger Engelbert II. aus dem Hause Falkenburg. Dieser ließ die die Stadt umschließenden Bollwerke noch mehr befestigen und mit Truppen besetzen.

Zwar erkannten die Bürger jetzt, wie schmachvoll sie sich hatten überlisten lassen; aber die Macht, die der Erzbischof aufstellte, schüchterte sie ein, und murrend zwar, aber doch furchtsam, ordneten sie sich seinen Aussprüchen unter.

Als aber die Herrschaft des Prälaten immer drückender wurde, erhob sich ein schlichter Mann, Eberhard, und rief die Bürger zur Einigkeit auf und zum Kampfe gegen die Unterdrücker.

Der Bürgermeister von Gryn vereinigte seine Worte mit denjenigen des edlen Eberhard, und wie ein zündender Funke tauchte in aller Herzen der Freiheitsgedanke auf; die Sturmglocken wurden gezogen und mit ihren heulenden Klängen mischte sich das Klirren der Waffen und das Kampfgeschrei der Bürger.

Köln war in ein Feldlager umgewandelt. Die Bollwerke der Tyrannei fielen, und die Stadt war frei.

Der wuthschnaubende Prälat sammelte ein Heer und zog gegen Köln. Er mußte aber unterhandeln und die Rechte der Bürger anerkennen.

Engelbert II. zog in Köln ein. Er versammelte die Häupter der Bürger, um sich an ihnen zu rächen, schloß er sie verrätherischer Weise in seinem Palast ab, der augenblicklich von seinen Truppen besetzt wurde. Zugleich warf sein Bruder eine beträchtliche Schaar Bewaffneter nach Köln; aber die Bürger, durch diese Bewegung aufmerksam gemacht, warfen sich auf die Letzteren, sprengten die Thore des Schlosses und nahmen den verrätherischen Priester gefangen.

Zwar ließen sie ihn auf hohe Verwendung hin wieder ziehen, aber er mußte geloben, nie mehr die Stadt gefährden zu wollen.

Freilich dachte der Erzbischof nicht daran, seinen Schwur halten zu wollen. Er sann im Gegentheil auf Mittel, wie sein Vorgänger durch List zu siegen, und vor allen Dingen den wackeren Bürgermeister unschädlich zu machen, denn dieser, das wußte er, war die Seele der ganzen Bürgerschaft.

Um ihn hinweg zu schaffen, ersann er folgenden tückischen Plan.

Er besaß in seinem Zwinger zu Bonn — wo er residirte — einen Löwen, welcher nach Köln verbracht wurde. Zwei Domprobste mußten den Bürgermeister einladen, um ein Versöhnungsfest mit ihm zu besprechen, und ihn verlocken, in den Zwinger zu treten, in dem man den Löwen eingeschlossen hatte.

Der Bürgermeister wunderte sich zwar über die Einladung, die ihm wirklich von den beiden erlesenen Pröbsten zukam, aber im Vertrauen auf sein gutes Recht, und gestützt auf seinen biederen Muth, schlug er die Warnungen seiner Freunde in den Wind und folgte derselben.

Nachdem man lange getafelt hatte, führten die geistlichen Herren ihren Gast umher, um ihm die Kunstwerke zu zeigen; dabei öffneten sie eine Thüre, und als er harmlos nichts Böses ahnend eingetreten war, schlossen sie dieselbe augenblicklich mit einem schadenfrohen Hohngelächter hinter ihm zu.

Gryn, welcher erst mit Erstaunen, dann aber mit Empörung und Entsetzen die niederträchtige Falle erkannte, in die man ihn gelockt hatte, war noch mehr entsetzt, als er des Löwen ansichtig wurde, der in der ganzen Majestät seiner angeborenen Wildheit ihn mit todtfunkelnden Blicken ansah, vor Hunger und Gier heulte und seine Lenden mit dem buschigen Schweife schlug.

Der muthige Bürgermeister in seiner Geistesgegenwart, mit der er die Situation schnell übersah, hatte nur Zeit, die Linke in den Mantel zu hüllen und sein Schwert zu ziehen, als der tödtliche Sprung nach ihm geschah. Pfeilschnell aber schob Gryn dem Löwen, als er zur Erde kam, den linken Arm in den Rachen und bohrte ihm die Klinge in die Weichen. Wie ein unbewußter Gedanke hatte er die That vollbracht, und bestürzt von dem Siege und bebend vor Aufregung kniete der leichtverwundete Löwenbesieger neben dem verendeten Thier nieder und dankte Gott aus tiefster Seele für seine Rettung.

Lange Stunden harrte er, was nun geschehen werde. Da aber brüllte die Sturmglocke wieder unheilverkündend über die Stadt. Waffenlärm mischte sich in ihre Klänge, und bald darauf wurden seine Freunde von den zitternden Pröbsten nach dem Saal geführt, wo der edle Bürgermeister neben dem erlegten Thiere stand und den Bürgern die Hände entgegen streckte.

Ein Wuthgeschrei ging durch die Stadt, als man den Verrath vernahm. Die beiden Pröbste wurden aufgehängt, der Bürgermeister aber im

Triumphe nach Hause gebracht, wo er bald wieder von seinen Wunden genas.

Die Bürger klagten beim Kaiser. Der Erzbischof schwur natürlich alle Mitschuld ab, und nannte es Gerechtigkeit, daß die Bürger die Elenden bestraft, das heißt, sie aufgehängt hatten.

Die List dagegen, die niedere Volksklasse zu gewinnen und neidisch zu machen gegen die Patrizier, gelang ihm nur zu gut. Es entzündete sich ein Bürgerkrieg, in welchem die Partei des Erzbischofs unter der Anführung des General Weisens, des Grafen von Limburg und Engelberts Verwandten, die von Falkenburg, geschlagen wurde.

Die Overstolzen, die Partei der Patrizier errangen einen vollständigen Sieg, warfen die Fremden aus der Stadt und gewannen die verblendeten und durch den Erzbischof bethörten Mitbürger wieder auf's Neue zu einem Bürgerbunde.

Um ihre Macht zu vergrößern, schlossen sie Trutz- und Schutzbündnisse mit den Grafen von Geldern, Jülich, Berg und Katzenellenbogen, welche auch von ihnen zu Schiedsrichtern zwischen der Stadt und dem Erzbischof ernannt wurden.

Engelbert, dessen Wuth sich bei jeder neuen Niederlage mehrte, fiel nun die mit der Stadt verbündeten Grafen, besonders den von Jülich, an und verheerte dessen Gebiet.

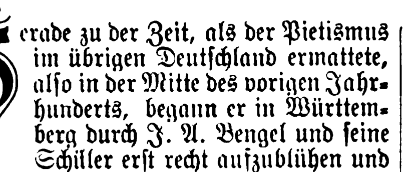
Der Bund sammelte daher sein Heer, und es kam zwischen ihm und dem Heere des Prälaten in der Ebene von Zülpich und Lechnich zur Schlacht, wo der sein Heer persönlich kommandirende Erzbischof nicht allein besiegt, sondern auch gefangen genommen wurde.

Der Graf von Jülich führte seinen Feind im Triumphe in Köln ein und setzte ihn dann auf der Burg Niedeck an der Ruhr gefangen. Dort mußte er zur eigenen Schmach und zum Ergötzen der Burgbewohner jeden Tag einige Stunden in einen Käfig niedersteigen und sich sehen lassen.

Später, auf die Fürsprache des edlen Albertus Magnus, zuerst Lehrer in Köln, dann Bischof von Regensburg, ließ der Graf seinen Gefangenen frei; doch dieser überlebte seine Freilassung nicht lange; er starb an gebrochenem — Stolze.

Züge aus dem Leben des schwäbischen Pfarrers Flattich.

Für Haus und Herd von Philipp Paulus.



erade zu der Zeit, als der Pietismus im übrigen Deutschland ermattete, also in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, begann er in Württemberg durch J. A. Bengel und seine Schüler erst recht aufzublühen und verbreitete sich über einen nicht unbedeutenden Theil der städtischen und ländlichen Bevölkerung Württembergs bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Unter den geistig hervorragenden Männern, die der damalige Pietismus hervorbrachte, und von deren Wirksamkeit heute noch in Württemberg die Spuren deutlich wahrzunehmen sind, ist nicht der begabteste wohl aber der volksthümlichste der Münchinger Pfarrer Flattich. Die eigenthümliche Art, wie er wirkte, die in mancher Hinsicht an die Weise des Sokrates erinnert, und die von nicht geringen Erfolgen sowohl in seiner Thätigkeit als Erzieher, wie auch als Seelsorger begleitet war, läßt sich am besten aus Beispielen erkennen. Es sollen daher hier einige Züge aus dem Leben des eigenthümlichsten unter den schwäbischen Predigern und Seelsorgern des vorigen Jahrhunderts folgen.

Der Kirchweihgeiger.

Zu Flattich kam eines Tages ein Mann seiner Gemeinde, der sich statt durch Arbeit lieber als Musikant bei Hochzeiten und Kirchweihen zu ernähren suchte, und bekannte seinem Pfarrer, daß er sich über das Gewerbe ein Gewissen mache, aber er sei ein armer Mann und könne diesen Nebenverdienst wohl brauchen. Er möchte daher den Herrn Pfarrer darüber befragen, was er davon halte. Flattich erwiderte: „Do han i do jetzund (eine Redensart, die er sich angewöhnt hatte, um sich beim Reden nicht zu übereilen), nur fortgegeigt!" Der Mann ging und setzte sein musikalisches Gewerbe fort. Nach einiger Zeit kam er wieder und sagte: „Er sei doch nicht ruhig, er möchte seine Seligkeit doch nicht verspielen, aber einträglich sei's doch, und er könne bei seinen vielen Kindern diesen Ausfall der Einnahmen kaum entbehren." Flattich antwortete abermals: „Do han i do jetzund, nur fortgegeigt!" Nach einiger Zeit kam der Mann zum dritten Male wieder und bekannte mit sichtbarer Freudigkeit: „Er habe es dem Herrn Pfarrer wohl angemerkt, daß es ihm mit seinem Rath nicht recht ernst gewesen sei, und das habe ihm noch weniger Ruhe gelassen, und darum habe er jetzt seine Geige zerschlagen. Er wolle sich nun mit seiner Hände Arbeit nähren." Da antwortete Flattich: „Do han i do jetzund, ich hab' wohl gewußt, daß er keine Ruhe mehr bekommen wird, bis er's Handwerk mit der Geige ganz aufgiebt."

Der belohnte Kirchgänger.

Flattich sah Sonntag für Sonntag und sonst auch noch regelmäßig einen Münchinger Bürger in der Kirche. Allein meistens schlief er während des ganzen Gottesdienstes; jedenfalls war von einer Besserung im Wandel bei ihm nichts zu sehen. Da ließ ihn Flattich kommen und schenkte ihm ein Paar Schuhe. Der Mann war verwundert und konnte sich vor Staunen nicht erholen. Da gab ihm Flattich den Aufschluß: „Do han i do jetzund, das ist, weil Ihr so fleißig in die Kirche geht.“ Als der Mann sich durch das Lob sehr geschmeichelt fühlte, so fuhr Flattich fort: „Es ist nur, daß Ihr nicht in allen Theilen in Schaden kommt. Nutzen für Euer Herz und Wandel nehmt Ihr doch keinen mit aus der Kirche. Darum habe ich gedacht, ich wolle Euch doch wenigstens ein Paar Schuhe ersetzen, da Ihr bei Eurem vergeblichen Kirchengehen doch wohl schon manche zerrissen habt.“

Das Uhrengewicht.

Als sich einst Jemand bei Flattich beklagte, daß ihm immer neues Kreuz und neues Leiden auferlegt werde, bemerkte Flattich: „Denk, do han i do jetzund, der Mensch ist eben wie eine Uhr. Wenn diese gehen soll, so muß man ihr ein schweres Gewicht anhängen. So will oft auch das geistige Leben des Menschen nicht recht in Gang kommen, bis dem Lebensrade das richtige Leidensgewicht angehängt ist.“

Der flüchtige Sträfling.

Um seiner unscheinbaren Kleidung willen wurde Flattich eines Tages auf der Straße in Münchingen von einigen Fuhrleuten, welche aus der Festung Asperg kamen, für einen aus den dortigen Gefängnissen entflohenen und mit Steckbriefen verfolgten Sträfling gehalten und wohlmeinend ermahnt, sich doch eilends weiter zu begeben, da man ihn überall suche. Flattich erwiderte lächelnd: „Do han i do jetzund, ich bin freilich auch wie wir alle, ein entlaufener Sträfling, aber ich gehe, um mich vor ihm zu stellen, ob er mich noch annehmen werde.“

Der vermeintliche Jude.

Flattich machte einmal einen einsamen Spaziergang im Felde. Da sieht ihn ein Mädchen, das ein Bündel Futter gesammelt hatte und sonst weit und breit Niemand entdeckte, der ihr hätte aufhelfen können, von ferne und rief ihm, da sie ihn für einen Juden hielt, zu: „Mauschel, hilf mir doch auf!“ Flattich antwortete: „Es ist recht, ich will kommen.“ Aber wie erschrickt sie, als er nahe kam, und sie entdeckt, daß es ihr Pfarrer ist. Sie entschuldigt sich und bittet um Verzeihung; Flattich aber antwortet: „Do han i do jetzund, Mädchen, das hat nichts zu sagen, ich nehme dir's nicht übel, aber wenn du auch von einem Juden einen Liebesdienst verlangst, so mußt du ihn nicht schimpfen, sonst könnte er dir's abschlagen.“

Das neue Paar Strümpfe.

Einmal kam ein Handwerksbursche in's Pfarrhaus in Münchingen, und flehte Flattich um Strümpfe an. „Er habe noch weit heim, seine Mutter wohne noch 2 Stunden hinter Ellwangen. Er sei auf seiner Wanderschaft bis an den Rhein vorgedrungen und sei jetzt wieder auf dem Heimwege. Die Füße nun würden es wohl noch aushalten, denn so oft er sie auch wund gegangen, seien sie immer wieder geheilt, aber seine Strümpfe wollten nicht heilen, und da wisse er nicht, wie er mit diesen Fetzen bei seinen wehen Füßen vollends nach Hause kommen solle.“ Da geht der Pfarrer hin und holt ihm sein bestes Paar Strümpfe. Etliche Tage nachher bemerkt die Hausfrau den Abgang und fragt: „Lieber Mann, hast du das neue Paar Strümpfe aus dem Kasten da herausgethan?“ „Ja,“ sagte er, „ich habe sie einem armen Handwerksburschen geschenkt.“ „Ei,“ spricht die Frau, „warum hast du ihm denn gerade deine guten und nicht lieber ein Paar schlechte geschenkt?“ „Do han i do jetzund,“ antwortete Flattich, „schlechte hatte der Handwerksbursche selber.“

Ohne Schuhe.

Von einem Ausgang kam Flattich eines Abends ohne Schuhe, nur in den Strümpfen nach Hause. Alles staunte, und seine Frau fragte ganz aufgeregt: „Sag', was hat es denn gegeben?“ Lächelnd antwortete Flattich: „Do han i do jetzund. Der Weg, worauf ich ging, war ganz kothig. Auf einmal sank ich auf einer Seite so tief ein, daß der Schuh mir stecken blieb, und da ich ihn trotz aller Mühe nicht herausbringen konnte, so dachte ich: mein einer Schuh, den ich noch habe, hilft mir nicht viel; drum ist's das Beste, ich ziehe ihn aus und stelle ihn neben dran. So hat der Finder dann doch zwei Schuhe und kann sie brauchen.“

Das gute Almosen.

Flattich wollte einmal seinen Freund, Pfarrer Staudt in Pflugfeldt, besuchen und fragte, im Dorfe angekommen, an dem dortigen Waschhaus die Wäscherinnen nach dem nächsten Weg in's Pfarrhaus. Diese gaben ihm Auskunft, setzten aber, seiner geringen Kleidung wegen ihn für einen Bettler haltend, hinzu: „Ja, geh' Er nur in's Pfarrhaus, da bekommt Er ein gutes Almosen.“ Nach der Begrüßung sagte Flattich zu seinem Freunde: „Denk, do han i do jetzund, ich habe gehört, du gebest so gute Almosen her, gieb

mir auch eins." Der Pfarrer erwiderte: „Wer hat dir denn das gesagt?" Flattich versetzte: „Deine Wäscherinnen. Das gute Almosen soll aber sein, daß wir uns darüber besprechen, was Gott uns armen Bettlern allen schon an Almosen gegeben hat und in alle Ewigkeit geben will."

Der Rock nach Flattichs Geschmack.

Weil Flattich immer in so geringer Kleidung einherging, so lud ihn einmal eine angesehene Frau in Stuttgart ein und erbot sich, ihm einen neuen, eleganten Rock zum Geschenk machen zu lassen. Flattich entgegnete: „Er danke von Herzen für solches Wohlwollen, aber er könne den Rock nur annehmen, wenn er ganz nach seinem Geschmack gefertigt sei." Auf die Frage, was denn sein Geschmack in dieser Hinsicht verlange? antwortete er: „Do han i do jetzund, wenn Sie mir einen Rock aus feinem Tuch und nach der Mode machen lassen wollen, so müßte er auf jeder Seite eine große Tasche haben, wovon die eine beständig mit Sechsbätznern, die andere mit Dreibätznern gefüllt wäre. Denn wenn ich in solch' schönem Rock gekleidet einherginge, so würden die Bettler nicht mehr mit mir zufrieden sein, wenn ich ihnen blos einen ganzen oder halben Kreuzer schenkte."

Jugendvereine.

Für Haus und Herd von Louisa C. Rothweiler.

Durch einige Bemerkungen, die ich kürzlich hörte, kam ich zur Ansicht, daß noch Viele, und darunter große Freunde der Jugend sehr im Dunkeln sind in Bezug auf Jugendvereine, über Art und Weise der Führung derselben, sowie über ihren Nutzen.

Tief überzeugt von dem Werth eines wohlgeordneten christlichen Jugendvereins für eine Gemeinde, und wissend, welche Hilfe ein solcher Verein werden kann zur intellektuellen und geistlichen Ausbildung der Jugend, wage ich es, Etwas über den Gegenstand zu sagen.

Es war mein Vorrecht, etwas mehr denn ein Jahr Glied eines solchen Vereins in einer unserer Gemeinden zu sein, und auch mit der früheren Geschichte und dem Ursprung dieses Vereins bekannt zu werden; ich hatte somit Gelegenheit, die Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen.

Zum Anfang ist natürlich ein Anführer, oder könnte man sagen, ein Anreger nöthig, um die Uebrigen für die Sache zu interessiren. In den meisten Fällen wird dies der Prediger sein müssen. Wenn auch die Gliederzahl zu Anfang klein ist, so braucht deswegen der Muth nicht zu sinken, Andere werden mit der Zeit auch angezogen werden. Ist der Prediger auch Anführer oder Anreger gewesen, so braucht er nicht Vorsitzer oder Präsident zu werden. Ein thätiges Glied sollte er sein, und wenn möglich, in keiner Versammlung fehlen. Er ist oftmals die beste Person für das Amt des Kritikers. Er kann, wo er es nöthig findet, den Beamten mit Rath helfen, ohne jedoch als eigensinnig oder allzu diktatorisch zu erscheinen.

Unser Verein versammelte sich wöchentlich; die erste Versammlung des Monats war Geschäftsversammlung, die übrigen waren literarischen Arbeiten und Gesängen gewidmet. Jede Versammlung wurde vom Vorsitzer mit Gesang und Gebet eröffnet. Der Sekretär führte ein genaues Protokoll von jeder Versammlung, hielt auch ein ausführliches Register über den Besuch, die geforderte und die gelieferte Arbeit, sowie über Zahlung des monatlichen Beitrags, der, da wir ein Klaßzimmer in der Kirche gebrauchten, und unsere Ausgaben gering waren, blos auf 5 Cents per Glied gesetzt war.

Ein vom Präsidenten ernanntes literarisches Comite hatte die Art der Arbeiten und die Glieder, die sie zu bringen hatten, zu bestimmen, und mußte in der Geschäftsversammlung berichten für den kommenden Monat. Der Sekretär hatte dann die Betreffenden 'zeitig zu benachrichtigen. Natürlich dürfen die Forderungen, besonders zuerst, nicht allzu hoch gestellt werden.

Wer keinen Aufsatz oder Vortrag liefern kann, wird willig sein zu deklamiren, oder auch etwas Passendes aus einem Buche oder einer Zeitschrift vorzulesen, was einem großen Theil unserer deutsch-amerikanischen Jugend schon schwer genug erscheinen mag. Auszüge aus Welt- oder Kirchengeschichte zu machen, mag Manchem nicht so schwer fallen, als selbstständig einen Aufsatz zu schreiben, und hat den Nutzen, daß es zum Studium anregt und Interesse an der Geschichte erweckt, besonders wenn sich die in diesen Auszügen besprochenen Zeiten, Woche nach Woche an einander anschließen. Hier sei bemerkt, daß es sehr wünschenswerth ist, einige gute geschichtliche, sowie andere Werke anzuschaffen und so den Grund zu einer Vereinsbibliothek zu legen.

Ist hie und da das Programm nicht genügend, um den Abend auszufüllen, so ist es nicht unschicklich, zwei oder mehr Glieder aufzurufen, um eine freie Unterredung zu halten über irgend etwas, gerade, als hätten sie einander zufällig getroffen. Dies ist oftmals amüsant und zu gleicher Zeit sehr dienlich zur Verbesserung der so häufig vorkommenden Sprachfehler. So kann auf interessante und doch nützliche Weise der Verein geführt werden.

Wer es noch nie mit angesehen, würde kaum


Laß mich frühe hören deine Gnade.
Ps. 143.

glauben, welcher Fortschritt gemacht werden kann, auch wenn die Reihe nur alle 4—6 Wochen an jedes Glied kommt. Ich habe schon gesehen, daß solche, die nicht Deutsch schreiben konnten, mit englischen Buchstaben schrieben. Andere, denen das Deutsche sehr schwer war, schrieben erst in Englisch und übersetzten dann in das Deutsche. Solche, die man zuerst kaum bewegen konnte etwas vorzulesen, faßten bald Muth etwas zu schreiben.

Doch abgesehen vom intellektuellen Werth der Vereine, sind sie nicht ohne anderen Nutzen. Die Jugend will und wird Unterhaltung haben. Findet sie dieselbe nicht in der Kirche, so sucht und findet sie dieselbe in der Welt.

Leider zu Viele sind auf diese Weise schon der Kirche verloren gegangen. In diesen Vereinen wird die Jugend mehr mit einander bekannt und wird fester als Ganzes verbunden, als dies durch andere blos gesellige Zusammenkünfte geschieht, die oftmals mehr Unheil als Segen mit sich bringen.

Durch ein wenig Mühe und Selbstverläugnung könnten in sehr vielen Gemeinden solche Vereine gegründet werden, durch die mancher Jüngling und manche Jungfrau angeregt werden möchte, ihre Mußestunden besser zu verwerthen, als es bisher geschehen ist.

Afrika.

Für Haus und Herd von J. G. Schaal.



Kein Theil unserer Erde hat in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Forschung mehr in Anspruch genommen, als Afrika. Und obgleich gerade in diesem Welttheil sich der Herd der menschlichen Kultur findet, welcher seiner Zeit einen unberechenbaren Einfluß auf die Civilisation Asiens und Europas ausübte, so blieb dieses merkwürdige Land doch bis auf die letzten Jahrzehnte noch ein versiegeltes Buch für die Welt. Dieses ist um so auffallender, da doch die weisesten Männer Griechenlands lange vor Christi Geburt Reisen durch Egypten und andere Theile Afrikas machten, um ihren Geist durch die hier bekannten Schätze des Wissens zu bereichern.

Herodot, der Vater der Geschichte, welcher 484 vor Christi geboren wurde, hat schon eine sehr umfassende Beschreibung eines großen Theiles vom nördlichen Afrika hinterlassen, welche sich bis auf unsere Zeit als sehr zuverlässig erwiesen hat. Erst durch die Thätigkeit der Missionen, welche in nähere Verbindung zu den in diesem merkwürdigen Erdtheil lebenden Völkern traten, und namentlich durch die Reisen Livingstones wurde das Interesse der wissenschaftlichen Welt für eine genauere Kenntniß Afrikas wachgerufen. Aber so groß waren diese Unternehmungen und die Opferwilligkeit für diesen Zweck, daß im letzten Jahrzehnt fast so viel geleistet wurde für das bessere Verständniß des inneren Afrikas, als während der vorhergegangenen zehn Jahrhunderte.

Afrika ist ca. 3¼ Mal so groß wie Europa, und enthält ⅕ alles Festlandes der ganzen Erde. Was die physikalische Gestaltung dieses Welttheiles betrifft, so steht dieselbe, beides der inneren Erscheinung wie dem äußeren Umfange nach, großartig auf dieser Erde da. Bedenken wir, daß dieser Erdkörper der Länge und Breite nach ca. 5000 englische Meilen mißt, so sind wir hier in unserem weiten Amerika kaum im Stande, uns hiervon einen richtigen Begriff zu machen, es sei denn, wir stellen, nach einem Vortrage von Rev. J. O. Means, einen Vergleich mit unserem eigenen Lande an. 5000 englische Meilen sind gleich einer Linie, die wir vom Columbia-Fluß über unsern Continent und über den Ocean hin bis an die Küste Irland ziehen. Uns will unser liebes Amerika oft fast unermeßlich erscheinen. Aber die Wüste Sahara ist allein größer als die Vereinigten Staaten östlich von den Felsengebirgen sind, und zehnmal so groß als Deutschland. Afrika wird mit Recht der heißeste Welttheil genannt, da die Sonnenlinie denselben fast in zwei gleichmäßige Theile, einen nördlichen und südlichen, scheidet. Vier Fünftel des Ganzen liegen im tropischen Klima. Die heißeste Gegend befindet sich jedoch nördlich vom Aequator in Nubien, wo die Erde nach Heß' Erdkunde „Feuer und der Wind eine Flamme ist.“ Jedoch trotz der im Ganzen genommen hohen Temperatur Afrikas wird diese große Hitze durch eine günstige Bodengestaltung, die Zahl und Größe seiner See'n und Flüsse sehr neutralisirt, was besonders von der südlichen Hälfte gilt. Der Boden erhebt sich durchschnittlich etwa 1500 Fuß über dem Meeresspiegel. Unmittelbar auf der Sonnenlinie befindet sich ein Berg, so hoch als der Mont Blanc, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Nebst diesem hat Afrika noch andere Berge von fast eben so großer Höhe als dieser, welche nicht wenig zur Abkühlung der sengenden Sonnenstrahlen beitragen. Der See Ukerewe (Victoria Nyansa) ist größer als der Staat New York, und liegt 3800 Fuß über dem Meer. Der geringste der afrikanischen Haupflüsse, der Zambesi, kommt unserem gefeierten Mississippi gleich. Nach Stanley hat der Congo allein 4000 Meilen schiffbares Wasser.

Der Niger, welcher etwa 200 englische Meilen von der atlantischen Küste im Gebirge entspringt, fließt fast über einen so großen Flächenraum hin als der Congo. Und wem ist der Nil, an dem Moses gestanden und der von den alten Egyptern göttlich verehrt wurde, dem Namen nach nicht bekannt? Dieser bekannteste aller Flüsse, dessen Ursprung in Dunkel und Sage gehüllt blieb bis auf unsere Zeit, soll allein eine Länge haben, welche dem elften Theile unseres Erdumfanges gleich kommt.

Dieser große Wasserreichthum Afrikas schützt seinen Boden vor Ausdörrung, und verleiht demselben nebenbei eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Nebst unseren bekannten Cerealien — Waizen, Hafer, Gerste gedeihen hier Mais, Kartoffel, Reis und fast alle Früchte der anderen Erdtheile, nebst vielen Nahrungsmitteln, die nur hier einheimisch sind. Für die Fabrikation und den Handel liefert Afrika Taback, Baumwolle, Hanf, Kaffee, Zucker, Indigo, Elfenbein, Straußenfedern und noch manche andere wichtige Handelsartikel. Die Straußenzucht und der Handel mit Elfenbein werden riesenartig betrieben, und werfen enorme Gewinne ab.

Die Thierwelt dieses Wunderlandes hat für den Naturforscher einen Zauber, wie die keines anderen Welttheiles. An Majestät und Zahl steht sie einzig in der Welt da.

Hier hat der Riese Elephant, der alljährlich dem Elfenbeinhändler tausende von Opfern liefert, seine Heimath. Hier schreitet der König Löwe, als Fürst des Schreckens, majestätisch durch Wald und Dickicht hin, ohne von Giraffen, Gnus, Zebras, Quaggas, Antilopen, Steinböcken, Affen, Hyänen und Leoparden zu reden. Ebenso durchläuft der Riesenvogel Strauß hier wie im Fluge die Wüsten und Ebenen dieses Wunderlandes. Kurz, hier erscheint die Natur in ihrer Gestaltung und mit ihren Erzeugnissen überall majestätisch und staunenerregend in ihrer Größe und Mannigfaltigkeit.

Die Bevölkerung Afrikas ist, obwohl von sehr ungleicher Dichtigkeit, in Folge der großen Wüste, dennoch fast unglaublich groß. Ungefähr der sechste Theil der gesammten Seelenzahl unserer Erde sollen hier wohnen; und zwar an manchen Stellen so dicht, daß auf eine deutsche Quadratmeile 10,000 Einwohner kommen.

Der Afrika-Reisende wird nicht blos am Gestade des mittelländischen Meeres, sondern selbst im Innern dieses Welttheils von großen und blühenden Städten begrüßt, welche oft 150,000 bis 200,000 Einwohner zählen.

Nach den Berichten Winwood Reade's, welcher zu verschiedenen Malen mehrere Jahre an der Westküste Afrikas wohnhaft war, kann man, die große Wüste ausgenommen, von Sierra Leone bis nach Tunis reisen und jeden Abend in einem Dorfe oder einer Stadt übernachten; und in den größeren Städten sogar Handelsleute finden, welche im Stande sind zu irgend einer Zeit, gegen gute Bürgschaft, $150,000 in baarem Gelde zu leihen.

So mannigfaltig wie die Natur, sind auch die Völkerschaften, welche diesen Erdtheil bewohnen, an äußerer Erscheinung, Sprache und Cultur. So wenig der Schotte ein Türke, trotz der Aehnlichkeit der Hautfarbe, ebenso wenig ist jeder Afrikaner ein Neger. Es leben sogar Völker im nördlichen Afrika, welche von Sachverständigen zur weißen Rasse gezählt werden.

Nach Pierer werden die Völker Afrikas in Hottentotten, Buschmänner, Neger, Hamiten und Semiten eingetheilt. Die Hottentotten, deren Name Stotterer bedeutet, und die Buschmänner, deren Namensursprung noch in Dunkel gehüllt ist, bilden zusammen eine Menschenrasse, die in Horden zerstreut im Capland wohnt. Sie sind von okergelber Farbe, kleiner Statur und haben einen längeren Kopf als die Neger.

Die Neger wohnen vom Südrande der Sahara bis zu dem Gebiete der Hottentotten und Buschmänner, vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean. Die Hautfarbe durchläuft alle Schattirungen von Ebenholzschwärze bis zur hellen Mulattenfarbe. Barth soll sogar kupferrothe Neger gesehen haben. Eine eigene Abtheilung der Neger bilden die Kaffern in Südafrika, welche an Körperbau und Intelligenz unsere hier wohnenden Neger weit übertreffen. Livingstone wollte sie in dieser Hinsicht sogar der geographischen Gesellschaft Britaniens gleichstellen.

Die Hamiten bewohnen das nördliche Afrika bis zum Süden, und die Küstenländer nördlich vom Aequator. Sie werden in drei Hauptzweige gegliedert: Berber, Egypter und Ostafrikaner.

Die Semiten, welche den östlichen Theil von Afrika bewohnen, unterscheiden sich von den Hamiten durch reicheren Bartwuchs, schmale Lippen, scharf gezeichnete Brauen, meist gebogene Nase und einer von leichtem Dunkel bis tiefbraunen Hautfarbe. Sie kamen meistens aus Arabien herüber und bildeten hier im abessinischen Hochlande ein festes Reich.

Wie man in Afrika Völker trifft, welche körperlich und geistig ebenbürtig mit den vollkommensten und gebildetsten Bewohnern der Erde dastehen, so trifft man auch wieder andere an, welche der untersten Stufe angehören, und unter diesen sollen sich sogar ein Geschlecht von Zwergen und Albinos, d. h. lichtscheue Menschen von unnatürlicher Farbe mit röthlichen Augen finden.

Leider sind die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Afrikas, wenige Ausnahmen abgerechnet, derart, daß sie das christliche Gemüth mit Schauder erfüllen. Dessenungeachtet

bilden selbst diese ein höchst interessantes Studium mit sehr praktischen Resultaten für das Christenthum und den Missionseifer der Kirche. Wo jedoch die Zustände besser stehen, da wurden dieselben durch den Einfluß des Christenthums und der Missionsthätigkeit der Kirche zum Besseren um- und neugestaltet. So steht z. B. die Südspitze Afrikas, welches ungefähr um dieselbe Zeit, wie Amerika colonisirt wurde, auf gleicher Stufe der Civilisation der Völker Europas und Amerikas. Der Reisende findet daselbst Kunst, Literatur und Wissenschaft wie in seiner Heimath vertreten. Und durch den Handel und Verkehr mit civilisirten Völkern wurden manche andere Theile Afrikas, wenigstens in einen halbcivilisirten Zustand umgewandelt.

Jedoch, trotz alledem, wirft das Heidenthum mit seinem Aberglauben und seinen blutigen Greuelscenen noch immer einen tiefen Schatten auf dieses mächtige Land; und zwar in einem solchen Maße, daß Afrika, trotz seiner Ländermasse, seinen physikalischen Vortheilen, seinem Reichthum und seiner zahllosen Bevölkerung, fast gar keinen Einfluß auf die übrige Welt in unserer Zeit ausübt. Wie ein giftiger Mehlthau hat dasselbe bisher die schönsten Hoffnungen dieses kühnen Welttheils gebleicht und vernichtet.

In den Theilen, in welchen sich noch die Urzustände des Heidenthums vorfinden, hat das menschliche Leben faktisch gar keinen Werth; dieses ist besonders an den Höfen der Könige und Prinzen der Fall, welche nicht blos bei ihrem Begräbnisse, sondern sogar bei fürstlichem Empfange Ströme menschlichen Blutes fließen lassen. Bei'm Tode eines Fürsten werden oft Dutzende königlicher Frauen und Jungfrauen lebendig begraben, und über denselben Sklaven wie Schlachtvieh hingemordet.

Die Menschenfresserei herrschte schon in manchen Theilen in solchem Grade, daß man noch im Jahre 1859 Menschenfleisch öffentlich auf Märkten feil bot. Und noch heute ist sie im Inneren des Landes herrschend.

Als Stanley den Congo hinabfuhr, traf er mehrere Male auf Kanibalen, welche seiner Mannschaft beständig auflauerten, sie mit Kriegshörnern, Speeren und Pfeilen begrüßten, und ihnen mit heißhungernder Begier zuriefen: „Fleisch wollen wir, euer Fleisch, wir werden heute Fleisch in Menge haben." Ein französischer Missionär, welcher 5 Jahre unter den Basutos wirkte, und während dieser Zeit viele Höhlen besuchte, fand in manchen derselben, welche als Festorte dienten, Schädel, Schulterknochen und Menschenfleisch aufgehäuft, bis daß das Blut alle Ritzen und Poren des Gesteins erfüllte, mit welchen es in Berührung kam.

Vielweiberei ist ein Hauptcharakterzug des häuslichen Lebens, wenn man überhaupt an manchen Orten noch von einem häuslichen Leben reden darf, da mancher afrikanische Kraal eher mit einem Viehstall als mit einem Haus verglichen werden muß. Jeder Mann besitzt, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, so viele Weiber, als er eben nur im Stande ist zu erhalten; die kauft und verkauft er, wie der Viehzüchter sein Vieh. Jedes Weib ist eine Sklavin und jede Sklavin ein Weib des Afrikaners ohne alle Berechtigung. Cammeron stieß während seiner Reisen sogar auf einen Ort, an welchem die Vielweiberei einen solchen scheußlichen Charakter angenommen hatte, daß ein König Tanten, Cousinen, Nichten und selbst seine eigenen Töchter in seinem Harem hielt.

Nächst der Vielweiberei herrschte die Sklaverei hier immer in schreckenerregender Weise. Alles, was wir je in unserem Lande von dieser Knechtung von Menschen gehört, hält keinen Vergleich mit der Grausamkeit des Sklavenhandels im Innern Afrikas aus. Eltern verkaufen ihre Kinder oft mit ebenso wenig Gefühl, als der Bauer seine Schweine. Und die Sklavenhändler treiben die armen Sklaven zusammen und durch das Innere des Landes mit einer Grausamkeit, wie sie kein Kuhtreiber Amerikas im Stande ist, zu thun. Livingstone sah ganze Reihen derselben durch Astgabeln an einander gehakt, in Hunger und Durst, durch das Innere des Landes treiben, und wenn sie ermattet hingesunken, ohne alles Gefühl wie ein Stück Vieh erdolchen oder einsam verenden.

Das Schlimmste von Allem ist, daß auch hier wie unter allen heidnischen Völkern bereits alle diese Greuel unter Schutz und der Pflege der Abgötterei stehen. Der Priester und Beschwörer übt einen unumschränkten Einfluß auf das Leben und alle bürgerlichen und socialen Verhältnisse aus, und diese beherrscht er nach dem Willen des Fürsten der Finsterniß, in dessen Dienste das Heidenthum steht.

Die christliche Mission findet hier ein großes und wichtiges Feld zur Arbeit. Und trotz der Unkenntniß des Landes und andern Schwierigkeiten hat sie allbereits schon Großes geleistet. Ganze Völker des südlichen Afrikas und andere Küstenbewohner, welche noch vor wenigen Jahrzehnten Menschenfresser waren, sind heute Verehrer des Kreuzes und demüthige Christen geworden. Bis in das erst durch Livingstone und Stanley entdeckte Herz dieses geheimnißvollen Landes hat man in den letzten Jahren das Panier des Kreuzes hineingetragen und erfolgreich aufgepflanzt. Und wie auf der einen Seite alle wirklichen Fortschritte zur Erforschung und Civilisirung Afrikas von der unermüdlichen Thätigkeit der Mission abhängig waren, so wird auch seine wahre Zukunft von ihr abhängig bleiben. Wenn aber Afrika erst des Herrn ist,

dann wird dieser Welttheil auch zu einer solchen Stellung in der Welt herangereift sein, welche nicht mehr von der civilisirten Welt ignorirt werden kann, sondern eine Macht bilden, mit der alle übrigen Nationen und Völkern zu rechnen haben. „Hüter, ist die Nacht schier hin!"

Durch Irrungen zur Wahrheit.

Ein deutsch-amerikanisches Familienbild aus der Gegenwart.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer.

X.

Monate sind wieder dahin geschwunden. Die Auffindung Nellys, ihr Schicksal und ihr Sterbebette hatten in den befreundeten Familien einen tiefen Eindruck gemacht. Nellys Vater ging still seinen Geschäften nach, doch war er bei Lehmanns beinahe ein täglicher Gast. Der innige Antheil, den sie an seinem Unglücke nahmen, besonders aber der Einfluß, den sie auf seine unglückliche Tochter ausgeübt hatten, wodurch ihr Sterbebette noch ein so friedliches und gesegnetes geworden war, hatte ihn mit unauflöslichen Banden an sie gefesselt. Aber sein Geschäft war ihm entleidet und es war sein fester Entschluß, dasselbe sobald als thunlich zu verkaufen und vorläufig auf Reisen zu gehen. Was dann weiter mit ihm werden sollte, das stellte er in Gottes Hand; denn an Nellys Sterbebette hatte er gleichfalls die Nichtigkeit aller Güter dieser Erde kennen gelernt und sein ernstliches Suchen hatte ihn durch Gottes Gnade zum glücklichen Finder der Perle von großem Werthe gemacht. Seine geheime Hoffnung ging dahin, bald mit seinen lieben Vorangegangenen wieder vereinigt zu werden. Und wer seinen müden Blick und seine zerfallene Gestalt betrachtete, konnte sich allerdings des Gedankens nicht erwehren, daß seine Tage auf Erden gezählt sein möchten.

Herr Lehmann wohnte regelmäßig dem Gottesdienste in der Kirche bei und nahm an allen Vorgängen in der Gemeinde lebhaften Antheil. Onkel Herrmann begleitete sie oft dahin, oder er stellte sich mit seiner ganzen Familie daselbst ein. Harrys Verschwinden nagte unablässig an seinem Herzen. „Wenn ich nur wenigstens wüßte, was aus ihm geworden ist?" sprach er oft, „aber so kann ich keine Ruhe finden. O, es ist hart, ein Kind auf solche Weise zu verlieren, und doppelt hart, sich selbst sagen zu müssen, du hast es selbst auf den Pfad des Verderbens angeleitet!"

Das Haus der Familie Lehmanns wurde mehr und mehr der Mittelpunkt einer ernst gesinnten, und doch freudig gestimmten, christlichen Gesellschaft. An den Sonntag Nachmittagen und oft auch an den Wochenabenden sammelten sich die Freunde im großen Parlor. Lieblich ertönten bei'm Klange des Pianos die süßen Zionslieder; Erfahrungen aus dem christlichen Leben, interessante Lektüre, christliche und menschenfreundliche Unternehmungen boten eine unerschöpfliche Quelle christlicher Unterhaltung und manches Werk der Liebe ging von diesem Kreise aus, manche nützliche Einrichtung und manches gesegnete Unternehmen fand hier seine erste Anregung. Das Räthsel, des Lebens Freuden und Annehmlichkeiten in wahrhaft christlicher Geselligkeit zu genießen, fand hier seine Lösung.

Mit Cousin Johannes pflegte Mina einen interessanten Briefwechsel, dessen Inhalt Gemeingut der ganzen Familie bildete und oft zu den interessantesten Gesprächen Veranlassung gab. Harry's Schicksal war es einzig, das immer und immer wieder wie eine dunkle Wolke über der Familie schwebte. Doch auch dieses Räthsel sollte noch gelöst werden, freilich in einer Weise, welche die schrecklichsten Befürchtungen der Familie bestätigten.

Eines Morgens war Herr Lehmann nach dem Frühstücke eben mit der Lektüre der angekommenen Morgenzeitung beschäftigt, als er plötzlich mit einem Ausrufe des Schreckens von seinem Sitze aufsprang und offenbar auf's Höchste erregt das Zimmer durchschritt.

„Was ist's? Was hat es gegeben, Vater?" tönte es von allen Seiten.

„Ich glaube, wir haben hier die so lange gesuchte Spur von Harry!" antwortete er. „Ob Onkel Herrmann dieses wohl schon gelesen hat? — O, es ist schrecklich!"

Alle drängten sich herbei, um Näheres zu erfahren, so daß Herr Lehmann sich genöthigt sah, folgenden Bericht vorzulesen:

„An den Ufern von Long Island, etliche Meilen oberhalb dem Dorfe Astoria sind die Ueberbleibsel eines menschlichen Körpers aufgefunden worden, und das unter Umständen, welche es beinahe außer Zweifel erscheinen lassen, daß hier unter dem Schleier eines anscheinend undurchdringlichen Geheimnisses ein grausiger Mord verborgen liegt. Die Entdeckung wurde in folgender Weise gemacht: Zwei in Astoria lebende Brüder, von Beruf Fischer, hatten sich letzten Donnerstag mit einem kleinen Ruderboote aufgemacht, um dem Strande entlang nach Treibholz zu suchen, welches nach einem Sturme und zu gewissen Zeiten der Fluth reichlich an den

Strand geworfen wird. Nahe der sogenannten Bowery-Bai stieg der eine der Brüder an's Land und ging langsam dem Strande entlang und las das herumliegende Holz zusammen. Die Bai macht hier einen kleinen Einschnitt und die östliche Grenze bildet ein Stück Marschland, das eingezäunt ist. Der andere Bruder ruderte eine kurze Strecke hinter dem ersteren am Ufer hin, als er an dieser Stelle ein Stück Holz, wie von einer Kiste herrührend, gerade über die Wasserlinie hervorragen sah. Das Ufer war hier circa 6 Fuß hoch. Er machte seinen Bruder auf das Holz aufmerksam; dieser kam herbei und riß es los. Dann sagte er, es scheine dasselbe von einer langen Kiste herzurühren. Bei näherer Untersuchung fand er, daß die Kiste Etwas enthalten müsse, allein Schlamm und Koth hinderten ihn, den Charakter ihres Inhalts zu erkennen. Die Brüder vereinigten sich nun zur Untersuchung der Sache. Der Eine stieß zu diesem Zwecke ein Ruder in die Kiste und als er dasselbe zurückzog, kam ein langer Knochen zum Vorschein, der augenscheinlich von einem menschlichen Körper herrühren mußte.

„Ach," rief er, „das ist ja von einer Leiche." Doch wollten sie die Sache noch näher untersuchen und riefen einen andern Mann herbei, der in der Nähe mit einem kleinen Boote fischte. Derselbe besaß an einer langen Stange ein Schöpfnetz. Er stieß dieselbe gleichfalls in die geheimnißvolle Kiste und wieder erschienen die grausigen Ueberreste eines menschlichen Körpers.

Die drei Männer begaben sich nun sogleich nach Astoria, um von ihrem schrecklichen Funde Anzeige zu machen und die Polizei machte sich auf, um von der Kiste Besitz zu nehmen. Das ging indessen nicht so leicht. Es fand sich, daß die Kiste zur Fluthzeit sich unter Wasser befand. Dazu war sie 6 Fuß tief eingegraben und überdies mit Steinen und Felsstücken beschwert. Zwei Mal unterbrach die herandringende Fluth die Ausgrabungsarbeiten und erst bei'm dritten Male gelang es, die Kiste, die dabei in Stücke ging, dem Sande zu entheben. Auf dem Rücken liegend fanden sich die Ueberreste eines Mannes, der nahezu 6 Fuß hoch und von kräftiger Gestalt gewesen sein mußte. Die Fleischtheile waren größtentheils bereits verwest und wenig mehr, als die nackten, mit Schlamm bedeckten Gebeine übrig geblieben. Ein Loch im hintern Theile des Schädels, offenbar von einer Kugel herrührend, machte es wahrscheinlich, daß der Verstorbene auf gewaltsame Weise zu seinem Tode gekommen war. Ueber die Persönlichkeit des Ermordeten und die Thäter des muthmaßlichen Mordes enthielt die Kiste keine Spur. Doch bei einer näheren Untersuchung fand sich unter dem Schlamme versteckt ein dünner, goldener Fingerreif mit einem grünen Steine."

Bis hierher war Herr Lehmann mit dem Lesen des Zeitungsberichtes gekommen, als Mina erregt ausrief: „Ein dünner Fingerreif mit einem grünen Steine! Ach, einen solchen habe ich ja Harry in Ocean Grove gegeben."

„Ich glaubte, so Etwas von dir gehört zu haben," antwortete Herr Lehmann, „darum dachte ich auch gleich an Harry, sobald ich von dem Ringe las. Aber was ist nun zu thun?"

Alle gaben ihrem Entsetzen und ihrem Erstaunen Ausdruck; es wurde hin und her gerathen, bis man endlich zu dem Entschlusse kam, vorläufig Onkel Herrmann keine Nachricht von ihren Vermuthungen zu senden, dagegen sollten Herr Lehmann mit Mina sich nach der Office des Coroners begeben, um den Ring und allfällige andere Ueberbleibsel in Augenschein zu nehmen, und sich so selbst zu überzeugen, ob ihre Vermuthungen begründet seien oder nicht.

Eilig wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen und bald befanden sie sich auf dem Wege. Vom Coroner wurden sie nach der Morgue gewiesen. Daselbst angekommen, theilte ihnen der Wärter mit, die Ueberreste seien der Art, daß an ein Erkennen der Leiche nicht zu denken und zudem sei der Anblick so schrecklich, daß er nicht rathen könnte, dieselbe in Augenschein zu nehmen, am wenigsten in Gegenwart einer Dame. Der Ring habe sich noch an einem Finger des Getödteten gefunden; er wies denselben vor und Mina sank bei dessen Anblick beinahe in Ohnmacht; kein Zweifel — es war ihr Ring.

Stille begaben sich die Beiden zu Onkel Herrmann und theilten ihm so vorsichtig als möglich die schreckliche Entdeckung mit. Er war gefaßter, als man eigentlich erwarten konnte. Monate lang hatte er umsonst auf Nachrichten von seinem Sohne gehofft; als aber keine solche kam, als die aufgefundenen Spuren darauf hindeuteten, daß er sich in schlechter Gesellschaft aufgehalten und seinen Weg zu gefährlichen Lokalitäten genommen hatte, da war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß er dort wahrscheinlich seinen Untergang gefunden habe. Die Auffindung seiner Ueberreste war nur die Bestätigung seiner furchtbaren Ahnung.

Still wurden diese traurigen Ueberbleibsel des noch vor nicht langer Zeit so kräftigen und lebenslustigen, jungen Mannes dem Schooße der Erde übergeben. Freilich hatte dieser Fund den Nachforschungen der Polizei einen neuen Impuls gegeben. Eine Bande falscher Spieler und zu jeder That fähiger Desperados wurde in jener Lokalität abgefangen und eine nähere Untersuchung ergab, daß seine Beraubung und Ermordung unzweifelhaft ihr Werk war. In einem Vergnügungslokal, das von leichtsinnigen jungen Leuten stark besucht wurde, hatten ihn

etliche der Bande beobachtet, nachdem sie wahrgenommen, daß er eine bedeutende Summe Geldes bei sich trug. Sie hatten sich an ihn heran gemacht und wußten ihn zu immer stärkerem Trinken zu veranlassen. Als seine Kameraden weggegangen waren, lockten sie ihn nach jener Spielhölle. Nachdem sie ihn erst durch etliche Gewinnste geködert hatten, fingen sie an, ihn durch falsches Spiel auszuplündern; allein er war nicht so betrunken, daß er nicht wahrgenommen hätte, daß Betrug geübt wurde. Er beschuldigte auch die Gesellen desselben direkt und verlangte Satisfaktion; nun war auch schnell der absichtlich herbei geführte Streit fertig, in dessen Verlauf er sein vorzeitiges Ende fand. Wer aber den fatalen Schuß abgefeuert hatte, konnte die Untersuchung nicht herausbringen, wie es auch an hinreichenden direkten Beweisen mangelte, die Bande des absichtlichen Mordes und Raubes zu überführen. Immerhin waren genug gesetzliche Gründe vorhanden, um sie für mehrere Jahre in festen Gewahrsam zu bringen.

Für Onkel Hermann war es freilich eine Sache von untergeordneter Bedeutung, daß der Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit nicht stark genug war, den Mord, der an seinem Kinde begangen worden war, zu sühnen. Was ihm so oft Stunden des bittersten Herzeleides verursachte, das war das Bewußtsein der eigenen Verschuldung an dem Untergange seines Sohnes.

„Der arme Junge!" sagte er oft, „bei seinem schwachen Charakter hätte er besonders eines festen inneren Haltes bedurft, um ihn gegen die Versuchungen, die ihn umgaben, zu stählen. Anstatt selbst ihn zu demselben anzuleiten, habe ich es in meiner Verblendung geradezu verhindert, daß er den einzig wahren und festen Halt seines Lebens finden konnte, und als ich endlich meine Thorheit erkannte, hatte das Gift der Aufklärung, das ich ihm selbst eingeträufelt, sein Gewissen und seinen Verstand so durchfressen, daß ich keinen Einfluß mehr auf ihn auszuüben im Stande war. Und so ließ er sich immer mehr von seinen Leidenschaften beherrschen und wurde ein Spielball seiner leichtfertigen Kameraden.

Während aber Gram und Kummer um den verlornen Sohn sein Inneres verzehrten, ging der Geist Gottes immer tiefer mit ihm in's Gericht. Er sah, daß es nicht blos vererbte Neigungen und Ansichten und aus dem Sumpfe der Aufklärung aufgelesene Einwürfe waren, was ihn so lange der Wahrheit ferne gehalten hatte, sondern die Sünde, die in ihm wohnte, die Verdorbenheit seiner eigenen Natur, die ihn die Finsterniß mehr lieben ließ, denn das Licht. Er mußte tief, tief hinunter, der Onkel Hermann, in seiner eigenen Werthschätzung und Selbstachtung. Aber die göttliche Züchtigung erwies sich für ihn als zum Segen und zum Leben. In langem, heißen Kampfe rang sich auch diese Seele hindurch zu der wahren und darum auch so herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Und wie er stets der Alles leitende Geist in seinem Hause gewesen war, so wurde er jetzt seiner Gattin und seinem jüngern Sohne, und auch Manchem seiner Freunde ein Wegweiser zum Himmel. Aber, was hätte er darum gegeben, daß er sich früher der Zucht des heiligen Geistes unterworfen hätte, bevor der gefräßige Moloch der Weltlust sein Kind verschlungen!

XI.

Zwei Jahre später. — In einem schönen Landstädtchen des nordwestlichen Illinois ist eben der junge Pastor an seinem Hause vorgefahren. Dasselbe, in hübschem Landhaus-Style erbaut, steht etwas von der Straße zurück in derselben Umzäunung, welche auch die Kirche umfaßt. Rechts zur Seite befinden sich Stall und Scheune, links vom Hause ab, am anderen Ende des ziemlich weit ausgedehnten Grundstückes steht die einfache und doch geschmackvoll gebaute Frame-Kirche, mit einem schlanken Thürmchen geziert, auf dessen Spitze der hübsch vergoldete Knopf gar lieblich im Sonnenlichte strahlt. Das dem Pfarrhause zugetheilte Stück des Landes ist in einen lieblichen Garten ausgelegt, während der übrige in Rasen gepflanzt und mit Zierbäumen geschmückt ist. Es ist ein richtiges Modell von einem Kircheneigenthum, das praktisch Nützliche mit dem Schönen und Angenehmen aufs Beste mit einander vereinigend.

Beim Vorfahren des Buggys ist eine junge Frau mit hübschen Gesichtszügen und einem freundlichen Lächeln auf den Lippen aus dem Hause getreten. Sie eilte auf den Ankömmling zu, der sie freundlich begrüßte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, dann aber sofort an die Arbeit ging, sein Pferd auszuspannen, dasselbe in den Stall zu führen und mit allem Nothwendigen zu versorgen. Während dieser Arbeit blieb die junge Frau dicht an seiner Seite und Frage und Antwort folgten in rascher Aufeinanderfolge und bekundeten, wie nahe die Beiden zu einander standen.

„Wie hat sich denn mein Frauchen in der Zeit meiner Abwesenheit unterhalten? Hast du kein Heimweh bekommen?" fragte der junge Gatte angelegentlich.

„O nein!" erwiderte die junge Frau erröthend. „Von Heimweh habe ich nichts gespürt, hatte auch keine Zeit dazu. Heute waren schon mehrere Frauen aus der Gemeinde zum Besuche da. Schw. R. sagte, sie wollten einmal nachsehen, was die junge Frau Pastor mache, und ob sie ihr nicht in irgend etwas zur Hand gehen könnten, und dann schien es ihnen sehr am Herzen

zu liegen, mir Muth zu machen, und sie sagten zum Abschiede, wenn ich in irgend einer Sache ihrer Unterstützung und ihres Rathes bedürfte, so sollte ich mich dreist an sie wenden. Sind die Leute nicht freundlich? Und gestern Nachmittag, als du fort warest, machte ich etliche Besuche. Die kleine Lina F. zeigte mir den Weg. Wir gingen zuerst zu der alten Mutter W. Sie scheint sehr schwach zu sein, aber sie war so froh und dankbar, als ich ihr ein Kapitel aus der Bibel vorlas und als ich noch mit ihr gebetet hatte, küßte sie mich mit vielen Thränen und rief mir noch beim Weggehen nach: „Gott segne Sie, liebes Kind!" Frau S., von der du mir gesagt hast, ist von ihrer Krankheit noch nicht hergestellt, die Leute scheinen nicht viel von einer guten, kräftigen Pflege zu verstehen. Ich habe ihr am Abend noch eine gute Suppe gesandt. Dann war ich auch bei M.'s. Die Kinder haben den Keuchhusten; ich habe ihnen einige Mittel gegeben und die Mutter getröstet, die sehr müde und auch etwas verdrossen zu sein scheint. O, Johannes," schloß die junge Frau ihren Bericht, „es ist doch viel Noth und Elend in der Welt!"

„Dem ist so. Dafür sind wir aber auch da, um uns der Sorge und Noth unserer Mitmenschen so viel wie möglich anzunehmen, und es scheint mir, du bist entschlossen, in meiner Abwesenheit alles Ernstes als mein Vikar zu amtiren."

„Ach damit ist es nicht weit her. Ich bin froh und dankbar genug, wenn ich nur Etwas an den Leuten thun kann."

Während dieser Unterhaltung war das Pferd versorgt worden, der Pastor zog nun aus dem Buggy ein Körbchen und überreichte es seiner Frau, indem er sagte: „Einen schönen Gruß von Schwester G. und da schicke sie dir Etwas in den Haushalt!"

„Ach, sieh' mal," sagte die junge Frau, nachdem sie das Körbchen geöffnet, „die schönsten Eier. Die Leute müssen dich sehr lieb haben, daß sie auch zu mir so gut sind."

„Ja," sagte Johannes, „und Schwester G. sagte, sobald sie in die Stadt komme, wolle sie dir auch eine Henne mit zwölf großen Küchlein bringen, so daß du bald deinen eigenen Geflügelstand haben wirst."

„Ist das nicht prächtig!" antwortete die junge Frau, dann fuhr sie lachend zu plaudern fort: „Wer hätte das gedacht, daß ich noch einen Geflügelhof haben werde. Wenn das meine Bekannten und Freundinnen in W. wüßten. Bis Mutter kommt, bin ich schon eine halbe Farmerin!" Hier fiel der jungen Frau das fertig gemachte Abendessen ein, darum brach sie ihr Geplauder plötzlich ab, und nöthigte ihren Gemahl in's Haus, wo sie ihn sogleich an die reich besetzte Tafel wies, um mit ihr das Abendessen einzunehmen.

Während des Essens berichtete der junge Gatte von seinen Pastoral-Besuchen und den Erfahrungen, die er dabei gemacht hatte.

„Ich bin froh und dankbar," meinte er zuletzt, „daß sich mir ein Weg geöffnet hat, unter den Deutschen zu arbeiten. Im Allgemeinen finde ich unter ihnen viel mehr Bekanntschaft mit Gottes Wort und mehr Ehrfurcht vor göttlichen Dingen, als unter der eingeborenen Bevölkerung. Wie mein Vater immer erzählt, müssen sie draußen strenge darauf sehen, daß Jedermann in der christlichen Religion gut unterrichtet werde. Nur Eines finde ich, das trotz Allem für das Werk Gottes ein großes Hinderniß zu sein scheint. Sie sind sehr selbstgerecht. — Weil sie getauft und konfirmirt sind, so meinen sie, an ihrem Christenthum könne Niemand einen Zweifel hegen, besonders wenn sie sich dabei noch zur Kirche halten und auch nur halbwegs sich ordentlich aufführen. Manche nehmen es geradezu übel, wenn Jemand anderer Meinung ist. Es hält so schwer, die Leute zu überzeugen, daß Wissen und innere Erfahrung zwei ganz verschiedene Dinge sind, und daß man das Erstere haben kann, während das Herz in der That dennoch ferne ist von Gott."

„Ja," meinte lächelnd die junge Frau, „du weißt, wie reichlich ich diese Erfahrung auch zu Hause machen mußte. Indessen, wenn sie erst einmal zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, dann ist auch ein Verlaß auf sie."

„Ja," sagte der junge Gatte, „gerade an den Deinen hat Gott ein großes Wunder gethan, und darf uns dieses auch stets neuen Muth und neue Hoffnung geben, daß auch unsere Arbeit unter ihnen nicht vergeblich sein wird. Wir haben auch hier in unserer Gemeinde kräftig bekehrte Seelen und liebe Kinder Gottes und auch hinsichtlich der Uebrigen wird es sich zeigen, daß das Wort des Herrn nicht leer zurück kommt."

Das Gespräch der beiden Gatten wurde hier durch den Eintritt eines älteren, ehrwürdig aussehenden Mannes unterbrochen, den die junge Frau freundlich willkommen hieß und der vom Pastor mit großer Zuvorkommenheit behandelt wurde. Es war einer der Vorsteher der Gemeinde, auf den der Pastor, um seiner gediegenen Erkenntniß und seiner nüchternen Anschauungen willen, große Stücke hielt. Nachdem er seinem Vergnügen über das gute Aussehen Minas Ausdruck gegeben, waren sie bald in ein anziehendes Gespräch über die Aussichten des Werkes Gottes in der Gegend im Allgemeinen vertieft.

* * *

Unsere aufmerksamen Leser werden das junge Paar im Pfarrhause zu L. längst erkannt haben.

— Ja, unsere Mina ist wohlbestellte Pfarrfrau im Westen geworden; mitten in einer fast ausschließlich von Deutschen besiedelten Gegend. Und wenn ihr auch erst das Leben auf dem Lande etwas einsam erschien, so denkt sie doch, daß ihr Loos auf's lieblichste gefallen ist. Ihr Johannes ist ein aufmerksamer, liebevoller Gatte und ein frommer und eifriger Seelsorger, dem der Herr bald die Herzen der anvertrauten Gemeinde gab. Beide sind auf das Innigste in dem Einen und Höchsten verbunden:

„Ihm zu leben, Ihm zu sterben;
Auszuzieh'n und für Ihn
Seelen anzuwerben!"

Aber wie das Alles so gekommen ist! Was die Eltern zu dieser ihnen etwas unerwarteten Verbindung sagten. Wie sich die weiteren Schicksale der in unserer Erzählung angeführten Familien gestaltet haben? Das möchten Viele ohne Zweifel noch erfahren.

Nun, die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Wann sie es jemals wird, wer kann es sagen! So lange Familien sich entwickeln und stets weiter ausbreiten, so werden sie auch stets neue Geschichte machen. Aber die Lücke, welche in unserer Erzählung zwischen dem zuletzt berichteten traurigen Ereignisse und dem idyllischen Bilde im Anfange unseres Schlußkapitels liegt, mag ein Auszug aus Minas Tagebuch vollends ausfüllen:

17. Oktober 18—.

„Endlich in unserem eigenen Daheim angelangt! Es ist ein eigenthümliches Gefühl, seinen eigenen Hausstand anzufangen. Johannes sagte, er habe sich schon lange darnach gesehnt. Nun, ihm kann man es nicht übel nehmen; als einzeln stehender Mann einer Gemeinde vorzustehen, ist keine Kleinigkeit, und die Leute scheinen auch sehr zufrieden, daß er sich eine Lebensgefährtin angeschafft hat, wenn es auch nicht eine solche aus ihrer eigenen Mitte war.

Wie doch Alles so wunderbar sich gefügt hat. Und ich bin nun so weit von Eltern und Geschwistern entfernt. Freilich ließen sie mich ungerne ziehen; aber da es Johannes für seine Pflicht hielt, seine Kräfte den zahlreichen Deutschen zu widmen, welche der stets anschwellende Strom der Einwanderung nach dem fernen Westen sendet, so wollten sie nicht länger dagegen sein, und machten blos zur Bedingung, daß wir nicht gleich an die äußersten Grenzen ziehen sollten. So hat sich denn hier eine passende Stelle gefunden, und da manche frische Ansiedler sich in der Gegend niedergelassen haben, so hat er hinreichend Gelegenheit, seine Lieblingspläne in Ausführung zu bringen.

Wie aber Alles so gekommen ist! — Ich habe so lange nicht mehr in mein Tagebuch geschrieben, und jetzt, da Johannes oft von Hause abwesend ist, will ich die Gelegenheit benutzen und die entstandenen Lücken ausfüllen, besonders da nun ein ganz neuer Abschnitt meines Lebens begonnen hat.

Ach, welch ein schrecklicher Schlag war es, als die traurigen Ueberreste Cousin Harry's aufgefunden wurden. Ich habe Onkel Hermann seit der Zeit nie wieder fröhlich gesehen. Er kam oft zu uns, um Trost zu suchen, und Gott Lob, er fand den einzigen Trost, der für ihn vorhanden war, den Frieden Gottes für seine Seele, der da höher ist, denn alle Vernunft. Wie er vorher von seinem Unglauben kein Hehl gemacht hatte, so trat er auch jetzt mit einem offenen Bekenntnisse des Herrn unter seinen Freunden und Bekannten auf. Oft erntete er davon Spott und Hohn, aber er wußte diesen Spöttereien in einer Weise zu begegnen, welche dieselben bald zum Schweigen brachte, und Mancher, der erst gespottet, gestand ihm später ein, daß er am Ende doch Recht haben möchte. Ob der von ihm ausgestreute Same in diesen freigeistigen Kreisen noch lebendige Früchte trägt, wer kann es wissen! Wir hoffen es; schon Mancher hat unter der Spöttermiene nur die Unruhe seines Herzens verborgen und ist schließlich doch zu einem ernstlichen Forscher nach der Wahrheit geworden.

Die Seinen ergaben sich Alle dem Herrn zum Eigenthum. Die stille, schüchterne Tante wurde noch eine freudige Bekennerin des Namens des Herrn Jesu. Ned hat sich gleichfalls der Kirche angeschlossen. Er hat überhaupt einen viel ernsteren und festeren Charakter, als der arme Harry und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. — Aber das stille Leiden Onkels über seinen verlorenen Sohn brach endlich selbst seine scheinbar eiserne Constitution. Seine Gesundheit fing an zu wanken und das Nervenfieber raffte ihn schnell hinweg. Vorigen Herbst haben wir ihn zur Ruhe gebettet. Vater sieht mit Ned zu seinem Geschäfte und Tante ist die meiste Zeit bei uns.

Zu Hause hat sich Alles auf's schönste geordnet. Von Bällen und Theatern, die mir einst so viele Kämpfe verursachten, ist keine Rede mehr. Vater geht zur Kirche, dazu ist er bei mehreren wohlthätigen Unternehmungen so stark betheiligt, daß seine freie Zeit mit Werken der Liebe vollauf in Anspruch genommen ist. Dazu hat er noch Onkels Geschäft zu leiten. Es wäre ihm dieses kaum möglich, wenn Ned sich nicht weit über seine Jahre den Umständen gewachsen erweisen würde und Bruder Heinrich in Vaters eigenem Geschäfte eine so kräftige Stütze wäre, daß Vater gedenkt, ihn nächstens förmlich zum Theilhaber zu machen, besonders da Aussicht vorhanden ist, daß er bald sich einen eigenen Hausstand gründen wird. In der Kirche ist Heinrich ein angesehenes Mitglied und führt

eine Jugendklasse, die sich unter seiner Leitung des besten Gedeihens erfreut. Bruder Alfred ist gleichfalls ein eifriges Mitglied derselben. Vorläufig lernt er noch fleißig. Doch hat er Johannes anvertraut, daß er zu studiren wünsche und einstmals gleich ihm das Evangelium des Friedens zu verkündigen hoffe. Der Herr mag auch dieses versehen.

Emilie, unser einstiger, kleiner Wildfang, ist nun recht groß und gesetzt. Sie hat ihr Herz frühe dem Herrn gegeben und nimmt jetzt ohne Zweifel zu Hause meine Stelle ein.

Letzten Sommer waren wir drei Monate in Ocean Grove. Es gelang uns, ein eigenes Häuschen für uns zu miethen. O, es war eine herrliche Zeit. Vater, Brüder und Ned brachten alle ihre freie Zeit bei uns zu. Zahlreiche Bekannte kamen zu uns und für mich war diese Zeit eine besondere Segenszeit.

Gleich zu Anfang kam auch Cousin Johannes und er sah aus, als ob er etwas Besonderes auf seinem Herzen hätte. Und das hatte er auch.

Gleich bei unserm ersten Spaziergange am Strande sprach er von seiner Gemeinde und der Nothwendigkeit, eine Lebensgefährtin zu haben, (ich wäre gerne vor Scham davon gelaufen, aber er hielt mich fest) und wie er mich schon lange kenne und sein Herz mir immer zugeneigt gewesen sei und wie schön er es sich ausgemalt habe, mit mir für den Herrn zu arbeiten. Endlich kam die Frage, ob ich ihn lieben könne und ob ich sein Weib werden wollte? — Auf die erste Frage hätte ich gleich mit „Ja" antworten können — denn so lange ich ihn kenne, freute ich mich immer so sehr, ihn zu sehen und zu hören; aber besonders seit ich den Herrn suchte, war er mir der treueste Berather und ich fand immer eine solche Uebereinstimmung zwischen ihm und mir, als ob wir seit lange zusammen gehört hätten. Aber das konnte ich ihm in jenem Augenblicke doch nicht sagen und auch seine zweite Frage nicht gleich beantworten. In meiner Verwirrung wußte ich nichts Besseres zu sagen, als: „Was werden Vater und Mutter dazu sagen?" „Darf ich mit ihnen darüber reden?" fragte er gleich, und um nur loszukommen, sagte ich: „Ja, rede erst mit Vater und Mutter." Wir waren unterdessen wieder zu Hause angekommen und ich schlüpfte still in mein Zimmer und schüttete mein Herz vor dem Herrn aus und erst da fühlte ich so recht, wie theuer mir Johannes war und wie gerne ich ihm folgen würde. Aber ich übergab die Sache dem Herrn, der auch meiner Eltern Herz lenken konnte nach seinem Wohlgefallen.

Als Mutter in's Zimmer kam, umarmte und küßte sie mich zärtlich und sagte gerührt, während Freudenthränen in ihren Augen perlten: „Meine liebe, liebe Mina!" Endlich erzählte sie mir von Johannes Werbung und wie damit ihr ein lieber Wunsch erfüllt sei, denn „Johannes," sagte sie, „ist mir schon lange ein lieber Sohn geworden." Dann erzählte sie, wie Vater gesagt habe, wenn er sich doch einmal von mir trennen müßte, so wollte er mich am liebsten Johannes geben; wenn es nur nicht so weit weg wäre.—O, ich bin solcher Liebe gar nicht werth. Aber das ist ja auch die Güte meines Gottes, daß er mich Unwürdige mit den Beweisen seiner Güte und Liebe überschüttet.

Die Eltern drangen in Johannes, eine Stelle im Osten zu suchen. Allein er setzte ihnen die Gründe auseinander, die ihn für sein jetziges Arbeitsfeld bestimmten, so daß sie es für Unrecht hielten, dieses zur Bedingung der Erfüllung seiner Wünsche zu machen. Da wir kein Aufsehen auf dem Platze machen wollten, so begnügten wir uns mit einer stillen Verlobungsfeier, zu welcher nur die nächsten Freunde eingeladen wurden. Johannes blieb einen Monat bei uns. Es war eine Zeit heiliger Stille und seliger Freude. Welche Pläne und Entschlüsse für die Zukunft wurden da gefaßt. Gott gebe zu Allem fröhliches Gedeihen.

Johannes ging dann nach Hause, um Alles zu meinem Empfange einzurichten. Die paar Monate gingen schnell, schnell vorüber und als er wieder kam, feierten wir ein heiteres Hochzeitsfest, — bei welchem freilich die Thränen der Wehmuth nicht fehlten, indem wir der Hingegangenen gedachten, die wir so gerne zu Zeugen unseres Glückes gemacht hätten. — So schwer mir auch der Abschied aus dem lieben Elternhause wurde, so war er doch durch die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens versüßt, denn das mußte Johannes versprechen, daß ich den nächsten Sommer daheim zubringen sollte; auch gab er dieses Versprechen um so lieber, da er selbst hoffte, sich für längere Zeit am lieblichen Meeresstrande zu erholen, der mir selbst zur Geburtsstätte eines neuen Lebens geworden war.

Auf dem Wege nach unserer neuen Heimath führte mich Johannes auf eine Woche in sein elterliches Haus. O welch eine Freude, seinen ehrwürdigen Vater, seine liebevolle Mutter und seine freundlichen Geschwister kennen zu lernen. Mit Thränen der Freude umarmten mich Alle und bei'm Abendgebet flehte der Vater so inbrünstig um Segen und Heil für mich und für unsern jungen Hausstand, daß ich ganz davon überwältigt wurde. Kein Wunder, daß Johannes so ein tüchtiger Mann geworden ist. — Ich weiß, daß ich an ihnen Vater und Mutter haben werde, auch wohnen sie nicht so weit entfernt, daß wir nicht öfters bei ihnen einen Besuch machen könnten.

Im Frühling aber kommt Mutter und Schwester Emilie, um uns in unserer neuen Heimath

aufzusuchen. Wie ich mich darauf freue. Emilie schreibt mir jede Woche und ich vernehme Alles, was im Kreise meiner Bekannten vorgeht. Ob es immer so bleiben wird?

Johannes meint, das sei nicht wahrscheinlich. Ich werde mich mehr und mehr hier angewöhnen, neue Bekannte und neue Pflichten werden mich in Anspruch nehmen, dann werde der Verkehr weniger lebhaft werden, aber die Liebe werde bleiben. — Ich kann mir das kaum vorstellen! Aber gewiß, die Liebe bleibt. Welches auch die Wege sein mögen, die wir zu gehen haben, oder die Erfahrungen, die wir machen müssen; die Liebe bleibt. Erst die ewige, göttliche Liebe zu uns, dann unsere Liebe zum Herrn, und durch diese Liebe geheiligt, die Liebe zu all den Unsrigen, zu allen Freunden und Bekannten, und endlich die Liebe zu allen Menschen; — und die Liebe ist das Größeste!

Ende.

Verleumdung.

„Du sollst falscher Anklage nicht glauben, daß du einem Gottlosen Beistand thust, und ein falscher Zeuge seist." 2 Mose 23, 1.

„Sei ferne von falschen Sachen." 2 Mose 23, 7.

Der „Boston Weekly Advertiser" sagt: „Wir haben oft das Räthsel gehört: Wer ist die Mutter der Küchlein, die Henne, welche die Eier legt, oder die Henne, welche sie ausbrütet? Und nun ist es befriedigend, eine gerichtliche Entscheidung über diese heikle Frage landwirthschaftlicher Billigkeit zu haben. Ein Einwohner von West Stratford, Conn., hatte eine Henne von einer besondern Gattung, die sich auf des Nachbarn Grundstück verirrte und dort ein Nest voll Eier legte. Eine andere Henne, die dem Eigenthümer des Landes gehörte, nahm das Nest in Besitz und brütete die Eier aus. Da geriethen beide Nachbarn in einen Streit über die Küchlein. No. 2 verkaufte dieselben an einen dritten, No. 1 verschaffte sich einen Einlösungsbefehl, und die Sache kam vor einigen Tagen zur Verhandlung, mit einem geschickten Advokaten und vielen Zeugen. Das Gericht entschied, die Henne, welche die Eier ausgebrütet, sei die rechtmäßige Mutter und wies die Klage auf Einlösung ab."

„Es mag als ebenso festgestellt von dem Gerichtshof des gesunden Menschenverstandes betrachtet werden, daß eine Person, die eine verleumderische Geschichte wiedererzählt, ebenso sehr die Mutter derselben ist, als der erste Erfinder— die Ausbrüterin ist so schlecht wie die Legerin, wenn nicht schlechter.

Der, welcher zuerst die Lüge schmiedet, ist sicher schuldig· aber wenig oder gar kein Schaden würde aus seiner That entstehen, wenn es nicht Personen gäbe, die willig wären, seine Verleumdung zu hören und zu glauben. Und selbst dann wäre das Unglück gering, wenn nicht bereite Zungen da wären, um die Geschichte von Ort zu Ort zu tragen und so das Uebel zu verbreiten. Wenn es wahr ist, daß der Hehler so schlimm ist wie der Stehler, so ist der, welcher eine Lüge glaubt, ebenso schuldig, wie der, welcher sie ausspricht; wie viel mehr ist denn der ein Mitschuldiger an dem Verbrechen, welcher die Lüge wiederholt und in Umlauf setzt. Und doch wird dies sehr gedankenlos gethan, und wenn die Verleumdung widerlegt ist, so bereuen die Menschen selten, sie wiedererzählt zu haben, obgleich dies eine Sünde ist, die sie vor dem Richter aller zu verantworten haben werden.

Wenn ich auch den Dolch nicht gemacht habe, so bin ich doch des Mordes schuldig, wenn ich einen Menschen damit ersteche; wenn ich nicht die Anklage erdacht habe, so bin ich doch ein Theilnehmer an dem Verbrechen, wenn ich dem Rufe meines Nächsten schade, indem ich sie wiederhole. Um uns zu hüten, daß wir nicht in dieses Uebel fallen, ist es das Sicherste, sehr ungläubig in Betreff aller bösen Gerüchte zu sein und unter keinen Umständen sie selber umherzutragen. Es giebt Hunde, deren Vergnügen es ist, allerlei Dinge herbeizuholen und zu tragen, aber es ist nicht nöthig, daß wir uns zu diesen herabwürdigen, indem wir eine solche Aufnahme übernehmen.

Plautus wollte die Erzähler und die Hörer von Verleumdungen gleichmäßig durch Aufhängen bestraft haben, die einen bei der Zunge und die andern bei den Ohren. Wir würden bald Mangel an Holz zu Galgen haben, wenn dieses witzige Urtheil ausgeführt würde, aber es thut nicht nöthig, daß sich irgend einer von uns das Recht erwirbt, in dieser Gesellschaft zu baumeln. Wenn Telephone und Mikrophone noch weiter ausgebildet werden, so werden wir genug Hören und Wiederhören haben, und es wird weise sein, daß wir uns der Taubheit befleißen, wenn andere schwatzen. Es würde wenig verloren sein, wenn wir alle unsere Vokale in stumme Buchstaben wandelten und unser Tischgespräch mit einem Punkt schlössen.

Das nächste Mal, wenn die schwarze Henne ein Ei legt, laßt sie selbst darauf sitzen und ihre eigenen Küchlein ausbrüten. Kein vernünftiges Wesen wünscht, Stiefvater einer Lüge zu sein, oder als Katzenpfote des Teufels zu dienen, wenn es ihm gefällt, gute Menschen im Feuer der Verleumdung zu rösten. Der Ausrufer in der Stadt London hat ein ehrenvolles Amt, aber der allgemeine Ausrufer für die Stadt der Lüge

zu sein, ist nicht wünschenswerth; diese Arbeit kommt im Range gleich nach der des gewöhnlichen Angebers." (Nachbar.)

„Beten säumet nicht."

Graf Alexander von Württemberg befand sich einmal in dem bekannten und oft genannten Badeort Leuk in Wallis, einem der herrlichsten Kantone der Schweiz mit schroffen Bergen und tief eingeschnittenen Thälern. Gerade über den Bädern von Leuk erheben sich gewaltige, fast senkrecht aufsteigende Felswände. Einen solchen Alpengipfel wollte Graf Alexander in Begleitung eines Führers erklimmen. Schon waren sie hoch oben, als der Begleiter einer kleinen Kapelle zudrängte. Der Graf erwartet nach dem Verhalten desselben ein besonderes Kunstwerk in der Kapelle zu finden, erblickt aber statt dessen nur ein ganz einfaches Marienbild. „Das ist das wahre Gnadenreich!" ruft ihm der Mann in tiefer Andacht und hohem Ernste zu. Der Graf war tief gerührt von dem innigen Glauben des Alten; die feierliche Stille rings umher und die gottesdienstliche Stätte bringen auch ihn in's Nachdenken, und er sagt sich selbst: „Wie viel schöner ist das schlichte Kirchlein, als all' die Pracht zu Mailand und in andern hohen und vielgerühmten Domen der Christenheit! Dort die schwarzen und gestickten Decken, hier der Teppich von glänzendem Schnee und grünenden Blumen. Fürwahr, noch eine schönere Wölbung und ein höherer Baumeister! Dort die trübe Ampel, hier die Sonne als Leuchte!" Während seine Gedanken sich so fortspinnen, betet der Führer. Es wird lange, und der Graf klettert hinter der Kapelle bis zur Kuppe des Felsens empor und wartet und wartet . . . Der Führer kommt noch immer nicht. Der Graf wird allmählig ungeduldig und sagt vor sich hin: „Jetzt zähl' ich noch bis hundert, dann rufe ich ihn. — Doch nein, er mag noch weiter beten!" Er zählt noch einmal hundert und wartet wieder fünf Minuten. — — Auf einmal athmet er schwer. Es wird ihm schwarz vor den Augen; wie von Millionen Donnern oder Kanonenschüssen knallt es ihm vor den Ohren, und Lawinen sieht er stürzen. Er selbst bleibt unversehrt. Von einem nahen Berge war eine häuserhohe Felswand auf den angrenzenden Gletscher gestürzt. Das war aber eben derselbe, über welchen sie jetzt hatten ziehen wollen. „Denkt euch" — so schloß der Graf seinen Freunden gegenüber die Erzählung — „denkt euch einen senkrechten Felsen wie den Straßburger Münster, und diesen niederfallend auf einen hohen Gletscher; dann könnt ihr euch ungefähr den Knall vorstellen. Ich fühlte mit einem Mal einen Schlag auf die Schulter. Erschrocken schaue ich um. Es ist mein Führer. Und jetzt deutete der Mann hinab auf die Kapelle, wo er kaum noch gestanden und sagte wieder: „Das ist das wahre Gnadenreich!" — Und wirklich, hätte er einige Minuten kürzer gebetet, oder ich ihn früher abgerufen, so wären wir schon auf dem Gletscher gewandelt und dann sicher verloren gewesen. (Nachbar.)

Sechs müssen's sein.

Der Superintendent B. in U. saß eines Tages an seinem Pulte und schrieb. Da trat zu ihm eine alte gläubige Wittwe herein und schüttete vor ihm ihr Herz aus. „Sie wissen," sagte sie, aber in plattdeutscher Sprache, „daß ich lange krank gewesen bin und nichts habe verdienen können. Nun soll ich sechs Thaler Miethe bezahlen, habe aber nichts. Was zu thun? Ich habe meinen lieben Herrn Jesum gebeten, Er möchte mir sechs Thaler schenken und Er hat auch ja gesagt." „Ei," sagte der Superintendent, „wie du?" „Ja," versetzte sie, „Er hat gesagt: 'Was ihr bittet in meinem Namen, das will ich thun.' Ich habe ihn in seinem Namen, im Glauben an sein Verdienst gebeten und da kann's ja nicht ausbleiben. Nun wollte ich Sie bitten, daß Sie an die Regierung schreiben, damit ich das Geld bekomme." „Ja," sagte der Superintendent, „wie kann ich das thun? Die Regierung kann nicht jedem, der Geld braucht, etwas schicken." „O," entgegnete sie, „es bekommt ja doch so manche Küsterfrau eine Unterstützung. Was ich Ihnen sage, schreiben Sie nur; ich bekomme schon auch etwas." „Du bist aber keine Küsterfrau," sagte der Superintendent, „deren Mann ein Amt bekleidet hat." „Thut nichts," versetzte sie, „schreiben Sie nur." Keine Widerrede half. Der liebe Mann konnte die Frau nicht anders los werden, er nahm ein Protokoll auf, schrieb einfach was sie gesagt, erklärte, daß er sie nicht hätte los werden können, und bat für sie um fünf Thaler, nicht daran gedenkend, daß sie sechs gesagt hatte. Er liest ihr das Schreiben vor und fragt: „Ist's so gut?" „Ne!" sagte sie, „ses möten't sinn, Herr Superintendent." „Ach," versetzte er, „das habe ich versehen, abändern kann ich es nicht und zum noch einmal Schreiben habe ich keine Zeit. Bestehst du auf deinem Kopf, daß ich habe schreiben müssen, so will ich auch auf meinem Kopf bestehen

und stehen lassen was ich geschrieben habe." „Nu," erwiderte sie, „ses krieg't doch!" lacht freundlich und geht. In der Woche ist eine Erbauungsstunde in der Kirche. Die Alte sitzt, wie immer, andächtig an ihrem alten Platze vor der Kanzel. Nach der Erbauung tritt sie zu dem Superintendenten heran und fragt ihn heimlich: „Ist't schon da?" Sie erhält eine verneinende Antwort. Aber bald darauf empfängt der Superintendent ein Schreiben von der Regierung und liest zu seiner Verwunderung auf der Adresse: „Hierin sechs Thaler Kassenanweisungen." Er öffnet und findet richtig sechs Thaler. „Auf Ihren Antrag," heißt es in dem Schreiben, „bewilligen wir ein für allemal der armen Wittwe sechs Thaler Unterstützung." Wunderbarer Herr, denkt er, wie erhörst du doch so pünktlich deiner Gläubigen einfältige Gebete! Du mußt doch den Glauben der Frau noch ein wenig prüfen, denkt er weiter. Als sie kommt und fragt: „Ist't schon da?" antwortet er: „Ja!" langt fünf Thaler heraus und legt sie hin. „Ei," sagt sie, „Herr Superintendent, ses möten't sinn, rücken's man rut." Und er muß ihr nun den sechsten Thaler auch geben. Nicht wahr, fuhr der erzählende Pastor fort, das ist eine prächtige Geschichte. Sie ist aber noch nicht aus.

Ein Prediger in Pommern dachte auch, als er die Geschichte in diesem Frühjahr hörte: Das ist ja köstlich. Ist der Herr so freundlich, erhört er also Gebete, so darfst du dich ja auch nur in deiner Noth an ihn wenden. Er brauchte nämlich gerade 1000 Thaler, nicht für sich, sondern für eine verwandte Familie, die sich in der größten Noth befand. Er bat den lieben Jesum, da er gar nichts hatte, er möchte ihm doch 1000 Thaler für diese Familie schenken. Der treue Herr gab ihm in's Herz, daß er ein Sendschreiben anfertigen sollte an barmherzige Samariter. Darin war in aller Einfalt die Noth der besagten Familie geschildert und gebeten, wer 5 oder 10 Thaler hätte, der möchte sie hergeben und sollte sie, falls der Herr einmal so weit helfe, auch wieder haben; das Geld müsse aber, wenn der Familie geholfen sein sollte, in zwei Monaten zusammen sein. Er schickte dies Sendschreiben an einige Freunde und ließ es durch sie von Hand zu Hand weiter schicken. Da kamen bald Briefe von Ost, West und Süd mit 5, 10, 50 Thaler, und als ein Monat zu Ende war, waren 500 Thaler zusammen, denn Silber und Gold ist des Herrn, und er lenkt die Herzen, wie die Wasserbäche. Aber da kam eine Zeitlang auch kein Deut mehr. „Mutter!" sagte der Prediger zagend zu seiner Frau, „nun ist's wohl zu Ende;" aber sie erinnerte: „Vater! ses möten't sinn!" und gleich hatte er wieder guten Muth. Als der zweite Monat zu Ende war, waren die erbetenen 1000 Thaler zusammen und der armen Familie war geholfen. Wie das aber den Prediger in den Staub gebeugt vor dem theuern Herrn Jesus, fügte er hinzu, wie im Glauben gestärkt hat, das bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

„Zu Jesu hin, vertrau auf Ihn,
Er ist der Mann, der helfen kann,
Sein Herz ist voll Erbarmen
Mit allen geistlich Armen,
Und was sie gläubig flehen,
Das läßt Er auch geschehen."

Christian Fürchtegott Gellert's Testament.

Ich habe mir angelegen sein lassen, bekennt Gellert in seinem Testament, das Beste zu lesen, was die Klügsten und Vernünftigsten unter den alten Weisen von Gott, Religion und Tugend, von den Mitteln zur Ruhe und Zufriedenheit und dem höchsten Gute des Menschen gelehrt haben. Ich bezeuge auf mein Gewissen, daß alle ihre Weisheit gegen den Unterricht der Offenbarung gehalten, Schatten und Ungewißheit, höchstens ein dunkler Schimmer, öfters aber Finsterniß, Thorheit, Aberglaube und Unsinn ist. — Ich habe fünfzig Jahre gelebt und mannigfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet. Ich habe nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in Leiden gefunden, als bei der Quelle der Offenbarung. Dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. — Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen. Ich habe es erfahren, daß nichts, nichts ohne Ausnahme, als die göttliche Kraft des Christenthums die Schrecken des Todes besiegen hilft; daß nichts, als der Glaube an unsern Heiland und Erlöser den bangen Geist bei dem entscheidenden Schritt in die Ewigkeit stärken, und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann. Dieses bezeuge ich, als vor Gott!

Eins ist Noth! wer hat dies Eine?
Der allein, der Jesum hat.
Jesum haben, macht alleine
Selig, fröhlich, ruhig, satt.
Wer Jesum erwählet, hat Alles erkoren;
Wer Jesum verlieret, hat Alles verloren.
Doch findet ihn wieder, wer suchet mit Fleiß.
Und wer Ihn behält, der behält auch den Preis.

Recht muß doch Recht bleiben.

III. Das wiedergefundene Testament.

Ein Geschichtsbild aus der Zeit der deutschen Schmach und Erhebung.

Für Haus und Herd von Paul Eugen.

Erstes Kapitel.

Die Flucht aus Paris.

Es war der Winter des Jahres 1793 bis 94 und der Himmel deckte mit seinem weichen, weißen Leichentuche die blutigen Spuren, welche Paris tagtäglich aufzuweisen hatte. Der Abend war finster und die spärliche Beleuchtung nicht im Stande die herrschende Dunkelheit zu verdrängen. Die unfreundliche Witterung mochte schuld daran sein, daß das sonst so belebte Stadtviertel an diesem Abend öde und ausgestorben da lag. Aus weiter Ferne ließ sich dagegen von Zeit zu Zeit der widerliche Lärm heiserer Männer- und Frauenstimmen vernehmen; und gar manches Herz zitterte und bebte bei diesen Tönen, die an das Gebrüll wilder Thiere mahnten, wenn sie nach Blut lechzen.

Selbst ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren vermochte sich des Schauderns nicht zu erwehren und zog sich scheu von dem Fenster der kleinen Stube zurück, welche er im vierten Stockwerke eines bescheidenen Hauses bewohnte.

„Wehe mir,“ dachte er seufzend bei sich, „wenn ich einem dieser Pöbelhaufen in die Hände falle!“

Der junge Mann, welcher seit fünf Jahren in Paris verweilte und das Kunsthandwerk eines Bildschnitzers betrieb, kannte die Schrecken der Revolution aus eigener Anschauung; hatte er ja doch den stürmischen Scenen in der Nationalversammlung beigewohnt und Zeuge der rohen Behandlung sein müssen, die dem schwachen König Ludwig XVI. von seinem Volke zu Theil geworden war. Seit jenem Tage der Erniedrigung gingen die Wellen der Empörung aber noch um Vieles höher. Den Anblick blutiger Scenen, wie sie sich jetzt täglich in Paris abzuspielen pflegten, vermochte der junge Bildschnitzer nicht länger mehr zu ertragen, und er ging daher mit dem Entschlusse um, das an Henkern reiche Paris zu verlassen und nach seiner österreichischen Heimath zurückzukehren.

Der Lärm in der Ferne war jetzt verstummt, und der Bewohner des kleinen Zimmers wandte seine Aufmerksamkeit der aufgehenden Thüre zu, durch welche Madame Meunier, sein Wirthin, eintrat.

„Es wird Zeit, daß Ihr Euch auf den Weg macht,“ begann die hagere Wittwe, „neun Uhr ist vorüber, und ehe Ihr die Rue Royale erreicht, können wir um eine Stunde älter sein.“

Der junge Mann blickte unschlüssig vor sich hin, Madame Meunier bemerkte es und fuhr daher in ihrer Rede fort:

„Ihr werdet doch nicht wieder wankend geworden sein und Euer gegebenes Wort als Ehrenmann auch halten?“

Der Zimmerherr wich dem vorwurfsvollen Blicke seiner Wirthin aus, holte tief Athem und entgegnete: „Es ist unrecht, daß Marion nicht auf meine Rückkehr gewartet hat; sie würde mich dann leicht durch Beantwortung einiger Fragen von der Unruhe befreit haben, welche die geheimnißvolle Geschichte in mir erzeugt.“

„Ei was,“ fiel Madame Meunier im Tone gutmüthigen Scheltens ein, „meine Schwester Marion ist kein Waschweib, das jedes Geheimniß weiter klatscht. Von ihr würdet Ihr keine Silbe mehr erfahren haben.“

„Ihr dagegen scheint um Marion's Geheimniß zu wissen,“ meinte der junge Mann und machte einen schwachen Versuch, in den Mienen der Wirthin zu lesen. Dieselben blieben jedoch unverändert und in herbem Tone gab sie zurück: „Nein! Ich wiederhole Euch, daß ich nichts weiß, als was ich Euch bereits mitgetheilt habe. Marion erfuhr vor ein paar Tagen von mir, daß Ihr Paris verlassen und nach Oesterreich zurückkehren wolltet. Heute kam sie in der Dämmerungsstunde mit verweinten Augen zu mir und beschwor mich, Euch zu vermögen, schon diese Nacht, um eines barmherzigen Werkes willen, die bluttriefende Hauptstadt zu verlassen. Solltet Ihr wirklich ein so guter, edler Mensch sein, wie Marion ihn bisher in Euch vermuthet, so erwartet sie Euch gegen zehn Uhr im Palais Bruneville. Alles Weitere sollt Ihr dort erfahren.“

„Nun wohlan,“ rief der junge Mann nach einer Weile kurz entschlossen, „so will ich es wagen! Besser noch heute dem falschen Paris den Rücken zugewandt, als morgen, wo es vielleicht schon zu spät ist. Meine wenigen Habseligkeiten sind bald gepackt.“ „Wollt Ihr nicht das Nothwendigste gleich mit Euch nehmen?“ gab die Wirthin zu bedenken. „Wer weiß, ob Euch noch so viel Zeit übrig bleibt, um hieher zurückzukehren.“

Der Zimmerherr nickte beistimmend und stand bald nachher reisefertig da. Madame Meunier trat jetzt auf ihn zu, ergriff seine Rechte und sagte mit bewegter Stimme: „Gott gebe Euch seinen Segen und lasse Euch glücklich die Heimath erreichen!“ Von diesem Wunsche begleitet trat der Bildschnitzer seinen Weg an, der ihn in die Rue Royale führte, wo er im tiefen Schatten

des Palais Bruneville verschwand. Längs der ausgedehnten Front des alterthümlichen Gebäudes, das sonst am Abend glänzend beleuchtet zu sein pflegte, brannte heute nicht eine einzige Laterne, und so glich es in seinen Umrissen, welche sich am Nachthimmel abhoben, einem schwarzen Riesensarge. Selbst der steinerne Vorbau, unter welchem die vorfahrenden Equipagen zu halten pflegten, lag heute in Finsterniß gehüllt da, und nur im Portierstübchen, das sich unmittelbar neben dem Eingange befand, brannte ein einsames Licht. Der Portier, ein im Dienste seiner Herrschaft ergrauter Diener, begrüßte freundlich den Ankömmling und führte ihn sofort die mit dicken Teppichen geschmückte Treppe empor. In einem der weiten Gänge öffnete der Alte eine Zimmerthür und ersuchte den fremden jungen Mann in dem Gemach die Herrschaft zu erwarten.

Als sich der Bildschnitzer allein befand, stürmten die Gefühle der Angst, der bangen Erwartung und Neugierde durch seine Brust. Zunächst lauschte er nach den wilden Tönen, die er draußen vernommen, doch nichts unterbrach die im Palais herrschende Stille. Jetzt erst faßte er sich ein Herz und sah sich in dem eleganten Gemache schüchtern um. Die schwarzgekleidete Frauengestalt, welche jetzt die Vorhänge der dem Eingang gegenüberliegenden Thür auseinander schob, paßte jedoch nicht zu dem Glanz des Gemachs, vielmehr vereinigte sich die ernste Farbe ihres Gewandes, sowie die tiefe Trauer ihrer Gesichtszüge zu einem ernsten, fast düsteren und trüben Bilde. Mit einer Handbewegung lud sie den Gast ein Platz zu nehmen. Erst jetzt, wo der Lichtschein der Ampel auf das Antlitz der Marquise fiel, erkannte der Bildschnitzer die außerordentliche Schönheit der noch jugendlichen Frau.

„Durch Marion erfuhr ich, daß Sie ein Landsmann von mir sind," begann sie mit ihrer melodischen Stimme. „Zu dienen," lautete die Antwort des Gastes, der Angesichts der schönen Herrin des Hauses ungemein verlegen geworden war, „Oesterreich ist mein Vaterland — eigentlich Böhmen ... doch bin ich nicht dort geboren."

Ein kaum sichtbares Lächeln huschte über die trüben Gesichtszüge der Marquise, dann fuhr sie fort: „Sie sind mir als Landsmann doppelt willkommen und ich beneide Sie, daß Sie nach dem schönen Oesterreich zurückkehren dürfen."

„Könnten Ew. Gnaden das nicht auch?" fragte der Bildschnitzer bescheiden. Die Marquise schüttelte traurig das schöne Haupt und ihre tiefblauen Augen kämpften sichtlich mit Thränen, mühsam faßte sie sich und nahm das Gespräch wieder auf.

„Sie nennen sich Edelbeck? ... Sind Sie vielleicht ein Abkömmling des adeligen Geschlechtes, das in Oberösterreich sein Stammschloß hat?"

„Ich ... ich glaube nicht," stotterte der junge Mann, „denn mein Vater stammt aus Böhmen, woselbst mein Großvater Stadtpfeifer war." Die Dame warf plötzlich einen Blick auf die Uhr, die seitwärts auf einem prachtvollen Marmorkaminsims stand, und rief: „Die Zeit entflieht und Eile thut noth ... Ist Ihnen der Zweck Ihres Besuches hier bekannt?" wandte sie sich plötzlich dem Gaste wieder zu. Derselbe verneinte und theilte der Marquise das Wenige mit, was er von Madame Meunier erfahren. „Ja, ja," rief die Herrin des Hauses in wärmerem Tone, „Marion ist eine treue, verschwiegene Dienerin. Durch sie erfuhr ich auch die Ehrlichkeit Ihres Charakters, Herr Edelbeck, und nachdem ich Sie persönlich näher kennen gelernt, hege auch ich die feste Zuversicht, daß ich Ihnen, dem Landsmanne, vertrauen darf und sicher sein kann, von Ihnen nicht verrathen zu werden."

Leopold Edelbeck starrte die vornehme Sprecherin zuerst erstaunt an, dann aber loderte mächtig die Flamme der Begeisterung für die vornehme Landsmännin in seiner Brust empor und er gelobte der Marquise unverbrüchliches Stillschweigen. „Ihrer Verschwiegenheit bin ich sicher," äußerte die Marquise, fügte aber gleich mit einem schweren Athemzuge hinzu: „Werde ich aber auch auf Ihre Hilfe rechnen können? Ich habe als eine der Gespielinnen der unglücklichen Königin Marie Antoinette eine freudenreiche Jugend verlebt und folgte gern ihrem Wunsche, als sie mich nach Versailles an ihren Hof berief. So ward ich der Heimath ungetreu, ja, brach gewissermaßen mit ihr, da ich dem Marquis Bruneville die Hand reichte. Auch in Frankreich lächelte mir die Sonne des Glücks, ich schenkte meinem Gatten vor zehn Jahren ein Töchterchen und die kleine Louison war unsere größte Freude."

Die Marquise bedeckte sich abermals die Augen und setzte erst nach längerer Pause ihre Mittheilung fort: „Aber ach! die wilden Stürme, welche seit vier Jahren in Paris wüthen und den Hof und uns zwangen, das schöne Versailles zu verlassen, brausten auch über unsere Häupter dahin. Erlassen Sie es mir, Ihnen alle die widrigen Scenen zu schildern, unter denen wir seitdem zu leiden gehabt. Umsonst beschwor ich die Königin, das frevelhafte Paris zu verlassen und mit mir nach Oesterreich zurückzukehren; der Stolz Marie Antoinette's gab dies nicht zu, bis schließlich doch die Flucht gewagt wurde, welche so überaus unglücklich endete. Trotz alledem glaubten wir nicht, daß die Entartung des französischen Volkes so weit gehen werde, selbst vor einem Königsmorde nicht zurückzuschrecken. Wir hatten uns verrechnet. Der Baum der Revolution mußte, wenn er gedeihen sollte, mit dem Blute

des Königs getränkt werden, und so fiel das Haupt des armen Ludwig. Nunmehr war der Anfang gemacht, und der Pöbel durfte sich zum Blutbad rüsten. Ich ahnte es, daß auch mein Gatte als letzter Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes angeklagt werden würde, — seit gestern schmachtet er im Kerker und bald wird auch er ihm zum Opfer fallen! Ich werde meinen Wittwenschmerz nicht lange zu ertragen haben," fuhr sie fort. „Von gut unterrichteter Seite weiß ich, daß die blutige Reihe auch an die Frauen der hingeschlachteten Opfer kommen wird, Marie Antoinette folgt alsbald dem Könige nach . . . und ich meinem Gatten. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode," fügte sie mit einer bittenden Bewegung gegen Edelbeck, der sie unterbrechen wollte, hinzu, „nur das Schicksal meiner Louison, meiner lieben, kleinen Louison bekümmert mich tief. Aehnlich wie ich, denkt auch die Königin, und unser heißester Wunsch gipfelt darin, daß wir unsere Kinder nach Oesterreich gerettet sehen, ehe auch für sie das fürchterliche Zuspät hereinbricht. Wo aber findet sich ein so treues, muthiges Herz, das ein solches Wagniß unternimmt?"

Die Marquise blickte bei diesen Worten den jungen Bildschnitzer so durchdringend an, als wollte sie in seiner Seele lesen. Er verstand den geheimen Sinn der Frage, es ward ihm nun klar, warum man ihn in das Palais Bruneville gerufen und er entgegnete mit fester, wennschon bewegter Stimme:

„Es ist schön von Marion, daß sie, Angesichts der Bedrohung ihres kleinen Pfleglings, an einen armen Burschen gedacht hat, in dessen Brust ein solches muthiges Herz schlägt. Hier ist meine Hand, Frau Marquise, ich strenge alle meine Kräfte an, die kleine Louison zu retten. Aber wie sollen wir aus dem Schloß und der Stadt entkommen?"

„Es ist Alles zur Flucht vorbereitet," fuhr die glückliche Mutter fort, „und obgleich das Palais von Polizeispionen bewacht wird, werden Sie mit meiner Louison dennoch glücklich entkommen. Marion soll Ihnen das Nähere mittheilen."

„Und die Kinder der Königin?" fragte Edelbeck in gespannter Erwartung. „Was geschieht mit diesen?"

„Noch haben wir den Plan zu ihrer Flucht aus dem Kerker nicht ersonnen," gab die Marquise bekümmert zurück, „doch hofft Marie Antoinette von ihrem kaiserlichen Neffen Franz, daß er rechtzeitig Hülfe senden wird. Die letzte Bitte, welche ich an Sie habe, mein junger Freund, geht dahin, einen Brief der unglücklichen Königin dem Kaiser von Oesterreich zu überbringen, damit er die entsetzliche Lage meiner schwergeprüften Freundin kennen lernt. Wollen Sie auch dies auf sich nehmen?"

Edelbeck bedachte sich keinen Augenblick, denn das Schicksal der königlichen Familie schnitt ihm gleichfalls tief in's Herz.

Die Thüre öffnete sich und herein trat Marion. „Hast du dem armen Kinde das Nöthigste mitgetheilt?" redete Frau von Bruneville die treue Dienerin an, welche stumm mit dem Kopfe nickte, da Thränen ihre Stimme erstickten. „So gehe ich jetzt zu meiner süßen Kleinen," erklärte die Marquise nach kurzer Pause. „Verständige inzwischen Herrn Edelbeck von unserm Plane und den dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln. Ich kehre bald mit Louison hieher zurück, denn die Zeit eilt und mit jeder Stunde wächst die Gefahr."

Nachdem die Herrin das Gemach verlassen, trat Marion auf den jungen Bildschnitzer zu, schüttelte ihm die Hand und sagte mit großer Herzlichkeit:

„Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht, Herr Leopold, Sie sind ein braver, guter Mensch, dem Gottes Lohn und Segen nicht ausbleiben wird." Sie theilte ihm hierauf in ausführlichster Weise die Maßregeln mit, welche zur Flucht der kleinen Louison getroffen waren und nach denen sich Edelbeck genau richten mußte.

„Auch Ihr Anzug bedarf einer Aenderung," schloß Marion, „Sie sehen noch immer zu viel nach einem Aristokraten aus" und mit diesen Worten schob sie ihn in ein kleines Nebengemach, wo alles Nöthige zu einer Verkleidung des jungen Mannes bereit lag. Marion wartete auf ihn im Zimmer der Marquise und zeigte sich mit dem Kleiderwechsel zufrieden. In der That konnte Edelbeck jetzt für einen ächten Republikaner gelten. Die Haare hatte er sich tief in die Stirne gekämmt und auf den Kopf eine rothe Jakobinermütze gestülpt, während um den Oberkörper in seinem dunkelgrünen Frack eine breite dreifarbige Binde geschlungen war. Eng anliegende Beinkleider und Kappenstiefel vollendeten den seltsamen Anzug.

Bald nach Edelbeck trat auch die Marquise in's Gemach, doch erstaunte Ersterer, als er an der Seite der schönen Frau einen Knaben, statt eines Mädchens erblickte. Der Irrthum löste sich indessen bald; die Marquise hatte, der größeren Bequemlichkeit wegen, ihr Töchterchen als Knaben verkleidet. Es war vorauszusehen, daß die Flucht bis an die Ostgrenze Frankreichs nicht ohne Hindernisse vor sich gehen werde, ja, es konnte sogar der Fall eintreten, daß die weibliche Kleidung Louison auf der Reise lästig, wohl gar verderblich ward. Frau von Bruneville händigte dem Bildschnitzer ein eisernes Kästchen ein und erklärte ihm leise, daß dasselbe Dokumente enthalte, welche für Louisons Zukunft von großer Wichtigkeit seien. „Ich ersuche Sie," schloß sie in innig bittendem Tone, „Kästchen und In-

halt meinem bei Wien lebenden Bruder, dem Grafen Auerstein, auszuliefern, an welchem mein armes Kind einen zweiten Vater finden wird."

Nach diesen Worten trat sie von Edelbeck zurück und nun erfolgte eine Abschiedsscene, welche auch dem jungen Bildschnitzer das Wasser in die Augen trieb. Die Kleine weinte, schmiegte sich immer von Neuem wieder an die Marquise und rief in herzzerreißendem Tone:

„Oh, Mama, liebe Mama, laß mich nicht von dir! Hast du mich denn gar nicht mehr lieb?"

„Meine Louison war stets ein braves Kind," begann jetzt Marion, sich gewaltsam fassend, „sie wird auch jetzt der armen Mama Freude bereiten und diesem Manne hier folgen, der ein lieber Freund von mir ist." Das Kind schüttelte das Köpfchen, den Hals der Mutter von Neuem umschlingend. „Die Mama kann ohne den Papa Paris nicht verlassen," sprach Marion weiter. „Dann warte ich, bis der Papa zurückkommt," erklärte Louison.

„Dadurch eben stürzest du deine gute Mama in ihr Verderben," rief die treue Marion mit ihrer letzten Kraft. „Folgst du nicht auf der Stelle hier meinem Freunde, so dringen die häßlichen Männer mit den rothen Mützen in das Palais, morden, sengen und rauben und führen die Mama für immer von dir fort. Dann siehst du sie niemals wieder —" Sie vermochte nicht weiterzureden, denn der Schmerz brach ihre Stimme. Den beabsichtigten Zweck aber hatte sie durch ihre Vorstellung erreicht. Louison blickte starr die Mutter an und brach dann in ein bitterliches Weinen aus. Die Angst, das Liebste auf der Welt zu verlieren, wenn sie sich noch länger dem Gebote widersetzte, ließ sie die Scheu, einem fremden Manne zu folgen, überwinden, und sie flüsterte: „Mama, ich will folgsam sein, — oh, laß dein kleines Mädchen nicht zu lange allein."

Die arme Mutter lächelte durch Thränen, noch einmal preßte sie ihren Liebling an sich und befahl ihn in brünstigem Gebet dem Schutze Gottes; dann übergab sie ihn Edelbeck, welcher auf einen Wink Marions schnell dem Ausgange zuschritt, um so rasch, als möglich, das Palais zu verlassen. Die in letzterem ein- und ausgehenden Personen wurden jedoch von den in der Nähe lauernden geheimen Polizisten scharf beobachtet und trotz der republikanischen Kleidung Edelbecks machten sie mit ihm keine Ausnahme. Glücklicherweise war man jedoch im Palais darauf gefaßt gewesen, und obwohl Edelbeck bemerkte, daß drei Polizisten ihm nachschlichen, blieb er doch ruhig und handelte seinen Instruktionen gemäß.

Etwa in der Mitte der Rue Royale standen mehrere Miethkutschen, von denen der Bildschnitzer eine anrief. Der Rosselenker kam mit seinem Gefähr sofort heran, Edelbeck nannte als das Ziel der Fahrt eine Straße in der innern Stadt und stieg hierauf mit Louison in die Kutsche. Währenddem waren die drei Polizisten herangekommen und wechselten mit dem Miethkutscher ein paar Blicke des Einverständnisses.

Nach einer langen Fahrt hielt der Wagen in einer Seitengasse vor einem alten, sehr baufällig aussehenden Hause. Edelbeck ersuchte den Kutscher, den Klopfer an der Hausthüre in Bewegung zu setzen. Bald ließen sich in dem innern Flur Schritte vernehmen und ein ältlicher Mann erschien, der große Aehnlichkeit mit dem Portier des Palais Bruneville hatte. Er spielte den Ueberraschten, seinen Schwiegersohn und Enkel — wie er Edelbeck und die kleine Louison bezeichnete — noch in so später Nachtstunde zu sehen, und eilte sodann mit dem verkleideten Mädchen über den Vorsaal einem Zimmer zu, dessen Thüre er halb offen ließ.

Edelbeck stand noch auf der Straße, um dem Miethkutscher den Fahrpreis zu zahlen, da er aber in der Dunkelheit damit nicht zurecht kommen konnte, so ersuchte er den Rosselenker, ihm in das offenstehende Zimmer des Erdgeschosses zu folgen. Der Kutscher nickte und begab sich, an der Seite Edelbecks, in das bezeichnete Gemach. Kaum hatte er jedoch die Schwelle desselben überschritten, als er sich hinterrücks gepackt und kräftig vorwärtsgestoßen fühlte. Gleichzeitig ward die offenstehende Thüre in's Schloß geworfen.

„Es geschieht dir nichts," raunte dem Gesesselten der greise Diener der Marquise zu, während zwei andere kräftige Männer, die als Gärtnergehülfen im Parke Bruneville's thätig gewesen, die Stricke noch fester anzogen. „Wir wollen nichts, als deinen Paß und deinen weiten Kutschermantel."

Die Brieftasche, in welcher der Kutscher das wichtige Dokument verwahrte, war bald gefunden und wanderte sammt dem Kleidungsstück sofort in Edelbecks Besitz. „So, und jetzt schleunigst fort," sagte der alte treue Diener zufriedengestellt, „denn bis morgen früh müßt Ihr schon weit von Paris sein."

Inzwischen hatte Edelbeck den Kutschermantel umgehangen, die Peitsche des Rosselenkers vom Boden aufgenommen, und den Bock bestiegen. Dann erfolgte ein kurzer Abschied und gleich nachher wurde das schmerzliche Weinen des im Wagen sitzenden Mädchens von dem Rollen der Räder übertönt.

Das gefährliche Unternehmen, zu welchem sich Edelbeck hatte gewinnen lassen, war nun vollständig im Gange und es galt jetzt Muth und und Besonnenheit zu zeigen, denn nur auf diese Weise vermochte er das Versprechen, welches er der Marquise in Betreff Louisons gegeben, ein-

zuhalten. Bald lag Paris, die Stätte der Schrecken, hinter den Reisenden. Der mitgenommene Paß hatte bei'm Passiren des Thores gute Dienste geleistet und das Innere der Miethkutsche war nicht einmal visitirt worden. Die aufgestellten Wächter hatten jetzt Tag und Nacht genug zu thun und waren froh, wenn der Wagen eines verbündeten Miethkutschers sie der Mühe genauer Untersuchung enthob. Befand sich wirklich etwas Verdächtiges darin, so gab ihnen der Rosselenker schon ein geheimes Zeichen. Für die in der Umgebung von Paris gelegenen Städte und Dörfer reichte der Paß des Miethkutschers gleichfalls aus; später sah sich Edelbeck jedoch genöthigt, jede Ortschaft zu vermeiden, denn überall nahmen bewaffnete Bürger und Patrioten jeden anlangenden Fremden in ein scharfes Kreuzverhör, besichtigten seine amtlichen Papiere und Briefschaften und schlugen in langen Listen nach, ob sich sein Name nicht als ein verdächtiger darin befinde. Die Sicherheit Louisons ging Edelbeck über Alles und er bequemte sich lieber zu großen Umwegen, als daß er sie irgend einer Gefahr aussetzte. Sieben volle Tage hatte bereits die Fahrt gewährt, als am achten die Reisenden sich Straßburg näherten und Erwins berühmter Bau, der herrliche Dom, am fernen Horizont emporstieg. Der Münsterthurm diente Edelbeck gewissermaßen als Warnungszeichen, da er ihm die Richtung angab, welche er nicht verfolgen durfte. Er bog daher von der breiten Landstraße alsbald ab und verfolgte einen Nebenweg, der sich südöstlich nach einem Walde zog. Derselbe war bald erreicht; da sich jedoch die Fahrstraße noch mehr verengte, so stieg Edelbeck vom Bock herunter und ging neben dem Wagen her. Das Dunkel des Waldes breitete sich immer mehr und mehr über das Gefährt, doch wurde die herrschende Stille gar bald durch ein kräftiges „Halloh!" unterbrochen, das von zwei verschiedenen Seiten Erwiderung fand.

„Großer Gott, was ist das?" flüsterte Edelbeck erschreckt vor sich hin und deckte unwillkürlich den Wagenschlag mit seinem Rücken. In demselben Augenblicke rauschte es aber auch schon in den Büschen und bald sah der Bildschnitzer den Wagen von einer Zahl wild aussehender Männer umringt. „Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her? Was habt Ihr da drinnen im Wagen?" Ein solches Durcheinander von Fragen stürmte jetzt auf den rathlosen Edelbeck ein, während er sich von der Wagenthüre weggedrängt sah und zwei der Männer die zitternde Louison aus dem Innern holten. Die wilde Gesellschaft bediente sich der deutschen Sprache und diese bekannten Töne der Heimath verliehen dem jungen Bildschnitzer neuen Muth und neue Kraft.

„Zurück, Verwegene!" schrie er dem Paare zu, welches sich seiner Schutzbefohlenen bemächtigt hatte. „Wie Ihr aus meiner Kleidung ersehet, bin ich ein guter Patriot, und dieses Kind hier ist meine Schwester. Ein echter Franzose überfällt seinen Landsmann nicht wie ein Räuber."

„Nix Franzos," lärmte die Schaar, und jetzt erst erkannte Edelbeck, daß er es mit elsässischen Zigeunern zu thun hatte, deren Häuptling, ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit einem langen Vollbarte in gespannter Erwartung den beiden gefangenen Fremden entgegensah.

Zweites Kapitel.

Die Schreckensherrschaft in Straßburg.

Auf dem breiten Waldpfade, welcher von einem in der Nähe gelegenen Bergschlosse in die Niederung führte, ritten in der Morgendämmerung zwei Männer. Der Aeltere von ihnen hatte mehrere Tage auf dem Schlosse zugebracht, um eine Versöhnung mit dem Eigenthümer anzubahnen. Dieselbe schien geglückt zu sein, denn der Schloßherr, Graf d'Haunaigue, ritt an der Seite seines Gastes, des Banliers Türckheim, um ihm das Geleite nach Straßburg zu geben. Im Thale angelangt, ließen sie die Pferde in eine schnellere Gangart übergehen. Es war dies um so nöthiger, als sie die elsässische Hauptstadt noch früh am Morgen erreichen wollten. Nur zuweilen zügelten sie den Trab der Pferde, wenn das von ihnen geführte Gespräch einen besonders wichtigen Gegenstand berührte. Dasselbe handelte von den betrübenden, unheilbringenden Vorgängen in Straßburg, in dessen Mauern gleichfalls die Revolution tobte, genau nach dem Vorbilde, wie es von Paris ausgegeben worden war.

„Ich habe dies Alles kommen sehen," äußerte der Graf, ein Mann von etlichen vierzig Jahren und ein guter Aristokrat, zu seinem Begleiter. „Fern sei es von mir, die Verdienste Ihres Freundes Dietrich zu bestreiten, dennoch gab er durch seine allzu große Freiheitsliebe den Antrieb zu der Schreckensherrschaft, die jetzt über Straßburg und das Elsaß hereinbricht. Schon als er vor drei Jahren zum Bürgermeister von Straßburg gewählt wurde, sonderte ich mich mit meiner Partei sofort von seinen vielen Freunden ab. Man schmähte mich deshalb, ich bekam so manches harte Wort zu hören, selbst von Ihnen, Herr Türckheim."

„Wer hätte aber auch denken können," suchte sich der Bankier zu entschuldigen, „daß die Dinge in Straßburg eine so schlimme Wendung nehmen und die Revolutionsmänner den Sturz meines vortrefflichen Freundes herbeiführen würden?"

Der Graf lachte grimmig in sich hinein und rief mit großer Lebhaftigkeit: „Seit dem Tage, wo Ihr Freund einem Manne, wie Eulogius Schneider, die Einladung, sich in Straßburg anzusiedeln, überschickte, sah ich dies voraus; denn ich wußte, daß dieser verhaßte Deutsche zwar eine gute Erziehung genossen, trotzdem aber eine leichtsinnige Jugend hinter sich hatte, und daß er, seiner revolutionären Ideen halber, seines Amtes als Professor in Bonn entsetzt wurde. Was aber that Euer Freund Dietrich? Er lud diesen Störenfried der bürgerlichen Ordnung, dessen sich seine eigenen Landsleute entäußert hatten, nach Straßburg ein. Hätte er freilich geahnt, daß Schneider nur zu bald sein grimmigster Feind und ein glühender Vertheidiger der Revolution werden würde, so wäre die folgenschwere Einladung sicherlich unterblieben." „Oh, Sie haben leider nur zu Recht," versetzte der Bankier Türckheim schmerzlich. „Noch vor Jahresfrist würde Niemand geglaubt haben, daß ein Ehrenmann, wie Dietrich, der nur das Beste der Stadt gewollt, und den die Bewohner derselben auf alle erdenkbare Weise geehrt, daß ein solcher Mann durch niedrige Verläumdung gestürzt werden könne!"

„Sie haben gesehen, daß Schneider mit seinem Anhang sich damit nicht zufrieden gegeben hat," lächelte der Graf spöttisch. „Dietrich wurde von der Nationalversammlung in Anklagezustand versetzt und würde unter Bedeckung nach Paris verbracht worden sein, hätte er sich nicht dieser Schmach durch die Flucht entzogen." „Er war aber Ehrenmann genug, um sich wenige Monate später freiwillig zu stellen," fiel Türckheim rasch ein.

„Und welche Vortheile hatte er davon?" fragte der Graf, mitleidig die Achseln zuckend. „Er wurde nach Paris gebracht und daselbst in's Gefängniß der Abtei gesetzt, um nach einigen Wochen nach Straßburg zurückgebracht und abermals eingesperrt zu werden."

„Vergessen Sie doch ja nicht die Beweise treuer Anhänglichkeit und Verehrung, welche dem ehemaligen Bürgermeister während seiner Haft zu Theil geworden sind," rief Türckheim und zügelte gewaltsam sein Roß.

„Was nützen alle Ehrenbezeugungen, wenn das Leben durch eine mächtige Partei bedroht wird?" äußerte geringschätzig der Graf. „Doch wir wollen hoffen," fügte er in gemessenem Ton hinzu, „daß der jetzt erfolgten Freisprechung Dietrichs nicht eine neue Anklage folge. Noch möchte ich für die Sicherheit seines Kopfes nicht garantiren."

Das Gespräch fand hier seinen Abschluß, denn Türckheim verfiel in ein düsteres Nachsinnen, in welchem ihn der Graf um so weniger störte, als auch ihm allerlei Gedanken über den gegenwärtigen schlimmen Stand der Dinge durch den Kopf kreuzten. Unwillkürlich gaben die beiden Reiter ihren Rossen die Sporen, so daß es nunmehr in scharfem Galopp auf Straßburg zuging. Man hatte sich der altehrwürdigen Stadt bis auf Schußweite genähert, als Türckheim, mit der rechten Hand die Augen beschattend, plötzlich begann:

„Täuscht mich das matte Licht des Morgens, oder ist das Kreuz vom Münsterthurm verschwunden?"

Der Graf folgte mit seinen Blicken der angegebenen Richtung und erwiderte dann in großer Erregung: „Wahrhaftig, es ist gegen eine große Jakobinermütze vertauscht worden! Während Ihrer Abwesenheit, Herr Türckheim, scheinen in Straßburg wichtige Dinge vorgefallen zu sein."

Diese Befürchtung traf leider nur zu sehr ein, wie die beiden Reiter alsbald erfahren sollten.

Pöbelhaufen zogen lärmend und Revolutionslieder singend durch die Straßen, doch verfolgten alle ein und dasselbe Ziel, nämlich den Paradeplatz, wo während der letzten Nacht die in ganz Frankreich eingeführte Guillotine auf hohem Schaffot errichtet worden war.

Unsere beiden Reiter, deren Erstaunen immer mehr wuchs, ließen sich willenlos von dem Menschenstrome fortreißen und erfuhren auf dem Wege nach dem Paradeplatz, daß Eulogius Schneider auch im Elsaß die Einführung von Revolutionsgerichten durchgesetzt habe, aus seiner bisherigen Stellung geschieden und von dem neuen Bürgermeister Monet zum öffentlichen Ankläger ernannt worden sei. Der Graf warf einen vielsagenden Blick auf Türckheim, welcher schwer aufseufzte. Beide Männer kannten die kurze Prozeßart der blutigen Revolutionsgerichte, deren Urtheil entweder auf Tod oder Verweisung aus dem Lande lautete. Eulogius Schneider hatte nunmehr sein Ziel erreicht und konnte in der Eigenschaft eines öffentlichen Anklägers einen Jeden, der ihm lästig erschien, dem Schaffot überliefern.

Am heutigen Morgen sollte die feierliche Einweihung der Guillotine erfolgen. Zum Opfer waren drei junge Burschen ausersehen, welche gegen die Beschlüsse der Schreckensmänner rebellirt hatten.

Noch an demselben Vormittage wurden auf Schneiders Befehl zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Er hatte eine Liste anfertigen lassen, welche die Namen der ihm verdächtig erscheinenden Personen enthielt, und es fiel ihm bei seiner Machtstellung nicht schwer, unter irgend einem Vorwande die erkorenen Opfer verhaften zu lassen.

Der Graf d'Haunaigue stand gleichfalls auf dieser Liste, zumal er kein Hehl daraus machte, daß ihm die Willkürherrschaft der Jakobiner ver-

haßt sei. Bisher war er indessen Schneider und seinem Anhang geschickt ausgewichen. Der öffentliche Ankläger hatte ihn und Türckheim unter der zur Hinrichtung herbeigeströmten Menge bemerkt. Nach derselben ritt er auf das Paar zu und sagte mit unheimlich leiser Stimme und funkelnden Augen: „Es wird Euch freuen, Bürger Haunaigue und Türckheim, daß Ihr demnächst Gelegenheit erhaltet, Euch als gute Patrioten zu erweisen. Ich kenne Euere wohlwollenden Gesinnungen gegen mich und die Sache des Vaterlandes, seid daher gewiß, daß ich Euerer nicht vergessen werde." Nach diesen Worten lenkte er sein Pferd ab und sprengte davon.

Die doppelsinnigen Worte des Jakobiners verfehlten weder auf den Grafen, noch auf den Bankier ihre Wirkung, und in schwerer Sorge um die Zukunft trennte sich das Paar. — — —

Etwa um die nämliche Stunde, wo d'Haunaigue der Stadt den Rücken wandte und nach seinem Bergschloß zurückritt, langten in der Stadt zwei Männer an, welche von dem Pariser Blutrath nach dem Elsaß entsendet und mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen worden waren. Sie nannten sich Saint-Just und Lebas und gehörten zu den vertrautesten Freunden des berüchtigten Robespierre. Einer ihrer Hauptzwecke ging dahin, den Verschwörungen der aristokratischen Gegenpartei nachzuspüren und den französischen Geist im Elsaß zu befördern. Monet begegnete den beiden Gewalthabern überaus freundlich und erfuhr von ihnen, daß sie die Spur zweier Flüchtlinge entdeckt hätten, auf deren Habhaftwerdung Robespierre einen namhaften Preis gesetzt.

„Der eine der Flüchtigen ist ein junger Oesterreicher," fuhr der beredte Saint-Just fort, „der wahrscheinlich im Interesse seiner Regierung zu Paris spionirt hat, begleitet von einem zehnjährigen, als Knabe verkleideten Mädchen, der Tochter der Marquise de Bruneville, deren Gemahl in Paris hingerichtet worden ist. Als Lebas und ich abreisten, ward auch die Marquise verhaftet und ihr Haupt dürfte inzwischen ebenfalls unter der Guillotine gefallen sein. Das Palais ward streng visitirt und kein Winkel undurchsucht gelassen, da Robespierre viel daran lag, einige wichtige Dokumente in Besitz zu bekommen. Alle Nachforschungen blieben jedoch ohne Erfolg, und er ist jetzt überzeugt, daß die Papiere von den beiden Flüchtlingen mitgeführt werden."

„Sie sollen nicht entwischen, wenn Bürger Saint-Just mir ihre Spur anzugeben vermag," versetzte Maire Monet mit großer Entschiedenheit. Die beiden Commissäre theilten ihm nun mit, daß sie die Miethkutsche, deren sich die Flüchtlinge bedient, wenige Stunden vor Straßburg in der Ferne bemerkt hätten. Das Gefährt sei ihnen jedoch bei einer Biegung des Weges wieder aus den Augen gekommen, indessen unterliege es keinem Zweifel, daß die Verfolgten bereits in der nächsten Nacht den Versuch wagen würden, die Rheinbrücke zu passiren."

Monet versprach, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, um des Paares habhaft zu werden. Eine Stunde später erschien vor dem gestrengen Bürgermeister ein wettergebräunter Mann, der im Anfang der Vierziger stehen mochte und dessen Tracht den Zigeunerhäuptling verkündete. Monet hatte ihn schon zu wiederholten Malen in Straßburg gesehen und sich vorgenommen, bei günstiger Gelegenheit ihn anzureden, denn bei dem Stand der Dinge konnte man seine Bande leicht zur Verstärkung des Pöbels brauchen. Mit großer Freundlichkeit fragte Monet den Zigeuner daher nach seinem Begehren, und dieser erzählte:

„Heute erschien ein Fremder, mit einem Knaben an der Hand, in unserm Lager, er theilte mir mit, daß er aus Paris käme und dem Wagen, den er in einiger Entfernung stehen gelassen, sah man auch die weite Reise an. Der Fremde suchte mich über den Weg auszuforschen, den er nehmen müsse, um das rechte Rheinufer zu erreichen. Ich aber war schlauer als er und gab ihm ausweichende Antworten. Da endlich zog er eine dicke Brieftasche hervor, die mit Papiergeld gefüllt war —"

„Befanden sich nicht auch Dokumente darin?" unterbrach ihn Monet hastig.

„I ja, ich glaube wohl. Er händigte mir ein paar dieser Banknoten ein und bat mich, ihm mitzutheilen, wie er es wohl anzustellen habe, um während der nächsten Nacht glücklich über den Rhein zu kommen."

„Aha ... aha!" rief Monet triumphirend. „Wie lautete deine Antwort?"

„Bürger," erwiderte der Häuptling und kratzte sich das bärtige Kinn, „ich würde ihm vielleicht den richtigen Weg beschrieben haben, wenn seine Belohnung nicht so winzig ausgefallen wäre. So aber sagte ich ihm blos, er solle sich diese Nacht, punkt zwei Uhr, zu dem Hagenauerthore hereinschleichen und sich dann nach Morgen zuwenden, so werde er an eine Ueberfahrtsstelle des Rheins gelangen. Er dankte mir kurzweg und verließ mit seinem Knaben unser Lager."

Unter einer Menge von Bücklingen verließ der Häuptling das Rathhaus, und Monet ließ die ganze Nacht Straßburg unausgesetzt bewachen. Endlich erschien der Morgen, und bald nahte auch die Stunde, wo die an den Thoren vertheilten Soldaten ihm Bericht zu erstatten hatten, doch gegen alles Erwarten erschienen sie mit leeren Händen, denn Niemand war während der Nacht durch eines der Thore gekommen. Alle Vorkehrungen, welche Monet im Verein mit den

beiden Commissären nunmehr anordnete, blieben ohne Erfolg, — die beiden Flüchtlinge ließen sich nirgends blicken und schienen von dem Erdboden verschwunden zu sein. Der Zigeunerhäuptling zeigte große Verwunderung, als er von Monet das Nähere erfuhr. Er gelobte ihm aber, seine ganze Macht und Ortskenntniß anwenden zu wollen, um das Versteck der beiden Flüchtlinge zu erforschen und damit war die Angelegenheit vorläufig abgethan.

Mit diesem Tage begann in Straßburg so recht die eigentliche Schreckensherrschaft. Von der viel gerühmten Freiheit der Republik war wenig zu spüren, dagegen empfanden die Bürger mehr und mehr das knechtische Joch, unter welches die blutgierigen Freiheitsmänner sie beugten. Saint-Just und Monet gaben sich damit aber noch keineswegs zufrieden; sie gingen einen Schritt weiter und weihten auch den Rest von Deutschthum, welcher sich noch im Elsaß vorfand, dem Untergang. Man schalt die deutsche Sprache eine barbarische und verbannte sie aus allen Aktenstücken und Zeitungen, die Schilder der Handwerker und Kaufleute mußten von jetzt an die französische Bezeichnung tragen, und für die Straßen, Plätze und Stadtthore wurden zum großen Theil fremde republikanische Namen gewählt. Ja der Nationalhaß ging noch weiter, Saint-Just und Lebas erließen an die weibliche Bevölkerung Straßburgs die Aufforderung, der deutschen Landestracht zu entsagen, und sie hatte leider die gewünschte Wirkung. Eine große Anzahl von Frauen und Mädchen beeilten sich, ihre altdeutschen soliden Schmucksachen als patriotische Gaben auf dem Altar des „französischen Vaterlandes“ niederzulegen, wie sie längst schon ihre väterliche Mundart abgelegt hatten. Auch Eulogius Schneider legte die Hände nicht müßig in den Schooß und trotzdem, daß seine Zeit jetzt sehr gemessen war, vergaß er doch seines heftigsten Gegners des Grafen d'Haunaigue nicht, welcher bisher noch straffrei ausgegangen war. Eulogius Schneider wartete nur noch eine günstige Gelegenheit ab, damit er dann um so sicherer das auserkorene Opfer vernichten könne.

Es war wenige Tage später, die Schloßfamilie saß beisammen und bot dem Auge das freundlichste Familienbild dar. Die Gräfin, eine stattliche, schöne Frau, der älteste Sohn Raoul, ein schwarzäugiger, fünfzehnjähriger Jüngling, in dessen Gesichtszügen sich schon jetzt eine männliche Energie ausprägte und sein achtjähriger Bruder Louis, auf dem Schooße des Vaters, welcher liebkosend über den braunen Lockenkopf des Kleinen strich. Das Gespräch, sonst mit den unheimlichen Ereignissen der Gegenwart sich beschäftigend, drehte sich heute um harmlose Dinge. Man scherzte mit den Kindern und freute sich an ihren Antworten. Da fand plötzlich das gemüthliche Plaudern einen grellen Abschluß. Wilder Lärm tönte aus dem Schloßhofe herauf. Der Graf eilte an's Fenster und erbleichte, denn er blickte auf eine Anzahl Jakobiner nieder, in deren Gesellschaft sich Saint-Just und Lebas befanden. Jetzt eilten mehrere Diener in's Zimmer und meldeten hastig, daß sie den Grafen verhaften und sich des Schlosses bemächtigen wollen.

Das war ein Blitz aus heiterm Himmel. Im ersten Augenblicke dachte der Graf an Widerstand, doch sah er sofort ein, daß derselbe nutzlos sein und die Lage der Familie nur verschlimmern würde.

„Wir müssen der Gewalt weichen,“ rief er finster, die zitternde Gattin sanft umfassend. Gleich darauf eilte er nach seinem Zimmer, wo er ein geschnitztes Schreibpult aufschloß, dem er Werthpapiere und Juwelen entnahm. In größter Eile wurden nunmehr die werthvollsten Gold- und Silber-Geräthschaften zusammengerafft, dann raunte der Graf seiner sich in einen Mantel hüllenden Gattin zu: „Nach dem geheimen Gange!“

Wenige Minuten später stürmte Saint-Just mit seiner Horde die große Freitreppe herauf und drang in den derselben gegenüberliegenden Prunksaal ein, wo er jedoch Niemand mehr fand. Dies fachte ihre blinde Wuth nur noch mehr an; gleich Tigern brüllend und den Namen des Grafen rufend, tobten die Freiheitsmänner von einem Gemach in's andere, bis sie schließlich inne wurden, daß der Graf mit seiner Familie spurlos verschwunden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Am Kamin.

Friedrich der Große und der Dorfschulmeister. Als Friedrich der Große im Jahre 1760 eine Nacht in dem kleinen Dorfe Staupitz zubrachte, musizirte er, was er selbst im Felde zu thun pflegte, bei offenem Fenster auf der Flöte. Da vernahm er im Gebüsch unter dem Fenster ein Geräusch, in Folge dessen er hinaussah, und bemerkte nun, wie ein Mensch sich sorgsam an der Mauer verbarg. „Wer ist Er?“ frug der König barsch. Der arme Schelm in vollem Bauernstaat kam ängstlich hervor und stotterte: „Majestät, ich, ich bin der Staupitzer Kantor!“ — „So! Und was will Er denn?“ inquirirte der König. — „Halten zu Gnaden, Majestät,“ antwortete demüthig der Schulregent, „ich habe so viel davon

gehört, daß Eure Majestät so gut Flöte spielen, und da ich ein Freund der Musik bin, so habe ich es gewagt mich hieher zu schleichen, um zuzuhören!" — „Na, dann bleibe Er nur stehen, wenn's Ihm gefällt," versetzte der König gütig. Friedrich machte die übrigen Fenster noch auf und spielte seine Weisen, ohne sich stören zu lassen, fort. Als es kühler wurde, trat er endlich an die Fenster heran und wollte sie schließen; da stand der Schulmeister immer noch, andächtig den Hut in der Hand. „Na, wie hat es Ihm gefallen, Kantor?" frug der König leutselig. — „O, Majestät," rief der biedere Musikkritiker entzückt hinauf, „das hätte ich Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut." Der König lachte hell auf und erzählte später noch oft die urkomische Scene, wie der verlegene Dorfschulmeister in seinem höchsten Feiertagsstaat dastand und ihm in seinem Entzücken diese Schmeichelei zurief.

Die Kommunisten. „Ja, du redest immer von Gleichheit und Gütertheilen, allein ich setze den Fall, wir haben getheilt, und ich, ich spare meinen Theil, doch du verschwendest den Deinigen, was dann?" — „Ganz einfach! Dann theilen wir wieder!"

Kulturfortschritt in der Schule. Wie weit die Kinder in der Kultur vorgeschritten sind, mag man aus folgender Probe ersehen. Ein Lehrer in Thüringen giebt Unterricht in der deutschen Sprache, läßt Sätze bilden und giebt einen Doppelsatz mit dem Bindewort „aber" auf. Die Kinder besinnen sich. Da auf einmal erhebt sich ein ziemlich hochaufgeschossenes Mädchen und sagt: „Groß genug bin ich zum Heirathen, aber noch zu jung."

Wissen und Gewissen. Ein schweizerischer Prediger pflegte zu sagen: „Die Alten hatten ein Gewissen ohne Wissen; wir haben das Wissen ohne Gewissen."

Das wahre Glück. Ein Schulbube erledigte die Aufgabe, einen Aufsatz über: „Das wahre Glück" zu verfassen, folgendermaßen: „Wenn man zum Beispiel des Sonntags früh fortgegangen ist, ohne den Eltern etwas zu sagen und kommt dann erst Abends wieder, so hat man große Angst, besonders auf der Treppe und bei'm Klingeln. Findet man dann aber bei den Eltern eine größere Theegesellschaft, so ist man wahrhaft glücklich."

Lehrer: Warum ist das Meerwasser salzig?
Schüler: Weil soviel Häringe darin sind.

Was die schönste Musik sei? hat bekanntlich ein großer Musiker damit beantwortet, daß er sagte, er wisse keine Musik, welche ihn jemals in seinem Leben tiefer bewegt und inniger erfreut hätte, als das erste Schreien seines ersten Kindes. Dieser Ton habe seine Seele mit Himmelsgewalt ergriffen wie niemals ein anderer. Etwas Aehnliches geschah vor nicht langer Zeit in einer rasch aus dem Boden gewachsenen nordamerikanischen Stadt, in welcher sich zwar schon eine mit zweifelhaft guten Kräften besetzte Oper befand, aber Frauen und Kinder um der Unfertigkeit und Unsicherheit der Verhältnisse willen noch sehr selten waren. Da geschah es eines Tages, daß während der Opernvorstellung auf einer Gallerie ein kleines Kind zu schreien anfing. Einige wollten wegen dieser unliebsamen Störung ungeduldig werden; da erhob sich aber ein Mann von mächtiger Figur und rief mit gewaltiger Stimme der Musik und den Sängern zu: „So seid doch einen Augenblick mit eurem Gedudel still, da schreit ja ein Kind! so was Schönes habe ich seit Jahr und Tag nicht mehr gehört!" Und Alles gab ihm Beifall, das Kindlein musicirte eine Weile allein, und erst als es eine Pause machte, ging die Oper ihren Gang weiter.

Was ist ein Akkord. Zwei Herren aus dem Kaufmannsstande streiten sich über die musikalischen Schönheiten des neuesten Werkes des Bayreuther Meisters. „Ach, was verstehen Sie davon!" ruft endlich der Eine nach längerer Discussion, „Sie wissen ja nicht einmal, was ein richtiger Akkord ist!" — „Ich bitte sehr," entgegnete der Andere entrüstet „25 Prozent!"

Zu Fuß von San Francisco nach New-York. Ein Seitenstück zu Seumes berühmten „Spaziergang nach Syracus" hat kürzlich ein 50jähriger Californier, Namens Denis Collins, geliefert, welcher den Weg von San Francisco nach New-York der Pacific-Bahn entlang binnen 93 Tagen zu Fuße zurücklegte und damit eine Wette von 3500 Dollars gewann. Am 1. Juni um 10 Uhr Morgens war Collins vor Tausenden von Zuschauern von San Francisco aufgebrochen, am 4. Sept. Nachmittags traf er in New-York ein, wo seine Ankunft ebenfalls ein von den Zeitungen schon zum Voraus verkündetes Schauspiel war. Er hatte einen Weg von 3255 englischen Meilen zurückgelegt. „Ich habe mich," erzählte er dem Berichterstatter des New-York Herald, „auf dem ganzen Wege neben der Bahnlinie gehalten; ich hätte die Strecke in 100 Tagen zurücklegen sollen, und da ich sie binnen 93 Tagen zurücklegte, so bin ich durchschnittlich 35 englische (über 7 deutsche) Meilen im Tage gegangen. Bei Nacht habe ich geschlafen und auf jeder Bahnstation eine Ruhepause gemacht, während die Stationschefs mir die Ankunft in einem eigenen Büchlein bescheinigten. Ein Vertreter der gegen mich Wettenden fuhr auf der Bahn und traf mich verabredeter Weise alle 24 oder 36 Stunden auf einer Bahnstation, um die Eintragungen im Büchlein zu controliren." — Die Bahnzüge bedürfen bekanntlich für die Strecke San Francisco bis New-York, welche Collins in 93 Tagen zu Fuß zurücklegte, fast eine volle Woche.

Die Sperlinge. Diese Geschichte habe ich mir von einem lieben, trefflichen Manne schreiben lassen, welcher Magister Johann Matthesius hieß, ein Freund und Tischgenosse des Martin Luther war und jetzt seit 300 Jahren begraben liegt. Seine Geschichte aber ist noch so frisch, als wäre sie gestern vom Baume gepflückt, und lautet folgendermaßen:

Ein Sperling hatte drei Junge in einem Schwalbennest. Wie sie nun flügge waren, stoßen böse Buben das Nest ein, sie kommen aber alle im Windesbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht

zuvor vor allerlei Gefahr verwarnet und ihnen etliche gute Lehren vorgesagt habe.

Auf dem Herbst kommen in einem Weizenacker viele Sperlinge zusammen; allda trifft der Alte seine drei Jungen an, die führet er mit Freuden mit sich heim. Ach, spricht er, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre von mir im Winde davon kamet. Höret mein Wort und folget eurem Vater, und sehet euch wohl vor: kleine Vögelein haben auch große Gefährlichkeit auszustehn.

Darauf fragt er den ältesten, wo er sich den Sommer über aufgehalten und wie er sich ernährt habe? — „Ich habe mich in die Gärten gehalten, Raupen und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.“ — Ach, mein Sohn, sagt der Vater, die Schnabelweid' ist nicht bös, aber es ist große Gefahr dabei, daß die Menschen mit List dich fangen. Darum habe forthin deiner wohl Acht, und sonderlich, wenn Leute in den Gärten umhergeh'n, die lange, grüne Stangen tragen, so inwendig hohl sind und oben ein Löchlein haben. — „Ja, mein Vater, die kenne ich wohl; oben auf das Löchlein wird ein grünes Blatt geklebt, daß wir Sperlinge uns darauf setzen und hineinfallen.“ — Ei, mein Sohn, sprach der Vater, wo hast du dieses gesehn? — „In eines Kaufmanns Garten habe ich dieses gesehn.“ — Und der Vater versetzt: Kaufleut' geschwind' Leut'; bist du um diese Weltkinder gewesen, so hast du Weltgescheidigkeit genug gelernt. Sieh' und brauch's nur recht und wohl, und trau dir nicht zu viel!

Darauf befraget er den andern: Wo hast du dein Wesen gehabt? — „Zu Hofe,“ spricht der Sohn. — Und es antwortet der Vater: Sperling und alberne Vögel dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold, Sammet, Seide, Wehr, Harnisch, Sperber, Kauzen und Blaufüße sind. Halt du dich bescheiden zum Roßstall, da man den Hafer schwinget, oder da man drischet, so kann dir's Glück mit gutem Frieden auch dein täglich Körnlein bescheren. — „Ja, Vater, sagt dieser Sohn, wenn aber die Stalljungen ihre Schlingen und Maschen in's Stroh binden, da bleibt auch Mancher hängen.“ — Wo hast du das gesehen? sagte der Alte. — „Zu Hofe, bei den Roßbuben.“ — O mein Sohn! Hofbuben, böse Buben. Bist du zu Hof und hast keine Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernt; du wirst dich in der Welt wohl wissen auszureißen. Doch sieh dich um: die Wölfe fressen auch manchmal die gescheidten Hündlein!

Endlich kommt der Vater an den jüngsten Sohn: du mein liebes Gackelnest, du warest allezeit der Albernste und Schwächste; bleib du bei mir! die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern, sie zu verschlucken. Halt dich zu deines Gleichen und lies die Spinnlein und Raupen von den Bäumen und Mauern, so bleibst du lang in Frieden. — Worauf der jüngste Sperling antwortete: „Du mein lieber Vater, wer sich nährt ohn' andrer Leut' Schaden, der fährt guten Weg, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm schaden, sonderlich, wenn er sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott alle Abend und Morgen getreulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvögelein Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Raben Geschrei und Gebet höret. Denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneeflocken auf die Erde.“ —

Wo, fragt der Vater, hast du dieses gelernt?

Antwortet der Sohn: „Wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab und hörte diese Sprüche predigen. Da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernähret und behütet vor allem Unglücke und grimmigen Vögeln.“

Der Vater sprach: Traun, mein lieber Sohn, fliegst du in die Kirchen und hilfst Spinnen und die summenden Fliegen aufräumen, und zirpest zu Gott wie die jungen Raben, und befiehlst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voller wilder und tückischer Vögel wäre. Denn wer dem Herrn befiehlt seine Sach', schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, thut Gemach, bewahrt Glaub' und gut Gewissen rein, deß will Gott Schutz und Helfer sein. — So hat der alte Sperling gesprochen.

Ein deutscher Händedruck brachte einem Maurer in Erfurt nicht geringe Verlegenheit und für seine Verhältnisse ziemlich hohe Geldkosten. Er muß nämlich einem Zimmermann, dessen Hand er bei einer Begegnung so übermäßig drückte, daß der Daumen ausgerenkt wurde, allwöchentlich 12 Mark und zwar so lange zahlen, bis sein Freund wieder arbeitsfähig ist.

Treue im Kleinen. Vom seligen Prälat Oetinger, dem tiefen Schriftforscher, wird folgende denkwürdige Anekdote erzählt: Er liebte es, zu Zeiten Abends hinaus zu gehen und in der Stille der Nacht, zum Sternenhimmel aufblickend, zu beten. Einst an einem Samstag Abend begleitete ihn auf seiner nächtlichen Wanderung ein Candidat, der bei ihm wohnte. Sie gingen zusammen auf den Gipfel eines Berges. Dort stand Oetinger eine lange Weile schweigend, in tiefe Betrachtung versunken. In seinem Begleiter regte sich unterdeß ein Verlangen, zu wissen, woran Oetinger wohl denken möge? Er meinte, derselbe sei gewiß damit beschäftigt, irgend ein Geheimniß der Theologie zu ergründen, oder ein Problem der Philosophie zu lösen. Er brach also endlich das Stillschweigen und fragte, ob er sich wohl die Freiheit nehmen dürfe, dem Herrn Prälaten einen Wunsch auszusprechen? — „O ja!“ war die Antwort. — „Ich möchte wohl gern wissen, worüber der Herr Prälat eben jetzt nachgedacht hat?“ — „Ich habe gerade an die frommen Weiber gedacht,“ erwiderte Oetinger, „die in dem Dorfe hier unten wohnen und heute, als am Samstag Abend, die Werktagskleider ihrer Männer und Söhne ausflicken, damit sie am Montag gleich wieder gebraucht werden können. Ich dachte: welch' eine gute Wohnung werden die dort oben erlangen, indem sie so geringe und beschwerliche Dienstleistungen bis in die Nacht hinein mit Geduld und Treue, im Gehorsam gegen Gott vollbringen! Und ich wünsche nur, daß eine solche Wohnung, wie die eine erlangen, auch mir einst zu Theil werden möchte!“ — Welchen Eindruck diese schlichte, einfältige, und doch so erhabene Antwort auf den Frager machte, läßt sich denken. Schreib's auch in dein Herz, lieber Leser! von M. in B. herrührende Verse:

Martha ähnlich sich im Dienst versteigen,
Sich oft hunderttausendfach verzweigen,
Dahin, dorthin seine Hand ausstrecken,
Missionirend wirken, Seelen wecken,
Opfern, pred'gen, weithin theilen, rathen,
Sich entschließen selbst zu Heldenthaten: —
Forsche, ob das dem gebühret,
Den Gott gerne niedrig führet?

Kleider flicken — Lieber, wollt'st du stutzen? —
Deinen Stall besorgen, Kindlein putzen,
Gern erwählen das, was hier verachtet,
Während man nach dem, was Noth ist, trachtet;
Mag, wenn wir auch Obiges nicht schelten,
Doch in Jesu Augen mehr noch gelten,
Der so hoch die Demuth liebet,
Die sich treu an Kleinem übet.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. März. Apostelgeschichte 5, 17—32.

Noch mehr Verfolgung.

I. Im Gefängniß (V. 17—18). Nach Abwendung der ersten äußeren Gefahr einer Verfolgung und Einsetzung der Apostel und der ersten inneren Gefahr einer Befleckung der Gemeinde selbst durch Selbstsucht und Heuchelei, folgt nun das erste Leiden der Apostel um Christi willen, aber auch dies gereicht ihnen selbst und der Gemeinde nur zu neuem Segen. Der Hohepriester ist wahrscheinlich der auch 4, 6 zuerst genannte Hannas, obwohl factisch Kaiphas regierte.

Beide und überhaupt die hohepriesterliche Familie gehörten zwar zu den Pharisäern; aber das rasche Umsichgreifen des Christenthums ließ sie augenblicklich ihre Parteistellung vergessen und sich gegen diesen gemeinsamen Feind mit ihren sonstigen Gegnern, den Sadducäern, verbinden, von denen jedenfalls, wie schon jener erstere noch mildere Anlauf gegen die Apostel (Kap. 4, 1 ff.), so auch dieser zweite bereits stärkere, gewaltsamere und leidenschaftlichere ausging, da es sie ja längst schon verdrossen hatte, daß die Apostel von Jesu, als dem Auferstandenen, zeugten (Kap. 4, 2).

Und wurden voll Eifers, warum gerade jetzt dieser Fanatismus aufs neue so heftig ausbrach, ist nicht gesagt; doch muß ihre Handlungsweise jedenfalls auch irgend einen äußeren Anlaß gehabt haben: wahrscheinlich glaubten sie dem wachsenden Ansehen und Umfang der neuen Lehre und Kirche nicht länger mehr ruhig zusehen zu können, sondern endlich entschiedenere Schritte dagegen thun zu müssen, um womöglich noch zu verhüten, daß die religiöse Bewegung, von welcher schon ganz Jerusalem und das umliegende Judäa ergriffen war, sich zuletzt auch noch über das gesammte Israel erstrecke, wie es insbesondere in Folge der fortdauernden und sich steigernden außerordentlichen Wunderthaten der Apostel (V. 15) zu befürchten war.

Sie legten die Hände an sie, d. h. ließen sie durch die „Diener" des Hohenraths einsetzen, um sie dann am andern Tag vor Gericht zu stellen und zu verurtheilen. In das gemeine Gefängniß, zu Verbrechern aller Art; „aber die Bande sind preiswürdig und die Ketten ehrlich, die man um Christi Willen trägt."

II. Im Tempel (V. 19—25). Aber der Engel des Herrn wird den Aposteln vom Himmel her zur Hilfe gesandt (vgl. Psalm 34, 8), hier nicht blos als Werkzeug der allgemeinen Weltregierung Gottes des Vaters, sondern auch der besonderen Gnadenleitung Gottes des Sohnes, und darum nicht nur in die Ereignisse des gewöhnlichen Natur- und Geschichtsverlaufs eingreifend, sondern auch in den Gang des Reiches Gottes und die Entwicklung seiner Kirche auf Erden. Es giebt ein göttliches „Aber," das alle List und Macht des Menschen zu Spott und Schanden macht, vgl. 1 Mos. 50, 20. Psalm 2, 4.

In der Nacht, die Stunde ist nicht näher bestimmt, nach V. 21 aber war es eher schon gegen den Morgen hin. Derselbe that die Thüre des Gefängnisses auf, worauf sie sich hinter ihnen wieder schloß, ohne daß die Wächter von allen diesen Vorgängen auch nur das Geringste bemerkten (V. 23). Die Apostel standen nachher vor dem Hohenrath ganz anders da, wenn sie sich vollkommen freiwillig gestellt hatten (V. 26), als wenn sie als verhaftet vorgeführt worden wären. Das Wunder ist also kein zweckloses, sein Zweck lag eben in dieser ihrer Befreiung selbst, nicht aber in ihrer vollständigen Bewahrung vor aller Strafe, wird also auch durch die nachfolgende Züchtigung nicht wieder aufgehoben; hat doch auch Jesus selbst Streiche leiden müssen, wie viel mehr also seine Jünger! (Matth. 10, 24. Luk. 6, 40). Auch er hat einst seine Feinde zuerst durch bloße Nennung seines Namens zu Boden geschlagen und doch durften sie dann Hand an ihn legen! (Joh. 18, 4 ff.) Daß aber nachher beim Verhör weder die Apostel selbst, noch ihre Richter auch nur Ein Wort von dem geschehenen Wunder sagen, erklärt sich leicht und ist kein Beweis gegen die wirkliche Thatsächlichkeit desselben: die Letzteren wollten natürlich diese Ursache ihrer eigenen Verwirrung und Rathlosigkeit (V. 24) nicht auch noch selber besonders hervorheben, die Ersteren aber hatten Wichtigeres zu thun, als blos über die Art und Weise ihrer Befreiung aus der Untersuchungshaft zu berichten, nämlich ihr Glaubensbekenntniß Angesichts des ganzen Synedriums noch einmal zu wiederholen (V. 30 ff.). Der Zweck der Befreiung ist also vollständig erreicht: die Jünger selbst sind in ihrem Glaubensmuth gestärkt, ihre Feinde aber in ihrer völligen Ohnmacht bloßgestellt.

Tretet auf mit aller Freimüthigkeit, wie bisher, und redet im Tempel (d. h. im äußeren Vorhof desselben) zum Volk, also ganz öffentlich und unverhohlen, nicht blos zu den Gläubigen, wie früher, Kap. 4, 23, alle Worte dieses

Lebens, das im Glauben an Christum, als den Gekreuzigten und Auferstandenen gegeben ist (ähnlich Kap. 13, 26). So spricht der Engel, weil er der himmlischen Welt des Lebens angehört, in der es keinen Tod giebt, und er darum auch nur für dasjenige Sinn und Theilnahme hat, was Leben heißt und Leben hat. Das Leben in Christo, dem Lebendigen, ist auch der Engel Freude und ewiger Lobgesang, in das auch sie „gelüstet hineinzuschauen" (1 Petri 1, 12).

Von Jerusalem sollten die Apostel nicht weichen, so lange die Schuld der Obersten noch nicht voll und die Geduld Gottes über ihnen noch nicht erschöpft war, dort sollen sie fortzeugen, so lange es im Volke wenigstens noch ein empfängliches Herz für sie gab, ähnlich wie später Paulus in Corinth, Kap. 18, 9 ff. Gingen sie, von ihrem Haus aus, in das sie sich einstweilen begeben hatten, früh, schon nach der Morgendämmerung, in den Tempel, trennten sich also auch hier noch nicht von dem gemeinsamen Heiligthum Israels, obwohl Israels Häupter sie zu tödten suchten.

Der Hohepriester aber kam, noch ohne Ahnung von dem Geschehenen, in das im hohepriesterlichen Palast gelegene Sitzungszimmer des Synedriums (Matth. 26, 15 ff.) und die mit ihm waren, seine Familie und sonstigen Anhänger, Bundesgenossen und Helfershelfer (V. 17), und rief zusammen den Rath zur feierlichen und förmlichen Führung des Prozesses und Verurtheilung der Apostel; und alle Aeltesten ꝛc., also auch diejenigen, welche sonst nicht zum Synedrium gehörten, es war also nicht blos eine gewöhnliche Plenarsitzung desselben, sondern eine außerordentlich verstärkte. Das Gefängniß fanden wir verschlossen, dies geschah mit allem Fleiß, damit Niemand die Gefängnißwächter einer Fahrlässigkeit im Amt beschuldigen konnte. Ebenso absichtlich ist die Bemerkung beigefügt: und die Hüter draußen stehen, damit nämlich auch nicht die leiseste Spur eines Verdachtes auf sie falle, als hätten sie sie absichtlich entwischen lassen oder gar entführt. Diese Rede (V. 25) fällt nun wie ein Blitzstrahl und Donnerschlag hinein in die stolze Ruhe und fleischliche Sicherheit des Hohenraths mit seinem hochmüthigen Amtsdünkel.

Der Hauptmann des Tempels (der Tempelwache) ist besonders genannt als Hauptbetheiligter, denn er hatte (Kap. 4, 1) die Einkerkerung zu besorgen und auch die weitere Strafe zu vollstrecken gehabt. Was doch das werden sollte = welchen weiteren Fortgang und schließlichen Ausgang die Sache noch nehmen möchte; sie können also selbst nicht läugnen, daß sichtbar eine höhere Hand hier eingegriffen, aber es fällt ihnen nicht ein, sich selber schuldig und Gott die Ehre zu geben, sie sind nicht einmal begierig, Näheres zu erfahren, weil sie fürchten, noch tiefer davon im Gewissen berührt zu werden; es ist ihnen nur um sich selbst, ihre gefährdete Macht, Ehre und Leben (V. 26) zu thun. Da kam Einer dar, ein unberufener und unwillkommener Bote, der ihnen die Neuigkeit überbringen will, sei's in böser Absicht, um sich an ihrer Niederlage zu weiden und sie öffentlich dem Spott preiszugeben, sei's in guter, um ihnen auf die Spur der Entflohenen zu helfen, „denn wo es gilt Christum und die Seinen auszuliefern, da findet sich überall leicht ein verrätherischer Judas."

III. Vor dem Rath (V. 26—32). Da ging hin, nach dem Tempel, der Hauptmann und holte sie, nach dem Gerichtssaal, nicht mit Gewalt, sondern nur einfach mit Worten sie vorladend, damit sie nicht gesteinigt würden, falls sie nämlich noch einmal, wie schon V. 18, Hand an sie legten. Aber sie folgten auch ohne Zwangsmaßregeln freiwillig, denn die wunderbare Befreiung machte sie auf's Neue gewiß, daß die Obersten ihnen nichts anhaben dürften; sie beugen sich also im Gehorsam, denn „Gottesfurcht vertreibt alle Menschenfurcht." Die große Gunst des Volkes erklärt sich theils aus dem Eindruck des geschehenen Wunders, sowie ihres muthigen Zeugnisses, theils aber auch namentlich aus ihren vielfachen Wundern (V. 15 ff.), die ganzen Familien und Gemeinden eine Wohlthat waren.

Und als sie sie brachten, nämlich zum hohepriesterlichen Palast, fragte sie der Hohepriester, nicht etwa nach dem Wunder ihrer Rettung und noch viel weniger nach dem Inhalt ihrer Predigt, denn er ist froh, daß er sie nur wenigstens wieder in seiner Gewalt hat, sondern er fordert Rechenschaft über ihr Verhalten, d. h. ihren Ungehorsam gegen sein früheres Verbot (4, 21), das sie so wenig gehalten haben, daß sie vielmehr ganz Jerusalem erfüllten mit ihrer Lehre und am Ende gar einen Volksaufstand erregten durch ihre Lehre von Christo als dem längstverheißenen Messias (Kap. 2, 36. 3, 18 ff.) und so sein Blut über sie bringen als eines unschuldig Hingerichteten, das nach Rache zu Gott schreit. Ob der Koherath ein Recht hatte zu jenem Verbot, wird gar nicht untersucht, und so das Verhalten der Apostel gleich von vorn herein als Ungehorsam und Widerspenstigkeit gebrandmarkt; auf die Sache selbst geht er absichtlich gar nicht ein, ein Zeichen seines bösen Gewissens und der geheimen Angst, wohl in Erinnerung an Matth. 27, 25.

Petrus aber (wieder als Wortführer) antwortete unter Zustimmung der übrigen Apostel: man muß Gott mehr ꝛc., also ganz dasselbe wie schon 4, 19 ff. und zwar diesmal ohne alle weiteren Bemerkungen, wie dort noch, wo er wenigstens an ihr eigenes Gewissen appellirt und ein Wort ehrerbietiger Anerkennung der rechtmäßigen, wenn auch unrichtig handelnden Obrigkeit beifügt. Das gleiche Wort, das dort den Schluß der Verhandlung bildet, zu dem man sie gewaltsam gedrängt hatte, bildet hier schon ihren Anfang, womit gesagt werden soll: wir haben damals schon euer Verbot gar nicht gelten lassen, ihr könnet uns also füglich auch nicht als Uebertreter desselben anklagen, da wir rechtzeitig und rechtmäßig dagegen protestirt haben. Die Entschiedenheit der apostolischen Vertheidigung wächst mit der wachsenden Entschiedenheit der hohepriesterlichen Feindschaft und Erbitterung; ja so wenig sind die Apostel gewillt, jenem Interdikt einfach sich zu fügen, daß sie vielmehr jetzt gerade Angesichts ihrer Richter selbst von Christo zeugen.

Der Gott unserer Väter ꝛc. Darin liegt noch eine stillschweigende Anerkennung der immer noch bestehenden Zusammengehörigkeit zu demselben Bundesvolk, dessen Glieder auch die

Gegner sind; eben darum wäre aber auch für diese in demselben Jesus noch das Heil zu finden, in welchem die Apostel es gefunden. Petrus bekennt ganz offen seinen Namen Jesus (als den theuersten und seligsten, vergl. Kap. 4, 12), während der Hohepriester zuvor ihn ganz verächtlich nur „dieser Mensch" genannt hatte, aber er erspart demselben auch so wenig als früher den Vorwurf der Schuld an seinem schmachvollen und schmerzvollen Kreuzestod (vergl. 5 Mos. 21, 22 ff.), weil eben nur im Erkennen der Schuld auch für ihn und seine Genossen noch der einzige Weg zur Buße und Bekehrung lag, der auch ihnen nach V. 31 unter der einzigen Bedingung des Glaubens angeboten und gezeigt wird. Und der heil. Geist, nämlich: ist auch ein Zeuge seiner Erhöhung, vergl. Joh. 15, 26.

Sonntag, 11. März. Apstg. 6, 1—15.

Die sieben Auserwählten.

I. Die Sieben (V. 1—7). Auf das erste Leiden der Apostel von Außen her folgt die erste Spaltung der Gemeinde im Innern und deren Ueberwindung durch die Stiftung des Amtes der Almosenpfleger oder Verwalter des Gemeindeguts für Armenzwecke und zwar wird zunächst berichtet:

a) Der Anlaß zu ihrer Einsetzung: Da der Jünger Viele wurden, also gerade in einer Zeit, wo die fortgesetzte Predigt der Apostel (Kap. 5, 24) und ihr Glaubensmuth im Erdulden der Schmach Christi sich besonders kräftig erwies und die Gemeinde rasch und mächtig zunahm, trat plötzlich ein Uebelstand hervor, der viel schlimmer war, als alle bisherigen Verfolgungen von Seiten der Feinde; denn diese neue Gefahr drohte von den eigenen Gliedern, unter welche sich, je zahlreicher sie wurden, desto leichter und häufiger auch allerlei unreine Elemente einschleichen konnten. Je milder und liebreicher für die christlichen Armen gesorgt wurde, desto eher mochten sich denn auch Manche aus Eigennutz und Trägheit einfinden, da insbesondere bei dem wachsenden Umfang der Gemeinde die bisherige regelmäßige Armenfürsorge (Kap. 2, 45. 4, 35) auch größere Schwierigkeiten mit sich brachte, so daß dadurch wirklich manche Versehen vorgekommen sein mochten.

Es erhob sich ein Murmeln, ein Murren der Unzufriedenheit erst leiser, dann immer lauter, bei den Griechen (Hellenisten, d. h. ausländischen Juden) wider die Hebräer, d. h. die in Palästina selbst geborenen und ansässigen Israeliten. Allerdings waren auch die Ersteren (wenigstens überwiegend) ihrer Abstammung nach Juden, hatten aber ihre Heimath in Egypten, Syrien, Kleinasien u. s. w. (Kap. 2, 7 ff.) und redeten nicht aramäisch, sondern griechisch und hatten auch sonst manche fremde Sitten, Gebräuche und Anschauungen angenommen. Darum, daß ihre Wittwen &c. Diesen Grund gaben die Hellenisten wenigstens als Vorwand an, die eigentliche Ursache war aber wohl eine gewisse schon vorher vorhandene nationale Eifersucht auf die Hebräer. Die tägliche Handreichung ist die Versorgung mit Speise u. dergl.

Eine absichtliche Hintansetzung der Ausländer aus Stolz (wie es sich z. B. Joh. 7, 35 zeigt), oder gar feindseliger Gesinnung gegen sie ist natürlich nicht anzunehmen, eher ein Mangel an genügender persönlicher Bekanntschaft mit ihren Bedürfnissen, da sie ihren Wohnsitz vielleicht noch nicht lang in Jerusalem hatten und man sich auch der verschiedenen Sprachen wegen mit ihnen nicht so leicht verständigen konnte. Die Wittwen gerade konnte dies um so eher treffen, da sie bei'm Hausvater selbstständig die Anliegen der Familie geltend machen und nachweislich vertreten konnten; um so empfindlicher wurde es dann auch von der Partei der Landsleute empfunden. Sodann wird berichtet

b) der Hergang bei der Wahl der Almosenpfleger: Da riefen die Zwölfe u. s. w. Sie hatten ganz recht nach dem Grundsatz 1 Thess. 5, 22 (vergl. 1 Cor. 4, 3), der Sache nicht nur einfach ihren Lauf zu lassen, oder den sich regenden Argwohn stillschweigend abzuweisen, sondern dem Uebel an der Wurzel abzuhelfen und die Quelle der Klagen zu verstopfen, indem sie an Stelle der durch die einstweilen veränderte Sachlage ungenügend gewordenen Einrichtung eine neue und bessere setzten, die das Vertrauen auch der Unbefriedigten wieder gewinnen konnte, ohne auf der andern Seite Verdacht und Anstoß zu erregen, und darin liegt eine große durch den heil. Geist gewirkte apostolische Weisheit. Man wollte durch Theilung der Arbeit das Geschäft erleichtern, zugleich aber auch die Apostel selbst von einem ungehörigen und dabei doch sehr zeitraubenden Nebenamt befreien. Aber sie handeln dabei nicht eigenmächtig für sich allein, sondern thun ihre Ansichten und Beschlüsse auch der Gemeinde kund und zwar der ganzen Gesammtgemeinde („die Menge der Jünger"), nicht als ob alle Einzelnen der Versammlung beigewohnt hätten, sondern nur die nothwendige Anzahl passender Vertreter beider betheiligten Parteien; denn was für die Gemeinde geschieht, soll auch durch sie geschehen, von Amtsdünkel und Ehrgeiz wissen die Apostel nichts.

Das Wort Gottes unterlassen u. s. w. Bisher hatten sich diese wohl auch schon beliebig gewählter Gehülfen zur Armenpflege bedient, jetzt brauchen sie aber hiezu eigentliche Stellvertreter, um nicht das ihnen ja zunächst und zumeist befohlene (Kap. 1, 8) Lehramt allzusehr zu verkürzen oder ganz zu vernachlässigen. Aber ihre Wahl wollen sie nicht allein auf sich nehmen, sondern die Gemeinde soll aus ihrer eigenen Mitte würdige Männer vorschlagen, die dann von den Aposteln förmlich angestellt werden könnten; und zwar erklären diese sich jener gegenüber ganz offen über das, was sie nicht wollen und was sie wollen. Ihr Nichtwollen rührt aber nicht aus Bequemlichkeit her, sondern aus Gewissenhaftigkeit, weil sie es vor Gott nicht glauben verantworten zu können, und noch viel weniger aus Hochmuth, als ob ihnen das „Dienen" als solches zu gering gewesen wäre, bezeichnen sie doch auch ihr geistliches Amt nachher selbst (V. 4) als ein „Dienen."

Nur um sich für dieses Zeit und freie Hand zu

schaffen, wollen sie die Fürsorge für's Leibliche Andern überlassen; aber nicht dem beliebigen Zufall, sondern einem ständigen Amt. Dafür machen sie aber drei Bedingungen namhaft: 1) ein gutes Gerücht, allgemein anerkannte Rechtschaffenheit des Charakters und Wandels, damit man nicht Anlaß habe an ihrer Treue und Zuverlässigkeit zu zweifeln, sondern sie Jedem volles Vertrauen einflößen (1 Tim. 3, 7); 2) voll heiligen Geistes, also auch voll warmen Eifers für die Sache, nicht parteilicher Vorliebe für einzelne Personen, und 3) Weisheit, d. h. die Gabe, ihr Amt praktisch anzugreifen und segensreich zu verwalten, wozu noch mehr als der bloße „gute Wille" gehörte oder gar nur ein „gutes Herz." Offenbar ist also ihr Amt von vornherein nicht auf's bloße Almosengeben beschränkt, sondern umfaßte auch die Seelsorge bei den Betreffenden.

Wir aber u. s. w., nachdem uns so Zeit und Kraft ungeschmälert für unseren Hauptberuf gelassen ist, wollen ihn nun auch mit desto ungetheilterer Hingabe erfüllen, und zwar nach seinen beiden Hauptseiten: Gebet und Predigt, wobei das Erstere als das Wichtigste absichtlich voransteht und beides, die Fürbitte für die Gemeinde wie den persönlichen Umgang des Predigers mit Gott umfaßt, wodurch er selbst erst von oben schöpft, was er predigend nach unten mittheilt.

Und die Rede &c. Der Vorschlag geht also zwar aus von den Aposteln als beschließenden, über Zweck und Umfang, Tragweite und Voraussetzung des neu zu stiftenden Amtes, wird dann aber der Gemeinde zur Prüfung und Annahme überlassen und letzterer auch die Wahl der einzelnen Personen übertragen. Diese waren jedenfalls aus beiden betheiligten Parteien genommen, vielleicht sogar numerisch gleich vertheilt, die drei ersten etwa den Hellenisten, die drei nächsten den Hebräern und der Letzte beiden zugleich angehörig, sofern er zwar nach Geburt und Heimath aus der Fremde stammte, aber als Judengenosse oder sog. „Proselyt der Gerechtigkeit" vollständig dem Volk Israel einverleibt war. Da alle Sieben griechische Namen tragen, scheint man den murrenden Hellenisten entgegengekommen zu sein, indem man lauter Leute nahm, die ihnen an Sprache und Interesse am nächsten standen.

Von Stephanus ist im folgenden Abschnitt, von Philippus Kap. 8, 5 ff., 26 ff. und 21, 8 ff. noch die Rede, die andern sind unbekannt. Die eigentliche Einsetzung in's Amt und die Weihe für dasselbe geschieht nun aber wieder durch die Apostel selbst durch Handauflegung (1 Mos. 48, 14) und Gebet über den Erwählten (13, 3), um die Gabe des heil. Geistes ihnen noch ganz besonders für ihr Amt (4 Mos. 27, 18) zu erflehen (vergl. 8, 15 ff.), wenn sie sie auch für ihre Person bereits hatten. Endlich wird auch noch kurz

c) der Erfolg und Segen der neuen Einrichtung erwähnt: Das Wort Gottes nahm zu an Ausbreitung, indem dieselbe vor Allem beitrug zur Beschwichtigung der drohenden Entzweiung der Gemeinde und zur Erweckung eines besseren und friedlicheren Sinnes in der Einigkeit des Geistes. Die Bekehrung vieler Priester ist besonders hervorgehoben, weil dies bisher noch nicht der Fall gewesen, jetzt aber erfüllt sich auch Jes. 53, 12; und zwar ist sie sehr passend als eine That des Glaubensgehorsams gegen den Heilswillen Gottes in Christo bezeichnet, weil gerade bei ihnen ein starker Willensentschluß zu einem solch entscheidenden Schritt gehörte.

II. Stephanus (V. 8—15): War das Bisherige gleichsam nur Einleitung und Vorgeschichte für den Bericht über Stephanus „als den leuchtendsten Stern in jenem Siebengestirn der Almosenpfleger," so beginnt nun erst die eigentliche Hauptgeschichte, die Erzählung vom ersten christlichen Märtyrer, der nun für eine Zeitlang so sehr in Hintergrund tritt, daß selbst die Apostel hinter ihm verschwinden. Zuerst sehen wir:

a) seine gesegnete Wirksamkeit nebst kurzer Schilderung seiner Person und seines Charakters: Voll Glaubens und Kräfte, wie schon V. 5 von ihm gerühmt hatte. Wo der heil. Geist und der lebendige Glaube ist, da fehlt es auch nicht an allerlei Gnadengaben und besondern Kräften (vergl. 4, 33).

Die Wunder und große Zeichen verrichtete er ohne Zweifel zunächst in Ausübung seines Amtes, in der Pflege der Armen, Kranken und Elenden, wo ihm Gelegenheit genug gegeben war, in mancherlei Noth hineinzublicken, wo keine irdische Hülfe ausreichte und je treuer und gewissenhafter er es mit diesem seinem eigentlichen Beruf nahm, desto mehr konnte Gott ihm auch noch Größeres gewähren nach dem Grundsatz Luk. 10, 16 und ihm neben dem geistlichen Amt auch leibliche Wunderkräfte anvertrauen, die ihm zwar schon durch die apostolische Handauflegung als besondere Amtsausrüstung mitgetheilt waren (V. 6), aber doch auch wieder erst durch seinen eigenen Glauben geweckt (2 Tim. 1, 6) und in Bewegung gesetzt werden mußten. Obwohl selbst kein Apostel, thut er doch ohne eifersüchtige Einsprache der Letzteren dieselben Wunder wie die Apostel (Kap. 5, 15. 16) und redet auch hernach mit demselben Geiste der Weisheit (V. 10), der Jenen verheißen und geschenkt worden war. Es folgt nun

b) seine grimmige Anklage: Und standen auf u. s. w. Durch Neid und Mißgunst getrieben wegen seiner hervorragenden Thätigkeit und der ihm durch Wunderkräfte und besonderen Gaben der Erkenntniß und Rede zutheilgewordenen Auszeichnung, wohl aber auch zugleich aus Furcht, die Gemeinde möchte sich noch weiter ausbreiten und in dem Streben, dies möglichst zu verhindern. Etliche von der Schule u. s. w. Wahrscheinlich hatten die nachher Genannten alle je Eine (besondere) Synagoge in Jerusalem, wo es im Ganzen 480 gegeben haben soll, möglicherweise gehörten aber auch die drei Ersten zusammen zu Einer und derselben Schule, der römisch-afrikanischen und die zwei Letzten ebenso, zur griechisch-asiatischen.

Die Libertiner sind die namentlich unter Pompejus nach Rom gebrachten, nachher aber wieder freigelassenen kriegsgefangenen Juden und deren Nachkommen, die später großentheils wieder in ihre alte Heimath zurückkehrten, theilweise auch in Rom sich ansiedelten (Kap. 28, 17 ff.); Cyrene in Obersyrien und Alexandria in Egypten waren sehr stark von Juden bevölkert, Cylicien, eine Provinz in Kleinasien, zu deren Schule auch der

dort, in Tarsus) geborene Paulus (7, 59) gehörte, und Asien der westliche Küstenstrich Vorderasiens. Und befragten sich (disputirten) mit Stephanus, um ihn durch allerlei spitzfindige Streitfragen über religiöse Dinge in ihr Netz zu ziehen, wie einst den Herrn Jesus selbst. Aber alle diese Umtriebe halfen nichts, denn der Geist Jesu Christi war nach seiner Verheißung Luk. 21, 15 auch in Stephanus wirksam und selbst die Gegner mußten wenigstens anerkennen, daß eine solche „geistige Macht" da war und wirkte, auch wenn sie sie nicht als den heiligen Geist kannten, daher es hier auch blos „Geist" heißt. Sie konnten ihm wohl widersprechen, aber nicht widerstehen und wenn sie auch von seinem Zeugniß der Wahrheit nicht überzeugt wurden, so mochten sie doch sich nicht weiter mit ihm einlassen; gaben aber dennoch ihr Ziel nicht ganz verloren, sondern greifen, wieder ganz wie einst bei Christo selbst zu den fleischlichen Waffen der Lüge, weil sie mit den geistlichen der Wahrheit nichts erreichen können.

Die Aussage der offenbar von ihnen bestellten und heimlicher Weise dazu vorbereiteten Männer: Wir haben ihn gehört rc. erinnert gleichfalls an eine ähnliche ränkevolle Behauptung gegen den Herrn selbst (vergl. Matth. 26, 61; 27, 40) und sollte, geflissentlich in der ganzen Stadt verbreitet, dazu dienen, sowohl bei'm Volk Unwillen gegen Stephanus zu erregen, als auch die Aufmerksamkeit des Hochverraths auf ihn zu lenken; weil sie seiner Sache nichts anhaben können, wollen sie wenigstens seiner Person schaden, aber mit Hülfe Anderer, um nicht ihre Rachsucht bloßzustellen und sich selbst zu gefährden.

Ihre Absicht wird erreicht: Sie erregten das Volk zu einem Aufruhr gegen ihn und die Aeltesten und Schriftgelehrten, also die Mitglieder des Synedriums zum amtlichen Einschreiten und Abhaltung einer außerordentlichen Gerichtssitzung. Und rissen ihn hin, aus dem von ihnen selbst veranstalteten Volksgetümmel führten sie ihn in's Gefängniß, wohl nachdem sie sich hiezu ausdrücklich hatten Vollmacht geben lassen. Als Ankläger bei'm Gericht erscheinen dabei dieselben falschen Zeugen wie V. 11.

Dieser Mensch (verächtlich) hört nicht auf rc. Schon von Vornherein ist nicht wahrscheinlich, daß ein Mann voll Glaubens und heil. Geistes (V. 5) dazu voll Gnade und Weisheit und unbescholtenen Rufes sich soweit sollte vergessen haben, es unablässig zu seinem eigentlichen Geschäft zu machen, in lästernden Verläumdungen gegen das Judenthum, dem er doch selbst früher angehört hatte, feindlich aufzutreten, ja sogar frech gegen Alles, was einem frommen Israeliten das Heiligste war, zu Felde zu ziehen, wie denn auch seine ganze spätere Vertheidigungsrede (Kap. 7) das gerade Gegentheil eines solchen Fanatismus zeigte. Aber auch die von ihnen zum Beweis vorgebrachten angeblichen eigenen Aeußerungen des Stephanus selbst: Jesus von Nazareth rc. wären jedenfalls blos vereinzelte Worte gewesen und bewiesen somit wenigstens kein beharrliches Sichauflehnen gegen das Judenthum und trugen noch viel weniger eine Spur von leidenschaftlicher Schmähung desselben an sich. Mag sich auch vielleicht ihre Beschuldigung an irgend etwas Thatsächliches, übereilt oder mißverständlich Gesprochenes angelehnt haben, so war sie jedenfalls grell übertrieben und absichtlich entstellt. Im Gegentheil zeigt vielmehr ihre eigene Ausdrucksweise „dieser Jesus von Nazareth," die sie ihm in den Mund legen, während er selbst sicherlich so sich nicht ausgesprochen haben kann, einen bitteren Ton des Spotts, und das „Aendern die Sitten rc." ist sogar eine grobe Lüge, denn bis jetzt hatten sich die Christen noch ganz an die Gebräuche und Ordnungen der Juden und ihres Gesetzes und Gottesdienstes gehalten.

Die Stellung des Stephanus war sicherlich ganz dieselbe wie die des Paulus (Kap. 25, 8), die er später gleichfalls gegen einen ganz ähnlichen Vorwurf zu vertheidigen hat (Kap. 21, 28). Endlich ist auch noch die Rede von

c) seiner himmlischen Verklärung: Sie sahen auf ihn mit gespannter Erwartung, was er auf die schwere Anklage erwidern werde, davon er ja in ihren Augen schon so gut wie überführt war, also wohl auch mit einer gewissen Schadenfreude und in der stillen Hoffnung, sie werden etwas von Angst und Schrecken, Rathlosigkeit und Verzagtheit, Zorn und Ingrimm sehen; aber im Gegentheil, sein Angesicht strahlte ihnen entgegen wie eines Engels Angesicht, nicht nur vom Ausdruck männlichen Muthes, siegreicher Begeisterung und heiliger Gemüthsruhe, das sich darauf spiegelte, sondern übergossen von einem himmlischen Licht als Widerschein des auf ihm ruhenden Geistes der Herrlichkeit (1 Petr. 4, 14). Er, der der Lästerung Moses angeklagt war, zeigt auch jene Klarheit des Angesichts Moses (2 Mos. 34, 29 ff.), ein Beweis für die Wahrheit von 2 Cor. 3, 7. 8.

Sonnt., 18. März. Apostelg. 7, 54—60; 8, 1—4.

Der erste christliche Märtyrer.

I. Jesus und Stephanus (7, 54—56). Da sie, die Mitglieder des Hohenraths, Solches höreten, nämlich die letzten Worte der vorangehenden Rede des Stephanus und die dort V. 51—53 ausgesprochenen Vorwürfe, ging es ihnen durchs Herz, aber nicht wie dort Kap. 2, 37 zur Erweckung aufrichtiger Buße und lebendigen Glaubens, und somit zur göttlichen Traurigkeit (2 Cor. 7, 10), sondern wie Kap. 5, 33 nur zur weiteren inneren Verstockung und Verstärkung ihrer Wuth, so daß sie vor Zorn und Verachtung die Zähne zusammenbeißen (vgl. Ps. 35, 16. 37, 12), wenn sie auch für den Augenblick noch nicht wagten mit offener Gewalt wider ihn einzuschreiten. Sah er auf gen Himmel, duldend und glaubend, betend und hoffend gegenüber von all ihrem wilden Grimm. Voll heiligen Geistes wird seine Seele gerade im Augenblick der höchsten Gefahr und Noth, er fühlt jetzt lebendiger als je zu seiner Stärkung seine Kraft und seinen Beistand im Herzen.

Aufwärts blickt er nach der Stätte der einzigen noch möglichen Hilfe und Rettung (vgl. Ps. 121, 1); wie im Zustand der Entzückung (2 Cor. 12, 2. 4) ist auch sein leibliches Auge außerordentlicherweise

befähigt, über die gewöhnlichen Schranken des irdischen Gesichtskreises den geistigen Blick des Glaubens hinaufheben zu können bis zum himmlischen Lichtglanz der Herrlichkeit Gottes, wo dieser selbst und mit ihm der auferstandene und verklärte Heiland wohnt und thront. Sonst ist gewöhnlich von einem Sitzen derselben die Rede, hier absichtlich von einem Stehen; jenes ist Sache des Königs und Richters, dieses des Kämpfers und Helfers, der für sein verfolgtes Volk sich erhebt, gerade in dem Augenblick, wo es zum ersten blutigen Märtyrerthum geht.

II. Stephanus und Saulus (7, 57—60). Sie schrieen aber laut, um es unmöglich zu machen, daß er noch weiter rede und hielten ihre Ohren zu, um seine Worte wenigstens nicht zu hören, in denen bereits ein erster Triumph und Siegesruf über sie kund wird; und stießen ihn zur Stadt hinaus, um ihn dort außerhalb derselben zu steinigen, wie auch sein Meister selbst außerhalb der Stadt gekreuzigt wurde; vielleicht geschah es durch das nachmals seinen Namen tragende sog. Stephansthor, im Osten der Stadt gegen das Kidronthal hinaus.

Seine Worte steigern also nur ihre Leidenschaft noch mehr, denn sie zeigen ihnen, wie der von ihnen verworfene Jesus doch wirklich der nun erhöhte wahrhaftige Messias Israels ist, und nun erfolgt der letzte gewaltsame Ausbruch, indem sie nicht einmal mehr das Ende der Gerichtsverhandlung und die Fällung des Urtheilspruchs abwarten, sondern einen Volksaufstand erregen und ihn unter dem Toben und Lärmen desselben zur Stadt hinausdrängen.

Ein Recht zur eigenen Vollstreckung der Todesstrafe hatten sie bekanntlich nicht mehr (Joh. 18, 31); es ist also ein Akt willkürlicher Volksjustiz, freilich meinten sie selbst in blindem Eifer eine Gott gefällige That gegenüber dem Gotteslästerer gethan zu haben.

Die Zeugen (dieselben natürlich wie 6, 13) mußten nach jüdischem Gesetz den ersten Stein auf den Angeklagten werfen (Joh. 8, 7. 5 Mos. 17, 7), deshalb legten sie ihre (Ober-) Kleider ab, damit ihnen diese dabei nicht hinderlich seien. Saulus war vielleicht als Abgesandter des Hohenraths zugegen (22, 20). Herr Jesu u. s. w., merkwürdig ist einmal, daß, während Stephanus in seiner ganzen vorangehenden Rede den Namen Christi selbst nicht nennt, obwohl er ihn unaufhörlich gepredigt hat, als den Namen, in dem allein alles Heil zu finden ist (4, 12), ihn nun auch wirklich ausspricht und sich so mit dem Namen zugleich auch zum Glauben an die wahrhaftige und wesentliche Gottheit seines Trägers bekennt, denn nur in Gottes Hände allein kann ein Gläubiger sterbend seine Seele befehlen, und sodann die völlige Uebereinstimmung dieses seines letzten Wortes mit Jesu letztem Todesrufe selbst (Lukas 23, 46; vgl. Psalm 31, 6).

In den Worten „schrie laut“ ist der ganze Kraftaufwand seines Glaubens und seiner inbrünstigen Liebe ausgedrückt, die ihn auch auf die Kniee niederzog. Desgleichen stimmt auch seine letzte Bitte für seine Feinde ganz mit der Fürbitte des Herrn am Kreuz überein (Luk. 23, 34) und schon Augustin hat darauf aufmerksam gemacht, welche Frucht sie trug, wenn er sagt: „Hätte Stephanus nicht also gebetet, so hätte die Kirche nimmermehr einen Paulus bekommen;“ und ähnlich ein anderer alter Ausleger: „kaum liegt der erste Zeuge todt unter den Steinen, so ist der zweite schon in der Mache.“

Entschlief er, absichtlich bezeichnet Lukas seinen Tod mit diesem Wort, das so gar nicht auf sein blutiges Ende zu passen scheint, um zu zeigen, daß es dennoch trotz aller Grausamkeit seiner Feinde ein sanftes, stilles und seliges gewesen sei, und er durch seinen standhaften Glauben und die Gotteskraft der Gnade dennoch auch im Erliegen noch herrlich gesiegt habe als ein seines Namens (Stephanus = Krone) würdiger Held. Saulus aber (also der schon 7, 57 erwähnte Jüngling) hatte Wohlgefallen rc., eigentlich: stimmte ihm bei, war ganz damit einverstanden (Joh. 16, 2). Von hier ging es aber mit ihm bald noch weiter abwärts: Kap. 8, 1. 3 ist er bereits ein Verfolger der Christen geworden, also von der stillen Freude und dem müßigen Zusehen zur thätigen Mitwirkung fortgeschritten; sein Wohlgefallen ging also tiefer als blos bis zur Befriedigung persönlichen Hasses, wie etwa bei den Anderen, die nach geschehener Steinigung wahrscheinlich sich zufrieden gaben, zugleich ist damit aber auch angezeigt, daß er Stephanus besser verstand und richtiger taxirte, als die anderen alle: er erkannte ganz wohl, wie vergeblich es sei, nur diesen Einen leiblich zu tödten, wenn in Anderen sein Geist doch fortlebe, und so brachte er es dahin, daß noch am gleichen Tage (8, 1 wörtlich: an jenem Tage, nicht blos: zu der Zeit) sich eine grausame Verfolgung gegen die Gemeinde erhob, der man bisher blos mit Scheu entgegen zu treten gewagt hatte.

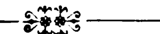
III. Saulus und die Gemeinde (8, 1—4). Eine große Verfolgung durch die nun wieder in die Stadt zurückgekehrte Volksmenge, welche die ohne Zweifel an ihrem gewöhnlichen Versammlungsort im Gebet vereinigte Gemeinde überfiel und gewaltsam auseinanderjagte. Und sie zerstreuten sich, namentlich in Folge der weiteren Schritte (V. 3), alle, also auch die übrigen 6 Almosenpfleger (6, 5), ohne die Apostel: nur sie allein verließen Jerusalem auch jetzt noch nicht, denn die rechten Hirten halten auf dem Posten aus, auch wenn die Heerde selbst auseinander läuft; sie bleiben stehen gleichsam als die letzten ehrwürdigen Säulenreste des zerstörten Gottestempels.

In die Länder (Landschaften) Judäa und Samaria flohen sie zunächst, nicht blos als den nächstliegenden nach der ausdrücklichen Weisung des Herrn (Matth. 10, 23), sondern auch nach dem Rathschluß der göttlichen Vorsehung, um jetzt schon den Uebergang des Evangeliums von den Juden zu den Heiden vorzubereiten (vgl. V. 14). Diese nothwendige Eile ihrer Flucht verhinderte auch die Gemeinde selbst an der Bestattung des Stephanus. Daher beschickten ihn gottesfürchtige Männer aus den Juden selbst (vgl. 2, 5), die es nicht mit der aufgeregten Menge hielten, sowenig als die zwei Mitglieder des Synedriums, die Jesum selbst begruben (Nicodemus und Joseph von Arimathia) mit dem übrigen Hohenrath.

Sie waren also in Wahrheit gottesfürchtig und Männer, die muthig Gott mehr fürchteten und ihm gehorchten, als Menschen, und bei denen die frühere friedlichere Gesinnung gegen die Christen

(2, 47. 5, 15 ff.) noch fortlebte, im Gegensatz zu dem finsteren pharisäischen Geist bei Saulus und den übrigen Leuten aus dem Hohenrath. Eine große (Leichen-) Klage, nach dem Vorgang von 1 Mos. 50, 10; es beweist dies jedenfalls den tiefen Eindruck, den sein gottseliger Wandel und sein seliges Ende auch auf sie als unparteiische Zeugen gemacht hatte.

Zerstörte die Gemeinde, indem er in seinem fanatischen Eifer alles aufbot, um ihre Existenz in Jerusalem unmöglich zu machen. Er beschränkte sich nicht mehr darauf, sie auf öffentlicher Straße aufzugreifen, sondern bricht mit Gewalt in ihre eigenen Häuser ein, wohl in Begleitung von Gerichtsdienern, die ihm der Hoherath dazu bewilligte (26, 10) und bemächtigt sich ohne Unterschied Aller, deren er habhaft werden kann, um sie zunächst in Untersuchungshaft zu bringen, bis das Todesurtheil über sie gesprochen ist — ein rücksichtsloses und völlig ungerechtfertigtes Vorgehen gegen friedliche Bürger, das aber bereits das genaue Vorbild des späteren Verfahrens der Inquisition geworden ist. Gingen um, nämlich von einem Ort zum andern, nicht zufrieden mit ihrer eigenen augenblicklichen Rettung und Sicherheit, sondern begierig, dem ihnen hierdurch zu Theil gewordenen göttlichen Wink zu folgen und das Evangelium auch über die Grenzen seiner bisherigen Verkündigung hinaus weiter zu verbreiten. — „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche."



Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Erziehung. (Die Entschiedenheit der Mutter.) Das Abendessen verspätete sich in der Wohnung des Herrn Merwin in Boston. Frau Merwin saß beim Feuer und wartete auf die Zurückkunft ihres Mannes vom Geschäft. Willie und Anna sprangen wild im Zimmer umher, warfen die Stühle um, welche Gefahr auch leider der gedeckten Tafel drohte.

„Ruhig!" rief Frau Merwin in's Zimmer hinein. „Anna, öffne deinem Vater die Thür und Willie, rufe das Mädchen."

„Der Vater hat einen Nachtschlüssel, und kann die Thür selbst öffnen," sagte Anna und fiel über ihren Bruder her, welcher ein Stück Spielzeug von ihr hatte.

Ermüdet trat Herr Merwin in's Zimmer und setzte sich an's Feuer. Bald folgte das Mädchen mit geröstetem Brod in einer Hand, und in der andern einen Topf voll Rahm; die Kinder vor Unart fast außer sich, liefen gegen das Mädchen, welches dadurch sein Gleichgewicht verlor, und das geröstete Brod auf den Teppich fallen ließ. Erzürnt ging Frau Merwin und gab den Kindern derbe Ohrfeigen. „So etwas habe ich noch nie gesehen! Ihr seid gewiß die schlimmsten Kinder, die es giebt, Ihr seid eine wahrhaftige Plage! Ich wollte ihr wäret beide meilenweit entfernt! Ich kann es nicht begreifen, wie es kommt, daß ich so böse Kinder habe. Geht jetzt an den Tisch und seht zu, daß ihr euch gut betragt. Ihr macht es eurem Vater gewiß sehr angenehm, der den ganzen Tag für euch arbeitet und jetzt heim kommt, und findet das Haus in einem solchen Durcheinander, das Essen verdorben, den Teppich ruinirt." Mit diesen Worten trieb sie die Kinder an den Tisch. Es waren wirklich schöne Kinder, nur etwas blaß und schwächlich; aber jetzt — mit einem zornigen finsteren Gesicht und ungekämmtem Haar, machte ihr Aussehen einen höchst unbefriedigenden Eindruck. Sie setzten sich hin und aßen ohne ein Wort zu reden; so auch die Eltern. Endlich sagte Frau Merwin: „Willie, iß nicht so viel von diesem Kuchen, iß auch etwas Brod und Butter, und du Anna, sollst nicht so viel Süßes essen, du hast jetzt schon mehr, als dir gut ist."

„Brod und Butter schmeckt mir nicht," erwiderte Willie im mürrischen Ton, „und was mir nicht schmeckt, kann ich nicht essen." Und Anna, ohne ihre Mutter einer Antwort zu würdigen, aß von dem Eingemachten, bis nichts mehr da war.

Der Abend verging so unheimlich, wie er begann. Nach dem Essen ging es an den Büchertisch, da die Kinder ihre Schul-Lektionen für den nächsten Tag zu machen hatten; aber sie saßen unruhig da und waren zornig gegen einander, und der Vater, nachdem er vergeblich versucht hatte, eine halbe Stunde zu lesen, legte die Zeitung hin und setzte sich tief seufzend an's Feuer.

„Mutter," frug Willie, „wo liegt Turin?"

„Ich weiß es jetzt gerade nicht; suche es auf der Karte auf."

„Ich kann nicht; es sind eine solche Masse kleiner Namen darauf, und was mehr ist, ich werde es nicht thun. Es macht nichts aus, ob meine Lektion auch fehlerhaft wird, ich bin jetzt so weit unten in der Klasse, daß ich gerade so lieb dort bin, wie sonstwo."

„Mutter, ist „gut" ein Eigenschafts- oder ein Umstandswort?" frug Anna.

„Wie sollte ich das wissen? Kannst du das nicht in der Grammatik lernen?"

„Nein, ich kann nicht," sagte Anna.

„Dann studire deine Bücher, und belästige mich nicht immer," sagte die Mutter.

Die Bücher wurden weggelegt. Es war neun Uhr, die Kinder verließen das Zimmer und gingen zu Bett. Anna klagte über Kopfschmerzen und schalt Willie, weil er ihren Glasvogel zerbrochen hatte.

Nachdem die Eltern eine halbe Stunde dasaßen, ohne ein Wort zu reden, wandte Herr Merwin sich zu seiner Frau, welche am Tisch saß und ihr Haupt auf den Arm stützte; die Näharbeit war ihr aus der Hand gefallen.

„Helene," sagte er, „warum betragen unsere Kinder sich so? Ich wünsche eine angenehme, freundliche, ruhige Heimath. Ich baute dieses Haus und

ließ es prachtvoll ausstatten, ich versorge euch mit allem auf's Beste und dennoch sind wir höchst unglücklich. Und es kommt alles durch die ungezogenen Kinder."

Frau Merwin schaute ihren Mann etwas unwillig an. „Wenn die Kinder böse sind, ist es nicht auch theilweise deine Schuld? Suchst du sie zum Gehorsam anzuleiten, wie du sollst?"

„Wie kann ich," erwiderte er, „bin ich nicht den ganzen Tag an der Arbeit? Soll ich die kurze Zeit, die ich zu meiner Erholung übrig habe, noch verwenden, um diese unartigen Kinder zu erziehen? Sie lieben mich jetzt schon wenig genug, höre höchst selten ein freundliches Wort von ihnen, und wie wäre es noch, wenn ich den Abend im Schelten mit ihnen zubrächte. Gestern Abend ging ich nach Hause mit Herrn Weston (unserem alten Freunde); derselbe ist so beschäftigt, wie ich, und die Erziehung seiner fünf Kinder liegt ganz allein seiner Frau ob; aber welch' ein Unterschied, Helene! Freude und Glück strahlte aus den Gesichtern, so intelligent, so liebevoll gegen einander, so ruhig und gehorsam gegen die Eltern! Ich hatte Hoffnung, so werden meine Kinder aufwachsen, aber diese Hoffnung ist längst gescheitert; je älter sie werden, je schlimmer. Ich wünsche, daß du ihnen Abend ein anderes Zimmer giebst, ich mag sie nicht mehr um mich haben." Nachdem der Vater so gesprochen, ging er tief seufzend auf sein Schlafzimmer.

Kaum war er fort, so brach Frau Merwin in heftiges Weinen aus. Sie war bis auf's Innerste erschüttert. Sie bemitleidete sich selbst und war erzürnt über ihren Mann und ihre Kinder. „Ich war erst siebenzehn Jahre alt, als ich einen Mann heirathete, der viel älter war als ich und deshalb auch viel verständiger; und wie konnte er erwarten, daß ich verstände Kinder zu erziehen, da ich selbst ein verzärteltes, verzogenes und halbgebildetes Mädchen war? Wo sollte ich zu dieser großen Arbeit die nothwendige Selbstverläugnung und Ausdauer hergenommen haben? Sollte es erwartet werden, daß ich alle meine jugendlichen Freuden für andre opfere?"

Und während sie so dachte, weinte sie um so mehr. Es ist wahr, Frau Merwin hatte zu früh geheirathet, der Anfang war darum nicht, was er hätte sein können, aber sie war eine Frau von Gefühl und Entschiedenheit. Ihre Gedanken schlugen jetzt eine andere Richtung ein. „Aber ich liebe meine Kinder, und ich liebe meinen Mann. Ich bin ihre Mutter und seine Frau; und verlangt nicht die Natur, Gott und mein eigen Herz, daß ich meine Pflichten besser und treuer erfülle, wie bis dahin? O, wie glücklich wäre ich, wenn ich meine Kinder könnte gewinnen und zur Besserung anleiten. Wenn ich meinen Mann beglücken und seine Heimath angenehm machen könnte! Welche Opfer wäre ich nicht willig zu bringen?" Ihr Antlitz leuchtete, als sie so nachdachte, aber der Rückblick entmuthigte sie.

„Ich bin dreißig Jahre alt," sagte sie, „Anna ist zwölf und Willie zehn, und wenn ich mich auch besserte, wie soll ich es bei meinen Kindern anfangen? Ach! ich fürchte, es ist vergebliche Arbeit."

Frau Merwin war leider nicht entschieden religiös, und dennoch hatte sie in der letzten Zeit, zwar unregelmäßig, doch ernstlich im Verborgenen gebetet. Jetzt aber sank sie demüthig nieder, und brachte ihre Sorgen, Wünsche und Anliegen vor Gott. Sie betete wie Salomo um Weisheit und Gnade, denn sie fühlte wie nie zuvor ihren hohen Beruf, und daß es ihr allein durch Gottes Kraft und Weisheit möglich ist, ihre Pflichten zu erfüllen. Als sie aufstand, regten sich neue Gefühle in ihrer Brust; sie war beruhigt, ermuthigt und schaute wieder hoffnungsvoll in die Zukunft.

Am nächsten Morgen ging sie zu ihrer alten Freundin Frau Weston, und offenbarte ihr ihre Gefühle und Absichten; Frau Weston war eine großherzige, verständige und fromme Frau. Sie hörte mit inniger Theilnahme zu, ermuthigte sie und gab ihr Rath; nach einer langen Besprechung ging Frau Merwin wieder nach Hause. An jenem Abend, nachdem ihr Mann und ihre Kinder zur Ruhe gegangen, nahm sie Tinte und Feder und schrieb folgende Regeln nieder:

1) Des Tages erste Pflicht soll sein: Ein Gebet zu Gott um Weisheit und Kraft, meine Kinder richtig anzuleiten und zu erziehen.

2) Werde meinen Kindern nie wieder erlauben, absichtlich gegen meinen Willen zu handeln und zu widerstreben.

3) Will ich mich bestreben, mich nie wieder durch Gefühlsaufregungen hinreißen zu lassen, damit ich durch Ruhe und Ueberlegung zu einem richtigen Urtheil gelange.

4) Werde ich täglich einen Theil meiner freien Zeit zum eigenen Unterricht benützen, damit ich dadurch geschickter werde, meine Kinder zu unterrichten.

5) Ich will versuchen, mein eigenes Temperament zu überwachen, freundlich und milde sein und mich auch für die kleinsten Dinge meiner Kinder interessiren, damit ich ihre Liebe gewinne.

6) Unnöthige Ruhe oder Lesen von Novellen sollen in Zukunft vermieden werden, ebenso der Besuch von großen Gesellschaften und Parties, und die Zeit, die ich dadurch gewinne, soll dazu verwandt werden, die Heimath für meinen Mann und meine Kinder angenehm zu machen.

7) Ich will in Zukunft mehr auf die Gesundheit meiner Kinder achten, und werde mich über diesen Gegenstand durch Bücher und erfahrene Personen befragen und berathen lassen.

8) Will ich nicht durch Fehlschlagen meines ersten Versuchs mich entmuthigen lassen, sondern fortfahren, im festen Glauben an die Verheißung des Herrn für solche, welche ihre Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen suchen.

Als die Mutter mit Schreiben fertig war, schienen ihr diese Vorsätze auf dem Papier freilich recht formal. Das Schreiben derselben war nichts, aber sie hatte diese Vorsätze im Herzen; sie legte daher das Papier zusammen und schloß es zur Erinnerung ein, für den Fall, daß sie später wieder Gefahr lief, in die alten Gewohnheiten zurückzufallen.

Am nächsten Morgen frühstückten sie wie gewöhnlich, Anna und Willie kamen gerade, als ihr Vater vom Tisch aufstand; derselbe ging auf eine Reise, um vier Wochen abwesend zu sein; aber das blieb den Kindern gleich, kein Abschiedsgruß dem Vater, der sich Tag für Tag für sie abmühte. „Bringe mir etwas Schönes mit!" und „Bringe mir etwas Schönes mit!" riefen sie ihm Beide zu, und mit diesen Worten setzten sie sich an den Tisch.

„Wo ist denn mein Kaffee?" frug Willie. „Dieses weiße Zeug ist doch kein Kaffee."

„Nein," sagte die Mutter, „es ist Milch und Wasser. Ich wünsche, daß du es trinkst; es ist besser für dich."

„Und ich will Kaffee," sagte Willie in einem entschiedenen Ton, „und ich werde nichts Anderes nehmen," damit streckte er seine Hand aus, um sich selber zu helfen.

„Trage den Kaffee hinaus," sagte Frau Merwin zum Dienstmädchen. Der Kaffee wurde hinausgetragen.

„Wo ist mein geröstetes Brod mit Wurst?" frug Anna.

„Du bekommst diesen Morgen beides nicht; dort ist gutes Brod und Butter. Du kannst etwas Fleisch dazu haben, oder auch ein gekochtes Ei, wie du willst."

„Ich wünsche keins von beiden; ich will Wurst, und wenn ich die nicht haben kann, will ich nichts."

„Gerade wie du willst," erwiderte die Mutter kaltblütig.

Die Kinder schauten jetzt ihre Mutter und darnach einander an; sie konnten der Mutter Entschiedenheit nicht begreifen. Sie baten, drohten und suchten auf allerlei Weise zu erlangen, was sie wünschten, aber umsonst. Mit finsteren Gesichtern ergaben sie sich endlich, und aßen, was vor ihnen stand.

„Aber ich weiß eins," sagte Willie, „wenn ich zum Mittagessen nicht haben kann, was ich will, werde ich lieber Hunger leiden. Schon seit einer Woche habe ich nicht mehr gebadet, und werde es auch nicht mehr thun; auch werde ich heute Nachmittag nicht in die Schule gehen. Vater ist verreist, und ich werde zu Hause bleiben und spielen; du auch, Anna? Nicht wahr?"

Anna war vollkommen willig, auf diesen Plan einzugehen, und so verließen sie das Zimmer.

Beim Mittagessen war ihre Unzufriedenheit noch um ein Bedeutendes gestiegen. Die Kinder gingen zwar Nachmittags in die Schule, aber mit Unwillen und Zorn. Beim Abendessen ging es nicht besser, und weil der Mutter Handlungsweise bis dahin blos im Rechtgeben bestand, so konnte sie jetzt nichts mit ihnen ausrichten, den freundlichen Worten der guten Mutter begegneten sie mit der größten Gleichgültigkeit. Nach einem recht wilden Spiel, in welches die Mutter nicht einzugreifen wagte, ging es an's Studiren, doch ehe sie ihre Bücher nahmen, stellte die Mutter zwei Stühle hin, hieß die Kinder sich darauf setzen und setzte sich ihnen gegenüber. Ihre Augen waren feucht und ihre Stimme bebte, als sie anfing zu reden, doch gelang es ihr, sich zu beherrschen.

„Meine Kinder," sagte sie, „ich liebe euch herzlich, und euer Vater liebt euch auch. Ihr seid unsere Kinder. Wir wünschen euch glücklich zu machen, und das können wir nicht, es sei denn, daß ihr brav seid. Der liebe Gott gab euch uns, um euch nützlich zu erziehen. Er hat den Kindern befohlen, ihre Eltern zu lieben und zu gehorchen. Ihr seid jetzt alt genug und versteht dieses.

Ich war noch eine sehr junge Mutter, als euch der liebe Gott uns schenkte. Ich war selbst noch unwissend und unachtsam. Ich bin jetzt älter und sehe die Folgen des Leichtsinns und der Nachgiebigkeit. Ich habe Beobachtungen angestellt, habe gelesen und nachgedacht. Ich werde jetzt probiren, euch zu erziehen, und das erste, worauf ich bestehen werde, ist, daß ihr mir folgt. Ich glaube kaum, daß ihr mich, noch euren Vater so liebt, wie Kinder ihre Eltern gewöhnlich lieben; es mag sein, daß ihr es nie thun werdet; aber ihr müßt uns respektiren und gehorchen."

Die Kinder hatten die Mutter oft gereizt und erzürnt durch ihre Unarten, und sie wurden dafür bestraft; — aber hier sahen sie ein, daß es sich um ein neues Prinzip handelte, und sie hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Gegenwart.

Die Methodisten in Canada streben eine Vereinigung an, und haben ernstliche Schritte dazu gethan, was wir als ein gutes Zeichen der Zeit bezeichnen. Es bestehen in Canada nicht weniger als vier verschiedene methodistische Gemeinschaften, welche zu einer lebenskräftigen Kirche vereinigt, gewiß viel erfolgreicher zu wirken im Stande wären; nämlich — die Canadische Methodistenkirche, die primitive Methodistenkirche, die Bibelchristen und die Bischöfliche Methodistenkirche. In der Lehre sind diese Kirchengemeinschaften alle einig, im Kirchenregiment aber finden sich solche Unterschiede, daß die angestrebte Vereinigung denn doch nicht so ganz leicht zu Stande zu bringen ist, und es würde deshalb eine Basis zu finden sein, auf welcher die Ansichten und Grundsätze über Kirchenregiment gegenseitig gewahrt werden können. Die einen sehen in der General-Conferenz die Centralgewalt — sind also Unionisten, die anderen wollen die Rechte der jährlichen Conferenzen nicht geschmälert wissen; die einen legen Gewicht auf die Generalsuperintendentur, die andern auf das Pastorat ꝛc.

Das mit der Sache beauftragte Committee glaubt, daß alle diese Anschauungen und Grundsätze zum Rechte kommen können, und hat ein Rundschreiben an die Gemeinden und Conferenzen erlassen, in welchem die Basis der Vereinigung niedergelegt ist, und die Betreffenden aufgefordert werden, darüber abzustimmen. Mögen sie zu Gott um Weisheit und Erleuchtung bitten. Gegründete Ursache zum Bestehen von vier methodistischen Gemeinschaften in Canada können wir nicht entdecken.

Eine Sonntagschul-Convention in der Berliner Domstiftskapelle! Wer hätte auch vor 25 Jahren daran gedacht — die Welt dreht sich doch und Got-

tesreich ist doch siegreich. Letztes Spätjahr ward also die vierte Sonntagschul-Convention der vereinigten Sonntagschulen Deutschlands in Berlin gehalten, zu welchem Zwecke die Domstiftskapelle freundlichst bewilligt wurde. Die Theilnahme war eine sehr rege, und die Statistiken wie andere Nachrichten erfüllten die Convention mit fröhlicher Hoffnung. Die Marken, Schlesien, Schleswig-Holstein, Pommern, Ostpreußen, Provinz Sachsen, Bremen, Königreich Sachsen und Mittel-Deutschland waren vertreten, selbst Riga und Prag fehlten nicht. Das Committee hatte für die diesjährige Hauptversammlung zwei einschlägige Themata aufgestellt. Das erste lautete: „Wie sind die Hindernisse, welche in kleinen Gemeinden, insbesondere Dorfgemeinden, die Einrichtung der Sonntagschule entgegenstehen, zu überwinden?" Für dieses Thema waren Pastor Barche aus Költschen und Pastor Blücher aus Dorfhain bei Edle Krone im Königreich Sachsen zu Referenten erwählt worden. Das zweite Thema enthielt die Frage: „Was ist zu thun, damit die Sonntagschule mehr und mehr in das Bewußtsein des größeren christlichen Publikums gebracht wird?" Das Thema war Prof. D. Cassel aus Berlin und Pastor Tiesmeyer aus Bremen übertragen worden. Letzterer ist durch seine: „Praxis der Sonntagschule" bekannt geworden.

Den Charakter Gambettas zu zeichnen ist schwer; denn er wurde im Leben wie nach seinem Tode so verschieden beurtheilt, daß es unmöglich wäre, ein richtiges Charakterbild von ihm zu erhalten, wüßte man nicht, daß diese verschiedenen Beurtheilungen den verschiedenen Standpunkten der Beurtheiler entspringen. Die einen sahen in ihm einen Staatsmann sondergleichen, die andern nur einen gewöhnlichen Politiker; die einen hießen ihn den großen, einzigen Patrioten Frankreichs, die andern nannten ihn selbstsüchtig; die einen sagten, er bereite einen Rachezug gegen Deutschland vor, die andern, er denke nur an Frieden; die einen hießen ihn einen Deutschenfresser, den andern war er lange nicht bissig genug gegen die Deutschen.

Was war nun Gambetta? Man betrachte einmal sein Bild in Jahrgang 6 unserer Schrift, S. 184, woselbst auch sein Lebenslauf skizzirt ist, und man wird schon daraus auf einige Charakterzüge schließen können.

Er war vor Allem Franzose, ein glühender Patriot und zwar keiner von denen, welche die Vaterlandsliebe zum Vorwand nehmen, das Vaterland zu berauben. Das gereicht ihm zur Ehre, Niemand, auch der deutscheste Deutsche sollte es ihm zum Vorwurf machen, daß er ein Franzose war, der Frankreich über Alles liebte.

Sodann besaß Gambetta ein Rednertalent, wie es nur einzelne Männer aufzuweisen haben. Klar und scharf in der Formulirung der Begriffe war er hinreißend in höchstem Grade und hatte, während er redete, seine Zuhörer in völliger Gewalt. Herr Washburne, der frühere Gesandte der Ver. Staaten in Paris, sagt von Gambettas Beredtsamkeit: „Ich habe Gambetta gehört, als er in der Nationalversammlung gegen den sogenannten Staatsstreich MacMahons sprach. Diese Rede wird sicher als die bedeutendste, die er je gehalten, bezeichnet werden. Ich habe seit dem Jahre 1840 fast alle bedeutenden Redner unseres Landes und einige der berühmtesten Redner Englands und Frankreichs gehört, aber ich muß sagen, daß ich nie etwas gehört habe, was auch nur entfernt mit der damals von Gambetta gehaltenen Rede verglichen werden kann."

Gambettas andere Gaben waren ebenfalls bedeutend. Ein Mann, der, nachdem das Kaiserreich in Trümmer gegangen, die kaiserliche Armeen gefangen oder zersprengt waren, sogleich nach diesen Ereignissen den gesunkenen Muth dieses Volkes heben, Armeen aus dem Boden stampfen, sie kleiden und organisiren, und unter solchen Umständen einen bedeutenden Widerstand herstellen konnte: ein solcher Mann mußte nicht ungewöhnliche Fähigkeiten haben.

Seine Ehrlichkeit wurde während dieser Zeitperiode (während jener Diktatur) auf die härteste Probe gestellt, denn er gab damals allein Millionen aus, und als seine Feinde nachmals strenge Untersuchung anordneten, ergab es sich, daß an seinen Fingern auch kein Kupferstück hängen geblieben.

Daß sein Charakterbild neben diesen glänzenden Eigenschaften auch Schatten zeigt, ist selbstverständlich. Nichts zu sagen von andern sittlichen Gebrechen theilte er die Nationalfehler seines Volkes: Unüberwindlichen Ehrgeiz, leidenschaftliche durch den Augenblick erzeugte Erregung, die oft seinen sonst klaren Blick trübte, unbeschränktes Selbstvertrauen, und vielleicht auch einen angeborenen bitteren Haß gegen Deutschland.

Wir sagen „vielleicht auch," weil aus seinen Handlungen durchaus nicht hervorgeht, daß er, wie manche andere Franzosen, Deutschland glühend haßte, auch wenn die Deutschen Elsaß-Lothringen nicht hätten. So z. B. erzählt Washburne: „Ich machte die persönliche Bekanntschaft Gambettas, als dieser nach der Absetzung Napoleons das Ministerium des Innern übernommen hatte. Ich war, wie Sie wissen, mit dem Schutze der in Frankreich lebenden Deutschen betraut worden und hatte der früheren kaiserlichen Regierung gegenüber damit einen sehr unangenehmen Stand. Die Art und Weise, in der die kaiserliche Regierung die in Frankreich lebenden Deutschen behandelte, war nicht allein völlig widersinnig, sondern stand auch in unmittelbarem Widerspruche mit den anerkannten Grundsätzen des Völkerrechtes. Zuerst wollte die französische Regierung keinem waffenfähigen Deutschen die Erlaubniß geben, Frankreich zu verlassen. Als Entschuldigung für diese ganz willkürliche und völkerrechtswidrige Entscheidung führte sie an, daß es namentlich in Paris von jungen kräftigen Deutschen wimmele, die, wenn man ihnen die Abreise gestatte, demnächst die Waffen gegen Frankreich ergreifen würden. Ich hatte über diesen Punkt lange Auseinandersetzungen mit dem auswärtigen Amt und setzte es schließlich durch, daß die Regierung ihre erste Entscheidung zurücknahm, freilich nur, um sie durch eine andere, viel unmenschlichere zu ersetzen, wonach alle Deutschen aus Frankreich ausgewiesen wurden und sofort das Land verlassen sollten. Dieser grausame Befehl, von dem in Paris allein 30,000 Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, betroffen wurden, mußte für Tausende von Familien den völligen Ruin zur Folge haben und die Schwierigkeiten, mit denen ich

zu kämpfen hatte, wurden geradezu unüberwindlich. Da trat der Regierungswechsel ein und ich beschloß, mich persönlich an Gambetta, den neuen Minister des Innern zu wenden, in dessen Departement die hier berührten Fragen schließlich entschieden werden mußten. Gambetta hatte damals nicht die mindeste Erfahrung in Verwaltungsangelegenheiten und es war mindestens fraglich, ob er im Stande sein werde, den in's Unermeßliche gesteigerten Anforderungen seiner verantwortlichen Stellung gerecht zu werden.

Als ich meinen ersten amtlichen Besuch bei dem neuen Minister machte, fand ich einen jungen Mann von mittlerer Größe und Stärke (Gambetta ist später erst sehr stark geworden), mit angenehmen Manieren. Sein Gesicht war hübsch; er trug langes, schwarzes Haar und einen vollen Bart. Ich setzte Gambetta die ganze Angelegenheit auseinander und war angenehm überrascht von der Schnelligkeit und Schärfe seiner Auffassung. Er billigte sofort den Standpunkt, den ich der kaiserlichen Regierung gegenüber eingenommen hatte, und drückte seine Theilnahme mit den von dem Ausweisungsbefehl betroffenen Deutschen aus. Er versprach sofort, daß er, was in seinen Kräften stehe, thun wolle, um die Lage der armen Ausgewiesenen zu erleichtern, und wir einigten uns dahin, daß jeder Deutsche, der einen Paß von mir habe, auf Kosten der französischen Regierung bis zur deutschen Grenze geschafft werden solle. Das geschah denn auch fortan und meine schwere und verantwortliche Aufgabe wurde mir dadurch bedeutend erleichtert. Gambetta bin ich aber für sein energisches Einschreiten stets zu großem Danke verpflichtet geblieben."

Hieraus geht hervor, daß Gambetta die Deutschen nicht haßte, so sehr es seiner Vaterlandsliebe und seinem Ehrgeiz auch darum zu thun sein mochte, Bismarck und Moltke herunterzukriegen.

Ob Gambetta einen Rachekrieg in nächster Zeit beabsichtigte? Wir glauben es kaum. Mochte sein französisches Blut auch dazu treiben, sein klarer Blick, wie seine Erfahrung mußten davon abrathen. Jedenfalls aber wäre er der Mann gewesen, die Franzosen zu entflammen, und Bismarck soll bei der Nachricht seines Todes gesagt haben: „Frankreich hat einen großen Mann verloren; wir aber können ruhiger schlafen."

Das Passionsspiel soll jetzt auch in New-York aufgeführt werden. In diesem Spiel wird bekanntlich das Leiden und Sterben unseres Heilandes auf der Theaterbühne dargestellt. Dieser Gebrauch führt in's Mittelalter zurück, wo in der sogenannten Fastenzeit in Europa solche Spiele von den Priestern in Scene gesetzt wurden, um dem Volk das Leiden des Herrn zu veranschaulichen. Da aber diese Spiele sehr ausarteten, wurden dieselben vielfach verboten. Nur in einigen Orten erhielten sie sich; so z. B. in Ammergau in Oberbaiern, wo das Passionsspiel alle 10 Jahre aufgeführt wird und Reisende aller Art zu Tausenden anzieht.

Dieses Spiel soll nun auch in New-York auf die Bühne kommen. Nicht um den Leuten religiöse Gedanken beizubringen; nicht um das Leiden und Sterben des Herrn den Herzen einzuprägen; nicht um dem Christenthum oder der Kirche Vorschub zu leisten. Ach, nein — an all das denken die Unternehmer nicht. Sie führen das Passionsspiel aus keinem anderen Grunde auf, als weil sie Geld, viel Geld, Säcke voll Geld damit verdienen wollen. Das Heilige wird dabei in den Koth gezogen, das höchste Gut, das die Menschheit hat, zum Gespötte gemacht. Aber was macht das den Theaterunternehmern aus! Sie werden Geld verdienen und viele thörichte Christenmenschen werden diese Schaustellung ihres Erlösers ebenfalls anstarren, ohne daran zu denken, welcher Hohn dadurch auf ihn gehäuft wird.

Zwar hat der Mayor von New-York die Erlaubniß zur Aufführung des Passionsspiels nicht ertheilt; wer aber kann sagen, ob dasselbe dieser Weigerung zum Trotz nicht aufgeführt wird. Heutzutage scheinen ja solche Verbote eigentlich nur da zu sein, um verlacht zu werden. New-York ist jedoch in dieser Beziehung besser bestellt als Cincinnati, und wir hoffen, daß die Aufführung des Passionsspiels für immer unterbleibt.

Ein Civildienst-Gesetz besteht also jetzt in den Ver. Staaten. Herr Pendleton hat es dem Congreß vorgelegt, dieser hat es angenommen und der Präsident gut geheißen. Also wurde die „Bill" zum Gesetz.

Was enthält denn dasselbe? Manches Gute. Examen sollen die Leute bestehen, welche sich um Aemter bewerben, ihr Charakter soll in Betracht kommen, die Congreßleute sollen nicht mehr den nächsten besten durchschmuggeln dürfen. All dies ist recht, gut und schön, und wir freuen uns, daß so viel erreicht ist. Aber allzugroße Erwartungen hegen wir nicht. Der Hauptfehler unseres bisherigen Systems war der, daß der Civildienst abhängig war von dem Ausfall der politischen Wahlen. Und daran wird durch das neue Gesetz so gut wie nichts geändert. Keiner der unter das neue Gesetz fallenden Beamten ist sicher, daß er seine Stelle behält, wenn eine andere politische Partei an's Ruder gelangt und was die Anstellungen anbelangt, so werden auch unter dem neuen Gesetz trotz aller Wettprüfungen von einer republikanischen Administration Republikaner, von einer demokratischen aber Demokraten angestellt werden. Jedoch — dies Gesetz ist doch eine Grundlage für Reform, auf welcher später weiter gebaut werden kann.

Die Temperenzgesetze in Norwegen. Norwegen ist nur nominell eine Monarchie, das Land hat fast ganz republikanische Institutionen und doch giebt es in diesem freien Lande eine Beschränkung des Alkoholverkaufs, wie sie sonst nur noch in den Ver. Staaten und hier nur theilweise zu finden ist.

Die Erlaubniß Wein und Bier zu verkaufen ist von dem Spiritus- und Schnapsverkauf durchaus getrennt. Alle Hotels haben die erstere, doch nur sehr wenige, selbst in den großen Städten, haben die letztere. Verlangt dort der Reisende nach Bier oder Wein, so erhält er dieselben sofort, bestellt er aber einen Cognak, so antwortet der Kellner mit Achselzucken, oder er muß warten, bis dieses Getränk aus einem Laden geholt wird, welcher die spezielle Erlaubniß des Branntweinverkaufes hat. Keinerlei Branntwein darf — selbst in den dazu berechtigten Läden — in der Zeit zwischen fünf Uhr Nachmittags am Sonnabend und acht Uhr früh am Montag verkauft werden.



Der große Kampf.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. April 1883. Viertes Heft.

Der grosse Kampf.

(Zum Titelbild).

Dich als Mittler zu vertreten,
Mir in Kämpfen beizusteh'n,
Ringest du für mich mit Beten,
Und hältst weinend an mit Fleh'n.
Nun darf ich in Kreuz und Zagen,
Abba, lieber Vater! sagen.

Ja, du kämpfest mir zu Gute,
Wahres Leben mit dem Tod,
Und dein Schweiss vermengt mit Blute,
Lehrt mich deine grosse Noth.
Wo die Sünder dich nicht merken,
Kommt ein Engel dich zu stärken.

Die Organisation der Bisch. Meth. Kirche.

Editor.

I. Geringe Anfänge.

Im Jahre 1784 wurde die Bisch. Meth. Kirche organisirt, das heißt, sie erhielt damals eine kirchliche Verfassung, während man die Gründung des Methodismus auf 1766 zurückführt, in welchem Jahre unter Embury in Newyork die erste Klasse gebildet wurde.

Obgleich nun die Gründung der Kirche von diesem Jahr datirt, machen es die neusten Forschungen jedoch mehr als wahrscheinlich, daß schon früher *) zwei methodistische Laienprediger, aus deren Wirken Gemeinden entstanden, das Wort Gottes auf nordamerikanischem Gebiete verkündigt haben, nämlich Robert Strawbridge und Hauptmann Webb.

Strawbridge kam nach den besten Quellen nicht später als 1765 nach Amerika (und wahrscheinlich früher) und hielt als eifriger Lokalprediger sogleich nach seiner Ankunft öffentlichen Gottesdienst in seinem Hause. Konnte er sich auch weder als Landwirth noch als Geschäftsmann besonderer Erfolge rühmen, so hatte ihm Gott, der Herr, einen glühenden Werbeeifer für Seelen, ein erbarmungsvolles Herz für die in Marylands

*) Wesley's und Whitefields Wirksamkeit gehört nicht hierher.


Robert Strawbridge.

damaliger Wildniß verkommenden Ansiedler geschenkt. Als feuriger Irländer war Strawbridge nicht damit zufrieden nur in seinem Hause zu predigen, sondern errichtete am Sams Bach in Frederick County, Maryland, eine rohgezimmerte Blockkirche, an welcher Fenster und Thüren fehlten und die nie vollendet wurde. Manche Geschichtsschreiber datiren diesen Bau ins Jahr 1764. — Wie dem aber auch sei, gewiß ist es, daß derselbe die erste Kirche war, in welcher ein Methodistenprediger das Wort Gottes im Gebiete der Ver. Staaten verkündigte, denn die Subscriptionsliste für die Wesley Kapelle an der John Str. in New-York wurde erst 1768 eröffnet. Jedoch war Strawbridge's Blockkirche, wie Bischof Simpson sagt, nie das Eigenthum einer Methodistengemeinde, auch wurde daselbst keine solche organisirt, was erst später geschah. Die Blockkirche wurde anno 1783 durch eine Steinkapelle ersetzt, welche im Jahre 1800 nochmals umgebaut ward, von welcher aus im selben Jahre die große denkwürdige Erweckung geleitet ward, und die heute noch steht.

Voll des heiligen Geistes und voll Glaubens zog Strawbridge von Ansiedelung zu Ansiedelung, indem er nicht nur in seiner großen, drei spätere Counties umfassenden Grafschaft beständig von Ort zu Ort das Evangelium predigte, sondern auch oft — Maryland, Delaware, Pennsylvanien und Virginia besuchte und den später nachkommenden Reisepredigern den Weg bahnte. Freilich litten darunter seine irdischen Berufsgeschäfte nicht wenig und hätten seine Freunde nicht geholfen, so wäre es ihm und seiner Familie übel ergangen. Er aber vertraute in einfachem, kindlichen Glauben seinem Gott—und der ließ ihn nicht zu Schanden werden. Er starb 1781 in großem Frieden.

Der andere Laienprediger, der wohl ebenfalls schon vor Embury das Wort Gottes in Amerika verkündigte, und dessen Arbeit ebenfalls den


Robert Strawbridge's Blockkirche.



Die Stein-Kapelle.

Grund zur späteren Gemeindebildung legte, war Hauptmann Webb. Seiner Tapferkeit und Pflichttreue wegen in der englischen Armee hochgeschätzt, kam er mit seinem Regimente 1745 nach Amerika, zeichnete sich in mehreren Schlachten gegen die Franzosen rühmlich aus, verlor bei der Erstürmung von Louisburg am St. Lawrence ein Auge und ging nach Beendigung der französisch-canadischen Kriege mit seinem Commando nach England zurück, wo er in einer von Wesley gehaltenen Predigt erweckt und bald darauf bekehrt wurde. Begabt mit ungewöhnlicher Beredtsamkeit und ausgerüstet mit vielerlei Kenntnissen und schätzbaren Eigenschaften ertheilte ihm Wesley die Erlaubniß zu predigen, von welcher der tapfere, reiche Hauptmann überall eifrigen Gebrauch machte.



Hauptmann Webb.

Bald darauf wurde Webb wieder nach Amerika und zwar nach Albany, im jetzigen Staat New-York, versetzt, wo er zu Ende des Jahres 1765 und sowie 1766 öffentlichen Gottesdienst in seinem Hause hielt und im selben Jahr Embury und Barbara Heck in New-York auffand und in New-York und Long Island durch seine mächtigen Predigten so viel Aufsehen erregte und in großem Segen wirkte. Er durchreiste Jersey, Delaware und andere Staaten als Verkündiger des Evangeliums und ist der Vater des Methodismus in Philadelphia. Wieder nach England zurückgekehrt, setzte er dort seine so reich gesegnete Wirksamkeit fort und starb, wie er gelebt, am 21. December 1796 im hohen Alter und im Triumph des Glaubens.



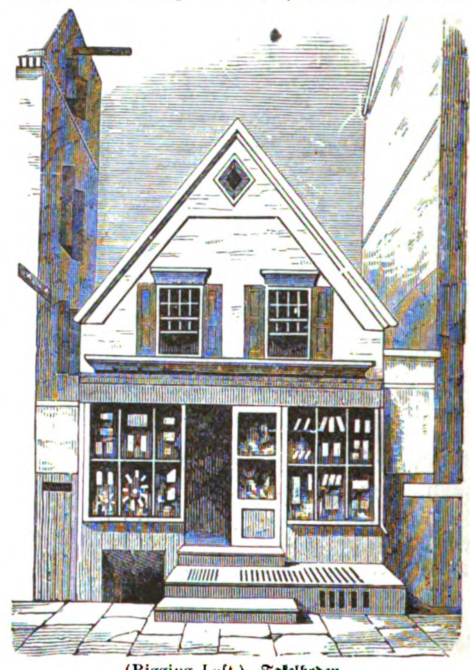
Barbara Heck.

So bedeutenden Einfluß jedoch Strawbridge und Webb auf die Gründung des Methodismus in Amerika ausübten, so sind die Deutsch-Irländer Barbara Heck und Philipp Embury (Amburg), doch als diejenigen zu bezeichnen, welche die erste methodistische Klasse organisirten, also die erste methodistische Gemeinschaft gründeten und zwar anno 1766, weßhalb es ganz richtig war, daß der Methodismus anno 1866 sein Hundertjähriges Jubelfest feierte. Im Jahre 1766 war



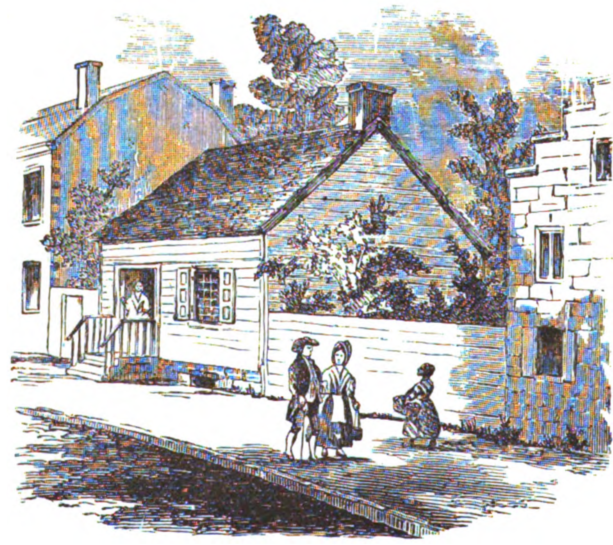
Philip Embury.

es, als Barbara Heck in heiliger Entrüstung die Karten ihrer Landsleute in's Feuer warf und den Laienprediger, Ph. Embury, auf seine Pflicht aufmerksam machte, für die Seelen der Verwahrlosten zu sorgen. Im Jahre 1766 hielt Embury die erste Predigt in seinem unscheinbaren Häuslein zu New York (Kasernengasse, jetzt Park Place). In diesem Jahre wurde gleich nach der ersten Predigt die erste Methodisten-Klasse formirt; in diesem Jahre verlegte das kleine, geringe Häuflein seine Gottesdienste nach einem gemietheten größeren, ebenfalls an der verrufenen Kasernengasse gelegenen Zimmer. Hier fand Hauptmann Webb die Deutsch-Irländer und ihre Zuhörer Anno 1767 und von hier aus wurde der Umzug nach dem Takelboden (Rigging loft) an der Williams Straße in New York veranstaltet, von wo aus



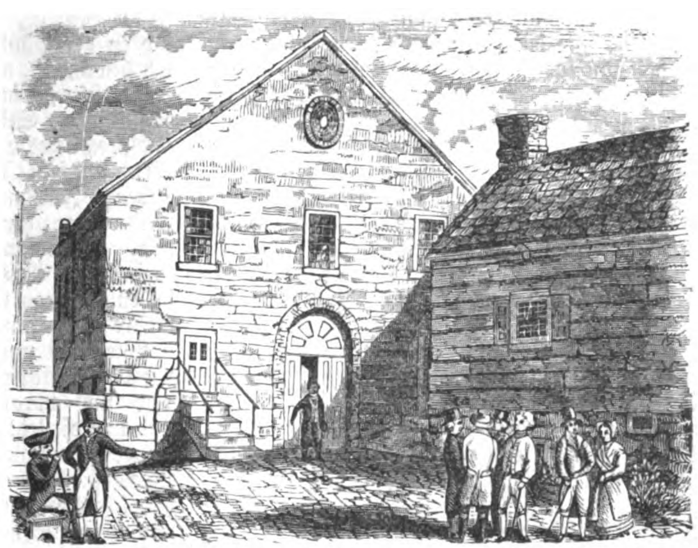
(Rigging Loft.) Takelboden.

die kleine Gemeinde im Jahr 1768 in die neuerbaute Wesley-Kapelle an der John Straße übersiedelte. Barbara Heck war die muthige, betende Seele, Hauptmann Webb die leitende, freigebige Hand des Kirchenbaus, ohne welche jene Kirche damals kaum gebaut worden wäre. Barbara flehte zum Herrn und erhielt nur eine Antwort — „es wird gelingen". Webb ging mit dem Herrn hinaus ins Leben, um da für die Sache zu wirken, und der Zimmermann Embury faßte mit Gott an. Wo aber Gott der Herr also mit in den Bund genommen wird, da gelingt es. Und es gelang. Kein Prachttempel war es, das vierzig Fuß breite und sechszig Fuß lange Kirchlein — aber die armen Leute hatten doch ein Gotteshaus, — das am 30. Oktober 1768 unter Lob- und Dankpsalmen dem dreieinigen Gott geweiht wurde. Hatten die Bänke des Kirchleins auch keine Lehnen und die Gallerie kein Geländer und mußte sich die Gemeinde auch gefallen lassen, ihr

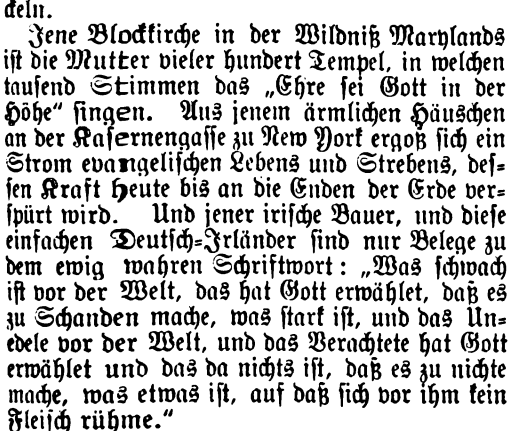


Embury's Wohnhaus.

mit so großen Opfern erbautes Kirchlein als einfaches Privathaus in den Stadtregistern eintragen zu sehen, denn damals durften Nicht-Episkopale noch keine Kirchen bauen — so bekannte sich doch Gott der Herr zu ihr und that hinzu zur Zahl derer, die da selig wurden. Die Stadt New York zählte damals 20,000 Einwohner; in den jetzigen Ver. Staaten wohnten etwa drei Millionen Weiße. Alles war im Werden begriffen, gering und klein, und somit hatte der Methodismus Gelegenheit mit den ihm umgebenden Verhältnissen sich unter dem Beistand des allmächtigen Gottes zu entwickeln.



Wesley Kapelle, John Straße, New York.



Jene Blockkirche in der Wildniß Marylands ist die Mutter vieler hundert Tempel, in welchen tausend Stimmen das „Ehre sei Gott in der Höhe" singen. Aus jenem ärmlichen Häuschen an der Kasernengasse zu New York ergoß sich ein Strom evangelischen Lebens und Strebens, dessen Kraft heute bis an die Enden der Erde verspürt wird. Und jener irische Bauer, und diese einfachen Deutsch-Irländer sind nur Belege zu dem ewig wahren Schriftwort: „Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß es zu Schanden mache, was stark ist, und das Unedele vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet und das da nichts ist, daß es zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme."

Die Feier des heiligen Abendmahles.

Von Geo. Guth.

Unter allen Mitteln der Gnade, die unser Herr Jesus Christus zur Beförderung des christlichen Glaubens und Lebens seiner Kirche gegeben hat, ist die Feier des heiligen Abendmahles für den Christenbekenner unstreitig die bedeutungsvollste und wichtigste Handlung. Wie bedeutungsvoll diese Feier ist, geht aus den Worten des Herrn Jesus selbst hervor, die er in jener verhängnißvollen Nacht, da er verrathen ward, den Jüngern gegenüber bei der Einsetzung dieses Sakramentes aussprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird, ... Das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird. Solches thut, so oft ihr es trinket, zu meinem Gedächtniß." Wie wichtig diese Handlung ist, zeigt der Apostel Paulus in folgenden Worten: „Der Mensch aber prüfe sich selbst, und also esse er von diesem Brod und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn."

Obgleich schon mehr als achtzehnhundert Jahre verflossen sind, seitdem der Herr Jesus jene inhaltsschweren Worte sprach, so ist doch die Feier des heiligen Abendmahles heute noch so frisch, so lebendig und beseligend für Herz und Gemüth als zur Zeit der ersten Christenheit. Alle anderen Feierlichkeiten und Gedenktage verlieren ihren Reiz und werden durch den Lauf der Zeit allmälig verdrängt. Die Feier des heiligen Abendmahles aber bleibt ewig neu und gereicht Allen, die es würdiglich genießen zum unaussprechlichen Segen. Und warum wohl? Weil Christus dasselbe jedesmal mit den Seinen feiert durch seine gnädige Gegenwart. Daher schreibt auch der Apostel Paulus: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?"

Der Grundgedanke in der Feier des heiligen Abendmahles ist also diesem nach die Gemeinschaft mit dem Herrn. Christus

offenbart sich auf eine ganz besondere Weise; sein Leib und sein Blut wird nach einer himmlischen und geistlichen Weise im Glauben empfangen und genossen. Betrachten wir ferner die Ruhe und Würde der Feier des heiligen Abendsmahles. Hier scharen sich Glaubensgenossen, Gleichgesinnte in dem Herrn um seinen Tisch. Die verschiedenen Kreise und Stände des menschlichen Lebens werden während der Feier desselben gleichsam aufgehoben und ausgeglichen. Der Unterschied zwischen Reich und Arm, Groß und Klein, Gelehrt und Ungelehrt verliert sich im Gange zum Tisch des Herrn. Ein Gedanke nur bemächtigt sich sämmtlicher Communikanten. Es ist der Gedanke an den liebenden Erlöser, der sich in den Tod dahingab zur Erlösung armer Sünder. Die Abhängigkeit von diesem einen Mittler zwischen Gott und den Menschen und die Gleichheit Aller vor dem, der kein Ansehen der Person kennt, das ist das Gefühl derer, die sich dem Tische des Herrn auf eine würdige Weise nahen.

Wie wichtig und wie herzergreifend sind die Erinnerungen, die während der Feier des heiligen Abendmahls in der Brust des Communikanten wachgerufen werden! Es sind die Erinnerungen an die Passionsgeschichte des Herrn. Das heilige Abendmahl weist hin auf das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde getragen hat, auf dessen unsägliches Leiden und schmachvollen Tod am Kreuzesstamm. Es erinnert an den reinen und heiligen Menschensohn, der als Bürge für uns die Fluthen des göttlichen Gerichts über sich hereinbrechen ließ, der, obwohl er von keiner Sünde wußte, für uns das Schuldopfer wurde, damit wir Frieden hätten und durch seine Wunden geheilet würden.

Daher ist das heilige Abendmahl das Pfand der innigen Liebe Jesu zu uns armen Menschen. Irgend ein Ereigniß seines thatenreiches Lebens hätte sich dazu geeignet, Jesu Liebe zur Sünderwelt zu bestätigen. Keines aber wäre so überzeugend gewesen und könnte den Sünder so beugen und brechen, wie das Gedächtnißmahl des Leidens und Sterbens Jesu.

Die Worte, womit der Apostel Johannes den Bericht von der Fußwaschung einleitet, finden ihre Anwendung auf das heilige Abendmahl: „Wie der Herr hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende." In der Fußwaschung verherrlichte sich die dienende Liebe des Herrn zu den Seinen. Im heiligen Abendmahle aber offenbart sich die leidende, sich selbst hingebende und aufopfernde Liebe des Heilandes allen armen Sündern gegenüber. Liebe ist das Geheimniß des heiligen Abendmahles wie überhaupt der ganzen Heilsoffenbarung Gottes in Christo Jesu. Der Herr ist im Begriffe, seinen Leidensgang anzutreten, sich in der Sünderhände zu übergeben, er, der sich bewußt ist, daß ihm der Vater Alles in seine Hände übergeben. In Wahrheit aber übergiebt er sich in der Seinen Hände; für sie läßt er unaussprechliches Leiden über sich ergehn; für sie stirbt er, sein Tod gereicht ihnen zum ewigen Leben. Indem er sein Leben für sie hingiebt, wird er ganz der Ihrige und sie völlig die Seinen. So überwindet er durch die Liebe zu den Seinen, die ihn erfüllt, im Voraus das bevorstehende Leiden und Sterben und giebt ihnen die wahre Bedeutung.

Wie ernst und feierlich ist für uns der Gang zur Grabesstätte unserer Lieben, die durch den Tod uns vorangegangen sind! Unvergeßlich sind uns die letzten Momente ihres Lebens. Wie theuer ist uns die Erinnerung ihrer letzten Worte, die sie sterbend uns zuflüsterten. Am Grabeshügel ziehen so manche Scenen aus ihrem Leben und Tode lebhaft und ergreifend an unserem Geiste vorüber. Ebenso erinnert uns die Feier des heiligen Abendmahles an den Ausgang des Lebens Jesu. Wir kommen zum Tische des Herrn erfüllt vom Gedanken an Jesu unaussprechliche Liebe, die er zu uns hat und die in seinem Leiden und Tod sich an allerdeutlichsten offenbart.

Seinen Tod also will Jesus im heiligen Abendmahle verkündigt haben, und wie die Jünger des Herrn die Einsetzungsworte desselben erst nach seinem Tode und Auferstehung von den Todten recht zu begreifen und zu schätzen wußten, ebenso sind diese Worte jedem Kinde Gottes besonders köstlich und ergreifend, so oft er sie im Genuß der geweihten Elemente wiederholen hört.

Das heilige Abendmahl ist aber auch ein Pfand der ununterbrochenen Gemeinschaft Jesu mit den Seinen. In jedem würdigen Abendmahlsgenuß nahet sich der Herr selbst den Seinen und speist sie mit seinen Segnungen und erfüllt so seine Verheißung, bei ihnen zu sein alle Tage bis an der Welt Ende, auf eine den Glauben stärkende Weise. Die Wahrheit dieser Verheißung wird aufs Neue bestätigt und die Hoffnung, den König einst in seiner Schöne zu sehen, belebt. Ja, Nichts ist im Stande, das Heimweh der gläubigen Seele nach dem Himmel so zu erwecken, als diese feierliche Handlung. Jesum einst zu schauen wie er ist und mit ihm dieses Mahl neu zu trinken in des Vaters Reich, das ist die heiße Sehnsucht der den Heiland liebenden Seele.

Der Genuß des heiligen Abendmahles ist keine Sache der freien Willkühr von Seiten des Christen, sondern eine Pflicht, welche ihm der Herr selbst auferlegt hat. Zwar wird uns in demselben nichts dargeboten, was uns nicht auch außerhalb dem heiligen Abendmahle durch das

göttliche Wort dargeboten würde, nämlich: Vergebung der Sünden, Stärkung des Glaubens und Kraft zur Heiligung. Im heiligen Abendmahle aber wird uns das alles auf besonders eindringliche Weise nahe gebracht. So wie wir außerhalb dem heiligen Abendmahle schon Vergebung der Sünden erlangen, so erhalten wir am Tische des Herrn die feierlichste Versicherung davon und die in Bezug auf die täglichen Uebertretungen nothwendige Erneuerung dieser Verheißung. So wie auch außerhalb dem heiligen Abendmahle Stärkung des Glaubens gewonnen wird, so dient demselben Zwecke eine Handlung, welche uns auf die augenscheinlichste Weise Christum als unsern Erlöser und Seligmacher darstellt. Sowie wir außerhalb dem heiligen Abendmahle an unserer Heiligung arbeiten und darinnen fortfahren sollen in der Furcht Gottes, so giebt uns dieses Sakrament den lebendigsten Antrieb und auch die Kraft dazu, die Welt sammt unser Fleisch und Blut zu überwinden im Glauben an den, der für uns die Welt überwunden hat. Daher wir auch sagen können: so gewiß wir von diesem Brode essen und aus diesem Kelche trinken, so gewiß wissen wir, daß Christus durch sein Leiden und Sterben uns die Erlösung von Schuld und Verdammniß erworben und uns alle Segnungen seines Opfertodes gesichert hat. Wer daher im Glauben das heilige Abendmahl empfängt, macht Anspruch auf alle Segnungen des Herrn, und wer dasselbe ohne Noth versäumt und beharrlich nicht feiert, macht sich durch solches Verhalten überhaupt der Gnade Gottes unwürdig und unempfänglich. Das heilige Abendmahl nicht feiern zu wollen, heißt den Heiland verachten und das durch ihn dargebotene Heil zu verschmähen.

So bedenklich und strafbar es ist, das heilige Abendmahl zu verachten, ebenso traurig sind die Folgen des unwürdigen Genusses desselben, sei es in unbußfertigem, unversöhntem oder auch nur gleichgiltigem Zustande des Herzens. „Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn." Auf die Frage, wie man sich zur Kommunion vorbereiten soll, antwortet Thomas à Kempis in seiner Nachfolge Christi mit folgenden Worten: „Beweine mit tiefem Schmerze, daß du noch so fleischlich und weltlich gesinnt bist, so ungetödtet in deinen Neigungen, so voll böser Lüste, so unbewacht in deinen äußeren Sinnen; noch so oft verwickelt in so mancherlei thörichten Einbildungen, so sehr geneigt zum Aeußerlichen und so unachtsam auf das Innerliche; so fertig zum Lachen und zur Zerstreuung, so hart zu Thränen der Reue und Zerknirschung, so schnell hingerissen zu jeder Freiheit und Gemächlichkeit des Fleisches, so träge zum Ernst und brünstigem Eifer, so begierig Neues zu hören und Schönes zu sehen, so kraftlos das Verachtete und Niedrige zu ergreifen, so gierig viel zu haben, so karg zum Geben und so geizig zum Behalten; so unbedachtsam im Reden, so unenthaltsam im Schweigen, so ungestüm in Handlungen, noch so taub für Gottes Wort, so eilig zur Ruhe, so langsam zur Arbeit, so wachsam bei leerem Geschwätze, so schläfrig bei Erbauung, so träge zur Wachsamkeit im Gebete, so eilfertig eine Sache zu endigen, und so zerstreut, wo Aufmerksamkeit erfordert wird; so selten oder gar nie gesammelt, so plötzlich zum Zorn bewegt, so reizbar Andern wehe thun, so geneigt Andere zu richten, so strenge Andere zu bestrafen, so ausgelassen im Glücke, so verzagt im Unglück, so reich an guten Vorsätzen und so arm an Erfüllung derselben." Wer so seine Gebrechen bekennt und beweint, den festen Entschluß faßt sein Leben zu bessern und sich ganz und ohne Vorbehalt dem Herrn zum Opfer darbringt, der ist würdig zum Tische des Herrn hinzuzutreten und das Sakrament des Leibes und Blutes Jesu Christi zu seinem Heile zu empfangen.

Es ist Gefahr vorhanden, daß das heilige Abendmahl von Seiten vieler Kirchenmitglieder versäumt wird und es wäre zu wünschen, daß wir zur altkirchlichen Sitte zurückkehrten und zum Tische des Herrn öfter gingen, als jetzt gebräuchlich ist.

Der Lindenzweig.

Für Haus und Herd von Philipp Paulus.

Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte in Nürnberg ein Mann, Namens Haintz, der zwar keinen beneidenswerthen Zunamen führte, — man nannte ihn den Grindigen, weil er in seiner Jugend stark mit diesem Uebel behaftet war, — der aber durch seine edle Gesinnung und sein menschenfreundliches Wirken die höchste Achtung bei seinen Zeitgenossen und ein gesegnetes Andenken bei der Nachwelt sich erwarb. Er hatte seine Wohnung in einem Garten vor der Stadt und erholte sich gerne nach des Tages Last und Hitze mit den Seinigen im Schatten seiner Bäume. Dort saß er auch eines Abends im Sommer des Jahres 1320 mit seiner liebenswürdigen und innigst geliebten Lebensgefährtin auf einer hölzernen Bank, während seine Kinder in fröhlichem Spiele sich ergötzten. Er war über Feld gewesen und kaum erst wieder

nach Hause gekommen; deßhalb fühlte er sich im Kreise der Seinigen doppelt glücklich. Um so mehr fiel es ihm auf, daß seine Gattin nicht so heiter wie sonst sich zeigte, und es drängte ihn, sie zu fragen, ob ihr etwas Unangenehmes widerfahren sei. „O nein," antwortete sie, „dies nicht, aber ich habe diesen Morgen, während du fort warst, etwas hier gesehen, was mich ganz erschüttert hat."

„Und was ist das?" fragte er erstaunt.

„Geißelbrüder," erwiderte sie, „durchzogen die Stadt in einem langen Zuge. Alle gingen verhüllten Hauptes. Jeder trug eine Geißel von Riemen in der Hand und damit peitschten sie unablässig unter Seufzen und Weinen und unter Absingen von Bußpsalmen und unter Anrufen der Barmherzigkeit Gottes ihren entblößten Rücken bis auf's Blut. Selbst die Augen der Härtesten konnten sich der Thränen nicht enthalten."

„Ach so," versetzte Haintz, „jetzt begreife ich deine Niedergeschlagenheit. Ich kenne die Sache; sie ist neu bei uns. In Italien ist sie schon lange bekannt. Da hat schon vor zwei Jahrhunderten der Abt eines Dominikanerklosters, Petrus Damiani von Ravenna, die Geißelung als Buße für die Sünden auf das Dringendste empfohlen, und sein Beispiel und der Ruf seiner Heiligkeit verschaffte seiner Ermahnung Eingang, so daß sofort Geistliche und Laien, Männer und Weiber anfingen mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Leib zu wüthen. Selbst Fürsten ließen sich von ihren Beichtvätern geißeln in der Meinung, daß man durch Selbstpeinigung auch bei der größten Sündenschuld der Hölle entfliehen könne. 3000 Hiebe, verkündigten die Priester, unter Absingen von 30 Bußpsalmen gelte für ein Jahr und 30,000 für 10 Jahre Buße. So rühmte sich schon vor 200 Jahren eine italienische Wittwe durch Selbstpeinigung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, indem sie sich nicht weniger als 300,000 Streiche gab. Jetzt kommt die Sache auch zu uns. Theurung, Pest und Kriegsnoth einerseits und der Verfall der Kirche und des Volks andrerseits, haben ihr Bahn gebrochen. Aber sage mir, glaubst du auch, daß man so wirklich Gottes Wohlgefallen erwerben und der Strafe der ewigen Gerechtigkeit entfliehen könne?"

„Glaubst du es nicht?" versetzte die Frau. „Diese Buße hat doch, wie man mir sagte, so gewaltige Wirkungen, daß Uneinige sich versöhnen, Wucherer und Räuber das ungerechte Gut zurückgeben, noch unentdeckte Verbrecher ihre Verbrechen bekennen?"

„Ja," antwortete er, „daß der Anblick eines solchen Aufzugs die Gemüther mächtig zu ergreifen und zu erschüttern im Stande ist, das zeigt dein eigenes Beispiel. Allein das beweist für dieses in sich selbst un- und widernatürliche Treiben nichts. Wollen wir Gott wirklich gefallen, so müssen wir ihm im Geist und in der Wahrheit dienen und nicht auf diesem Wege. Darum sei beruhigt und kümmre dich nicht weiter um dieser Sache willen."

Einige Tage nach jener Unterredung über die Geißelbrüder machte Haintz mit seiner Gattin einen Spaziergang auf das Schloß, die Reichsveste genannt. Dasselbe ist seinem Aeußern nach noch heute erhalten, liegt auf einem Berge und gewährt die weiteste Aussicht. Auf der Höhe angekommen machten sie Halt und erfreuten sich am Anblick der herrlichen Stadt und ihrer in der Beleuchtung der Abendsonne wunderschönen Umgebung. Da ergreift die Frau überwältigt von diesem Anblick das Wort und sagt: „Wie schön ist die Natur! O ich begreife jetzt, wie wahr es ist, was du gesagt: 'Das Un- und Widernatürliche könne nicht das Wahre und Gute sein. Wer Gott gefallen wolle, müsse ihm im Geist und in der Wahrheit dienen.'"

„Ja, freilich," erwiderte Haintz, „das war auch der Weg, den die Christen in der Zeit der ersten Liebe gingen. Die wußten von Wallfahrten, Processionen und Geißlerzügen nichts. Das Einzige, was sie vor allen andern Menschen auszeichnete, — das war die Liebe. Diesen Ruhm mußten auch ihre Feinde ihnen lassen und ihnen bewundernd das Zeugniß geben: 'Sehet, wie sie einander lieben!' Diese Liebesthätigkeit der ersten Christen war noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts der hervorstechendste Zug in Allem, was sie thaten. In Rom, wo neben dem größten Reichthum die bitterste Armuth herrschte, unterstützte die damalige Gemeinde der Christen allein mehr als 1500 Arme aus Beiträgen, welche die Liebe beisteuerte; und als der damalige Präfekt, ein habgieriger Mann, von dem Diakon Laurentius die Auslieferung des Gemeindeschatzes verlangte, so führte ihm dieser eine Menge von Alten, Gebrechlichen, Aussätzigen und sonstigen Armen zu und sagte: 'Dies ist unsre Schatzkammer, hier bei den Armen legt die Gemeinde ihre Schätze nieder.'"

„Ja," ergriff die Gattin jetzt das Wort, „das ist ergreifend schön, aber haben sie diese Liebe nur unter sich geübt oder auch an Andern, an den Heiden?"

„O freilich auch an Andern," erwiderte er. „Unter der Regierung des Kaisers Gallienus war in Folge von Krieg Theurung und eine verheerende Pest ausgebrochen, und dieselbe herrschte namentlich in Alexandria auf's Furchtbarste. Da war die Furcht vor Ansteckung zuletzt so groß, daß die Heiden, sobald sich bei Jemand die ersten Spuren der Krankheit zeigten, entweder ihn aus dem Hause stießen oder doch

vor ihm flohen und ihn hilflos liegen ließen. Halbtodte wurden auf die Straße geworfen, und die Gestorbenen blieben unbegraben liegen und wurden von den Hunden gefressen. Nur die Christen machten es anders, schonten ihrer selber nicht und suchten die Kranken in allen Winkeln der Stadt auf und pflegten sie mit eigener Hand, sprachen den Sterbenden Trost zu und bestatteten sie mit aller Sorgfalt. Viele starben in Folge dieser Liebesthätigkeit; allein wie viele auch von der Seuche angesteckt wurden, immer traten wieder Andre an ihre Stelle. Bis an's Ende der Pest hielten sie unermüdet aus und opferten mit Freuden ihr Leben im Dienste ihrer Nebenmenschen, gleichviel ob es Heiden waren oder Christen. So hielten es die Christen zur Zeit der ersten Liebe."

„Nun ja," versetzte die Frau mit gehobener Stimme, „so wollen wir in ihre Fußtapfen treten und nicht, um Gottes Gunst zu gewinnen, uns selber wehe thun, sondern, um ihm in seiner Liebe ähnlich zu werden, unsern Nächsten, die in dem Elend sind, wohlthun und Barmherzigkeit erweisen, soviel wir können,—das sei und bleibe unser Weg zu Gottes Gnade."

„Amen," antwortete Haintz, „darauf gebe ich dir die Hand und will es mit der That beweisen."

Träume sind Schäume, sagt das Sprichwort, und allerdings enthalten Träume meistens nur ein Gemisch von wunderseltsamen Gestalten und schnell wechselnden Bildern ohne Plan, ohne Zweck und Bedeutung. Je und je aber nehmen Träume auch einen höheren Charakter an und erweisen sich als Gesichte und Visionen, in denen wirklich zukünftige oder verborgene Dinge sich enthüllen besonders bei Naturen, die, was sie suchen und anstreben, mit ganzer Seele erfassen und dem Ziele, das sie einmal vor Augen haben, mit voller, ungetheilter Kraft entgegensteuern.

Eine solche Natur, ein ganzer Mann war auch der edle Haintz. Er hatte gelobt, den Weg, den einst die ersten Christen gegangen, zu gehen und stand seitdem mit diesem Gelübde seiner Seele auf und legte sich mit ihm auch wieder nieder. Es begleitete ihn in die Arbeit und beschäftigte ihn, wenn er sich Ruhe gönnte. So war es auch, als er eines Tages in seinem Garten mit allerlei Arbeiten beschäftigt war und endlich ermüdet von der Sonnenhitze im Schatten eines Lindenbaums, der seine Aeste fast bis zur Erde niedersenkte, sich niederließ, um auszuruhen. Kaum lag er im Grase, so flogen seine Gedanken auch dem Lieblingsgegenstand seiner Seele zu. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen," hieß es in seinem Innern; „allein wie greifst du das an? woher die Mittel nehmen, um etwas, was auch der Mühe werth ist, auszuführen? Ach wie viel Geld wird für Peterspfennige und niedrige Zwecke unter dem Schein des Gottesdienstes gesammelt! O wenn ich es hätte, ich wollte Gold und Silber anders anwenden!"

Und siehe, dieweil er solche Gedanken in seinem edlen Herzen hin und her bewegte, schlief er ein, und während er schläft, träumt er sehr lebhaft, daß an einem gewissen Platze ein großer Schatz vergraben sei. Da wacht er wieder auf, und was er geträumt, ist ihm noch so lebhaft vor den Augen, daß er nicht umhin kann, einen der nächsten Lindenzweige abzureißen und auf die Stelle hinzulegen, um sich dieselbe zu bezeichnen. Bald schläft er wieder ein und siehe! da träumt ihm dasselbe noch einmal. Darauf erwacht er wieder und erzählt den Seinen, die indessen hinzugekommen waren, den seltsamen Traum, und wie er gesonnen sei, wenn seine Ahnung zur Wirklichkeit würde, den Schatz für die Armen zu verwenden. Nun gruben sie da, wo der Lindenzweig lag, nach und siehe! der Traum war wahr. Kostbarkeiten aller Art und alte Münzen in großer Menge und von hohem Werthe kamen zu Tage, und Alle standen und staunten und konnten es kaum glauben, daß es Wirklichkeit sei.

Die Kunde von dem Schatz, den Haintz in seinem Garten gehoben, durchlief in einem Augenblicke die Stadt, und in allen Häusern und bei allen Zusammenkünften sprach man davon. Der Schatz bildete das Tagesgespräch. Nur gingen die Ansichten, was Haintz nun thun werde, gar sehr auseinander. Die Meisten neigten sich zu der Meinung, er werde sich ein Schloß bauen, Wagen und Pferde, Knechte und Mägde einthun und als ein großer Herr sein Leben herrlich und in Freuden zubringen. Daß er, als er den Traum den Seinigen erzählte, davon gesprochen, er sei gesonnen, wenn der Traum wahr würde, für die Armen etwas zu thun, verlautete wohl auch, aber man legte kein großes Gewicht darauf, und Niemand dachte daran, daß Namhaftes geschehen werde. Da wandte sich Haintz auf einmal an den Rath der Stadt und kam um die Erlaubniß ein, ein Hospital zu gründen. Denn für sich den Schatz auszubeuten, das kam ihm auch, als er ihn in Händen hatte, nicht in den Sinn. Für die Aermsten unter den Armen, für Alte und Gebrechliche, nicht mehr Arbeitsfähige, Hülfslose und Verlassene sollte er verwendet werden.

Eine Freistatt für den Rest ihrer Tage, eine von der Liebe verklärte Zufluchtsstätte, eine liebliche Heimath sollte für diese Unglücklichen in's Leben gerufen und nach dem Geiste, der die ersten Christen zu ihren bewundrungswürdigen Leistungen befähigte, der „Hospital zum heiligen Geiste" genannt werden.

Für 100 Arme dieser Art wurde das Haus

eingerichtet. So viele sollten da freie Kost und Wohnung finden, in Krankheiten gepflegt und mit Arzneien versehen werden. Er selber aber zog in ein großes Eckhaus am Markte, das hundert Jahre später an die Familie Ploben kam und gegenwärtig noch der Ploben- (Planen) Hof genannt wird. Die Haintzen aber führten von der Zeit an als Wappen in Silber einen grünen Lindenzweig.

Als das Gebäude fertig war und die Schaar von alten und gebrechlichen Armen ihren feierlichen Einzug in dies Haus der Barmherzigkeit hielten, versäumte Haintz es nicht, seine treue Gattin mitzunehmen, und als der Zug von wankenden Greisen und zitternden alten Müttern durch die Straßen zum Hospital sich bewegte, sie an den Geißlerzug zu erinnern und zu ihr zu sagen: „Nun was macht denn dieser Zug für einen Eindruck auf dein Gemüth? nicht wahr, auch einen ergreifenden und erschütternden? aber anders wohl als jener. Das Ergreifende und Erschütternde dieses Zuges macht nicht niedergeschlagen, sondern erhebt die Seele, macht nicht ein trübseliges Herz, sondern stimmt es zu seliger Bewegung, denn hier brauchst du nicht mit Unglücklichen und Verblendeten zu weinen, sondern hier kannst du dich freuen mit Fröhlichen und Lobenden, daß Gott so gut für sie gesorgt."

Das Urtheil eines Amerikaners über Deutschland.

Editor.

Langweilige, nichtssagende Reisebeschreibungen, Beurtheilungen und Aburtheilungen über Völker und ihr Thun; kurz — unreifes, werthloses Zeug wird in Gestalt von Skizzen über Land und Leute in solcher Menge über das geduldige Lesepublikum ausgeschüttet, daß es nur schade ist um das schöne Papier und die Druckerschwärze.

Namentlich muß Deutschland derartigen Unfug immer und immer wieder über sich ergehen lassen. Vermeint doch — nichts zu sagen von andern — beinah jedes junge Dämchen, das einmal eine Reise auf einer deutschen Eisenbahn gemacht, oder sechs Stunden in einem deutschen Gasthaus verweilte, das deutsche Volk zu kennen und theilt nicht selten seine Weisheit in einer geduldigen Zeitung freigebig aus.

Um so wohlthuender ist es zur Abwechselung auch einmal auf das gereifte, auf vielfache Beobachtung gestützte Urtheil eines gebildeten, unparteiischen Mannes zu stoßen. Ein solcher Beurtheiler ist Herr Andrew D. White, Präsident der Cornell Universität und ehemaliger Gesandter der Ver. Staaten in Berlin. Derselbe hielt kürzlich vor der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft eine Rede über Deutschland, und hat in derselben so unparteiische Urtheile abgegeben, so gründliche Bekanntschaft mit deutschen Verhältnissen bewiesen, und so freimüthig das Lobenswerthe anerkannt, daß unsere Leser sich freuen werden, etwas daraus zu vernehmen.

Als tüchtig gebildeter Mann faßt er das deutsche Volk in seiner Gesammtheit auf, reißt also nicht einzelne Theile von demselben los, um daran seine Randglossen zu hängen; er betrachtet Verhältnisse und Umstände im Zusammenhang mit ihren Ursachen; er giebt Gesammteindrücke und Reflexionen, anstatt Tagebuchnotizen; er verarbeitet das gesammelte Material zu einem Bild, auf welchem viel mehr Licht als Schatten zu finden, und das in so hellen Farben gemalt ist, daß diejenigen Deutschen, welche eine Ehre darin suchen, ihr Heimathland fortwährend mit Schmutz zu bewerfen, sich vor diesem Amerikaner ordentlich schämen sollten.

„Das wiedererstandene deutsche Reich," sagt Herr White, „ist eine geschichtliche Thatsache, welcher auch wir in Amerika Rechnung zu tragen haben, und die sich seit einem halben Jahrhundert vorbereitet hat. Es war ein gewaltig Ringen, aus der Zerbröckelung der Conföderation zu dem mächtigen Einheitsstaat zu gelangen. Und dieser Kampf ist bis jetzt erfolgreich durchgeführt worden. Deutschland ist praktisch eine Union und zwar eine mächtige und gefürchtete. Seine politische Bedeutung steht in Europa in erster Reihe; sein Handel hat seit 1866 einen gewaltigen Aufschwung genommen; seine Industrie wurde äußerst vervollkommnet und die militärische, wie finanzielle Stärke des deutschen Reiches grenzt geradezu an das Wunderbare."

Das klingt ganz anders als die boshafte Krittelei, welche hierzuland und drüben die „Rothen" über ihr eigenes Vaterland loslassen. Weil nicht alles erreicht ist, was sie sich vorstellten, weil das deutsche Reich nicht nach jedem deutschen Kopf formirt werden konnte, haben viele Deutsche nach ächt germanischer Manier daran herumzunörgeln, ohne die Welt je mit einer lebensfähigen Idee beglückt zu haben. Mag Herr White auch die Lichtseiten etwas zu sehr in den Vordergrund drängen und die Schatten zu viel übersehen — im großen Ganzen ist sein Urtheil doch ein richtiges, was immer auch unverwüstliche deutsche Krittelköpfe dazu sagen mögen.

Beinahe noch mehr aber als das deutsche Reich wird Fürst Bismarck gelobt. „Der deutsche Reichskanzler," sagte Herr White, „darf mit Recht der Erzieher seines Volkes genannt werden. Er hat dasselbe politisch erzogen. Er hat es gelehrt, daß der alte Bundestag abgeschafft werden konnte ohne den Staat zu sprengen.

Nachdem das Volk durch mancherlei Experimente die Einheit zu erringen suchte, hat dieser große Mann den Weg zum Ziele gezeigt. Andere haben geschwärmt, er erspähete das Erreichbare; andere zimmerten Phrasen, er betrat die Bahn der That und zog das Volk — das oft widerstrebte — mit. Er glaubt an die Hand Gottes in der Geschichte, und hat seinen ungläubigen Landsleuten gezeigt, daß die Hand Gottes auch in der deutschen Geschichte ist, und dies ist ihm hoch anzurechnen."

Zwischen dem deutschen Reichstag, der französischen Kammer und dem amerikanischen Congreß stellt Herr White seine Vergleiche an und zieht den ersteren in vielen Hinsichten vor. „Es ist einer der besten berathschlagenden Körper," sagt er, „die es giebt. Seine Festigkeit, Unabhängigkeit und Würde flößen jedem intelligenten Beobachter Achtung ein. Man hört weder überflüssige, nicht zur Sache gehörige Reden, noch leidenschaftliche Ausbrüche wie in der französischen Kammer, noch ist die kopflose Ueberstürzung amerikanischer gesetzgebender Körper dorten bekannt. Die Mitglieder des Reichstages liegen nicht in den anstoßenden Räumen herum, noch sind sie in den Regierungsbureaus, um Aemter zu fischen, sondern sie befinden sich, deutscher Gewissenhaftigkeit gemäß, in ihren Sitzen. Zwar giebt es dort mehr als zwei politische Parteien, aber die Selbstständigkeit jedes Abgeordneten ist so groß, daß von keinem Parteizwang die Rede sein kann."

In ähnlicher Weise sprach sich der Redner über die strammen, pflichtgetreuen deutschen Beamten aus, die ihre Sache gründlich verstehen. Und der in Amerika so vielfach gegeißelten deutschen Presse stellt er folgendes Zeugniß aus: „Die deutsche Presse sieht ganz und gar von Personalsachen ab, und zerrt nie Familien-Angelegenheiten vor die Oeffentlichkeit. Das Sensations-Element wird von ihr kaum je ausgebeutet. Spaltenlange Mordgeschichten, Skandale und schmutzige Scenen bleiben ganz unbeachtet. Sie behandelt allgemeine Thatsachen, bespricht einzuführende Maßregeln und giebt ruhig und würdig ihr Gutachten darüber ab."

So gar merkwürdig, wie manchen andern, däucht es uns nachgerade nicht, daß diese Rede von den amerikanischen Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen und der Redner oft durch lauten Applaus unterbrochen wurde. Herr White redete vor einem auserlesenen, gebildeten Publikum, und dazu noch vor Geographen, deren Aufgabe es ist, die Welt kennen zu lernen, und welche wissen, daß hinter den Bergen immerhin noch Leute wohnen, von denen man allenfalls etwas lernen könnte. Gerade die gebildetste Klasse der amerikanischen, wie jeder andern Bevölkerung ist es, welche Etwas nicht deßhalb gut oder schlecht heißt, weil es englisch, deutsch oder französisch ist, sondern darum, weil es solch' Prädikat wirklich verdient. Solche Menschen sind willig überall und von allen zu lernen. Sie erkennen die Mängel ihres Heimathlandes, und zwar um so mehr, je mehr sie dasselbe lieben, und möchten die Vorzüge anderer Völker in ihr eigenes Vaterland verpflanzt sehen. Der Ungebildete oder Halbgebildete aber begnügt sich damit, Kapital mit seinem „Hurrah Columbia" zu schlagen, steckt wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand, während ihm der Jäger auf den Fersen ist und glaubt mit dem Sternenbanner alle Schäden heilen zu können. Ein solcher Mann gefällt sich selbst, und manchen andern, die auch nicht mehr können wie er; nützlich aber ist er dem Vaterland durchaus nicht. Das sind nur diejenigen, welche, wie Herr White, mit glühendem Patriotismus im Herzen, hinaustreten auf die Hochwacht, Umschau halten, sammeln und verarbeiten und das also Gewonnene ihrem Volke darbieten, damit es aus den Erfahrungen, Errungenschaften und Einrichtungen anderer Völker etwas zu seiner Wohlfahrt gewinne.

Osterjubel.

Auf, jubelt, ihr Leute!
Lobsinget in Freude,
Daß Christus erstand!
Jauchzt, daß Er sein Leben
Für uns hat gegeben,
Den Tod überwand!

Nicht konnten Ihn halten
Die finstern Gewalten,
Er hob sich zum Licht!
So tief Er gestiegen,
So hoch ist Sein Siegen
In Heil und Gericht.

Die mächtigen Helden
Unsichtbarer Welten,
Sie dienen dem Sohn.
Das Lamm, das geschlachtet,
Ist würdig erachtet,
Zu erben den Thron.

O selige Wonne!
Die heilige Sonne,
Sie blendet nicht mehr.
Die Schwächsten der Kinder,
Die Aergsten der Sünder
Gehn freudig einher.

Den Sündern — die Schande
Den Todten — die Bande
Er brach sie entzwei
Vertraulich nun wagen
Wir „Vater" zu sagen,
Er machte uns frei.

Er spricht für die Seinen
Er macht sie zu Reinen,
Er stillet ihr Leid;
Er trägt sie durch's Leben,
Dort sie zu umgeben
Mit lichtem Geschmeid.

So jubelt, ihr Leute,
Lobsinget Ihm heute,
Daß Er euch erstand!
Jauchzt, daß Er gegeben
Sein himmlisches Leben
Zum sicheren Pfand!

(Hermann von der Goltz.)

Der Mensch und sein Heim.

Für Haus und Herd von Dr. K. Riemenschneider.



Es war ein stürmischer Novemberabend. Der frühzeitig eingetroffene Winter zeigte sich in seiner unangenehmsten Gestalt, und ein feiner, frostiger, mit zahlreichen Schneeflocken untermischter Regen ließ es selbst dem gegen Wind und Wetter abgehärteten Oberförster N., welcher seit vielen Jahren in einer der anmuthigsten Gegenden des schönen Schwabenlandes mit Treue und Umsicht seines Amtes gewartet hätte, als einen wahren Genuß erscheinen, am Ziele seiner Wanderung angelangt zu sein und den Aufenthalt im Freien mit einem wirthlichen Obdache vertauschen zu dürfen. Wir sehen ihn eilig auf schön gebahntem Fahrwege durch eine geräumige Parkanlage einem einsam gelegenen stattlichen Landhause zueilen. Dort findet er bei seinem Eintreten stets eine kleine, ausgewählte Gesellschaft seiner besten Freunde versammelt, welche den verspäteten Ankömmling mit aufrichtiger Freude bewillkommnen; war er doch wegen der Biederkeit seines Wesens, seiner gesellschaftlichen Gaben, seiner gediegenen Bildung in allen Kreisen der Gesellschaft ein stets gern gesehener Gast.

Mit seinem Eintreffen war die Gesellschaft vollzählig geworden. Schon seit Jahren nämlich hatten sich eine Anzahl der gebildetsten Männer der nahegelegenen Oberamtsstadt und ihrer Umgebung zu einem Kränzchen vereinigt, welche es sich zur Aufgabe machte, in monatlichen Zusammenkünften, die abwechselnd bei den verschiedenen Mitgliedern des Vereins abgehalten wurden, einige Stunden geselliger Unterhaltung mit einander zu verbringen, und bei diesen Gelegenheiten auch Fragen von allgemeinem Interesse in freundschaftlich ungezwungener Besprechung zu behandeln. Unter den Versammelten erwähnen wir neben dem bereits Eingeführten, den würdigen Pfarrer, den Arzt, einen pensionirten Cameralisten der Stadt, den Geschichtsprofessor des dortigen Gymnasiums, den Redacteur einer daselbst erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift und eine Anzahl der leitenden Geschäftsmänner des gewerbreichen, blühenden Gemeinwesens.

Das Kränzchen hatte sich an jenem Abende in dem trauten Heim eines der Mitglieder, eines strebsamen und erfolgreichen Landwirths zusammengefunden, und es war dieses Heim ganz dazu geeignet, alle Anwesenden in die behaglichste Stimmung zu versetzen. Draußen tobte das winterliche Unwetter; das machte die Stimmung der Versammelten, welche sich in dem angenehm erwärmten, reich erleuchteten Salon des freundlichen Gastgebers sicher geborgen fühlten, nur noch behaglicher.

Bald nach der Ankunft des Oberförsters trat die junge, anmuthige Herrin des Hauses herein, um zu der im Speisezimmer aufgetragenen Mahlzeit einzuladen, und willig folgten die Geladenen ihrer freundlichen Aufforderung.

Der Hauswirth so wie dessen Gehülfin hatten ihr Möglichstes gethan, den geschätzten Gästen die Ehren des Hauses zu erweisen, und in der besten Stimmung kehrten dieselben nach aufgehobener Tafel in den Salon zurück, um nun zur eigentlichen Aufgabe des Abends überzugehen.

Hiebei führte der Pfarrer, als ältestes Mitglied des kleinen Kreises, den Vorsitz, und nachdem derselbe mit einigen freundschaftlich ermunternden Worten den Zweck der Zusammenkunft festgestellt hatte, begann der Professor, welchem die Aufgabe zugefallen war, den Aufsatz des Abends zu liefern, sofort auf die dem Kränzchen vorgelegte Frage einzugehen.

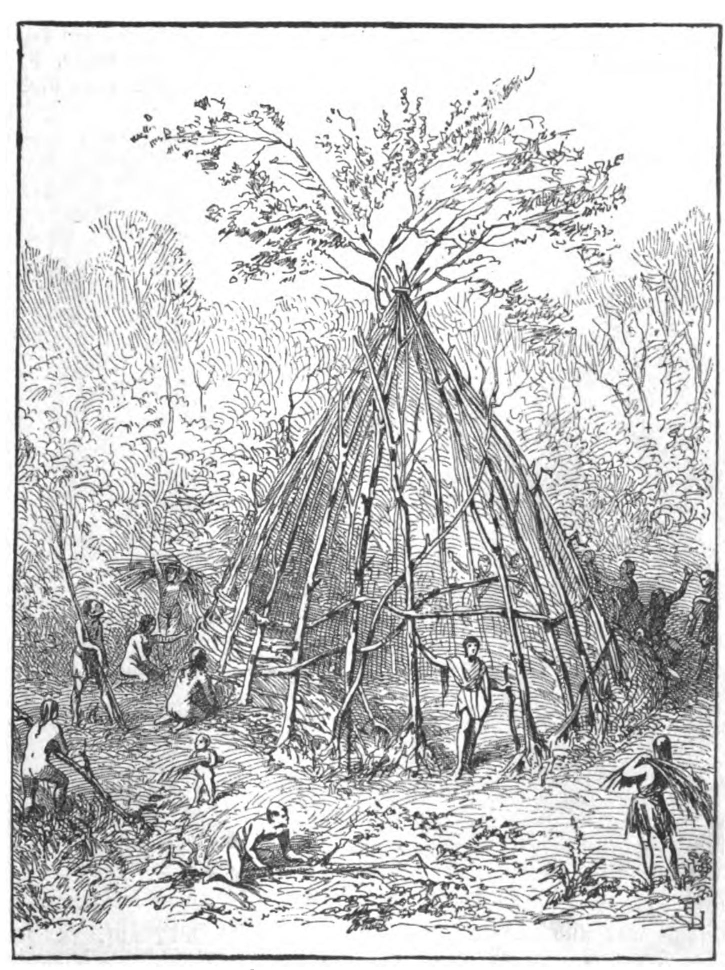
„Werthe Freunde! In dem traulichen Heim, das uns heute Abend sein gastfreundliches Thor geöffnet hat, in dem wir inmitten aller nur gewünschten Annehmlichkeiten des Lebens uns zur gewohnten Vereinigung zusammengefunden haben, sollten wir uns ganz besonders angeregt fühlen, mit Lust und Liebe uns gerade mit dem von unserem würdigen Vorsitzer angedeuteten Thema zu befassen. Ist es doch eine Frage, welche mit den Menschen, oder besser gesagt, der Menschheit in innigster Verbindung steht. Wohl giebt es Dinge im menschlichen Leben, welche

höhere Interessen des Menschendaseins berühren, aber wohl nur wenige, welche in dem engeren Kreise des täglichen Lebens sich zu allen Zeiten mehr geltend machten, und auch gegenwärtig bei der stets wachsenden Bevölkerung der Erde und den stets sich steigernden Anforderungen des Lebens mehr auf eine eingehende Erwägung Anspruch erheben, als die Frage, wie der Mensch wohne.

„Wir könnten, um die Bedeutung und Tragweite dieser Frage anzudeuten, darauf hinweisen, wie dieselbe mittelbar oder unmittelbar hineingreift in so gar manche Beziehungen des Menschenlebens, wie sie ihren Einfluß ausübt auf das Familienleben sowohl als auch auf die Wohlfahrt der einzelnen Menschen; wie sie einwirkt auf das sociale Leben und wie endlich auch das sittliche Leben und Wohlergehen der Massen nicht von dieser Frage unberührt bleibt. Doch dieses wäre ein zu weites, ein zu reiches Gebiet, das wir in der kurzen, uns angewiesenen Zeit nicht zu durchmessen vermöchten; darum lassen Sie uns die für die Discussion gewiß nicht undankbare Seite der Frage auffassen, wie und wodurch der Mensch nach und nach zu der modernen Wohnung gekommen sei.

„Meines Erachtens sind es, um nun sofort in diese Bahn der Untersuchung einzulenken, vor allem äußere Verhältnisse, welche den Menschen im letzten Grunde veranlaßten, ja veranlassen mußten, in irgend einer Weise sich ein Heim, oder sagen wir zunächst nur ein Obdach zu verschaffen. Es war dieses eine gebieterische Forderung in seinem Kampfe um die Existenz. Das Thier wurde von seinem Schöpfer zu diesem Kampfe durch die Natur mit den gegebenen Mitteln der Abwehr ausgerüstet; der vernunftbegabte Mensch aber sah sich angewiesen, die erforderlichen Mittel aus der ihm untergebenen Natur selbst zu gewinnen.

„Gehen wir nun zur Förderung unserer Untersuchung auf die Angaben zurück, welche die zuverlässigste Urkunde über die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts, die Bibel, uns in die Hand giebt, so finden wir, daß der erfinderische Geist der Menschen schon sehr früh dieser Anforderung des Lebens gerecht zu werden verstand. Setzt nicht, um hier nur andeutungsweise zu erfahren, die Herstellung eines Baues, wie es die Arche Noah's war, nothwendig eine große Reihe der mannigfaltigsten Erfindungen der Bauthätigkeit



Hütten-Wohnung der Menschen.

voraus, und bewahrheitet sich diese Voraussetzung nicht in besonders nachdrücklicher Weise durch die Thatsache, daß schon hundert Jahre nach der Sündfluth der Bau der Stadt Babylon und jenes Thurmes, welchen die Nachkommen Noah's in titanischem Uebermuthe bis zu den Wolken hinaufzuführen sich vermaßen, in Angriff genommen werden konnte?"

„Ist nicht auch schon Ihnen, meine Herren," unterbrach hier der Pfarrer den Sprecher, „der

Gedanke gekommen, als sei uns in diesem verwegenen Versuche menschlichen Uebermuthes in gewissem Sinne ein Schlüssel gegeben zum Verständniß jener gewaltigen Bauten aus uralter Zeit, wie sie uns theils erhalten sind, theils aus ihren Ruinen noch ihre einstige Größe bekunden?"

„Es ist sehr wohl möglich," fuhr nun der Professor fort, „daß der in der zerstreuten Menschheit fortlebende Gedanke jenes Baues in den zahlreichen Wunderwerken der Baukunst ältester Zeit seine Verkörperung gefunden hat. Doch kehren wir nun wieder zu unserem Thema zurück. Bisher haben wir nachzuweisen versucht, daß der Mensch als solcher sich ein Obdach zu suchen genöthigt war und wie er dieser Aufgabe gerecht zu werden versuchte. Doch verläßt uns hier der Faden, den die heilige Geschichte uns in die Hand gab. Ganz unvermittelt tauchen aus dem Völkergewirre die ältesten Culturstaaten in der Geschichte vor unsern Augen auf, ohne daß es uns möglich wäre, aus den mageren Ueberlieferungen, wenigstens für unsere Zwecke, besonders förderndes Material zu gewinnen. Wir sehen uns daher genöthigt, unsere Untersuchung nach Analogie des Entwickelungsprozesses, wie er heute noch in dem Fortschritte der Civilisation sich abspielt, fortzuführen.

Altegyptische Felsenwohnung.

„Es kann wohl als thatsächlich festgestellt gelten, daß Viehzucht und Ackerbau die ursprünglichste Beschäftigung der Menschen waren. Auf diesen Bahnen der Lebensthätigkeit treten uns noch die Patriarchen der heiligen Geschichte entgegen. Der Besitz des Hirten sind die Heerden und die Gegend ist die beste für ihn, welche seinen Heerden die ausreichendste Nahrung bietet. Nicht lange nun durfte der Hirt in derselben Gegend bleiben. Er mußte vielmehr, sobald das Feld abgeweidet war, mit seiner Heerde weiter ziehen und ein frisches suchen. Wo er eine Zeitlang verweilte, da schlug er sein Zelt auf. Es bedurfte dazu blos eines großen, festen Stabes, der in die Erde gesteckt, und der Bekleidung, die an demselben vermittelst kleiner Stäbe nach allen Seiten ausgespannt wurde. Diese Bekleidung bestand anfänglich aus Thierhäuten, später aber, nach Erfindung der Spinn- und Webekunst, aus Linnen. Unter solchen tragbaren Zelten wohnte der Hirt mit Weib und Kind, ruhig und vergnügt, umgeben von seinen Heerden, die in fröhlichem Gedränge um ihn her weideten. Die Bibel nennt uns Jabal als den ersten, welcher unter Zelten wohnte. Heute noch finden wir solche wandernde Hirtenstämme in den Wüsteneien Afrikas und Asien, welche, jede bleibende Wohnstätte verschmähend, von Ort zu Orte ziehen und überallhin ihr leicht bewegliches Obdach mit sich führen.

„Durch den Ackerbau sodann bekam der Mensch einen festen, bleibenden Wohnsitz. Der Acker erforderte seine unausgesetzte Pflege. Er schlug deshalb bei demselben eine Hütte auf. Diese war anfänglich gewiß sehr einfach. Eingerammte Stäbe mit Zweigen und Gesträuch durchflochten oder mit Thierfellen bedeckt, bildeten wohl die erste Hütte, welche den Landmann zur erquickenden Ruhe einlud, wenn er am Abend mit Schweiß bedeckt von seiner Arbeit zurückkehrte. Mehrere solcher Hütten zusammen, die nach und nach fester und geräumiger wurden und so den Uebergang zu den Häusern machten, bildeten das erste Dorf, das sich mit der Zeit zu einer kleinen Stadt erweiterte."

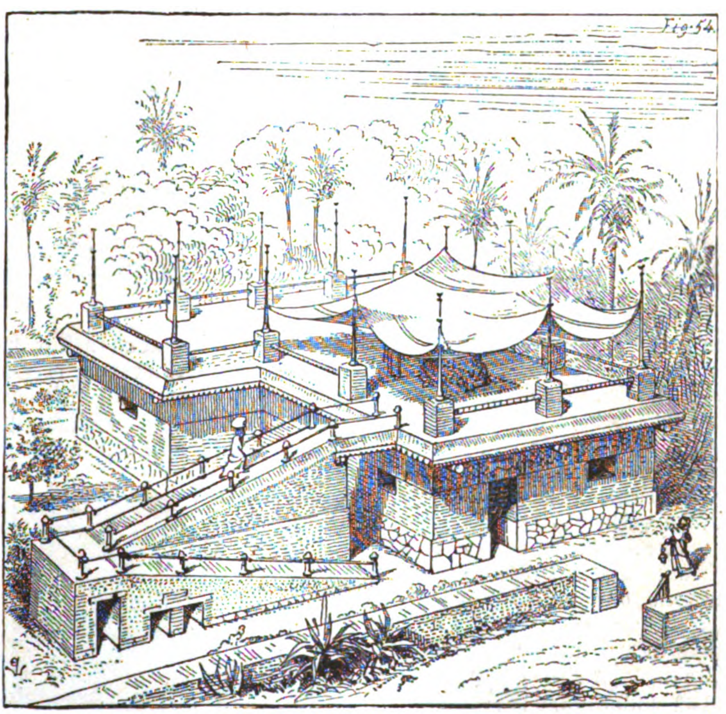
„Erlauben Sie, Herr Professor," unterbrach

hier einer der anwesenden Geschäftsleute den Vortrag, „ich las vor Kurzem in der wissenschaftlichen Zeitschrift, welche unter der Leitung unseres geschätzten Freundes hier herausgegeben wird, daß in verschiedenen Ländern Europas, sowie in Amerika Höhlen—nur Felsenwohnungen aufgefunden worden sind, deren Alter sich wohl nicht mit Genauigkeit bestimmen läßt, welche aber unzweifelhaft einem sehr frühen Zeitalter angehört haben müssen. Wie erklären Sie es nun, daß Menschen diesen Weg zur Herstellung ihrer Wohnungen eingeschlagen haben?"

„Daß es zu einer Zeit, welche gänzlich außer dem Bereiche der historischen Ueberlieferung liegt, Menschen gegeben habe, die anstatt Hütten oder Häuser zu bauen, ihre Zuflucht in Höhlen suchten, ist eine durch die in Belgien, England, Frankreich und Deutschland gemachten Funde von uralten aus Stein bereiteten Werkzeugen, ja sogar von Speiseüberresten in solchen Höhlen festgestellte Thatsache. Als Erklärung bietet sich ganz naturgemäß der Umstand dar, daß diese Naturvölker, welche an Civilisation, meiner Ansicht nach, noch hinter den Nomadenvölkern zurückstehen, der Kunst sich ein Obdach zu bereiten noch unkundig, die Gelegenheit, welche ihnen die Natur bot, zu einem Obdache zu gelangen, benutzten und so, den Thieren gleich, in Höhlen der Berge, oder wo immer sich solche finden mochten, ein Unterkommen suchten. — Anders jedoch verhält es sich mit den Felsenbewohnern, deren zum Theil großartig ausgeführten Bauten uns in verschiedenen Territorien Nord-Amerikas entgegentreten. Auch diese weisen jedenfalls auf eine sehr frühe Zeit in der Geschichte der Menschheit zurück, aber das Volk, welches sie bewohnte, erfreute sich ohne Zweifel eines weit höheren Grades der Civilisation, als die Nomaden der alten und der neuen Zeit jemals erreicht haben. Erforderte es doch, abgesehen von den Anzeichen einer hohen Cultur, welche sich in reicher Fülle an jenen Orten erhalten haben, zum mindesten einer gewissen Vervollkommnung der Werkzeuge, um diese Wohnungen herzustellen. Locale Verhältnisse, wie die drohende Gefahr von Seiten der Feinde oder Ueberschwemmungen, welche z. B. in Aegypten die großartigen Felsenbauten veranlaßten, mögen den ersten und Hauptanlaß zu solchen und ähnlichen Bauwerken gegeben haben."

„Möchten nun nicht, Herr Professor," fiel hier der Cameralist ein, „auch die berühmten Pfahlbauten, welche den gelehrten Alterthumsforschern so viel zu denken gaben, auf ähnliche Veranlassungen zurückzuführen sein?"

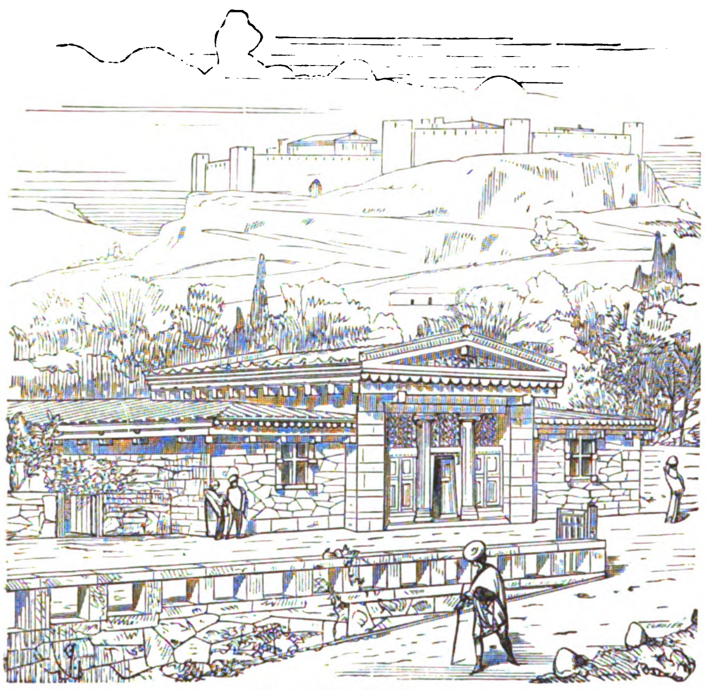
„Sicherlich, doch wenn Sie erlauben, wollen wir den von Ihnen angeregten Gegenstand, da er von ganz besonderem Interesse ist, zur ausführlicheren Besprechung an einem andern Abend zurücklegen, da wir der Bedeutung derselben unmöglich in wenigen erklärenden Worten völlig gerecht zu werden vermögen."



Assyrisches Wohnhaus.

Da dieser Vorschlag von Allen mit beifälliger Zustimmung aufgenommen wurde, so fuhr der Professor in seinen Erläuterungen wieder fort.

„Wir hatten von der Hand der Geschichte nachgewiesen, wo im Laufe der Zeit sich allmählig aus ursprünglich kleinen Anfängen die Stadt herangebildet hatte. Hiemit war in der Entwickelung der menschlichen Wohnverhältnisse unstreitig der bedeutsamste Schritt geschehen. Nunmehr wirkten gar verschiedene Momente, wie klimatische Verhältnisse, gesellschaftliche Anforderungen, Reichthum und Geschmack der Einzel-



Altgriechisches Wohnhaus.

nen, auf die weitere Vervollkommnung derselben ein. In recht lebendiger Weise müssen so z. B. diese lokalen Einwirkungen einen Europäer berühren, welcher auf ausgedehnten Reisen die verschiedenen civilisirten Länder besucht hat. Die Bauten des fernen Orients mit ihrem dicken Gemäuer, ihren flachen Dächern werden den an europäische Baustyle Gewöhnten Anfangs fremdartig anmuthen, aber gar bald mag er sich zu dem Zugeständnisse genöthigt sehen, daß eben diese dicken Mauern den besten Schutz gegen die erschlaffende Hitze des Klimas gewähren, daß diese flachen Dächer, welche ihm so unschön erscheinen, es ihm gestatten, unter dem Schutze der Schatten spendenden Leinwand dem süßen dolce par niente der Orientalen sich hinzugeben."

„Sie erwähnten, wenn ich mich nicht irre," sagte hier, als eine Pause im Vortrage eingetreten war, der Wirth des Hauses, welcher bisher mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen des Aufsatzes gefolgt war, „daß auch der Geschmack, der Kunstsinn eines Volkes einen bestimmenden Einfluß auf die Herstellung und Vervollkommnung der menschlichen Wohnungen gehabt habe. Nun las ich, falls ich mich nicht irre, vor langen Jahren einmal, daß die Häuser der alten Athener, des anerkannt kunstsinnigsten Volkes aller Zeiten, dennoch einen auffallenden Mangel des sonst so hoch gepriesenen athenischen Kunstsinns an den Tag gelegt hätten. Täuscht mich meine Erinnerung, oder nicht, und wenn nicht, wie erklären Sie diese höchst auffallende Erscheinung?"

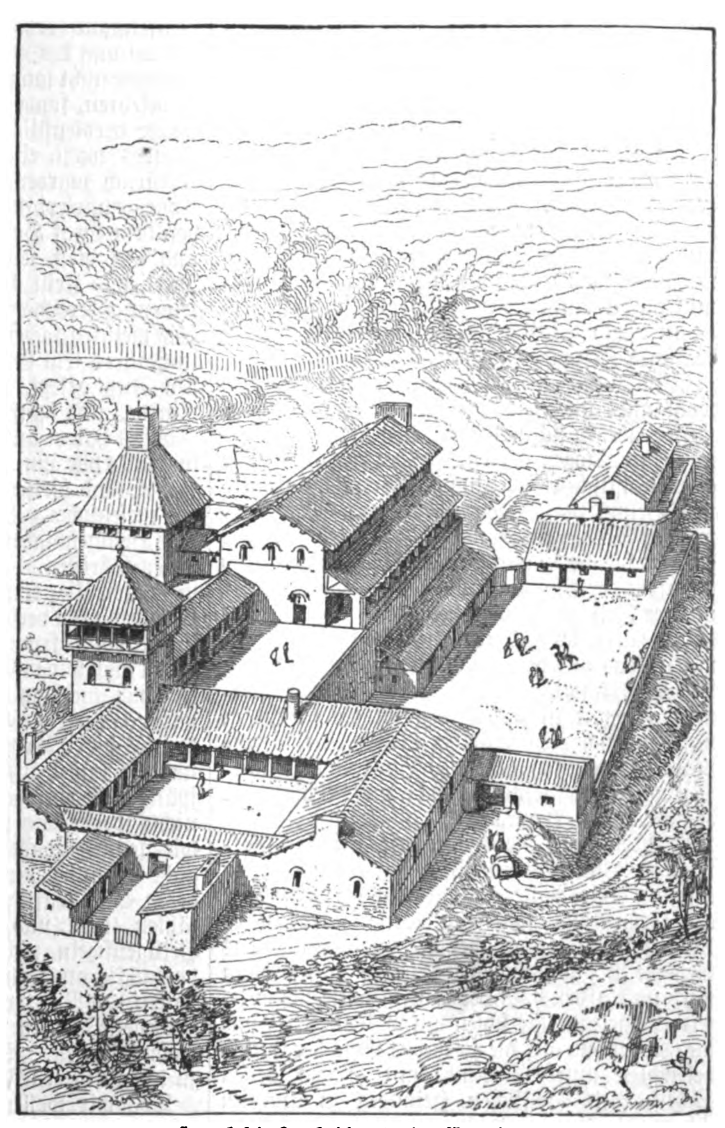
„Ihr Gedächtniß war Ihnen durchaus treu. Es ist wahr, daß zu Athen, der Heimstätte der



Bauernhaus im bairischen Hochgebirge.

edelsten, erhabensten Kunst, der stolzen Besitzerin eines Parthenons, die Wohnhäuser, selbst der Reichen und Vornehmen, in einem durchaus unscheinbaren, einfachen Style errichtet zu werden pflegten. Doch dieses hatte seinen Grund theils darin, daß der Grieche eigentlich nur den Abend und die Nacht im Hause zubrachte, so daß eine geräumige und schöne Wohnung kein Bedürfniß für ihn war, theils auch darin, daß es, wenigstens bis zur Zeit des Perikles, gesetzlich verboten war, Privathäuser mit architektonischem Schmuck zu versehen, damit die Tempel als Wohnung der Götter stets einen wesentlichen Vorzug vor ihnen behaupten sollten. Und nehmen wir nicht auch in vielen unserer alten deutschen Städte, wenn auch nicht in so ausgesprochener Weise, ähnliche Erscheinungen wahr? Mitten in einem Gewirre enger Gassen mit unschönen Häusern, stoßen wir vielleicht ganz unvermuthet auf eine Kirche oder auch wohl ein Staatsgebäude, das uns durch majestätisch erhabenen Styl zu staunender Bewunderung hinreißt.

„Gestatten Sie mir nun noch schließlich, meine Herren, in möglichster Kürze auf die Wohnungsverhältnisse des deutschen Volkes einzugehen, da gerade diese von besonderem Interesse für uns sein müssen. Heben wir zunächst die nationalen Merkmale des altdeutschen Heimwesens hervor, so war das germanische Wohnhaus halb in halb über der Erde gebaut. Die Wände bestanden entweder aus schlichtem Fachwerk oder waren auch wohl, nach Art der amerikanischen Blockhütten, aus Baumstämmen aufgeschichtet. Das Dach deckte man mit Stroh oder Schilf, welches dann in der kalten Jahreszeit durch eine Schichte Dünger verdichtet wurde. Gesondert vom Wohnhause oder an dasselbe angebaut, standen die Gelasse für das Vieh und den Getreidevorrath.



Herrenhof in Frankreich unter den Merowingern.

„Das war die Behausung des heidnischen Germanen. Doch will es uns nicht scheinen, als passe diese Schilderung noch heut zu Tage, einer Skizze gleich, auf manche Bauernhöfe, wie sie uns wohl auf unsern Reisen im südlichen Deutschland, z. B. im bairischen Hochgebirge entgegen treten? Da sind dieselben Riegelwände, deren Stelle hie und da rauhe Steinmauern einnehmen, da ist das schlichte Strohdach, der Stall, die Scheune, durch ein und dasselbe Dach mit dem Wohnhause verbunden.

„Aus diesen dürftigen Verhältnissen jedoch wuchs mit dem Volke auch sein Heim heraus.

Um nur in das mittlere Stadium der Entwicklungsgeschichte deutscher Wohnungsverhältnisse hineinzugreifen, so finden wir, daß sich z. B. im carolingischen Zeitalter die Hütte zum geräumigen Hause, ja zu einem mit Pallisaden umgürteten Häusercomplex erweitert hat. Da sehen wir zu einem Anwesen vereinigt: das Herrenhaus, das Frauenhaus, das Badehaus, das Kellerhaus, den Kornboden, den Speicher, die Pferde-, Rindvieh-, Schaf- und Schweineställe, ein in jeder Beziehung stattliches, solides Anwesen, das von den behäbigen Vermögensverhältnissen des Eigenthümers Zeugniß ablegt.

„Noch inniger muthet uns das deutsche Heim der Reformationszeit an, in welchem solide Bauart sich paart mit Geschmack und Rücksicht auf Bequemlichkeit des häuslichen Lebens. Denken wir uns in ein solches Heim das annuthige Familienglück eines Luther hinein, so tritt uns damit recht eigentlich das Urbild einer wonnigen deutschen Heimath entgegen.

„Und nun, meine Herren, brauche ich Sie wohl nicht mehr auf die Wandelungen hinzuweisen, welche sich seither in Deutschlands Wohnungen vollzogen haben, Ihnen nicht mehr die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des modernen Heims vor Augen zu führen, darzuthun, welche Stylveränderungen Platz griffen, wie das wachsende Streben nach Wohnlichkeit und Comfort der Physiognomie des deutschen Hauses unserer Zeit ihr eigenthümliches Gepräge verlieh. Kann ich doch auf das traute Heim hinweisen, das uns heute Abend aufgenommen hat. Möge es, und ich glaube, meine Freunde stimmen alle mit in diesen Wunsch ein, möge es unserm geschätzten Wirthe allezeit eine Bergestätte des reinsten deutschen Hausglückes sein!“ Mit diesen tiefgefühlten Worten beschloß der Redner seinen Vortrag.

Nachdem nun die Gesellschaft auf Veranlassung des Vorsitzers dem Professor einen Dankesbeschluß votirt hatte, ergingen sich die Mitglieder des Kränzchens noch eine Weile in traulicher Unterhaltung, in welcher sie vielfach auf das Gehörte Bezug nahmen. Endlich rüstete man sich zum Aufbruch. Der Sturm hatte sich mittlerweile gelegt, klar schien am wolkenlosen Himmel der Mond auf die friedliche Erde herab und beleuchtete unsere Freunde mit seinem hellen Scheine den nächtlichen Heimweg zu dem im Thale gelegenen Städtchen.

„Fleisch und Blut kann das Reich Gottes nicht ererben.“ Wenn man den alten Menschen noch so brav macht, kommt er doch nicht in den Himmel. Das Mistbeet kommt nicht in's Zimmer, sondern die schöne Blume, die d'rauf wächst; den Acker, die Erde trägt man nicht in die Scheune, sondern die Frucht.

General Holck.

Der schrecklichste katholische General im 30jährigen Krieg war Holck, dessen Name viele Jahre nach seinem Tode nur mit Schaudern genannt wurde, und den der Kaiser in den Grafenstand erhob, weil er so vorzüglich die Ausrottung des Protestantismus verstand. Er versuchte nicht lange, die störrischen Evangelischen zu bekehren, sondern ließ sie schaarenweis tödten, welche verdienstliche Handlung nach Ansicht des Kaisers wohl einen Grafentitel werth war. Natürlich wurden die Unglücklichen vor ihrem Tode gemartert und ihres Besitzthums beraubt, von dem Graf Holck den kostbarsten Theil nahm und den Rest seinen Kroaten und Panduren überließ. Kein kaiserlicher General ging mit seinem Heere dorthin, wo Holck gewesen war. Sie meinten lachend, wo er geweidet, da wachse in Jahren kein Gras. In der That, wohin er den Fuß gesetzt, hinterließ er eine entsetzliche Einöde, und häufig ließ er Ortschaften nur des Spaßes halber anstecken. Man kann sich denken, wie Alles vor ihm floh und nur Wenige ihm muthig Stand hielten. Deren Ende war meistens ein entsetzliches. Ja, die katholische Kirche besitzt dicke Heiligenbücher, in denen der Heldenmuth der ersten Christen, den Heiden gegenüber berichtet wird, wie sie trotz grausamster Qualen ihren Glauben nicht verleugnen wollten. Und viele von ihnen waren fromme und heilige Märtyrer, zu denen auch wir in Ehrfurcht aufblicken, wenn wir sie auch nicht zu unsern Schutzheiligen erkoren haben; aber die römische Kirche begnügt sich nicht damit, die Märtyrer der ersten Jahrhunderte nach Christi heilig zu sprechen, sondern hat sich später noch mancherlei Heilige ausgesucht, welche nichts weiter wie fromme Leute waren. Nein, wir kennen solche Heiligsprechung nicht, sonst gäbe es unter den Opfern Holcks manche, von deren Standhaftigkeit im Glauben sich viel erzählen ließe, und denen vielleicht der römische Heiligenschein nicht fehlen würde, wenn sie so hartnäckig am katholischen Glauben festgehalten hätten. — Nun, vielleicht hat der liebe Gott ein goldenes Buch, in welchem unsere Märtyrer verzeichnet stehen. Sie werden eingegangen sein zu unsers Herrn Freude.

Doch wir wollen uns noch einige Augenblicke mit Heinrich Holck beschäftigen. Er stammte, o Schmach, von evangelischen Eltern, aber er hatte längst seinen Glauben abgeschworen, und den katholischen angenommen. Freilich sagten seine Genossen von ihm, daß er, wenn er betrunken sei, niemals wisse, welcher Religion er angehöre. Im nüchternen Zustande aber strebte er eifrig darnach, den Katholischen zu zeigen, wie er für ihren Glauben strebe. Zu diesem

Zweck hatte er sich einen rohen, unwissenden Mönch kommen lassen, welcher nach Eroberung einer evangelischen Stadt sich auf den Marktplatz setzen und Beichtzettel feilbieten mußte. Einige Kroaten schlugen die Trommel dazu, und eine Stunde lang wartete diese Gesellschaft, ob nicht etliche Einwohner kommen würden, die durch Erkaufung des Beichtzettels sich bereit erklärten, ihren Glauben abzuschwören. Daß diese Beichtzettel mit schwerem Gelde bezahlt werden mußten, versteht sich von selbst. Obgleich das Abschwören des Glaubens vor qualvollem Tode errettete, fand sich nur selten Jemand, der dem Mönch einen Zettel abkaufte: meistens gingen die Evangelischen mit Gleichmuth den schrecklichen Leiden entgegen, welche der Profoß des Generals über sie verfügte.

Besonders in Sachsen hauste der wilde Holck fürchterlich: Fast jede Nacht zeigte ein glühendrother Feuerschein am Horizont, daß eine Stadt oder ein Dorf von den wilden Kriegerheerden angezündet sei, und zitternd stürzten die Evangelischen bei Holcks Annäherung in die Kirchen, um dort Schutz zu suchen. Aber auch diese heilige Zufluchtsstätte war vor den rohen Schaaren nicht sicher.

So erschien Graf Holck einmal mit einem Regiment in Plauen, einer Stadt des sächsischen Voigtlandes, und nachdem er im Rathhaus Quartier genommen, setzte sich auch hier der gewissen- und gefühllose Mönch vor dasselbe und ließ durch die Trommel den Verkauf der Beichtzettel bekannt machen. Von den Einwohnern kam Niemand, nur die zwei evangelischen Geistlichen, welche der Feldherr mit grausamem Hohn hatte zur Tafel befehlen lassen, wurden von einem Kroaten herbeigeführt und mit lautem Wuthgeschrei von dem tückischen Mönch empfangen. Sie erschienen nämlich in voller lutherischer Amtstracht und weigerten sich entschieden, dieselbe abzulegen und ihren Glauben abzuschwören. Dann wurde noch der reichste Rathsherr des Städtchens herbeigeschleppt, und als auch dieser weder seine Schätze hergeben, noch katholisch werden wollte, begann der erste Grad der Tortur. Diese bestand darin, daß der Profoß große dänische Doggen auf die Unglücklichen hetzte. Als ein riesiger Hund knurrend die Tatzen auf die Schultern des Rathsherrn legte und ihn mit blutgierigen Augen anstarrte, begann dieser zu zittern und versprach sein Geld herzugeben und seinen Glauben abzuschwören. Die beiden Pastoren dagegen blieben standhaft bei ihrer Weigerung, selbst als die Hunde sie anpackten und ihnen die Kleider vom Leibe rissen. Sie bluteten schon aus vielen Wunden—da schmetterten Trompeten vor dem Thore der Stadt, und mit einem wilden Fluch mußte der General seinen Leuten Befehl geben, von ihren Opfern abzulassen. Ein sächsisches evangelisches Regiment sprengte mit lautem Geschrei auf den Marktplatz, die Stadt mit einem Schlage vom Feinde befreiend, der in eiligster Flucht das Weite suchte. Graf Holck entging nur mit Noth der Gefangenschaft. Er hatte, am Rathhausfenster stehend, die Scene auf dem Marktplatz zu lange angesehen und darüber die Wachsamkeit vergessen. Aber er schwur, daß er noch einmal nach Plauen kommen wolle, und sein Schwur schien in Erfüllung zu gehen. Das Kriegsglück schwankte damals stark hin und her, bald mußte Plauen wieder von den Sachsen aufgegeben werden, und Holck lagerte sich in der Nähe. Die Stadt zitterte. Schaaren von Betern strömten in die Kirche und Gott erhörte ihr Gebet. Der schreckliche General erkrankte an einer pestartigen Krankheit, welche er sich im wüsten Lagerleben zugezogen. Da zeigte es sich, daß er, der nur Haß und Verachtung gesäet hatte, nur dasselbe wieder erntete. Keiner seiner Offiziere nahte sich ihm, seine Diener verließen ihn; nur der Arzt und der Profoß gingen dann und wann zu ihm, der halb besinnungslos vor Angst war.

Der grausame Feldherr, welcher so viele Leben auf seinem Gewissen hatte, zitterte vor dem Tode und versprach dem Arzt große Schätze, wenn er ihn wieder gesund machen wollte. Dieser bedeutete ihm aber gleichgültig, daß seine Augenblicke gezählt seien. Da brach Holck in laute Verwünschungen seines eigenen sündhaften Lebens aus und verlangte laut jammernd nach dem Abendmahl. Man schickte nach dem Mönch, welcher zitternd vor der Ansteckung den Kopf in die Thür steckte; aber bei seinem Anblick fluchte der Kranke auf's Entsetzlichste. Er sei evangelisch, schrie er, und verlange das Sakrament in beiderlei Gestalt. Die Obersten seines Heeres zuckten ungeduldig die Achseln, als sie das Begehr des Sterbenden vernahmen und meinten, er könne ohne Abendmahl zur Hölle fahren. Nur einem jungen Fähnrich ging der Wunsch des Generals, welcher immer lauter nach einem evangelischen Geistlichen verlangte, zu Herzen, und er sandte Eilboten in die umliegenden Ortschaften, um einen Pastor zu holen. Aber nirgends war ein Prediger zu finden; sie hatten zum Theil ihr Leben eingebüßt oder waren geflohen. Nur in Plauen befand sich noch einer der Pastoren, auf den Holck die Hunde hatte hetzen lassen. Obgleich noch nicht ganz hergestellt von seinen Wunden, erklärte er sich bereit, mit dem Boten zu gehen.

Als er zu dem General geführt wurde, lag dieser im Fieberschlaf; als der Pastor aber an sein Lager trat, erwachte er, und sich aufrichtend, erkannte er den Geistlichen, welchen er hatte martern lassen. „Bist auch du gekommen, um mich

bei Gott zu verklagen?" schrie er wild, „habt ihr denn alle kein Erbarmen mit mir?"

Umsonst versicherte der Pastor, daß er ihm herzlich gern das gegen ihn begangene Unrecht verzeihe. Holck hörte auf kein beruhigendes Zureden. Mit schauerlichen Flüchen überschüttete er den Geistlichen, sein Dasein verwünschend, und als endlich der Pastor begann laut das Vaterunser zu beten, stieß der General einen markerschütternden Schrei aus.

Es war sein letzter. — Heinrich Holck war todt und an ihm erfüllte sich Gottes Wort: „Wehe aber den Gottlosen, denn sie sind boshaftig, und es wird ihnen vergolten werden, wie sie es verdienen." (Nachbar.)

Harre, meine Seele.

Harre, meine Seele, harre des Herrn!
Alles ihm befehle, hilft er doch so gern.

Wie oft haben wir dieses Lied doch schon gesungen! wie lieb haben wir es mit seiner köstlichen Melodie! Aber es wird uns noch lieber werden, wenn wir den Mann, der es gedichtet hat, kennen lernen und aus seiner Lebensgeschichte erfahren, daß es nicht ein künstliches Blümlein aus der Studirstube, sondern die Frucht eines vielgeprüften Lebens ist.

Cäsar Malan heißt der Mann. Sein Vater, ein Genfer, war ein ehrenfester Herr; aber er lag, wie die ganze Zeit, in den Banden einer dürren Verstandesreligion. Auch Cäsar, ausgestattet mit den glänzenden Geistesgaben, hörte von seinen Knabenjahren bis zur Stunde, wo er ausstudirt hatte, nichts von dem süßen, wahren Kern des Evangeliums. Seine ersten Predigten waren trotz der vortrefflichen Zeugnisse in seiner Tasche doch nur Spreu, ohne nahrungskräftigen Weizen. Gottes Wort erschien ihm, wie er geht, langweilig, längst veraltet, bis der Geist ihm die Augen öffnete, und er anbetend in die Tiefe der göttlichen Erbarmung hineinschaute. Er war damals Hauptlehrer der fünften Klasse des Gymnasiums in Genf. Was war aus der Stadt Calvins geworden! In der Kirche wurde leeres Stroh gedroschen, und auf den Gassen erscholl der Schrei: „Nieder mit Jesus Christus!"

Zu Ostern 1817 trat Malan zum ersten Male mit seinem evangelischen Glauben öffentlich auf den Plan. Er predigte, wie es Paulus gethan hat, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Das war ein Keulenschlag für die gesammte rationalistische Geistlichkeit der Stadt. Schon anderen Tages wurde er amtlich aufgefordert zu widerrufen. Seine eigenen Eltern entfernten sich von ihm; selbst seine Frau war damals tief betrübt über sein Auftreten. Er blieb unerschütterlich. Ohne Weiteres wurde ihm die Kanzel und das öffentliche Predigtamt verboten. Nicht genug, die Geistlichkeit setzte es durch, daß er auch von seinem Schulamte, worin er ganz unbestritten ein seltener Meister war, abgesetzt wurde.

Er wohnte um diese Zeit mit seinen fünf Kindern in einem Hause, welches er von seinem Vater gekauft hatte. Ein Theil der Kaufsumme mußte unweigerlich bezahlt werden, da der Vater selbst dringende Wechselverbindlichkeiten eingegangen war. Kein Geld in der Kasse, keine Ahnung, woher es kommen sollte; nichts als die gewisse Aussicht, in wenigen Tagen amt- und brodlos zu sein. „Harre, meine Seele, harre des Herrn!"

Nach einer Nacht voll Angst und brünstiger Gebete ging Malan am Morgen des Tages, wo der ausgestellte Wechsel verfallen war, in seine Klasse. Während des Unterrichtes flehte er stille zu Gott, ihm einen Ausweg aus der Noth zu zeigen. Da erschien an der Thür des Schulsaales ein Fremder, der ihm winkte. Es war ein durchreisender Engländer. „Ich habe," sagte dieser, „von Ihrer Noth gehört und komme, Ihnen die Summe zu bringen, welche Sie nöthig haben!" Mit diesen Worten drückte er das Geld in die Hand des Erstaunten und ging.

Um in seiner Vaterstadt das reine Gotteswort nicht ganz verstummen zu lassen, begann Malan, außerhalb der Mauern eine Kapelle zu bauen, freilich ohne Geld und Gut; denn 250 Franken, das Geschenk eines Irländers, waren sein ganzes Kapital. Am 19. März 1820 wurde das Fundament ausgeworfen.

Unter den Arbeitern war ein Freiwilliger, Felix Näff mit Namen, welcher durch Malan zum lebendigen Glauben geführt, damals als Soldat in der Genfer Festungsgarnison stand. Er hatte sich aus Dankbarkeit erboten, in den den Tagen und Stunden, wo er keinen Dienst hatte, an der Kapelle zu arbeiten. Bei den ersten Spatenstichen, die er that, fand er eine Kupfermünze, darauf ein Säemann mit der lateinischen Inschrift: E jactura lucrum, aus dem Verluste Gewinn! Malan, die Münze sehend, sagte: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten!" Noch an demselben Tage erhielt er von Brüdern aus Württemberg durch die Post 30 Louisdor mit den Worten: „Eine Beihülfe zum Bau der Mauern Jerusalems." Das war aber für lange Zeit auch Alles, was er für den Bau empfing.

Als derselbe halb fertig war, mußte Malan dem Baumeister eine bestimmte Summe zahlen. Er hatte sich an zwei reiche Freunde gewendet, von denen er mit Sicherheit Hülfe erwartete. Am Morgen brachte ein Briefträger drei Schrei-

ben. Mit Hast öffnete Malan die beiden, auf welchen er die Handschrift der erwähnten Freunde erkannte. Sie enthielten keinen Heller, nur den guten Rath, von seinem Vornehmen abzustehen. Er gab sie seiner Frau und sagte: „Der, welcher nicht will, daß wir Fleisch für unseren Arm halten, wird wohl zu helfen wissen!" „Was wird denn," sagte die Frau, „der dritte Brief erhalten?" Malan öffnete ihn. Ein Wechsel von 2500 Franken fiel ihm entgegen, von warmen Worten der Ermuthigung begleitet; ein ganz Unbekannter hatte ihn gesandt. Bald darauf kam, gleichfalls von unbekannter Hand, ein Brief aus Süd-Frankreich mit 50 Louisdor und den Worten: „Es steht geschrieben: Dehne deine Seile lang! Aber es steht auch geschrieben: Stecke deine Nägel fest! (Jes. 54, 2.) „Wenn Alles bricht, Gott verläßt uns nicht!"

Noch oft hat Malan auch nach Vollendung der Kapelle dies erfahren. Ein schweres Leiden bedrückte ihn. Sein siebenjähriger Sohn Jocelyn wurde, wahrscheinlich in Folge eines gefährlichen Sturzes, von dem heftigsten Nervenleiden befallen, welches sich bis zu furchtbaren Krämpfen steigerte. Die schönen, geistvollen Züge des Knaben boten einen Jammerblick, wenn die Krankheit ihn schüttelte. Der Vater, fest im Glauben, hoffte zuversichtlich, durch anhaltendes, inbrünstiges Gebet Genesung für das geliebte Kind von Gott zu erkämpfen. Allein das Leiden stieg nur höher. Malan war wie zerschmettert. Das Wasser ging ihm bis an die Seele.

„Er wußte noch nicht," sagt sein Sohn, der die Lebensgeschichte des Vaters geschrieben hat, „daß diese Jahre bestimmt waren, nicht um ihn einen neuen Triumph seiner Glaubensgewißheit durch die Heilung des Lieblings erleben zu lassen, sondern um ihn in die lange, schmerzensreiche Schule schweigender, kindlicher Demüthigung unter Gottes gewaltige Hand zu nehmen." Malans Aussehen wurde wie das eines geknickten Rohres. „Harre, meine Seele, harre des Herrn!"

Endlich kam die Erhörung, anders zwar, als er gedacht hatte, aber seliger, wunderbarer. Je herzzerreißender die Noth des Kindes wurde, um so herrlicher offenbarte sich in seiner jungen Seele der Abglanz der Ewigkeit, die geheimnißvolle Macht friedevollen, freudigen Glaubens. Die drei Sterne seiner Nacht waren die immer von ihm wiederholten drei Sprüche: „Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends!" „Wiewohl er Gottes Sohn war, hat er an dem, das er litt, Gehorsam gelernt." „Wir müssen durch viele Trübsale in's Reich Gottes eingehen!" Neun Jahre wuchs das Leiden; neun Jahre wuchs auch die Gottinnigkeit des Knaben. „Wie gut ist Gott!" sagte er einst zu seiner Mutter, „ich fühle ihn ganz nahe, und ich meine, ich könne mit ihm reden, wie mit dir!" Von seinen namenlosen Leiden sprach er nur, um Gott zu danken, welcher ihn dadurch an sein Vaterherz gezogen habe. „Ach," sagte er, „meine Brüder und Schwestern sind noch mitten in der Welt und ihren eitlen Versuchungen, und ich bin dem allen durch die Kraft meines Heilandes schon entrissen. O, ich bin weit glücklicher, als sie Alle!" — Am 26. Januar 1846 wurde der Knabe von seinem Schmerzenslager in die selige Ewigkeit selbst geführt.

Nicht lange darnach begann bei dem kräftigen Malan jenes schwere Leiden, welches, wie das seines Sohnes, Jahre lang hindurch wachsend, ihn mit solchen Schmerzen folterte, daß er mitunter zu den Seinen sagte: „Geht hinaus, meine Lieben, der Anblick dieser Noth ist nicht für euch!" „Als ich jung und stark war," äußerte er ein anderes Mal, „war ich in der mächtigen Hand Gottes ein eiserner Hammer, um die Kiesel zu zerschlagen. Jetzt hat er mich auf den Amboß gelegt, mich selbst zu schmieden!" Feuer thut weh; aber „größer als der Helfer ist die Noth ja nicht."

Malans hoffender Glaube strahlte in solcher Sichtbarkeit, daß der Arzt eines Tages zu seinem Sohne sagte: „So eben habe ich gesehen, wovon ich oft reden hörte, was ich aber noch niemals mit Augen geschaut hatte. Jetzt habe ich es so gesehen, wie ich diesen Stock sehe, den ich in meiner Hand halte!" „Und was ist das?" fragte der Sohn. „Ich habe," war die Antwort, „den Glauben gesehen, den Glauben nicht eines Theologen, sondern eines Christen. Mit Augen habe ich ihn geschaut!"

Abgezehrt, unbeweglich lag Malan in der letzten Zeit auf seinem Bette; aber in seiner Seele wohnte der Himmel. „Er ist eine Realität, eine Realität!" sagte er. Bald darauf wiederholte er zweimal nacheinander: „Nein, nein, es giebt keine Wolken an meinem Himmel." Am 8. Mai 1864 ging es zum Sterben; Todesfarbe lag auf seinen Zügen. Plötzlich leuchtete aus seinem Antlitz ein Strahl innerer Freude. Der pflegende Diener brach das feierliche Schweigen und rief: „O seht, seht, welche Schönheit, welche Herrlichkeit!" Eine der Töchter antwortete: „In diesem Augenblick ist die Seele unseres Vaters in das Anschauen der himmlischen Glorie eingegangen!"

Ewige Treue, Retter in Noth, rett' auch meine Seele, du treuer Gott!

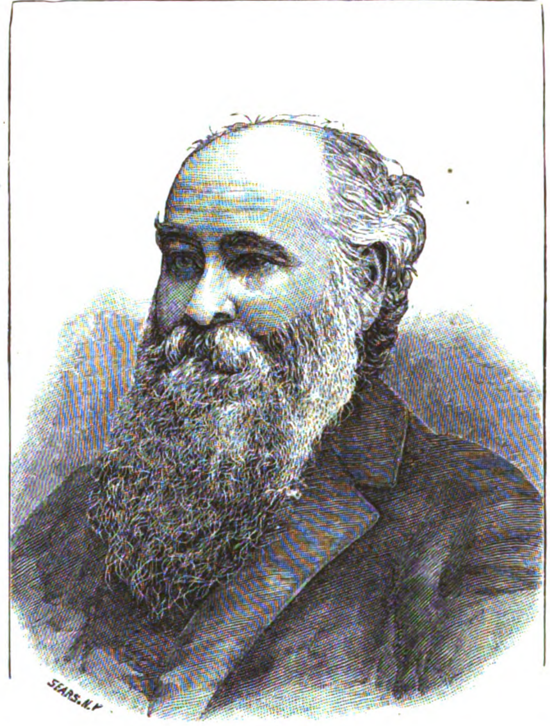


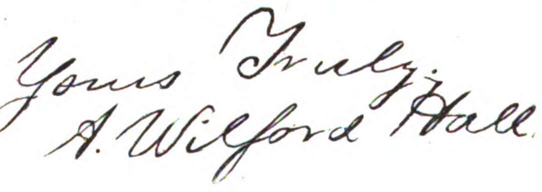
A. Wilford Hall und sein Werk.

Für Haus und Herd von F. L. Nagler.

Wer ist A. Wilford Hall? Verhältnißmäßig nur wenige der Leser von Haus und Herd mögen diesen Namen auch nur gehört haben, geschweige etwas Näheres von diesem merkwürdigen Manne, der ihn trägt, wissen; denn dieser Name wird erst seit einigen Monaten in weiteren Kreisen bekannt, und zwar vorläufig noch nur in den Kreisen englischer Zunge. Wir zweifeln aber nicht daran, daß, wenn dieses Jahrhundert sein Ende erreicht hat, A. Wilford Hall mit zu den gewaltigsten und einflußreichsten Geistern desselben gezählt werden wird. Ja, manche sind so sanguinisch, ihn als den Stern erster Größe in demselben zu bezeichnen. Ob sich dieses so herausstellt, darüber lassen wir die Zukunft entscheiden.

Und worauf gründet man diese Ansicht? Hauptsächlich auf ein merkwürdiges Buch, das A. Wilford Hall vor einigen Monaten schrieb. Dieses Buch trägt den Titel: The Problem of Human Life, Here and Hereafter. Es ist ein wissenschaftliches, philosophisches und apologetisches Werk, in welchem der Autor die verschiedenen materialistischen Systeme der bedeutendsten wissenschaftlichen Größen unserer Zeit mit gewaltigen Hammerschlägen zermalmt.





Eine Skizze des Lebens dieses großen Mannes mag den Lesern von Haus und Herd nicht ohne Interesse sein; denn wer hört oder liest nicht gern von dem Lebens- und Entwicklungsgang einer bedeutenden Persönlichkeit. — Folgende Lebensskizze haben wir aus englischen Quellen bearbeitet.

1. A. Wilford Halls Leben.

A. Wilford Hall wurde geboren den 18. Aug. 1819 im Township Bath, Steuben County, im Staate New-York. Seine Eltern waren sehr arm, und der Vater ernährte seine fünf Kinder durch den Ertrag seiner Tagelöhnerarbeit auf den Farmen anderer Leute. Die ganze Gegend war damals noch wild und nur spärlich bewohnt. Die fleißige Mutter spann und wob selbst das Zeug für die Kleider ihrer Kinder. Daß es da, was Nahrung und Kleidung anbelangt, spärlich genug in der Familie herging, ist leicht einzusehen. — Sobald der kleine Wilford einigermaßen herangewachsen war, mußte er die Familie durch Arbeiten auf den Farmen der Nachbarn mit versorgen helfen. An Schulunterricht und Ausbildung des Geistes war unter solchen Verhältnissen natürlich nicht zu denken; denn es war keine Schule in der Nähe und fehlten auch die Mittel, um Schulbücher zu kaufen.

Um diese Zeit kam seiner Mutter Bruder, Abner Hathaway, auf Besuch zu ihnen, um den Winter über mit Jagd zuzubringen. Er brachte ein neues Gewehr mit, und an Hirschen und anderem Wild fehlte es in den dichten Urwäldern jener Gegend auch nicht. Und da Abner ein ausgezeichneter Schütze war, so hatte die Hall Familie jenen Winter mehr Fleisch zu essen als gewöhnlich. Kein Wunder, daß die Kinder zu ihrem Onkel, der ihnen Manches aus der großen weiten Welt erzählte, aufblickten als zu dem größten Manne, von dem sie

je gehört hatten.— Der Onkel gewann ein reges Interesse für den munteren, aufgeweckten, dreizehnjährigen Knaben und bat die Eltern, denselben mit ihm gehen zu lassen. Er versprach ihm eine Anstellung als Pferdetreiber am Erie Kanal zu verschaffen. Daß der kleine Wilford willig war, braucht nicht gesagt zu werden; hatte er doch nun Aussicht, die weite, weite Welt zu sehen, von welcher ihm der Onkel so Vieles erzählt hatte. Die Einwilligung der Eltern wurde nach einigem Zögern erlangt, und dann ging's nach Geneva im Staate New-York. Zum Glück bedurfte es nicht viel Schulweisheit, um ein tüchtiger Kanalboottreiber zu werden.

Fünf Sommer lang war Wilford, den man damals gewöhnlich Aleck nannte, mit Pferdetreiben beschäftigt. Aber der Lohn war klein, und an Gelegenheiten, das wenige Geld los zu werden, fehlte es auch nicht, und so kam es, daß Wilford nichts erübrigte; und in seinem achtzehnten Jahre stand er so arm und mittellos bei seinem Pferdgespann, als fünf Jahre zuvor. Um diese Zeit traf es sich, daß er in einer schönen mondhellen Nacht, auf dem Verdeck eines Kanalbootes, mit einem Prediger der Episcopalkirche in Rochester, eine ernste Unterredung hatte über die ernsten Fragen seiner Zukunft. Der gute Mann sagte dem Jüngling, daß das Treiben der Pferde am Kanal nicht seine Bestimmung sei, er solle sich eine andere Beschäftigung suchen. Der Entschluß war schnell gefaßt, Wilford gab sogleich seine Beschäftigung auf, um einen anderen Lebensberuf zu suchen.

Mit seinem ganzen Ersparniß, sieben Dollar, in der Tasche eilte er zu Fuß über Land seiner Heimath zu, allwo die Mutter den Wanderer mit offenen Armen empfing. Nur für kurze Zeit verweilte er in der Blockhütte seiner Eltern, und dann war der Entschluß gefaßt, nach dem fernen Westen zu gehen, um dort sein Glück zu suchen. Mit einem jüngeren Bruder machte er sich zu Fuß auf den Weg, um nach Ohio zu gehen. Ohio wurde damals noch zum fernen Westen gerechnet. Die zwei wanderten Tag nach Tag bis das wenige Geld, das sie hatten, ausgegeben war, dann hielten sie an und arbeiteten für einen Backsteinbrenner, bis sie wieder Geld genug hatten, um die Reise fortzusetzen.

Als sich die beiden Jünglinge im westlichen Theile des Staates befanden, trug sich eine Kleinigkeit zu, welche aber doch für Wilford von großer Bedeutung werden sollte. Dieses Ereigniß war nichts mehr und nichts weniger, als daß er seinen Fuß an einen Stein stieß und sein Bein dadurch so verletzte, daß er nicht weiter gehen konnte. Mit der Hülfe seines Bruders erreichte er die nächste Wohnung, ein Blockhaus im Walde, und bat, daß man ihn und seinen Bruder über Nacht behalten möchte, den Hausherrn versichernd, daß sie Geld genug hätten, um für ihr Logis zu bezahlen. Die Wanderer fanden unter diesen Umständen Aufnahme, obwohl der Hausherr sie Anfangs mit bedenklicher Miene angeschaut hatte.

Dieses kleine Mißgeschick sollte der Wendepunkt in Wilford's Leben werden. Der Bewohner und Eigenthümer des Hauses gab vor, ein Prediger des Evangeliums und zur selben Zeit Arzt und Schullehrer zu sein. In der Abendunterredung wurde er bekannt mit der Geschichte der jungen Männer, gewann eine besondere Neigung zu dem lahmen Wilford, und da dieser am anderen Morgen noch nicht gehen konnte, stellte ihm der Hausherr den Antrag, daß er, während der Bruder alleine weiter reiste, bei ihm bleiben und in die Schule gehen sollte, für Kost und Logis könne er die Kühe füttern und melken und Feuerholz hauen. Wilford nahm den Antrag an. Sein Bruder nahm Abschied von ihm und ging weiter.

Zum ersten Male in seinem Leben, obschon bereits achtzehn Jahre alt, ging nun Wilford in die Schule, und wenn es je einen fleißigen Schüler gab, so war er es. Mit ganzer Seele warf er sich in seine Studien. Von jeder Stunde Zeit wurde der beste Gebrauch gemacht. Er machte solche Fortschritte im Lernen, daß man ihm nach anderthalb Jahren rieth, die Farmington Academy, welche blos einige Meilen entfernt war, zu besuchen. Er rechnete ab mit seinem Freund und Wohlthäter, dem Schullehrer, und mit solchen Kleidern, wie er sie eben unter Umständen bekommen konnte, aber ohne Geld in der Tasche, machte er sich auf den Weg zur Academy. Man nahm den jungen Mann, dem die Sache seiner geistlichen Ausbildung so ernst war, gerne auf. Und nun ging's auf's Neue an's Studiren. Für seinen Lebensunterhalt und Geld für Bücher spaltete er Feuerholz bei einem Farmer in der Nachbarschaft, und um die dadurch verlorne Zeit nachzuholen und mit der Klasse Schritt zu halten, mußte die Nacht herhalten.

So trieb er es sechs Monate lang, und am Ende dieses Zeitraums empfing er vom Präsidenten der Anstalt ein Certifikat, wodurch seine Qualifikation als Lehrer einer Dorfschule vorzustehen bezeugt wurde. Dieses Dokument hatte großes Gewicht bei den angestellten Examinatoren, welche ihm deßhalb in der Prüfung verhältnißmäßig nur sehr wenig Fragen vorlegten. Dieses war sehr zu seinen Gunsten, denn Niemand als er kannte die Lückenhaftigkeit seiner Schulkenntnisse. Bald finden wir ihn als Lehrer einer Schule von fünfzig Schülern. Manche dieser Schüler waren junge Männer, welche nach seiner Ansicht besser qualifizirt gewesen wären, der Schule vorzustehen, als er selbst. Aber durch unermüdliche, nächtliche Arbeit gelang es ihm,

seinen Schülern im Studium immer einige Schritte voran zu bleiben.

Der Termin lief gut ab, und die Trustees gaben ihm ein Dankesschreiben zum Abschied. Im Sommer Schüler, im Winter Lehrer — so ging es einige Jahre lang. Später beschäftigte er sich viel mit den Fragen des zukünftigen Lebens, und ein gründliches Studium der heiligen Schrift war die Folge davon. Dann wandte er sich dem Predigtamte zu, und zehn Jahre lang reiste und predigte er als Evangelist, wo immer er Gelegenheit fand Versammlungen zu halten.

Auf Begehren hielt er manche öffentliche Discussionen mit hervorragenden Predigern des Universalismus. Das Ergebniß dieser Discussionen war ein Buch unter dem Titel: Universalism against Itself (Universalismus gegen sich selbst). Dieses Werk fand eine solch günstige Aufnahme, daß in zwei bis drei Jahren vierzig Tausend verkauft wurden. Später wurde das Werk verlegt vom Meth. Bookconcern in Cincinnati, und wiederum tausende von Exemplaren verkauft. Seit zwanzig Jahren war es außer Druck. Gegenwärtig arbeitet der Autor an einer neuen Ausgabe dieses Werkes.

Nach der Herausgabe dieses Buches gegen den Universalismus zog sich Wilford Hall wegen Gesundheitsrücksichten vom öffentlichen Leben zurück, und brachte den größten Theil der letzten dreißig Jahre im fernen Westen in der Nähe des Felsengebirges zu. Lange hörte man nichts von ihm, bis er vor einigen Jahren mit seinem Buche: The Problem of Human Life, Here and Hereafter, wieder an die Oeffentlichkeit trat. Nach Jahresfrist erschien das Werk in zweiter vergrößerter Ausgabe, und von dieser zweiten Ausgabe wurden in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren zweiunddreißig Tausend Exemplare gekauft. Einer solchen Verbreitung in so kurzer Zeit kann wohl kein anderes wissenschaftliches Werk von sich rühmen.

Die in diesem Werke enthaltenen Ansichten riefen bereits eine solche Discussion hervor in Zeitschriften und wissenschaftlichen Kreisen, daß sich der Autor bewogen fühlte, ebenfalls eine Zeitschrift herauszugeben, in welcher seine Ansichten vertheidigt und die Angriffe der Gegner, an welchen es natürlich auch nicht fehlt, erwidert werden. Diese Zeitschrift trägt den Titel: "Wilford's Microcosm: A Religio-scientific Monthly devoted to the Discoveries, Theories, and Investigations of Modern Science. in their bearing upon the Religious Thought of the Age; With other matters of general interest." Diese Zeitschrift erscheint monatlich in Pamphletform von 32 Octav-Seiten die Nummer, und kostet ein Dollar das Jahr. Gegenwärtig (1883) ist der Editor in einer Controverse über die Newton'sche Gravitationslehre begriffen, welche er meisterhaft führt und in welcher er mit kühnen Schlägen Manches zertrümmert, das seit mehr denn hundert Jahren Niemand in Zweifel gezogen hat. Diese Zeitschrift hat im zweiten Jahre ihres Bestehens bereits eine Circulation von zwölf tausend Nummern, und gewinnt immer mehr Freunde. Wir können sie bestens empfehlen, wenn auch nicht Alles, was darinnen erscheint. Die besten Artikel fließen aus der Feder des Editors.

Das Lebanon Valley Collegium verlieh Herrn Wilford Hall in Anbetracht seiner bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen den Ehrentitel Ph. D., Doctor der Philosophie.

Gegenwärtig wohnt und schreibt er in New-York. Adresse: No. 23 Park Row, N. Y.

2. A. Wilford Hall's Werk.

Dieses Werk liegt vor uns auf dem Tische, und zwar in der zwanzigsten revidirten Ausgabe. Das ganze Titelblatt lautet: The Problem of Human Life: Embracing the "Evolution of Sound" and "Evolution evolved," with a Review of the six great modern Scientists, Darwin, Huxley, Tyndall. Haeckel, Helmholz, and Mayer, by A. Wilford Hall. Das Format des Werkes ist Octav, 524 Seiten stark. Wenn von einem wissenschaftlichen Werke dieser Größe in einem Zeitraume von ungefähr drei Jahren über neununddreißig tausend Exemplare verkauft werden, so muß dieses seine wohlbegründete Ursache haben.

Das Erste, das dem Leser auffällt, sobald er dieses Buch öffnet, sind auf einer Seite dem Titelblatt gegenüber die sechs Bilder von Darwin, Tyndall, Huxley, Helmholz, Häckel und Mayer (nicht der verstorbene Robert Mayer, sondern ein bedeutender Physiker in Amerika). Dieses sind die Riesen auf wissenschaftlichem Gebiete, denen Wilford wie ein moderner David mit seiner Schleuder entgegentritt und ihnen den Krieg erklärt, und zwar auf solche nachdrückliche Weise, daß es nur Erstaunen erregen kann. So geschickt gebraucht dieser moderne David seine Schleuder, mit solcher Präcision entsendet er seine Steine, und so gewaltig sind die Schwerthiebe, und zwar meistens mit den seinen Gegnern entwundenen Waffen, daß man letztere oft bedauern möchte, so wenig man auch mit ihren Ansichten sympathisirt.

Wilford ist unbarmherzig in seinen Angriffen, tollkühn in seinem Unternehmen. Er bebt vor nichts zurück. Wissenschaftliche Theorien, an die die Welt seit fünfundzwanzig Jahrhunderten geglaubt, die in allen Schulen gelehrt wurden, legt er auf den Ambos seiner Untersuchung, zertrümmert sie mit dem Hammer seiner Logik, zertrümmert dann die Brocken, löst den Staub in

Dunst auf, welcher vor den Augen des erstaunten Lesers verschwindet.

Das Werk zerfällt eigentlich in drei Theile (obwohl der Verfasser es nicht so eingetheilt hat, sondern nach fortlaufenden Kapiteln), oder man könnte auch sagen, es seien drei Bücher in eines gebunden. Der erste Theil (S. 1—72) ist einleitend, und handelt von dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschungen, besonders in ihren Beziehungen zur christlichen Religion; der zweite Theil (S. 73—350) handelt von der allgemein angenommenen Wellentheorie des Schalles oder von der Absurdität dieser Theorie; der dritte Theil (S. 351—524) handelt von Häckels Urzeugung und Darwins Descendenztheorie u. dergl.

Das eigentliche Ziel, das sich der Autor gesteckt hat, ist, wie er im Vorwort selbst sagt, zu zeigen, daß das Geistliche, Unwägbare und Unsichtbare gerade so wesenhaft oder substantiell ist, als das Wägbare und Sichtbare. Hierauf gründet er sein großes Argument für die Fortdauer oder Unsterblichkeit der Seele. Seine Kritik der Wellentheorie des Schalles ist blos deshalb dem Werke mit einverleibt, um zu zeigen, wie es eigentlich mit manchen der Resultate der sogenannten exakten Wissenschaften bestellt ist; und nur deßhalb hat der Verfasser die Wellentheorie des Schalles, anstatt die des Lichtes, der Hitze u. s. w. der Kritik unterzogen, weil sie nie ernstlich in Zweifel gezogen wurde und im Allgemeinen als die unumstößlichste der wissenschaftlichen Theorien betrachtet wird. Diese Wellentheorie des Schalles (und indirekt auch die des Lichtes, der Hitze u. s. w.) wird mehr als zertrümmert, und haben auch schon bedeutende Professoren der Physik in Amerika, in einigen Fällen ganze Fakultäten, wie berichtet wird, seit Erscheinen dieses Werkes die alte Theorie fallen lassen, und die neue angenommen, welche dann dahin lautet, daß der Schall, ähnlich wie der Geruch, etwas Substantielles ist, und nicht blos die Bewegung einer gewissen Substanz.

Der ungleich werthvollste Theil des Werkes ist unseres Erachtens der letzte, in welchem der Verfasser die Urzeugungstheorie Häckels und die Descendenztheorie Darwins unter das Secirmesser seiner Logik bringt. Auf eigenthümliche Weise geht er zuwege. Gewöhnlich läßt er seine Gegner (Darwin, Huxley und Häckel) selbst reden, in ihren eigenen Worten ihre Theorien formuliren; dann behauptet Wilford das direkte Gegentheil und ruft seine Zeugen, um Behauptung zu stützen, und diese Zeugen sind — wunderbar genug — eben wieder dieselben Gegner. — Damit beweist er auch (was schon Ebrard vor Jahren behauptet hat), daß Darwin (und Consorten) der widerspruchsvollste Schreiber der neueren Zeit ist, und daß die Descendenztheorie, was inneren Widerspruch und Absurdität anbelangt, eine Vollkommenheit erreicht hat, die im ganzen Domän dessen, was der menschliche Geist hervorgebracht hat, ihres Gleichen sucht.

Wir freuen uns, daß auch endlich einmal in englischer Sprache eine gewaltige Bombe gegen diese Festung des modernen Un- und Aberglaubens (denn die Darwin'sche Descendenztheorie ist nichts Anderes) abgefeuert worden ist, und dieses soweit mit ausgezeichnetem Erfolge. In deutscher Sprache ist dieses schon früher und öfter geschehen. Wir erinnern blos an die Werke von Ebrard, Wigand, Pfaff, Huber und anderer.

Und doch werden Tausende und aber Tausende an dieser Theorie, an diesem Glauben fest halten; und warum? Prof. Fr. Pfaff hat diese Frage vor noch nicht langer Zeit am Schlusse eines Vortrages (Die Theorie Darwins und die Thatsachen der Geologie) treffend beantwortet. Nachdem der Professor nachgewiesen hatte, welcher Widerspruch zwischen dieser Theorie und den Ergebnissen der Forschungen existirt, fährt er fort: „Darwin hatte am Ende seines Buches gesagt: 'Daher nehme ich an, daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die je auf dieser Erde gelebt haben, von irgend einer Urform abstammen, welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden ist,' und hatte keine Sylbe davon gesprochen, daß auch der Mensch in die Reihe dieser Wesen gehöre. Diese beiden Punkte allein bedurften in den Augen der Freunde der Theorie einer Verbesserung. Wenn sie nicht den Schöpfungsakt vollkommen beseitige, so helfe sie nichts, meinte Broun, und sie stehe und falle mit ihrer Anwendung auf den Menschen, sie habe keinen Werth ohne dieselbe, so äußerte sich Häckel. Kann man offener eingestehen, daß es einem in dieser Frage nicht um die Wahrheit zu thun sei? Wer einen Maßstab anlegt, wie Häckel, darnach eine Theorie beurtheilt, ob sie für seine philosophische Weltanschauung verwendbar sei, oder nicht, der zeigt eben dadurch, daß ihm nicht mehr die Wahrheit das Höchste sei. Als eine Illustration dazu mag die Thatsache dienen, daß dieselben Männer, welche vor dem Erscheinen des Buches von Darwin die einheitliche Abstammung der verschiedenen Menschenracen leugneten, sofort die Einheit der Abstammung aller Wesen von einem Urwesen annahmen, nicht weil dieselbe als wahr nachgewiesen wurde, sondern weil diese Hypothese noch besser in die materialistische Anschauung paßte, in noch schneidenderem Gegensatz zur christlichen Weltanschauung steht. Das ist der wahre Grund der Anziehungskraft der Darwin'schen Theorie, und Sie werden, wenn Sie das im Auge behalten, sich nicht mehr wundern, daß dieselbe auch fernerhin als ein kräftiger Irrthum, der Viele

verführt, erweisen wird." — Wem es aber nicht um eine materialistische Weltanschauung, nicht darum zu thun ist, Gott aus der Schöpfung und aus dem Gewissen zu verbannen, sondern allein um die Wahrheit, der wird in A. Wilford Hall einen sicheren und gewandten Führer finden. Hierin liegt die Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes.

Bilder aus der evangelischen Bewegung.

Für Haus und Herd von C. Weiß in Berlin.

I.



Wenn man im Ausland von einer evangelischen Bewegung in in Deutschland spricht, so stellt man sich darunter große Erweckungen vor, in welchen ganze Schaaren zur Buße und zum Glauben an den Herrn Jesum kommen. Es wäre ja Unrecht, wenn man in Abrede stellen wollte, daß das überhaupt nicht geschieht. Aber vorerst geht es noch nicht so tief. Das religiöse Leben bewegt sich, ähnlich wie in der katholischen Kirche in ihren besseren Zeiten, vorerst noch mehr in Werken der Wohlthätigkeit und die Begriffe, daß man schon in der heil. Taufe ein wiedergeborener Christ wird und nur auf diese wieder zurückgehen darf, daß jeder Getaufte als ein Christ anzusehen ist, wenn er nicht durch seinen Wandel beweist, daß er abgefallen ist. Daß man in der Beichte Absolution und im heiligen Abendmahl Vergebung der Sünden immer wieder empfängt, lassen den Gedanken an die Nothwendigkeit durchgreifender Erweckungen nicht aufkommen.

Ferner vollzieht sich in Deutschland Alles weit langsamer, als in Amerika. In einem Lande, in dem es 1000 Jahre alte Kirchen giebt, in welchem es Pastoren giebt, welche den Großvater confirmirt, den Vater getraut, den Enkel getauft haben, in welchem 30—40 Jahre lang derselbe Prediger dieselbe Pfarrei hat, — in einem solchen hält man sich an alten Gewohnheiten und Vorurtheilen. Ist es da ein Wunder, wenn der Methodismus nur allmählig erstarkt? — Was er bringt, erscheint dem Volk *ja neu* und was *neu* ist, sagt der Bauer, taugt nichts. Vater und Großvater haben das auch nicht gehabt und haben auch gelebt. Neu erscheint in mancher Hinsicht die alte Lehre von Rechtfertigung und Heiligung durch den Glauben allein, das Zeugniß des heil. Geistes, noch neuer die Gebetsversammlungen, Klassen und Liebesfeste, neu der Gedanke, daß man auch geben soll für den Unterhalt der Gemeinde, denn in der Landeskirche besorgt der Staat das Alles und man wechselte, ehe man zur Kirche ging, den Kreuzer in zwei halbe zum „*Opfer.*" Am allermeisten aber ist unsere Laienthätigkeit in Bezug auf das Ermahner- und Predigtamt. Daß unstudirte Laien Versammlungen abhalten, daß „Schuster und Schneider" predigen — was ist das und wo soll das hinaus?

Kein Wunder, wenn auch letztere noch viel zu lernen haben, ehe man sie in umfassender Weise verwenden kann wie in England. Unser Volk ist überhaupt nicht zur Selbstständigkeit erzogen. Weder in Kirche noch in Staat war es in Ordnung, daß Andere als vom Staat Angestellte das Wort ergriffen, erst das letzte Jahrzehnt hat eine freiere Luft gebracht.

Nur in den stillen Kreisen der Pietisten unterhielt man sich über Gottes Wort und betete mit einander, von der *Kirche* aber wurden solche Versammlungen ängstlich überwacht. Auch giebt es solche nur in Süddeutschland und einem Theil der Rheinprovinzen. Unter den 20 Millionen in Norddeutschland ist die *freie* Laienthätigkeit kaum nennenswerth. Allein es beginnt zu tagen. Man erkennt, daß es anders werden muß. Zwar beschränkt sich die Laienthätigkeit jetzt noch meist auf das Sammeln von Missionsbeiträgen, der Armen- und Krankenpflege, die Vertheilung von christlichen Schriften u. s. w. Selbst die Thätigkeit der Stadtmissionäre berührt zu wenig das geistliche Gebiet. Doch schon die *Sonntagschule* hat der Laienthätigkeit auf geistlichem Gebiet Bahn gebrochen. Aengstlich haben sich deßhalb kirchliche Stimmen erhoben und verlangt, die Helfer und Helferinnen sollten nur ihre Gruppen überwachen, die Kinder überhören, das Lehren aber dem Pastor überlassen. Das war des Pudels Kern in dem Streit, ob die Sonntagschule nicht umgetauft werden und *Kindergottesdienst* heißen sollte. Allein *die Sonntagschule* hat gesiegt und da in den Berliner kirchlichen Sonntagschulen Niemand am Sonntag lehren darf, der nicht in der Vorbereitung war, müssen auch den ernstesten Kirchenmännern die Bedenken schwinden.

Vertheilung christlicher Zeitschriften.

Seit 5 Jahren besteht hier eine Traktatgesellschaft unter der Leitung des Baron v. Ungern-Sternberg. Dieselbe hält 4wöchentliche Zusammenkünfte, wobei über die Erfahrungen bei'm Traktatvertheilen berichtet und neue Munition vertheilt wird. Durch Reiseagenten sucht sie auch auswärts Mitglieder zu gewinnen, deren Zahl sich auf nahezu 5000 beläuft. Verbreitet

wurden bis jetzt nahezu 3 Millionen Traktate. Diese Gesellschaft wird kräftig unterstützt von der Londoner Traktatgesellschaft, welche das Uebereinkommen mit ihr getroffen hat, ihr gerade soviel zur Unterstützung zukommen zu lassen, als sie selbst aufmacht. Ein anderer Verein hat sich gebildet unter Hofprediger Stöcker's Vorgang zur Vertheilung von gedruckten Predigten an Droschkenkutscher und Eisenbahnbeamte und andere Sonntagslose. Alte Predigten von bewährten Gottesmännern werden neu aufgelegt. Wer Predigten vertheilt, kauft sich dieselben zu einem Pfennig und verschenkt sie und viele von denen, welche sie geschenkt bekommen, suchen Andern wieder die gleiche Wohlthat zu erweisen. Von 600 Exemplaren stieg die Vertheilung in einem Jahr auf 11,000 und viele fleißige Hände helfen den Stadtmissionären in dieser Thätigkeit. Daran schließt sich jetzt das neue Unternehmen von Herrn Hofprediger Stöcker, die heil. Schrift mit Anmerkungen versehen, in einzelnen Theilen zum Kostenpreis zu verbreiten. Bis jetzt ist der Prophet Obadja (@ 5 Pfennige) und der Brief Pauli an Philemon (@ 3 Pfennige) erschienen. Sehr interessant sind die Anmerkungen zum letztern: I. Aus der Welt vor und nach Christo. 1) Sklavenketten; 2) Was sagt das Alte Testament über die Sklaverei? 3) Das Neue Testament, die christliche Kirche und die Sklaverei. II. Praktische Lösung der Sklavenfrage durch St. Pauli Brief an Philemon. 1) Gebunden durch Liebe, verbunden zu Liebe. 2) Die Hausgenossenschaft. 3) Das Centrum. 4) Weiland und nun. 5) Durch Liebe die Freude. Oder im Obadja: Wem dienst du? 1) Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit u. s. w.

Eine bedeutende Anzahl Traktate wird ferner vertheilt durch unsere eigene Gemeinde und durch die Baptisten und in der Regel finden sie willige Abnehmer. Der Berliner liest gern und oft ist das der einzige Weg, denselben mit dem Evangelium bekannt zu machen. — Beinahe hätte ich den Verein zur Vertheilung christlicher Zeitschriften vergessen, welcher sonntäglich 60,000 Exemplare des Berliner Sonntagblatts unter's Volk bringt, in ähnlicher Weise wie Oben.

Aus einem Sündenhaus wird ein Bethaus.

Im Norden Berlins fanden seit Jahren im „Fürst Blücher" berüchtigte Tänze statt. Vor 14 Tagen kaufte ein Committee von christlichen Freunden zum Preis von 139,000 Mk. (etwa $35,000) das große Haus am Weddig Platz an, um daraus einen Sammelort für christliche Vereinsthätigkeit zu machen und welches den Namen „Friedefürst" trägt. Darüber schreibt der **Reichsbote** vom 18. Januar: „Das christliche Vereinshaus „Friedefürst" beginnt unter der thatkräftigen Initiative des Pastors v. Schlümbach und des Pastors Diestelkamp unter Assistenz vieler ernstgesinnter Männer aus allen Ständen von der hohen Aristokratie herab bis zum ärmsten Arbeiter seinen gesegneten Einfluß zu entfalten. — Am Sonnabend constituirte sich der Verein, nahm die ihm vorgelegten Statuten an und wählte seinen Vorstand, der aus 11 Personen besteht: darunter der Graf Pückler und der Baron von Ungern-Sternberg, außerdem Lehrer, Beamte, Handwerker und Arbeiter. Die Aufforderung zum Einzeichnen in die Vereinslisten, die in den von P. von Schlümbach arrangirten religiösen Versammlungen im Norden der Stadt in der letzten Zeit regelmäßig erfolgte, gab in manchen Kreisen, wie wir in Erfahrung gebracht haben, der Befürchtung Raum, es könne sich um eine Sektirerei handeln. Wie grundlos diese Befürchtung ist, braucht gar nicht erst gesagt zu werden, doch sei zur Beruhigung der ängstlichen Gemüther hier zugefügt, daß P. v. Schlümbach „der fremde Prediger," wie er von seinen Zuhörern vielfach genannt wird, nur im Auftrag und meist unter Assistenz von Geistlichen der Landeskirche arbeitet und spricht. Das ist der beste Beweis für die Loyalität und Treue seines Wirkens."

Pastor von Schlümbach.

Seit 1. November wirkt Br. v. Schlümbach unter dem Schutz des Hofpredigers Stöcker und eingeführt von Dr. Christlieb in Berlin, und zwar im äußersten Norden in den Parochien der Nazareth und Zionsgemeinden, deren Prediger ihn eingeladen haben. Von unserer Kapelle sind diese Versammlungen 1½ Stunden entfernt, weshalb wir wenig Gelegenheit hatten, ihn zu hören. Die erste Versammlung, der ich beiwohnte, Anfang November, war von 400 Personen, die letzte, Mitte Januar, von 700 Personen besucht. Es werden dabei zur großen Freude des Volkes Sankey-Lieder gesungen, nach der frohen Botschaft. In der Regel hält einer der Pastoren eine — leider manchmal sehr lange — Ansprache, dann folgt v. Schlümbach. Gott hat diesem Bruder die Gabe verliehen, die Herzen wunderbar zu überzeugen und zu entzünden, und schon manche Seele wurde durch seine Arbeit hier bekehrt, die dann wieder in den kirchlichen Männer- und Frauenvereinen den guten Samen weiter tragen können. Da er den Einfluß und die Unterstützung der kirchlichen Kreise hier genießt, so hoffen wir, daß seine Versammlungen immer noch größer werden. Bis jetzt ist nichts geschehen, die Erweckten inniger unter einander zu verbinden, ein Unternehmen, welches mit Mißtrauen angesehen würde, ohne welches

aber der bleibende Erfolg in Frage steht. Die kirchlichen Blätter Berlins schweigen v. Schlümbach's Arbeit todt, worüber sogar ein politisches Blatt seine Entrüstung geäußert hat.

Manche möchten vielleicht fragen, warum nicht wir Methodistenprediger auf gleiche Weise wirken? Wir antworten: Wir wollen ein Werk gründen, das Bestand hat für die Zukunft. Wir wollen die durch unsere Arbeit Geretteten nach den Vorschriften der heil. Schrift pflegen und dieselben benützen, damit sie uns helfen wieder Andere zum Herrn zu führen. Wir können aber keine Seelenpflege üben ohne Gemeindebildung. Sodann möchten wir eine permanente Evangelisationsarbeit in unserm Vaterland begründen, das ist auch nur denkbar, wenn wir Gemeinden im Rücken haben, die uns decken. „Kirchlich“ wirken hieße ferner uns trennen von der eigenen Kirche; aber — wirken wir denn nicht „kirchlich?“ Für die Landeskirche allein arbeiten, hieße uns auch unter die Vorschriften der Landeskirchen und deren Pastoren stellen. Die heißen aber nicht alle: Stöcker, Diestelkamp, Kraft rc. — das wissen wir am Besten. — Wir haben zudem keine Lust, unsern Samen in den Wind zu streuen, unsere kurze Lebenszeit zu verbringen, um an einem ohnehin baufälligen Haus zu arbeiten, aus welchem die Besseren der Landeskirchen sich schon lang hinaussehnen, uns unter eine Kirche zu stellen, die doch nur „Pastorenkirche“ ist und von einer geschlossenen Gemeinschaft von Gläubigen nichts weiß. Lieber wollen wir uns durch den Berg von Vorurtheilen hindurcharbeiten und nach Außen scheinbar weniger thun können, aber für die Zukunft desto sicherer bauen, als einen kirchlichen Selbstmord begehen, denn unsere Gemeindebildung aufgeben hieße nichts Anderes, als das und damit thäten wir unserm Vaterland einen schlechten Dienst.

Anders steht es mit Br. v. Schlümbach. Gott hat ihn so sichtlich in diese Arbeit hineingeführt, daß wir uns nur freuen können. Wir hätten ihn ja lieber auf unserer Seite, wo auch sein Herz ist, er könnte uns eine sehr große Hülfe sein, doch wünschen wir ja auch, daß das Reich Gottes komme innerhalb der Landeskirchen und Seelen zu Gott geführt werden, zumal es nicht in unserer Macht steht, jene Kreise zu erreichen.

„Bei den Löwen.“

Für Haus und Herd berichtet.

Vergangenen Winter hatten Berliner Arbeiter, meist social-demokratischer Färbung, eine Versammlung im Neuen Gesellschaftshaus des Kottbuser Thors in Berlin einberufen. Vergolder Ewald wollte sich gegen allerlei Beschuldigungen rechtfertigen und hatte auch Herrn Hofprediger Stöcker eingeladen. Dieser, ein muthiger Mann, ging hinein in die Höhle. Er wurde theils mit Beifall, theils mit Zischen empfangen. Der Zweck dieser Zeilen ist nun zu zeigen, welcher Haß unter dem Berliner Arbeitervolk gegen die Religion wohnt. Er sprach ungefähr wie folgt:

Meine Freunde! Ich danke Ihnen für die Ehre der Einladung; war aber heut Nachmittag im Zweifel, ob ich kommen könnte, weil man in der Arbeiterzeitung schreibt, daß von mir bis in die Fortschrittspartei hinein nichts für den Arbeiter zu hoffen sei und daß ich nur die Arbeiter für die christlich sociale Partei werben wolle. (Ruf: Sehr richtig!) Das sind unwahre Behauptungen. (Unruhe, Unterbrechungen, Rufe: Zur Sache!) Nun diese Versammlung ist ja einberufen zum Zurückweisen falscher Behauptungen. Ich glaube, daß Sie mich dazu eingeladen haben. Es ist nicht wahr, daß ich nichts Anderes wollte, als nur die Arbeiter für die konservative oder christlich-sociale Partei zu gewinnen. Ich erkläre vor Gott und meinem Gewissen — (Große Unruhe, Widerspruch rc.) Ich erkläre, daß ich Sie zu meiner politischen und religiösen Ueberzeugung zurückgewinnen will; aber nicht gegen, sondern für Ihr Interesse, zum Besten der Arbeiter selbst, nach der Ueberzeugung, die ich mir gebildet habe. (Tumult, Widerspruch.) Stöcker: Das Recht hat Niemand, meine ehrliche Ueberzeugung in Zweifel zu ziehen. Die Frage, die direkt und feierlich an mich gerichtet, will ich ebenso beantworten: ich erkläre, daß ich mit Herrn Ewald weder mündlich noch schriftlich jemals ein Wort über die Gewerkschafts-Bewegung gewechselt habe. Ich will nicht die Stimmen der Arbeiter. (Zweifelnde Rufe, Unruhe.) Ich halte es für ordinär, einen Menschen auf seine Wahlstimme hin anzusehen. Ich will den ganzen Menschen, dann habe ich seine Stimme auch. (Beifall. Heiterkeit. Widerspruch.) Daß wir bei den Wahlen so viele Stimmen gewonnen haben, liegt doch an dem Vertrauen, das die Leute zu uns gefaßt haben, liegt doch daran, daß sich so viele Männer mit voller Klarheit unserm Princip angeschlossen haben. (Fortwährende Unterbrechungen, die sich häufig zu andauernder Unruhe, ja zum tobenden Lärm steigern.) — Herr Konrad ermahnte mit großer Erregung die Anwesenden, doch nicht die Redefreiheit mit Füßen zu treten. Der Vorsitzende Liefländer bat ebenfalls wiederholt um Ruhe. Stöcker sei doch nicht gekommen, um den Arbeitern Komplimente zu machen und ihnen nach dem Munde zu reden, sondern um seine Meinung zu sagen. — Nachdem die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt war, fuhr Herr

Stöcker fort: Daß die Fortschrittspartei mehr für die Arbeiter gethan haben soll, als die Conservativen, bestreite ich, das kann man nur denken, wenn man werthlose abstrakte Freiheiten für wichtiger hält, als den Anspruch der Arbeiter auf Arbeit und auf Schutz und Versicherung, die Arbeit als bloße Waare zu bezeichnen, entspringt einem schamlosen Prinzip. Nein, die Arbeit ist die sittliche, persönliche Thätigkeit eines unsterblichen (Rufe des Unwillens) Menschen, mit der er seine und seiner Familie Existenz fristet. Die Arbeit mit Kaufmannswaare vergleichen, heißt die Arbeit entwerthen und den Arbeiter entehren. Dagegen opponiren Sie und wir. (Beifall.) Ich habe von vernünftiger gewordenen Sozialdemokraten gesprochen. (Ruf: Namen!) Nun es sind in der Gewerkschaftsbewegung doch vernünftigere Gedanken zu Tage getreten. Es giebt doch Sozialdemokraten, welche der Regierung die Hand reichen (Stürmische, anhaltende Unterbrechung), nicht um mit der Regierung durch dick und dünn zu gehen, sondern um im Verein mit ihr in bestimmten einzelnen Fragen das Wohl der Arbeiter zu schaffen. Das ist ein Fortschritt zum Bessern gegen die bloße soziale Kritik, gegen die weitgehenden Pläne einiger Sozialisten.

„Das Unvernünftige der Sozialdemokratie besteht in dem Haß gegen das Königthum und das Christenthum (Ungeheurer Tumult). Die Vernünftigen suchen sich auszusöhnen mit den Faktoren, die das Wohl der Arbeiter wollen. Das ist das deutsche Kaiserthum. (Unruhe.) Den Nachweis erbitte ich von Ihnen, welche moderne Regierung den Arbeitern mehr geboten hat, als die deutsche. Was wollen Sie denn von der Revolution? (Lärmender Widerspruch. Anhaltende Unruhe. Wiederholte Intervention des Vorsitzenden.) Was wollen Sie mit Ihrem Atheismus, mit Ihrer Gottesläugnung? (Unbeschreiblicher Lärm.)

„Es giebt kein Buch auf Erden, das dem gesunden Sozialismus günstiger ist und dem Wohl des Arbeiters förderlicher, als die Bibel, (Rasender Widerspruch.) und es giebt keinen Mann auf Erden, der mehr Ihr Freund ist, als der in Bethlehem geboren ist. (Minutenlange, stürmische Unterbrechung, Ermahnung des bereits heiseren Vorsitzenden.) Sie haben keinen bessern Freund, als den Erlöser Jesus Christus. (Stürmischer Widerspruch.) Er sagt: Der Mensch ist nicht Eigenthümer, sondern nur Verwalter seiner Güter, der Mensch solle nicht unabläßig irdischen Gütern nachjagen und jeder soll seinen Nächsten lieben als sich selbst. Wenn Reich und Arm diese Ideen halten, wäre die soziale Frage nicht auf Erden, sondern es wäre allgemeiner sozialer Friede und es wäre besser als jetzt." (Beifall, Widerspruch, Zischen, anhaltende Bewegung.)

Der Abgeordnete **Kaiser** wurde mit stürmischem, lange anhaltendem Beifall begrüßt, und wandte sich erst gegen Richter, der die Berliner Arbeiter der Polizei denunzirt habe, stimmte Stöcker zu, auch den Worten der Bibel, wünschte sie aber mehr in's Praktische übersetzt und sprach dann von der Einschränkung, die er sich seines Parteistandpunktes halber auferlegen müsse.

Der Polizeilieutenant löste deßhalb die Versammlung auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes auf. Zahlreiche Pfuis ertönen. Unbeschreiblicher Lärm dauerte an, Trampeln, Schreien, Pfeifen, Zischen, während sich die 1½ Tausend dem Ausgange zuwälzten. Ununterbrochene Hochs auf den Abgeordneten Kaiser ertönten. Nach längerer Zeit dringen Schutzleute in den Saal, der sich langsam leerte. Auf dem Kottbuser Platz suchten viele berittene Schutzleute die unendlich vielen Menschen, die in Gruppen heftig gestikulirend und debattirend umherstanden, zu zerstreuen.

Jugend- und weltliche Vergnügungen.

Für Haus und Herd von J. J. Keller.

Junge und alte Christen sind täglich der Gefahr ausgesetzt, durch die Sünde betrogen, irre geleitet und zum Fall gebracht zu werden. Die täglichen Berufsgeschäfte bringen fast einen Jeden in Umgang mit leichtsinnigen, weltlichgesinnten, ja oft boshaften und lasterhaften Menschen. Ihre Thaten sieht man, ihre Gespräche hört man. Nicht selten machen solche leichtsinnigen, die Sünde liebenden Menschen, den Christen zur Zielscheibe des Spottes und der Verachtung; oder sie locken, reizen und schmeicheln ihm und laden ihn freundlich ein, an ihren Festen und Gelagen Theil zu nehmen. Es wird ihnen vordemonstrirt, wie herrlich es sei, dies und jenes Vergnügen mitzumachen. Es sei ja Alles so unschuldig und schade ja Niemanden etwas. So werden die Schlingen gelegt, die Fallen gestellt. So wird die weltliche Lustbarkeit, die unschuldig seinsollenden weltlichen Vergnügungen, der christlichen Jugend angepriesen. Viele sind in die Netze gegangen, andere sind noch in Gefahr sich hineinlocken oder auch treiben zu lassen.

Was sind denn aber nun das für Vergnügungen, die störend, schädlich, ja verderblich der christlichen Jugend werden können? Was hat man sich unter weltlichen Vergnügungen vorzustellen, vor denen man Jung und Alt warnen

soll? Es sind das solche Vergnügungen in der Welt, welche keinen sittlich-bildenden, den Geist des Menschen veredelnden Einfluß ausüben; wohl aber das Gegentheil bewirken. Durch solche weltliche Vergnügungen wird das Herz und die Phantasie befleckt, Moral und gute Sitte gewöhnlich zu Grabe gebracht. Es werden dabei solche Handlungen begangen, welche den Anschauungen und Grundsätzen des Evangeliums dem innersten Wesen nach widerstreiten, und einem erlösten, in das normale Verhältniß zu Gott wiederum gebrachten Menschengeist nur zuwider sein können. Eine Festlichkeit, ein Vergnügen, zu dem man den sündlosen Erlöser nicht einladen, ihn nicht um seinen Segen bitten, noch nach dem Genuß danken könnte, ist ein gefährlicher Ort für einen Christen. Die sündliche, sinnliche Genußsucht, wie es das Fleisch, die sündhafte Natur des Menschen gern haben mag, ist Ziel und Zweck aller solcher Vergnügungen.

Alle Vergnügungen, alle Lust und Freude, auch wenn sie in einem noch so unschuldigen Gewand erscheinen sollte, wobei man jedoch nicht Gottes Ehre im Auge hat, noch ihn damit verherrlichen kann, sind gefährlich. Sie sind nichts Anderes, als verzuckertes Gift, welches früher oder später verderblich sich erweisen wird.

Der Apostel nennt diese weltliche Vergnügungen, diese Lust und Freude, nach denen die Kinder dieser Welt schmachten, rennen und jagen, Fleischeslust, Augenlust, hoffärtiges Wesen und Leben. In diesem ist alles weltliche, sinnliche, sensationelle und lustige Treiben und Verlangen eingeschlossen, wie die Kinder dieser Welt die Lüste des Fleisches zu befriedigen suchen.

Da nenne ich nun das scheinbar lustige, gesellige Zusammenkommen und Zusammensitzen in den Wirthsstuben oder in den Gärten, wo das Bier in Strömen fließt, wo Zoten gerissen, wüste Gesänge gebrüllt, und eine für solche Menschen und Plätze passende Musik geblasen wird, welche die gesunden Sinne verwirrt und schlummernde Leidenschaften wach ruft. Dort wird ein weltliches Vergnügen genossen.

Der moderne Tanz, mit oder ohne Narrenkappe, dieser Judas und Verräther der Jugend in unserer Zeit, der so sehr schmeichelt, liebkoset und gepflegt wird, und die confirmirte und unconfirmirte Jugend dem Seelenmörder gewöhnlich überliefert, gehört mit zu den weltlichen Vergnügungen.

Comödien und Possenspiele, wie sie in den Theatern aufgeführt werden, wo das meiste nur Heuchelei und Verstellung ist, wo die bösen Leidenschaften geeignete Nahrung finden, wo das Nervensystem zerrüttet und die Phantasie in die Fieberhitze getrieben wird, sind im vollen Sinn des Worts weltliche, sinnliche Vergnügungen.

Karten-, Billard-, Kegel- und Würfelspiele sind besonders, wo um Geld gespielt wird, Vielen zu einer unbändigen Leidenschaft geworden. Mit diesen Dingen hat Gott nichts gemein, kann es nicht segnen noch gut heißen, daher gehört solches Thun und Treiben zu den weltlichen Vergnügungen.

Lust, Liebe, Gefallen und Vergnügen haben an dem Lesen von sittenlosen Zeitschriften und Büchern, die Gier und Sucht nach Liebes-, Entführungs-, Raub- und Mordgeschichten, wo häufig das Laster überfirnißt, ja glorifizirt wird, ist ein Vergnügen, woran nur ein Kind dieser Welt Gefallen hat. Diese geistige Genußsucht wirkt höchst verderblich. Nicht nur wird die kostbare Zeit nutzlos vergeudet, sondern alle edlen Gefühle und gute Sitten werden erstickt und zuletzt getödtet. Was Arsenik in dem Mineralreich, der Nachtschatten in dem Pflanzenreich, die Hyäne und Klapperschlange im Thierreich sind, das sind die schlüpferigen, sittenlosen Schriften in der Literatur und für den Geist des Menschen.

Vergnügen und Wohlgefallen an übermäßigem Kleider- und Kopfputz zu haben, steif und puppenartig einherzustolziren, gehört mit zu der Augenlust und dem (in der Schrift) gerügten hoffärtigen Wesen und Leben. Weder Gott noch ein vernünftig denkender Mensch kann Gefallen daran finden, wenn Menschen raus und drein schauen, wie ein Kälbchen, das seinen Kopf aus einem blühenden Rosenstrauch herausstreckt, oder wie ein aufgeputztes Aeffchen herumwedelt.

Manches mag wirklich ein unschuldiges Vergnügen sein, und auch der christlichen Jugend gestattet sein, wie Fischen und Jagen, Reiten und Fahren u. s. w., wenn man dabei nicht das vierte Gebot übertritt.

Vor solchen Vergnügungen soll die christliche Jugend gewarnt werden. Ist denn wirklich Gefahr, daß sie verführt und irre geleitet werden kann? Sind denn schon welche mit fortgerissen worden? Haben schon welche von diesem überzuckerten Gift gekostet? Leider ja! Thatsachen reden laut davon! Einige dieser verderblichen Vergnügungen werden von Manchen schon praktizirt, von Andern vertheidigt. Unsere allgemeinen Regeln und Gesetze, die davor warnen, sind zu einem todten Buchstaben geworden.

Daß allbereits von vielen christlichen Leuten der sensationelle Lesestoff mit Gier und einem wahren Heißhunger verschlungen wird, ist bekannt. Man wird wohl nicht irren, wenn man behauptet, daß derartiges Vergnügen, wodurch die Fleischeslust so sehr genährt und entflammt wird, mehr Schaden unter der Jugend anrichtet, als irgend ein anderes sogenanntes weltliches Vergnügen. Daß sich in einer Kirche wie die unsere mit 1,700,000 Gliedern, worunter einige hunderttausend Jünglinge und Jungfrauen sind, keine englische Jugendschrift, mit entschie-

dener religiöser Tendenz, aus Mangel an Lesern halten kann, ist ein trauriger Beweis von dem verdorbenen Geschmack an gesunder Literatur. Die Golden Hours und das Ladies' oder National Repository mußten eingestellt werden aus Mangel an Lesern.

Das Land ist mit verderblicher Literatur überschwemmt; die Herausgeber von solchem Schund werden reich; die Abnehmer—die Leser ihr Geld los und gewöhnlich moralisch bankrott. An diesem Uebelstand sind Eltern, Prediger und Lehrer nicht wenig schuld. Es wird nicht genug über diesen Feind gewacht, oder man versäumt zur rechten Zeit ein entschiedenes Veto dagegen einzulegen. Noch mehr: man giebt ohne Bedenken der Jugend solche verderbliche Schriften in die Hand. Es ist schon soweit gekommen, daß Bücher von solch gefährlicher Tendenz in Sonntagschul-Bibliotheken nicht nur schon eingeführt, sondern mehr und mehr entschieden verlangt werden.

Dr. Wise, ein großer Sonntagschulmann und Jugendfreund in unserer Kirche, der schon manches schöne und gute Buch für die Jugend geschrieben hat, und daher mit unserm kirchlichen Haushalt wohl vertraut und bekannt ist, hat kürzlich in einer unserer Zeitungen — dem Sunday School Journal — auf diesen schrecklichen Uebelstand aufmerksam gemacht und warnend seine Stimme erhoben. Er sagte unter Anderm: „Als die Söhne der Propheten zu Zeiten Elisa's von dem Gemüse aus dem Topfe essen wollten, schrien sie: O Mann Gottes, der Tod im Topf! Die durch Irrthum mit gefährlichen Kräutern gemischte, ungesunde, ja giftige Speise wurde von denen entdeckt, die zuerst davon aßen. Es bedurfte ein Wunder von Elisa, um das Gift in jener Masse zu neutralisiren. Ich habe guten Grund und das Zeugniß von glaubwürdigen und sachverständigen Personen unterstützt mich, zu sagen, daß es wenige Sonntagschul-Bibliotheken giebt, wo man bei einer Sichtung und Prüfung nicht würde zu dem Ausruf genöthigt werden: „O Kirche Gottes, der Tod ist in dieser Sonntagschul-Bibliothek."

„Es ist die höchste Zeit, daß diesem seelenverderblichen Wesen und Treiben ein entschiedenes Halt entgegengerufen wird. Es giebt keinen sicheren und schnelleren Weg, unsere Jugend dem Untergang und dem Verderben zu überliefern, als ihnen gestatten, solchen Schund zu lesen, einfach weil es ihnen gefällt, sie amüsirt und sie großes Vergnügen daran finden." So spricht und warnt ein Mann, der weiß, was er sagt.

Welche Schutzmittel mögen nun da in Anwendung gebracht werden, um die christliche Jugend vor diesem Weltsinn zu bewahren?

1) Man sei unermüdlich und ruhe nicht, bis unsere Jugend zum Herrn gründlich bekehrt ist. In dieser Erfahrung liegt ihre moralische Kraft, um der Sünde überhaupt widerstehen zu können, und wo es gilt, entschieden Nein sagen zu können, wenn Lockungen und Versuchungen an sie herantreten. Wenn sie sich noch nicht als Glieder betrachten und angeschlossen sind, so suche man sie für die Gemeinde zu gewinnen. Dann gebe man ihnen, wenn immer möglich, Beschäftigung im kirchlichen Haushalt. Dadurch werden sie an das Gute gewöhnt, ihr christlicher Charakter wird ausgebildet, gute Gewohnheit wird bei ihnen eine Macht.

2. Man versäume nicht sich selbst und den alten, erfahrenen Christen es immer wieder einzuprägen, daß ihr Beispiel zum Guten ein gewaltiger Faktor ist, der Jugend auf dem guten Weg fortzuhelfen und für den Herrn zu erziehen. Das böse Beispiel ist oft das größte Hinderniß in der Arbeit und hat schon häufig die Bemühungen vereitelt.

3. Man belehre und warne öffentlich, besonders aber auf eine väterliche Weise privatim, die liebe Jugend vor den Gefahren, und man decke ihnen das Schädliche solcher weltlichen Genüsse auf. Man mache sie mit den traurigen Beispielen und Erfahrungen derer bekannt, die, wie Demas am Glauben Schiffbruch gelitten und diese Welt wieder lieb gewonnen haben. An solchen Beispielen fehlt es ja leider! nicht.

4. Man darf wohl auch auf die Gefahr hinweisen, welche üble Folgen es haben kann und schon gehabt hat, einer Person zum Ehebunde Hand und Herz zu geben, die keinen religiösen Sinn, sondern nur einen Sinn für weltliche Vergnügungen hat. Hier könnte ich eine Anzahl Beispiele der traurigsten Art anführen.

5. Man übe Vorsicht, daß man die Jugend nicht von sich abstößt durch allzu große, soldatenmäßige Strenge und schulmeisterliches Dreinfahren mit barschen, unüberlegten Worten.

6. Man gestatte ihnen, ja ermuntere sie Zusammenkünfte zu haben, wo sie auf eine gesellige, christliche Weise sich amüsiren können. Oeftere Sonntagschul- und Jugendfeste, welche mit Gesang, Deklamationen gewürzt sind, wären sehr zu empfehlen. Freilich muß gute Aufsicht geübt werden, damit sie nicht ausarten.

7. Man ermuntere zum Lesen guter Bücher; Bücher, die für den Verstand und das Herz geschrieben sind. Wo es thunlich wäre, würde ein Leseverein ein sehr gutes Mittel sein, die Leselust zu wecken. Eine von dem Prediger für die Jugend passende Vorlesung von Zeit zu Zeit zu halten, möchte auch eine gute Wirkung haben.

Recht muß doch Recht bleiben.

III. Das wiedergefundene Testament.

Ein Geschichtsbild aus der Zeit der deutschen Schmach und Erhebung.

Für Haus und Herd von Paul Eugen.

Drittes Kapitel.

Versteckte Pläne.

Noch einmal führt uns unsere Erzählung aus dem verwelschten Elsaß auf den „märkischen Sand" und nach Berlin in einen uns wohlbekannten Familienkreis zurück.

Ein lebensmüder Greis schickte sich dort an, aus dieser Welt zu scheiden. Mehr als achtzig Frühlinge hatte er kommen und grünen gesehen, ebenso viele Herbststürme waren aber auch über sein jetzt kahles Haupt dahin gebraust. Gottes Vaterhand hatte ihn gnädig beschützt, hatte ihn sanft und ruhig durch's Leben geführt und ihn die Tage des Ruhms schauen lassen, welche Friedrich der Große über das kleine Preußenland gebracht. Aber auf die sonnige Zeit war eine überaus trübe gefolgt. denn der treue Wächter, welcher so sorgsam sein Vaterland behütet, der große König, wandelte nicht mehr unter den Lebenden und die Grenzen des Landes standen jedem Gegner offen. So lagen um's Jahr 1808 die Dinge im deutschen Vaterlande. Es war begreiflich, daß der sterbende Greis, Christoph Ratbod, sich nach jener himmlischen Ruhe sehnte, wo ein ewiger Friede waltet, hatte er doch am Ende seines vielbewegten Lebens noch das Auftreten des mächtigen Eroberers, Napoleon I., und die Schmach seines deutschen Vaterlandes erleben müssen, das nach der unheilvollen Schlacht von Jena dem fremden ländergierigen Despoten sich beugen mußte. Immer weiter drang der siegreiche Korse vor und zwang durch den schmachvollen Frieden von Tilsit Friedrichs des Gr. Großneffen und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ihm mehr als die Hälfte seines Landes abzutreten, wo er nun als gefürchteter Tyrann seine Fremdherrschaft aufschlug.

„Nun sind wir allein!" sprach auf dem Heimweg von des Alten Begräbniß sein gleichfalls als Professor der alten Sprachen und Geschichte am Joachimsthaler Gymnasium angestellte älteste Sohn zu seiner Gattin und seinen beiden bereits erwachsenen Kindern, dem achtzehnjährigen Johannes, welcher diesen Namen zur Erinnerung an seinen Vorfahren erhalten, der einstmals ein eifriger Jünger Luthers gewesen war und seiner etwas jüngeren Schwester Dora, einem gescheiten, munteren Mädchen. Daheim angekommen, fanden sie zwei Freunde ihres Hauses, den alten Hauptmann Götze, der sämmtliche ruhmreichen Schlachten des siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, bis ein Schuß in's Bein ihn zwang, den Dienst aufzugeben, und den erst seit einem Jahre in Berlin als Commandant des Leibhusarenregiments angestellten Major Schill, nebst einem jungen Manne, dem trotz seiner Civilkleidung der ehemalige Militär sofort anzusehen war.

„Eugen!" ertönte es aus dem Munde von Johannes, der mit Mutter und Schwester eintrat und sofort in die Arme von Schills Begleiter eilte. „Gelt, das nenne ich eine Ueberraschung?" rief der Major, während er die Ankommenden stumm begrüßte. „Sie sehen, lieber Johannes, daß Ihr Freund sein Wort gehalten und Sie noch in diesem Jahre in Berlin aufgesucht hat. Er darf wohl nunmehr auch hoffen, daß Sie Ihr Versprechen lösen?"

Johannes deutete lächelnd auf Vater und Mutter, der Major aber fuhr rasch fort: „Um Ihre Einwilligung zu erhalten, wird kein schweres Geschütz nöthig sein. Eugen hat Ihnen viel zu erzählen, lieber Johannes, nehmen Sie ihn mit sich auf Ihr Zimmer. Ich werde inzwischen die Zeit benutzen, Ihnen den gewünschten Urlaub zu erwirken."

Er folgte der freundlichen Einladung der Hausfrau und ließ sich an der Seite ihres Gatten nieder, während Eugen, der inzwischen einige Begrüßungsworte an die Damen gerichtet, seinen Arm in den des Freundes schob und mit diesem das Zimmer verließ.

Eugen von Hirschfeld hatte seine militärische Laufbahn als Husarenlieutenant begonnen, dieselbe aber wieder fallen lassen, als Napoleon sich zum Zwingherrn Preußens aufwarf. Hirschfeld fühlte sich außer Stande, dem verhaßten Franzosenkaiser den Eid der Treue zu leisten, und nahm daher mit noch vielen Andern seinen Abschied; Schill hatte ihn im Ratbod'schen Hause eingeführt und Eugen mit Johannes schnell Freundschaft geschlossen, denn in der Brust Beider glühte dieselbe heilige Vaterlandsliebe.

Plötzlich verschwand jedoch Hirschfeld ohne Abschied aus Berlin, und Johannes erfuhr von dem Major Schill nur, daß der Freund schleunigst nach dem Gute seiner Tante habe abreisen müssen, in diesem Jahre aber noch einen Besuch in Berlin abstatten werde, wenn Johannes ihm verspräche, für einige Wochen sein Gast auf dem Gute bei Stendal zu sein. Daß Johannes mit Freuden zugesagt, haben wir bereits erfahren, und wir folgen jetzt dem Freundespaare, das Arm in Arm nach dem Zimmer von Johannes schritt.

Der freudige Ausdruck, welchen das Wiedersehen in Hirschfelds Gesichtszügen hervorgerufen, machte jetzt einer ernsteren Miene Platz. Er zog den Freund auf einen Stuhl neben sich nieder, erfaßte seine Rechte und begann: „Ich bin ein Anderer geworden, seitdem wir uns nicht gesehen. Das Elend der Zeit und unsere drückende Lage haben meinen Entschluß gereift. In Schills Gesellschaft machte ich die Bekanntschaft eines vortrefflichen Mannes, dessen Herz bei dem Anblicke des geknechteten Vaterlandes gleichfalls blutet. Du wirst meinen Bundesgenossen, den Hauptmann Friedrich Karl von Katte, in Stendal kennen lernen."

„Bundesgenosse?" wiederholte Johannes erstaunt.

„Allerdings, mein Freund, und ich hoffe, dich gleichfalls den Unsrigen beizählen zu dürfen."

„Den Eurigen?" versetzte Johannes kopfschüttelnd, „ich verstehe dich nicht." „Welcher Vaterlandsfreund," fuhr Hirschfeld in begeistertem Tone fort, „ertrüge wohl den Jammer unseres geknechteten Volks, ohne das Gefühl nach Rache zu empfinden? Im Volke gährt's, man sehnt sich nach einer Gelegenheit, das französische Joch abzuschütteln. Auf diese Betheiligung des Volkes bauen wir und haben uns das Wort gegeben, möglichst gleichzeitig einen allgemeinen Aufstand zu erregen. Der Braunschweiger Herzog organisirt zu Nachod in Böhmen ein Freiwilligencorps, um mit demselben in Mitteldeutschland einzufallen; Schill bricht mit seinem Regimente, welchem tagtäglich neue Freiwillige zuströmen, nach der Elbe auf und Katte und ich überrumpeln die Festung Magdeburg. Nun, was sagst du zu unserm Plan?"

„Er ist schön," räumte Johannes ein, „aber auch sehr tollkühn."

„Nur dem Muthigen gehört die Welt" —

„Wenn er genug Verbündete hat, die ihm unterstützend zur Seite stehen." „Und haben wir die nicht?" gab Hirschfeld zurück und erhob sich. „Das deutsche Volk wartet nur auf den günstigen Augenblick, gegen seine Peiniger sich zu erheben, es wird sich uns freudig anschließen, und wahrlich, es ist stark genug, den Franzmann über den Rhein zu jagen. Wie steht's, Freund, willst du unser treuer Bundesgenosse werden?" „Gönne mir Zeit, ruhig über die Sache nachzudenken," erwiderte Johannes freimüthig. „Dein Vertrauen hast du keinem Unwürdigen geschenkt, ich werde es zu schätzen wissen."

Hirschfeld zeigte sich mit der erhaltenen Antwort unzufrieden und kehrte ziemlich verstimmt mit Johannes zu der Gesellschaft zurück.

Schill las sofort in seinen Mienen, rief aber trotzdem den beiden Freunden zu: „Seid frohen Muthes, Kinder, — ich habe Johannes den gewünschten Urlaub verschafft. Ihr könnt noch heute nach Stendal aufbrechen." Die Eltern nickten den beiden jungen Männern freundlich zu, während Dora sich an den geliebten Bruder schmiegte und ihm die Worte zuflüsterte:

„Gar zu lange darfst du aber nicht fortbleiben, denn sonst reise ich dir nach und hole dich zurück."

Am nächsten Tage fuhr Hirschfeld mit Johannes nach Stendal und erreichte spät am Abend das Gut der Tante.

Ein Diener meldete dem Lieutenant, daß im Schlößchen — wie das schmucke Herrenhaus genannt wurde — Gesellschaft sei, zu Ehren der Gräfin von Lübbenau, die vor einigen Tagen aus Oesterreich angelangt. Hirschfeld erkundigte sich nach den übrigen Gästen, denn er hoffte insgeheim, daß sich Katte darunter befinden würde, doch nannte der Diener nur einige Damen und Herren aus dem Civilstande und schloß lächelnd mit den Worten:

„Der Herr Commerzienrath Cerf fehlt natürlich auch nicht, obwohl er von der gnädigen Baronesse keine Einladung erhalten hat."

„Selbstverständlich," bemerkte Hirschfeld ironisch. „Wer ist denn dieser Herr Cerf?" fragte Johannes neugierig.

„Nun," erwiderte lächelnd Hirschfeld, „Herr Cerf gehört dem mosaischen Glauben an und besitzt Geld genug. Auf gut deutsch heißt er eigentlich Hirsch und er stammt von einem Juden gleichen Namens, der während der Belagerung Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege Tilly's Spion gewesen sein soll. Dieser Moses Hirsch legte denn auch den Grund zum Reichthum seiner Nachkommen, indem er den plündernden Heeren nachzog und ihnen zu Spottpreisen ihre Beute abkaufte. Mit Verachtung gedenkt man noch heutigen Tags dieses Patrons, deshalb ist es erklärlich, daß der jetzige Nachkomme sich nach einem andern Namen sehnte. Als reicher Bankier wollte er ja doch eine gewisse Rolle in der Stadt spielen, er ersah sich Napoleon zu seinem Helden und Retter aus und übersetzte den deutschen Hirsch ins Französische. Ein Titel war für ihn ebenfalls bald gefunden und so entstand der berühmte Commerzienrath Cerf. Ich habe dir die Geschichte nur deshalb mitgetheilt, damit du dich in Gesellschaft des würdigen Mannes nicht zu patriotischen Aeußerungen hinreißen lässest, denn, wie gesagt, er ist ein glühender Verehrer Napoleons, trotz seines „weichen" Herzens, dessen er sich bei jedem Anlasse rühmt."

„Nannte der Diener nicht auch den Namen einer Dame, welche gegenwärtig hier verweilt?" fragte Johannes.

„Richtig, die Gräfin Lübbenau. Ich kenne sie nicht, sondern weiß nur, daß sie die Gemahlin eines hohen österreichischen Offiziers ist, der zur entfernten Verwandtschaft meiner

Tante gehört. Die junge Frau ward schon längst erwartet."

Die Ermüdung der Reise ließ die Freunde bald ihre Ruhestatt aufsuchen, erst am anderen Morgen ließen sie sich bei der Schloßherrin melden, der Baronin Eschwege, welche bereits mit ihren beiden Gästen beim Frühstück saß. Nach der gegenseitigen Vorstellung nahmen auch die beiden jungen Männer an dem Tische Platz. Im Verlauf der Unterhaltung äußerte Hirschfeld: „Bitte, Herr Commerzienrath, „darf ich nicht Ihre Güte für mich in Anspruch nehmen, Sie könnten mir einen Gefallen erweisen."

„Heraus damit, Sie wissen ja, ich besitze ein weiches Herz."

„Ich langweile mich nämlich ganz entsetzlich und möchte gerne wieder in die Armee eintreten. Vorher will ich mir aber die Sache ein wenig ansehen und besser französisch lernen. Deshalb habe ich vor, nach Magdeburg zu gehen. Könnten Sie mir dort mit einigen Empfehlungen zur Seite stehen?"

„Nichts leichter als das," rief der Bankier erfreut, „ich will Sie bei allen meinen Freunden einführen, denn es freut mich, daß Sie endlich bessern Sinnes geworden sind und in die große Armee eintreten wollen, welche der Kaiser nur zu Ruhm und Sieg führt. Ich will Sie einführen bei meinem Freunde, dem General von Michaud, welcher ist der Gouverneur von Magdeburg, und ich will sie einführen bei meinem Freunde, dem gefürchteten Chef der Polizei, dem Generalcommissär Moisez, und noch bei vielen andern Freunden will ich Sie einführen. Was thue ich nicht für den Neffen meiner liebenswürdigen Freundin, der Baronin von Eschwege, ich hab' ja ein weiches Herz."

Ueber das Antlitz Hirschfelds flog es wie ein Blitz. Er dankte dem Bankier auf das Zuvorkommendste und fügte das Versprechen hinzu, in wenigen Tagen bei ihm in Magdeburg zu erscheinen.

„Natürlich werden Sie absteigen in meinem Hause," nickte Cerf wohlwollend. Doch machte der Lieutenant von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch, was seinen Gönner einigermaßen verstimmte.

Da der Commerzienrath am Nachmittage wieder in seinem Geschäft sein wollte, so verabschiedete er sich alsbald von der Baronin und der Gesellschaft. Das Rollen seines Wagens war kaum in der Ferne verhallt, als ein stattlicher Reiter dem Schlößchen sich näherte. Der Fremde mochte ein Dreißiger sein und schien, nach der alten Soldatenmütze zu schließen, früher dem Militärstande angehört zu haben. Die festen Linien des tiefernsten Antlitzes zeigten an, daß der kräftig gewachsene Mann schon manchen Schicksalssturm überwunden hatte. Während er sich dem Herrenhause näherte, unterhielten sich Hirschfeld und Johannes mit der Gräfin Lübbenau, welche jetzt plötzlich den Lieutenant frug:

„Stellten Sie mir nicht Ihren Freund als einen Herrn Ratbod vor?" Auf Hirschfelds Bejahung fuhr die junge schöne Frau jetzt zu Johannes gewendet fort: „Dieser Name ist mir zum Oeftern von einem Manne rühmend genannt worden, dem ich großen Dank schulde, ja, ich kann wohl sagen, mein Leben verdanke."

„Und wie nennt sich der Wackere?" forschte Johannes.

„Leopold von Edelbeck; er ist sowohl wegen des großmüthigen Schutzes, den er mir in meinem zehnten Jahre zutheil werden ließ, als der wichtigen Dienste halber, die er dem österreichischen Kaiserhause geleistet, geadelt worden. Er erzählte mir viel von einem Ratbod, welcher der Freund seines Großvaters gewesen sei —"

„Ganz recht," fiel Johannes lebhaft ein, „auch ich entsinne mich, daß mein Großvater einen Edelbeck erwähnte." Jetzt trat die Herrin des Hauses, Baronin Eschwege, mit dem fremden Reitersmann ins Zimmer. „Katte ... alter Freund!" rief Hirschfeld aufspringend und streckte dem Hauptmann die Hand mit den Worten entgegen: „Seien Sie herzlich willkommen!"

Die Gräfin Lübbenau betrachtete den neuen Ankömmling sehr aufmerksam, dessen schönes, männlich edles Antlitz ihr sofort Vertrauen einflößte. Sie merkte es den beiden ehemaligen Offizieren an, daß sie sich gern allein aussprechen möchten, und erhob sich daher mit den Worten:

„Ich räume den Herren das Feld, Sie haben sich gewiß als gute Deutsche so Manches zu sagen, was eine Französin nicht hören darf. Indessen eilen Sie damit, denn ich kehre bald mit einem wichtigen Briefe zurück, der für den Herrn Hauptmann von Katte bestimmt ist." Sie verneigte sich leicht und ergriff den Arm der neben ihr stehenden Baronin, in deren Gesellschaft sie das Zimmer verließ.

Der Hauptmann wandte sich jetzt an Johannes, von welchem ihm der Lieutenant viel Rühmliches erzählt, und fragte ihn, ob er von ihrem Unternehmen wisse. „Freund Eugen hat mir Alles vertrauensvoll mitgetheilt," erwiderte Johannes in seiner bescheidenen Weise. „Auch mein Herz blutet beim Anblick des geknechteten Vaterlandes und ich würde gern durch eine mannhafte That meinen Patriotismus bezeugen, doch fühle ich mich bei meiner Jugend noch zu schwach dazu."

„Werden Sie ein Glied der Kette, die zu schließen wir im Begriffe stehen," rieth ihm Katte väterlich, „dann erstarken Sie durch das leuchtende Beispiel Ihrer Bundesgenossen."

„Jetzt still davon," mahnte Hirschfeld, „ich höre Tritte, die Gräfin kommt zurück."

So war es auch. Sie hielt einen versiegelten Brief in der Hand, den sie an Katte stumm überreichte.

„Von unserm hohen Gönner, dem Herzog Friedrich Wilhem von Braunschweig!" rief der Hauptmann. „Was mag er uns zu melden haben?"

„Vielleicht wünscht er zu wissen," begann die Gräfin mit einem neckischen Lächeln, „wann Schill mit seinem Regimente aufbricht und Hauptmann Katte und Lieutenant Hirschfeld die Festung Magdeburg überrumpeln."

Die drei Männer prallten erschrocken zurück. Sie sahen ihr Geheimniß an eine Frau verrathen, deren französische Herkunft sie zu einer Feindin der Sache Deutschlands machen mußte. Endlich las Katte den Brief, er lautete:

„Herr Kamerad! — Durch die Ueberbringerin dieses Schreibens, Frau Gräfin Louison von Lübbenau, werden Sie zwei wichtige Mittheilungen erhalten, die für unser gemeinsames Unternehmen von großem Vortheil sind. Indem ich Sie ersuche, der Frau Gräfin ihr volles Vertrauen zu schenken und sie als eine edle Bundesgenossin der deutschen Sache zu betrachten, begrüße ich Sie u. s. w."

Nunmehr zeigten sich die Freunde erst recht erstaunt. Die Gräfin aber sagte jetzt in ernstem Tone: „Vor Ihnen steht eine Anhängerin der französischen Königsfamilie, die nichts wissen mag von jenen Volksbeglückern, wie sie zur Zeit der Revolution in Frankreich gehaust, noch von einem corsischen Emporkömmling, dessen unbegrenzter Ehrgeiz den Begriff von „Vaterlandsliebe" kaum dem Wortlaute nach kennt. Ich stehe daher Frankreich jetzt feindlich gegenüber, und weihe gern meine schwachen Kräfte einer Nation, welche, wie die deutsche, auf den Sturz Napoleon Bonaparte's bedacht ist. Ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich fest entschlossen ist und England die Landung von Truppen sowie eine reiche Unterstützung an Geld zugesagt hat."

Nunmehr brach der Jubel los, an dem auch Johannes theilnahm, der jetzt Katte förmlich ersuchte, ihn in den Kreis der Bundesgenossen aufzunehmen. Ein kräftiger Handschlag des Hauptmanns bildete die Antwort.

„Da unsere Angelegenheit so gut steht," ergriff jetzt Hirschfeld das Wort, „so wage ich mit einem kühnen Plane hervorzutreten, den ich hinsichtlich der Ueberrumpelung Magdeburgs ersonnen. Kurz gesagt: ich will die Festung von Innen heraus erobern." „Und wie denn?" frug der Hauptmann Katte. „Auf die einfachste Weise," gab Hirschfeld zur Antwort. „Ich bemühe mich, den deutschen Theil der Besatzungstruppen für uns zu gewinnen, verschaffe mir die Schlüssel zu dem einen oder andern Hauptthore, setze mich in den Besitz der Geschütze, bewältige den an Zahl geringen Gegner — und die Festung mit ihren reichen Vorräthen ist unser. Selbstverständlich rechne ich dabei auf Ihre Mithilfe, Freund Katte, Sie müssen mit Ihren Mannschaften dicht vor Magdeburg stehen und auf ein gegebenes Zeichen durch die geöffneten Thore einziehen. Mein Entschluß steht unwandelbar fest, — morgen reise ich nach Magdeburg und gehe unverzüglich an die Ausführung meines Planes."

„Und ich folge Ihnen bald nach," rief die Gräfin lebhaft, der das kühne Wagniß des Lieutenants zu gefallen schien. „Unser theuerer Herr Commerzienrath Cerf wird auch mir sein „weiches Herz" offenbaren und mich in die Familien seiner Freunde, meiner Landsleute, einführen. Dann, Herr Lieutenant, operiren wir gemeinschaftlich, Sie als Deutscher, und ich als — Französin."

Sie lachte und Hirschfeld fiel lustig ein. Der ernste Katte aber mahnte zur Vorsicht und warnte namentlich vor dem Polizeichef Moisez und dessen Spionen. „Ich fürchte das Gesindel nicht, so lange uns Romberg erhalten bleibt," erwiderte Hirschfeld und fügte, sich zur Gräfin wendend, erläuternd hinzu: „So lautet nämlich der Name eines Landmanns, der ehemals in Diensten meines Vaters stand. Er leistet als Spion unserm Unternehmen großen Vorschub und hinterbringt uns alle Anschläge der geheimen Polizei." „Wie ist dies aber einem so schlichten Manne möglich?" fragte die Gräfin erstaunt. „Dadurch, daß er in Kassel selbst in den Dienst der geheimen Polizei trat." „Dieses Wagniß kann dem braven Mann sehr gefährlich werden," versetzte die Gräfin.

„Er weiß es; doch bangt ihm nicht für sein Leben, da er es für seine Pflicht erachtet, den Sturz der französischen Gewaltherrschaft mit herbeiführen zu helfen. Romberg ist überdies vorläufig in sein Dörfchen zurückgekehrt, um für alle Fälle seine Sachen zu ordnen und für die Zukunft seines vierzehnjährigen Töchterchens zu sorgen."

„So gebe denn Gott unserm Unternehmen seinen vollsten Segen," sagte Katte mit einer ernsten Feierlichkeit, worauf die drei Männer sich die Hände reichten. Dann fragte er Hirschfeld, wo derselbe in Magdeburg abzusteigen gedenke.

„Bei dem Weinhändler Schrader, dem alten Freunde meines seligen Vaters," versetzte der Lieutenant.

„Und was geschieht mit Ihrem Freunde Johannes?"

„Er begleitet mich nach Magdeburg." Und

wirklich meldete schon einige Tage später der Diener des gestrengen Magdeburger Polizeicommissärs Moisez zwei Herren, von denen indessen nur einer dem Chef der Polizei bekannt war. Der lange, hagere Mann runzelte die Stirn, wodurch die tiefliegenden Augen noch weiter in ihre Höhlen zurücktraten. „Name des andern Besuchs?“ stieß der mißtrauische Moisez, dessen lauernder Blick und spitze Nase fortwährend Verrath und Mord zu wittern schienen, hervor.

„Herr Eugen von Hirschfeld,“ erwiderte der Diener. „Er bittet um die Gnade, in Gesellschaft des Herrn Commerzienraths Cerf dem Herrn General-Commissär seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Reinkommen!“

Der Diener entfernte sich und gleich nachher traten die beiden Besucher herein. „Guten Tag, mein Bester,“ grüßte mit lauter Stimme der Bankier und eilte auf den ruhig dastehenden Moisez zu, dessen prüfender Blick auf Hirschfeld ruhte. „Sie verzeihen, daß wir Sie so früh schon stören, doch mußten wir diese zeitige Stunde wählen, um Sie noch zu Hause anzutreffen.“

„Ich bin heute allerdings etwas pressirt,“ versetzte Moisez, den Kopf nach rückwärts beugend, „doch bitte ich, Platz zu nehmen. Womit kann ich dienen?“ Der Besuch folgte der Einladung und Cerf begann mit Gönnermiene:

„Herr von Hirschfeld ist der Neffe einer Freundin von mir und hat gegen mich den Wunsch ausgesprochen, in die ruhmreiche Armee des großen Napoleon eintreten zu dürfen. Vorerst gedenkt er hier in Magdeburg zu bleiben, um durch meine Vermittlung in den vornehmen französischen Kreisen eingeführt zu werden und sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Ich bitte für ihn um Ihr Wohlwollen.“

„Eine so warme Empfehlung Ihrerseits genügt mir,“ sagte Moisez trocken. Nach kurzer Pause fragte er den Lieutenant plötzlich: „Sie nennen sich Hirschfeld? Der Name ist mir nicht unbekannt. Dienten Sie nicht als Offizier im preußischen Heere?“

Hirschfeld bejahte es und kam einer weitern Frage des Polizei-Commissärs zuvor, indem er äußerte: „Die bedeutende Verringerung des deutschen Heeres machte hunderte von Offizieren überflüssig.“

„Warum traten Sie dann nicht gleich in die französische Armee ein?“ fragte Moisez, dessen scharf beobachtender Blick auf Hirschfeld haftete. „Darf ich offen sein?“ wandte sich der Lieutenant lächelnd an den Bankier. „So viel Sie wollen,“ betheuerte Cerf, das Haupt zur Seite neigend. „Der Herr Polizeicommissär ist ein Ehrenmann und hat, wie ich, ein weiches Herz.“

„Nun denn,“ äußerte Hirschfeld im Tone größter Offenherzigkeit, „so will ich Ihnen denn bekennen, Herr Moisez, daß ich bis vor Kurzem ein Gegner Ihrer siegreichen Landsleute gewesen bin, daß das Genie Ihres ruhmreichen Kaisers aber meine Gesinnung vollständig umgewandelt hat. Ich kenne keine größere Sehnsucht, als seinen Fahnen zu folgen.“

„Bravo! Bravissimo!“ klatschte der entzückte Bankier.

„Entschuldigen Sie!“ ertönte in diesem Augenblicke eine etwas heisere, aber ungemein sanfte Stimme.

Hirschfeld sah sich um und erblickte an der Thüre einen hohen französischen Offizier, dessen schneeweißes Haar und gutmüthige Gesichtszüge ihm etwas Ehrwürdiges gaben.

„Welch' glücklicher Zufall!“ rief der Bankier und schnellte von seinem Stuhle auf. „Wollt' ich doch Ew. Excellenz noch heute früh mit meinem Schützling hier einen Besuch abstatten und um Ihr freundliches Wohlwollen für denselben bitten.“

„Darf ich ersuchen, mich dem jungen Herrn jetzt gleich vorzustellen?“ erwiderte der alte Militär, worauf der gefällige Cerf schmunzelnd begann:

„Seine Excellenz, Herr Gouverneur von Michaud, mein Freund.“ Sodann deutete er auf seinen Schützling, in vornehmem Tone dessen Namen nennend. Indessen hatte Moisez durch die Glocke seinen Diener herbeigerufen, demselben einen geheimen Auftrag gebend.

„Herr von Hirschfeld verweilt schon längere Zeit hier in Magdeburg?“ hüstelte der alte Gouverneur. „Erst seit gestern, Excellenz.“ „Sind im Gasthof abgestiegen?“ „Nein, sondern unweit der Hauptwache, bei dem Weinhändler Schrader.“ Moisez faltete die Stirn und sagte mit strenger Amtsmiene: „Das ist keine gute Adresse, die Sie sich da gewählt haben. Schrader ist als ein Mann bekannt, der die Franzosen bitter haßt.“

„Das habe ich nicht gewußt,“ entschuldigte sich Hirschfeld, „ich war Herrn Schrader die Rücksicht, mein Quartier bei ihm aufzuschlagen, schon insofern schuldig, als er ein Freund meines Vaters gewesen ist.“

„Herr von Hirschfeld gedenken also bei uns in Magdeburg zu bleiben?“ fragte der freundliche Gouverneur weiter. Der Lieutenant bejahte und Cerf ergriff die günstige Gelegenheit, wieder einmal das Wort zu führen und in geschwätziger Weise dem Gouverneur die Absichten und Wünsche Hirschfelds kund zu thun. Michaud schien an dem jungen Manne Gefallen zu finden, weshalb er ihm auch freundlich entgegenkam und das Versprechen gab, nach Möglichkeit seine Wünsche zu berücksicheigen. Dann machte sich der Lieutenant wieder auf den Heimweg.

„Ich habe heute einen Sieg errungen, ohne daß ich das schwere Geschütz ins Treffen zu führen nöthig gehabt hätte," rief er dem Freunde und Vater Schrader zu, welche in gespannter Erwartung den Mittheilungen Hirschfelds lauschten.

„Alles ganz schön und gut," nickte der Weinhändler, „aber — — Moisez ist ein schlauer Mensch, darum seien Sie vorsichtig, mein lieber Eugen."

Die nächstfolgenden Tage benutzte der Lieutenant dazu, sich des Wohlwollens Moisez's und Michauds vollständig zu versichern. Auf Schraders Rath führte er auch Johannes bei dem Chef der Polizei ein, denn es war besser, dieser erfuhr durch den Lieutenant die Anwesenheit des jungen Ratbod, als durch die geheime Polizei. Moisez zeigte sich auch gegen Johannes zuvorkommend, dessen Jugend von vorn herein kein Mißtrauen aufkommen ließ.

Hirschfeld und Johannes begleiteten ihn sogar öfters auf seinen Spaziergängen, die er gewöhnlich am Spätnachmittag anzutreten pflegte. Auch heute unternahmen sie einen gemeinschaftlichen Ausflug und schlugen die Landstraße ein, welche nach Schönebeck führt. Von dort kam ein Hausirer mit einem jungen Mädchen, das seine Tochter zu sein schien. Als derselbe an den Spaziergängern vorüberschritt, grüßte er mit lauter Stimme, bei deren Klang Hirschfeld stutzte. Er blickte den Fremden genauer an und sein Blick begegnete dem seinigen und sofort wußte er, daß er Romberg vor sich hatte.

Der Lieutenant vermochte nur schwer seine innere Unruhe zu verbergen; er fürchtete, Romberg könne, da er unmöglich ahnte, daß sein Begleiter der verschmitzte Moisez sei, verrathen, mit ihm bekannt zu sein. Allein der Bauer blieb ruhig und gab sich den Anschein, als ob er den jungen Herrn zum ersten Mal in seinem Leben sähe, dann schob er seinen Handkarren weiter. Moisez blickte Vater und Tochter gedankenvoll nach, dann sagte er zu seinen beiden Begleitern:

„Der Mann hat ein äußerst schlaues Auge. Ich traue all den Menschen nicht, welche als Hausirer und dergleichen im Lande herumziehen. Derartige Geschäfte sind in der Regel nur Vorwand, um geheime Absichten und Zwecke zu verbergen. Wie gesagt, der schlaue Blick jenes Mannes flößt mir Mißtrauen ein — ich werde ihn scharf beobachten lassen." Hirschfeld war jetzt fest davon überzeugt, daß Moisez noch in derselben Stunde der gesammten Polizei Befehl ertheilen werde, den fremden Hausirer aufs Genaueste zu beobachten. Umsomehr mußte dem Lieutenant daran liegen, möglichst bald mit Romberg zusammenzutreffen, um denselben zu warnen. Man hatte das Thor wieder erreicht, wo soeben die Wache unters Gewehr trat und der Ablösung harrte. Moisez grüßte den kaum dreißig Jahre zählenden Offizier sehr zuvorkommend und äußerte zu Hirschfeld, während er sich mit ihm und Johannes demselben näherte:

„Ich will Sie Ihrem künftigen Chef vorstellen."

Der französische Oberst kam dem General-Commissär verbindlich einige Schritte entgegen und eröffnete das Gespräch mit den Worten:

„Nach der Beschreibung des Generals Michaud zu schließen, führen Sie mir in diesem jungen Manne hier Herrn von Hirschfeld zu."

Der Lieutenant bejahte, und Moisez stellte den französischen Colonel als Comte d'Haunaigue vor, dieser aber deutete mit einem Blicke an, daß er auch dem seitwärts stehenden Johannes vorgestellt zu werden wünsche. Bei Nennung des Namens „Ratbod" zuckte der Colonel leicht zusammen, aber auch in der Seele von Johannes schien etwas vorzugehen. Hirschfeld beobachtete Beide und es wollte ihn bedünken, daß etwas Feindseliges in der Stimme des Grafen liege, als dieser jetzt an Johannes die Frage richtete:

„Stammt Ihre Familie aus dem Elsaß?"

Auf die bejahende Antwort hin zog sich der französische Offizier sehr kalt zurück, worauf Moisez mit seinen Begleitern den Weg in die innere Stadt fortsetzte. Auch ihm war der üble Eindruck nicht entgangen, den die Vorstellung des jungen Ratbod bei dem Colonel hervorgebracht. Hirschfeld ließ das Mißtrauen des Polizeichefs jedoch nicht aufkommen, indem er ihn rasch in ein Gespräch verwickelte und nach dem Grafen frug.

„Er ist ein großer Günstling Napoleons," gab Moisez etwas nachdenklich zur Antwort, „allein mit Recht, denn einen tollkühneren und für Frankreich begeisterteren Offizier giebt es kaum in der Armee. Er hat wie ein Löwe in der Schlacht bei Jena gekämpft, seine Kameraden nennen ihn daher auch nur den „wilden Raoul." Er hat noch einen jüngeren Bruder, der gleichfalls im Heere dient, aber ihn bei Weitem nicht erreicht. Er stammt aus einem uralten Adelsgeschlechte im Elsaß. Vielleicht, daß von dorther Raoul d'Haunaigue den Namen Ihres Freundes kennt?"

Hirschfeld zuckte die Achseln, Johannes aber erwiderte rasch:

„Unsere Vorfahren haben im sechszehnten Jahrhundert in Straßburg gelebt, wie denn überhaupt der Name Ratbod elsässisch ist."

Da man das Haus Moisez's erreicht hatte, trennte man sich. Jetzt erfuhr Hirschfeld von Johannes die volle Wahrheit, nämlich, daß zwischen den beiden Familien d'Haunaigue und Ratbod schon seit nahezu drei Jahrhunderten ein tödtlicher Haß bestehe, der durch ein unterschlagenes Testament hervorgerufen worden sei.

„Ich vermag dir das Nähere nicht zu erzählen," schloß Johannes, „dagegen wird es mit Vergnügen mein Vater thun, wenn du uns in Berlin wieder besuchst." „Ich hätte jetzt auch zum Anhören der Geschichte weder die nöthige Zeit noch Ruhe," gestand Hirschfeld offenherzig, „denn ich bin um Romberg besorgt, und fürchte Moisez's Schlauheit. Jedenfalls will ich den braven Mann warnen."

In der That stellte Hirschfeld emsige Nachforschungen wegen Romberg an, doch hatten dieselben nicht den gewünschten Erfolg, und obwohl Hirschfeld tagelang durch die Straßen Magdeburgs irrte, stieß er weder auf Romberg noch auf dessen Tochter. Schon glaubte er, daß der vorsichtige Mann die Stadt wieder verlassen habe, als sich ihm plötzlich, beim Biegen um eine Straßenecke, eine fremde Hand auf die Schulter legte.

Erstaunt wandte sich Hirschfeld um und erblickte einen ältlichen Mann mit langen grauen Haaren und einer Brille. Die dürftige Kleidung, sowie ein Bund Akten, den das ältliche Männchen unter dem Arme trug, ließen Hirschfeld darauf schließen, daß er es mit einem der vielen Schreiber zu thun habe, die in den zahlreichen Büreaus beschäftigt waren. Mechanisch langte unser Freund in die Tasche, um dem Fremden ein Almosen zu verabreichen, doch dieser schüttelte den Kopf und sagte: „Nicht so, Herr Eugen von Hirschfeld." „Ha, Romberg!" rief Hirschfeld hocherfreut, die Hand des endlich Aufgefundenen herzlich schüttelnd. „Doch sagt, wo habt Ihr so lange gesteckt?" „St!" stieß Romberg hervor, „auf der Straße darf man solche Angelegenheiten nicht verhandeln. Führen Sie mich nach Ihrem Quartier." Daselbst angelangt, brachte Hirschfeld, nachdem er den ehrlichen Landmann mit Johannes näher bekannt gemacht, das Gespräch zunächst auf die Angst, welche er bei seiner Begegnung mit Romberg vor dem Thore der Stadt ausgestanden hatte.

„Hütet Euch vor diesem Moisez," rief er Romberg warnend zu, „denn er hat Verdacht gegen Euch und sucht Euch zu umgarnen." „Weiß wohl, Moisez läßt nach mir forschen, deshalb verbarg ich mich auch hier bei einem guten Freunde, bis ich mir diese neue Verkleidung angeschafft. Aber auch Ihnen mißtraut er."

Hirschfeld und Johannes blickten den Sprecher betroffen an.

„Mein Freund hier," fuhr Romberg fort, „ein grundehrlicher Kerl und im Herzen gut deutsch, hat, von Noth getrieben, in die verhaßten französischen Dienste treten müssen. Durch seine schöne Schrift und Kenntniß des Französischen hat er den Posten eines ersten Schreibers bei Moisez erhalten. Durch ihn erfuhr ich's."

„Verwünscht!" rief Hirschfeld, mit dem Fuße stampfend. „Aber auch gegen mich," fügte Romberg finster hinzu, „hat die Polizei Verdacht geschöpft und läßt mich überwachen, ohne daß ich weiß, von wem. Das Schlimmste aber ist, daß man ahnt, was im Werke ist, die Namen der Parteiführer aber glücklicher Weise noch nicht kennt. Ich will daher nach Berlin, um den Herrn Major von Schill und seine Genossen zu warnen."

Hirschfeld schritt in tiefer Niedergeschlagenheit durchs Zimmer, während Johannes muthlos auf einen Stuhl gesunken war. Endlich blieb der Lieutenant vor Romberg stehen und fragte ihn nach seiner Tochter.

„Ist es Euer Ernst, daß sie sich hier ein Unterkommen suchen soll?"

Romberg schüttelte den Kopf und erwiderte mit einem schweren Seufzer: „Es war dies nur eine Ausrede dem neugierigen Moisez gegenüber. Ich habe sie diesmal mitgenommen, weil ich mich nicht von ihr zu trennen vermochte. Es ist eine Ahnung in mir, als sollte ich das Mädchen nicht mehr oft sehen. Außerdem bat sie selbst so dringend, mich begleiten zu dürfen, daß ich es ihr nicht abzuschlagen vermochte. Und dennoch kann ich sie nicht weiter mit mir nehmen, denn die Gefahren, welche ich von hier bis Berlin zu bestehen habe, sind zu groß und zu viele."

„Wo soll Gertrud hier in Magdeburg bleiben?" fragte Hirschfeld theilnahmsvoll. „Bei meinem Freunde," erwiderte Romberg achselzuckend. „Es bleibt mir keine andere Wahl."

„Ei Freund," rief Hirschfeld, dem es wie ein Blitz über das Antlitz fuhr, „bringt sie hierher zum Vater Schrader, hier ist sie völlig sicher aufgehoben." Romberg drückte dem Lieutenant gerührt die Hand und gab damit sein Einverständniß zu erkennen, dann zog er ein Blatt Papier hervor. Auf den fragenden Blick des Lieutenants sagte er:

„Es ist dies die Abschrift einer geheimen Cabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher Friedrich Wilhelm offen ausspricht, daß das bedrohte Vaterland nur durch die Hilfe und Opfer des deutschen Volkes gerettet werden könne, und daß deshalb Unternehmungen, welche sich gegen die französische Gewaltherrschaft richten, von ihm gerne gesehen werden würden."

Hocherfreut griff Hirschfeld nach dem Papier. „Diese wenigen Zeilen werden mir für meine Zwecke mehr nützen, als der beste Empfehlungsbrief, da die Bürger mehr Vertrauen zu unserm Unternehmen gewinnen werden, wenn sie erfahren, daß der König dasselbe gutheißt und wünscht!" rief er freudig.

Als sich Gertrud gegen Abend mit ihrem Vater einfand, ward ihr der gastlichste Empfang zu Theil. Dennoch blickte das junge Mädchen traurig

vor sich nieder; der Abschied vom Vater, die Trennung auf unbestimmte Zeit, erfüllte ihre bangende Seele. Auch sie hatte die düstere Ahnung, daß sie den Vater nicht wiedersehen sollte. Es waren schwere Augenblicke, als Vater und Tochter von einander Abschied nahmen.

„Muth, meine Gertrud," flüsterte Romberg, all' seine Kraft zusammennehmend, „wende den Blick nach oben, denn Gott hilft den Seinen! Ich lasse dich hier bei guten Menschen zurück und kehre, wenn es des Herrn Wille ist, bald wieder, um dich mit mir zu nehmen. Muth, Mädchen, — Muth! Auf Wiedersehen!"

„Dort!" schloß Gertrud leise, den Blick zum Himmel richtend.

Der Lieutenant war Romberg gefolgt. In dem Vorhause angelangt, raunte ihm dieser zu: „Ich muß schleunigst die Stadt verlassen, und zwar noch diese Nacht. Ich werde einen Umweg über Gardelegen und Stendal machen, um dem Hauptmann Katte Alles getreulich zu berichten, was ich hier vernommen habe. — Leben Sie wohl, Herr Lieutenant, nehmen Sie sich meines armen Kindes an und . . . und," setzte er mit vor Wehmuth stockender Stimme hinzu, „wenn ich nicht wiederkehren sollte, so geben Sie ihr hier die geringen Ersparnisse, welche ich mir im Laufe der Zeit zurückgelegt habe, — sie sind der armen Gertrud ganzes Erbtheil." Damit händigte er dem vor Schmerz stumm dastehenden Hirschfeld ein kleines Päckchen ein. Gebeugten Hauptes schritt er der Hausthüre zu, wandte sich daselbst noch einmal um und rief: „Gott mit Ihnen, mein Freund! — Leben Sie wohl! — Grüßen Sie mir mein Kind, meine Gertrud!" Dann war er verschwunden.

Wilhelm.

Eine Episode aus dem letzten deutsch-französischen Kriege.

Von S. Oswald.

Das Dorf bestand etwa aus einem Dutzend Häuser, und in dem größten derselben lagen wir auf Vorposten. Kaum vierhundert Schritt vor uns befand sich eine starke Abtheilung Franzosen in einem von einem Wassergraben und Erdwall umgebenen geräumigen Schlosse. Unsere Stellung sprang nämlich in scharfer Spitze aus der Vorpostenlinie heraus und erforderte deshalb unsere vollste Aufmerksamkeit, da wir bei einem plötzlichen Angriff durch überlegene Truppenmacht leicht überflügelt werden konnten. Für diesen Fall hatten wir Befehl, uns in den einige hundert Schritte hinter dem Dorfe angelegten Schützengraben zurückzuziehen und dort Verstärkung abzuwarten.

Das von uns besetzte Gehöft, ein ansehnlicher Pachthof, war von einer soliden Steinmauer umgeben, und diese Mauer hielt uns gleichsam selbst eingemauert. Außer zu dienstlichen Zwecken durfte keiner den Fuß aus dem Gehöft setzen, und wo dies unumgänglich nothwendig war, mußte es mit der größten Vorsicht geschehen. Denn unsere heißblütigen Gegner lugten scharf aus und nahmen es schon gewaltig übel, wenn sich nur eine Mütze an einer der zahlreichen, in der Mauer angebrachten Schießscharten zeigte, rächten auch solchen Vorwitz stets durch einige herübergeschickte Kugeln, ohne indessen mit ihrem leichtsinnigen Schießen unseren Leuten ihre üble Gewohnheit abzugewöhnen.

Nur ein einziger unter uns durfte es wagen, sich ganz frei und unbehelligt von feindlichen Kugeln außerhalb des Gehöftes zu bewegen. Es war aber auch der einzige unter uns, welcher französische Uniform trug, obgleich ihm darunter das Herz gut deutsch schlug. Es war Wilhelm, unser Laufbursche, Tafeldecker, Waffenträger, kurz, was war er nicht, dieser Prachtjunge von dreizehn Jahren mit den rothen Wangen, den treuherzigen Augen, dem pfiffigen Gesichtsausdruck und dem sich in allen Lagen stets gleich bleibenden ruhigen Lächeln? Als wir auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze Berlin passirten, hatte der kleine Schelm, während sich der Zug schon in Bewegung setzte, plötzlich mit katzenartiger Geschwindigkeit einen von unseren Leuten besetzten Wagen erklettert, war dort einem bärtigen Wehrmann in die Arme geflogen und von diesem sicher aufgefangen, auch trotz der nachgeschickten Proteste des Bahnbeamten energisch festgehalten worden.

So war Wilhelm einer der Unsrigen geworden, hatte alle Gefahren und Beschwerden des Feldzuges standhaft mit uns getheilt und war in der ganzen Zeit niemals verdrossen und mißmuthig gesehen worden. Für ihn war das Kriegswesen eitel Poesie. Sein elastischer und stahlharter Körper ließ ihn Entbehrungen, widrige Witterung und erschöpfende Märsche mit einer Leichtigkeit ertragen, um die ihn mancher Wehrmann, der schon den dritten Feldzug mitmachte, beneiden mochte. Wilhelm war eben kein verweichlichtes Muttersöhnchen. Die Gefahr, durch ein allzu zärtliches Mutterherz verzärtelt zu werden, war für ihn nicht vorhanden; denn seit langen Jahren wachte kein Mutterauge mehr über ihm, und da sein Vater — wenn ich mich recht erinnere, ein Berliner Droschkenkutscher — durch seine dienstliche Beschäftigung den größten Theil des Tages dem Hause fern gehalten wurde, so war der Junge mehr auf der Straße als im Hause aufgewachsen und hatte sich auf diese

Weise zu kernigem und in seinem Alter seltenem selbstständigen Wesen entwickelt. Freilich war es ein großes Glück zu nennen, daß bei dem Mangel häuslicher Erziehung in dem wild aufgewachsenen Knaben das Herz nicht verwildert war. Nein, das war es nicht! Neben seiner hohen patriotischen Begeisterung besaß Wilhelm eine wahrhaft rührende Gutherzigkeit und Selbstlosigkeit. Wenn wir nach langem, anstrengendem Marsche unser Ziel erreichten und jeder die Gelegenheit zum Ausruhen willkommen hieß, dann zeigte sich Wilhelm in seiner ganzen Größe, dann sah man ihn, der keine Ermüdung zu kennen schien, wie ein Wiesel behende hin und her laufen und sich in einer langen Kette von Verrichtungen nützlich erweisen, wie Wasser holen, Feuer anzünden, hier einem lang hingestreckten Wehrmann den Mantel überbreiten, dort einem die Stiefeln ausziehen. Und das wurde oft von humorvollem Geschwätz begleitet und ging ihm so flink von der Hand, daß man sich wunderte, ihn an einem bestimmten Orte und in einer bestimmten Thätigkeit zu finden, da man ihn doch eben an einem ganz anderen Orte und in ganz anderer Thätigkeit gesehen hatte. Man konnte fast wähnen, er sei ein kleiner Gnom, der in doppelter Gestalt helfend einherschritt. In einer Beziehung war freilich Wilhelm einem Gnom oder Heinzelmännchen recht unähnlich. Während nämlich diese kleinen, fleißigen Märchengestalten ihre Wunderthätigkeit nur bei Nachtzeit obliegen, war Wilhelm des Nachts ein absoluter Nichtsnutz. Denn sobald die Sonne untergegangen war, kehrte auch bei ihm der Sandmann ein, und hatte ihn einmal der sanfte Arm des Schlafgottes umfangen, dann war es ein Kunststück, ihn wieder zu ermuntern, sehr erklärlich, da alsdann die erschöpfte Natur des noch im Wachsthum Stehenden das ihr in regster Tagesarbeit bestrittene Recht um so entschiedener geltend machte. Daß aber die Nachtruhe des guten Jungen eine möglichst sanfte und ungestörte sei, dafür sorgten diejenigen, welche am Tage seine unermüdlichen Dienste willig hinnahmen. Mehr als einmal habe ich gesehen, wie die Wehrleute dem auf hartem Boden erschöpft Eingeschlafenen ein Strohlager unterbreiteten oder seine nackten Füße und seinen unter einer fadenscheinigen Jacke fröstelnden Körper mit ihren Mänteln bedeckten. Aber auch in anderer Weise wurde für unseren kleinen Freiwilligen treulich gesorgt. Namentlich galt es, die gar nicht feldmäßige Ausrüstung des armen Burschen — er hatte sich in der That barfuß und mit einer dünnen, fadenscheinigen Jacke bekleidet, uns angeschlossen — in etwas aufzubessern. Demzufolge versahen wir ihn, sobald es anging, mit Schuhen und Strümpfen, und nachdem wir in Saargemünd eine große Masse französischen Armeebedarfs erbeutet hatten, wählten wir daraus für unseren Sanscülotten einen neuen französischen Gendarmeriefrack nebst entsprechenden Beinkleidern und Kopfbedeckung. So kam es, daß Wilhelm in französischer Uniform einherstolzirte. Daß übrigens dem kleinen Knirps die für einen ausgewachsenen Menschen berechnete Umhüllung in bauschigen Falten um den Leib schlotterte und die langen Frackschöße wie die Schleppe einer Dame auf dem Boden schleiften, that der stolzen Freude, mit welcher der also Beglückte auf seine neue Ausstaffirung blickte, keinen Eintrag.

Wir hatten Anfangs Versuche gemacht, den kleinen Vagabunden wieder in die Heimath zurück zu dirigiren. Wir wiesen ihn darauf hin, daß der Krieg kein Kinderspiel sei, daß ein Kind in die Schule und in das Haus gehöre, und daß er seinem Vater durch seinen Weggang schwere Sorge bereiten würde, aber wir predigten tauben Ohren. Er hatte darauf immer nur die bestimmte Entgegnung: „Det Vaterland jeht vor Vatern, un ick will nich vor nischt Willem getooft sind." Der Gedanke an eine in Sorgen zurückgelassene Mutter würde — das läßt sich annehmen — den gutherzigen Jungen wohl bald auch ohne unser Zuthun nach Hause zurückgetrieben haben. Aber um ihn sorgte sich kein zärtliches Mutterherz, und der Vater, dem er auf unsere Veranlassung mittels Postkarten Nachricht über sein Verbleiben geben mußte, reklamirte ihn nicht. Als Belehrungen nichts fruchteten, und Wilhelm der Drohung, ihn zwangsweise zurückzuschicken, nur die Erklärung entgegensetzte, dann werde er es bei einem anderen Truppentheil versuchen, ließen wir ihn gewähren in der Voraussetzung, daß der erste lange Marsch oder das erste Biwak seine Begeisterung erheblich abkühlen würden. Wir hatten uns getäuscht, und nach dem ersten langen Marsch und dem ersten Biwak hatte der Junge schon so innige Kameradschaft mit den Wehrleuten geschlossen, daß auch diese sich nur schwer wieder von ihm getrennt haben würden. So wurde denn gegen sein Verbleiben bei der Truppe kein Einspruch mehr erhoben.

Vielleicht war es der Respekt vor der landsmännischen Uniform, vielleicht auch das Mitleid mit der augenscheinlichen Jugend des verkappten Preußen, was die Franzosen veranlaßte, diesem das ausschließliche Privilegium einzuräumen, sich vor ihren Augen und vor der Mündung ihrer Gewehre ganz frei zu bewegen. Anfangs bangten wir für die Sicherheit des kleinen Wagehalses und vermahnten ihn zu größerer Vorsicht, aber das war in den Wind geredet. Der Junge kannte einmal keine Furcht, und seine Unerschrockenheit hatte schon wiederholt die Feuerprobe bestanden.

Uebrigens mußten wir auch den Franzosen zu ihrem Lobe nachsagen, daß sie sich die möglichste

Schonung ihrer Landsleute zur Pflicht gemacht hatten. Wenigstens glaubten wir die Beobachtung gemacht zu haben, daß sie es aufs ängstlichste vermieden, bei ihrem häufigen auf uns gerichteten Feuer die Fenster der gegenüberliegenden Dorfhäuser zu treffen. Die letzteren waren nämlich noch zum kleinen Theile — die meisten Dorfbewohner hatten längst den unheimlichen Boden verlassen — und zwar ausschließlich von ganz alten Leuten bewohnt, welche entweder durch das Alter und die gehäufte Noth in völlige Stumpfheit versunken waren, oder deren Hilflosigkeit und Gebrechlichkeit so groß war, daß sie das Verbleiben in ihrem, wenngleich von Gefahr für Leib und Leben bedrohten Daheim doch noch der Auswanderung ins Ungewisse hinein vorzogen. Aber das sollte nun anders werden. Denn soeben war der Befehl eingetroffen, das Dorf von seinen letzten Bewohnern ungesäumt zu räumen. Diese Maßregel erwies sich mit Rücksicht auf die Sicherheit der Leute selbst als nothwendig, nachdem für den Fall, daß wir unseren vorgeschobenen Posten zu verlassen gezwungen sein sollten, Anordnung getroffen war, das Dorf sofort in Brand zu schießen, um die Franzosen zu verhindern, sich darin festzunisten. Zu diesem Zwecke war hinter dem Dorfe eine Fanalstange aufgerichtet. Loderte von dieser das Flammenzeichen auf, so hatte die vor dem nächsten rückwärts unserer Stellung gelegenen Dorfe aufgestellte schwere Batterie sofort ihr verheerendes Feuer auf unser Dorf zu richten. Ueber diesem hing also bereits das Damoklesschwert.

Infolge des genannten Befehles, welcher sofort von Haus zu Haus bekannt gemacht worden war, entwickelte sich nun alsbald vor unseren Augen eine Scene des Jammers, welche, mochten wir auch ähnliches gewohnt sein, unsere innigste Theilnahme erregte. Ein halbes Dutzend Männer und Frauen, vom Alter gebrochen und von Angst und Kummer verzehrt, sammelten sich, einige leise klagend, andere in dumpfer Resignation auf der Dorfstraße. Sie, die nichts mehr in dieser Welt zu hoffen hatten, die vielleicht nur noch nach einem stillen Plätzchen zum Sterben verlangten, sollten — so forderte es das eiserne Gesetz des Krieges — ihren müden Leib weiter schleppen in eine ungewisse, harte und unwirthliche Fremde! Was mochten sie empfinden, als sie jetzt ihrem in der Bitterniß des Scheidens doppelt geliebten Daheim, welches das hartherzige Ungeheuer des Krieges erbarmungslos zu verschlingen sich anschickte, einen letzten, zögernden Abschiedsgruß zuwarfen!

Und nun wankte das Häuflein mit seiner dürftigen Habe, welche einige in einem Bündel auf dem Rücken trugen, andere auf einem Karren vor sich herfuhren, dem Ausgange des Dorfes zu. Allmählich lockerte sich der Zug; denn die Last des geretteten Gutes erwies sich für die geschwächten Kräfte einiger fast zu groß. Einer aber blieb ganz zurück, ein hochbetagter Greis; seine Kräfte schienen schon jetzt zu versagen. Er setzte sich auf den Rand des Karrens, welcher seine geringfügige Habe barg, und hielt verzweifelnd die Hände vors Gesicht. So viel rüstige Kraft, so viel theilnehmende Herzen waren dem Unglücklichen nahe, aber von uns durfte keiner Nächstenpflicht an ihm üben. Und doch ward ihm Hilfe! Ein Paar kräftige, jugendliche Hände erfaßten die welken Hände des Greises und richteten den Gebrochenen empor, hoben dann hurtig den Karren auf und schoben ihn rüstig weiter, während der Greis mit einem dankbaren Blick auf seinen Helfer in der Noth, der kein anderer als unser braver Wilhelm war, mühsam nachhinkte. Bald entzog die Windung der Landstraße die von Haus und Hof Vertriebenen unseren Blicken.

Das war am Nachmittage geschehen, und jetzt lagerten schon die Schatten des Abends über dem verödeten Dorfe. Da zog es auf derselben Straße, welche vor wenigen Stunden der müde Fuß der Heimathlosen berührt hatte, wie eine Wolke auf Bergeshängen, dunkel, geräuschlos, langsam näher. Es war ein Truppenkommando aus dem nächsten zurückliegenden Dorfe. Bald darauf rückte es vorsichtig in unser Gehöft ein. Mit ihm war auch Wilhelm zurückgekehrt, nachdem er jenen alten Mann bis in eine der nächsten Ortschaften, wo derselbe ein Unterkommen fand, begleitet hatte. Das Kommando hatte die Aufgabe, alle in dem verlassenen Dorfe etwa noch vorfindlichen Vorräthe an Heu, Stroh u. dgl. aufzusammeln und fortzuschaffen. Die Mannschaften wurden demzufolge von ihrem Führer, einem Lieutenant, zu genauer Durchsuchung der Gehöfte vertheilt und begaben sich nun an ihr Geschäft, bei dessen Besorgung ihnen die größte Stille zur Pflicht gemacht war. Ich hatte mich dem Lieutenant bei seinem Umgange durch das Dorf angeschlossen, und nachdem wir bald hier, bald dort in ein Gehöft eingetreten waren, standen wir jetzt vor einem nicht unansehnlichen zweistöckigen Hause, und ich bemerkte, daß in einem Raume des Oberstockes ein mattes Licht brannte. Das ließ den Schluß zu, daß sich dort fouragirende Leute befanden, welche eine der mitgebrachten Laternen angesteckt haben mochten. Mithin betraten wir das Haus, arbeiteten uns im Dunkeln eine gebrechliche Treppe empor, fanden die Thür und betraten ein matt erleuchtetes, geräumiges Zimmer, welches durch die Ueberfülle des darin angehäuften Mobiliars und in wüster Unordnung umhergestreuten Hausgeräthes das Auge beleidigte. Auf der Diele war kaum noch ein freies Plätzchen zu erspähen; alles war vollgepropft von Möbeln, Kisten, Schachteln,

Küchengeräthen, Decken Tüchern, Besen, kurz, was sich sonst in einem geordneten Hauswesen auf verschiedene Räume zweckentsprechend vertheilt, war hier zusammengehäuft. Aber war das ein menschliches Wesen oder ein steinernes Bild, was dort drüben an der entgegengesetzten Wand mit tiefdurchfurchtem Gesicht und stieren Augen regungslos auf einer buntbemalten Lade saß?

„Frau," rief ich, als ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, „was soll das heißen? Ist Ihnen der Befehl, augenblicklich das Dorf zu verlassen, nicht zugegangen?"

„Was kümmert mich Ihr Befehl?" klang es jetzt von der Lade her mit tiefer, harter Stimme, wie von Männermund. „Ich bin hier auf meinem Eigenen und stehe auf meinem guten Rechte."

„Aber haben Sie denn nicht verstanden, daß diesem Dorfe der Untergang droht? Wollen Sie sich unter seinen Trümmern begraben lassen?"

„Wenn mich's gelüstet, werden Sie mich wohl nicht daran hindern. Sie haben jüngeres Blut ohne Erbarmen vergossen, was kümmert Sie der Tod einer alten, abgelebten Frau?"

„Thörichtes Geschwätz! Wir schlagen nur Wunden, soweit es das harte Gebot des Krieges fordert, aber wir schonen, wo wir können. Der Befehl, daß dieser Ort geräumt werde, entspringt lediglich der humanen Rücksicht auf dessen friedliche Bewohner, gegen welche wir keinen Krieg führen."

„Und das nennen Sie human, eine alte Frau aus ihrem Hause zu treiben, in dem sie geboren worden ist, und in welchem sie sich zu sterben sehnt?"

„Ich sehe, Sie wollen keine Vernunft annehmen; man wird Sie zu Ihrem eigenen Besten mit Gewalt von hier entfernen müssen."

„Versuchen Sie's," rief hier die sonderbare Frau mit einer an Wahnsinn grenzenden Wuth. „Werfen Sie mich wie einen Hund aus meinem Hause; ich komme wieder. Sie müssen mich erst todtschlagen, um mich los zu werden!"

Ich sah die Fruchtlosigkeit weiterer Verhandlungen mit dieser halbwahnsinnigen Alten ein, hatte auch keine Zeit dazu übrig. Sie in finsterer Nacht gewaltsam fortführen zu lassen, wäre zu hart gewesen. Mochte sie also vorläufig bis morgen bleiben. So kehrten wir dem Hause den Rücken.

Die Requisition war inzwischen beendigt; sie war, wie zu erwarten stand, fast fruchtlos ausgefallen. Was an Vorräthen gefunden worden, war nicht des Aufnehmens werth. So hatte denn das Kommando auf seinem Rückmarsche nichts zu tragen außer seinen Waffen und einem Verwundeten. Denn ich muß noch erwähnen, daß die Franzosen, welche trotz aller diesseits beobachteten Vorsicht doch eine ungewöhnliche Bewegung bei uns wahrgenommen haben mochten, plötzlich ein heftiges Feuer auf unsere Stellung eröffneten, dem leider ein Mann zum Opfer fiel.

Etwa eine halbe Stunde mochte seit dem Abzuge des Kommandos verflossen sein, als Wilhelm die Wachtstube betrat und sich mit halb verlegener, halb verdrossener Miene vor mich hinpflanzte.

„Nun, Wilhelm," sagte ich, „du schläfst noch nicht? Was ist mit dir? Du siehst ja aus, als ob dir die Petersilie verhagelt wäre. Heraus mit der Sprache: Was ist los?"

„Nischt is los," erwiderte er, „et is man blos Louis da."

„Louis?" rief ich erstaunt. „Wie kommt denn der in später Abendstunde hierher auf unseren gefährlichen Posten?"

„Ja, ick verstehe et och nich," entgegnete Wilhelm. „Der Jrinschnabel hätte och lieber bei Muttern bleiben und Milchsuppe päppeln sollen. Er will partout ins Dorf rin, und da hat ihm der Posten kalt gestellt."

Ohne weitere Erklärungen abzuwarten, ließ ich Louis ins Wachtzimmer füren.

Louis war ein hübscher, schlankgewachsener Knabe, zarter als Wilhelm, aber etwas größer und ihm etwa gleichalterig. Er stammte aus dem etwa eine Viertelstunde zurückliegenden Dorfe, wo wir kurz zuvor im Quartier gewesen waren. Er war uns mithin kein Fremder; wir hatten den aufgeweckten, zutraulichen Burschen alle gern; nur Wilhelm war ihm feind. Ich hatte die beiden jugendlichen Helden eines Tages beschäftigt gefunden, den zwischen ihren beiderseitigen Nationen entbrannten Krieg en miniature darzustellen, und die sich wüthend in den Haaren Liegenden nur mit Mühe zu trennen vermocht. Ein politischer Streit sollte nach Wilhelms Angabe zum Abbruch der bis dahin zwischen ihnen bestandenen freundschaftlichen Beziehungen geführt haben. Wie sich übrigens die beiden Heißsporne, von denen der eine kein Wort deutsch konnte, während der andere nur über ein paar stark ins Berlinische übertragene französische Sprachbrocken verfügte, überhaupt zu verständigen vermochten, ist mir dunkel geblieben. Vielleicht hatte ihr Streit gerade deshalb, weil sie sich nicht verständigen konnten, einen so hitzigen Charakter angenommen.

„Das ist ja ein unverhofftes Wiedersehen, Louis," redete ich den mit verlegener, doch eine gewisse Entschlossenheit verrathender Miene vor mir Stehenden an. „Was willst du hier auf so gefährlichem Boden und zu einer Stunde, wo andere deines Alters schon schlafen?"

„Meine Großmutter holen, die hier allein im Dorfe zurückgeblieben ist," erwiderte der Knabe mit festem Tone und treuherzigem Blick.

„Deine Großmutter?“ fragte ich erstaunt. „Ist das die alte Dame, welche dort drüben in dem Hause mit den zwei Linden vor der Thüre wohnt?“

„Das ist sie.“

„Aber da wirst du wohl umsonst gekommen sein; sie hat mir eben selbst erklärt, daß sie gar nicht daran denkt, von hier fortzugehen.“

„Aber sie muß!“

„Ha, ha, ha! Sehe mir einer einen kleinen Knirps mit einer großen Seele! Aber sage einmal: Ließ dich deine Mutter so leichten Herzens zu so gefährlichem Unternehmen ausziehen? Du weißt doch, daß es hier alle nasenlang blaue Bohnen regnet?“

„Meine Mutter weiß nichts davon!“

„Ei der tausend, das nenne ich aber sehr unüberlegt. Dachtest du nicht an die Angst, die sie um dich haben wird?“

„Die Freude, wenn ich mit der Großmutter heimkehre, wird um so größer sein.“

„Wie glatt du das hinsprichst, als ob du schon gewonnen hättest. Hast du auch ein Recept mitgebracht, den Eigensinn der alten Dame zu brechen? Nun lieb soll mir's sein, wenn es dir gelingt, sie mit guter Miene von hier fortzubringen. Wir wollen gleich einmal der Unholden einen Besuch machen.“

Damit machten wir beide uns auf den Weg. Während wir vorsichtig die Dorfstraße dahinschritten, erzählte mir Louis, daß seine Großmutter eine höchst wunderliche Frau sei, was ich bereits wußte, daß sie keineswegs in ärmlichen Verhältnissen lebte — das hatte mir auch schon eingeleuchtet — und daß sie seit Jahren mit seiner Familie zerfallen sei, weshalb er sie auch nie im Hause seiner Eltern gesehen habe. Er selbst sei freilich mit seiner Mutter bisweilen zum Besuch zu ihr hinübergegangen, sie hätten aber stets einen etwas kühlen Empfang bei ihr gefunden. Den Grund dieses Verhaltens glaubte der Knabe darin zu finden, daß die alte Frau eine unüberwindliche Abneigung gegen seinen Vater hege.

Inzwischen hatten wir das Haus erreicht. Ich überzeugte mich, daß oben im Wohnzimmer noch Licht brannte. Die Hausthür stand offen. Sobald wir jedoch die finstere Treppe hinaufzusteigen begannen, hörte ich von oben her das Geräusch eines im Schloß herumgedrehten Schlüssels. Die Alte hatte uns die Thür vor der Nase zugeschlossen, beeilte sich auch gar nicht, dieselbe auf meine wiederholte Aufforderung zu öffnen. Erst als sie die Stimme Louis' hörte, welcher erklärte, er sei gekommen, ihr eine Botschaft von seiner Mutter zu bringen, näherte sich die Alte zögernd der Thür und begann schweigend an dem Schlüssel zu drehen. Aber jetzt ereignete sich das Sonderbare, daß das Schloß den Dienst versagte. Ich war sehr geneigt, die Widerspenstigkeit des letzteren mit der Widerspenstigkeit der Bewohnerin in Verbindung zu bringen, und gab deshalb meinem Unwillen gegen diese lauten, energischen Ausdruck. Sie duldete meine Vorwürfe ohne Gegenrede und fuhr fort, sich mit dem Schlosse abzumühen, welches denn auch endlich, nachdem meine Ungeduld den höchsten Gipfel erreicht hatte, seine Schuldigkeit that.

„Warum verbarrikadiren Sie sich denn?“ redete ich die Alte beim Eintreten an, noch unter der Wirkung des unangenehmen Eindruckes, den das lange Warten im Finstern auf mich gemacht hatte.

„Weil ich keine ungebetenen Gäste wünsche,“ lautete die mürrische Entgegnung.

„Zu solchen rechnen Sie natürlich mich,“ fuhr ich lächelnd fort, „aber sicher doch nicht meinen kleinen Begleiter.“

„Nun, den gerade nicht.“

„Dann hätten Sie aber schneller öffnen sollen.“

„Was kann ich dafür, das das Schoß so schlecht funktionirt?“

„Ist dies der Fall, so sollten Sie überhaupt Ihr Zimmer unverschlossen lassen. Glauben Sie, daß Ihnen hier jemand von Ihren Siebensachen etwas fortholen wird? Wenn uns aber die Dienstpflicht zwingt, in dieses Zimmer einzudringen, so wird auch Ihre verschlossene Thür uns den Weg nicht verlegen!“

„Ich thue, was mir beliebt,“ sprach die Matrone, indem sie mir einen Blick tödtlichen Hasses zuwarf und sich dann an Ihren Enkel wandte.

Keine Miene verrieth Freude über das Wiedersehen mit diesem — seine freundliche Begrüßung hatte sie ganz überhört — und aus dem Tone, in welchem sie zu ihm sprach, klang nur ein Gemisch von Verwunderung und Unwillen.

„Du hättest auch am Tage kommen können. Es ist unverantwortlich von deiner Mutter, dich so spät noch aus dem Hause zu schicken. Und was hast du mir denn so Wichtiges zu sagen?“

„Es ist ihr so bange um dich, weil du nicht mit den anderen kamest, die heute von hier fortgezogen sind.“

„Bange! So toll wird's wohl mit der Bangigkeit nicht gewesen sein. Sie hat ja deinen Vater; der wird sie schon trösten.“

„Weißt du denn nicht, daß Vater nicht mehr bei uns ist? Er ist eines Morgens nach Metz hineingegangen, und am Abend ist er nicht wieder gekommen, weil an diesem Tage gerade die Preußen hier einrückten und einen Riegel vorschoben und keinen mehr heraus und hinein ließen. Und wir wissen gar nicht, wie's ihm geht und ob er noch lebt. Das ist es ja eben, was die Mutter so trübe und krank macht, und darum sehnt sie sich so nach dir. Sie möchte doch jemand haben, mit dem sie sich aussprechen kann. Und es ist ihr ein so schrecklicher Gedanke, daß du hier

so allein zurückgeblieben bist. Sie sprechen ja, das Dorf soll eingeschossen werden. Da kannst du doch gar nicht länger hier bleiben. Daß ich hierhergegangen bin, weiß die Mutter gar nicht. Aber ich konnte ihre Angst nicht länger ansehen, und nun bin ich hier, dich heimzuholen."

„Mich heimholen!" sagte die Matrone mit einem Gemisch von Spott und Mitleiden. „Und deshalb bist du so weit gelaufen bei nachtschlafender Zeit und zwischen die feindlichen Bajonette hinein? Du bist ein guter Junge und thust mir leid. Aber deine Mühe war umsonst; ich bleibe hier."

„Aber du willst doch nicht abwarten, bis die Preußen ihre Feuergeschosse auf dein Haus schleudern?"

„Warum nicht? Die Preußen haben unsere Heere geschlagen; hier steht eine alte Frau, die ihnen Trotz bietet. Ich lasse mich nicht aus meinem Eigenthum vertreiben. Ich habe keine Freude am Dasein mehr; die Schrecken des Krieges haben den letzten Rest davon in mir aufgezehrt. Ich frage nichts nach dem Tode; ich bleibe hier."

„Dann bleibe ich auch hier!" sagte der Knabe in entschlossenem Tone.

„Du?" sagte die Alte verwundert, und ihre harten Züge nahmen einen milderen Ausdruck an. „Das geht nicht! Nimm Vernunft an, Louis! Du bist zu jung zum Kanonenfutter; geh' heim zu deiner Mutter!"

„Nicht ohne dich!"

„Ich habe einen Eid geschworen, euer Haus nicht zu betreten, so lange dein Vater darin ist."

„Ich weiß nicht, was du gegen meinen guten Vater hast; aber wenn's bloß das ist, so hast du ja gehört, daß er nicht zu Hause ist."

Die Alte lachte und sagte, indem sie den hübschen Knaben mit einem fast an Zärtlichkeit grenzenden Blick ansah: „Junge, du könntest einen fast beschwätzen." Dann wandte sie sich an mich mit den Worten: „Nehmen Sie den Knaben mit."

„Nicht gegen seinen Willen! Er wird von selbst gehen, wenn Sie gehen!" entgegnete ich.

„Ist es denn wahr, daß das Dorf in Brand geschossen werden soll?"

„Jeden Augenblick kann die Nothwendigkeit dazu eintreten!"

Die Alte warf mir einen Blick zu, als ob sie mich für diese Barbarei allein verantwortlich machen wolle, sah dann eine Weile bedenklich und besorgnißvoll auf ihren Enkel und ließ sich zuletzt also vernehmen:

„Gut, ich will gehen. Aber ich bin heute zu matt und gebrochen und in der Nacht fortzugehen, würde mich tödten. Wir wollen bis morgen früh warten. Du kannst dir's hier für die Nacht bequem machen. Platz ist ja genug in diesem Zimmer. Aber wer schafft mir dies hier fort?"

Damit zeigte sie auf das wüste Durcheinander von Mobiliar und Geräth, mit welchem das ganze Zimmer angefüllt war. Ich mußte lächeln. Die Matrone, welche nach ihrer Erklärung den Tod verachtete und keine Freude am Dasein hatte, verrieth plötzlich ein sehr lebhaftes Interesse für ihr altes Gerümpel, welches sie wohl deshalb hier zusammengehäuft hatte, um ihr Auge daran zu weiden und es sicherer überwachen zu können. Vielleicht enthielt auch jene buntbemalte, fest verschlossene Lade noch manches Werthvolle.

Ich machte der Alten begreiflich, daß ich ihr leider keine Dienstleute zur Verfügung stellen könne, rieth ihr, das wirkliche Werthvolle und leicht Transportable in einem Bündel zusammenzupacken, um es den Schultern ihres rüstigen Genossen aufzuladen, und fügte zu ihrem Troste die Erwartung hinzu, daß nach Beendigung des Krieges für die den friedlichen Bürgern zugefügten Verluste von den Siegern Ersatz geleistet werden würde. Hiemit verließ ich, nachdem ich dem wackeren Louis die Hand geschüttelt und ihm eingeschärft hatte, auf möglichst frühen Aufbruch am nächsten Morgen bedacht zu sein, das Zimmer, dessen Thür sofort hinter mir fest verschlossen wurde.

In der folgenden Nacht glaubten wir in dem feindlichen Lager eine ungewöhnliche Aufregung wahrzunehmen. Schon die laute Kriegsmusik, mit welcher die Franzosen die hereinbrechende Nacht zu begrüßen pflegten, klang uns heute noch wilder und phantastischer als gewöhnlich. Dazu stiegen häufige Raketen drüben auf; wir verstanden ihre geheimnißvolle Flammenschrift nicht, aber wir lasen aus ihr soviel heraus, daß sich uns gegenüber etwas vorbereitete. Auch stießen unsere Patrouillen wiederholt auf feindliche Patrouillen und fanden diese auffallend hitzig und unternehmend. Solche Anzeichen erschienen uns wie Dampfwolken, die einem Vulkan entsteigen, sichere Vorboten eines baldigen Ausbruches. Doch verging die Nacht ohne Störung.

Am nächsten Morgen bedeckte ein dichter, schwerer Nebel die Flur, welcher sich gegen die heftigen Angriffe der klar am Himmel stehenden Sonne einige Zeit standhaft behauptete. Aber ihre Strahlen trafen ihn gleich schneidigen Waffen doch zu heftig. Er bäumte sich wohl drohend gegen dieselbe auf, aber dann krümmte er sich wie ein Wurm und versankt verzweifelnd in dem Boden, dem er entstiegen war, während die Himmelskönigin das eroberte Feld triumphierend mit ihrem rosigen Lichte erfüllte.

Aber der geräuschlose Kampf zwischen Sonne und Nebel sollte nur das Vorspiel eines anderen

Kampfes gewesen sein, welcher sich jetzt, freilich weniger geräuschlos, abspielte. Mit lautem, wiederholtem Hurraruf begannen die Franzosen in dichten Scharen, welcher der Nebel bisher unserem Blicke verhüllt hatte, gegen unsere Stellungen vorzustürmen. Für uns war das keine Ueberraschung; zu ihrem Empfange war diesseits alles vorbereitet. Wir ließen sie ruhig halbwegs herankommen und sandten ihnen dann eine so wohlgezielte Salve entgegen, daß sie in ihrem Anlaufe plötzlich innehielten und sich in einen Graben warfen, um uns von dort aus mit einem Hagel von Kugeln zu überschütten, der uns jedoch in unserer wohlgedeckten Stellung fast gar keinen Schaden zufügte.

Glücklicher war ihr Angriff auf unsere linke Nebenfeldwache gewesen. Diese, in einem kleinen, ungenügend gesicherten Gehölze gelegen, sah sich nach kurzer, tapferer Gegenwehr gegen weit überlegene Truppenmassen zum Rückzuge genöthigt, und nun begann für uns die Gefahr der Ueberflügelung in immer bedenklichere Nähe zu rücken, während auch der Feind vor unserer Front sich mehr und mehr verstärkte. Da mußte denn der Befehl zum Rückzuge gegeben werden. Während unser Häuflein, immer fechtend und jede Deckung benutzend, sich langsam aus dem Dorfe heraus entwickelte, wandte ich mich, von einem Unteroffizier begleitet, zu der hinter dem Dorfe aufgepflanzten Fanalstande, um dieselbe der Instruktion zufolge, unmittelbar nachdem das Dorf vollständig von meinen Leuten verlassen sein würde, in Brand zu stecken, als Wilhelm hinter mir hergelaufen kam und mir zurief, er glaube, Louis und seine Großmutter seien noch im Dorfe. Ich hatte bisher gar keine Zeit gehabt, dieser beiden Personen zu gedenken, welche ich übrigens, meiner Weisung entsprechend, längst in sicherer Ferne von dem Dorfe wähnte.

„So lauf', was du kannst, und überzeuge dich selbst," rief ich dem guten Jungen zu. „Sind sie noch da, so jage sie augenblicklich fort; sonst sind sie verloren!"

Das Haus der alten Frau lag in einer von der Hauptstraße im rechten Winkel abspringenden Häuserreihe und war mit seiner uns zugekehrten Front zwischen den das Dorf umsäumenden Bäumen von unserer Stellung aus deutlich zu erkennen. Auf dieses Haus jagte Wilhelm zu wie ein gehetztes Wild über das freie Feld, welches zum Theil schon von den Kugeln des allmählich von links her immer näher rückenden Feindes bestrichen wurde.

Inzwischen begann unsere Lage für den Augenblick bedenklicher zu werden, obgleich wir durch das nächste Repli eine geringe Verstärkung erhalten hatten und in unserem Rücken, freilich noch weit entfernt, die Reserven sichtbar wurden. Ich blickte, wenn auch die Vorgänge bei den Feinden meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, unruhig nach dem Hause hinüber, in welchem Wilhelm eben verschwunden war. Jetzt kam er aus demselben wieder heraus, aber — allein, und sein stereotypes Lächeln war jetzt in dem Ausdruck von Angst und Schrecken untergegangen, als er, in jähem Laufe auf uns zustürzend, mit gellender Stimme ausrief: „Sie können nich 'raus! Det Schloß is verjrackelt! Ein Beil! Ein Beil!

„Ein Beil! Ein Beil!" pflanzte sich der Ruf weiter von Mund zu Mund. Und sofort erhob sich aus dem Schützengraben, welcher inzwischen die meisten der Unserigen aufgenommen hatte, einer der Kämpfer mit einem Schanzbeil in der Hand, lief dem Knaben entgegen und schleuderte ihm wie ein Diskuswerfer die schneidige Waffe zu, um dann sofort seinen Platz wieder einzunehmen. Im Nu hatte der brave Junge das wuchtige Instrument ergriffen, und schon legte er in pfeilgeschwindem Lauf den immer gefährlicher werdenden Weg zum zweitenmal zurück, während seine bunten Frackschößen lustig im Winde hinter ihm herflatterten und seine Waden bearbeiteten.

„Eile, Wilhelm, eile!" rief ich ihm nach. In zwei Minuten muß das Fanal brennen!"

Mein Zuruf war überflüssig; denn dem guten Jungen hatte die Angst um die Eingeschlossenen, und wohl namentlich um denjenigen, gegen welchen er gestern noch eine feindselige Gesinnung zu hegen schien, den Fuß beflügelt. Er leistete in der Eilfertigkeit das Aeußerste. Mir aber wurde bange um die Eingeschlossenen und um den wackeren Knaben selbst. Wenn das Rettungswerk sich verzögerte, so hing ihr Leben nur noch an einem Faden. Die schwere Batterie dort hinten auf der Höhe war nur des verabredeten Zeichens gewärtig, um ihre vernichtenden Geschosse auf die Häuser des Dorfes zu werfen, welches bei seiner verhängnißmäßig geringen Ausdehnung ein sehr begrenztes Ziel abgab, und da ohnehin, wie wir wußten, die Entfernung zwischen Batterie und Dorf sehr genau abgemessen war, so konnte zuversichtlich angenommen werden, daß jeder Schuß von dorther ein sicherer Treffer sein werde.

Die Franzosen hatten in den zuletzt eingenommenen Stellungen eine Weile geruht und begannen jetzt wieder vorzurücken. Noch hielten einige meiner Leute das letzte, vereinzelt liegende Gehöft des Dorfes besetzt; es war die höchste Zeit, sie von dort zurückzurufen, und als dies geschehen war, war damit auch der Augenblick gekommen, das Fanal anzustecken. Und Wilhelm befand sich noch in jenem unheilvollen Hause!

Es war für mich einer jener furchtbaren, im Kriege sich oft genug wiederholenden Augenblicke

gekommen, wo sich die Stimme der Menschlichkeit gegen das Gebot der militärischen Pflicht aufbäumt. Neben mir stand der Unteroffizier mit dem Feuerbrand und sah erwartungsvoll auf mich. Noch zögerte ich, den Befehl zu geben, welcher vielleicht das Todesurtheil für drei unschuldige, in den Bereich des Kampfes nur zufällig gezogene Menschen einschloß. Und unter diesen befand sich einer, der unserem Herzen so nahe stand! Und dieser Brave sollte vielleicht in dem Augenblicke, wo er das mit Selbstaufopferung unternommene Rettungswerk vollendete, einem jähen Tode überliefert werden, während ein nur sekundenlanges Zögern ihn retten konnte. Ich zögerte!

„Das Fanal augenblicklich anstecken!" rief mir der in einiger Entfernung vorbeisprengende Vorpostenkommandeur zu.

„Gott sei ihnen gnädig!" dachte ich und schauderte.

Und schon züngelte die Flamme an der strohbekleideten Stange empor, und fast unmittelbar darauf entlud sich hinter uns die Batterie mit gewaltigem, mir in die tiefste Seele schneidenden Krachen. Die mächtigen Geschosse flogen zischend über unsere Köpfe hinweg und fielen schmetternd auf die Dächer des inzwischen schon stark von Feinden gefüllten Dorfes. Jeder Schuß war ein sicherer Treffer gewesen, aber das Haus, an welchem jetzt unser aller Blicke hingen, war unversehrt geblieben!

Noch immer kein Wilhelm zu sehen! Eine zweite Salve erfolgte mit gleich verheerender Wirkung wie die erste. Das Nachbarhaus war getroffen, aus dem zerschmetterten Dach stieg eine Wolke von Staub und Qualm empor; aber jene Mauern, welche die drei Menschen bargen, waren auch diesesmal verschont geblieben.

„Wo bleibt nur Wilhelm! Er ist verloren!" klang es unruhig und theilnahmvoll aus dem Schützengraben.

„Er ist gerettet! Gott sei Dank! Bravo, Wilhelm!"

Und da war der Brave! Eben trat er aus der Hausthür, und dicht hinter ihm folgten die beiden anderen, durch sein beherztes Eingreifen ihrem gefährlichen Gefängniß Entrissenen. Erst wenige Schritte lagen zwischen ihnen und dem verlassenen Hause, da traf auch dieses das verderbenschwere Geschoß. Wilhelm sah sich ruhig um und nickte befriedigt.

Freilich war das sonderbare Kleeblatt noch keineswegs außer aller Gefahr, denn Kugeln pfiffen auch über den Raum, welchen sie jetzt durchmaßen. Aber Wilhelm, obgleich für seine Person gleichgültig gegen Gefahr, zeigte sich jetzt ängstlich bemüht, seine Schutzbefohlenen möglichst schnell aus dem Schußbereich zu bringen. Er bog von unserer Stellung scharf zur Rechten aus, wo noch die vorliegenden Häuser des Dorfes und demnächst ein kleines Gehölz leidliche Deckung gewährten. Indem er immer mehrere Schritte den beiden anderen vorauslief, schien er auch das Mittel entdeckt zu haben, die hinterher keuchende, gebrechliche, obwohl von ihrem Enkel kräftig unterstützte Alte zu möglichst gesteigerter Marschgeschwindigkeit anzutreiben. Er trug nämlich ein ansehnliches Bündel auf dem Rücken, und der Umstand, daß er dieses Bündel, auf welches die Blicke der Alten starr gerichtet blieben, bisweilen der letzteren mit komischer Pantomine hinhielt, ließ wohl den Schluß zu, daß darin der wesentlichste Inhalt jener buntbemalten Lade eingeschlossen war. So schien denn jenes Bündel eine ähnliche Rolle zu spielen, wie der hingehaltene Leckerbissen, mit welchem jemand ein unfolgsames Thier hinter sich herlockt. Das sah nun allerdings recht drollig aus. Unsere Aufmerksamkeit wurde jedoch durch ernstere Dinge zu sehr in Anspruch genommen, als daß wir dem Abmarsche des sonderbaren Kleeblattes mehr als einen flüchtigen Blick hätten schenken können. Als ich mich nach längerer Zeit wieder nach demselben umsah, fand ich dasselbe außer Schußbereich jenem hinter uns liegenden Dorfe mit seiner schweren Batterie, deren Geschosse eben noch allen dreien Verderben gedroht hatten, schon erheblich näher gerückt.

Als ich Wilhelm mehrere Stunden später, nachdem das Gefecht für uns glücklich beendigt war, wiedersah, lag auf seinem Gesichte wieder sein gewöhnliches ruhiges Lächeln, aber es war jetzt das verklärte Lächeln des Todes. Eine Kugel hatte die junge Heldenbrust mitten im dichtesten Kampfgewühl durchbohrt. Nachdem er die von ihm Geretteten heimgeleitet, war er selbst heimgegangen. Wir konnten ihn nicht besser ehren, als indem wir ihn inmitten mehrerer anderer Gefallenen begruben. Er hatte mit seinen älteren Kameraden an Heldenmuth und Tapferkeit gewetteifert, er war mit ihnen zugleich in den schönen Tod fürs Vaterland gegangen, er hatte es nun auch verdient, wie ein wirklicher Krieger in einem Kriegergrabe zu ruhen. Alle, die ihn kannten, trauerten tief um den Verlust dieses einzigen Knaben. Einzig? Einzig vielleicht in seinen wunderbaren Thaten und Schicksalen, seine Gesinnung stand und steht Gott sei Preis! — nicht einzig in der deutschen Jugend da! (Daheim.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. April. Apstg. 8, 14—25.

Simon der Zauberer.

I. Die Gabe des heiligen Geistes. (V. 15—17). **V. 14:** Samaria: Mit diesem Namen wird hier jedenfalls nicht bloß die Stadt, sondern das Land Samaria bezeichnet. Der Uebergang des Wortes Gottes zu den Samaritern und die gläubige Annahme des Evangeliums von Seiten derselben bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte der Kirche, weil die Samariter, als Mischvolk aus Israeliten und Heiden, von den Juden als Sektirer und Ketzer angesehen waren. Aus diesem Grunde sandten die Apostel Petrum und Johanne, die hervorragendsten aus ihrer Mitte, zu ihnen. Daß Petrus und Johannes von dem Apostel-Collegium gesandt wurden, beweist übrigens, daß auch Petrus sich der Gesammtheit des Apostel-Collegiums unterordnete, wodurch die römische Lehre von dem Primat des Apostels Petrus und somit auch des Pabstes widerlegt wird.

V. 15—17: Die Samariter, welche durch des Philippus Wirksamkeit gläubig geworden waren und sich hatten taufen lassen, hatten nach V. 16 den heiligen Geist noch nicht empfangen. Diesen empfingen sie erst durch die Fürbitte und Handauflegung der Apostel (V. 15. 17).

Die Frage, warum nicht Philippus selbst ihnen den heiligen Geist mittheilte, ist verschieden beantwortet worden. Erstens wurde angenommen, daß der Geistesmittheilung erst ein längerer katechetischer, durch die Apostel zu ertheilender Unterricht habe vorangehen müssen — eine Ansicht, welche durch Apstg. 2 und 10 widerlegt wird; zweitens wurde angenommen, daß die Apostel nur den Taufakt den Diakonen als Vollmacht übertragen hätten, was jedoch jeder biblischen Begründung entbehrt (vgl. Apgst. 9, 17). Drittens wird aus unserer Stelle der richtige Schluß gezogen, daß die Apostel allein faktisch die Gabe besaßen, Anderen den heiligen Geist (durch Gebet und Handauflegung) zu ertheilen, wobei man dann aber nicht an die stille bekehrende Thätigkeit des heiligen Geistes, sondern vielmehr an die schon Kap. 2, 4. 43 u. a. O. erwähnten außerordentlichen Gnadengaben zu denken hat. (Diese also — und nicht der Geist der Kindschaft — waren es, was die Apostel hier den bekehrten Samaritern nachträglich noch ertheilten. Hiermit stimmt dann auch V. 19 sehr gut, wo Simon gerade diese den Aposteln vorbehaltene Gabe: Andern den heiligen Geist zu ertheilen, um Geld von ihnen erkaufen will.

Daß aber die Apostel allein diese Geistesgaben ertheilen konnten, entsprach ihrem Berufe als Gründer der Kirche. Apstg. 9, 17, wo der „Jünger" Ananias dem Saulus die Hände auflegt und dieser schon vor seiner Taufe mit dem heiligen Geiste erfüllt wird, haben wir jedenfalls in erster Linie an den Geist der Kindschaft zu denken. Die außerordentlichen Geistesgaben sind übrigens auch in der apostolischen Kirche nicht allen Gläubigen zu Theil geworden, wenngleich sie damals viel häufiger waren als heute. Die Hauptsache ist jedenfalls, daß wir den Geist der Kindschaft besitzen. Besitzen wir ihn und erfahren seine heiligende und beseligende Wirksamkeit an unseren Herzen, so haben wir alle Ursache dankbar zu sein, wenn wir auch die außerordentlichen Geistesgaben nicht besitzen. „Freuet euch nicht darüber, daß euch die Teufel unterthan sind in meinem Namen, freuet euch vielmehr darüber, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind!" (Luk. 10, 20).

II. Simon der Zauberer. (V. 18—25.) **V. 18. 19:** Als Simon die außerordentlichen Wirkungen der Handauflegung der Apostel sah (nämlich die Aeußerungen der besonderen Geistesgaben, namentlich des Zungenredens), versuchte er, durch Geld sich gleichfalls die Kraft zu erkaufen, Andern diese Gaben mittheilen zu können. Offenbar hatte er dieselben gleich den übrigen Getauften selbst empfangen. Dies geht deutlich daraus hervor, daß er nicht diese Geistesgaben sich erkaufen will, sondern die apostolische Vollmacht, dieselben Anderen zu ertheilen. (Von diesem Vorhaben des Zauberers Simon hat bekanntlich im Mittelalter jeder Kauf und Verkauf geistlicher Würden den Namen „Simonie" erhalten.)

Faßt man die Sünde Simons nur als Irrthumssünde, so bleibt die harte Rede des Petrus unbegreiflich; aber sie war eben nicht bloß Irrthumssünde, sondern Sünde des Herzens, wie ihm Petrus strafend nachweist.

V. 20: Die Worte: Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde, bedeuten nach dem Grundtext so viel wie: „Dein Geld fahre mit dir in's Verderben" oder „gehe mit dir zu Grunde." Der Ausdruck ist weder von der kirchlichen Excommunikation, noch von der ewigen Verdammniß zu verstehen, weil dazu die folgende Bußermahnung nicht passen würde. Die Worte sind vielmehr relativ zu fassen: „Dein Geld verderbe mit dir, falls du dich nicht besserst."

Die Gabe Gottes ist die V. 18 erwähnte Macht, Anderen den heiligen Geist zu ertheilen. Was freie Gnade ist, betrachtete Simon als Quelle der Ehre vor Menschen und des Erwerbes. Diese eigentliche Simonie: dem Beruf zum Dienst am Reiche Gottes (d. i. das kirchliche Amt) als irdische Erwerbsquelle zu begehren, ist noch weit häufiger, als die im Mittelalter sogenannte Simonie, wo man sich Pfründen vom Kaiser erkaufte. „Daß du verdammt werdest" u. s. w. Diese Worte spricht Petrus in heiligem Abscheu vor dem Geiz und der Heuchelei, die sich so schnöde selbst verrathen hatten, und in der Erinnerung an die Mahnung des Herrn: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst sollt ihr's geben." Die „Nachfolger Petri" haben nicht immer so gedacht, gesprochen und gehandelt.

V. 21: Du sollst weder Theil u. s. w. Mit diesen Worten giebt Petrus dem Simon auf seine Bitte (V. 19) einen abschlägigen Bescheid. Simon soll keinen Theil haben „an diesem Worte"

d. h. an der Sache, von welcher die Rede ist, nämlich der apostolischen Vollmacht, die Gaben des heiligen Geistes Andern mitzutheilen. Wer sein Theil und Loos in den Dingen dieser Welt sucht und findet, hat keinen Theil an den geistlichen und ewigen Gütern.

Dein Herz ist nicht rechtschaffen, d. h. aufrichtig. Simon hatte sich zu Christo bekehrt, aber nicht von ganzem Herzen. Das Christenthum war ihm werth geworden, aber nur um seines tiefen Lehrinhalts willen, nicht als Weg zur Seligkeit. Er glaubte, aber sein Glaube ging nicht von einem bußfertigen Herzen aus. Er wollte das Christenthum um eines selbstischen Zweckes willen; sein Ansehen, sein Ich war das Erste, was er suchte, nicht Christus. Darin bestand seine Unaufrichtigkeit. Rückhaltslose Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen den Herrn ist die unerläßliche Bedingung einer echten Bekehrung; wo sie fehlt, kommt es nur zu einer halben Buße, einem halben Glauben — zu einer Scheinbekehrung, deren Heuchelei und innere Haltlosigkeit bei den späteren Glaubensproben nur zu bald offenbar wird.

V. 22: Darum thue Buße. Daß Petrus an Simon die Aufforderung zur Bekehrung richtet, zeigt, daß er ihn noch nicht als hoffnungslos aufgegeben hat. Das ist der Geist der Liebe Christi, die „alles hoffet" und gerne auch den verworfensten Sünder noch gerettet sähe.

Bitte Gott, ob dir vergeben werden möchte. Nicht blos, weil die Bekehrung des Simon ungewiß ist, sondern wegen der Schwere der von ihm begangenen Sünde stellt Petrus die Möglichkeit einer Vergebung als eine ungewisse hin. Dennoch ermuthigt er den Simon, um Vergebung zu bitten. Der Erfolg dieser Aufforderung mußte dann zeigen, ob eine Vergebung noch möglich war oder nicht.

V. 23: Die Sünde war bei Simon Herrin des Willens geworden; daher erfüllte ihn die abschlägige Antwort Petri mit Bitterkeit, und in dieser Stimmung war er so gebunden, daß er die Wahrheit des von Petrus Gesagten nicht anzuerkennen vermochte, ihm vielmehr schlechte Motive (nämlich Mißgunst) in seinem Herzen andichtete, ihn also ungerecht beurtheilte. Diese Gedanken mochten sich in höhnischen Geberden wohl auch äußerlich aussprechen. Daher sagt der Apostel (nach dem Grundtext): „Ich sehe, daß du in eine (wahre) Galle von Bitterkeit und in Verstrikung der Ungerechtigkeit hineingerathen und nun darin befindlich bist." Die bittere Galle des Hasses muß durch bittere Buße, also eine Bitterkeit durch die andere vertrieben werden; dann erst läßt sich die Süßigkeit des Evangeliums schmecken.

V. 24. 25: Ohne Eindruck blieb die Strafrede Petri nicht. Simon's Trotz war durch die Entlarvung wenigstens für den Augenblick gebrochen. Er bat die Apostel um ihre Fürbitte im Gefühl, daß sein Wesen Gott nicht gefallen könne. Aber die Fürbitte Anderer allein thut's nicht; wer Gnade bei Gott finden will, muß selbst beten, und wenn er sich auch noch so unwürdig fühlt, mit dem Zöllner rufen: „Gott sei mir Sünder gnädig!" Daß Simon um die Fürbitte der Apostel nachgesucht habe, um selbst nicht beten zu müssen, steht nicht im Texte. Die Absicht seiner Bitte an die Apostel war, zu verhüten, daß die von Petro angekündigte Drohung eintrete. Ob er sich dann ernstlich bekehrte, oder ob es bloß bei einer augenblicklichen Demüthigung blieb, ist nicht gesagt.

Was Justinus Martyr erzählt, daß nämlich Simon später nach Rom gekommen sei, und sich dort „als Gott" habe verehren lassen, beruht auf Mißdeutung der Inschrift einer Säule, welcher einer sabinischen Gottheit geweiht war. Die späteren kirchlichen Traditionen, welche Simon den Zauberer als Erz-Häretiker schildern, sind vollends unzuverlässig. Wir wissen somit über die spätere Stellung Simons zu Christo nichts Gewisses. Fast scheint es, daß er sich wirklich bekehrte; denn einen abermaligen Abfall zum Bösen würde Lukas kaum verschwiegen haben.

Sonntag, 8. April. Apstg. 8, 26—40.

Philippus und der Kämmerer aus Mohrenland.

I. Das Lesen des Wortes. (V. 26 — 33). **V. 26:** Der Engel des Herrn redete mit Philippo. Wie groß und theuer ist die Bekehrung einer einzigen Seele in Gottes Augen! Um den Kämmerer zum Glauben zu bringen, sendet er einen Engel an Philippus, und dieser muß aus dem volkreichen Samarien auf die wüste Straße eilen, welche von Jerusalem nach Gaza führt, um dort einem bekümmerten Sünder den Weg zu Christo zu zeigen. Gaza, eine der fünf Hauptstädte der Philister, an der Südgrenze Kanaans, eine Stunde vom Mittelländischen Meer gelegen, war schon öfter in den Kriegen zerstört und nachher immer wieder hergestellt werden. Zur Zeit Jesu war die Stadt wieder blühend; die Worte, die da wüste ist, müssen daher auf den Weg bezogen werden. Nur geographisch weist der Engel dem Philippus sein Reiseziel an, ohne ihm zu sagen, was er dort zu thun habe, oder wen er daselbst treffen werde. Das war eine Uebung des Glaubens. Der Missionsberuf ist ja überhaupt vorzugsweise ein Arbeiten im Glauben und Gehorsam.

V. 27: Er stand auf und ging hin ohne zu fragen: warum? Das ist Glaubensgehorsam. Und siehe. Mit diesem Wörtchen versetzt uns Lukas lebhaft auf den Schauplatz der Begebenheit. Philippus sieht den Fremden auf seinem Reisewagen daherfahren, der wahrscheinlich hinter ihm herkam und den Fußgänger einholte. Der Mann war seiner Herkunft nach Aethiopier (Luth.: Mohrenland), d. h. aus dem südlich von Egypten gelegenen Hochlande, welches das heutige Nubien, Cordofan und Abessinien umfaßt, und dessen Mittelpunkt die Insel Meroë war, wo nach den Briefen des Plinius viele Jahre lang Fürstinnen regierten, die den Namen Kandace führten. Kandace scheint demnach nicht Eigenname, sondern Amtsname zu sein, wie Pharao. Lukas bezeichnet den Reisenden als einen „Eunuchen" (Verschnittenen). Da dergleichen Leute an den orientalischen Höfen gewöhnlich zu Hofdiensten verwandt wurden, hat der Ausdruck „Eunuch" häu-

fig die allgemeine Bedeutung: Hofbeamter. Ein hoher Beamter und reicher Machthaber war der Kämmerer jedenfalls. Da er nach Jerusalem gekommen war, um dort anzubeten, dürfen wir annehmen, daß er ein Proselyt in weiteren Sinn, ein Proselyt des Thors, gewesen. Seiner Abstammung nach haben wir ihn aber jedenfalls nicht als — in Aethiopien geborenen — Juden, sondern als echten Aethiopier, somit als Neger zu denken.

V. 28: Auf seinem Reisewagen sitzend, las der Mann den Propheten Jesajas und zwar wahrscheinlich in der griechischen Uebersetzung der Septuaginta (LXX). Als hoher Beamter einer mächtigen Königin war er des Griechischen ohne Zweifel mächtig.

Das Wort Gottes ist die beste Reiselektüre, nicht blos auf der wüsten Straße von Jerusalem nach Gaza, sondern überhaupt auf dem Wege durch die Zeit zur Ewigkeit: a. Man vergißt dabei die Beschwerden des Weges; b. man blickt nicht neben sich auf verbotene Pfade; c. man knüpft dadurch gesegnete Reisegesellschaften an; d. man kommt dabei vorwärts auf der rechten Straße zum seligen Ziel.

An dem Kämmerer zeigt sich der Segen der Treue im Kleinen. Daß er seine geringe Erkenntniß von dem Gotte Israels so wohl anwendet, um erstlich zum Anbeten den weiten Weg nach Jerusalem zu ziehen und zweitens auf der Reise seine Zeit zum Lesen des Wortes Gottes so treulich auszukaufen, lohnte ihm Gott damit, daß er ihm den Philippus sandte, der ihm den Weg des Heils zeigen mußte.

V. 29 und 30: Auf Antrieb des heiligen Geistes näherte sich Philippus dem Wagen des Kämmerers und hörte, daß derselbe in dem Propheten Jesajas las. Ohne Entschuldigung und mit freudiger Kühnheit dringt Philippus in den Herzenszustand des Mannes ein, den ihm Gott in den Weg geführt. Arme Erweckte sind blöd und schüchtern, und es hält schwer, daß eine solche Seele sich von selbst bei einem Lehrer melden sollte. Darum muß man ihnen nachgehen und Gott um Weisheit bitten, einen rechten Eingang in ihr Herz zu finden.

Verstehst du auch, was du liesest? Diese Frage des Philippus ist wichtig für uns alle. 1. Sie setzt voraus, daß wir die Bibel lesen. Ist diese Voraussetzung richtig, oder beschämt uns dieser halbe Heide? 2. Sie deckt uns auf unsere natürliche Blindheit. Denn wie oft bleibt uns der tiefe Sinn dessen, was wir lesen, verschlossen? 3. Sie treibt uns, den rechten Ausleger zu suchen, den Geist des Herrn, der auch aus Philippus redete.

V. 31: Der Kämmerer, welcher aus der Frage des Philippus das Vertrauen geschöpft hat, daß dieser nicht nur das rechte Verständniß der Schrift besitze, sondern auch geneigt sei, ihm als Führer zu dienen, erwidert mit ehrenwerther Offenheit, er könne freilich den Propheten nicht verstehen, wenn ihm Niemand Anleitung dazu gebe, ersucht aber zugleich den Philippus bei ihm Platz zu nehmen, was dieser auf der Stelle that.

V. 32 und 33: Die Stelle, welche der Kämmerer gelesen hatte, war Jes. 53, 7 u.s.w. Er ist wie ein Schaf zur Schlachtbank geführet u.s.w. Gottes Finger war's, der gerade auf diese Stelle deutete; denn die Summe der ganzen christlichen Wahrheit ist Christus, der Erniedrigte und Erhöhte (Phil. 2, 5—7). Hierin liegt für alle Lehrer die Erinnerung, die Seelen hauptsächlich in die Erkenntniß Christi des Gekreuzigten und Auferstandenen einzuführen. Dies wirkt in der Regel mehr als alle Moralpredigten. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!" Dies war die Botschaft, mit welcher einst auch die Väter des Methodismus die Massen des Volkes bewegten.

Der Sinn von V. 33: In seiner Niedrigkeit ist sein Gericht erhaben u.s.w. ist folgender: In seiner tiefsten Erniedrigung ward das Strafgericht, das Gott über ihn statt über uns ergehen ließ, von Gott aufgehoben, worauf seine Erhöhung anfing. Diese besteht darin, daß sein sichtbares Leben von der Erde weggenommen ist, und er dafür ewiges Leben empfangen hat und die Macht, auch uns lebendig zu machen.

II. Die Aufnahme des Wortes. V. 34—38.

V. 34 und 35. Der Knecht Gottes, der geduldig leidende und herrlich gerechtfertigte, wie ihn Jesajas 53 schildert, stand vor dem Auge des frommen Pilgers. Aber wer das sei, ob der Prophet selbst oder irgend Jemand sonst, das wollte er gerne wissen. Da war denn dem Philippus die beste Gelegenheit gegeben, dem wahrheitsuchenden, heilsverlangenden Manne Christum zu verkündigen, den Sündenheiland, der durch seinen Tod der Welt das Leben giebt. Und sein Wort fiel auf keinen unfruchtbaren Boden. Der Kämmerer glaubte und fand in diesem Glauben Ruhe für seine Seele.

V. 36: Es versteht sich von selbst, daß Philippus sich in seinem Gespräch mit dem Kämmerer nicht auf die Auslegung der vorliegenden Prophetenstelle beschränkte, sondern bald auf das Evangelium von Christo überging, wobei er ihm namentlich auch den Weg zum Heil durch Sinnesänderung und Taufe auf Christum (2, 38) gezeigt haben wird. Hieraus erklärt sich die Bitte des Kämmerers ganz natürlich. Da ist Wasser. Es mußte sich alles so schicken, wie es zur Gewinnung des Kämmerers und zur raschen Vollendung des Gnadenwerkes in ihm nöthig war.

V. 37: Glaubst du von ganzem Herzen. Der Vorgang mit dem heuchlerischen Simon mochte den Philippus vorsichtiger machen, und ihn veranlassen, aufs Bestimmteste auf ein ganzes Herz beim Glauben zu dringen. Da er aber sah, daß der wahre Glaube, wenn auch nicht vollständig entwickelt, so doch dem Keime nach vorhanden war, so versagte er nicht das Sakrament. Der Glaube, welchem die Buße oder die Lossagung von der Sünde vorangeht, ist die unerläßliche Bedingung, wie der Taufe, so der Aufnahme in das Reich Christi überhaupt. Der rechte Glaube ist— aber nicht eine bloße Zustimmung, ein bloßes Fürwahrhalten der Lehren des Christenthums, sondern eine persönliche rückhaltslose Selbsthingabe an Christum, welche eine völlige Unterordnung des eigenen Willens unter den Willen Christi in sich schließt. Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist. Das Glaubensbekenntniß gehört zur Taufe nach uraltem Gebrauch der Kirche. Von unmündigen Kindern freilich kann ein solches nicht gefordert werden; und dennoch wehrt die Kirche ihnen die Taufe nicht, weil Christus selbst ihnen das Himmelreich und damit auch das Zeichen des Eintritts in's Himmelreich, die Taufe, zuspricht.

V. 38: Sie stiegen hinab. Wahrscheinlich wurde die Taufe in diesem Falle durch Untertauchen vollzogen; doch ließe es sich immerhin auch denken, daß Philippus den Kämmerer, im Wasser stehend, besprengte. Die äußere Form der Taufe ist gewiß von untergeordneter Bedeutung, sonst hätte uns der Herr in seinem Worte bestimmtere Anweisung hierüber gegeben.

III. Das Glück des Erlösten. V. 39 und 40.

V. 39. Da sie heraufstiegen, verschwand Philippus plötzlich, so daß der Kämmerer ihn nicht mehr zu Gesicht bekam. Philippus wurde nach Asdod entrückt und kam dort erst wieder zum Vorschein. Asdod, nordwestlich von Gaza gelegen, war gleichfalls eine der fünf Hauptstädte der Philister. Die wunderbar rasche Entrückung des Philippus wurde vom Geiste Gottes gewirkt, der ihn, wie damals den Elias (2 Kön. 18, 12; 2, 16), mit übernatürlicher Macht hinwegriß und entführte.

Der Kämmerer aber setzte seine Reise auf der Straße nach Gaza fort, und zwar voll Freudigkeit. Er hatte Christum gefunden und in ihm die Vergebung seiner Sünden. Wo aber Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Doch lag der Grund der Freudigkeit des Mannes nicht allein in dem Heil, das ihm zu Theil geworden war, sondern auch in der plötzlichen Entrückung des Evangelisten, welche ihm zur besonderen Glaubensstärkung diente. Denn es war ihm nun, als wäre ihm ein Engel vom Himmel zum Reisegesellschafter zugeschickt worden und nun wieder verschwunden. Und so war es ja auch in der That; denn was anders war für ihn Philippus als ein Friedensengel, den ihm Gott gesandt?

V. 40: Von Asdod an der Grenze des Philisterlandes durchzog nun Philippus die ganze Küste Palästinas bis nordwärts zum Karmel, wo Cäsarea lag, und predigte in allen Städten das Evangelium. Cäsarea ist hier (im Unterschied von Cäsarea Philippi an den Jordanquellen) die bekannte am Mittelmeere gelegene Stadt, welche der Sitz der jüdischen Prokuratoren (Landpfleger) war. Sie war von Herodes dem Großen erbaut und dem Augustus zu Ehren Cäsarea, d. h. Kaiserstadt, genannt worden. In dieser Stadt blieb Philippus, und nach fast dreißig Jahren finden wir ihn, Apstg. 21, 8, wieder daselbst mit seinen Töchtern.

Sonntag, den 15. April. Apostelgesch. 9, 1—18.

Sauli Bekehrung.

I. Saul der Verfolger (V. 1. 2). Der Anfang der Erzählung von Pauli Bekehrung weist deutlich auf Kap. 8, 1. 3. zurück. Saulus wüthete („athmete Drohungen und Mord") so sehr gegen die Christen, daß er sich nicht mit der Verfolgung in Jerusalem (vgl. Kap. 26, 10) begnügte, sondern auch die auswärtigen Gläubigen zu vernichten strebte. Damaskus, die alte Hauptstadt von Syrien, etwa 140 englische Meilen nordöstlich von Jerusalem gelegen, war durch Gewerbe und Handel, sowie durch seine paradiesische Lage weit und breit berühmt. Im Jahre 64 vor Christi war es durch Pompejus dem römischen Reiche unterworfen und zu der Provinz Syrien geschlagen worden. Schon seit der Herrschaft der Seleuciden hatte Damaskus eine zahlreiche jüdische Einwohnerschaft. Diese Stadt faßte Saulus in's Auge, vielleicht weil er von einer größeren Zahl Christen hörte, die sich dort aufhielten, oder weil er selbst Verbindungen dort hatte.

V. 2: Um die Christen in Damaskus festnehmen und gebunden nach Jerusalem abführen zu können, wo sie vor Gericht gestellt werden sollten — erbittet er sich vom Hohenpriester Empfehlungs- und Vollmachtsbriefe an die Synagoge in Damaskus. Der damalige Hohepriester war wahrscheinlich Theophilus. Die ausländischen Juden erkannten die Autorität des Hohenpriesters in Jerusalem und des Synedriums, dessen Vorsitzer er war, freiwillig als höchsten Gerichtshof in religiösen Dingen an, und da Damaskus damals (vgl. 2 Kor. 11, 32) unter einem den Juden sehr geneigten Fürsten, dem Aretas, stand, konnte der Hohepriester leicht die Abführung der Christen aus dieser Stadt nach Jerusalem durchsetzen.

Saulus war ein strenger Pharisäer, im Gesetz unsträflich, aber eben darum verfolgte er mit Erbitterung die vermeinten Gesetzesverräther. Er glaubte Gott damit einen Dienst zu erweisen. Aber je höher der Fanatismus sich steigert, desto mächtiger wird das Fleisch und der Mensch wird zum blutdürstigen, mordschnaubenden Thiere. So ging's bei Saulus. Aber die Gnade ließ den verblendeten Verfolger nicht aus den Augen. Gerade jetzt, da es auf's Aeußerste mit mit ihm gekommen war, griff sie ein, ihn zu retten. Darum ist Saulus ein glänzendes Beispiel der auch den verzweifeltsten Sünder suchenden und rettenden Sünderliebe Gottes.

II. Seine Bekehrung (V. 3—9). **V. 3. 4:** Erst in der Nähe von Damaskus wird Saulus aufgehalten und erweckt. Die Gefahr für die Christen in Damaskus war dringend, der Feind war vor den Thoren, aber wo die Noth am größten ist Gott am nächsten. Am hellen Mittag (22, 6) umleuchtete den Saulus plötzlich ein Licht, heller als der Glanz der Sonne. Der Verfolger stürzte überwältigt zur Erde nieder, denn das Licht war ein Licht vom Himmel, ein Lichtglanz, wie er Gott umgibt, und in diesem Lichtglanz erschien ihm der Herr, wie aus Kap. 9, 17. 27 und 1 Kor. 15, 8; 9, 1 deutlich hervorgeht. Es war nicht ein Traum, nicht ein bloß innerer Seelenvorgang, sondern eine wirkliche Erscheinung des Auferstandenen. — Ein doppeltes Licht strahlt auch heute noch bei der Bekehrung eines Sünders vom Himmel in's Herz: 1) Der erschreckende Strahl des göttlichen Gesetzes; 2) der tröstliche Strahl der evangelischen Gnade.

Saul! Saul! Der wiederholte eindringliche Namensruf vom Herrn mahnt den Saulus 1) an seines Herzens Verkehrtheit und 2) an des Herrn Gnadenabsicht mit ihm. Saul heißt ja „der von Gott Erbetene." Als einen von Gott Erbetenen, als sein Eigenthum reklamirt hier Jesus den wüthenden Verfolger seiner Gemeinde. Was verfolgst du mich? Was? d. h. warum? als wollte der Herr sagen: Was habe ich dir gethan? womit habe ich dich beleidigt, daß du mich in meinen Gliedern so durstiglich verfolgst? Wie erschrecklich müssen Saul diese Worte geklungen haben? Er hatte für sein Thun wohl Lob und Beifall vom Himmel erwartet, — und siehe sein Wirken wird verflucht, sein Eifer für Gott eine Verfolgung des gesalbten Gottes und somit Gottes selbst genannt.

V. 5: Wer bist du, Herr? Diese Frage zeigt, daß Saulus den Herrn nicht sofort erkannt hat, wiewohl eine Ahnung, wer der Erhabene sei, gleich mit dem Zuruf sein Gewissen durchzuckt haben wird. Wer bist du?

Saulus will den Herrn kennen lernen, der ihm so plötzlich in den Weg trat. Er widerstrebt nicht, sondern fragt nach Gott. Viele stehen auf derselben Stufe des inneren Lebens. Sie tragen einen Stachel in sich, den sie nicht los werden können. Sie ahnen, daß sie nur in Christo Heil finden können, aber sie fühlen sich von ihm noch geschieden. O, fragt auch ihr: Herr, wer bist du? Fragt im Gebet, sucht in der Schrift, und der Herr wird sich euch offenbaren.

Ich bin Jesus, den du verfolgt. Ein schreckliches Licht ging damit dem Saulus auf: Erstens über den Herrn Jesum, a) daß er lebe als der gen Himmel Erlöste; zweitens über sich selbst, a) daß er in sündlicher Verblendung wider Gott gestritten, b) daß er eben darum nicht nur vergeblich gearbeitet, sondern auch Gottes Mißfallen auf sich herabgezogen habe.

Ich bin Jesus. Was dieser Jesusname dem bekehrten Saulus gewesen, davon schmecken wir etwas, wenn auch wir eine Stunde gehabt haben, wo uns zum ersten Mal solch ein: „Ich bin Jesus!" so durchs Herz ging, daß wir unsere Sünde in ihrer schauerlichen Größe, aber auch die Gnade in ihrer über das größte Sündenverderben triumphirenden Allmacht kennen gelernt haben.

Es wird dir schwer werden wider den Stachel (d. h. den mit scharfem Stachel versehenen Stecken des Treibers) zu löcken oder auszuschlagen. Der Sinn dieser Worte ist offenbar: Es wird dir schwer werden mir zu widerstehen. Man hat gefragt, ob dieses Wort nicht darauf hinweise, daß Saulus wirklich gezwungen war, dem Rufe des Herrn zu folgen. Die Antwort auf diese Frage giebt der Apostel selbst (26, 19), wo er vor dem König Agrippa die Geschichte seiner Bekehrung erzählt, und dabei bemerkt, daß er der himmlischen Erscheinung nicht ungehorsam gewesen sei, womit offenbar die Freiheit seines Willens vorausgesetzt ist. So unumschränkt auch die Gnade wirkt, so wirkt sie doch nur auf eine freie Persönlichkeit, welche ebensowohl vermag die Gnade anzunehmen, als sie von sich zu stoßen.

V. 6: Er sprach mit Zittern und Zagen. Saulus ist überwunden; aus dem brüllenden Löwen ist ein geduldiges Lamm geworden. Saulus wird nun „Paulus," d. h. „klein," und muß bekennen: „Du bist mir zu starkgewesen und hast gewonnen," Jer. 20, 7. Das Zittern und Zagen ist das Zeichen bußfertiger Zerknirschung. Aber bereits wird auch schon der Glaube in Saulus geboren, denn er nennt den von ihm verfolgten Jesum seinen „Herrn," dessen Wille fortan sein Leben beherrschen soll. Herr, was willst du u. s. w. Zu dieser Frage muß es bei jedem Menschen kommen, wenn er nicht auf ewig verloren gehen will. Daß wir unseren Willen bedingungslos dem Willen Christi unterwerfen, das ist das Kennzeichen einer wahren Bekehrung.

Stehe auf und gehe in die Stadt. Das Alte ist vergangen. Jesus spricht jetzt als Herr zu Saulus und dieser folgt ihm willig, als wäre er schon seit Jahren sein Diener gewesen.

V. 7: Kap. 22, 9 erzählt Paulus selbst, scheinbar im Widerspruch mit unserer Stelle: „Sie sahen das Licht und erschraken, die Stimme aber des, der mit mir redete, hörten sie nicht." Dies ist so zu verstehen: sie sahen das Licht, aber keine Person, hörten den Laut, verstanden aber keine Worte.

V. 8 und 9: Die vorübergehende Blindheit des Saulus sollte ihn von der Außenwelt abschließen, damit er ganz allein wäre mit sich und seinem Gott. Paulus selbst enthielt sich drei Tage lang aller Nahrung. In diesen drei Tagen kämpfte er den Gebetskampf, den Jakob einst an der Furth des Jabbok gekämpft hatte (V. 11). Führten ihn nach Damaskus. So hatte er sich seinen Einzug nicht gedacht. Gebunden wollte er die Christen aus Damaskus führen, nun führt ihn der Herr selbst als einen Gebundenen in die Stadt.

III. Seine Bekehrung (V. 10—18). **V. 10:** Saulus schien in den drei Tagen seiner Blindheit ganz verlassen, war es aber nicht. Der treue Hirte versäumt das wiedergefundene Schaf keinen Augenblick, sondern hat schon das Werk zu seiner Aufrichtung bereit. Ananias war kein berühmter Lehrer, sondern ein einfacher Jünger. Der gelehrte Pharisäer sollte einen ungelehrten Christen zum Lehrer bekommen. Wäre Petrus oder ein anderer großer Apostel zu ihm gesandt worden, so hätte Saulus dadurch einerseits stolz, andererseits von menschlichem Ansehen abhängig werden können.

V. 11: Gehe hin in die Gasse, die da heißet die Gerade (Luther: die Richtige). Gott kennt alle Gassen und weiß, wer darin wohnt und was darin vorgeht. Siehe er betet. Damit giebt der Herr den Grund an, warum er den Ananias sende. „Er betet," also ist er kein Lästerer Jesu und kein Verfolger der Christen mehr, sondern hat das Schwert weggeworfen und die wehrlosen Hände in Frieden gefaltet. Der Herr blickt mit Liebe herab auf das zerbrochene Herz, das im Gebete vor ihm liegt; darum soll auch die Gemeinde denjenigen nicht mehr als einen Verlorenen meiden, von dem es einmal heißt: Siehe er betet! sondern ihn vielmehr mit herzlichem Erbarmen aufnehmen.

V. 12: Wie wunderbar ist das Ineinandergreifen der göttlichen Gnadenwirkungen! Hier zeigt der Herr dem Ananias den betenden Paulus und diesem wiederum den hülfreich sich nahenden Ananias, im Gesichte. Solche außerordentlichen Offenbarungen wurden dem Saulus zu Theil um seines zukünftigen apostolischen Berufes willen, damit er sagen könnte: „Ich habe es von dem Herrn empfangen"

V. 13—16: In dem Einwand des Ananias und dessen Beseitigung durch den Herrn spricht sich die kindliche Stellung der gläubigen Seele zu ihrem Erlöser in rührender Weise aus; Ananias spricht mit dem Herrn, wie ein Mann mit seinem Freunde. V. 15. Dieser ist mir u. s. w. Saulus ist zum Apostel der Heiden berufen. Wie die übrigen Apostel, so ist auch Paulus von Jesu unmittelbar erwählt, berufen und ins Amt gesetzt worden; nur berief der Erlöser jene im Stande der Erniedrigung, diesen aber im Stande der Erhöhung.

V. 17: Die Ansprache des Ananias ist ein Muster pastoraler Weisheit. Lieber Bruder—sanftmüthige Liebe —, der Herr hat mich gesandt — ein Fingerzeig nach oben, von wo dem reuigen Sünder die Hülfe kommen muß —, der dir erschienen ist — eine ermuthigende Mahnung an den bereits gemachten Anfang des Gnadenwerks — auf dem Wege u. s. w. — eine schonende Erinnerung an den alten Sündenweg —, daß du wiedersehend und mit dem heiligen Geiste erfüllet werdest — eine tröstliche Hinweisung auf das herrliche Ziel der Gnadenarbeit Gottes.

V. 18: Die Wiedererlangung des Gesichts war Vorbote und Pfand der Geistestaufe, welche Saulus wahrscheinlich durch Vermittelung der Wassertaufe empfangen sollte. Die letztere fand vermuthlich in einem der Flüsse, Amana oder Pharphar, statt, welche Naeman seiner Zeit so hoch gerühmt hatte. Nach der Taufe nahm Saulus wieder Speise zu sich. Die Zeit der Traurigkeit und des Bußkampfes war nun vorüber. Christus war in seinem Herzen eingekehrt und mit ihm Vergebung der Sünden und ein neues seliges Glaubensleben.

Sonntag, den 22. April. Apstg. 9, 19—30.

Saulus verkündigt Christum.

Die vorliegende Lektion umfaßt einen Zeitraum von drei Jahren, von dem Jahre 37, in welchem Saulus bekehrt wurde, bis zu dem Jahre 40, in welchem er das erste Mal wieder nach Jerusalem kam. Ein großer Theil dieser Zeit kommt jedoch nach Gal. 1, 15—17 auf einen Aufenthalt Pauli in Arabien, welchen Lukas gänzlich unerwähnt läßt.

I. Sauli Kühnheit. (V. 19—22.) **V. 19—20.** Sogleich nach seiner Bekehrung trat Paulus in den Synagogen von Damaskus auf und predigte Christum, daß er der Sohn Gottes sei. Er verkündigte also die Messianität Jesu, aber in der höheren Bedeutung, wie das Christenthum den Messias kennen lehrt, und wie er ihn selbst in seiner Bekehrung kennen gelernt hatte. Was ihn dazu trieb, war einerseits die Liebe zu seinen verblendeten Stammesgenossen, die in ihrer Thorheit den erschienenen Messias verwarfen und das Heil von sich stießen, welches ihnen so nahe war, andererseits die Liebe zum Heiland, der sich seiner so gnädiglich erbarmt hatte. Es hieß nun bei ihm: „Ich glaube, darum rede ich." So ist's heute noch bei neubekehrten Seelen. Sie könnens nicht für sich behalten, was der Herr Großes an ihnen gethan hat. Die Liebe drängt sie, es Andern mitzutheilen, damit auch diese durch Christum gerettet werden möchten.

V. 21: Sie entsetzten sich — nehmlich die ungläubigen Juden — und sprachen: Ist dieser u.s.w. Der Verfolger der jungen Christengemeinde war plötzlich in einen demüthigen Jünger Jesu umgewandelt worden; der Mann, der nach Damaskus gekommen war, um die Christen gefesselt nach Jerusalem zu schleppen, trat nun kühn und erschrocken auf und verkündigte in den Synagogen der Juden, daß Jesus der Messias und der Sohn Gottes sei. Das war's, worüber die Juden sich entsetzten, wörtlich in Erstaunen geriethen. Auch heute noch entsetzt sich die Welt, wenn ein offener Feind Christi, oder auch ein tief gesunkener Sünder durch die Macht der Gnade Gottes bekehrt und in einen Zeugen seiner rettenden Liebe umgewandelt wird.

V. 22: Saulus ward je mehr kräftiger. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Die beste Widerlegung derer, die an dem Ernst unserer Bekehrung zweifeln, ist das Wachsthum im neuen Leben. Wahrscheinlich ist V. 22 die Stelle in dem Berichte des Lukas, wo der Gal. 1, 18 erwähnte Aufenthalt Pauli in Arabien einzuschalten ist. Die stille Zurückgezogenheit in Arabien diente dem Apostel zur Vorbereitung auf seinen erhabenen Beruf; dort empfing er die volle Ausrüstung mit den mancherlei Geistesgaben, welche ihn zu seiner weltbewegenden apostolischen Wirksamkeit befähigten. Sein erstes Zeugniß von Christo (V. 20), war nur der Herzenserguß eines begnadigten Gotteskindes, das, von feuriger Liebe gedrungen, auch Andern verkünden muß, was Christus ihm geworden. Die eigentlich apostolische Thätigkeit begann erst nach seiner Rückkehr aus Arabien (V. 22).

Er trieb die Juden ein, d. h. er brachte sie in Verwirrung durch den Nachweis aus dem Alten Testament, daß Jesus der Messias sei. Er streitet jetzt nicht mehr mit fleischlichen, sondern mit geistlichen Waffen, mit dem Worte Gottes, über welches ihm der Geist Christi das rechte Licht gegeben. Dadurch brachte er die Juden in Verwirrung und Verlegenheit, weil sie seine Beweisführung nicht zu widerlegen vermochten und doch den Schlußsatz nicht zugeben wollten. Um die Widersacher des Christenthums mit Erfolg zu widerlegen, bedarf es mehr als bloß natürlichen Scharfsinn und Gelehrsamkeit; es bedarf der Erfahrung vom Heil in Christo, daß man mit Paulus sagen kann: „Jesus lebt in mir."

II. Die Nachstellungen der Juden. (V. 23—25.) **V. 23:** Anfangs erweckte das Zeugniß des Apostels nur Staunen und Verwunderung (V. 21), bald aber ging das Staunen in Erbitterung und Feindschaft über, zumal man, durch seine Beweisführung aus dem Alten Testament in die Enge getrieben, sich beschämt fühlte. So ist das natürliche Menschenherz. Erst hört es auf die Stimme der Wahrheit aus Neugierde; aber es sucht dieselbe durch Scherz und Leichtsinn oder durch allerlei Verstandesgründe zu entkräften. Gelingt es nicht mehr; dringt sie mit unwiderstehlicher, richtender Gewalt in's Herz hinein, dann wandelt sich die Neugierde in Erbitterung und Haß. Und wer diesen Hasse Raum giebt, der stößt die Wahrheit und mit ihr das Heil von sich und versinkt um so tiefer in die Knechtschaft der Sünde.

V. 24: Es ward Saulo kundgethan. Saulus war ehedem in dem bösen Rathe der Juden gewesen, die Jünger Jesu zu tödten. Jetzt erfährt er, gewiß zu seiner recht seligen Beschämung, daß die Juden ihm selbst nach dem Leben trachten. Er durfte Anderes nicht erwarten. Hatte ihm doch der Herr bestimmt vorausverkündigt, daß er werde viel leiden müssen, um seines Namen willen. Auch wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Welt uns haßt und verfolgt, denn der Jünger ist nicht größer als der Meister (Joh. 15, 20).

Sie hüteten aber. Aus 2 Kor. 11, 32 ergiebt sich, daß die Bewachung der Thore durch den Landpfleger des Königs Aretas geschah. Letzterer war den Juden geneigt und mit dem Hohenpriester Theophilus befreundet, woraus es sich leicht erklärt, daß sein Statthalter in Damaskus den Juden die zur Bewachung der Thore nöthigen Soldaten zur Verfügung stellte. Die Feinde wachen Tag und Nacht, um den Apostel zu fangen; aber der Hüter Israels schläft und schlummert auch nicht und wacht noch besser über das Leben seines Knechtes. König Aretas hat seine Schergen den Feinden Christi zur Verfügung gestellt, aber der König aller Könige hat seinen Engeln befohlen, über seinen Auserwählten zu wachen, daß ihm kein Haar gekrümmt werde (vrgl. Jes. 8, 10). Wenn Gott will, kann er die Seinen vor den Nachstellungen ihrer Feinde wohl bewahren. Man denke nur an die drei Männer im feurigen Ofen, an Daniel im Löwengraben. Und wenn er nicht will, dann muß der Tod seiner Heiligen zur Verherrlichung seines Namens und zum Heil der Welt gereichen. Das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche.

V. 25: Sie ließen ihn in einem Korbe hinab. Saulus, an dem der Herr schon solche Wunder gethan, verwirft doch das einfältige Mittel nicht, welches ihm die Brüder zu seiner Rettung anboten. Man soll nicht Wunder von Gott erwarten, wo man natürliche Mittel anwenden kann.

III. Saulus in Jerusalem. (V. 26—30.) **V. 26:** Da aber Saulus gen Jerusalem kam. Nach Gal. 1, 18 war es drei Jahre nach seiner Bekehrung. Sie fürchteten sich vor ihm. Von Seiten der Christen ein verzeihlicher Argwohn; sie mochten denken, seine Bekehrung sei eine bloße Finte, eine Lockspeise, um sie desto leichter verderben zu können. Für Paulus aber war es eine heilsame Prüfung. Hart freilich wußte es für ihn sein, daß er, kaum den Feinden entronnen, von den Jüngern nicht angenommen wurde. Aber seines früheren Lebens eingedenk, wundert er sich nicht, daß man ihn meidet und fürchtet. Er erträgt diese Behandlung geduldig. Darin zeigt sich die Echtheit seiner Bekehrung, daß der, welcher früher so grausam wüthete, nun Verfolgung und Verachtung ruhig erträgt.

V. 27: Barnabas aber (der als Hellenist aus Cypern vielleicht schon früher mit Saulus bekannt gewesen) **nahm ihn zu sich.** Er mag mit seinem freundlichen Liebesdienst der traurigen Seele des zurückgestoßenen Paulus recht als ein Barnabas, d. h. ein „Sohn des Trostes" erschienen sein. So weiß der Herr den Seinen auch in den bittersten Leidenskelch immer einen Tropfen des Trostes zu schütten, namentlich durch die treue Liebe eines gleichgesinnten Freundes. **Er führte ihn zu den Aposteln** (nach Gal. 1, 18 war nur Petrus gegenwärtig und Jakobus, der Bruder des Herrn) und zerstreute durch Erzählung der Bekehrungsgeschichte Pauli die Befürchtungen der Jünger, welche bald in Paulus ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn erkannten. Gut, wenn am Ende mehr an Einem erfunden wird, als man ihm anfangs zugetraut!

V. 28: Er ging mit ihnen aus und ein, wurde also als Bruder anerkannt. Die Welt bleibt hartnäckig an den früheren Sünden derer hängen, welche sich durch Wort und Wandel als wahrhaft bekehrt erweisen; die christliche Liebe aber vergißt, was der Bekehrte ehemals gewesen oder preist vielmehr die Gnade, welche ihn aus einem Sünder in ein Kind Gottes umgewandelt hat.

V. 29: Paulus predigt nicht nur in Jerusalem, sondern bespricht sich auch besonders mit den **Griechen** (Hellenisten), gerade so wie weiland Stephanius, über dessen Tod er sich gefreut hatte, und der nun in ihm größer wieder auferstanden ist. Das sind Gottes Wunderwege in seinem Reich.

V. 30: Neue Verfolgung und neue Rettung. Die Brüder, welche sich erst vor dem bekehrten Saulus gefürchtet, mühen sich nun mit treuer Liebe um seine Rettung und führen ihn zunächst nach Cäsarea, von wo er sich nach seiner Heimath **Tarsen in Cilicien** begiebt.

IV. Das Wachsthum der Gemeinde. V. 31: So hatte die Gemeinde Frieden. Auf den Sturm kommt immer auch wieder ein Ruhestündlein für die Kirche. Da gilt's zu pflanzen und zu **bauen. Die Gemeinde baute sich.** Was ist **Erbauung?** Der Christ ist durch die Wiedergeburt auf Christum, den Eckstein des Heils, gegründet. Aber wie die Geburt nur der Anfang des leiblichen Lebens, so ist die Wiedergeburt nur der Anfang des geistlichen Lebens. Der **Grundlegung** muß die fortdauernde **Erbauung**, die Heiligung, folgen. Wie in der Wiedergeburt, so muß auch in der Heiligung **göttliches** und **menschliches** Wirken Hand in Hand gehen. Dies deutet auch Lukas an, indem er nicht nur von dem **Wandel** der Gläubigen **in der Furcht des Herrn** redet, sondern auch **von dem Troste des heiligen Geistes.** Des Geistes Tröstung und Stärkung aber erfleht sich die Gemeinde wie der einzelne Christ im Gebet. Wo das unterbleibt, wo es überhaupt an der fortdauernden Erbauung fehlt, da muß das neue Leben wieder ersterben in Christenherzen, Christengemeinden und Christenvölkern.

Sonntag, den 29. April. Apstg. 9, 32—43.

Petri Wunderwerke.

Nachdem Paulus Jerusalem verlassen hatte und während er sich in Tarsus aufhielt, machte Petrus eine Visitationsreise zu den neugegründeten Gemeinden. Bei dieser Gelegenheit kam er auch nach Lydda und Joppe, wo er die in unserer Lektion erzählten Wunder verrichtete.

I. Petrus in Lydda. V. 32—35. Lydda liegt in einer schönen wellenförmigen Ebene, welche einem mit Oel und Feigenbäumen bepflanzten Garten gleicht. Der alte Name Lydda ist heute noch in dem Namen des Städtchens Ludd oder Lidd erkenntlich, welches höchst wahrscheinlich auf der Stelle des ehemaligen Lydda steht.

Er kam zu den Heiligen. Heilige werden die Christen im Neuen Testament nicht selten genannt, nicht, weil sie bereits vollkommen rein und sündlos sind, sondern weil sie sich Christo zum Eigenthum geweiht haben und von der Welt ausgesondert sind.

V. 33: Daselbst fand er einen Mann u.s.w. Höchst wahrscheinlich war **Aeneas** ein Glied der Gemeinde. Auch unter den „Heiligen" trifft man noch Kranke an, auch geistlich Kranke. Die Kirche behält immer noch etwas Lazarethmäßiges, wo stets Einer dem Andern als Krankenwärter dienen muß. Christus aber ist der Arzt, von dem Heilung und Lebenskraft ausgeht für Alle.

V. 34: Das Wort des Petrus: **Aeneas, Jesus Christus mache** (nach dem Grundtext: „macht") **dich gesund,** ist ein Wort apostolischer Demuth: Jesus Christus thut's, nicht ich. Der erhöhte Christus wirkt heute noch in seiner Gemeinde fort. Es ist aber auch ein Wort siegreichen Glaubens: **Er macht,** nicht er mache — dich gesund! Von dem Glauben des Gelähmten ist nichts gesagt. Petrus hat nicht nach ihm gefragt; aber er ist unstreitig als vorhanden vorausgesetzt. Ist doch der Kranke ein Glied der Gemeinde — ein Gläubiger.

Stehe auf und bette dir selber. Wo wir in diesen geringen Tagen an einem Krankenbett um Hülfe beten, so es Gottes Wille wäre, den Kranken aber zur Geduld ermahnen, da kann ein Petrus dem Aeneas ankündigen: „du wirst gesund", ja „du bist schon gesund!" — Da kann ein Luther in seinem Heldenglauben dem todtkranken Melanchthon befehlen: „Du mußt leben, du darfst nicht sterben!" Uebrigens haben auch die Apostel, wo es sich um die Heilung einer **leiblichen** Krankheit handelte, nur dann von ihrem Wunderglauben Gebrauch gemacht, wenn sie die Ueberzeugung hatten, daß die Heilung zur Verherrlichung des Namens Gottes gereichen werde, sonst nicht (vrgl. Phil. 2, 27). Beim Gebet um geistliche Genesung, um Heilung oder Heiligung der Seele, kommt diese Frage nicht in Betracht; da wissen wir, daß wir allezeit nach Gottes Willen beten, und daß die Erhörung unserer Bitte stets zu seines Namens Ehre dient.

V. 35: Die Folge der Heilung des lahmen Aeneas war eine herrliche. Viele bekehrten sich zu **dem Herrn,** durch welchen das Wunder an dem in der Stadt Lydda und in der umliegenden Gegend, der Ebene Saron (Sarona) wohlbekannten Lahmen geschehen war. In diesem Falle also erwies sich das Wunder als ein Wegweiser zu Christo für Viele; wie oft aber bleiben die Wunder ohne Wirkung! Die herrlichsten Offenbarungen Gottes bleiben fruchtlos, wenn man ihnen das Herz nicht willig aufschließt.

II. Petrus in Joppe. (V. 36—43.) **V. 36: Zu Joppe war eine Jüngerin. Joppe** war eine alte philistäische Stadt auf der Grenze des Stammes **Dan.** Im Alten Testament hieß sie Japho (die Scheinende). Schon in den frühesten Zeiten war Joppe der wichtigste Handelsplatz der ganzen palästinensischen Küste, der einzige Hafenort für das innere Palästina, besonders für Jerusalem. Der Hafen der Stadt ist gegenwärtig ziemlich versandet und daher seicht und nicht ganz sicher, scheint jedoch in früheren Zeiten besser gewesen zu sein. Hieher ließ der König **Hiram** die Cedernstämme vom Libanon transportiren, welche zum Bau des salomonischen Tempels bestimmt waren (2 Chron. 2, 16), denselben Weg machte nach dem Exil das Bauholz für den zweiten Tempel (Esra 3, 7), und der Prophet

Jonas bestieg hier ein phönizisches Schiff, um vor dem Herrn zu fliehen (Jon. 1, 3). Gegenwärtig heißt die Stadt Jaffa und hat eine zum großen Theil christliche Bevölkerung von etwa 15,000 Seelen. Hier wohnte eine fromme Jüngerin Namens Tabea oder Tabitha, d.i. die Gazelle (Luther: „Reh"). Es ist ein edles christliches Frauenbild diese Jüngerin, welche an den Aermsten und Verlassensten, den Wittwen, Gutes gethan hat, so viel sie konnte. Zwar war sie, wie es scheint, selbst mit erheblichem Vermögen ausgestattet; um so lieblicher aber erschien sie in der Emsigkeit und Selbstverleugnung, mit welcher sie durch weibliche Arbeiten die Noth der Armen zu lindern und die Thränen der Betrübten zu trocknen sucht. Hierin erweist sie sich als eine echte Jüngerin dessen, der ihr selbst und aller Welt zuerst Erbarmen erzeigt hatte. Zweierlei hebt Lukas an Tabea besonders hervor. Er nennt sie eine Jüngerin — das deutet auf den Glauben, der mit Maria zu Jesu Füßen sitzt und rühmt von ihr, daß sie voll guter Werke und Almosen gewesen sei — das bezeichnet die Liebe, die dem Herrn in seinen Brüdern dient. Sie war voll guter Werke. Dieser Ausdruck deutet an, daß die guten Werke in ihr waren, gleichsam mit ihrer Seele verwachsen. Das ist aber eben das Aechte, Christliche an den guten Werken, daß die ganze Seele des Menschen sich hineinlegt, daß nicht bloß die Hand etwas giebt, etwas thut, sondern die Seele selbst, und daß, was man thut, von Herzen geht.

V. 37: Erst als Tabea starb, wurde es recht offenbar, was für einen Schatz die Gemeinde an ihr gehabt hatte. Ueber ihre Krankheit und ihren Tod berichtet der Evangelist nur in wenigen Worten. Aber gewiß ist der Herr auch an ihrem Krankenlager und Sterbebette gewesen, wie er zuvor in ihrem Gebetskämmerlein, wo sie als seine Jüngerin gekniet, und in ihrer Arbeitsstube, wo sie in seinem Dienst den Armen Röcke genäht, nicht gefehlt hatte. Wie du lebst, so stirbst du.

V. 38: Die Entfernung Lydda's von Joppe beträgt nur neun englische Meilen. Auf ein Wunder von Petro hofften die Jünger wohl kaum, sie verlangten zunächst nur nach seinem Zuspruch. Es ist schon viel gewonnen, wenn in einem Trauerhaus nur herzliches Verlangen da ist nach Trost aus Gottes Wort.

V. 39: Im Trauerhause fand Petrus die beiden Kreise vertreten, mit welchen Tabea im Leben verbunden gewesen war: die Christengemeinde, der sie selbst angehört hatte, und die wenigstens theilweise nicht zur Gemeinde gehörigen Wittwen, deren Wohlthäterin sie gewesen war. Hinterlassene gute Werke sind die besten Reliquien der Heiligen. Tabea hatte nicht umsonst in der Welt gelebt, daher der tiefe Schmerz der Jünger und die Thränen der Wittwen. Diese Thränen sind ein schönes Zeugniß 1. für die Verstorbene und ihre Liebe; 2. für die Hinterbliebenen und ihre Dankbarkeit.

V. 40 und 41: Petrus wies erst Alle hinaus, um ungestört sich dem Gebet zu widmen. Nach brünstigem Gebet auf den Knieen wendet er sich sodann zu der Leiche und ruft ihr zu: Stehe auf! und siehe da: die Verstorbene kehrt in's Leben zurück. Nun ruft der Apostel die Anderen, die Christen und die Wittwen wieder herein, um die durch Gottes Kraft Auferweckte ihnen lebend vorzustellen. Das Weinen der Wittwen um die Verstorbene hat Lukas erwähnt, ihr Jauchzen über die Wiedererweckte beschreibt er nicht; das war unbeschreiblich.

Die Auferweckung der Tabea ist ein Bild der Erweckung eines Sünders aus dem geistlichen Tode. Wie Petrus sollen alle Prediger des Evangeliums im Gebete vor Gott Kraft und Freudigkeit haben; mit dem Worte Gottes in die todten Herzen dringen; die Aufgeweckten durch Handreichung aufrichten und weiterleiten (V. 41) und aus todten Sündern lebendige Heilige zum Preise Gottes und zum Exempel für Andere darstellen (V. 41), — das ist die Aufgabe eines Dieners Christi.

V. 42 und 43: Die Auferweckung der Tabea wurde natürlich in der ganzen Stadt ruchbar und Viele wurden gläubig an den Herrn. Petrus verließ daher Joppe nicht gleich wieder, sondern blieb längere Zeit daselbst. Er wohnte bei einem Gerber Simon, welcher ohne Zweifel ein Christ war. Daher konnte ihn der Apostel auch nicht etwa seines Gewerbes halber für unrein achten, obwohl dies nach rabbinischen Begriffen der Fall war. Gott siehet das Herz an, nicht den irdischen Beruf oder die Stellung, welche ein Mensch in der Gesellschaft einnimmt. Daher war auch das Haus des Gerbers Simon, ob auch von Menschen unangesehen, doch im Himmel und vor den Engeln Gottes bekannt und wohl angeschrieben.

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Erziehung. (Fortsetzung) „Ich werde auch jetzt keine lange Rede halten, noch euch für das vergangene strafen, wir haben jetzt blos mit der Gegenwart und Zukunft zu thun. Viele Dinge, in welchen ihr euch bis jetzt erfreutet, werden anders werden. Ich selbst werde anders werden, ich werde nicht dieselbe Mutter sein, als vor einer Woche zurück, ich hoffe eine bessere zu werden. Ich bin im Ernst, Kinder, und ihr seid beide alt genug, um mich zu verstehen. Werdet ihr euch nun gleich mit mir verständigen, so spart es euch Mühe und bereitet mir Freude."

„Mutter," sagte Willie, indem er seine Mutter mit Verwunderung anschaute, „ich bin beinahe froh über das, was du sagst. Ich liebe dich gewiß mehr als du denkst. und bin nicht so böse als du glaubst; es scheint mir oft, daß die Unarten kommen, weil du sie erlaubst. Ich sagte der Anna schon fünfzigmal, daß ich wünschte. du würdest uns zum Gehorsam zwingen."

Anna sagte nichts, schien aber eine Zeitlang in Gedanken vertieft. Endlich sagte sie: „Ich wünschte öfter, daß ich wäre wie Elise Weston; ich weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll, mich zu bessern, ich weiß, ich werde böse und unzufrieden fünfzig Mal den Tag, ich kann es nicht helfen."

„Es ist einer da, der uns allen helfen kann, wenn wir seine Hülfe suchen. Laßt uns ihn bitten, Kinder." Sie knieten nieder, und mit thränendem Auge erflehte die Mutter den Beistand Gottes. Die Kinder waren sehr nachdenkend und lernten ihre Lektion im Stillen. Die Mutter entließ sie freundlich und wünschte ihnen eine gute Nacht. Am nächsten Morgen wurde die neue Ordnung im Hauswesen eingeführt. Frau Merwin stand

früh auf, ging ins Bettzimmer der Kinder, um dazu zu sehen, daß sie sich ordentlich wuschen und anzogen, und verlangte von ihnen, auf die bestimmte Stunde zum Frühstück fertig zu sein. Speisen, welche den Kindern nicht zuträglich waren, wurden nicht aufgetragen, dafür aber eine nahrhafte Kost eingeführt. Vor der Schule wurde den Kindern eine halbe Stunde zum Spielen erlaubt, nach der Nachmittagsschule wieder. Bei Regenwetter wurde ihnen zu diesem Zweck ein besonderes Zimmer eingeräumt. Die Mutter examinirte gehörig die Studien der Kinder, kaufte sich dieselben Bücher und übte sich an zwei Stunden, um dieselben zu bemeistern.

Die Kinder lernten aber auch ihre Mutter respektiren, als sie sahen, daß sie nicht nur mehr wußte als sie, sondern oftmals mehr als ihre Lehrerin.

Soweit gut genug. Alles dieses brachte die Mutter mit Fleiß, Takt und Aufopferung schon fertig. Es erforderte blos ein gesundes Urtheil und etwas mehr Anstrengung. Aber — mit der moralischen Erziehung, welche die Mutter so ernstlich unternommen. Es war nicht so leicht, richtige Prinzipien und Grundsätze in die Herzen der Kinder einzupflanzen, weil die Mutter bis dahin gewöhnlich nachgegeben hatte. Den hartnäckigen Willen zu brechen, die Ungeduld zu heben, und statt böser Gewohnheiten gute zu bewirken, ging schwer. Und doch konnte ein strenger Beobachter den Erfolg nur bewundern, und zeigt dieses klar, was wirkliche Entschiedenheit vermag. Das frühe Aufstehen wie das Abendgebet wurden festgesetzt, und obwohl die Mutter ihren Kindern viel Zeit schenkte, wurden dabei die häuslichen Pflichten nicht vernachlässigt, sondern noch gewissenhafter erfüllt.

Ihre Energie that sich im ganzen Hause kund, und sie, die bis dahin nur für eine schwache Person galt, wurde von ihrer Umgebung und ihren Freunden geachtet und bewundert. Hätte sie aber nicht in der ersten Woche ihrer Probe ihre ganze Kraft angewendet, ihre Pflichten nach Gewissensüberzeugung zu erfüllen, und durch's Gebet die Kraft dazu erlangt, so wäre sie erlegen, und es wäre schlimmer geworden als zuvor. Manchen Kampf hatte sie mit den Kindern zu kämpfen, aber öfter noch kämpfte sie mit sich selbst. Entschieden sein ohne Härte, zu züchtigen während das Herz in Liebe entflammte, Geduld zu üben und sich selbst und andern gerecht zu werden, erforderte viel Kraft.

Frau Merwin war bei ihrer neuen Hausordnung sehr einsichtsvoll, und erlaubte nicht, einen jeden kleinen Fehler ans Tageslicht zu ziehen. Manches wurde übersehen in der Hoffnung, daß, wenn einmal gründliche Reform und Gehorsam Wurzel gefaßt in den Herzen der Kinder, sich diese Dinge anders gestalten würden.

Eines Abends waren die Kinder sehr unhöflich gegeneinander, als sie ihre Aufgaben lernten. Die Mutter achtete es nicht.

Willie ergriff ohne zu fragen die Tafel und den Griffel seiner Schwester. „Ich will die Tafel haben," sagte Willie, „ich will meine Rechnungen ausmachen, und ich werde nicht hinaufgehen, die meinige zu holen, so lange als deine daliegt und du sie nicht brauchst."

Beide ergriffen die Tafel. Anna, welche am stärksten war, erzwang dieselbe, worauf Willie sie schlug; Anna schlug wieder zurück. Die Mutter hatte dieses mit angesehen.

„Kinder," sagte sie, „legt die Tafel nieder und kommt her zu mir."

Ihre Stimme hatte einen traurigen Ton. Die Kinder wagten es nicht, ungehorsam zu sein — sie kamen, aber nur um einander zu beschuldigen.

„Ruhig," sagte die Mutter. Ihre Stimme war sanft und traurig. Die Kinder gehorchten. „Anna, schaue mir ins Gesicht, und erzähle mir den ganzen Hergang der Sache, und sage mir die Wahrheit genau." Anna fühlte, daß sie die Wahrheit sagen mußte, und erzählte wie sich die Sache verhielt.

„Willie, jetzt laß mich hören, was du zu sagen hast." Auch Willie gestand der Mutter die ganze Wahrheit.

„Meine Kinder," sagte die Mutter, „ihr habt beide Schuld und beide Strafe verdient, aber ich hoffe auf eine Zeit, wo ich euch nicht mehr strafen brauche. Gestern brachte euch eine Unart um eine Spazierfahrt, welche euch der Onkel geben wollte, und Abends war ich genöthigt, euch zwei verschiedene Zimmer zu geben, und ich mußte allein hier sitzen. Diesen Morgen mußte ich euch strafen. Es schmerzt mich, euch zu züchtigen, aber diesmal muß gestraft werden. Hier setzt euch einmal ruhig an den Tisch, und denkt nach, auf welche Weise ich die Strafe an euch vollziehen soll."

„Mutter," sagte Willie, „ich weiß, was du meinst, aber es ist die schwerste Strafe, die du an uns vollziehen kannst. Muß ich Anna um Verzeihung bitten?"

Die Kinder schauten sich einander an. Willie war ein offenherziger Knabe, er bemerkte etwas in den Gesichtszügen seiner Schwester, das ihn bewegte. „Anna," stammelte er, „willst du mir vergeben? Ich war am meisten im Unrecht."

„Ich habe auch Unrecht gethan," sagte Anna.

„Mutter, willst du uns vergeben?" riefen beide wie aus einem Munde.

„Ich will," sagte sie, „jetzt geht und lernt eure Aufgaben."

Die Mutter war gezwungen, um ihre Gefühle zu verbergen, in ein anderes Zimmer zu gehen über diesen ersten Sieg. „Hilf mir! o hilf mir anzuhalten!"

Und am Abend dankte sie im Gebet für ihre Kinder dem lieben Gott, der die guten Gedanken in ihnen erweckte, und bat, daß der Geist der Liebe in ihnen wachse, bis alle ihre Handlungen davon durchdrungen wären.

Der nächste Tag und Abend wurde auf eine angenehme Weise verbracht. Die Kinder lernten ihre Lektionen. Willie suchte vergeblich eine geraume Zeit auf der Karte nach einer Stadt im südlichen Europa. Die Mutter kam, zeigte ihm die Stadt, theilte ihm mehreres mit von den Einwohnern und nannte ihm deren Hauptfabrikationszweige. „Danke, Mutter," sagte Willie, „du weißt doch viel."

Auf diese Weise suchte die Mutter den Kindern zu helfen, wenn sie schwierige Lektionen hatten. An diesem Abend fühlten sich die Kinder mehr zur Mutter hingezogen, als je zuvor. Ihre Beständigkeit und sichere Haltung, die Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse, die jetzt hervortrat, hob sie bedeutend in den Augen der Kinder, und sie liebten und achteten sie um so mehr. Die Mutter saß da so freundlich, so liebevoll, ihre eigene Arbeit ließ sie liegen, ja selbst eine freundliche Einladung schlug sie aus, damit sie einen angenehmen Abend bei ihren Kindern zubrächte. Ein wohlthuender Einfluß schien sich über alle zu erstrecken, welcher sie in gemeinsamer Liebe und Harmonie verband. Die Kinder schauten die Mutter erwartungsvoll an, endlich sagte Willie:

„Wie kommt es, liebe Mutter, daß du uns des Abends vor dem Schlafengehen gar keinen Kuß mehr giebst? Willst du es nicht heute Abend thun?"

„Ja, meine lieben Kinder! Es war heute ein sehr glücklicher Tag für mich." Mit diesen Worten küßte sie die Kinder herzlich.
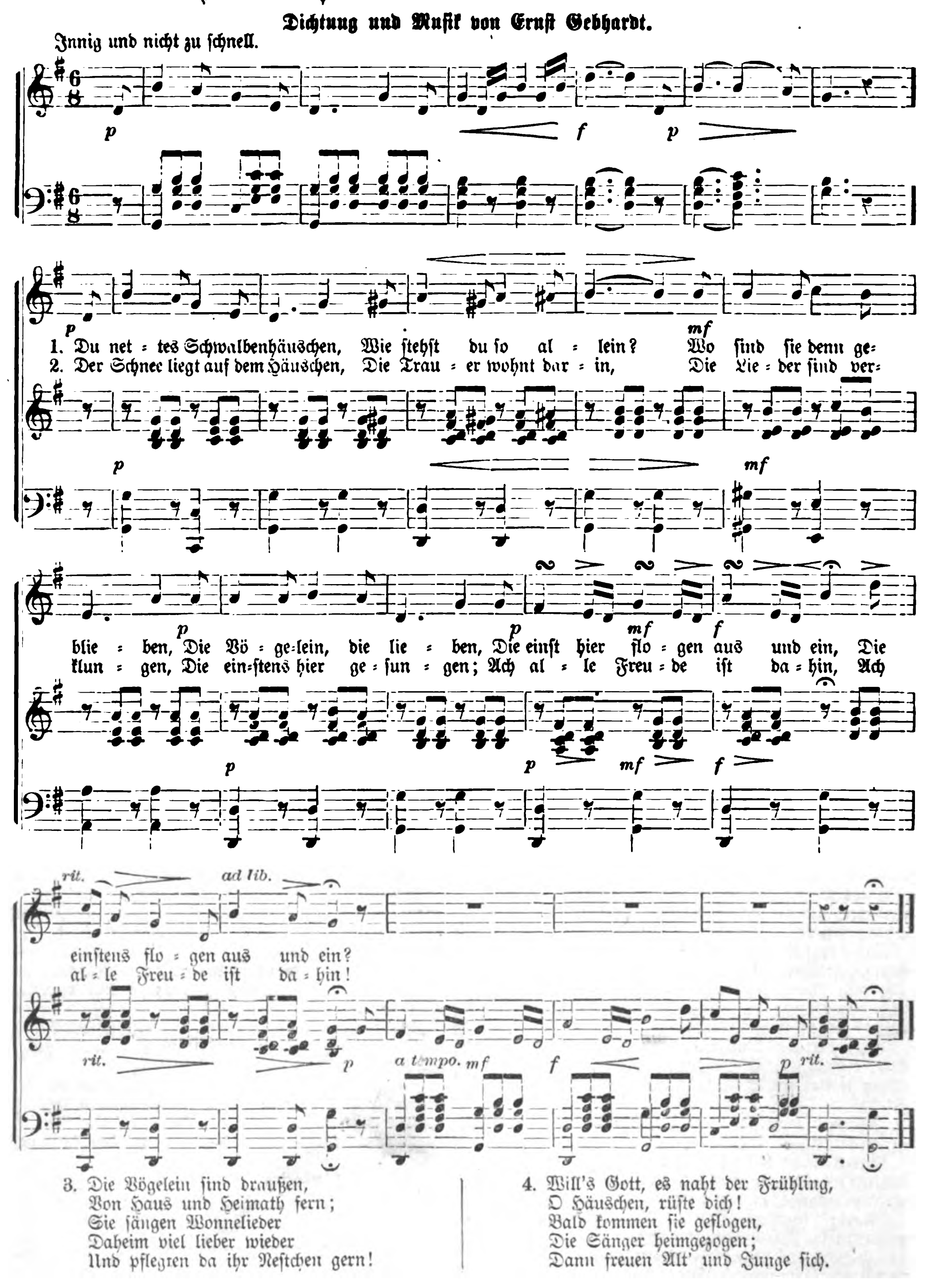
„Mutter," frug Anna, „wann kommt der Vater nach Hause?"

„In einer Woche."

(Fortsetzung folgt.)

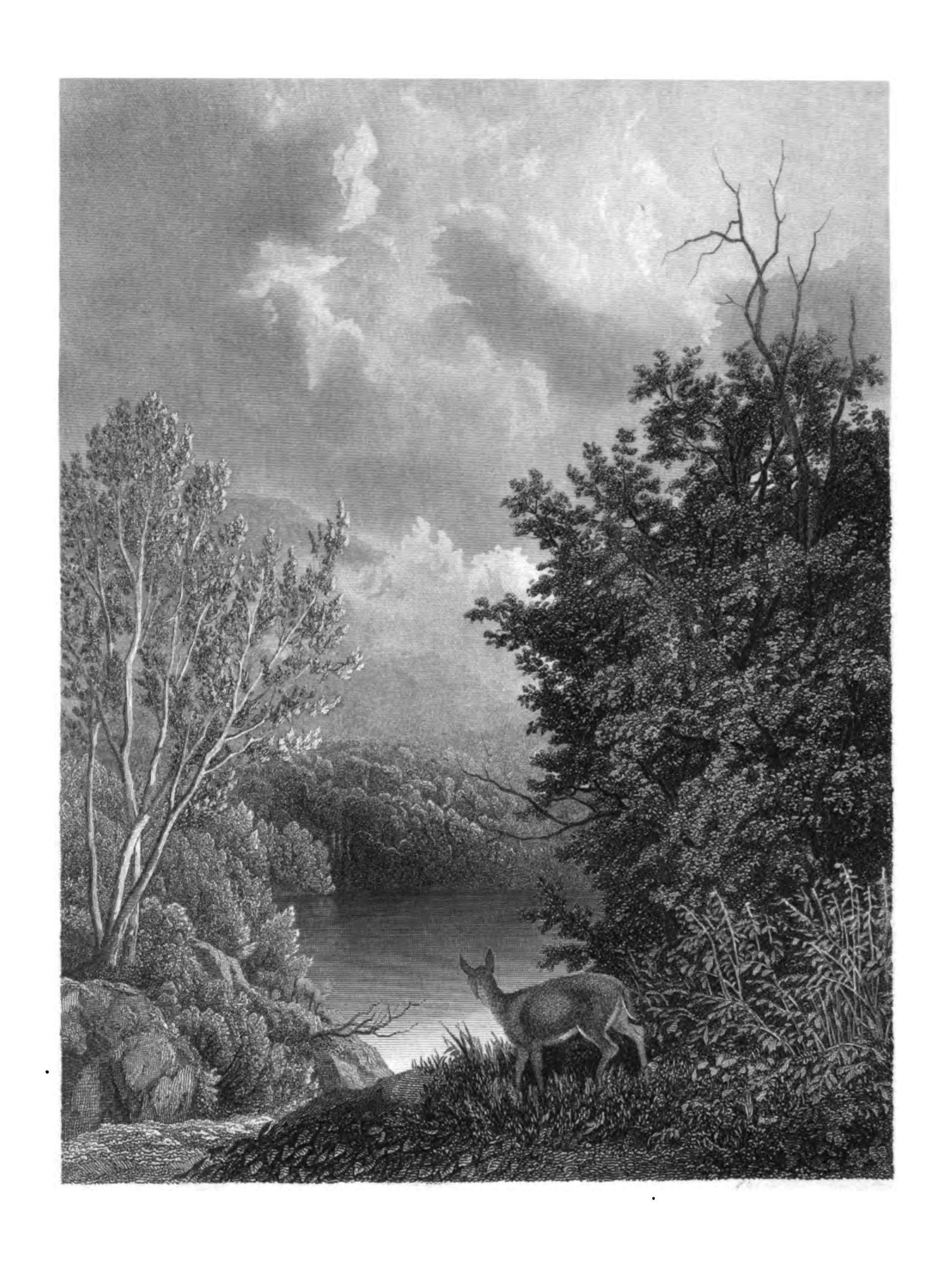
Das Schwalbenhäuschen.

Dichtung und Musik von Ernst Gebhardt.

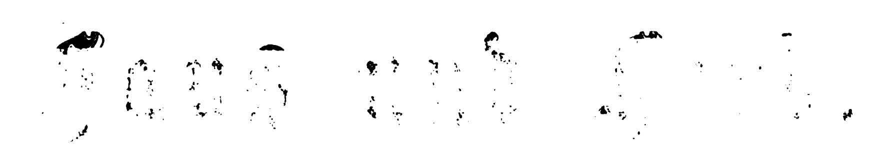


3. Die Vögelein sind draußen,
Von Haus und Heimath fern;
Sie sängen Wonnelieder
Daheim viel lieber wieder
Und pflegten da ihr Nestchen gern!

4. Will's Gott, es naht der Frühling,
O Häuschen, rüste dich!
Bald kommen sie geflogen,
Die Sänger heimgezogen;
Dann freuen Alt' und Junge sich.



GUTEN MORGEN.




Sie kommen!



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | Mai 1883. | Fünftes Heft.



Sie kommen!

Antwort auf das „Schwalbenhäuschen.“

Für Haus und Herd von H. L.



Es rauschet und singet — sie kommen!
Das winterlich Toben verhallt,
Durch welches du oftmals beklommen,
Ein einsamer Pilger, gewallt.

Es zieht dich, es rufen die Lieben
Zum Häuschen am See dort so traut;
Du hast es, wo du auch geblieben,
Im Traume so oftmals geschaut.

Und bald, bei dem Abendrothleuchten,
Da ziehest zur Heimath du ein;
Aus Augen, den müden, den feuchten,
Erglänzet des Wiedersehn's Schein.

Doch lausch' — von des Himmels Portale
Ein Lied rauscht so mächtig und hehr,
Im brausenden Jubel-Chorale
Auf Wogen des Meeres daher:

„Die wandernden Pilger — sie kommen
Aus Trübsal und Kämpfen und Graus!
Willkommen, willkommen, ihr Frommen!
Beim Vater auf ewig zu Haus.“



Wie Dr. Joseph Cook Längstbekanntes bestätigt.

Editor.

Dr. Cook, der berühmte, weltbekannte amerikanische Redner und Lektürer, hat in den letzten Jahren die alte Welt durchreist, und daselbst, als gebildeter Mann und scharfer Beobachter die Dinge nicht, wie so viele Reisende, mit dem alleroberflächlichsten Blick beschaut, sondern ist etwas tiefer eingedrungen als viele unserer Landsleute zu thun pflegen, wenn sie Europa bereisen, und eben deßhalb auch zu andern Resultaten gekommen.

In seinen unter dem Titel "Advanced Thoughts in England and Germany" bekannten Vorlesungen verneint er, daß der Darwinismus von den besten Denkern der alten Welt als das Non plus ultra aller Philosophie angesehen wird, sagt uns, daß Spencer's Theorien durchaus nicht das Evangelium der besten Geister Großbritanien's seien, daß Strauß' Mythenhypothese in Deutschland ein unrühmlich Grab gefunden, daß welche der Tüchtigsten des deutschen Volkes auf den historischen Christus zurückkommen und ernste Christen daran denken, eine deutsche Freikirche zu gründen.

Alles dies und Aehnliches verkündigt Dr. Cook im Tone einer neuen Offenbarung, und als solche werden seine Enthüllungen auch von vielen hierzuland angestaunt. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß ihm diese Entdeckungen vielleicht wie soeben erspähte Hoffnungs-Eilande vorkommen, und wissen, daß sie vielen seiner Landsleute und auch manchem Deutsch-Amerikaner klingen wie neue Offenbarungsmusik; denn gar zu viele Leute sind allzu sehr gewohnt drüben lediglich nichts anders zu sehen, als den grassesten Unglauben, die schmachvollste Tyrannei und die gröbste Verthierung, welches Urtheil auch dann oft nicht umgestoßen wird, wenn sie selbst drüben gewesen sind.

Sie haben Europa nur aufs Oberflächlichste gesehen und waren weit entfernt, sich Mühe zu nehmen, auch den Besten des Volkes zu lauschen. Sie sind z. B. dem Manne gleich, welcher nur die weltliche, oder gar die Schandliteratur Amerikas liest, nur in die amerikanischen Concerte, die Theater oder gar Varieties-Hallen geht, die gräuliche Mordstatistik unserer Staaten studirt, auf Bällen sich zierlich dreht, mit den Verschwendern schwelgt und die Bankrotte nachzählt; und nun aus diesen Beobachtungen und Erfahrungen — ohne mit den Guten, Frommen und Besten der Ver. Staaten in Berührung gekommen zu sein, ohne die Macht, welche hierzulande das Christenthum entfaltet, kennen gelernt zu haben — sein Urtheil über die Ver. Staaten abgiebt.

Tausende und Abertausende haben aus derlei Ursachen — weil sie's eben nicht besser wissen, Dr. Cook's Kundgebungen als eine neugeöffnete Welt begrüßt. Wer aber mit dem Ringen der Geister wirklich auf dem Laufenden bleibt, wer die Literatur der alten Welt aufmerksam verfolgt, Rückzug und Fortschritt der einen und andern Partei genau beobachtet und sich durch das Geschrei der Menge nicht verblüffen läßt, dem sind die von Dr. Cook verkündigten Dinge alte, längst bekannte.

Er hat zwar das unzweifelhafte Verdienst, viele Nichtwissenden auf diese Erscheinungen in einer Weise (auch etwas bombastisch) aufmerksam gemacht zu haben, die so schnell nicht vergessen werden wird. Aber wirklich Neues hat er nicht entrollt, sondern nur Altes denen frappant dargestellt, welchen das Längstbekannte neu ist.

Welcher belesene Mann wüßte z. B. nicht, daß die von Strauß aufgestellte Mythenhypothese schon lange her ein Begräbniß erfahren, auf welches ein Auferstehen Unmöglichkeit ist! Freunde und Feinde der geoffenbarten Religion lachten schon längst über die Strauß'schen Phantasien und Niemand in der wissenschaftlichen Welt hat sein Leben Jesu je als epochemachend in dem Sinne angesehen, als ob von demselben schöpferische Gedanken ausgegangen seien, welche Wirkung es auch immerhin auf die Menge gehabt haben mag. Eine Krise rief die Strauß'sche Mythenhypothese hervor, dies ist wahr. Trennungen fanden statt, Halbheiten und Unklarheiten wurden überwunden. Man sah, daß die Strauß'sche Bahn nirgends anders hinführen könne, als zum atheistischen Feuerbach und zum materialistischen Darwin und in diesem Sichtungsprozeß ging die Strauß'sche Mythenhypothese l ä n g s t i n S t ü c k e. Wenn also Dr. J. Cook d e n F a l l der Mythenhypothese ankündigt, so proklamirt er eine Neuigkeit, welche v o r 25 J a h r e n stattgehabt und wenn Niemand anders die Strauß'schen Mythentheorien abgeschlachtet hätte, so hat er es in seinem zweiten Werke, in welchem er sich offen zum Pantheismus bekennt, selbst gethan.

All dies ist bereits ein Vierteljahrhundert vor der wissenschaftlichen Welt und wurde auch in englischen Blättern öfters besprochen, hat also keinen Anspruch auf Neuheit. Indem Dr. Cook aber die Behauptung aufstellt, daß man bis zum Jahr 1858 keine genügende Antwort auf das von Strauß verfaßte Leben Jesu gehabt habe, macht er sich eines Schnitzers schuldig,

den man bei einem so weitgereisten, belesenen Manne denn doch nicht erwarten sollte. Was! die gläubige Wissenschaft hätte von 1835 bis 1858, also 23 Jahre lang, nichts Ordentliches gegen das Strauß'sche Machwerk hervorgebracht! Weiß denn der berühmte Doktor nicht, daß bereits im Jahre 1836 Harleß, Osiander, Lange, Hoffmann und andere Strauß entgegentraten. Oder hat er nicht gelesen, was Tholuk und Neander 1837 geschrieben, und mit welchen scharfen Waffen Thiersch Anno 1840 kämpfte! Im Jahre 1842 jedoch erschien die erste Auflage von Edwards „Kritik der Evangelischen Geschichte" und versetzte der Mythenhypothese mit wuchtigen Kritikhieben einen tödtlichen Streich, von dem sie sich nie wieder erholte. Was aber etwa noch von Leben in ihr geblieben, das löschten Tischendorf, Geß und andere dermaßen aus, daß die Mythenhypothese schon längst in der Rumpelkammer verrostet ist. Was Dr. Cook unter einer **genügenden** Antwort versteht, wissen wir nicht, meinen aber mit tausend andern, daß die Schriften der genannten Männer dem Strauß zur Genüge geantwortet haben, und sind gründlich bekannt **damit**, daß er schon langeher so völlig erdrückt ist, daß sein Werk in neueren Bearbeitungen des Lebens Jesu kaum noch Beachtung findet.

Die "advanced thoughts" in Deutschland sind also bereits ein Vierteljahrhundert über die Mythenhypothese hinaus. Und ähnlich verhält es sich betreffs des Darwinismus. Wie viel Tausende derselbe auch immer aus der Menge gefangen genommen haben mag, welch' neue Offenbarung er auch oberflächlichen Geistern ist, so haben die Besten der Völker sich doch immer gegen die Verthierung des Materialismus gesträubt, und jedem, der sich überzeugen lassen will, bewiesen, daß es eine Welt des Geistes giebt. Auch diese Verkündigung ist keine neue Entdeckung, sondern längst bekannte Neuigkeit.

Das, was auf des berühmten Naturforschers Isaak Newtons Grabmal in der Westminsterabtei zu London geschrieben steht: „Des allmächtigen Majestät verherrlichte er in seiner Philosophie; die Einfachheit des Evangeliums zeigte er in seinem Wandel" — das bewahrheiteten schon längst trotz Darwin und Häckel hunderte der besten Jünger der Wissenschaft. Das, was Oerster, der berühmte Entdecker des Elektromagnetismus, bezeugt: „Eine gesunde Naturanschauung zeigt uns das ganze Dasein als ein unendliches Werk Gottes. Die Naturwirkungen sind Gotteswirkungen; die Naturgesetze sind Gottesgedanken," — das ist das alte Glaubensbekenntniß vieler, bei denen man "advanced thoughts" sucht, und Dr. Cook spielt mit seiner Verkündigung den hinkenden Boten.

Darwin und seine Nachbeter konnten den alten, guten Glauben an den allmächtigen Schöpfer, an welchem Kopernikus, Galilei, Kepler, Herschel, Agasiz und hundert andere ältere Naturforscher festhielten, nie aus den "advanced thoughts" der Welt verbannen. Welche derselben standen immer auf Seite der hl. Schrift. Der berühmte Astronom Mädler (gest. 1874) z. B. ergriff bei seinem letzten Hausumzug in Hannover die Bibel mit den Worten: „Vor allem andern soll dieses Buch zuerst in unser Haus kommen. Ich will es selbst hintragen." Und auf seinem Sterbelager schrieb er noch die Worte:

> „Es ist nur Menschentreiben, wenn man den Ruhm anschaut;
> Doch ewig ist und bleibend, was Gott selbst aufgebaut."

Böhner, welcher in seinem Kosmos den Darwinismus in populärer Weise bloßstellt, sagt: „Nur einseitige Köpfe, die nicht Naturforscher, sondern Naturzerbröckler sind, vermessen sich, die Spuren des denkenden Geistes in der Natur zu läugnen."

Außerdem haben — von Engländern abgesehen — Mayer, Köttiker, Volkman, Wigand, Pfaff, Helmholtz und viele andere Naturforscher das Unsinnige der Darwin'schen Theorien längst nachgewiesen und standen schon lange welche von den Besten des Volks auf ihrer Seite; so daß von einer neuen Offenbarung dieser Thatsache durchaus nicht die Rede sein kann.

Auf einem andern Gebiete, auf dem des **praktischen kirchlichen Lebens** hätte Dr. Cook allerdings weniger bekannte Thatsachen anführen können. Aber dies ist nicht sein Fach, und so hört er nur auf einigen Studierstuben, daß gläubige Christen in Deutschland an die Gründung einer Freikirche denken, was aber ebenfalls früher schon zum öfteren berichtet ward. Hätte er gerade in diesen Kreisen ein wenig geforscht, so wäre er auf das **Werk der inneren Mission** gestoßen, die sich in neuster Zeit in Deutschland, geräuschlos zwar und ohne Aufhebens zu machen, aber sehr bedeutend entwickelt hat, und hätte, wenn auch nicht über advanced thoughts, so doch über **neue, erfreuliche Thatsachen** berichten können. Der Deutsche wird seinem Naturell gemäß immer ein Forscher bleiben, und nach rechts und links einige advanced thoughts zu Tage fördern. Im Ganzen aber haben die gläubigen Theologen Deutschlands, sowie christlich gesinnte Laien, in den letzten Jahrzehnten eine entschieden praktische Richtung eingeschlagen. Das Jungdeutschland hat sich mit der Bibel in der einen und mit wissenschaftlicher Ausrüstung in der andern Hand — und Christum im Herzen — auf den Boden des realen Volkslebens gestellt,

und hier Werke, Anstalten, Unternehmungen und Gesellschaften aller Art geschaffen, die beim Beschauen auch den in Erstaunen setzen, welcher hie und da mittelst bescheiden gehaltener Berichte Einblicke in diese Arbeit erhielt. Wenn der berühmte Dr. Cook bald wieder nach Deutschland wandert, so ist ihm gerade dieser — der Boden des praktischen, kirchlichen Lebens — zu empfehlen, und er wird bei fleißigem Beschauen nicht sowohl Advanced Thoughts, als *Advanced Facts* vorführen können.

Bilder aus der evangelischen Bewegung.

Für Haus und Herd von C. Weiß in Berlin.

II.

Sonntagsheiligung.



Erfreulich ist's, daß es auch auf diesem Gebiet sich zu regen beginnt. Schon lange besteht eine Verbindung junger Kaufleute hier, welche die Schließung der öffentlichen Geschäfte zum Ziel sich gesteckt haben. Dieselben haben auch viele ihrer Principale dafür gewonnen und an den Reichstag ergeht eine Petition bedeckt mit 6000 Unterschriften und folgenden Inhalts:

„In Erwägung, daß es für die in kaufmännischen und gewerblichen Geschäften thätigen Personen, gleich allen übrigen Klassen der Bevölkerung von Nothwendigkeit ist, zur Hebung ihres Standes, zur Förderung ihres sittlichen und körperlichen Wohles, zur Erfüllung religiöser Pflichten, sowie zur Weiterbildung einen gesetzlich normirten Ruhetag zu haben," bitten die Unterzeichneten: „Der hohe Reichstag möge ein Gesetz erlassen, welches die Schließung der kaufmännischen und gewerblichen Geschäfte an Sonn- und Feiertagen anordnet. Ausgenommen von der Bestimmung bleiben die für Leben, Gesundheit, Bildung und Erholung der Bevölkerung bestehenden Anstalten und Institutionen."

Diese letztgenannten Ausnahmen öffnen allerdings eine Menge Hinterthüren; doch ist erst eins erreicht, so kann man später noch weiter gehen. Schwerlich aber wird die Petition Erfolg haben, denn sie faßt einseitig nur eine Klasse in's Auge, während Becker, Metzger, Proviantlädenbesitzer, Kellner, Lehrer und eine Menge anderer Stände, welche dem Leben, der Gesundheit, Bildung und Erholung dienen, immer noch sonntagslos bleiben. So z. B. haben die Eisenbahnschaffner nur je den siebenten Sonntag frei und oft wird ihnen auch dieser durch Extrazüge u. s. w. genommen.

Der Vagabunden-Noth,

welche eine ganz bedrohliche Höhe erreicht hat, suchte Pastor von Bodelschwingh entgegen zu arbeiten, indem er die Colonie Wilhelmsdorf begründete, woselbst Jedem Gelegenheit zu ehrlicher Arbeit, namentlich auf dem Lande, zunächst ohne Lohn geboten wird. In der Hoffnung, daß noch andere derartige Colonien begründet werden, übernahm S. königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen das Protectorat über das Unternehmen. Auch Pastor von Bodelschwingh's Diakonissen-Anstalt ist bekannt.

Der „Hapke'sche Fall".

Zwar gehört diese Sache eher dem sozialen, als dem christlichen Gebiet an. Doch hat die Sache genug Staub aufgewirbelt und darum sei sie auch hier kurz erwähnt. Der reformirte Prediger Hapke ist einer der eifrigsten Kämpen der christlich sozialen und antijüdischen Partei. Zum Programm derselben gehört es auch zu erstreben, daß Juden nicht Richter sein sollen über das deutsche Volk. Thatsache ist es, daß sie sich, vielleicht nicht ohne Plan, in Masse zum Richter- und Advokaten-Stand drängen, sodaß die Christen sich mehr und mehr zurückziehen. Doch "what is the matter". Prediger Hapke sollte in einem Zeitungsstreit als Zeuge fungiren und den Eid ablegen. Er aber fragte den Richter, er möge erst ihm sagen, ob er auch christlicher Confession sei. Seine Meinung war — er wolle den alten christlichen Eid, mit dem Zusatz „durch Jesum Christum u. s. w." ablegen und das könne er nur vor einem Christen thun. Der Richter verweigerte die Auskunft und da Prediger Hapke sich zu schwören weigerte, wurde er zu einer Geldstrafe von 300 M. — zum höchsten Strafmaß, und zu den Kosten der Verlegung des Termins verurtheilt.

„Aber konnte Herr Hapke nicht, da er doch einmal vor einem Richter stand, der nicht im eigenen, sondern in des Königs Namen den Eid von ihm verlangte, denselben leisten?" Unsere Meinung ist, daß er das allerdings hätte thun sollen, zumal er auch den c h r i s t l i c h e n Richtern nicht in's Herz sehen kann, und mancher dabei ist, der nicht einmal an einen lebendigen Gott glaubt, geschweige denn an seinen Sohn. Es lag hier mehr ein politischer Schachzug vor, der, so lange die Gleichberechtigung aller deutschen Reichsbürger wahr bleibt, was wir doch hoffen, total verfehlt ist. Doch diese Gleichberechtigung hat bei vielem Licht, auch ihre Schattenseiten, die man in's Auge fassen muß, wenn man den vielgelästerten Mann begreifen will. Die neue Gesetzgebung hat, um alles unter einen Hut zu

bringen, die alte Eidesformel, welche christlichen Charakter trug, abgeschafft. Man schwört jetzt nur noch bei Gott, dem Allmächtigen. Von da an kam die Fluth jüdischer Rechtsgelehrter über uns, und das Bewußtsein, von Juden gerichtet zu werden, die sich in verhältnißmäßig großer Anzahl in diesen Stand drängen, verletzte das christliche Bewußtsein tief, um so mehr, da in Berlin 45,000 Juden wohnen, welche das Präsidium des Magistrats, die Presse, die Börse, die größten Geschäfte, die schönsten Häuser in Händen haben. Die christlich-sociale Partei faßte daher unter dem Vorsitz von Herrn Hofprediger Stöcker folgenden Beschluß:

„Die Weigerung unseres Parteigenossen, des Herrn Prediger Hapke, vor einem jüdischen Richter einen Eid zu schwören, ist, obwohl sie dem geltenden Recht nicht entspricht, doch für das christlich-deutsche Bewußtsein der berechtigte Ausdruck einer Gewissensnoth, welche gegen die obrigkeitlichen Stellungen der Juden protestirt und zugleich den erwünschten Anlaß zu einem dringenden Ersuchen an die Regierung und Gesetzgebung giebt, den christlichen Deutschen das Recht wieder zu verschaffen, ihren christlichen Eid nur vor Christen schwören zu dürfen."

Katechismusstreit im Badischen.

Baden ist noch eine starke Burg des Rationalismus. Wer kennt nicht den guten Heidelberger Katechismus? Derselbe war der Synode zu fromm, und sie beschloß einen neuen einzuführen, aus welchem Alles ausgemerzt sein soll, was entschieden rechtgläubig ist. Eine Anzahl badischer Gemeinden hat an den Oberkirchenrath eine Petition um Beibehaltung des alten positiven Katechismus gerichtet. Dieselbe wurde nicht nur abgeschlagen, sondern die Pfarrer, welche sie mit unterzeichnet hatten, erhielten auch noch einen ziemlich scharfen Verweis und wurden beschuldigt, „ihre Pflicht nicht richtig erfaßt und geübt zu haben," während sie doch nur den verfassungsmäßig erlaubten Weg der Bitte betraten. Die Kirchenbehörde erklärte sogar, die betreffenden Geistlichen hätten ihre Gemeinden belehren sollen, daß der neue Katechismus gut und „aus dem Entwicklungsgang der Landeskirche seit der Union zu erklären" sei. Das „Badensche Kirchenblatt" bemerkt hierzu: „Damit ist nichts Anderes verlangt, als daß die betreffenden Geistlichen ihre eigene Ueberzeugung zum Opfer bringen und gegen dieselbe handeln sollen. Das ist ein Verfahren von Seiten einer liberalen Kirchenbehörde, welches wenig liberal erscheint. Sonst redet man in den protestantenvereinlichen Kreisen so viel vom Gemeindebewußtsein, dem Rechnung getragen werden müsse. Warum läßt man diesen Gemeinden nicht den alten Katechismus, in welchem sie allein ihres Herzens Ueberzeugung finden? Ja, heißt es, die kirchliche Einheit muß gewahrt werden. Aber die Bekenntnisse schafft man ab, daß in Bezug auf die Heilsthatsachen Morgens Nein und Mittags Ja auf den Kanzeln zu hören ist. Damit ist und bleibt die Einheit zerstört, und auch ein neuer Katechismus stellt sie nicht wieder her."

Die Evangelische Allianz.

In Berlin fanden in der ersten vollen Woche des neuen Jahres höchst gesegnete Versammlungen statt. Zwar keine Gebetsversammlungen — denn so weit sind wir noch nicht — aber doch redeten und beteten je zwei verschiedene Prediger an jedem Abend über die von der Allianz vorgeschlagenen Gegenstände in erwecklicher Weise. Es wurden in einer Woche 18 Versammlungen von 36 Rednern gehalten, und es sei zum Ruhm der Berliner Mitglieder der Evangelischen Allianz gesagt, daß sie auch an unserm kleinen Häuflein hier nicht vorübergingen, sondern dem Allianzgedanken durch Aufnahme des Predigers in's Comite und durch Uebertragung einer Ansprache Ausdruck gaben. Auch der Baptistenprediger war zum Eintritt in's Comite aufgefordert worden, hat es jedoch abgelehnt.

Methodistisches.

Was thun aber die Methodisten? so denken Manche. Gottlob, es laufen gute Berichte ein von vielen Bezirken. Das Losungswort, womit die vereinigte Predigerversammlung der drei methodistischen Gemeinschaften auseinanderging: „Auf jedem Bezirk eine Erweckung!" geht in Erfüllung. Auch in Berlin sind wir nicht müßig. Wenn man aber irgendwo einer Gemeinde Unrecht thut, ihre Arbeit nach dem Zuwachs an Gliederzahl zu beurtheilen, so wäre es hier. Zwar hat sich unsere Zahl verdoppelt, und wir haben jetzt 100 Mitglieder, doch der Wegzug Mancher in entlegene Stadttheile oder nach auswärts, der stete Wechsel in der Zahl der jungen Leute, die nur für eine Zeit sich hier aufhalten, macht eine stete Erweckung bei uns zur Nothwendigkeit, um unsere Zahl voll zu halten. Daher wird Berlin stets ein Sorgenkind bleiben, wenn es nicht an mehreren Enden besetzt wird, so daß ein Theil den andern stützt. Den Anfang damit haben wir gemacht. Eine wohlwollende jüdische Dame überließ uns einen Saal in einem Gehöfte von 1400 Seelen auf ein Vierteljahr gratis. Mit Theeversammlungen lockten wir an verschiedenen Abenden 1000 verschiedene Personen, alte und junge herbei und predigten und sangen ihnen das Evangelium. Daraus entsprang wöchentliche Predigt, eine Sonntagschule, die jetzt im Winter von 150—200 Kindern besucht wird, eine Flickschule mit 90—100 Mädchen

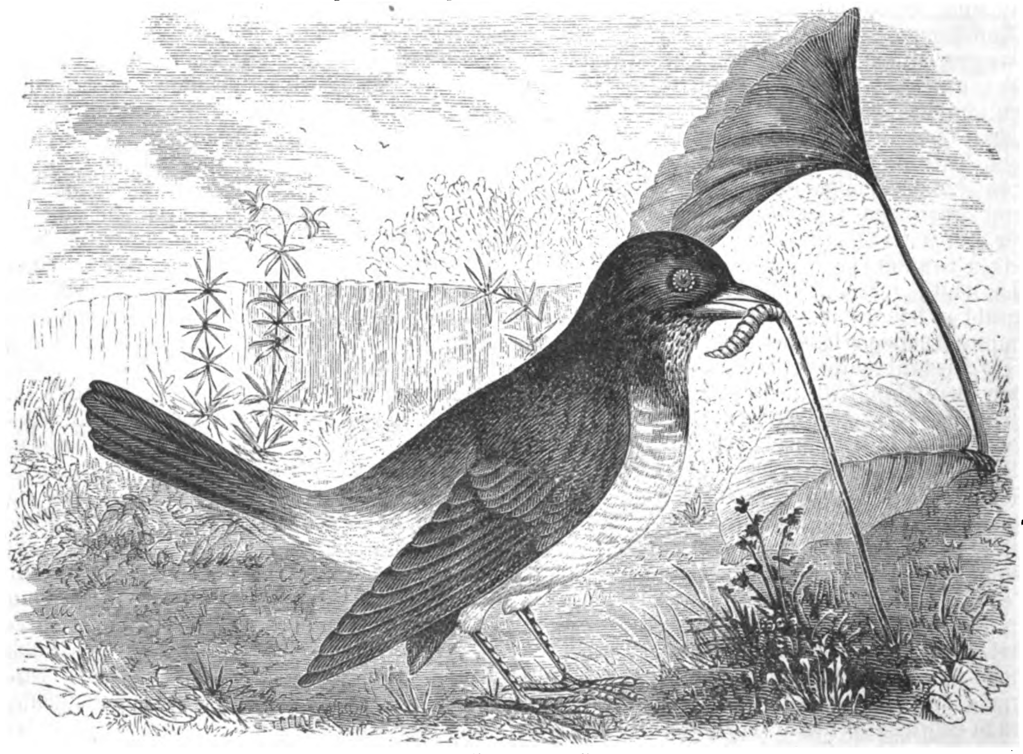
und im Nähverein von Frauen. Gottes Odem weht jetzt über das arme vom Unglauben geblendete Volk und eine schöne Erweckung unter den älteren Kindern ist im Gange. Die Bekehrten beten täglich miteinander. Eine Schwester besucht als Bibelfrau die Leute von Haus zu Haus. Doch geht das Gemeindebilden bei der schrecklichen Unwissenheit und Verkommenheit der Leute nur langsam und wir treiben viel mehr Missionsarbeit hier im Norden. Der Saal war uns gekündigt worden — der Teufel wollte uns einen Streich spielen. Wir spielten ihm dann zwei — wir einigten uns im Preis mit dem Hausherrn und bleiben wieder und miethen im Vertrauen auf Gottes gnädige Hülfe noch einen andern Saal im Süden der Stadt, an der Grenze von Rixdorf.

Eine Frucht des ökumenischen Methodisten-Concils.

Eine liebliche Frucht desselben sind die schon öfter in Württemburg veranstalteten Zusammenkünfte der Prediger der drei methodistischen Gemeinschaften. Es herrscht holde Eintracht, nicht nur auf dem Papier — ich meine in deren drei Blättern, sondern auch in der That. Auf den 11. Februar war ein gemeinsamer Bußtag ausgeschrieben. „Ernste Zeiten," heißt es u. A. im Aufruf, „sind die über uns gekommene Hagel, Gewitter, Regengüsse, große Unglücksfälle, Ueberschwemmungen. Wir wollen das Danken nicht vergessen — die gute Hand Gottes war mit uns, denn er hat uns Sieg und Segen gegeben und unsere Kirchengemeinschaften nehmen eine Achtung gebietende, vielleicht noch mehr Besorgniß erregende Stellung ein, aber es fehlt uns an der rechten, angreifenden, erobernden und dann auch bewahrenden Tüchtigkeit. Diese Gaben können wir nur durch eine reiche Ausgießung des heiligen Geistes erhalten. Wir haben zu trauern über unsere persönliche unvollkommene Amtsausrüstung und unser noch so mangelhaftes geistliches Leben. Wir haben gemeinsame Sünden zu bekennen, gemeinsame Schäden zu beseitigen und um eine gemeinsame Ausgießung des heiligen Geistes zu flehen." In einem solchen Windessäuseln ist der Herr.

Amerikanische Zugvögel.

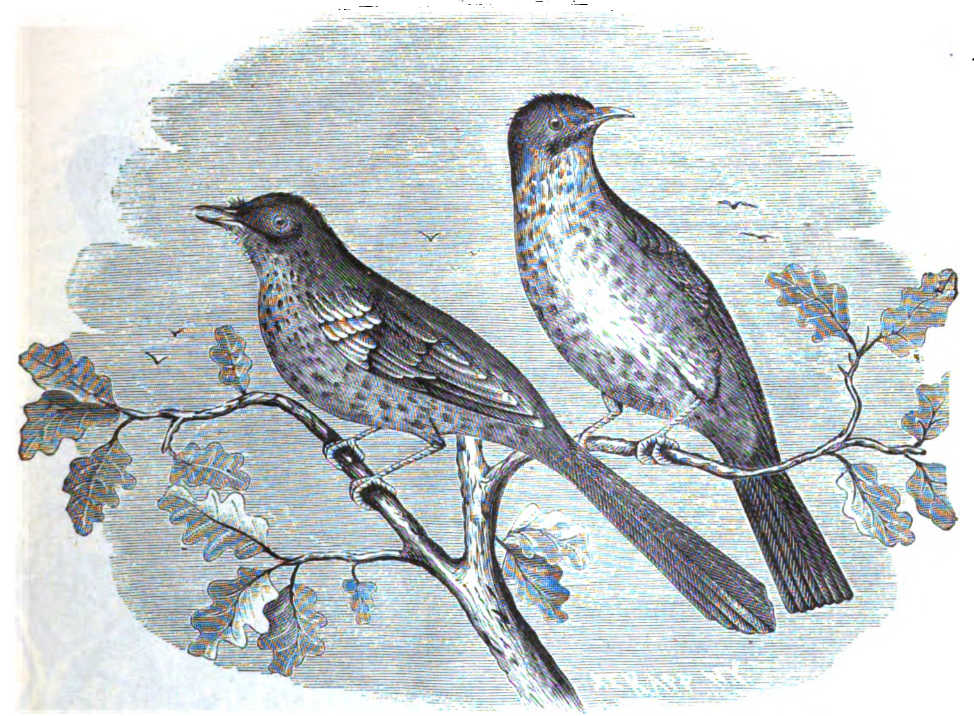
Für Haus und Herd von Dr. C. F. Paulus.



Der amerikanische Robin. (Rothbrust.)

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer", und doch freuen wir uns stets, wenn wir die erste Schwalbe mit ihren schlanken Flügeln die Luft durcheilen und in den kühnsten Wendungen bald hier- bald dorthin, bald auf- bald abwärts schießen sehen, als jubelte sie voll Lust und Seligkeit dem wiedergekehrten Frühling zu. „Eine Schwalbe macht keinen Sommer", auch viele Schwalben; aber wenn der Frühling in's Land gezogen ist, wenn die wärmeren Sonnenstrahlen das Gras und die lieblichen Frühlingsblümchen wachgeküßt haben und an Baum und Strauch die Knospen sprossen, dann kehren die Schwalben wieder und mit ihnen und zum Theil schon lange vor ihnen die übrigen geflügelten Wanderer, die sich vor der Winterkälte nach dem warmen Süden geflüchtet hatten. Dort haben sie die Wintermonate zugebracht; aber kaum beginnt in unseren mittleren und nördlichen Staaten der strenge Winter dem Frühling zu weichen, so erwacht ein geheimnißvolles Regen und Drängen in der kleinen Brust und eine gewaltige Sehnsucht nach der Stätte, da sie zuerst das Licht der Welt begrüßt, ergreift das muntere Völkchen, daß sie nicht länger ferne bleiben können. Und ob der grimme Winter auch nur langsam weicht und vielleicht ein verspäteter Schneefall das frisch aufgesproßte Grün noch einmal mit einem weißen Schleier verhüllt — plötzlich sind sie da, die munteren Frühlingsboten und erfüllen Feld und Wald mit Lust und Leben. Und wer, der einen Sinn hat für das Weben und Leben in der Natur, freut sich nicht des munteren Grußes, mit welchem diese Kinder des Gesanges wieder in ihrer alten Heimath einziehen!

Es bedarf daher wohl keiner Entschuldigung, wenn wir dem geneigten Leser diesmal einige der bekanntesten und beliebtesten Zugvögel unseres Landes in Wort und Bild vor Augen führen.



Gefleckte Drossel. (Mottled Thrush, Brown Thrasher.) — Walddrossel. (Wood Thrush.)

Wir beginnen mit dem Liebling unserer Kinderwelt, dem amerikanischen Robin, der meist schon mit den ersten Frühlingstagen bei uns eintrifft. Nach Art der Drosseln, deren Familie er angehört, sehen wir dann den großen grauen Vogel mit rother Brust auf dem Boden umherhüpfen, und zwar gewöhnlich in Absätzen. Bemerkt er etwas Auffallendes, so schnellt er den Schwanz nach oben und zuckt gleichzeitig mit den Flügeln nach unten, wie es unsere Abbildung zeigt. Wird er aufgescheucht, so flattert er in anscheinend täppischer Weise über den Boden dahin, wo möglich von einem Busch zu andern, hat er sich aber einmal zu einer gewissen Höhe erhoben, so streicht er mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Luft. Seine Nahrung besteht in Früchten, Sämereien, Insekten und

Würmern. Mit Vorliebe hält sich der Robin in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, fast scheint es, als suchte er geflissentlich die Gesellschaft der Menschen. Dafür genießt er aber auch gewöhnlich deren Gunst und Schutz, und wo dies der Fall ist, wird er außerordentlich zahm. Das Weibchen legt 4—5 Eier von hellblauer Farbe. In 9—10 Tagen schlüpfen die jungen Vögelchen aus und werden dann von den Eltern mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt, bis sie groß genug sind, selbst für sich zu sorgen, worauf das Elternpaar nicht selten noch ein zweites Mal brütet. Wie die meisten Drosseln, so ist auch der Robin ein angenehmer Sänger, obwohl er in dieser Hinsicht von vielen seiner begabteren Verwandten weit übertroffen wird.

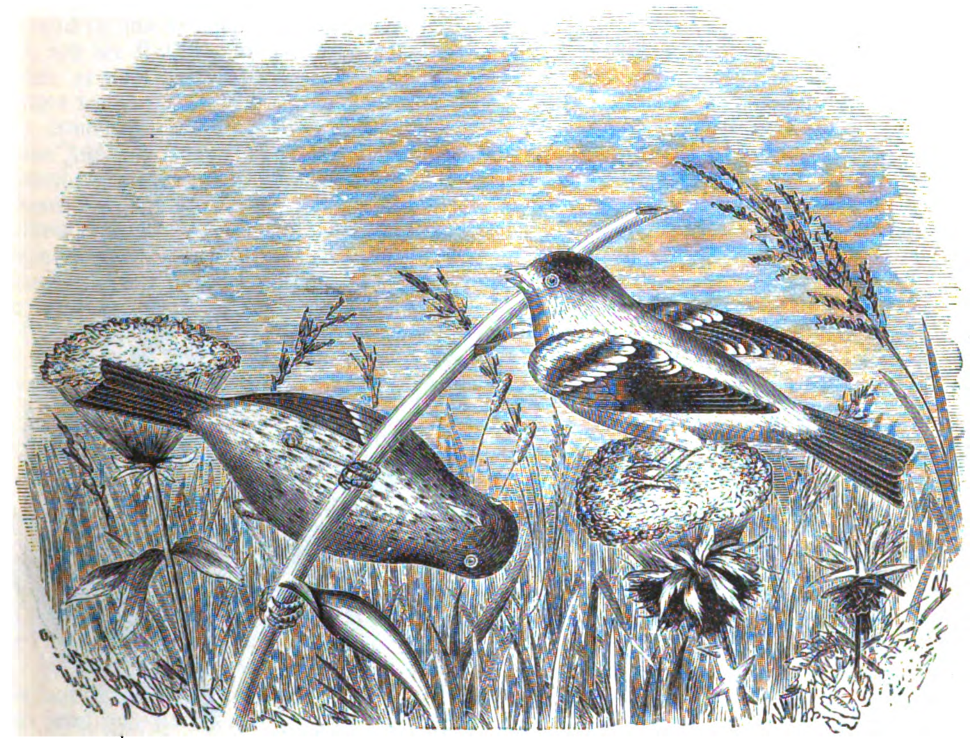
Die größte Drosselart in den Vereinigten Staaten ist die gefleckte oder rothe Drossel. Sie mißt von der Spitze des Schnabels bis zum Schwanze nahezu einen Fuß. Ihr Gefieder ist oben röthlich grau, unten gelblich weiß; über die Flügel ziehen sich zwei weiße Streifen, die durch einen schwarzen Rand hervorgehoben werden, und die Brust ist mit vielen dunklen Flecken besäet. Erst Anfangs Mai kommt dieser stattliche, aber scheue Vogel in unseren nördlichen Staaten an, und dann vernehmen wir oft, besonders in früher Morgenstunde, seinen melodischen Gesang. Im Benehmen und der Lebensweise hat die rothe Drossel viele Aehnlichkeit mit dem Robin, nur ist sie viel furchtsamer als dieser und verbirgt sich daher gerne in niedrigem Buschwerk. Auffallend ist, daß unser Vogel während seines Winteraufenthalts im Süden niemals singt. Er scheint in dieser Zeit an einem drückenden Heimweh zu leiden, welches ihn erst dann wieder verläßt, wenn er die Frühlingsluft der nördlichen Staaten athmet. Neben der rothen Drossel zeigt unser Bild noch die verwandte Walddrossel, welche gleichfalls zu den besten Sängern unseres Landes zählt. Die Palme in der Kunst des Gesanges aber gebührt vor allen amerikanischen Singvögeln dem gleichfalls der Drosselfamilie zugehörigen Spottvogel, dessen Sang an Reinheit und Fülle des Tones nur wenig hinter den Flötentönen der europäischen Nachtigall zurücksteht, während er in der Mannigfaltigkeit der Sangesweisen von keinem anderen Vogel erreicht wird. Denn in der Nachahmung fremder Weisen besitzt der Spottvogel eine unbestrittene Meisterschaft.



Baltimorevogel (Baltimore Oriole). — Katzenvogel (Cat-Bird).

Einer der schönsten Vögel Amerikas ist der

7½ Zoll lange orangegelb, scharlachroth und schwarz gefärbte Baltimorevogel (Baltimore Oriole). Dieser prachtvolle Vogel zeigt eine ganz besondere Geschicklichkeit in der Anfertigung seines Nestes. Dasselbe bildet einen 8—10 Zoll langen Sack, welcher meist in bedeutender Höhe in der Gabel eines Zweiges aufgehängt ist. Im Uebrigen ist der Bau verschieden je nach dem Lande, in welchem der Vogel wohnt. In den südlichen Staaten besteht das Nest aus sogenanntem „spanischem Moose" und Raupen und Käfern, welche sie von den Zweigen und Blättern ablesen oder fliegend verfolgen und mit großer Geschicklichkeit erhaschen. Schon frühzeitig im Jahre treten sie ihre Wanderung nach dem Süden an. Dann sieht man sie oft in hoher Luft, meist einzeln, unter lautem, tönendem Geschrei und mit großer Eile dahinfliegen. Erst gegen Sonnenuntergang senken sie sich nach geeigneten Bäumen hernieder, suchen hastig etwas Futter, schlafen, frühstücken und setzen dann ihre Reise fort. Ihr Gesang ist einfach, aber



Grasmücke (Warbler). — Goldfink (Goldfinch, Yellow-Bird).

ist so locker gebaut, daß die Luft überall leicht hindurchdringen kann; das Innere enthält auch keinerlei wärmende Stoffe, ja der Bau wird sogar auf der Nordseite der Bäume angebracht. In den nördlichen Staaten dagegen wird es an Zweigen aufgehängt, welche den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, und innen mit den wärmsten Stoffen ausgekleidet. Das Thier richtet sich also ganz nach dem Klima ein. Das Weibchen legt 4—6 Eier. Nach 14tägiger Brütung entschlüpfen die Jungen, und drei Wochen später sind sie flügge. Bevor sie ausfliegen, hängen sie sich oft an die Außenseite des Nestes an, und schlüpfen aus und ein wie die Spechte. Die Nahrung der Baltimorevögel besteht in Baumfrüchten aller Art, und wenn diese fehlen in äußerst angenehm wegen der Fülle und des Wohllauts der wenigen Töne. Der bekannte Katzenvogel (Catbird) gehört der Familie der Drosseln an und verleugnet deren Art in seiner Lebensweise keineswegs. Aus seiner Ruhe aufgeschreckt, stößt er einen Schrei aus, welcher an das Miauen einer jungen Katze erinnert — daher der Name „Katzenvogel".

Wenige unserer gefiederten Lieblinge sind so allgemein bekannt und geschätzt wie der amerikanische Goldfink, der sich durch Größe, Gestalt und Farbe als ein „naher Verwandter" des Kanarienvogels erweist, und daher auch häufig als „wilder Kanarienvogel" bezeichnet wird. Das Gefieder des Goldfinken ist schön citronengelb, Schwanz und Schwungfedern sind glänzend

schwarz. Dies ist jedoch nur das Sommerkleid des männlichen Vogels, die Farbe des Weibchens und während der Herbst- und Wintermonate auch des Männchens, ist ein schlichtes Olivenbraun. Früh, meist schon im März, erscheint der Goldfink in größeren oder kleineren Schwärmen wieder in seiner nördlichen Heimath. Im April legt das Weibchen fünf weißliche Eier, welche am stumpfen Ende braun punktirt sind. Der Flug des Goldfinken ist wellenförmig, aber leicht und ziemlich schnell. Seine Nahrung besteht vorzüglich in kleineren Samen. Sein Gesang ist schwach, aber angenehm und von bedeutendem Umfang. In der Gefangenschaft hält er sich eben so gut, wie der Kanarienvogel, auch gewinnt der Gesang gefangener Vögel bald außerordentlich an Stärke und Mannigfaltigkeit. Neben dem Goldfinken erblicken wir auf unserem Holzschnitt eine Grasmücke in hängender Stellung. Die Grasmücken bilden eine zahlreiche Familie, deren einzelne Arten einander oft so ähnlich sind, daß sie nur schwer unterschieden werden können. Lebhafte Färbung ist selten, wenn auch nicht gänzlich ausgeschlossen. Auf dem Boden sind die Grasmücken ebenso unbeholfen und fremd wie die Drosseln auf ihm heimisch sind. Im Gebüsch dagegen beweisen sie ihre Meisterschaft. Munter und bewegungslustig durchkriechen sie auch die dichtesten Hecken mit unnachahmlicher Gewandtheit. Ihr Flug ist in der Regel schwerfällig und wankend, woraus es sich erklärt, daß sie außerhalb ihres schützenden Gebüsches äußerst scheu sind. Alle Arten ohne Ausnahme sind vorzügliche Sänger, und etliche sind wahre Meister im Gesang. Zu den schönsten Arten dieser Familie gehört die Gold-Grasmücke (Golden Warbler), welche sich bei aschgrauer Grundfarbe durch die rothgoldene Färbung des Scheitels und der ersten und zweiten Reihe der Flügeldeckfedern auszeichnet.



Kolibri (Humming-Bird). — Blauvogel (Blue-Bird).

Mit wenigen Worten erwähnen wir schließlich noch den Blauvogel und den Kolibri, welche unser letzter Holzschnitt darstellt.

Der anmuthige Blauvogel, der schon in den ersten warmen Frühlingstagen auf den höchsten Zweigen der Bäume oder auf Zäunen und freistehenden Pfosten sitzend, die Töne seines herrlichen Gesanges in die laue Frühlingsluft hinausjubelt, gehört zu den bekanntesten und beliebtesten Vögeln unseres Landes. Die Farbe des Blauvogels ist auf dem Rücken und auf der Oberseite der Flügel und des Schwanzes ein tiefes Himmelblau, unten ist die Grundfarbe ein schwärzliches Braun, nur bei dem Männchen ist die Brust lebhaft ziegelroth gefärbt. Die Schönheit seines Gefieders, die Anmuth seiner Be-

wegungen und die Lieblichkeit seines Gesanges machen den Blauvogel zum Liebling aller Naturfreunde. Noch schöner aber an Gestalt und Färbung ist der Kolibri. Dieser kleine Vogel ist ein wahres Meisterstück der Natur. Leichtigkeit, Schnelle, Gewandtheit, Anmuth und reicher Schmuck — alles ist diesem kleinen Liebling der Natur zu Theil geworden. Wer bliebe nicht bewundernd stehen, wenn er eines dieser lieblichen Geschöpfe erblickt, wie es schwirrend durch die Luft schießt, sich in ihr wie durch Zauber festhält und von Blume zu Blume gleitet, glänzend, als wäre es ein Stück des Regenbogens, welches so lieblich ist, wie das Licht selbst? Lange glaubte man, daß der Kolibri nur von dem Honig lebe, welchen er nach Art der Schmetterlinge aus den Blumen sauge. Diese Ansicht hat sich jedoch als irrig erwiesen. Nicht der Honig, sondern die kleinen Insekten, die sich in den Blumenkelchen befinden, bilden die Hauptnahrung dieses wunderbaren Geschöpfes. Es giebt verschiedene Arten Kolibris, deren Größe in weiten Grenzen schwankt; denn einzelne kommen den kleinsten Bienenfressern an Leibesgewicht gleich, andere sind kaum größer als eine Hummel. Zu den größeren Arten gehört der bei uns lebende nordamerikanische Kolibri, dessen Gefieder auf der Oberseite grün mit Goldschimmer, an Brust und Hals karminpurpurfarbig ist, und dessen Schwung- und Steuerfedern purpurbraun gefärbt sind. Die Versuche, Kolibris in der Gefangenschaft zu erhalten, sind bis jetzt alle fehlgeschlagen. Das ätherische Leben dieser freien Kinder der Luft und des Sonnenscheins kann in dem dumpfen Käfig der Gefangenschaft nicht gedeihen. Der Kolibri muß frei unter freiem Himmel leben oder — sterben.

Hiemit sei's genug für diesmal. Wir wollen uns freuen der munteren Kinder des Gesanges, die nun wieder bei uns eingezogen sind, und die Weisheit und Liebe dessen preisen, der sie uns zur Lust und Freude erschaffen hat. Der Vater im Himmel gewährt seinen Kindern nicht nur, was zu ihres Lebens Nothdurft gehört; er erquickt auch Auge, Ohr und Herz durch die Wunder der Natur und weckt dadurch den Sinn für das Schöne in des Menschen Brust. Die Erde ist voll der Ehre des Herrn, und wer mit offenem Auge um sich schaut, erkennt auf allen Schritten das Walten des Allmächtigen, in dem wir alle leben, weben und sind.

Im alten Schloß zu Stuttgart.

Von Gustav Ludwig.

Es war im Jahre 1849. Der badische Aufstand war eben mühsam unterdrückt worden, aber der gehoffte Rückschlag auf die Gemüther der Rebellen und ihre Einschüchterung durch den siegreichen Einzug des Prinzen Wilhelm von Preußen ließ sich in Württemberg noch kaum verspüren. Der König von Württemberg lebte seit einiger Zeit in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse in Ludwigsburg. Unter den königlichen Truppen herrschte noch da und dort ein von den Revolutionären eifrigst genährter Geist der Widerspenstigkeit und Verdrossenheit. Den Sicherheitsdienst vor den königlichen Schlössern in Stuttgart, sowie vor den dortigen Staatsgebäuden hatte die Bürgerwehr übernommen. Auch ich war in dieselbe eingereiht. Mit klingendem Spiele waren wir an einem Samstag Nachmittag auf der Schloßwache aufgezogen. Mich traf als einem der Jüngsten, obwohl ich schon seit drei Jahren wohlbestallter Ehemann war, die Aufgabe, im innern Hof des alten Schlosses bei dem finstern gewölbten Gang, welcher vom Hofraum zur Silberkammer führt, in den Mitternachtsstunden von zwölf bis zwei Uhr den Wachtposten zu beziehen. Kurze Zeit vorher wollte gleichfalls in der Mitternachtsstunde ein Kamerad eben dort die „weiße Frau“ gesehen haben. Ich gehörte von früher Jugend nicht zu denen, die man „Fürchtebutze“ zu nennen pflegt. Allein an jenem Abend gab es sich ganz von selber, daß unsere Gespräche in der Wachtstube auf das Kapitel der aufgeklärten und unaufgeklärten Gespenstergeschichten sich lenkten. Wir saßen unsere Zwölf, meist gute Bekannte, im großen Wachtlokal, und suchten uns durch allerlei Plauderei die Zeit zu vertreiben, bis uns um zwölf Uhr die Patrouille zum Dienste abholen sollte.

„Ah bah,“ rief einer der Genossen, als das Märchen von der „weißen Frau“ von einem der Anwesenden im Tone großen Ernstes und tiefster Ueberzeugung zur Sprache gebracht worden war, „niemals werde ich solchen Dingen irgendwelchen Glauben beimessen. Denn noch nie in meinem Leben, und ich zähle heuer den fünfzigsten Sommer, ist mir das mindeste vorgekommen, was sich nicht, wenn es auch Anfangs unheimlich und gespensterhaft schien, später auf die natürlichste

Weise aufgeklärt hätte. Ich war ein vierzehnjähriger Knabe und sollte in einem alten hohen und geräumigen Pfarrhaus die Ferien zubringen. Das Haus war ehemals eine Probstei, und manche unheimliche Mönchsgeschichte, die sich daselbst abgespielt, hatte aus einem grauen Aktenstoß der Probsteiregistratur ihren Weg unter das Publikum gefunden. Die Mönche mit klirrenden Ketten an Armen und Beinen, sollten nach allgemeiner Volkssage am hellen lichten Tage die Treppen heruntergeschlürft kommen und hinten in dem sogenannten Folterkämmerchen verschwinden. Auch wollte man öfters ein herzzerreißendes Aechzen und Schluchzen von dorther vernommen haben. Der in meinem Alter stehende Sohn des ehrwürdigen Pfarrherrn ging nun mit muthwilliger Schadenfreude darauf aus, meinen jüngeren Bruder und mich das Gruseln zu lehren. Er schlief mit uns in derselben Stube, welche der Folterkammer benachbart war. Schon den Tag über hatte er uns auserlesene Gespenstergeschichten erzählt, die ihm nächtlicher Weile widerfahren sein sollten, und mit einigem Bangen schon betraten wir das fragliche Schlafzimmer. Eben als wir, mit Mühe die Erinnerung an das Gehörte niederkämpfend, einschlafen wollten, begann der Pfarrerssohn aus seinem Bette heraus behaglich aufs neue: wir sollten ja nicht erschrecken, wenn gegen zwölf Uhr ein ungewöhnliches Geräusch im Zimmer sich vernehmen lasse; um diese Zeit pflege der unter den Bettstellen sich aufhaltende Geist sich aufzurichten, die Bettstelle auf seinem Rücken in die Höhe zu heben, und daselbst mit unheimlicher Geschwindigkeit im Kreise tanzen zu lassen. Wenn er dies Kunststück an allen Bewohnern des Schlafzimmers vollführt habe, pflege er mit einem donnerähnlichen Krach die Stube zu verlassen, und der Gespensterspuk habe für die Nacht sein Ende gefunden. Daß der jüngere Bruder und ich in jener Nacht im Angstschweiß gebadet und eng aneinander geschmiegt der Dinge harrten, die da kommen sollten, wird euch erklärlich erscheinen. Und wenn je einmal, so hätten wir in jener Nacht Gespenster sehen und hören müssen, denn unsere Phantasie war erhitzt genug, und Augen und Ohren waren aufs äußerste gespannt, als die Thurmglocke um die Mitternachtsstunde aushob und der zwölfte Glockenschlag ertönte. Doch alles blieb stumm jetzt wie zuvor, und der Geist schien in jener Nacht seinen Rücken schonen zu wollen.“ —

Mein Nebensitzer ergriff darauf das Wort und sagte: „Und ich bin ganz derselben Ansicht und überzeugt, daß in hundert Fällen von angeblichen Geistererscheinungen neunundneunzig Mal eine ganz natürliche Erklärung des Vorgefallenen sich ergeben würde, wenn dem Geheimniß ernstlich zu Leibe gegangen und dasselbe auf seinen Grund erforscht würde. Ich war oft in der glücklichen Lage, durch meinen Beruf in Häuser geführt zu werden, die in Beziehung auf Gespensterspuk übel berüchtigt waren. Ich habe auch in den unheimlichsten Stuben manchesmal eine Nacht durchwacht, und niemals etwas gesehen oder gehört, was entfernt einer Geistererscheinung oder einem Gespenstergeräusch ähnlich gesehen hätte. Dagegen hat zur Bestätigung meiner vorhin ausgesprochenen Ansicht meine Mutter manchmal folgendes Erlebniß erzählt. Sie saß in dem ersten Jahre ihres Ehestandes des Abends einmal allein zu Hause. Ihr Gatte war in Gesellschaft gegangen, und die handfesten Gesellen, welche ihm in seinem Gerbereigeschäfte Dienste leisteten, waren gleichfalls zu einem Glase Bier über den nahen Rhein gezogen. Die Mutter saß spinnend in der Nähe der Thüre am Ofen; nur ihr surrendes Rädchen unterbrach die unheimliche Stille. Da war's ihr plötzlich, als ob bedächtige Männerschritte von der Treppe her zu hören wären. Immer deutlicher vernahm sie, wie's die obere Treppe herabkam, und jetzt der Thüre sich näherte. Zugleich nahm sie wahr, daß dem ersten Manne auf dem Fuße ein zweiter folgte, und dem zweiten ein dritter, und so fort, bis sie von entsetzlicher Angst ergriffen vom Stuhle aufsprang, das Fenster öffnete und nach Hilfe in die schwarze Nacht hinausspähte. Lange, lange Minuten harrte sie so und wagte es nicht, sich umzudrehen und in das Zimmer zurückzublicken. Endlich sah sie den Nachtwächter die Straße herabkommen, und war schon durch seinen Anblick nicht wenig erleichtert. Als er in ihre Nähe kam, rief sie ihn und bat ihn, für einen Augenblick heraufzukommen, da es ihr im Hause nicht ganz geheuer erscheine. Sie warf ihm zugleich den Hausschlüssel hinab und hörte ihn gleich darauf mit seinem derben Knotenstock die Treppe heraufkommen. Sie ging ihm jetzt muthig entgegen und erzählte ihm in Kürze ihre Wahrnehmung. Noch in diesem Augenblicke holperten die unheimlichen Schritte die obere Treppe herunter. Als aber die beiden mit dem Licht bewaffnet und in begreiflicher Beklommenheit näher traten, — welch' eine Ueberraschung ward ihnen bereitet! Da lagen etwa zwanzig Lohkäse unten an der Treppe und jeden Augenblick kam ein neuer nachgerollt. Denn oben auf der Bühne, wo sie aufgeschichtet lagen, war eine dieser Schichten zusammengestürzt, und einer um den andern der rundlichen Diebe suchte die Treppe hinunter das Weite. Die Mutter stand erst sprachlos, dann aber brach sie mit dem Nachtwächter in ein munteres Lachen aus, das sich noch lange fortsetzte, als eben jetzt ihr treuer Hauswirth heimkehrte, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung Nachtwächter und Gattin um die Lohkäse versammelt fand.“

„Ganz ähnlich," fiel der Doktor, unser Herr Lieutenant ein, „ist's uns vor einem halben Jahre in unserem neu erworbenen Spitale ergangen. Gleich in den ersten Wochen merkte ich je und je verstörte Gesichter, wenn ich Nachts elf Uhr zum vorgeschriebenen Rundgang in das Wartezimmer der Krankenpflegerinnen trat. Ich fragte endlich nach dem Grunde ihrer Furcht. Da theilten sie mir mit, daß ein seltsames Geräusch in der Art von Männerschritten in der Mitternachtsstunde auf der oberen Treppe sich vernehmen lasse, und so oft sie auch schon nachgesehen haben, sie hätten nichts finden können, was das unheimliche Geräusch erklärte. Ich holte mir hierauf meine Flinte von Hause und beschloß, mit den Wärterinnen zu wachen und um jeden Preis der Ursache des Spukes auf die Spur zu kommen. Kurz vor Mitternacht vernahmen wir deutlich durch die offen gelassene Spalte der Thüre, wie sehr langsame, aber gewaltig auftretende Männertritte von der oberen Treppe her sich hören ließen. Ich schlich, mit der Flinte bewaffnet, an die Treppe, welche durch das Lampenlicht des Corridors mäßig erhellt war, und siehe da: ein mächtiger schwarzer Kater bog in demselben Augenblick um die Ecke der Treppe und plumpste von einem Tritt zum andern, bis er plötzlich meiner und meiner Flinte ansichtig wurde und eilenden Laufs zu seinem obern Versteck zurückkehrte. Nun nahm ich es den Krankenpflegerinnen selbst nicht übel, daß sie von dem nächtlichen Gepolter in großen Schrecken versetzt worden waren; denn nie hätte ich gedacht, daß eine Katze einen dem Männertritt so ähnlichen Gang annehmen könne, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen und Ohren beobachtet hätte. Der Kater war vom früheren Hauseigenthümer, der in die Ferne gezogen war, zurückgelassen worden und ist bald darauf der wohlgepflegte Freund und Schützling unserer Krankenschwestern geworden. Leider währte ihre Freude an ihm nicht lange; denn eines Tages fand man ihn todt auf den Schienen der in der Nähe vorbeiführenden Eisenbahn. Er hatte sich eines Abends auf die Schienen gesetzt und war von dem vorbeifahrenden Zug überfahren worden."

Der Doktor schloß seine Erzählung mit den Worten: „Das eine Mal ist's ein Kater, das andere Mal sind's Lohkäse, welche einen ganz natürlichen Erklärungsgrund für den vermeintlichen Gespensterspuk abgeben. Und wenn einmal in der Unterhaltung etwas auf's Tapet kommt, das einer wirklichen Gespenstergeschichte ähnlich sieht, so ist mir merkwürdig, daß man immer nur von dritten erzählt, die solche unheimliche Dinge erlebt haben. Mir ist noch keine zuverlässige und glaubwürdige Person begegnet, die mir sagen konnte: ich habe diese und jene Dinge gesehen und gehört, die ich mir nur erklären kann, wenn ich an die Existenz und das Treiben von Geistern oder Gespenstern glaube, in der Weise, wie sich das Shakespeare denkt, welcher bekanntlich Hamlets Vater als Geist auftreten und sagen läßt:

Ich bin deines Vaters Geist,
Verdammt auf eine Zeitlang Nachts zu wandern,
Und Tags gebannt in ew'ge Feuerglut,
Bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit
Hinweg geläutert sind."

„Doch, doch, lieber Doktor," meinte unser Wachtmeister, „ich selbst habe so etwas erlebt, das ich in das Kapitel unheimlicher Geistererscheinung einreihen möchte, wenn ich gleich nicht leugne, daß sich vielleicht eine natürliche Erklärung finden läßt. Im Kloster O., wo meine Verwandten wohnen, wurde übereinstimmend von vielen Ohrenzeugen, die länger oder kürzer im Hause aus- und eingingen, allnächtlich um die Geisterstunde ein schlürfendes Geräusch wahrgenommen, das von einer längst verstorbenen Aebtissin oder Nonne, die keine Ruhe im Grabe gefunden, herrühren sollte. Wiederholt wollte ein Dienstmädchen sie selbst bei Tage gesehen haben, wie sie in Nonnentracht und mit dem Brevier in der Hand die Treppe herabkam und durch den langen Gang zur Klosterkirche in ihren allzu langen Pantoffeln vorwärts rutschte. Bei meinem nächsten Besuch bat ich es mir als eine besondere Gefälligkeit aus, in dem an den Gang anstoßenden Zimmer, wo sich das Geräusch, der Sage nach, am deutlichsten vernehmen ließ, schlafen zu dürfen. Ich nahm in jener Nacht ein interessantes Buch mit mir in das Schlafzimmer und achtete, völlig angekleidet, mit Spannung auf jedes Geräusch, das sich etwa vor der Thüre vernehmen ließe. Vor zwölf Uhr blieb alles ruhig. Aber gleich darnach ließ sich deutlich erkennen, wie jemand in Pantoffeln oder Bandschuhen bedächtig an meiner Thür vorüberging und die Thür öffnete, welche vom Gang direkt in die Kirche führte. Ich eilte alsbald mit dem Licht an die Thür, konnte aber lediglich nichts wahrnehmen. Ich untersuchte die in die die Kirche führende Thür, die ich deutlich in den Angeln sich hatte drehen hören; aber ich fand sie geschlossen und den Riegel vorgeschoben. Darauf zog ich mich auf mein Zimmer zurück und horchte abermals gespannt, doch ohne die mindeste Furcht zu empfinden und bei ganz normalem Puls- und Herzschlag. Nach einer halben Stunde hörte ich abermals deutlich die Kirchenthür gehen. Im Nu war ich an meiner Thür. Aber wiederum war alles wie zuvor in Ordnung und ich konnte mit den Augen nichts Verdächtiges entdecken. Doch war es mir, als ob ich den rutschenden Gang schon von der Treppe her vernähme, und

als ob das spukende Wesen schon wieder den Rückzug angetreten hätte. In der nächsten Nacht hörte ich zur selben Minute das verdächtige Geräusch und zwar, da ich diesmal früher auf den Gang getreten war, so deutlich an mir vorüber kommen, daß jede Täuschung meinerseits ausgeschlossen ist; auch die Kirchenthür ächzte wieder in ihren verrosteten Angeln. Auch diesmal aber sahen meine Augen auch nicht die Spur einer Menschengestalt, nur war es mir in dem Augenblick, als der rutschende Tritt an mir vorüber kam, als ob ich von einem kalten Luftzug angehaucht würde." —

Ich selbst sollte übrigens in der nämlichen Nacht noch erfahren, welchen Gehörs- und Empfindungstäuschungen man in unbekannten Räumen ausgesetzt ist, und wie leicht sich auch solche Dinge, wenn man ihnen auf den Grund geht, auf natürliche Weise später aufklären. Ich bin überzeugt, daß auch das eben vom Wachtmeister Erzählte, wenn man näher nachgeforscht hätte, zu etwas ganz Natürlichem geworden wäre.

Mittlerweile war es halb zwölf Uhr geworden. Die Wache trat in's Gewehr und es stand nicht lange an, so befand ich mich auf meinem Posten im Hof des alten Schlosses. Der Wind blies kalt von Norden her, und machte die Situation noch unangenehmer. Als die Patrouille, die mich auf meinen Posten gestellt hatte, außer Hörweite war, begann ich meine Linie rasch auf- und abzuschreiten, um gegen die zunehmende Kälte anzukämpfen. Meine Schritte hallten laut wieder in dem von hohen Mauern umgebenen Hofraum. Plötzlich war es mir, als hörte ich ein Geflüster hinter dem hölzernen Thor am Eingang des unterirdischen Gewölbes. Ich horchte aufmerksam am Schlüsselloch und fand meine Wahrnehmung nur zu sehr bestätigt. Ich war überzeugt, daß ich es hier zwar nicht mit einer Gespenstererscheinung, etwa der weißen Frau, zu thun habe, wohl aber mit einer frevlerischen Verschwörung, ja wohl gar mit einem Einbruchsversuch in die Silberkammer, und blieb deshalb stramm an der Thür festgewurzelt, ohne mich zu weiterem Hin- und Herwandeln entschließen zu können. Ich mochte wohl eine Viertelstunde lautlos so gestanden haben, als der visitirende Offizier erschien, und auf sein Befragen, ob nichts Verdächtiges vorgefallen sei, über meine Wahrnehmungen kurzen Bericht erhielt. Auch er drückte jetzt sein Ohr in gespannter Erwartung an's Schlüsselloch und fand meine Beobachtung durchaus bestätigt. Ja, wir hörten jetzt beide mehrmals deutlich das Wort „Coup" in der hinter dem Holzthor flüsternd geführten Unterredung. Rasch entschlossen allarmirte der Offizier den greisen Schloßkastellan und beorderte die nächststehenden Wachen auf den Platz. Der alte Mann war fast nicht zu erwecken. Endlich erschien er, begleitet von zwei Dienern, mit dem Schlüsselbund und einigen Windlichtern. Er öffnete die Pforte, indessen wir uns im Halbkreis um ihn stellten. Sonderbar! Es war nirgends eine Spur von Verdächtigem zu finden. Wir gingen in alle Ecken leuchtend durch den Gang und fanden am Ende desselben die eiserne Thür, welche in das eigentliche Silberkammergewölbe führt, und deren Schloß völlig unversehrt und in Ordnung. Wir kehrten zurück in den Hofraum, schlossen die Holzthüre abermals ab, hatten aber kaum den Schlüssel umgedreht, als das Geflüster aufs neue und so deutlich sich vernehmen ließ, daß selbst der etwas schwerhörige Kastellan es hörte und ganz betroffen und angstvoll in unserer Mitte stand. Wir öffneten die Thür wieder und traten abermals in den finstern Gang. Deutlich vernahmen wir nun auch hier ein Zwiegespräch, das zwischen zwei ganz in der Nähe befindlichen Personen geführt werden mußte. Doch in diesem Augenblicke lachte auch schon der kontrollirende Offizier laut auf und deutete auf ein von uns bisher nicht bemerktes Fenster, fast an der Decke des Gewölbes, durch welches ein scharfer Luftzug strich, welcher das Fenster stoßweise auf- und zumachte. War das Fenster geschlossen, so hörten wir das Geflüster nicht mehr. Sobald es aber der Wind wieder aufstieß, war es ganz deutlich zu vernehmen. Da wandte sich einer der herbeigerufenen Wachtposten, der zuvor am Schlosse in der Nähe des Theaters postirt war, an den Offizier und sagte: „Schon seit einer halben Stunde stehen zwei Männer im eifrigsten Gespräche unten am Theater. Es sind wohl Schauspieler, denn ich habe sie mehrmalen von Theatercoups und Aehnlichem reden hören." Der Offizier bestätigte diese Beobachtung, eilte aber doch mit raschen Schritten hinaus, um zu sehen, ob die Beiden noch jetzt ihr Gespräch fortsetzten. Nach kurzer Entfernung kam er, dies bestätigend, zurück, und wir alle überzeugten uns, daß wir nichts, als diese Unterredung gehört hatten, und daß von einem Einbruchsversuch in dem Silbergewölbe weit und breit keine Rede war." —

Diesem Spuk-Erlebniß des Bürgerwehrmannes füge ich zur Beruhigung für ängstliche Gemüther noch das folgende launige Stückchen aus der Amtspraxis eines gescheiten Oberamtsrichters bei. Derselbe hatte vernommen, daß in einer seiner richterlichen Gewalt unterstellten Landgemeinde eine Gespenstergeschichte das Tagesgespräch bilde, und alt und jung in Schrecken und Angst versetze. Beim nächsten Ruggerichte behielt er die Gemeinderäthe deshalb noch länger auf dem Rathhause, als die Gerichtsgeschäfte schon alle erledigt waren. Er fragte, woher es denn komme, daß sie heute so verlegen dagesessen

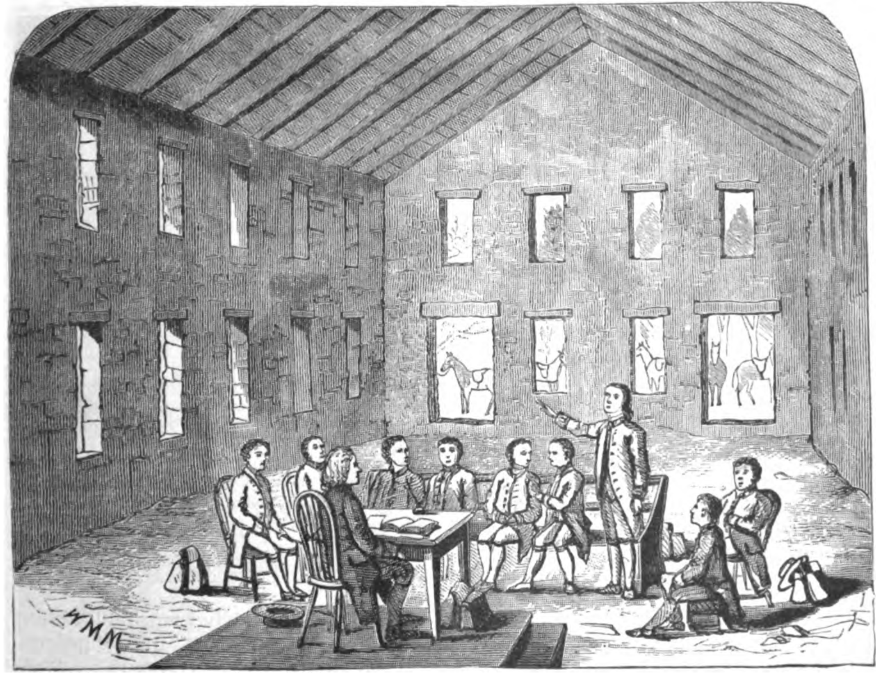
seien, und sich so eigenthümlich zugewinkt und zugeflüstert haben. Lange wollten sie nicht mit der Sprache herausrücken. Als aber der Oberamtsrichter von dem ältesten Gemeinderath auf's entschiedenste Auskunft über das Geheimniß verlangte, begann derselbe endlich schüchtern folgende Rede: „Wenn Sie es denn eben wissen wollen, Herr Oberamtsrichter, so will ich Ihnen eben die Sache kurz und gut offeriren. Unser alter Herr Pfarrer, Gott hab' ihn selig! — er ist ein herzensguter Mann gewesen! lauft im Kirchenrock und mit den weißen Bäffchen am hellen Tage oben am Waldessaum, wo er so oft im Leben seine Predigt studirt hat, große und kleine haben ihn gesehen.“ Die andern Gemeinderäthe stimmten nun eifrigst ein, und selbst einige der Anwesenden ließen es sich nicht nehmen, sie wollten den Geist selbst und leibhaftig gesehen haben. Der Oberamtsrichter erkundigte sich hierauf genauer über Ort und Stelle der Erscheinung, und meinte endlich, daß der Platz in der That in seinen Gerichtssprengel gehöre. Er richtete sich jetzt am Tische auf, setzte sich gravitätisch in Positur, schlug gewaltig mit der Faust auf den Tisch und erklärte mit weithin vernehmlicher Stimme: „Der erste, der den Geist wieder sieht, ergreift ihn im Namen des Fürsten und liefert ihn mir vor das Oberamtsgericht ein.“ Sprach's zu den verblüfften Bauern, und alles Gespenstergerede hatte nun ein Ende im Dorfe.

Die Organisation der Bisch. Meth. Kirche.

Editor.

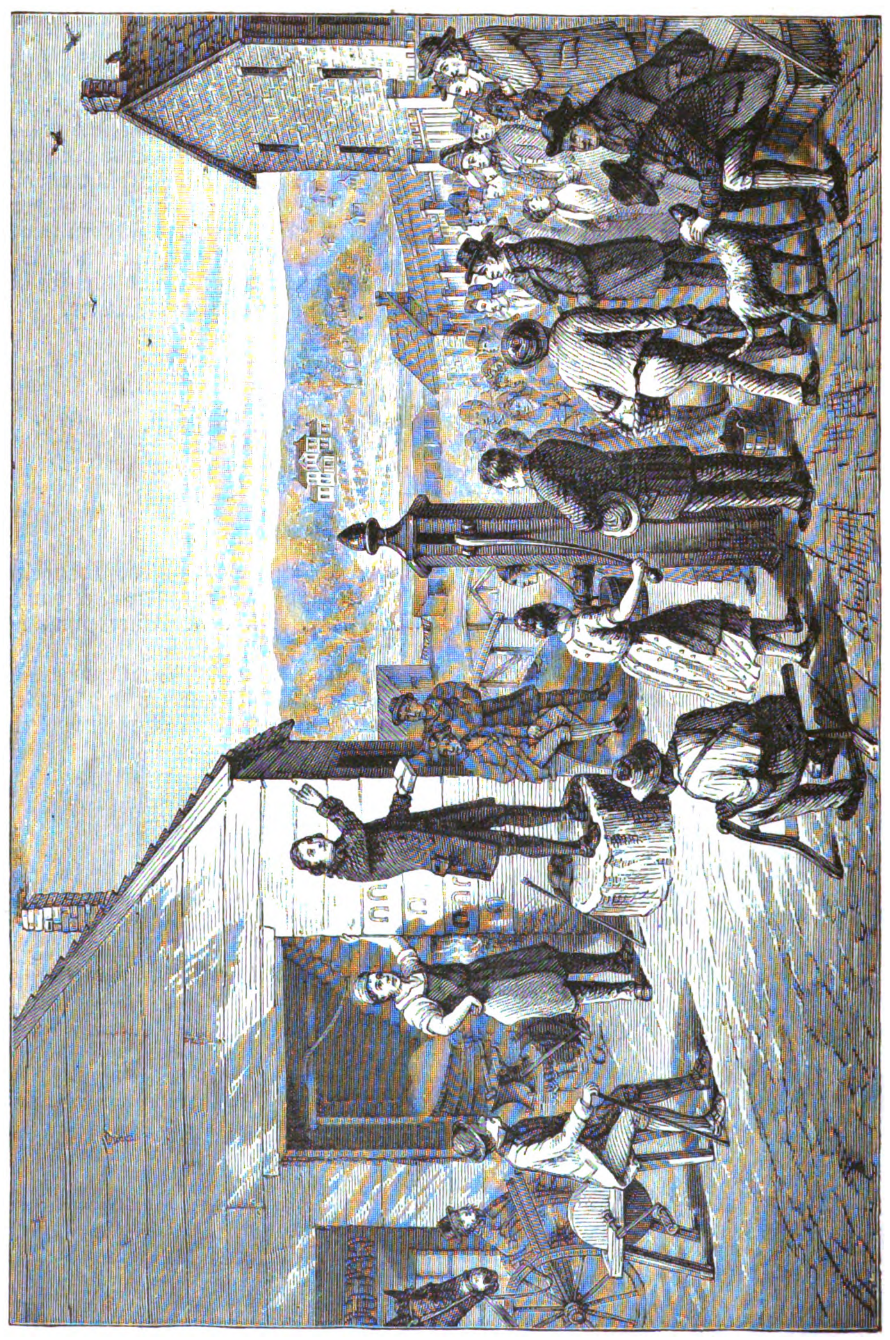
II. Kampf um die Existenz.

Die Anfänge zur Kirchengründung waren gemacht worden, und wie die ersten Laienprediger in New York und Maryland das Volk mit den Lehren und Einrichtungen des Methodismus bekannt machten, so trugen andere nach ihnen von England und Irland eingewanderte Laien, noch ehe die Reiseprediger ankamen, das Evangelium in alle Gegenden des Landes, soweit es damals zugänglich war. In keiner Anordnung hat sich die Weisheit und Hellsichtigkeit Wesleys besser bewahrheitet als in der Benützung des Laien-Elementes zur Pastoralarbeit, und die Geschichte der Kirche weist in dieser Beziehung Lektionen



Erste Methodisten-Conferenz.

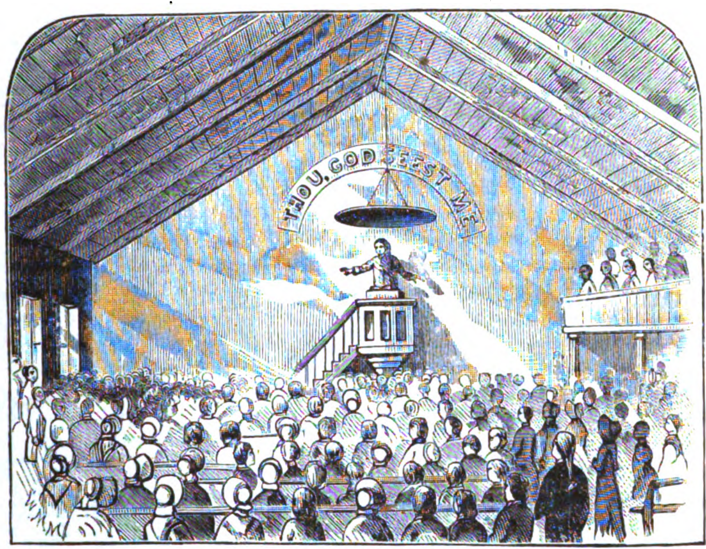
nach, welche nicht so schnell vergessen werden sollten.



Erste Methodistenpredigt in Baltimore.

So hoch jedoch die Wirksamkeit dieser opferfreudigen Lokalprediger auch zu schätzen ist, so waren die anfänglichen Erfolge doch eigentlich mehr vorbereitende Schritte zur Gründung des amerikanischen Methodismus, welche Thatsache die Arbeiter aus dem Laienstande so klar erkannten, daß sie selbst — Hauptmann Webb voran — um Prediger aus England baten. „Wir bedürfen," schrieb bereits im Jahre 1768 Thomas Taylor, einer der ersten Kirchenvorsteher

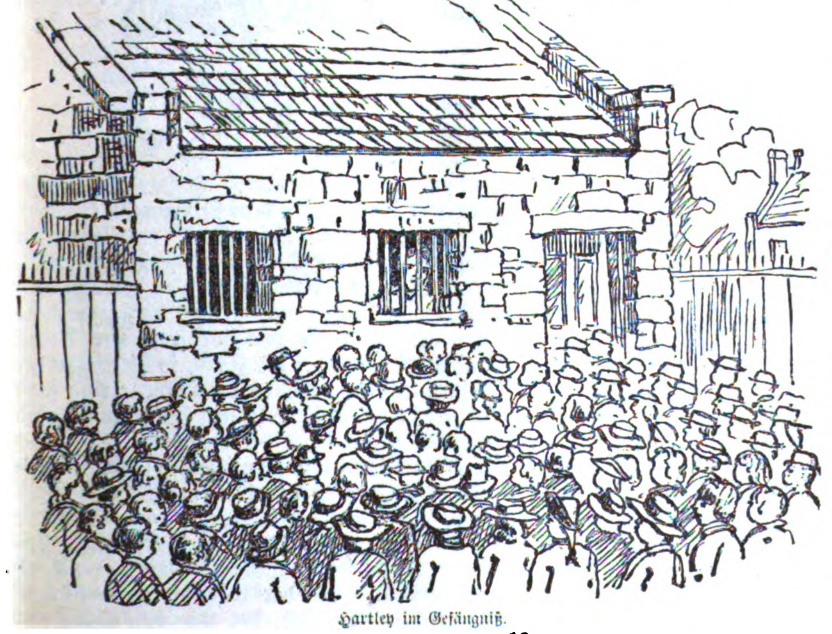
in New York, an Wesley, „einen fähigen und erfahrenen Prediger, welcher sowohl die nöthigen Talente als Gnade für die Ausübung seines Amtes hat. Wenn das nothwendige Reisegeld nicht beschafft werden kann, so werden wir unsere Röcke und Hemden verkaufen, um aus dem Erlös die Ueberfahrtskosten zu bezahlen. Es sind so viele Personen nach dem Worte Gottes begierig, daß unser Versammlungsort — Riggin Loft — die letzten sechs Wochen nicht die Hälfte der herbei geströmten Leute zu fassen vermochte.“ Später gingen ähnliche Gesuche nach England ab, woselbst diese Hilferufe in den Prediger-Conferenzen vielfache Erwägung veranlaßten und Wesley dazu bestimmten, ordinirte Prediger nach Amerika zu senden, welchen jedoch der Laienprediger Williams vorauseilte, der unter fast übermenschlichen Anstrengungen den Grund zur Kirche in Virginien legte.



Inneres der Kapelle an Strawberry Gasse.

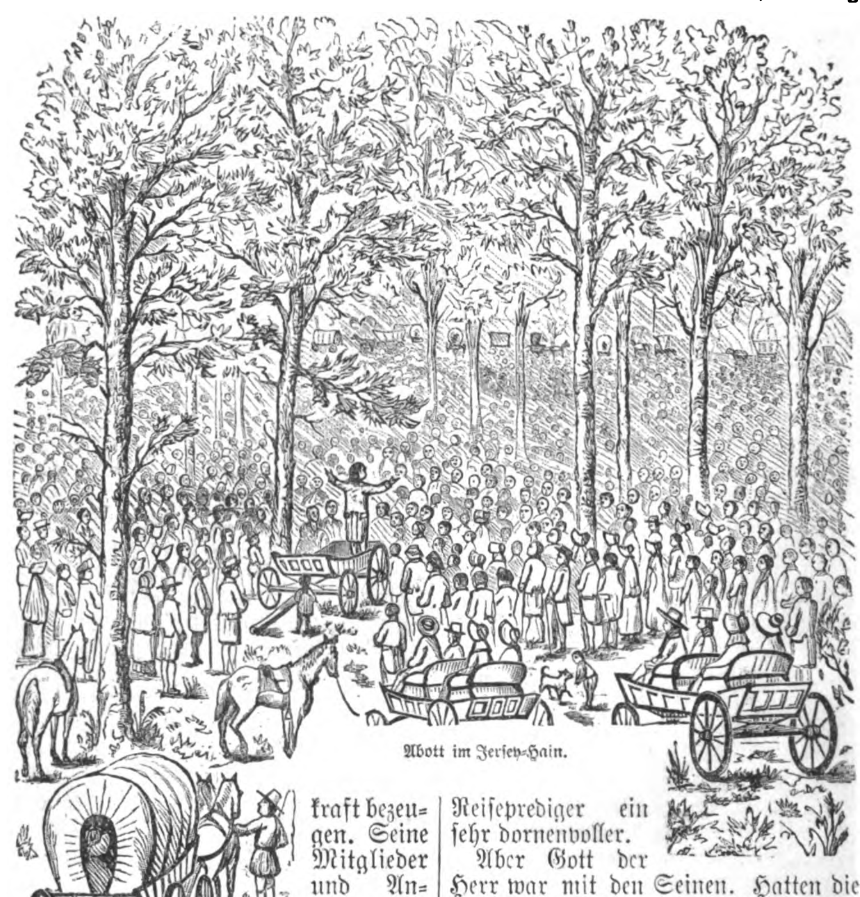
In der 26. von John Wesley zu Leeds in England gehaltenen Conferenz und 25 Jahre nach Gründung des englischen Methodismus, also im Jahre 1769, sagte Wesley zu den Versammelten: „In einem dringenden Gesuch unserer Brüder in New York bitten dieselben um Zusendung einiger Missionäre. Wer ist bereit in jenes westliche Arbeitsfeld zu treten?“

Damals aber bot die Reise nach Amerika viel größere Gefahren als jetzt, auch war es keine Kleinigkeit für die im Ganzen zu solchen Missionsunternehmungen wenig vorbereiteten wesleyanischen Prediger in der fernen westlichen Wildniß eine Kirche zu pflanzen. Aus diesen Gründen antwortete vorerst Niemand auf Wesley's Frage. Als er aber den nächsten Morgen um 5 Uhr über den Text predigte: „Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet und sie sind von mir abgefallen;“ — da schwand die Bangigkeit des Herzens und mehrere Stimmen antworteten in glaubens-muthiger Entschlossenheit: „Hier bin ich.“ — Richard Boardman und Joseph Pilmoor wurden auserlesen und sie zogen übers Meer. Sie sind die ersten ordinirten Reiseprediger des amerikanischen Methodismus.



Hartley im Gefängniß.

Diese sehr weise Maßnahme hatte aber keineswegs die Erlösung aus Noth, Mangel und allerlei Schwierigkeiten zu Folge, sondern der Methodismus mußte sich nach wie vor Schritt für Schritt den Boden erkämpfen, und in mühsamer Arbeit einen Grundstein nach dem andern legen und unter sehr widrigen Umständen seine Lebenskraft bezeugen. Seine Mitglieder und Anhänger gehörten der Mehrzahl nach keineswegs zu den Reichen und Angesehenen. Das Wiegenlied des Reiches Christi gilt auch hier: „Das Unedele vor der Welt und das Verachtete hat er erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte macht, was etwas ist." Auch erfuhren die ersten Methodisten, wie alle Kinder Gottes, daß Feindschaft ist zwischen des Weibes Same und der Schlange Same, und daß Wiedergeburt und unerneuertes Menschenwesen im Widerspruch zu einander stehen. Dazu kam, daß innerhalb der kleinen und weit zerstreuten Gemeinden mancher Kampf zu bestehen war, namentlich wegen Verwaltung der Sakramente, die bisher weder in England noch in Amerika von den Methodisten verwaltet wurden, und alles zusammen genommen war die Laufbahn der jungen Kirche auch nach Ankunft der von Wesley aus England herüber gesandten Reiseprediger ein sehr dornenvoller.



Abott im Jersey-Hain.

Aber Gott der Herr war mit den Seinen. Hatten die Methodisten kein Dach, unter dem sie predigen konnten, oder verschloß man ihnen Thür und Thor, so verkündigten sie das Wort unter freiem Himmel, in den Straßen der Stadt oder in der Wildniß des Urwalds; legte man sie in's Gefängniß, so riefen sie die Leute von dort aus zur Buße; fehlte die Brücke über den Fluß, so schwamm der Methodistenprediger durch die Wellen; und fand er kein Obdach, so legte er sein Haupt wie Jakob auf einen Stein.

„Was will uns dieser Lotterbube sagen? Verschließt ihm eure Häuser!" rief ein angesehener Bürger Baltimores, als John King, einer der Laienprediger, sich nach einem Versammlungslokal in jener Stadt umsah. Aber John King predigte doch. An der Ecke der Frenchstraße fand er einen Schmied, der sich „den Spaß an-

sehen wollte" und seinen Ambos als Kanzel benützen ließ. Also wurde die erste Predigt in diesem „Herd" des Methodismus gehalten. Die zweite von einem an Ecke der Calvert- und Baltimore-Straße aufgestellten Tische aus, wobei der Muth des Predigers durch betrunkene Milizsoldaten auf keine geringe Probe gestellt wurde. — In fünf Jahren von dieser Zeit hatte der Methodismus in jener Stadt so festen Fuß gefaßt, daß die jährliche Conferenz in Baltimore gehalten werden konnte. Heute aber erhebt sich ganz in der Nähe jenes Platzes, wo die Schmiede gestanden, einer der prächtigsten Tempel in den Vereinigten Staaten — die Mount Vernon Methodistenkirche.

Die erste amerikanische Conferenz der Methodistenprediger trat Mittwoch, den 14. Juli 1773 zusammen und währte zwei Tage. Asbury und Rankin waren bereits in Amerika. Der Versammlungsort, die damalige St. Georgskapelle, bestand aus 4 Wänden und dem Dach und ermangelte jeglicher innerer Einrichtung. Die damals gesammelte Statistik ergab eine Gesammtsumme von 1160 Mitgliedern, von welchen beinahe die Hälfte in Maryland wohnten. Heute zählt man fünf Millionen Methodisten in den Vereinigten Staaten und Canada. Das damalige Conferenz-Protokoll ist für heutige Conferenz-Sekretäre eine wahrhafte Oase sehnsüchtiger Erfrischung. Es umfaßt mit Einschluß der Statistiken eine ganze Oktavseite!

Die erste in Baltimore an der Strawberry-Gasse (1773) erbaute Methodistenkapelle war damals die besteingerichtete der entstehenden Kirche — und die war höchst einfach.

Aber die ersten Methodisten schätzten sich glücklich, solche Kirchen zu besitzen. Es waren ihre Kathedralen und Centralpunkte des überall hin ausgedehnten Missionsnetzes. Wie wir bereits gesehen, mußten sie sich meistens mit noch viel bescheideneren Predigtplätzen begnügen. Ja — selbst das Gefängniß diente als Kanzel und wurde vornehmlich von dem eifrigen, oft heftigen Hartley dazu benutzt. Im Kreisgefängniß zu Talbot, Virginien, wegen seiner Ausfälle gegen die Sklaverei gefangen gehalten, predigte er durch das Gefängnißfenster. Oft kamen seine Zuhörer zehn bis fünfzehn Meilen weit, um ihn zu hören. Das Wort des Herrn bewies seine Kraft. Viele bekehrten sich zu Gott, und die ganze Umgegend ward dermaßen erregt, daß seine Feinde endlich froh waren, ihm nicht nur seine Freiheit zu geben, sondern auch die Erlaubniß zu ertheilen, auch fernerhin zu predigen. „Letztere Gnade," meinte Hartley, „hätten sie sich ersparen können, denn es ist ja mein Ruf von Gott, die herrliche Erlösung kund zu machen, und da können diese Menschen weder etwas davon noch dazu thun."

Auch die jetzt vielfach so gar fein eingerichteten Lagerversammlungen waren anfänglich sehr primitiv. Der in seinen Manieren rauhe, aber außerordentlich erfolgreiche Laienprediger Abbott ist der Vater derselben. Er predigte in New Jersey mit so wunderbarem Segen, daß Tausende ihm zuströmten. Oft war kein Lokal groß genug, die Menge zu fassen. Da zog man bei gutem Wetter einfach hinaus in den nächsten Hain und hielt Gottesdienst. Nicht selten waren die Leute dermaßen begierig und erweckt, daß sie auch nach tagelangem fast unausgesetztem Gottesdienst nicht nach Hause gehen wollten. Abbott wußte Rath. „Geht in die nächsten Häuser zu Herberge und kommt morgen früh wieder," sagte er. Solches waren die ganz einfachen und ebenso natürlichen Anfänge der Lagerversammlungen.



Arretirung eines Methodisten.

Nebst mancherlei Kämpfen bereitete der ausgebrochene Unabhängigkeitskrieg der jungen Kirche viele und große Schwierigkeiten. Er brachte ihr aber auch, wie dem ganzen Lande, die Entscheidung, die Unabhängigkeit. Wesley erkannte, daß nachdem sich die Amerikaner die Freiheit erkämpft, es unmöglich sei, den Methodismus vom Mutterlande aus zu leiten und zu regieren, und that Schritte zur Organisation. Die Bisch. Meth. Kirche war die erste, welche in ihrem Kirchengesetz die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte. Sie verlor zwar durch die Revolution alle von Wesley gesandten Prediger — mit Ausnahme Asbury's — und

erlitt dadurch großen Verlust, wurde aber auch von fremder Aufsicht befreit. Da so viele Methodistenprediger sich als gute Engländer erwiesen, geriethen alle Methodisten in Verdacht, es mit den Feinden des Landes zu halten, wurden aber eben dadurch zur Entscheidung getrieben und warfen das Loos mit ihren Landsleuten. An Opposition, Anklagen und Verfolgungen fehlte es während des Befreiungskampfes nicht. Manche Methodisten wurden mit gewöhnlichen Verbrechern in's Gefängniß geworfen oder mit Knüppeln, Riemen und Peitschen beinahe todt geschlagen, so daß sie die Spuren ihrer Mißhandlung mit ins Grab nahmen. Andere wurden von Haus und Familie vertrieben und mußten sich in Wäldern und Höhlen verborgen halten.

Alles dies aber war Vorbereitung zur Selbstständigkeit, zur Organisation der Bischöflichen Methodisten-Kirche, welche 1784, während der sogenannten Christtags-Conferenz, in Baltimore stattfand, wovon wir das nächstemal hören werden.

Ein Ton aus der Heimath.

Ein Isländer, Namens Marmier, kam nach England. Nach einigen Jahren hatte er den Schmerz des Heimwehs überwunden. Man hörte ihn nicht mehr sein Haus und seine Berge bedauern; er redete eine andere Sprache und lebte ein anderes Leben. Eines Tages als er sich in vollkommener Seelenruhe befand, hörte er in seiner Nähe ein isländisches Wort. Da wurde plötzlich eine ganze Kette von Erinnerungen in ihm rege, er brach in Thränen aus, erkrankte und mußte nach Island zurückgebracht werden.

Dieser Marmier, der von seinem heimathlichen Boden in ein fremdes Land versetzt worden, erinnert uns an manche Jünglinge und Männer, die ihrem heimathlichen Boden, nämlich der christlichen Wahrheit, in welcher sie aufgewachsen, entfremdet sind. Sie haben — so scheint's wenigstens — das Evangelium mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen grünen Auen und herrlichen Fernsichten vergessen. Den Ruf der Glocken hören sie nicht mehr. „Sie reden eine andere Sprache und leben ein anderes Leben." Die Aelteren unter ihnen reden auch am Sonntag nur vom Kaufen und Verkaufen, vom Geld und wieder vom Geld. Die Jüngeren fragen nur danach, wo der beste Wein ausgeschenkt werde, und wo man die lustigsten Kameraden treffe. „Sie leben ein anderes Leben." Nach dem Brauche der Welt sehen sie alles für erlaubt an, was nicht direkt in's Zuchthaus führt.

Aber schien nicht jener Isländer auch seiner Heimath gänzlich entfremdet zu sein? Und doch, als ein Ton aus der Heimath an sein Ohr schlug, vermochte er sich des Heimwehs nicht zu erwehren. — So giebt es auch heimathliche Töne, welche in jenen scheinbar ganz dem Glauben Entfremdeten unvermerkt eine Wendung zum Bessern hervorrufen. Zwei Beispiele mögen dies zeigen.

Ein Jüngling der vorhin erwähnten Art geht am Sonntag Morgen an der Kirche vorbei dem Wirthshaus zu. Aus dem Gotteshaus schallt ihm der Gesang der Gemeinde entgegen: „Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält." Unwillkürlich steht unser Jüngling einen Augenblick still, um zu lauschen. Die wohlbekannten Töne dringen in seine Seele hinein. Und nachdem der Gesang verstummt ist, klingt's noch in seinem Innern fort: „Dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht." Diese Worte wird er nicht mehr los; er spürt's, daß das Erbarmen Gottes auch ihn sieht und selig machen möchte. Die Welt erscheint ihm so öde, ihr Jagen so thöricht, ihre Unruhe qualvoll, und ekelhaft ihr Schmutz. Der wilde Schwarm seiner Genossen wartet heute und für immer vergeblich auf ihn. In's stille Kämmerlein lenkt er seine Schritte, und hier bricht er aus in's Geständniß des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt!" Jener heimathliche Ton, der sein Ohr getroffen, hat das Heimweh nach dem himmlischen Vater mit Macht in ihm erregt, und für den Heimwehkranken giebt es kein anderes Heilmittel als Heimkehr. Endlich erfährt er es an sich:

> Wir sollen nicht verloren werden,
> Gott will, uns soll geholfen sein,
> Deswegen kam der Sohn auf Erden
> Und nahm hernach den Himmel ein,
> Deswegen klopft er für und für
> So stark an unsers Herzens Thür.

In Christo findet er den Zutritt zum Thron der Gnade; in der Gewißheit, daß ihm vergeben sei, wird er froh und glückselig und lebt erst jetzt recht auf, wie Marmier, als er die Berge seiner Heimath wieder sah. —

Ein anderer, dem Christenthum entfremdeter Mann verliert einen seiner Verwandten. Anstands halber muß er an der Begräbnißfeier theilnehmen. Der Leichentext ist aus 1. Timotheus 6: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, zu welchem du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen." Unserm Zuhörer wird's bei diesen Worten seltsam zu

Muthe. Um dreißig Jahre eilen seine Gedanken zurück; er sieht sich als jungen Christen am Altar stehen in der Stunde seiner Konfirmation, er hört die Stimme seines Pfarrers, wie sie gerade ihm den Denkspruch zuruft: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!" „Wie wohl war's mir," sagt er zu sich selbst, „so lang' ich im Glauben stand; es war so schön, als ein Abraham, ein David und Petrus meine Mitkämpfer waren im geistlichen Kampf, die Freunde Gottes auch meine Freunde, der Herr selbst aber mein Schirm und Schild. Aber ich Treuloser! Den Glauben habe ich preisgegeben, meine Leidenschaften haben gesiegt, des ewigen Lebens habe ich mich unwerth gemacht." — Wir wollen seine Selbstanklagen und den weiteren Lauf seiner Gedanken nicht ausführlich berichten. Genug, jener Bibelspruch ist für ihn der heimathliche Ton gewesen, der ein unwiderstehliches Heimweh in ihm weckte. Er ist freilich deshalb nicht schon daheim. Marmier mußte erst durch die wilde Brandung und stürmische See hindurch, bevor er zur Heimath gelangte. So geht's auch durch Reuethränen und innere Kämpfe hindurch für den, der zum Vater im Himmel zurückkehren möchte. Aber Christus streckt ihm die rettende Hand entgegen und zieht ihn empor auf den heimathlichen Strand. Welche Glückseligkeit nunmehr geborgen zu sein in Gottes Gnade und jederzeit zu wissen: Der Vater ist bei mir; nichts kann mehr von ihm mich trennen. Selbst der Tod reißt mich nicht los von ihm, sondern versetzt mich in eine noch engere Gemeinschaft mit ihm. Denn das Erbtheil der Kinder Gottes ist ja ein unverwelkliches Erbe!

Stehst du, lieber Leser, vielleicht selber noch fern dem Reiche Gottes, deiner wahren Heimath? O, so verschließe doch dein Herz nicht, wenn einer jener Töne aus der Heimath, ein Gotteswort, dein Ohr trifft. Wehre nicht ab das Heimweh, das alsdann erwacht und in dir spricht: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!"

Oder, wenn du des heimathlichen Gefühls dich freust, durch Christum beim Vater zu sein und für den Vater arbeiten zu dürfen — so halte auch keinen deiner Brüder für schon verloren für die Heimath. Aus eigener Erfahrung redend, vermagst du den Ton anzuschlagen, der auch in scheinbar gottentfremdeten Menschenherzen das Heimweh hervorruft nach dem lebendigen Gott. (Nachbar.)



Dr. Christlieb über den Nutzen der Sonntagschulen.

In seiner Schrift „Zur Methodistischen Frage" spricht sich Dr. Christlieb folgendermaßen aus:

„Sodann fragt sich, ob wir vom Methodismus nicht manches lernen könnten, ohne im geringsten unsere deutsche Eigenart zu verleugnen? — Welch' ein Hebel zur Förderung des Methodismus sind die Sonntagschulen! Nun sind wir ja bei geordnetem Religions- und Konfirmandenunterrichte derselben nicht in gleicher Weise wie z. B. Amerika mit seiner religionslosen Staatsschule bedürftig. Aber je mehr heute der Staat Miene macht, den Religionsunterricht so viel wie mögkich zu verkürzen, je näher die Möglichkeit rückt, daß er vielleicht in kurzem als religionslos auch bei uns die religionslose Schule einzuführen versucht was ja die Fortschrittspartei längst begehrt, desto nöthiger wird die Verbreitung dieser Einrichtung, sei es zur Ergänzung des noch in der Tagschule Gestatteten, sei es als Rückzugsposten, wenn die Schule sich der Kirche schließen sollte. — Und, abgesehen von den Kindern, wie segensreich erweist sich diese Sitte für die Lehrer und Lehrerinnen selbst, wie viel klarer und fester werden sie in ihrer religiösen Anschauung, wie viel brauchbarer zu allerlei Gehülfendienst für den Seelsorger, in christlichen Jünglings- und Jungfrauenvereinen u. s. w. Unsere Kirche sollte sich diese Stütze noch weit mehr als seither zu nutze machen lernen."

Dieses Zeugniß dürfen wir uns auch in Amerika zu Herzen nehmen. Die Gläubigen in Deutschland erkennen in der Sonntagschule mehr und mehr eine Großmacht des Reiches Christi. Möge Gott uns helfen, diese Großmacht zu benützen.

Ein Spiegel für Sonntagschullehrer.

1. Hat der Superintendent nicht das Recht zu verlangen:

1) Daß, falls ich nicht in die Sonntagschule gehen kann, ich mich durch einen Andern, der sich auf die Lection gut vorbereitet hat, ersetzen lasse?

2) Daß, wenn ich oft abwesend bin, sei es Krankheit oder Gleichgültigkeits halber, oder aus irgend einem andern Grund, ich die Entlassung einreiche, damit mein Platz durch einen regelmäßigeren Lehrer ausgefüllt werden kann?

3) Daß ich der Sonntagschullehrer-Versammlung so oft als möglich beiwohne und thätigen Antheil am Gedeihen der Schule nehme?

4) Daß ich mir es angelegen sein lasse, Notiz davon zu nehmen, wenn etwas Interessantes sich in meiner Klasse zuträgt, und daß ich die Berichte, welche man von mir verlangt, gut ausfertige?

2. Dürfen die Schüler nicht erwarten:

1) Daß ich pünktlich sei?
2) Daß ich gewissenhaft sei?
3) Daß ich gut vorbereitet sei?
4) Daß ich alles das, was ich die Schüler lehre zu thun, selber befolge?

3. Hat der große Meister, Jesus Christus, nicht das Recht, zu fordern:

1) Daß ich mich durch Forschen in der Schrift und Gebet sorgfältig vorbereite, um meine Klasse anziehen und gut unterrichten zu können?

2) Daß ich im Laufe der Woche meine Klasse zum Gegenstand besonderen Gebets mache?

3) Daß ich mit meinen Schülern persönlich und direkt über das Heil ihrer Seele rede?

4) Daß mein Betragen und Beispiel mit meinen Unterweisungen stets übereinstimme?

Vater und Mutter.

Für Haus und Herd von H. Franz.

> Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, giebt. 2. Mos. 2, 12.

Trotzdem dieses Gebot demjenigen, der es hält, einen großen Segen verheißt, wie dem Uebertreter einen Fluch, so wird es doch sehr wenig beachtet. Der liebevolle Gott fordert in diesem Gebot, daß wir Vater und Mutter ehrerbietig dienen und freudig Gehorsam leisten sollen in allen Dingen, die nicht seinem heiligen Worte widersprechen. Uebertreten wird dasselbe durch Ungehorsam oder Geringschätzung, welche das Kind den Eltern gegenüber zeigt.

Es sind uns heute zwar noch einige recht traurige und betrübende Beispiele, wo diese ernste Bibelwahrheit unbeachtet blieb, aus dem alten Vaterland bekannt, doch scheint gerade unsere gesegnete Union, das Land der Freiheit, den fruchtbaren Boden in sich zu bergen, wo dieses Gebot unbeachtet bleibt.

Kaum hat der erwachsene Sohn und die erwachsene Tochter sich den Staub aus den ehemaligen Schulkleidern ausgebürstet, so beginnen die sogenannten Flegeljahre, wo sich die Jugend selbstständig fühlt und jetzt nicht nicht mehr zu gehorchen braucht. Das liebliche Papa und Mama, oder Vater und Mutter, klingt ihnen jetzt zu kindisch, und in Gesellschaft bedient man sich nur noch des Ausdrucks mein Alter und meine Alte. Wehe dem Vater, der Mutter, die ihre Kinder, als sie noch klein waren, vernachlässigten, die sie verzärtelten, die die Unarten nie bestraften, die taub waren gegen die Klagen des Nachbarn, des Sonntagschullehrers, des Predigers, die dem ungezogenen Buben mehr Glauben schenken, als ihren besten Freunden, und so ihr Kind zum Lügen verleiten. Wehe, sage ich, denn sie müssen einst die bittere Frucht essen von dem Samen, den sie selber säeten.

Jedoch dieses Gebot ist kein Menschen-, sondern Gottes Gebot und Amen, und was er zusagt, das hält er gewiß. Es kann solchen nicht wohl gehen, die dieses Gebot übertreten. Junger Mann und Jungfrau, die ihr mit vollen Segeln hinauszusteuern gedenkt in das Lebensmeer, die ihr euch die Zukunft so glänzend ausmalt, wollt ihr nicht ganz schmählich getäuscht werden, so beachtet nur jene ernste Gotteswahrheit; soll es euch einmal wohl ergehen, Gottes Segen auf dem Werk eurer Hände ruhen, so befolgt dieses Gebot.

Dann legt zu diesem späteren Segen den Grund im elterlichen Haus, achtet und ehret eure lieben Eltern so lange ihr sie habt, und es wird auch ferner, wenn sie lange im Grabe ruhen, für euch ein befriedigendes Gefühl sein, zu wissen, ihr habt versucht, ihrem Wunsch und Willen nachzukommen, sie zu achten und zu ehren. Und die guten Eltern wollen ja doch immer das Beste für ihre Kinder, und sie sind ja auch an Erfahrung reicher. Wie viele Unglücksfälle würden nicht vorgekommen sein, wenn die treuen Rathschläge der Eltern befolgt worden wären. Wie mancher Mann und manche Frau befänden sich heute nicht in solchem Elend, hätten sie bei ihrer ehelichen Verbindung den lieben Eltern gefolgt. Wir treffen heutzutage manche Eheleute an, die man, was Moral anbetrifft, achten und ehren muß, die fleißig und sparsam sind und die sich von Morgens früh bis spät Abends mühen voran zu kommen, denen aber leider alles was sie beginnen mißlingt, und die nie auf einen grünen Zweig kommen werden. Was mag wohl die Ursache sein? so hört man dann auch wohl von edlen Menschenfreunden fragen, daß jene braven Leute trotz aller Mühe nicht vorankommen? Ach, wenn solche Leute sich blos zurückversetzen wollten in jene Zeit im elterlichen Haus und daran denken, wie grob sie den betagten Vater und die betagte Mutter behandelt haben, wie geringschätzend sie von dem Alten und der Alten gesprochen haben, — o sie würden die Ursache bald errathen. Es kann nach

Gottes Wort solchen Leuten nicht wohl ergehen. Um dieses noch besser zu beleuchten, will ich als Illustration eine wahre Geschichte aus meinem Pastoralleben zum Besten geben. Die Helden unserer Erzählung sind schon seit einigen Jahren von dem Schauplatz des Lebens abgetreten, und auf den Gräbern ist längst Gras gewachsen, jedoch ihre Geschichte lebt und predigt in der schrecklichsten Weise jedem ungehorsamen Kinde: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Folgt mir, geliebte Leser, im Geist nach der Küste des Meerbusens von Mexiko, nach dem südlichen Theil von Texas und wir kommen nach der Oleander-Stadt. Hier lebte vor mehreren Jahren eine gottesfürchtige alte Wittwe mit ihrem einzigen Sohn. Sie war Glied der Methodistenkirche und versuchte in aller Einfalt ihr Seelenheil zu schaffen. Unbemittelt, alt und schwach, war sie ganz auf den Verdienst ihres einzigen erwachsenen Sohnes angewiesen.

Letzterer war in einer großen Baumwollenfabrik beschäftigt, wo er als fleißiger und geschickter Arbeiter einen guten Lohn erhielt, welcher ihm und seiner betagten Mutter ein anständiges Auskommen sicherte. Wilhelm, so wollen wir ihn nennen, war soweit auch ein recht ordentlicher junger Mann, er war wie schon bemerkt fleißig, geschickt und sparsam, der anstatt wie manche seiner Kameraden den erübrigten Dollar zu verzechen, ihn schön auf die Sparbank trug, um einst etwas Eigenthum damit zu erwerben. Nur auf dem häuslichen Leben unseres Wilhelm liegt ein dunkler Schatten; hatte die Mutter auch so lange sie bei ihm wohnte keine irdische Sorgen, so verkürzte doch das rohe und grobe Wesen ihres Wilhelm ihr das Leben, so daß sie oft das Kopfkissen mit ihren Thränen netzte. Das liebe Wort Mutter kannte Wilhelm gar nicht mehr, er hatte blos noch eine Alte. Diese Rohheiten erreichten ihren Höhepunkt, als Wilhelm Schritte zu einer Ehe that. Die Mutter hatte aus guten Gründen eine Abneigung gegen die Person, die ihr einziger Sohn als Frau ins Haus nehmen wollte, weshalb sie ihn darüber zur Rede stellte, jedoch da kam sie schön an. Wilhelm beanspruchte das Hausrecht und sagte, daß ihm Niemand zu befehlen habe; was er einmal wolle, müsse geschehen. Wenn es ihr nicht so gefiele, solle sie machen, daß sie fortkomme.

Als Wilhelm später benannte Person als Frau heimführte, ging das Elend der armen alten Frau erst recht an; jetzt schien sie überall im Wege zu sein. In dem großen, geräumigen Haus war kein Platz mehr für die betagte Mutter, denn der hartherzige Sohn jagte sie fort. So war sie als Stadtarme in ihren alten Tagen auf die Mildthätigkeit edler Menschenfreunde angewiesen. Oft wußte sie kaum, wo sie den Bissen Brot für den nächsten Tag hernehmen sollte, während ihr einziger Sohn mit seiner jungen Frau im Ueberfluß schwelgte.

Einmal, als wahrscheinlich die Noth den Höhepunkt erreicht hatte, faßte sich die alte Frau ein Herz und ging zu ihrem Sohne. Letzterer befand sich gerade in einer gereizten Stimmung, welche sich noch durch die Erscheinung des ungebetenen Gastes steigerte. Als jedoch die Mutter unter Thränen an die Kindespflichten appellirte, da gerieth der Sohn in Wuth, die keine Grenzen hatte. Er ergriff seine alte Mutter und stieß sie von der Gallerie. Mühsam erhob sie sich, wandte sich noch einmal an ihren brutalen Sohn, erhob die rechte Hand und sagte: „Wilhelm, Gott wird dich für diese Handlung strafen." Dann kehrte sie der alten lieben Heimath für immer den Rücken. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten."

Seit jener Zeit schien ihn sein irdischer Glücksstern, welcher ihm sonst immer geleuchtet, verlassen zu haben. Alles, was er unternahm, mißglückte, er mochte beginnen, was er wollte, auf allem ruhte der Mutterfluch. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, in jener Stadt wieder empor zu kommen, entschloß er sich endlich fortzuziehen. Gesagt, gethan! Wir finden ihn mehrere Jahre später nach jener schauerlichen Begebenheit mit seiner Familie mehrere Meilen weit von jenem Ort des Schreckens auf dem Lande. Er hat das Ziel, welches er sich einst als junger Mann steckte, erreicht und wohnt auf seiner eigenen Farm; auch die kleine Baumwollenfabrik mit dem hohen Schornstein ist sein. Jedoch vorangehen will's auch nicht recht, er fühlt, daß ihm etwas im Wege steht, und dieses etwas war nichts anderes, als was ihm damals seine Mutter zurief: „Wilhelm, Gott wird dich für deine Handlungsweise strafen!" Und die Strafe, sie folgte ihm auf dem Fuß.

Es ist heute ein heißer Tag, viele Farmer halten vor der Fabrik mit ihrer Baumwolle und warten, bis an sie die Reihe des Abladens kommt. Wilhelm ist heute sehr aufgeregt, es geht ihm nichts nach Wunsch. So geht er bald von einem zum andern und macht seinen Gefühlen Luft, schimpft, befiehlt, wie es gerade kommt. In seiner Aufregung bemerkt er eine hinter ihm arbeitende Kreissäge nicht, kommt ihr zu nahe und wird von ihr erfaßt. Bewußtlos wird er in's Haus getragen.

Einige Minuten später sprengte ein Reiter in schnellem Galopp davon, um einen Arzt zu holen, denn die Säge hat Wilhelm den Arm abgeschnitten und derselbe mußte sofort amputirt werden. Du frägst, lieber Leser, welcher Arm oder welche Hand war es denn? Es war derselbe Arm, dieselbe Hand, die einst vor Jahren die alte Mutter von der Gallerie stieß. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Womit man sündiget, damit wird man gestraft. — Auch in Wilhelm's Familienleben fehlte es am Besten. Kein Altar war errichtet, wo man Morgens und Abends Jehovah mit der Familie opfert, daher auch so viel Zank, Zwist und so manch Herzeleid. Die Kinder wollen dem Vater nicht gehorchen, sind grob, haben auch keinen Vater, sondern einen Alten. So wie Wilhelm gegen seine Mutter gehandelt, so wird er von seinen eigenen Kindern behandelt — das ist der Mutter Fluch. Deshalb rufen wir, bevor wir schließen, noch einmal jedem Kinde zu: Ehre Vater und Mutter!

Recht muß doch Recht bleiben.

III. Das wiedergefundene Testament.

Ein Geschichtsbild aus der Zeit der deutschen Schmach und Erhebung.

Für Haus und Herd von Paul Eugen.

Viertes Kapitel.

Verfehlte Pläne.

Im Hause des Bankier Cerf befand sich Besuch, und zwar ein langer, hagerer Mann, dessen grauer Schnurrbart den ehemaligen Militär verkündete. Der Rittmeister Gerling gehörte, gleich Katte und Hirschfeld, zu jenen Offizieren, welche aus der preußischen Armee entlassen worden waren; nur erfolgte der Abschied des Rittmeisters aus Gründen, die dem Gerücht nach nichts weniger als ehrenvoll gewesen waren. Alle Offiziere, welche mit Gerling in Stendal wohnten, zogen sich von ihm zurück, und er führte ein ziemlich einsames Leben. Von Zeit zu Zeit reiste er nach Magdeburg, woselbst er mehrere Bekannte hatte, zu denen vor Allem auch der Commerzienrath zählte, in dessen Hause er bei solchen Besuchen regelmäßig abzusteigen pflegte.

Das Gespräch, welches die beiden Männer heute mit einander führten, war sehr vertraulicher Art, denn Cerf äußerte:

„Sie werden mich eitel schelten, lieber Rittmeister, aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich mich nun noch nach einem Adelsdiplom sehne. Es klingt, wissen Sie, um vieles poetischer, wenn man sich nennen kann: „von Cerf". Und warum auch nicht? 's Vermögen ist ja da."

„Natürlich," pflichtete Gerling bei, „Sie stehen ja bereits hoch genug in der Gunst Napoleons, welcher treue Dienste gern belohnt, — machen Sie sich den Kaiser aufs Neue verbindlich."

„Aber wie? Wodurch?" seufzte der adelslustige Bankier.

„Durch irgend eine wichtige Mittheilung."

„Gewiß, gewiß!" rief Cerf und stürzte auf die Thüre zu, welche während der Rede des Rittmeisters aufgegangen war, um eine Dame hindurch zu lassen. „Welch' hohe Ehre für mein Haus, gnädigste Gräfin!" fuhr der Bankier unter tiefen und zahlreichen Verbeugungen fort. Dabei tauschte er mit seiner Frau, welche den vornehmen Gast auf dem Vorsaale empfangen und in den Salon geleitet hatte, Blicke befriedigten Stolzes aus. Louison theilte dem Commerzienrath mit, daß sie sich entschlossen habe, ihren Besuch bei der Baronin Eschwege bis zum Frühjahr auszudehnen, von Zeit zu Zeit aber nach Magdeburg zu kommen, um sich mit ihren Landsleuten, den Siegern von Jena, in der französischen Muttersprache zu unterhalten. „Frau Gräfin werden sehen, daß Ihr Entschluß in den hohen französischen Kreisen dahier den größten Beifall finden wird," rief der entzückte Cerf. „Meine Frau," fügte er etwas verwirrt hinzu, „würde es sich zur größten Ehre schätzen, die Frau Gräfin mit den Honoratioren dieser Stadt näher bekannt zu machen."

Louison nahm dies Anerbieten an, schlug dagegen eine Einladung des aufdringlichen Bankiers, bei ihm ihr Quartier aufzuschlagen, ab, da sie es liebe, auf dem „neutralen Boden" eines Gasthauses zu bleiben. Cerf hatte recht gehabt; die französischen Familien Magdeburgs waren über ihre junge, schöne Landsmännin entzückt und man machte sich in Einladungen den Rang streitig. Im Hause des General Michaud verkehrte die Gräfin mit besonderer Vorliebe, da der alte Herr viel über Napoleons Absichten plauderte und bei dieser Gelegenheit ganz natürlich bedeutend aus der Schule schwatzte. Auch Raoul d'Hannaigue lernte die Gräfin in dem Kreise Michauds kennen, doch verhielt er sich ihr gegenüber sehr kühl, da sie es gewagt hatte, ihm öffentlich zu widersprechen. Michaud gab nämlich eine große Abendgesellschaft, zu welcher nur höhere französische Offiziere und Beamte eingeladen worden waren. Während des Tischgespräches kam die Rede auch auf die deutsche Bevölkerung Magdeburgs und so kamen denn auch Hirschfeld und Johannes an die Reihe.

Der Erstere wurde von Michaud ebenso sehr gelobt als der Letztere von Raoul getadelt und verdächtigt. Die Gräfin nahm sich des Geschmähten an, indem sie d'Hannaigue nach den Gründen frug, welche ihm die Berechtigung zu diesem lieblosen Urtheile verliehen.

„Sein Familienname," gab Raoul in heftiger Aufwallung zurück, „genügt einem Elsässer, wie mir, um in ihm einen Franzosenfeind zu erblicken. Der Kaiser hat keine erbitterteren

Gegner, als diese Ratbods.“ Diese Aeußerung eines kaiserlichen Günstlings übte auf alle Anwesenden ihre Wirkung, und Moisez betrachtete von diesem Augenblicke an Johannes mit mißtrauischen Blicken. Louison gab sich die größte Mühe, den schlimmen Eindruck wieder zu verwischen, allein das von der Gesellschaft gegen den Fremden gefaßte Vorurtheil blieb bestehen.

Zum Glück erfuhren Hirschfeld und Johannes von der Gräfin alles wieder und trafen ihre Maßnahmen darnach. Johannes ward vorläufig nach Stendal zu Katte geschickt; auf diese Weise kam er dem mißtrauischen Moisez aus den Augen und wurde zugleich immer tiefer in die Pläne der Freunde eingeweiht. Die vielen Mußestunden, über welche jetzt Johannes verfügte, stimmten ihn zu einem ruhigen Nachdenken. Er fühlte, daß er die Eltern von Allem unterrichten müsse, ohne dabei seinen Bundesgenossen den Eid der Verschwiegenheit zu brechen. Die Zeit der vaterländischen Begeisterung begann in Deutschland zu dämmern und Johannes gehörte zu jener muthigen Schaar, welche gern Blut und Leben opferte, um das geliebte Vaterland von dem tyrannischen Joche der Franzosen zu befreien.

Während Johannes sehnsüchtig auf die Antwort der Eltern wartete, entwickelte Hirschfeld in Magdeburg eine außerordentliche Thätigkeit. Durch einen Unteroffizier, Wolf, hatte er die Bekanntschaft des Bürgermeisters der Neustadt gemacht, dessen Herz treu für das Vaterland schlug. Der Ehrenmann, begeistert von dem Plane Hirschfelds, führte ihm alsbald andere zuverlässige Männer zu. Im Körner'schen Hause kam man an bestimmten Abenden der Woche zusammen, um sich gegenseitig Mittheilungen zu machen. Hin und wieder nahm auch die Gräfin Lübbenau an diesen Berathungen Theil, und die Schärfe ihres Geistes, sowie ihre feine Beobachtungsgabe traten bei dieser Gelegenheit so glänzend zu Tage, daß sich die Anwesenden glücklich schätzten, sie zur treuen Bundesgenossin zu haben. Sie war es auch, welche den Bürgermeister Körner überredete, gut gesinnte Bürger der Neustadt zu werben und im Keller seines Hauses eine heimliche Waffenniederlage anzulegen.

Die Abschrift der königlichen Cabinetsordre, welche Hirschfeld von Romberg erhalten, wirkte über Erwarten und entflammte die Deutschgesinnten in Magdeburg, die Ketten der Tyrannei bei der ersten Gelegenheit zu zerbrechen. Kurz, Alles ging nach Wunsch, nur über eine Schwierigkeit vermochte Freund Hirschfeld nicht hinwegzukommen.

Um seinen Plan, Magdeburg von innen zu erobern, in Wirklichkeit ausführen zu können, bedurfte er der Schlüssel, welche die Thore der Festung öffneten. Seinen Nachforschungen gelang es zu erfahren, daß sie während des Tages in den verschiedenen Thorwachtstuben hingen, woselbst man sich ihrer unmöglich bemächtigen konnte. Sobald aber die Thore Abends geschlossen wurden, holte ein Soldat die Schlüssel ab und brachte sie zum Gouverneur. Der Ort jedoch, wo Michaud sie aufzubewahren pflegte, blieb Hirschfeld, trotz aller Bemühungen, unbekannt. Um so größer war daher seine Freude, als die Gräfin Lübbenau ihm in seiner Rathlosigkeit zu Hilfe kam.

Es war einige Tage nach Rombergs Abreise, da erschien Gertrud in des Lieutenants Zimmer und theilte ihm mit, daß eine vornehme Dame ihn zu sprechen wünsche. Hirschfeld begab sich mit dem Mädchen nach der Schrader'schen Wohnstube, wo ihm die Gräfin Lübbenau entgegen kam. Sie wußte, daß der Lieutenant vor dem Weinhändler und dessen Tochter keinerlei Geheimniß habe, deshalb rief sie dem Eintretenden sofort entgegen: „Ich kenne jetzt den Platz, wo die Schlüssel zur Befreiung Deutschlands hängen!“ Hirschfeld zeigte ein freudiges Erstaunen.

„Es ist doch recht gut,“ fuhr die Gräfin lächelnd fort, „daß die tapferen Männer nicht ganz allein auf sich angewiesen sind, sondern treue Genossinnen an uns Frauen haben. Weibliche Schlauheit geht oft über männliche Stärke.“

„Oh, bitte, gnädigste Gräfin, wie kamen Sie zu dieser Nachricht?“ unterbrach sie der ungeduldige Hirschfeld.

„Ich befand mich gestern Abend in Michauds Hause auf Besuch. Der Gouverneur, der sonst ein sehr häusliches Leben führt, war ausnahmsweise fort und ich befand mich daher mit seiner Gemahlin allein. Das Gespräch gab mir Gelegenheit, mich über die prächtige Wohnung Michauds zu äußern, und da ich dieselbe nur zum Theil kannte, war sie so gefällig, mich in den Räumlichkeiten herumzuführen. So gelangten wir auch in des Gouverneurs Zimmer. Sie können sich denken, daß ich daselbst eine genaue Rundschau hielt, und richtig entdeckte mein Auge einen großen Bund mit Schlüsseln, der an der Wand, unweit von des Hausherrn Schreibtische hing. Auf meine scherzhafte Frage, ob der Gouverneur so viele verschließbare Kellerräume besitze, theilte mir Madame Michaud mit, daß es die Schlüssel zu den Festungsthoren seien. — Sind Sie jetzt zufrieden, Herr Lieutenant?“

„Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet,“ sagte Hirschfeld sich verbeugend. „Dennoch würde meine Dankbarkeit noch bedeutend zunehmen, wenn Ihr Scharfsinn mir nun auch die Mittel und Wege angeben wollte, um die Schlüssel in meine Gewalt zu bekommen.“

„Ich war auf diesen Wunsch gefaßt und habe daher schon im Voraus meinen Kopf angestrengt.

Sie sollen das Resultat sofort erfahren, zuvor ersuche ich Sie aber, mir mitzutheilen, wie lange Sie die verhängnißvollen Schlüssel zu behalten gedenken?"

„Nur auf so lange, als nöthig ist, um von den Schlüsseln die Wachsabdrücke zu nehmen."

„Vortrefflich," nickte die Gräfin beifällig, „nur möchte ich nicht rathen, einen der hiesigen Schlosser ins Geheimniß zu ziehen."

Mit einem siegesgewissen Lächeln entgegnete Hirschfeld: „Der Mann, der für dieses Meisterstück ausersehen ist, lebt zu Stendal, er ist der Hauswirth meines Freundes Katte und ein vortrefflicher Patriot." „Gut denn," nahm die Gräfin ihre Mittheilungen wieder auf, „hören Sie weiter. Am heutigen Morgen hat es in Michauds Hause eine heftige Scene gegeben, indem der Gouverneur hinter verschiedene Veruntreuungen gekommen ist, welche sich das Stubenmädchen zu Schulden kommen ließ. Sie ward sofort aus dem Dienst gejagt und an uns, Herr Lieutenant, ist es jetzt, für eine neue Magd Sorge zu tragen."

Hirschfeld wußte diese Bemerkung nicht zu deuten, er zuckte die Achseln und sah die Gräfin fragend an, welche in ihrem lustigen Uebermuthe fortfuhr: „Wir müssen ein Mädchen auskundschaften, das sich herbeiläßt, Ihnen die Festungsschlüssel auf kurze Zeit zu verschaffen. Die Gouverneurin bedarf eines neuen Stubenmädchens und wird eine Person um so lieber nehmen, wenn dieselbe von mir empfohlen wird."

„Ich werde den Posten übernehmen, meine gnädige Gräfin," rief eine begeisterte Stimme und, zum Erstaunen Aller, trat die bis jetzt so schweigsame Gertrud flammenden Antlitzes aus dem Hintergrunde der Stube hervor. „In meinen Adern rollt das Blut meines Vaters und in meiner Brust schlägt dasselbe treue Herz, welches vor Nichts zurückbebt, wenn dadurch das Wohl des Vaterlandes gefördert wird. . . . Ich werde dem Herrn Lieutenant zu den Schlüsseln verhelfen."

Die Anwesenden sahen das noch nicht fünfzehnjährige Mädchen hocherstaunt an und Hirschfeld warf die Frage auf:

„Wie wolltest du dieses Wagstück bestehen?"

„Auf die einfachste Art und Weise," lautete die entschlossene Antwort, „indem die Frau Gräfin mich der Madame Michaud als Magd empfiehlt." „Gertrud, du wolltest dies wagen?" rief Hirschfeld. „Doch nein, dies geht nicht, ich darf dich einer solchen Gefahr nicht aussetzen — zudem bist du noch zu jung." „Ich bin kein Kind mehr," entgegnete das muthige Mädchen mit großer Entschiedenheit, „ich bin die Tochter meines Vaters, nach dessen Sinn ich handle. Die Leidenszeit des deutschen Volkes muß endlich ihr Ende erreichen."

Hirschfeld schwankte noch immer, sein beobachtender Blick haftete auf Gertrud, welche seit der Trennung vom Vater sehr still geworden war, jetzt aber waren die Sehnsucht und das Heimweh, die sich bisher auf dem bleichen Mädchenantlitze ausgeprägt hatten, spurlos verschwunden und hochaufgerichtet stand Rombergs Tochter da, leuchtenden Auges, eine jugendliche Heldin.

Dieser Ausdruck edelsten Muthes gab bei Hirschfeld den Ausschlag, und eine Stunde später befand sich die Gräfin mit Gertrud in dem Empfangszimmer der Madame Michaud. Die warme Empfehlung der Ersteren genügte, Rombergs Tochter den Dienst zu verschaffen, auch lebte sich dieselbe mit großem Geschick in ihre neue Stellung ein.

Eine Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen, fand sich bald. Der Gouverneur hatte nämlich mit seiner Gemahlin eine Einladung von Moisez erhalten. Gertrud theilte dies sofort Hirschfeld mit, der gleichfalls zu den Gästen gehörte, und man kann sich die Gefühle der bangen Erwartung denken, mit denen sich Hirschfeld in die glänzende Gesellschaft begab, und mit denen Gertrud das Anbrechen des entscheidungsvollen Abends erwartete.

Die Schlüssel zu den Thoren waren von der Patrouille bereits abgeliefert worden und hingen in des Gouverneurs Zimmer an dem Gertrud wohlbekannten Platze. Noch durfte sich aber das junge Mädchen dem Raume nicht nähern, da der Diener darin mit Aufräumen beschäftigt war. Sie lauschte daher am Ende eines Seitenganges, bis François das Zimmer verließ. Wie lähmte jedoch ein jäher Schreck ihre Glieder, als sie hörte, daß er die Thüre des Gemaches hinter sich abschloß. All' ihr Hoffen war vernichtet, wenn er den Schlüssel mit sich genommen.

Langsam schritt François den Gang entlang, die Treppe hinab nach seinem Zimmer. Gertrud verweilte in ihrem Versteck, bis sie in der Hausflur das Zuschlagen der Thüre vernommen hatte; erst dann eilte sie klopfenden Herzens nach dem Eingange zu des Gouverneurs Zimmer. „Gott sei Dank," flüsterte sie aufathmend, „der Schlüssel steckt. Die Gelegenheit ist jetzt günstig, der Vater im Himmel lasse es mir gelingen."

Mit vorsichtiger Hand drehte sie den Schlüssel im Schlosse herum und öffnete dann so leise als möglich die Thür. Finsterniß hüllte das Zimmer ein und Gertrud mußte sich vorwärts tasten, was um so gefährlicher war, als sich die Stube des Dieners unter dem Arbeitszimmer des Gouverneurs befand und der geringste Lärm, das Niederfallen eines Gegenstandes, das suchende Mädchen verrathen mußte.

Nach einigen bangen Minuten hatte Gertrud die Wand erreicht, an welcher die Schlüssel

hingen. Abermals begann sie vorsichtig zu tasten, bis sie endlich die Schlüssel, welche der Freiheit eine Gasse öffnen sollten, in ihren zitternden Händen hielt. Unter Beobachtung derselben Vorsicht trat sie den Rückweg an, die Thüre wiederum hinter sich leise schließend. Nunmehr schlüpfte Gertrud nach ihrer Kammer, um dort die klirrenden Schlüssel mit einem Tuche zu umbinden, damit sie beim Tragen kein Geräusch verursachten. Dieselben unter ihren Mantel bergend, schlich sie hinab und zwängte sich vorsichtig durch die Hausthüre. Sowie Gertrud aber die Straße gewann, eilte sie geflügelten Schrittes nach Schraders Hause.

„Hast du die Schlüssel?" rief der Weinhändler ihr entgegen, und die athemlose Gertrud nickte mit dem Kopfe.

Ein schneller Bote brachte alsbald den Lieutenant Hirschfeld herbei, dessen Freude und Jubel man sich denken kann. „Du bist die echte Tochter deines Vaters!" rief er freudig erregt, aus Gertruds Hand die bedeutungsvollen Schlüssel empfangend. „Gedulde dich nur zehn Minuten, mein muthiges Mädchen, ich nehme schnell auf meinem Zimmer die Wachsabdrücke. Wir haben beide Eile; du, um rechtzeitig mit den Schlüsseln im Hause des Gouverneurs anzulangen, und ich, um nicht allzulange von Moisez's Wohnung fernzubleiben, da mein plötzliches Verschwinden sonst Verdacht erregen könnte."

Er eilte nach seinem Zimmer, brachte sie aber bald wieder zurück. „Eile nach Hause, Mädchen, und hänge sie an ihre alte Stelle," rief er froh, „von diesem Abend an kann sie der Gouverneur meinetwegen unter das Kopfkissen legen; die Form befindet sich in meinem Besitz und bald sollen neue Schlüssel da sein, die diesen wie ein Ei dem andern gleichen. Kehre heim, Gertrud, und sage heute der alten Excellenz besonders freundlich gute Nacht, denn durch ihre Abwesenheit hat sie uns und dem deutschen Vaterlande einen wichtigen Dienst erwiesen." Hirschfeld begab sich in ausgelassener Lustigkeit in die Gesellschaft zurück, wo er der Gräfin zugleich die glückliche Neuigkeit zuflüsterte; Gertrud dagegen eilte klopfenden Herzens dem Hause des Gouverneurs zu. Mit derselben Vorsicht, mit der sie sich der Schlüssel bemächtigt, hing sie dieselben wieder an ihren alten Ort.

Bald darauf überbrachte Johannes die neuen Schlüssel und wurde von dem ungeduldig harrenden Hirschfeld mit lautem Jubel empfangen, welch letzterer noch zunahm, als ihm Johannes mittheilte, daß die Freunde in Stendal mit vollem Vertrauen der nächsten Zukunft entgegensähen, und daß Katte den Tag kaum erwarten könne, wo er mit seinen in der Stille gesammelten Truppen von dem linken Elbufer aus sich der Festung bemächtigen dürfe. Es blieb jetzt Hirschfeld nur noch übrig, die Schlüssel zu den Thoren zu probiren; paßten und schlossen sie, so konnte die Ueberrumpelung vor sich gehen. Indessen war dies ein gewagtes Unternehmen, was er nur unter Beihilfe des Unteroffiziers Wolf ausführen konnte. Derselbe hatte nämlich einen Soldaten in seiner Compagnie gewonnen, und man wartete, bis diesen die Reihe des Wachtdienstes traf und er um Mitternacht den Posten bei dem für Hirschfeld so ungemein wichtigen Thore bezog, welches den Katte'schen Mannschaften zu ihrem Einzuge in die Festung verhelfen sollte.

Das Wetter zeigte sich Hirschfelds Vorhaben günstig, denn es stürmte und regnete derart, daß die Wachtposten ihre nächtlichen Streifzüge durch die Stadt in dieser Nacht so gut wie einstellten und Offiziere und Soldaten in den durchwärmten Wachtstuben blieben. Hirschfeld erreichte daher ohne Schwierigkeit das Thor, woselbst ihn Wolf erwartete. Die Schlüssel wurden an vier verschiedenen Thoren probirt und erwiesen sich als passend. Frohen Herzens kehrte Hirschfeld zu Schrader und Johannes zurück, welche in banger Erwartung aufgeblieben waren. Der Lieutenant setzte jetzt keinen Zweifel mehr in das Gelingen seines Unternehmens; nur beunruhigte ihn das überlange Ausbleiben Rombergs. Indessen die Hauptsache war erreicht: die Schlüssel zur Freiheit Deutschlands befanden sich in seinem und Katte's Besitz . . .

Es war am nächsten Tage, als Hirschfeld eine freudige Ueberraschung zu theil ward. Romberg langte nämlich wohlbehalten aus Berlin wieder an, wennschon sehr erschöpft, da die französische Polizei ihm viel zu schaffen gemacht. Nur einmal verklärte sich sein Angesicht, als er aus dem Munde der Freunde die muthige That seiner Gertrud vernahm.

„Ja, ja," rief er freudig bewegt aus, „das ist mein Kind, dem ist die Liebe zum Vaterlande angeboren. Doch glauben Sie mir, Herr Lieutenant, dieses Mädchen steht mit ihrem Muthe und ihrer Begeisterung nicht allein da; Tausende leben in unserm Volke, die von der gleichen Liebe zum Vaterlande beseelt sind!" Nach diesen Worten überreichte er Hirschfeld und Johannes zwei Briefe. Sie kamen von Schill, welcher in seiner Ungeduld den Tag des Losschlagens kaum zu erwarten vermochte, und von dem alten Doctor Ratbod, der in seinem Sohne die Einwilligung zum Kampfe fürs Vaterland, sowie seinen und der Mutter Segen sandte. Als Johannes und Hirschfeld ihre Briefe beendigt hatten, zog Romberg ein kleines Päckchen aus dem Unterfutter seines Rockkragens hervor.

„Es ist eine Proklamation, welche von der preußischen Regierung ausgeht" fügte er erklärend hinzu „und zunächst für Sie, Herr Hirsch-

feld und den Herrn Hauptmann von Katte bestimmt ist und im Augenblick des Aufstandes unter das Volk vertheilt werden soll."

Hirschfeld erhielt ein paar Exemplare der Proklamation, während Romberg die übrigen im Futter seines Rockkragens wieder verbarg.

„Gedenkt Ihr jetzt hier in Magdeburg zu verweilen?" fragte Hirschfeld.

„Morgen will ich weiter," erwiderte Romberg.

„Und Gertrud, soll sie Euch begleiten?"

„Nein," versetzte jener traurig, „sie würde mir nur hinderlich sein, da die Polizei mir noch auf der Ferse ist." Seufzend stützte er den Kopf in die Hand.

„Wollt Ihr Euere Gertrud nicht sehen?" fragte Johannes bewegt.

„Oh, gewiß, — doch will ich mich bis heute Abend gedulden. Nicht wahr, Sie werden es das gute Kind wissen lassen, damit es hierher kommt und noch einmal mit seinem Vater plaudert, ehe —"

Romberg vollendete den Satz nicht. Er erhob sich hastig und stürzte, Jedem die Hand schüttelnd, rasch von dannen.

Hirschfeld und Johannes rannten ihm nach und waren bereits ein paar Stunden in den Straßen herumgestrichen, als sich ihnen plötzlich die Gräfin Lübbenau zugesellte, deren erhitztes Antlitz und verstörte Gesichtszüge nichts Gutes weissagten.

„Was ist geschehen?" riefen Johannes und Hirschfeld wie aus einem Munde. Indessen blieb die Antwort der Gräfin aus. Ihre Blicke deuteten an, daß sie in der unmittelbaren Nähe so vieler Menschen nicht zu sprechen wage. So eilte man denn nach Vater Schraders Hause zurück und dort brach die Gräfin in die klagenden Worte aus: „Ich fürchte, meine Freunde, daß alle unsere Pläne gescheitert sind!"

Johannes erbleichte, Hirschfeld aber fragte bebend: „Ist Romberg etwas geschehen?"

Die Gräfin bejahte und fuhr fort: „Ich stattete am heutigen Nachmittag der Gemahlin von Moisez einen Besuch ab. Plötzlich vernahmen wir die zornige Stimme des in seinem Arbeitskabinet befindlichen General-Commissärs, erschrocken eilte die besorgte Gattin zu ihm und ich folgte ihr unwillkürlich auf dem Fuße. Der General-Commissär befand sich in höchster Wuth; und wir erfuhren nunmehr, daß er hinter politische Anschläge gekommen sei, welche, seiner Ansicht nach, von Berlin ausgingen. Er sprach von einer Proklamation und deutete dabei auf die in seiner Hand befindlichen Papiere.

„Großer Gott! rief Hirschfeld, „so hat sich unsere bange Ahnung erfüllt und der arme Romberg befindet sich in der Gewalt der Polizei.

„Ja, leider gelang es ihr vor einer Stunde, den unglücklichen Romberg zu verhaften. Der treue Bundesgenosse hat nichts eingestanden, indessen ist er durch die bei ihm vorgefundenen Briefe und Papiere genugsam überführt."

Den Worten der Gräfin folgte eine tiefe Stille.

Johannes war der Erste, welcher die Sprache wieder erhielt. „Ich fühle, daß jetzt rasch gehandelt werden muß," begann er in bescheidenem, aber bestimmten Tone, „denn nur auf diese Weise ist von uns Allen die Gefahr, in welcher wir schweben, abzuwenden, Romberg nicht ausgenommen, der sich gleichfalls von seinen Fesseln befreit sehen wird, sobald die Ueberrumpelung der Festung gelingt."

Hirschfeld pflichtete dieser Ansicht bei und die Freunde kamen überein, einen Eilboten an Katte abzusenden und am Abend sich im Körner'schen Hause zu weiteren Berathungen zu versammeln.

Dem sonnenhellen Frühlingstage war ein milder Abend gefolgt und an dem mit Sternen besäeten Himmel glänzte die Sichel des Mondes. Aus einem geöffneten Fenster des Cerf'schen Hauses sah ein langer, hagerer Mann heraus, und obwohl er den Blick auf das flimmernde Firmament richtete, schienen seine Gedanken doch sehr auf der Erde zu verweilen, denn er lächelte höhnisch, während er sich behaglich den Schnurrbart strich. Der Fremde lag heute nicht zum ersten Mal am offenen Fenster, das für ihn eine Art stiller Beobachtungsposten zu sein schien. Zu verschiedenen Malen hatte er Hirschfeld allein oder in Begleitung von Johannes zur späten Abendstunde vorübergehen sehen, und als die beiden Freunde heute wieder erschienen, verließ der Fremde das Fenster und tauchte in die dahinter herrschende Finsterniß zurück.

Ohne Behelligung erreichten Hirschfeld und Johannes die Neustadt und das Körner'sche Haus, wo die Verbündeten ihrer bereits harrten. Sie hatten keine Ahnung davon, daß ihnen eine unheimliche Gestalt nachgeschlichen war und jetzt, gleich ihnen, in der Hausthüre verschwand. . .

Der nächste Tag begann für die Freunde sehr trübe, denn sie empfingen von der Gräfin Lübbenau ein Billet; sie nahm darin von ihren Verbündeten Abschied, rieth ihnen, Magdeburg gleichfalls zu verlassen, und meldete zuletzt, daß Romberg in der verwichenen Nacht unter starker Bedeckung nach Paris abgeführt worden sei. Damit war das Todesurtheil über den treuen Bundesgenossen gesprochen und weder Johannes noch Hirschfeld schämten sich der Thränen, die reichlich über ihre Wangen flossen. Ihr Muth schien gebrochen zu sein, als plötzlich der an Katte abgesandte Eilbote mit einer Nachricht zurückkehrte, die geeignet war, den in der Brust erlöschenden Hoffnungsfunken wieder anzufachen,

denn den Mittheilungen des Boten zufolge war Katte unter dem Jubel der Bevölkerung früh am Morgen in Stendal eingezogen und ließ Hirschfeld melden, daß er gegen Mitternacht vor Magdeburg anlangen werde.

Hirschberg traf nunmehr die letzten Vorbereitungen. Wolf mußte es übernehmen, die für die Ueberrumpelung gewonnenen Soldaten zu benachrichtigen, sich gegen Mitternacht bereit zu halten.

Johannes eilte nach der Neustadt, um dem Bürgermeister Körner das Herannahen Katte's zu melden, und um eine schleunige Verbreitung dieser Nachricht unter alle Bürger und Arbeiter zu bitten, welche treu zu dem Unternehmen standen.

Johannes war mit Wolf soeben wieder in das Schrader'sche Haus zurückgekehrt, als sich die Thüre von Neuem öffnete und Gertrud athemlos und bleich auf der Schwelle erschien.

„Mädchen — was giebt es?" fragte Hirschfeld erschrocken, denn er befürchtete, daß ihm Jemand in der Meldung von dem traurigen Schicksale ihres Vaters zuvorgekommen sein möchte. Doch wie nahm seine Bestürzung zu, als Gertrud jetzt hervorstieß: „Fliehen Sie Alle! . . . Das ganze Unternehmen ist verrathen!"

Ein fürchterlicher Schrecken bemächtigte sich der anwesenden Männer. Hirschfelds Antlitz war von einer geisterhaften Blässe bedeckt. „O, mein Gott," schluchzte jetzt die arme Waise auf, „es ist nur zu bald erzählt. Ein Offizier, und zwar ein preußischer Offizier, hat dem Gouverneur alle Ihre geheimen Pläne verrathen."

„Und der Name dieses Schurken?" rief Hirschfeld.

„Rittmeister Gerling erschien in Begleitung eines jüdischen Bankiers, welcher viel von seinem weichen Herzen redete, ganz besonders aber betonte, daß die Anklage von ihm ausgehe und der Rittmeister Gerling nur als Zeuge erscheine. Der Zufall fügte es, daß ich im Nebenzimmer von des Gouverneurs Arbeitskabinet beschäftigt war, als das Paar sich anmelden ließ. Der Bankier erzählte, daß ihn Geschäfte nach Stendal geführt hätten, das von Katte genommen worden sei, der mit mehreren hundert Mann auf Magdeburg losmarschire, um die Festung diese Nacht zu überrumpeln. Unteroffizier Wolf und ein berliner Gelehrtensohn hätten mit Hirschfeld hier in der Stadt bereits seit Wochen für das Unternehmen gewirkt, passende Schlüssel anfertigen lassen, einen Theil der Bürgerschaft, sowie eine Anzahl von ehemaligen Soldaten gewonnen, um mit deren Hilfe im entscheidenden Augenblicke die Thorwachen zu überfallen und sich der Geschütze zu bemächtigen."

„O Gott im Himmel," flehte Hirschfeld, „laß es doch nicht zu, daß so nichtswürdige Verräther über uns triumphiren." Das Mädchen aber fuhr fort: „Anfangs wollte der Gouverneur dem Bankier nicht glauben, bis Gerling erklärte, gestern Abend eine Berathung im Körner'schen Hause belauscht zu haben. In derselben sei der Plan zur Einnahme Magdeburgs ausführlich besprochen worden, und er hafte für die Wahrheit mit seinem Kopfe. — Daraufhin ward sofort Moisez herbeigeholt und mit ihm das Weitere berathen. Die Wuth des Letztern war ohne Grenzen und er schwur hoch und theuer, nicht eher ruhen zu wollen, als bis er Hirschfeld und Johannes in seine Gewalt gebracht. Sämmtliche Thore sind bereits geschlossen, die Wachen namhaft verstärkt und die Geschütze scharf geladen. Zahlreiche Truppen haben die Stadt verlassen, um Katte, wenn er sich der Festung nähert, in den Rücken zu fallen."

„Nun ist Alles aus," sagte Hirschfeld in eisig kaltem Tone. „Nein, nein, nein!" rief Gertrud mit glühenden Wangen, „so brave, heldenmüthige Männer dürfen und sollen nicht sterben. Um Ihnen den Weg zur Flucht zu zeigen, bin ich noch im Hause des Gouverneurs verblieben, als sich dieser mit dem Commissär und den beiden Verräthern bereits entfernt gehabt. Ich kenne den Ort, wo die vielsagenden Schlüssel hängen, — hier haben Sie den Schlüssel zu einer kleinen Ausfallpforte neben dem Thor!"

Bewundernd blickten die Freunde auf das junge Mädchen, welches ungeachtet der großen Gefahr den Kopf nicht verloren und an die Rettung der Bundesgenossen gedacht hatte. Es war ein trauriger Abschied, der jetzt folgte. Hirschfeld erschien gänzlich gebrochen; sein Leben galt ihm nichts mehr, um so schwerer dagegen lastete der Gedanke auf seiner Brust, daß Katte möglicher Weise mit so vielen hundert Männern dem Untergange und Tode in die Arme eilen könne. Vater Schrader erbot sich daher, für einen Boten sorgen zu wollen, der von der Neustadt aus an Katte abgehen sollte, um diesen zu warnen und von dem Vorgefallenen zu verständigen, was auch geschah. Dies richtete den armen Hirschfeld wieder einigermaßen auf und er begab sich mit Johannes, Wolf und Gertrud unter den heißen Segenswünschen und brünstigen Gebeten seiner treuen Freunde auf die Flucht. Und sie gelang, zum großen Aerger Moisez's, der während der nächsten Tage gewaltig wüthete und tobte.

Fünftes Kapitel.

Deutschland wacht auf.

In der sonst so gemüthlichen Wohnung des Doktor Ratbod in Berlin sah es jetzt kalt und öde aus, denn die schwere Noth der Zeit haftete

an allen Gegenständen der bescheidenen Haushaltung. Die Familie hatte unter dem französischen Drucke noch mehr zu leiden, als ihre Nachbarn; denn das glückliche Entkommen von Johannes, dessen Betheiligung an dem Magdeburger Unternehmen nicht unbekannt geblieben war, reizte die Wuth der französischen Behörden. Sie würde vielleicht bald verraucht gewesen sein, hätte der französische Colonel Raoul d'Haunaigue, der nach Berlin versetzt worden war, sie nicht geschürt, um sich an jenen Ratbods zu rächen, die von seinem ganzen Geschlechte sozusagen schon seit Jahrhunderten gehaßt wurden. Der alte Doktor wurde zuerst gefänglich eingezogen, obschon seine Richter sehr gut wußten, daß er für die Handlungsweise seines Sohnes nicht verantwortlich gemacht werden könne. Allein man zog die Verhandlungen in die Länge und raubte ihm dadurch die Möglichkeit der Existenz, denn durch die fortgesetzte Haft ging ihm eine bei der neugegründeten Universität in Aussicht gestellte Professur verloren und durch den Verlust seines festen Einkommens sah er sich mit Frau und Tochter in ein Heer von Sorgen gestürzt, denn Geld und Verdienst waren im Lande rar geworden. Da die Einnahmequellen des Doktor Ratbod infolge der langen Haft so ziemlich versiegt waren, so hatte dies die traurige Folge für die Familie, daß man ihr ein Stück Eigenthum nach dem andern fortschleppte, und wer weiß, welch' trauriges Ende es mit ihr genommen haben würde, hätten nicht opferwillige Freunde ihr rechtzeitig beigestanden.

Zu der Sorge um die Existenz gesellte sich der Kummer um das Schicksal von Johannes, der, aus der Heimath verbannt, in eine ganz andere Lebensstellung hineingedrängt worden war, denn er war, dem Beispiele seiner Kameraden folgend, in britische Dienste getreten. Die Briefe, welche er nach der Heimath sandte, verkündeten die Sehnsucht seines Herzens nach Eltern, Schwester und Vaterland. So lange aber der Franzmann in Preußen herrschte, war an eine Rückkehr nicht zu denken. Man mußte auf bessere Zeiten harren, doch ließen dieselben noch lange genug auf sich warten, denn noch einmal entfaltete Napoleon seine ganze Macht und Herrlichkeit, indem er vor seiner Abreise nach Rußland einen jener Fürstentage hielt, die Deutschlands Herrscher tief erniedrigten. Auch Preußens König und Oesterreichs Kaiser mußten als Vasallen vor dem Korsen erscheinen, dessen gewaltiges Heer sich nunmehr unaufhaltsam gen Osten wälzte. Dasselbe drang, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, weiter und weiter in Rußland vor und bald folgte die Nachricht, daß Napoleon mit seinem Heere in der alten Kremlstadt Moskau zu überwintern und daselbst dem besiegten Czaren den Frieden zu diktiren gedenke. Paris jauchzte, das preußische Volk aber begrub die stillen Hoffnungen, die es in seiner Brust gehegt. Auf den Lärm der Siegesnachrichten blieb es eine geraume Weile still. Monate vergingen, ohne daß den harrenden Völkern Europas irgend eine Kunde vom Kriegsschauplatze wurde. Da begannen plötzlich eigenthümliche Gerüchte durch die preußische Hauptstadt zu schwirren; dieselben waren geeignet, den drückenden Alp von der Brust eines jeden guten Preußen zu nehmen; aber noch wagte Niemand an die Wahrheit zu glauben, bis endlich der Tag erschien, welcher der staunenden Welt das Unerhörte meldete. Der Hauptmann Götze hatte kaum von dem amtlichen Bericht Kenntniß genommen, als er auch schon nach dem Ratbod'schen Hause stürzte und mit dem Ausrufe ins Zimmer trat: „Gott sei Dank! Der Bonaparte ist geschlagen! Halleluja!"

Es war eine geradezu betäubende Nachricht, und es währte noch eine geraume Zeit, ehe die überraschte Familie sich so weit wieder gefaßt hatte, um dem Berichte des Hauptmanns folgen zu können, welcher in gedrängter Kürze den Brand von Moskau und den Uebergang über die Beresina erzählte, um dann mit den Worten zu schließen: „Der Bonaparte befindet sich bereits auf dem Wege nach Paris, sein Heer aber ist vollständig vernichtet."

Jeder Tag brachte neue Nachrichten über den russischen Feldzug. Obwohl es Jedermann grauste vor den schauerlichen Berichten, die in ausführlichster Weise das Elend schilderten, das Hunger und Kälte über die französische Armee gebracht, so freute man sich doch aus vollstem Herzen über diese für Preußen und Deutschland so bedeutsame Wendung. „Laut darf der Jubel unserer Seelen freilich noch nicht werden," ermahnte der Doktor Ratbod den allzuverwegenen Götze, „denn noch hält der Franzmann unsere Hauptstadt und die Festungen besetzt und überall schleichen Spione umher, denen jeder gute Bürger aus dem Wege gehen muß. Aber wenn der Augenblick erscheint, wo gehandelt werden muß, wird es auch an mir nicht fehlen."

Damit wandte er dem verblüfften Hauptmann den Rücken. Götze ging zögernd davon, kehrte aber am nächsten Tage schon wieder bei den Freunden ein und hatte, seiner alten Gewohnheit gemäß, allen Zorn vergessen.

Das Jahr 1813, welches für Deutschland so ruhmreich enden sollte, war angebrochen und mit ihm erschienen die kläglichen Ueberreste des geschlagenen französischen Heeres. Von jenem Prunk und Uebermuthe, wie ihn einst die stolzen Sieger von Wagram zur Schau getragen hatten, fand sich nichts mehr vor; die mit Lumpen bedeckten Schaaren, welche jetzt auf den deutschen Landstraßen dahinwankten, kannten nur den

einen Wunsch, sich satt essen und in einer warmen Stube verweilen zu dürfen. So kamen die napoleonischen Krieger langsam daher; ein paar hundert wohlberittener preußischer Husaren hätten genügt, sie sammt und sonders niederzuhauen, ja, so mancher Bauersmann oder Städter verspürte nicht übel Lust, sein Müthchen an diesen Elenden zu kühlen, welche noch vor Kurzem die Quälgeister der deutschen Nation gewesen waren. Die Spitäler füllten sich rasch mit Kranken aller Art, so daß man sich bald genöthigt sah, vornehmere Patienten in den Häusern der Bürger unterzubringen. Auch die Familie Ratbod erhielt einen jungen, französischen Offizier zur Verpflegung, welcher an einem Fieber erkrankt war.

Der Hauptmann Götze zankte und wetterte darüber, daß die Familie den Franzosen aufnehmen mußte. „Unsinn!" rief Götze unwirsch, „mit der Herrschaft der Franzosen ist es vorbei! Niemand hätte Euch zwingen können, den Franzosen aufzunehmen, noch dazu, da die Gefahr nahe liegt, daß Ihr Alle von ihm angesteckt werdet!"

Es war ein etwa fünfundzwanzigjähriger, hübscher Mann, mit weichen und sanften Zügen. Die großen schönen Augen starrten jetzt mit einem gläsernen Ausdruck ins Leere, denn der kranke junge Mann lag im Fieber und nur von Zeit zu Zeit kehrte flüchtig sein Bewußtsein zurück, dann zuckte ein mattes Lächeln um seinen Mund und dankbar heftete sich der Blick auf die beiden fremden Pflegerinnen; das weiche, warme Bett schien seinem kranken Körper überaus wohl zu thun, desgleichen der kühlende Trank, welcher ihm von Dora gereicht wurde. Er wandte den Blick von der holden Erscheinung des Mädchens nicht ab, bis er nach und nach wieder verglaste und neue Fieberphantasien seine Seele umnachteten.

Der Zustand des kranken Offiziers verschlimmerte sich und jene Krisis trat ein, wo der Patient mit Gewalt aus dem Bette will und nur gewaltsam zurückzuhalten ist. Diese Anfälle wiederholten sich namentlich zur Nachtzeit, wo Vater und Mutter Ratbod auf ihren Lehnstühlen einzunicken pflegten. Dora gönnte den armen Eltern aus Herzensgrunde den Schlaf und strengte lieber alle ihre Kräfte an, als daß sie die der Ruhe so Bedürftigen geweckt hätte. Es war sonderbar, der kranke Offizier gehörte ja doch zu den Todfeinden ihres Vaterlandes und dennoch vermochte sie ihm nicht zu zürnen. Die Züge seines hübschen Gesichts verkündeten einen edeln Sinn und ein reines Herz, und es kam ihr so vor, als ob er alles andere, nur kein Franzose sei. Aehnlich wie ihr, erging es auch den Eltern, die insgeheim an ihren Sohn Johannes dachten, der fast in dem nämlichen Alter stand wie der Fremde und gleichfalls den Strapazen des Krieges ausgesetzt gewesen war, den die britische Regierung in Spanien und Portugal führte.

Nach einem unruhigen fieberhaften Schlafe redete der Kranke Dora eines Morgens mit leiser, aber inniger Stimme an: „Jetzt sagen Sie mir, wo ich mich befinde. Sie sind so überaus gut gegen mich und pflegen mich, wie eine Schwester, trotzdem Sie keine Französin sind und wohl Ursache hätten, mir als einem Feinde Ihres Vaterlandes zu grollen."

„Wir sind Christen," erwiderte Dora sanft, „und in der Liebe Christi lernt man allen Haß, auch gegen die erbittertsten Feinde, überwinden. Sie waren schwer krank und bedurften der gewissenhaftesten Pflege. Ihre Fieberphantasien verriethen mir gleichzeitig Ihr kindliches Herz, denn Sie gedachten oft Ihrer Mutter und das hat mich herzinniglich gerührt."

„Ach ja, meine Mutter," sagte der junge bleiche Mann, die Hände über der Brust faltend, „die Aermste wird meinethalben viel geweint haben, aber sich umsomehr freuen, wenn sie meine Rettung erfährt, denn, nicht wahr," fügte er zögernd und besorgt hinzu, „ich werde wohl von meiner Krankheit wieder genesen?"

Dora bejahte und ließ es geschehen, daß ihr Pflegling in seiner überströmenden Dankbarkeit ihre Hand küßte. Auf seine wiederholte Frage, wo er sich befinde und wie der Name seiner Wohlthäter laute, antwortete Dora freimüthig: „Sie wohnen im Hause meiner guten Eltern, die zwar arme, aber rechtliche Leute sind."

„Ach, mein Gott," rief der Kranke bewegt, „und wie heißen alle diese guten Menschen?"

„Unser Familienname lautet Ratbod... Knüpft sich für Sie an diesen Namen etwas Widerwärtiges?" unterbrach sich Dora, da eine schmerzliche Ueberraschung sich in den Zügen des Patienten kund gab. Sie dachte an Johannes und seine Betheiligung an Hirschfelds Unternehmen, deshalb schloß sie mit der Frage: „Sind Sie vielleicht mit meinem Bruder feindlich zusammengetroffen?" Der junge Franzose schüttelte den Kopf und erwiderte, daß es nur eine vorübergehende Schwäche gewesen sei, die ihn angewandelt habe; er fühle sich indessen müde und wünsche zu schlafen. Die aufmerksame Pflegerin rückte ihm die Kissen zurecht, und ging dann leise zu ihrem Nähtischchen am Fenster. Trotzdem ihre Finger fleißig die Nadel führten, bemerkte sie doch, daß der junge Franzose nicht schlief, sondern sich nur ermüdet stellte. Es war offenbar, daß der Name „Ratbod" beängstigend auf ihn gewirkt hatte, wennschon Dora sich vergeblich bemühte, das sonderbare Räthsel zu lösen. Der Kranke beobachtete während des ganzen Tages ein tiefes Schweigen und ließ sich erst am

andern Morgen zu einem Gespräche herbei; sein offenes, zutrauliches Wesen war jedoch einer Zurückhaltung, einer gewissen Förmlichkeit gewichen. Mit zitternder Stimme fragte er plötzlich: „Hat man Ihnen, als man mich krank hierher gebracht, meinen Namen genannt?" Dora beeilte sich, diese Frage mit Nein zu beantworten, da der Blick des Franzosen mit fieberhafter Spannung auf sie gerichtet war.

„Sie hatten gestern die Güte, mich mit Ihrer Familie bekannt zu machen," begann er in ruhigerem Ton, „die Höflichkeit fordert es, daß ich Ihrem Beispiele folge. Ich bin der Kapitän Louis, von Geburt zwar nur ein Elsäßer, aber doch Franzose mit Leib und Seele."

Dieses Geständniß that Dora weh, sie wußte selbst nicht warum; aber sie empfand die Kluft, welche sich plötzlich zwischen ihr und dem jungen Kapitän aufthat und sich mit dem Fortschreiten seiner Genesung stetig vergrößerte. Als Kapitän Louis später durch Götze die gänzliche Niederlage Frankreichs erfuhr, war er nur mit größter Mühe von einer voreiligen Reise nach seiner Heimath abzuhalten. Die Vorstellungen Dora's, daß er sein Leben aufs Spiel setze, ohne damit seinem Vaterlande zu nützen, gaben den Ausschlag, und er fügte sich seufzend in das Unvermeidliche. Es währte nicht mehr lange, so durfte er bereits am offenen Fenster sitzen, und das Einathmen der frischen Luft wirkte stärkend auf seinen Körper. Er erholte sich äußerst rasch und Dora genoß die Freude, ihren Pflegling in Gesellschaft der Mutter ins Freie begleiten zu dürfen; er zeigte sich jetzt wieder zutraulich, und nur hin und wieder flog ein düsterer Schatten über seine Stirn. Bald war er kräftig genug, an die Heimkehr denken zu können, und noch an demselben Abende, wo der junge Elsäßer sich zur Abreise anschickte, langte Johannes aus England an. Beide begegneten sich nur flüchtig; daß der Franzose aber trotzdem die Züge des Andern sich fest eingeprägt hatte, ging aus einer Aeußerung hervor, indem er Dora beim Abschiede sagte: „Ich stehe für immer in Ihrer Schuld. Sie haben mir, im Verein mit Ihrer Mutter, gezeigt, was edle deutsche Frauen sind. Zum Vergelten fühle ich mich zu schwach, dagegen will ich Ihnen geloben, Ihren Bruder, den Sie so zärtlich lieben, vor jeder Gefahr zu schützen und zu schirmen, falls wir in dem neuausbrechenden Kampfe uns feindlich gegenüberstehen sollten."

„Das vergelte Ihnen Gott!" flüsterten Dora's Lippen, während der Scheidende sich auf ihre Hand niederbeugte. — — —

Und bald brach auch wirklich der Kampf auf's neue los und die preußische Jugend, bis weit ins Mannesalter hinein, erhob sich unter dem Jubelgeschrei: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!" Die Hörsäle der Universitäten, die obern Klassen der Gymnasien, die Schreibstuben, Kunst- und Werkstätten leerten sich, die Pflüge standen verlassen. Eltern weihten ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Frauen ihre Gatten dem heiligen Kriege. In allen Städten wimmelte es von Freiwilligen. Selbst Greise griffen mit Jugendkraft zu den Waffen, Knaben flehten schluchzend, wenigstens als Trommelschläger mitgehen zu dürfen.

Auch Johannes schickte sich an, dem Elternhause von Neuem wieder Lebewohl zu sagen und nach Breslau zu ziehen, um sich dort als Lützow'scher Jäger anwerben zu lassen. Die Mutter und Dora blickten mit freudigem Stolz auf den begeisterten Jüngling, dessen wettergebräuntes Gesicht von so manchen Strapazen erzählte und der selbst einem so alten Haudegen, wie Hauptmann Götze, imponirte.

Er sprach dies auch in der Stunde des Scheidens gegen Johannes unverhohlen aus, fügte aber, mit einem Seitenblick auf den Doktor, hinzu: „Ich habe immer gefürchtet, daß du die Erbschaft deines Vaters antreten würdest und hübsch daheim bei Muttern bliebest."

Die Frauen blickten ängstlich auf den Hausvater, welcher jedoch sehr ruhig blieb und jetzt in bescheidenem, aber festem Tone begann: „Ich habe Euch schon einmal gesagt, daß ich das voreilige Prahlen nicht liebe und ruhig meine Zeit abwarte. Der Augenblick des Handelns ist jetzt gekommen. Ich habe den Schmerz um das geknechtete Vaterland wahrlich nicht weniger empfunden, als jeder Andere, wenn ich auch nur selten diesen Gefühlen Ausdruck verlieh. Was hätte es auch genützt? Ich allein vermochte gegen den gewaltigen Napoleon wahrlich nichts auszurichten; doch jetzt ist es ein ander Ding, jetzt steht das gesammte Preußenvolk wie ein Mann zusammen und mit Gottes Hilfe wird es siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Jetzt darf sich kein Preuße ausschließen, der gesunde Glieder hat, und so werfe auch ich die Feder weg und ergreife die Flinte, so ziehe auch ich aus, als ein Jüngling mit weißem Haar, so trenne auch ich mich von Weib und Tochter, denn mein Losungswort heißt: Für Freiheit, König und Vaterland!"

Die Frauen schluchzten leise auf, der alte Götze aber, dem es gleichfalls feucht im Auge schimmerte, warf seinen Krückstock weg und rief, den Freund in seine Arme schließend, begeistert aus: „Ratbod! alter Doktor! Das war wie ein Mann gesprochen und wahrlich, es soll Euch unvergessen bleiben!" Die Mutter und Dora hatten es von dem Vater nicht anders erwartet; sie weinten zwar schmerzliche Thränen, dennoch flüsterten ihre Lippen ihm zu: „Gott segne dich und Johannes! . . . Gott sei mit euch und dem deutschen Vaterlande!"

„Und wo bleib ich?" rief der Hauptmann Götze, und blickte ingrimmig auf sein lahmes Bein.

„Ihr bleibt bei Muttern," gab der Doktor lächelnd zurück, fügte aber gleich darauf in seinem gutmüthigen Tone hinzu: „Unsere Frauen und Töchter dürfen nicht verlassen sein, wenn ihre Männer und Brüder scheiden. Ihr habt den Lorbeer in heißer Schlacht bereits errungen, mein Freund, jetzt beginnt Euer Ritterdienst bei edlen Frauen. Nicht wahr," schloß er mit einem innigen Händedruck, „Ihr werdet meiner gedenken bis in den Tod, und mein Weib und Kind werden an Euch eine Stütze haben?"

In kurzer Zeit hatten Vater und Sohn sich mit den nöthigsten Habseligkeiten versehen und nunmehr war die Abschiedsstunde da. Weinend hingen Mutter und Tochter am Halse der geliebten Männer, bis sich der Doktor mit einem gewaltsamen Ruck losriß und mit den Worten: „Wir müssen fort!" von dannen stürzte.

— — — — — — — — — — — — — —

Die alte Stadt Breslau konnte in jenen Tagen des Aufschwungs und der Erhebung mit Fug und Recht das „Herz Deutschlands" heißen, denn sie bildete sozusagen den Mittelpunkt der nationalen Erhebung und die nach der alten Festungsstadt führenden Straßen waren mit zahlreichen Wanderern belebt, welche dem Rufe des Königs folgten und singend der schlesischen Hauptstadt entgegeneilten.

Die Straßen und Plätze der alten, verkehrsreichen Stadt boten ein buntbewegtes Bild dar. Ueberall traf man auf Menschengewühl, von früh bis spät ertönte Lärm und Geschrei. Geschütze und Pulverwagen hemmten den Verkehr und ebenso zahlreiche Truppen abmarschirender Soldaten. Vor den Kasernen und auf den größeren Plätzen der Stadt wurde fleißig exercirt, und der Doktor und Johannes, welche soeben angekommen waren, erkundigten sich bei einem Unteroffizier, wohin sie sich wohl zu wenden hätten, um als Freiwillige ins Heer aufgenommen zu werden.

„Der junge Herr da kann sich in jeder Kaserne anwerben lassen," lautete die gutmüthige Antwort, „mit Euch dagegen, alter Herr, wird wird es seinen Haken haben."

„Ei was," rief der Doktor ungehalten, „die Vaterlandsliebe hat mit dem Alter nichts zu schaffen und die Hauptsache für einen echten Soldaten besteht darin, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat. Wagt man es, mich wegen meiner Jahre zurückzuweisen, so rücke ich der alten Excellenz Blücher ins Quartier."

„Dann müßt Ihr aber schon die Beine ein wenig unter den Arm nehmen, alter Herr," erwiderte der Unteroffizier mit komischem Ernste, „denn die Excellenz hat Schlesien bereits verlassen und ist auf dem Wege nach Dresden."

„So sagt uns wenigstens, wohin wir uns wenden sollen," ergriff Johannes das Wort.

„Ei nun, geht vor der Hand in das Wirthshaus zum Szepter, dort ist der Adolph von Lützen, der wird Euch schon guten Rath ertheilen."

Johannes ließ sich die einzuschlagende Richtung angeben, dankte ihm und machte sich mit dem Vater auf den Weg. Vater und Sohn richteten zunächst ihre Schritte nach der Gaststube und es währte nicht lange, so nahm ein graubärtiger Husaren-Wachtmeister an der Seite unseres alten Herren Platz. Er zeigte sich äußerst redselig und verwickelte den Gelehrten bald in ein Gespräch. Natürlich kam auch der Zweck zur Sprache, welcher den Doktor nach Breslau geführt. Der Wachtmeister zeigte sich über seinen Muth, trotz des vorgerückten Alters sich den Strapatzen des Krieges auszusetzen, höchlich erstaunt, sagte aber nach einer Weile: „Ich glaube kaum, daß man Sie nehmen wird."

Aller Muth und alle gute Laune des Doktors sanken auf den Gefrierpunkt herab, und er sah sich schon im Geiste mit Johannes in die schlimme Lage versetzt wieder unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren zu müssen. Der Wachtmeister hatte währenddem Johannes mit wachsendem Erstaunen angeblickt und stand eben im Begriffe, eine Frage an ihn zu richten, als sich plötzlich auf die Schultern von Vater und Sohn zwei kräftige Hände legten. Ueberrascht wandten sie sich um und erblickten vor sich einen Husarenrittmeister, vor welchem der Unteroffizier seine Honneurs machte. „Hirschfeld!" lautete der überraschte Ausruf von Vater und Sohn. „Wie er leibt und lebt," gab der Rittmeister lustig und wohlgemuth zurück.

„Wo kommst du her?" fragte Johannes stürmisch, während er dem Rittmeister beide Hände schüttelte. „Ich glaubte, daß du noch in Spanien verweiltest."

„Nein, mein deutscher Magen vermochte die Südfrüchte nicht zu vertragen," erwiderte der Rittmeister. „Hat dir denn der Wolf da von meiner Anwesenheit nichts gesagt?" Dabei deutete er auf den graubärtigen Wachtmeister, welcher jetzt auf den Tisch schlug und ausrief: „Das ist also doch Herr Ratbod, unser Magdeburger Bundesgenosse? Er kam mir gleich so bekannt vor, allein mein Gedächtniß, das immer schwächer wird, ließ mich im Stich."

Johannes freute sich, die Bekanntschaft des biedern Wolf zu erneuern, und reichte ihm gleichfalls die Hand. Als der Wachtmeister vernahm, daß der alte Herr der Vater von Johannes sei, erhob er sich und ehrte ihn durch einen militärischen Gruß, denselben mit den Worten begleitend: „Jetzt wird schon Rath für Sie werden,

denn ich kenne meinen Herrn Rittmeister, er läßt keinen Freund im Stiche."

Hirschfeld ergriff Vater und Sohn bei den Armen, grüßte den zurückbleibenden schmunzelnden Wolf und führte die Freunde aus der rauchigen Wirthsstube in ein hübsch möblirtes Zimmer der Nachbarschaft, woselbst der jetzige Major von Katte residirte.

Die Ueberraschung war auf beiden Seiten groß, und selbstverständlich wünschte Jeder die Schicksale des Andern zu wissen, zumal die drei Freunde in England getrennt worden waren. Hirschfeld hatte, gleich Johannes, in Spanien gekämpft, und war dann über Oesterreich nach der preußischen Heimath zurückgekehrt.

„Vor einigen Wochen," berichtete er am Schlusse seiner Mittheilungen, „traf ich in Wien eine Dame, welcher du sicherlich ein Plätzchen in deiner Erinnerung eingeräumt haben wirst."

Johannes rieth auf die Gräfin Lübbenau, und Hirschfeld fuhr kopfnickend fort: „Sie ist noch immer die erbitterte Gegnerin des Bonaparte, welcher sich nicht eben großmüthig gegen ihre Familie zeigte, und, trotz verschiedener, der Gräfin zustehender Rechte, die in und bei Paris gelegenen Besitzungen nicht herausgab. Sie läßt euch Alle grüßen und hofft, daß dieses Mal Preußen mit Oesterreich gehen werde. Die Gräfin ist fest entschlossen, ihrem Gatten ins Feld zu folgen und ihre Ansprüche in Paris geltend zu machen."

Drunten auf der nächtlichen Straße rollten noch immer die Geschütze über das Pflaster, marschirten die Reihen muthiger Krieger, und sangen neuanlangende Vaterlandsvertheidiger allerlei patriotische Lieder. Es war eine süße Musik für den Doktor, welcher bei Katte übernachtete, aber vor lauter Begeisterung kein Auge schloß. Trotzdem erschien er am andern Morgen frisch und munter. Es war dies aber auch ganz natürlich; sorgte ja doch Katte dafür, daß der Doktor in einer Landwehr-Compagnie, welche für den Nachschub bestimmt war, Aufnahme fand. Hirschfeld nahm sich dagegen seines Freundes Johannes an, dessen militärische Erfahrungen seine Einreihung in die von ihm selber befehligte Husarenschwadron gestatteten.

Ein Bild aus der Hochfluth im Ohio-Thal.

Editor.



Es kann unsere Absicht nicht sein, die Fluthen im Thalbett des Ohio nochmals eingehend zu beschreiben. Aber es gehört in das Bereich unseres Magazins, solch denkwürdige Ereignisse in Wort und Bild festzuhalten.

Deshalb finden die Leser einen gut ausgeführten Holzschnitt, welcher die Ueberfluthung des Ohio-Thales unterhalb Cincinnati darstellt. Kann auch auf einem Bilde die Gewalt und Ausdehnung der Wasser, der durch dieselben angerichtete Schaden, die Noth und der Schrecken der Menschen und Thiere unmöglich wiedergegeben werden, so veranschaulicht unser Bild doch in etwas die Höhe dieser Fluthen und die durch sie herbeigeführten Gefahren.

Es zeigt, wie grpße Dampfboote da herumfahren konnten, wo man auch bei hohem Wasserstand nur trockenes Land findet; wie sie ausgesandt wurden und zwischen den Häusern kreuzten, um die von der hereinbrechenden Fluth überraschten Bewohner zu retten; wie zweistöckige Wohngebäude also überschwemmt gewesen, daß den Insassen nur das Dach als letzter Zufluchtsort geblieben, woselbst sie in manchen Fällen stundenlang harren mußten, bis die ersehnte Rettung gebracht werden konnte.

So gewaltig, in solcher Menge und in vielen Fällen so schnell kamen die Wasser über die Menschen und ihre Wohnungen, daß sowohl alle Berechnungen wie die frühere Erfahrung zu Schanden wurden. Man hatte sich den Wasserstand früherer Hochfluthen gemerkt und darnach Vorkehrungen getroffen. Aber die letzte Wassernoth überstieg alle Ueberschwemmungen dieses Jahrhunderts nicht allein um 2—6 Fuß, sondern brach auch wegen der Dammbrüche über manche Ortschaften, wie z. B. Lawrenceburg, mit solcher Gewalt und so reißender Schnelligkeit herein, daß alle Vorsichtsmaßregeln nichts nützten, und die Betroffenen sich oft in einer Viertelstunde in einem unerwarteten Meere gefangen sahen, dem sie wenigstens ihre Habe überlassen mußten.

Beinahe wunderbar ist der geringe Verlust an Menschenleben. Nur hie und da kam Jemand in dieser ungeheuren Fluth um, ein Umstand der nächst der Barmherzigkeit Gottes dem raschen Eingreifen der Hilfebringenden zu danken ist. Nicht Jedermann ist geeignet in solchen Wassermassen die rettende Hand zu bieten; denn dazu gehört sowohl Muth als Kraft und Geschick. Diejenigen jedoch, welche die nöthigen Eigenschaften besaßen, sprangen auch wie ein Mann



Die Hochfluth unterhalb Cincinnatis.

in die Rettungsboote. Die Feuerwehr, das Militär, Vereine wie Einzelne eilten den Bedrängten zu Hilfe, und ruhten nicht eher, bis gerettet war, was gerettet werden konnte.

Ueberhaupt hat sich bei dieser Katastrophe der Edelmuth des so oft als Mammondiener verschrieenen amerikanischen Volkes wieder einmal aufs Glänzendste bewährt. Es war, als ob sich das ganze Volk wie auf ein gegebenes Zeichen zu einem Hilfs-Committee organisirt hätte. Von allen Städten und Gegenden des Landes trafen Anerbietungen und Beiträge aller Art ein. Manche der Schwerbetroffenen, wie z. B. Cincinnati und Louisville, dankten herzlich für die innige Theilnahme, wiesen aber die Hilfe noch schwerer Bedrängten zu. Das Geben und Helfen und die Bethätigung im Edelmuth kannten fast keine Grenzen, selbst dann nicht, als man die Entdeckung machte, daß unverschämte Menschen sich ungerechter Weise diese Mildthätigkeit zu Nutze machten.

Konnte und kann auch nicht aller Schaden

ersetzt werden, und müssen auch Viele noch Jahre lang für den Ersatz ihres Verlustes arbeiten, so litt doch Niemand Hunger, und für Kleidung und warme Decken wurde in Fülle gesorgt, so schnell nur die Eisenbahn und die Boote die Sachen bringen konnten.

Mag man nun von der Geldgier des amerikanischen faseln so viel man will; wird auch eingewendet, daß die Leute in Amerika es ja haben, und deßhalb auch geben können: so ist die hierzuland fröhlich geübte großartige Freigebigkeit denn doch ein unwiderlegbarer Beweis, daß das Volk nicht um der Knauserei willen gerne erwirbt, sondern daß es sein Geld anzuwenden versteht und unter andern in Werken der helfenden Liebesthätigkeit fast unerschöpflich ist.

Dieser so reichlich sich bestätigenden Menschenfreundlichkeit nun weiter nachforschend, so findet sich der christliche Sinn unseres Volkes als Grundursache und Fundament derselben. Das amerikanische Volk ehrt Den, der da sagen läßt — „Geben ist seliger denn Nehmen;" es achtet das Buch, welches den Menschen einschärft, wohlzuthun und mitzutheilen.

Sind es nun hierzuland der Verächter des Wortes Gottes auch gar Viele, so leben sie so zu sagen in einer Luft der christlichen Liebesthätigkeit, deren Einfluß sie sich nicht entziehen können; denn, sowie allgemeine Knauserei ansteckend wirkt, so werden auch die Unempfänglichsten nach und nach von der rings um sie geübten Freigebigkeit beinflußt. Und dies ist gewiß die Hauptursache, weßhalb selbst so viele Gottesverächter und Gleichgültige in den Ver. Staaten eine offene Hand zum Geben haben.

Diese Thatsache gilt uns auch als Beweis für den großen Einfluß des Christenthums. Die Sünde ist zwar gar mächtig im Volk, und die Schäden aller Art sind bedeutend, aber die Erlösungsthat wirkt, Gott sei Dank, ebenfalls, und ein Beweis dafür ist die fast beispiellose Liebesthätigkeit unseres Volkes als Ganzes: denn obwohl der Glaube allein selig macht, so stehet doch auch geschrieben: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Was ich mir alle Tage vorsagen will.

1. Daß mir wieder ein Gnadentag, zwölf Gnadenstunden geschenkt sind für die Ewigkeit, wovon ich Rechenschaft ablegen muß, und die, einmal entschwunden, für immer dahin sind.

2. Daß mein Leben eine Reise, ein Weg zum Himmel ist, mein Lauf nur hindurch geht und hienieden meines Bleibens nicht ist.

3. Daß der Weg sehr enge und schmal ist, der zum Leben führt, daß er mit Kreuzen besetzt ist und sich heute noch in das dunkle Thal des Todes verlieren kann.

4. Daß aber auch einer mir zur Seite und mit mir ist, der von sich selber gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; einer bei und mit mir ist, der auch sein Kreuz nach Golgatha getragen und noch immer tragen hilft und es dort mit dem Tode versiegelt hat, daß er auch mein Heiland sei.

5. Daß ich auch heute den alten Menschen in mir mit all' seinen Neigungen und Lüsten, mit all' seinen bösen Gedanken und Sinnen durch die Kraft des heiligen Geistes, die Gott mir darreicht, tödten und verleugnen kann und soll.

6. Trachten soviel ich nur kann, daß der verborgene Mensch des Herzens still und unverrückt vor Gott bleibe, in stillem Gebet ohne Unterlaß zu ihm, und das Auge des Geistes nur immer gläubig und kindlich auf Jesum, den Heiland, schaue.

7. Alles, was mir kommt, annehmen als vom Herrn und beten, es sei Freud' oder Leid, daß es mir zum Besten diene, und dabei weder einer ängstlichen Sorge für den folgenden Tag noch für die Zukunft Raum geben. Der morgende Tag wird für das Seine sorgen, und es ist ja genug, daß ein jeder Tag für sich seine Plage habe.

8. Dann auch alle Menschen ansehen als Miterlösete, Mitberufene: sie alle lieben als solche, die mit mir eines gleichen Sündenelends theilhaftig sind, aber auch alle mit mir berufen, Gnade, Frieden und Leben zu empfangen durch Jesum Christum.

9. Mit besonderer Liebe und Treue aber den Kindern Gottes anhangen.

Wahres Christenthum.

Für Haus und Herd von Fr. Kopp.

Das theuerste Gut der Menschheit ist Religion. Sie ist ein Bedürfniß des Menschen, und das wesentlichste Element, das ihn vom Thiere unterscheidet.

Alle Völker haben Religion. Dieses beweist die Weltgeschichte. Die Geschichte der Juden, von Abraham bis auf Christum, ein Zeitraum von zweitausend Jahren, ist hauptsächlich eine Religionsgeschichte. Aber auch in den großen alten Reichen, in China und Indien, in Egypten und Babylon, in Griechenland und Rom, war das Staats- und Familienleben, immer aufs innigste mit der Religion verwoben. Das vorgebliche Verbrechen, um deßwillen so viele Märtyrer sterben mußten, war ja gerade das,

daß sie nicht den Göttern des Volkes opfern wollten, unter dem sie lebten und wirkten. So hatten auch unsere deutschen Vorfahren ihre Götter und Religion, lange ehe ihnen das Evangelium gebracht wurde.

Plutarch, der Erzieher des Kaisers Hadrian und ein berühmter Schriftsteller, sagt unter Anderem: „Du kannst Staaten sehen ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne Münzen, ohne Schrift, aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne religiöse Uebungen und Opfer hat noch Keiner gesehen."

Religion ist ein Bedürfniß für die Vernunft des Menschen; denn bei Betrachtung von Himmel und Erde und ihrer Zweckmäßigkeit fragt sie billig: Woher kommt diese wunderbare Welt? Wer hat dieses Alles geschaffen und so weislich geordnet?

Religion ist ein Bedürfniß für das Herz, denn das Sichtbare kann die Bedürfnisse desselben nicht befriedigen. Wie trefflich spricht der Dichter die Erfahrungen der Menschen aus: —

„In dem Herzen ist noch ein Sehnen,
Immer fehlet, immer fehlet mir noch was!"

Und ein Anderer:

„Jedes Herz will etwas lieben;
Liebt's nicht Jesum, kanns nicht ruh'n."

Genüsse, Ehre, Reichthum, Macht, Künste und Wissenschaften können dieses Sehnen nicht stillen, noch die Leere des Herzens ausfüllen, was durch unzählige Beispiele bewiesen werden könnte. Das Gewissen fordert den Trost der Religion, wenn es schuldbeladen vor dem Tode zittert und vor einer Vergeltung zurückschaudert. Ja, das ganze Wesen der Menschen ist ohne Gott und ohne Religion wie ein Schiff ohne Ruder, das von Stürmen hin und hergeworfen wird. Der Mensch ist für Gott geschaffen und gehört ins Himmelreich. Darum sagt Paulus: „Er ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns. Denn in Ihm leben, weben, und sind wir. Wir sind göttlichen Geschlechts." Oder wie Moses es ausdrückt: „Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Dieses Bild ist zwar durch den Sündenfall gräßlich entstellt, aber nicht vernichtet. Es sind noch Spuren von dem ursprünglichen Adel vorhanden. Und ist der Mensch auch moralisch grundverdorben, daß der Prophet sagen muß: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis zum Haupt ist nichts gesundes;" und der Dichter mit ihm übereinstimmt, wenn er fragt:

„Wo ist des edeln Bildes Glanz?
Wo ist der reinen Unschuld Kranz?
Wo ist des Lebensbaumes Saft?
Ist es nicht Alles weggerafft?" — .

so hat doch Gott ihn nicht in diesem elenden Zustande hoffnungslos liegen lassen, sondern durch die Vermittlung Jesu Christi ist die heilsame Gnade Gottes erschienen allen Menschen, und züchtiget uns, daß wir verläugnen sollen das ungöttliche Wesen." Wir dürfen annehmen, daß diese „heilsame Gnade", oder der heilige Geist, auch in den Herzen der alten heidnischen Weisen wirksam war, wenn sie über göttliche Dinge nachdachten und redeten. So stammen auch Aussprüche der neueren Dichter nicht von Fleisch und Blut, wenn sie die tiefsten Bedürfnisse der Menschheit in Worte fassen. Es ist eine Anregung von Oben, wenn Göthe spricht:

„Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Die wahre Religion, wie sie in der Bibel gelehrt wird und wie sie Jesus Christus gestiftet hat, ist das Bedürfniß der Menschheit. In ihr findet der Geist des Menschen die Wahrheit, das Herz seine Seligkeit und das Gewissen seine Ruhe.

Dieses Bedürfniß mag eine Zeitlang nicht zu seinem Rechte kommen; aber es kommen auch wieder andere Stunden. Der verlorene Sohn schien kein solches Bedürfniß zu kennen, so lange er ein lustiges Leben führte und im fernen Lande mit leichtsinnigen Kameraden das Gut seines Vaters verpraßte; als er aber anfing zu darben, als er im fremden Lande die Säue hüten mußte und man ihm nicht die Träber erlaubte, die die Säue aßen, „da schlug er in sich", da kam er zur Besinnung und sprach: „Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brods die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen." Darum ist oft ein sogenanntes Unglück des Menschen größtes Glück. Wenn der Mensch in seiner Jugend oder in dem Jagen und Treiben der Welt seinen Gott vergißt, so mahnt ihn oft ein Unfall, eine plötzliche Gefahr, eine Täuschung, eine schwere Krankheit, die ihn an die Pforten der Ewigkeit bringt, ein plötzlicher Todesfall, wenn er an dem Sarge des Vaters, der Mutter, des Gatten oder Kindes steht und weint, daß er Trost und Hilfe von Oben nöthig hat. O, wie manch stolzes Herz ist durch Leiden und Trübsal schon gedemüthigt, wie manch steifes Knie schon gebeugt worden; und wie Manchen hat die Noth beten gelehrt!

Heinrich Heine, ein begabter deutscher Dichter, bekennt auf seinem langwierigen Krankenlager: „Ich habe in meinem Leben mit allen nur möglichen philosophischen Systemen gebuhlt, bis ich endlich beim Pantheismus anlangte und mir einredete, ich selber sei Gott. Dieses geht auch

ganz gut, so lange man gesund ist und Geld genug in der Tasche hat. Aber eines Tages kamen mir diese beiden Gegenstände abhanden. Ich lag schwer krank darnieder und das Geld ging mir aus. Da gerieth meine Gottheit ins Stocken. Ich konnte mir selber nicht mehr rathen noch helfen. Wo sollte ich mich in dieser Noth hinwenden? Ich schrie zum Herrn in meiner Noth: Ach Gott vernimm mein Weinen! Da half mein Helfer mir vom Tod, und ließ mir Trost erscheinen."

So macht sich der Herr die „Starken zum Raube." Selbst der große Napoleon, der in seinem Glück sich weder vor Gott fürchtete, noch vor irgend einem Menschen scheuete, nahm in seiner Verbannung auf der einsamen Insel Helena seine Zuflucht zu Gott, und fand Beruhigung in der Religion.

Was ist aber das Wesen der wahren Religion? Das Studium der Bibel und das Sichbekennen zu einem religiösen System ist nicht Religion, sondern nur eine religiöse Wissenschaft, die ihren Sitz nur im Kopf hat; die wahre Religion muß aber ihren Sitz im Herzen haben. Das Beobachten kirchlicher Gebräuche und die Benutzung der Gnadenmittel ist nicht Religion; denn es mag Jemand getauft sein, die Bibel lesen, zur Kirche gehen, singen und beten, das Abendmahl genießen, zu wohlthätigen Zwecken beitragen und dabei keinen Funken von wahrer Religion haben. So ist auch ein streng sittliches und moralisches Leben noch nicht wahre Religion. Wer Religion besitzt, der wird zwar die Bibel lesen, die Gnadenmittel benützen, sich zu einer christlichen Kirche halten, die Ausbreitung des Reiches Gottes unterstützen, ein unsträfliches und streng sittliches Leben führen, **aber er begnügt sich damit nicht.** Denn das ist nur das **Aeußerliche**, die **Form**, die **Lampe**, die **Locomotive**. — Soll die Lampe leuchten, muß Oel hinein und soll die Locomotive bewegen, muß **Feuer** unter dem Kessel sein. Wahre Religion ist **Kraft und Leben, Geist und Feuer von Oben.** Da wird das Herz erschüttert, erweicht, erwärmt, gereinigt, erneuert und von Liebe entzündet. Die wahre Religion ist daher nichts anderes, als eine **Verbindung der Seele mit ihrem Ursprung, dem wahren und lebendigen Gott.** Diese Verbindung kann aber nicht stattfinden, so lange die Sündenschuld im Wege ist. Dieselbe kann aber nur der **Gottmensch, Jesus Christus, tilgen**, der für die Sünderwelt gelitten hat. „Er aber ist die vollgiltige Versühnung für unsere Sünden, Und ist in keinem Andern Heil." Um Seinetwillen vergibt Gott dem Bußfertigen seine Schuld. Sich völlig auf das Verdienst Jesu stützen und an den Sohn Gottes und Erlöser glauben und Sein Blut zur Vergebung unserer Sünden ergreifen, ist die Hauptbedingung, — die wahre seligmachende Religion zu bekommen, oder mit Gott vereinigt zu werden.

Aus diesem Glauben entspringt die **Liebe**. Liebe ist die Essenz der Religion. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." Und wer die Liebe Gottes im Herzen hat, der „reichet dar brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe." Daher ist das Christenthum ein **Bruderbund**, in dem Raum für Alle ist, für Juden und Griechen, für Knechte und Freie, für Weiße und Schwarze, sofern die Liebe Gottes in ihre Herzen ausgegossen ist durch den heiligen Geist. Diese Religion steht einzig da. Es kann auch gar keine Rede sein von einer katholischen, lutherischen, reformirten Religion u. s. w. Das wäre Zerstückelung. Die Religion Jesu ist die Religion der Liebe, und daher **Universal-Religion**. Die **Hoffnung** ist das dritte Element in dieser Religion. Sie reicht in die Zukunft und verbindet uns mit der bessern Welt. Diese Religion, die nicht eine Wissenschaft, nicht eine Form und System ist, sondern **Herzenserfahrung, ist die Weihe des Lebens.** Was die Sonne der Erde, das ist die christliche Religion der Menschheit. Durch ihr Licht wird die Nacht des Heidenthums vertrieben: „Denn die Götzentempel sinken, wo des Kreuzes Sterne blinken." In ihren wärmenden Strahlen gedeiht alles Edle und Schöne. Volks- und Hochschulen entstehen überall, wo diese Religion sich Bahn bricht. Kultur, Civilisation, Erfindungen, Wissenschaften und Künste sind ihre Begleiter. Anstalten für Blinde, Taubstumme, Irrsinnige, Unglückliche, Kranke und Verkommene aller Art werden durch sie gestiftet. Sündenknechte werden befreite Gottesknechte. Schnaubende Sauluse werden treue, begeisterte Zeugen für Christum. Trunkenbolde werden in nüchterne Menschen, und Flucher und Lästerer in Beter umgewandelt. Die Familienbande werden durch diese Religion befestigt und geheiligt. Reine Liebe verbindet da die Herzen der Ehegatten, der Eltern und Kinder miteinander. Die Gläubigen werden in Gemeinden, die „**ein Herz und eine Seele**" sind, vereinigt, von denen gilt: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen."

„Wo Hand in Hand,
Durch's schöne Land des Lebens Alle geh'n;
Da ist es noch einmal so schön,
Wo wir sie wandeln seh'n."

Und welchen Einfluß wahre Religion auf den Staat ausübt, das beweisen uns die Vereinigten

Staaten. Die Religion der Pilger=Väter herrschte noch zur Zeit der Revolution und der Verfassung der Constitution. Das Gebet zu Gott in dem Namen Jesu Christi weihte zu jener Zeit die Versammlungen des Congresses und der Staats=Gesetzgebung. Der gute alte Kaiser Wilhelm und sein kluger Minister Bismarck wissen ebenfalls, wie sehr nothwendig dem Staate die Religion ist; darum klagen sie über deren Verfall, und ermahnen besonders die Prediger und Erzieher, derselben mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Aber leider geht gegenwärtig ein leichter, flacher, frecher Geist durch die Welt. Der Geist der Unabhängigkeit von jeder Autorität wird in allen Ländern und in allen Schichten der Bevölkerung wahrgenommen. Von dem russischen Nihilisten, der seinen Kaiser ermordet, bis herab zu dem zehnjährigen Schulknaben Amerikas, der mit der Cigarre im Mund sich weiser dünkt als seine Lehrer, huldigt man dem Zeitgeist, der alles Ehrwürdige umstoßen und nur dem Vergnügen und der Materie leben will.

Doch dürfen wir uns dadurch nicht entmuthigen lassen, denn „derer, die bei uns sind, ist mehr, als derer, die bei ihnen sind." „Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz." Es darf uns auch nicht befremden, daß die Religion Widerstand findet; das war der Fall, seit Kain seinen Bruder Abel erschlug. Die Finsterniß hat immer das Licht gehaßt. Und daß die Kirche bei ihren eigenen Kindern oft den Weltgeist entdecken muß, auch das darf uns nicht entmuthigen; denn in jedem einzelnen Menschen entsteht ein Kampf, ehe er sich dem Herrn ergiebt und wahre Religion sucht. Der Apostel sagt: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch; dieselbigen sind wider einander." Und welches Geständniß macht Göthe:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Aehnliche Erfahrungen macht jeder Mensch. Nur soll er sich nicht sein Leben lang wie ein Spielball hin und her werfen lassen. Es muß sich bei Jedem entscheiden, ob er für oder wider Christus ist, ob er auf den Geist oder auf das Fleisch säen will. Wohl dem, der sich für den Herrn entscheidet. Und je früher im Leben dies geschieht, desto besser. Daß die Jugend erst „ihren wilden Hafer säen" und erst „austoben muß," ist eine Lehre aus dem Abgrund. Die Kinder frommer Eltern besonders sollten sich schon in früher Jugend Gott weihen. Männer, die von Kindheit auf sich dem Herrn, ihrem Erlöser, zum Eigenthum ergeben hatten, wie Graf Zinsendorf, Spener und Wesley, hatten dies nie zu beklagen. Je früher ein Baum verpflanzt und veredelt wird, desto besser gedeiht er; und je früher sich eine Seele von der Welt und Sünde losreißt, desto weniger Hindernisse wird sie finden. Nur völlige Entschiedenheit trägt den Sieg davon. Halb mit der Welt es halten wollen, ist Thorheit; denn „reicht man den kleinen Finger her, so nimmt sie gleich die Hand." Aufschub ist gefährlich. Ein etwa zehnjähriges Mädchen wurde von ihrer betenden Mutter oft ernstlich ermahnt, die Weltlust zu meiden, und Jesu ihr Herz zu geben. Sie wollte nicht, denn sie liebte die lustigen Gesellschaften der Jugend. So kam sie eines Abends spät heim von einem Tanzkränzchen. Ihr Gewissen war aber unruhig. Ehe sie sich schlafen legte, schrieb sie auf ein Papier: „Heute über ein Jahr will ich mein Herz Gott geben." Aber sie war noch nicht zufrieden; und eine Weile später schrieb sie darunter: „Heute über sechs Monat will ich mein Herz Gott geben." Den andern Morgen war die Sonne längst aufgegangen, aber die Tochter kam nicht. Endlich stieg die Mutter die Treppe hinauf, nach ihr zu sehen. Sie sieht ein Blatt Papier auf dem Tische liegen und liest: „Heute über ein Jahr, — heute über sechs Monat will ich mein Herz Gott geben." Tief gerührt tritt die Mutter an das Bett, um ihre Tochter zu wecken, und siehe da: Sie ist eine Leiche. Es war zu spät! „Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils!"

Mein gutes Mutterle.

Aus dem Leben eines jüngst verstorbenen deutschen Tonmeisters.

Von L. St.

Es war eines Sonntag Abends im Sommer 185., als sich vor dem Billetschalter eines mitteldeutschen Bahnhofes eine ungeduldige Volksmenge drängte. Mühsam schob sich ein armes altes Mütterchen hindurch und fragte, da die müden Augen den ausgehängten Tarif wohl nimmer zu lesen vermochten, den Kassirer nach dem Fahrpreise zur nächsten Station aufwärts. Mürrisch nannte dieser den Betrag; sie zog ein dünnes Beutelchen, aber ihr Kleingeld reichte nicht mehr aus: sie legte ein Silberstück — das einzige — auf das Gesimse und suchte das Herausbekommene mit welker, zitternder Hand zusammenzuklauben. „Vorwärts, vorwärts!" er=

scholl es von den Nachdrängenden, und ein vierschrötiger Unhold stieß die Alte so heftig zur Seite, daß sie von der Stufe abglitt und wimmernd an die Mauer taumelte, während Fahrkarte, Beutel und Geld unter die Füße der dichtgedrängten Leute fielen.

Da pfiff die Maschine; Alles eilte in die Wagen, und jetzt schlich auch die arme Alte wieder hervor, um ihr bischen Habe zusammenzusuchen. Es ging wohl nicht leicht; erst wenig hatte sie wiedergefunden, als eine sanfte Männerstimme neben ihr fragte: „Darf ich Euch nicht helfen, gutes Fraule? Ich habe Alles gesehen;" und ohne Antwort abzuwarten, half der Fragende nun getreulich suchen, war natürlich auch gewandter und glücklicher, so daß er der Alten alsbald eine Handvoll Münzen wieder in's Beutelchen leeren konnte. „Ist's nun Alles?" fragte er wieder. — „Ach nein!" schluchzte die Alte, „noch ein halber Gulden fehlt." — „Halben Gulden hab' ich eben keinen," versetzte der, wie die Frau jetzt erst wahrnahm, junge und gutgekleidete Herr; „aber nehmt nur diesen ganzen; werdet ihn wohl brauchen können." — „Ja, wenn ich nur heute noch heimkäme!" klagte die Frau wieder; „aber es geht kein Zug mehr aufwärts! was soll ich anfangen? Zu Fuß gehen kann ich die zwei Stunden nicht mehr," und begann nun bitterlich zu weinen.

"Enfin," sagte der junge Mann, dessen Rede sonst etwas oberdeutsch, fast schweizerisch klang, „dann fahr ich Euch heim; mein Wirth gibt mir seinen Einspänner, und meine Siebensachen sind schnell gepackt; jetzt stützt Euch nur auf mich und kommet mit; habt Ihr noch Schmerzen, liebes Fraule?" — „Ach ja!" war die Antwort, „an Arm und Fuß, vom Stoße des wilden Menschen! — Aber sagt, guter Herr, wie kommt Ihr dazu, Euch einer armen alten Frau so anzunehmen, die Ihr gar nicht kennt?" — „Drum hab' ich," sagte der junge Mann mit unterdrückter Rührung, „weit, weit von hier selber noch ein altes Mutterle, gerad' so klein und schmächtig wie Ihr, und hat es mich erbarmt, weil auch ihr so etwas widerfahren könnte. Aber jetzt kommt, sitzet ein; macht's Euch nur recht bequem; kutschiren werd' ich selbst."

Sprach's, brachte sein kleines Gepäck unter, bereinigte noch das Nöthige mit dem Wirth und führte nun seinen greisen Schützling durch die warme Sommernacht stromaufwärts in die Heimath, ein ärmliches Dörfchen. Dort half er ihr noch säuberlich vom Wagen, und als sie nach heißen Segensworten bat, ihr auch seinen Namen zu nennen, sagte er nur: „So lange ich hier wohnen werde, mögt Ihr mich Joachim heißen," und lenkte hinüber zu dem einzigen mehr als bescheidenen Gasthause des Ortes.

* * *

Die alte Frau hatte zum Glück keine Nachwehen von dem erlittenen Unfalle, aber nicht müde wurde sie, ihrer Tochter Agnes, einem zarten, blassen Geschöpfe, die den ganzen Tag an ihrer Näharbeit saß, von dem guten Herrn Joachim zu erzählen, der noch immer drüben im „Bären" wohnte. Auf die Frage, was er dort alleweil treibe, hatte die Wirthstochter, eine Freundin der Agnes, nur berichtet, daß er auf große Blätter fünffache Linien ziehe, und darauf zahllose Punkte, Striche und Zeichen eintrage, ohne irgend eine Vorlage zu haben, und obendrein mit fabelhafter Schnelligkeit. Sonst laufe er draußen in den Waldbergen herum, und bei den Mahlzeiten sei er meist schweigsam und gedankenvoll; höchstens summe er leise vor sich hin.

Eben sprachen sie wieder von ihm, als er, eine große Schachtel unter dem Arme, mit den Worten in die Stube trat: „Da seht einmal: hat mir mein gutes Mutterle wieder einen ganz unbezwinglichen Haufen Eßwaaren gesandt; Ihr werdet damit wohl fertig werden!" Es waren allerlei gute Dinge darunter, die auch der Wilhelm bewundern und kosten mußte: das war nämlich ein hübscher junger Mensch in Bergmannstracht, der sich inzwischen geräuschlos eingefunden hatte. Er ward Herrn Joachim als Bräutigam der Agnes vorgestellt, sah aber heute gar trübe darein, da er, wie allmälig herauskam, wieder einen vergeblichen Versuch zu leihweiser Erlangung der hundert Thaler gemacht hatte, die er zur Kaution stellen sollte, um einen Hausstand begründen zu können.

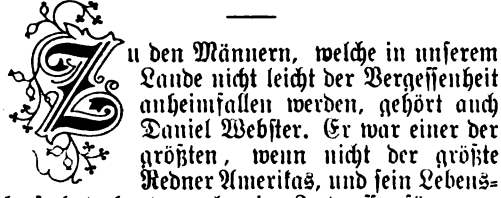
Er selbst besaß nichts als zwei kräftige Arme zum Arbeiten; sein Vater war gleichfalls Bergmann, zugleich aber, wie Joachim mit steigendem Antheil vernahm, ein so leidenschaftlicher Geiger gewesen, daß er, als er sich, wie oft in freien Momenten, auch drunten in einem entlegenen Gange des Schachtes mit seiner geliebten Violine unterhielt, einmal das Warnungszeichen überhörte, welches das Eindringen von Wasser anzeigte, und ein Opfer der unterirdischen Fluthen wurde. „Nur einhundert Thaler?" murmelte Herr Joachim noch im Fortgehen, und ein Plan schien in seiner Seele zu reifen. Andern Tages erhielt Wilhelm ein Paket und einen Brief der lautete:

„Lieber junger Freund! Bevor ich heute thalaufwärts reise, muß ich Sie um einen Gefallen bitten; es liegt mir sehr viel an direkter persönlicher Bestellung beifolgenden Päckchens; bitte besorgen Sie es selbst nach L. und geben Sie es persönlich in die Hand des Adressaten; das Fahrgeld hin und zurück liegt bei; leben Sie wohl und grüßen Sie noch herzlich die Ihrigen wie Sie Agnes und ihre Mutter hoffentlich bald nennen dürfen. Joachim."

Das Päckchen war an eine berühmte Musikhandlung adressirt; als es Wilhelm dort abgegeben hatte und sich zum Fortgehen anschickte, rief ihn jedoch der Chef noch in's Comptoir: er habe ihm auf Ordre des Absenders hundert Thaler baar auszuzahlen. Wilhelm traute kaum seinen Augen und Ohren; niemals war er von L. geschwinder heimgekommen; jetzt war ja alle Noth zu Ende und die Abendsonne beschien drei glückliche Menschen mehr auf der Welt, ja vielleicht auch noch ein paar weitere; denn der Musikhändler trat triumphirend zu seinen Compagnons und zeigte ihnen eine neue brillante Klaviersuite, deren Autor sich nannte — Joachim Raff.

Erinnerungen an Daniel Webster.

Für Haus und Herd von C. Ott.



Zu den Männern, welche in unserem Lande nicht leicht der Vergessenheit anheimfallen werden, gehört auch Daniel Webster. Er war einer der größten, wenn nicht der größte Redner Amerikas, und sein Lebenslauf hat heute noch ein Interesse für uns. Einige kurze Bemerkungen über denselben mögen hier folgen.

Sein Jugendleben bietet nichts Außergewöhnliches. Er war der Sohn eines Landmannes bei Salisbury, N. H., woselbst er im Jahre 1782 geboren wurde. Seine Eltern waren rechtschaffen, ehrlich, fromm, aber tief in Schulden, so daß es ihnen fast unmöglich schien, viel an die Erziehung ihrer zahlreichen Kinder zu wenden. Daniel war ein fleißiger, gehorsamer Knabe und zeigte frühe große Fähigkeiten zum Lernen. Im fünfzehnten Jahre trat er in das Collegium zu Dartmouth und graduirte daselbst im Jahre 1801. Er suchte dann sich etwas zu verdienen, dadurch, daß er bei einem Zeitungsdrucker half, als Abschreiber thätig war oder Schule hielt. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit dem Studium der Rechte zu und wurde im Jahre 1805 zur Praxis zugelassen.

Bald darauf wurde ihm eine Stelle mit einem Gehalt von zweitausend Dollars angeboten, doch auf den Rath seines alten Lehrers schlug er dieselbe aus, da sie seine Gedanken von seiner erwählten Laufbahn ablenken möchten. Bald darauf miethete er sich ein Zimmer in einer kleinen Stadt unweit seiner Heimath. Er sagt selbst von dieser Zeit: „Ich wohnte bei meinen Eltern und ging Morgens zu Fuß nach meiner Office und kehrte Abends auf dieselbe Weise heim. Ich hatte mir vorgenommen, die Heimath nicht zu verlassen während mein Vater lebte, einerlei, wie es ihm gehen möge. Ich blieb bei ihnen zwei Jahre. In dieser Zeit verdiente ich nicht Geld genug meine Miethe zu bezahlen, aber ich blieb bis mein Vater starb, und erhielt seinen Segen. Dann ging ich nach Portsmouth und begann die Laufbahn, die ich mir gewählt."

Kaum hatte er sich in Portsmouth niedergelassen, so hatte er großen Zulauf und war bald als einer der besten Advokaten des Staates bekannt. Fünf Jahre später vertrat er einen Theil seines Staates im Congreß und wurde im Jahre 1814 wiedergewählt. Dies war eine bewegte Zeit. Der Krieg mit England, genannt der Krieg von 1812, war damals gerade im Gange, und da Webster diesen Krieg nicht billigte, ließ er seine Stimme bald hören, und zwar so, daß die Befürworter des Krieges bald fühlten, was für einen mächtigen Gegner sie an ihm hatten. Ebenso thätigen Antheil nahm er an allen andern wichtigen Fragen, welche vor jenen Körper gebracht wurden.

Im Jahre 1816 verlegte er seinen Wohnort nach Boston. Im Jahre 1828 wurde er nach dem Senate gesandt, und sein Einfluß daselbst war so groß, daß er der „Riese des Senates" genannt wurde.

Als später Harrison den Präsidentenstuhl bestieg, wurde Webster Staatssekretär und bekleidete diese Stelle bis zum Ende der Administration Tylers. Im Jahre 1844 trat er wieder in den Senat und im Jahre 1850 ward er abermals Staatssekretär, und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode im Jahre 1852.

Webster war ein Mann, der sich selbst beherrschen konnte. Inmitten der hitzigsten Debatten, mitten unter den vielen persönlichen Angriffen seiner Gegner blieb er stets seines Muthes Herr, und zeigte somit einen Heldenmuth, wie er selten zu finden ist. Dies war ohne Zweifel eine Ursache seiner großen Beliebtheit, deren er sich erfreute.

Aber er zeigte auch sonst großen Muth. Dies zu illustriren führe ich eine Begebenheit seines Lebens an. Im Jahre 1812 waren in Baltimore Ruhestörungen vorgekommen, wobei einige Föderalisten, darunter General Lingan, getödtet wurden. Kurz nachdem dies geschehen, kam Daniel Webster auf seinem Wege nach Washington durch jene Gegend. Als er etwa fünfzehn Meilen nördlich von Baltimore war, brach der Wagen, und guter Rath war theuer. Webster war in großer Eile, denn er sollte in Sachen, die keinen Aufschub leiden konnten, vor dem Obergericht erscheinen. Deshalb ging er zu Fuß bis in das nächste Städtchen, suchte ein Gasthaus auf und bestellte Abendessen. Während man dasselbe bereitete, hatte er Gelegenheit, sich weiter umzusehen und zu erkundigen. Durch die

halboffene Thür der Gaststube konnte er in das Schenklokal sehen, worin eine Anzahl Männer waren, welche fleißig tranken und sich laut und lärmend unterhielten. Unter ihnen gewahrte er einen großen muskulösen Mann, dessen Gesichtszüge nichts Gutes verriethen. Er schien bei den Anwesenden viel zu gelten und führte das Wort. Als man nun das Abendessen brachte, frug er die Magd, wer jener Mann sei.

„Ei, kennen Sie den nicht?" sagte dieselbe, „das ist John Mumma, der Schlächter."

Webster erinnerte sich, von diesem Manne gehört zu haben, und welchen Theil er an den Unruhen in Baltimore genommen hatte, war ihm auch bekannt. War er es doch gewesen, durch dessen Hand General Lingan gefallen war. Webster hatte sich dem Wirth zu erkennen gegeben, und ihn ersucht, ihm ein Fuhrwerk und einen Kutscher zu besorgen. Dieser hatte es versprochen. Als der Hunger gestillt war, sagte er dem Wirth, er wolle nun weiterreisen, und bald darauf hielt die Kutsche vor der Thür. Als er einsteigen wollte, entdeckte er, daß eben jener John Mumma sein Fuhrmann und einziger Begleiter sein werde. Es fiel ihm ein, daß dieser Mann den General Lingan ermordet hatte, weil er ein Föderalist war, und es deshalb für eine gute That halten möchte, ihn, der auch als Föderalist bekannt war, ebenfalls aus dem Wege zu räumen. Doch jetzt war keine Zeit zum Besinnen. „Ich fühlte," sagte er, „jung und stark und dachte, Niemand würde mich so leicht unter das Rad bringen."

Die Leute in der Schenke hatten unterdessen des Fremden Namen gehört, und sie drängten sich um die Kutsche herum, den berühmten Mann zu sehen. Webster sprang in das Gefährt, sein Begleiter ebenfalls, und so ging es Washington zu. Einige Meilen fuhren die beiden stillschweigend zusammen, bis sie in einen dichten Wald kamen. Plötzlich hielt sein Fuhrmann still und wandte sich zu ihm mit den Worten:

„Sind Sie Daniel Webster?"

„Das ist mein Name," erwiderte Webster.

„Und wissen Sie, wer ich bin?" fuhr sein Begleiter fort.

„Ja, ich weiß es," war die Antwort, „Sie sind John Mumma, der Schlächter."

„Sie kennen mich also," fuhr dieser fort, „und Sie fürchten sich nicht, mit mir allein in der Nacht diesen Weg zu machen?"

„Nicht im Geringsten," sagte Webster, „weshalb sollte ich Sie fürchten?"

„Ich weiß nicht," sagte der Mörder, „aber ich denke, es ist kein zweiter Föderalist im Lande, der so sprechen würde. Ich bin froh, Sie zu sehen," fuhr er fort, „um mein Herz wegen der Unruhen in Baltimore zu erleichtern. Wir, die wir das Gefängniß angriffen, hatten keine bösen Absichten gegen General Lingan, General Lee und Andere, welche dort eingeschlossen waren; wir wurden durch andere verleitet. Man sagte uns, daß unsere Republik verrathen und dem Feinde überliefert werden sollte, und daß eine Anzahl von ihnen eine Presse in Baltimore hätten und jede Woche ihre hochverrätherischen Pläne druckten und in die Welt hinaussendeten."

Kurz, Mumma hatte eine lange Geschichte zu erzählen, und als er dieselbe beendigt hatte, waren sie vor Barnums Hotel in Washington. Webster stieg wohlbehalten aus, und als er seinem Fuhrmann den Lohn für die Fahrt anbot, wollte ihn dieser nicht annehmen, sondern drehte um und fuhr davon.

Doch Websters Ruhm gründete sich hauptsächlich auf seine mächtigen Reden, welche er bei verschiedenen Gelegenheiten hielt.

Die erste derselben, welche ich erwähnen will, war vor dem Bundesobergericht im Falle des Dartmouth-Collegiums. Dieselbe hielt er im Jahre 1818 im Alter von sechsunddreißig Jahren. Es war seine erste Rede vor jenem Körper und währte über vier Stunden. Der Eindruck war ein solcher, daß einer der Richter später sagte: „Die erste Stunde lauschten wir mit Staunen, die zweite mit Entzücken, die dritte mit Ueberzeugung." Er war verhältnißmäßig unbekannt in den Gerichtssaal getreten und verließ denselben mit dem Ruhm, einer der größten Redner Amerikas zu sein.

Die zweite große Rede, welcher Erwähnung geschehen soll, wurde in dem sogenannten Dampfbootfalle gehalten. Es handelte sich darum, ob Fulton, dem Erfinder des Dampfbootes, für immer das alleinige Recht gegeben werden sollte, den Hudson-Fluß mit diesen Booten zu befahren. Webster war es, der in Verbindung mit Wirt opponirte. Ihnen gegenüber standen die größten Advokaten jener Tage und zwar viele von ihnen. Nachdem die Gegenpartei geredet, nahm Websters College, als der ältere von Beiden, das Wort. Dann kam Webster an die Reihe. Eigenthümlicherweise fand er sich genöthigt, nicht nur das Argument seiner Gegner über den Haufen zu werfen, sondern auch dasjenige seines Collegen. Er that dasselbe auf eine solche Weise, daß die Entscheidung des Obergerichtes nicht nur zu seinen Gunsten ausfiel, sondern das Urtheil fast ganz und gar eine Wiederholung von Websters Argumenten war.

Die letzte große Rede, welche erwähnt sei, wurde gehalten in den Hallen des Senates, zur Zeit der Debatte zwischen ihm und Hayne von Süd-Carolina. Es handelte sich um dieselben Grundsätze, welche später den Krieg hervorriefen. Webster vertrat den Norden, Hayne den Süden. Zu jener Zeit hielt er die glänzendste Rede, welche jemals in den Hallen des Congresses

gehört wurde. Als dieselbe zu Ende war, sagte einer seiner Freunde zu ihm: „Herr Webster, Sie sollten eigentlich jetzt sterben, und den Ruhm dieser Rede behalten." „Nein," sagte Hayne, sein Gegner, der nahe stand, „Sie sollten nicht sterben. Ein Mann, der solche Reden halten kann, sollte niemals sterben."

Webster war bei aller seiner Größe christlich, wenn man nicht sagen will ein Christ. Die Eindrücke, welche er in der Jugend empfangen, wurden niemals verwischt. Wo immer er war, ob in Loscavo, in Portsmouth, in Boston oder in Washington, war er ein beständiger Kirchengänger. Sein ganzer Charakter war ein religiöser, obwohl Herzensreligion ihm vielleicht unbekannt war. Er war ein Vertheidiger des Christenthums und einer, der es glaubte und schätzte. Die Bibel stand bei ihm in hohen Ehren und religiöse Bücher gehörten zu seiner Lieblings-Lektüre. Watts geistliche Lieder liebte er, und durch christlichen Gesang wurde er oft zu Thränen gerührt.

Um einen bessern Einblick in die religiöse Seite seines Lebens zu gewinnen, laßt mich ein Beispiel anführen. John Colby war ein wilder, gottloser Mann, der Webster's Schwester geheirathet hatte. Viele Jahre darauf wurde Colby bekehrt. Webster hatte ihn schon jahrelang nicht mehr gesehen, besuchte ihn aber bald nach dieser Zeit. Nach der ersten Begrüßung begann Colby von der großen Veränderung, welche in ihm vorgegangen war, zu reden und schloß damit, daß er Webster direkt frug, ob er ein Christ sei, ob er Christum liebe.

„John Colby," sagte Webster, „du hast mir eine wichtige Frage vorgelegt, eine Frage, die nicht leichtfertig beantwortet werden sollte. Ich will dir eine Antwort geben, eine Antwort, die wahr ist, oder ich gebe dir gar keine. Ich hoffe, daß ich ein Christ bin; ich bekenne ein Christ zu sein. Aber während ich dies sage, wünsche ich hinzuzusetzen — und ich thue es mit schamrothem Gesichte — daß ich kein solcher Christ bin, wie ich gerne sein möchte. Ich habe in der Welt gelebt, umgeben von ihrer Ehre und ihren Versuchungen; und ich fürchte, ich war kein so guter Christ, als ich hätte sein sollen. Ich fürchte, nicht Glauben und Hoffnung wie du zu haben, doch hoffe ich, ein Christ zu sein, und daß dieselbe Gnade, welche dich bekehrt hat, und dich zum Erben des ewigen Lebens gemacht hat, bei mir dasselbe thun wird. Ich hoffe es; und ich hoffe ferner — und es wird nicht mehr lange dauern, bis wir abgerufen werden — daß wir uns in der besseren Welt treffen werden mit denen, die uns vorangegangen sind, welche wir kannten, und welche derselben freien Gnade vertrauten. Es wird nicht mehr lange dauern. Du kannst dir nicht denken, John Colby, wie ich mich gefreut habe, als ich von deiner Bekehrung hörte. Welch' ein gottloser Mensch warst du früher."

„O Daniel," rief Colby aus, „du weißt nicht, wie böse, wie undankbar ich war; ich kümmerte mich niemals um Gott; ich war schlimmer, als ein Heide, bis Gottes Gnade mir Einhalt that. Und ich wünsche, Daniel, du würdest ein mächtiger Christ sein, ich hoffe, du bist es, Daniel;" und Colby setzte hinzu: „Willst du mit mir beten?"

Sie knieten nieder und Webster sprach ein inniges Gebet, worauf Colby ebenfalls betete.

Webster lebte siebenzig Jahre, und starb am 24. Oktober 1852. Sein Ende war ein ruhiges. Ohne Furcht, sondern ruhig ordnete er die Angelegenheiten seines irdischen Vermögens. Als er sein Ende kommen fühlte, betete er für einige Minuten und schloß mit dem apostolischen Segensspruch. Als Dr. Jeffries ihm das Lied vorlas: „Es ist ein Born, gefüllt mit Blut," und er zu der Strophe kam: „Einst von dem schönen Himmelssaal Rauscht dir mein Lob herab," rief er: „Amen! Amen! Amen!" worauf er bald verschied.

Die geistige Entwickelung des Kindes.

Es ist schwer, die Geheimschrift der Seele des Kindes zu erkennen und zu entziffern, aber der Physiolog Professor W. Preyer in Jena hat diese Aufgabe unternommen und im möglichen Grade gelöst, indem er in der Kinderstube ein Tagebuch führte von der Geburt seines Sohnes an bis zu dessen drittem Lebensjahr. Da er sich täglich mindestens dreimal, Morgens. Mittags und Abends, mit dem Kinde beschäftigte und es vor den üblichen Dressuren schützte, so fand er fast täglich irgend eine Thatsache zu notiren, welche auf die Seelenentwickelung des kleinen Wesens Bezug hatte. Der wesentliche Inhalt des Tagebuches ist geordnet in ein hochinteressantes Buch übergegangen, welches den Titel führt: „Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensperioden (Leipzig, Th. Griebens Verlag, 1882)." Der berühmte Physiolog behandelt darin die Entwickelung der Sinne, des Willens und des Verstandes in einer gründlich wissenschaftlichen, aber auch dem größeren Publikum verständlichen Weise; für jeden, der an der Entwickelung der Kinder Interesse nimmt und der seine eigenen zerstreuten Erfahrungen erklärt, bestätigt und

systematisch geordnet sehen will, ist das Buch im hohen Grade empfehlenswerth.

Schon fünf Minuten nach der Geburt seines Sohnes begann Preyer dessen Lichtempfindlichkeit zu prüfen, indem er ihn gegen das Fenster hielt; sie ist gering. Aber am zweiten Tage schließen sich die Augen bei Annäherung einer Kerze und am neunten wird der Kopf von der Flamme energisch abgewendet, dann kneift das Kind die Augen zu. Immer neue Beobachtungen sind zu constatiren, bis im zweiten Monat hellglänzende Gegenstände oft lautes Jubeln erregen. Auf den Farbensinn wird das Kind später geprüft und erst in der siebenundachtzigsten Woche vermag es roth und grün zu unterscheiden, wenn auch nicht stets richtig. Was das Hören betrifft, so sind alle neugeborenen Kinder taub und zwar wird diese temporäre Taubheit verursacht durch das Fehlen der Luft in der Paukenhöhle vor dem Luftathmen. Schwer ist es zu constatiren, wann die ersten Schallempfindungen auftreten, da hierfür keine sicheren Anzeichen vorhanden sind. Neugeborene, in deren Nähe eine Glocke angeschlagen wurde, wendeten den Kopf nach der Seite derselben und unterbrachen das Saugen. Am fünfundzwanzigsten Tage erschrickt das Kind bei unerwartetem starkem Schallreiz. „In der achten Woche hörte der Säugling zum erstenmale Musik und zwar Klavierspielen. Er bekundete durch eine ungewöhnliche Spannung im Auge und lebhafte Bewegungen der Arme und Beine bei jedem Forte, sowie durch Lachen und Lächeln seine Befriedigung über die neue Empfindung." Im vierundzwanzigsten Monat schon versuchte das Kind ein Lied nachzusingen. Ein anderes Kind, ein Mädchen, konnte bereits im neunten Monat jeden Ton, der ihm auf dem Klavier angegeben wurde, richtig nachsingen und schien Dissonanzen unangenehm zu empfinden.

Von allen Sinneswerkzeugen ist aber beim neugeborenen Kinde das des Geschmackes bei der Geburt am besten ausgebildet. Das Süße wird sogleich von dem Bittern, Sauren, Salzigen unterschieden. Hier liegt einer der beim Menschen seltenen Fälle von angeborenem Unterscheidungsvermögen vor. Gab man dem Kindchen Chinin, so verzog es kläglich das Gesicht, während es Zuckerwasser mit Behagen saugte.

Von hohem Interesse ist die systematisch und genau durchgeführte Untersuchung Preyers über das Sprechenlernen, die Urlaute und die Sprachanfänge. Die Ausbildung des kindlichen Verstandes erweist sich als unabhängig von der Sprache und der gesunde Säugling versteht Gesprochenes viel früher als er selbst die gehörten Laute, Silben und Wörter nachahmend hervorbringen kann. Das Kind bildet aber aus freien Stücken, ehe es anfängt zu sprechen oder korrekt die Sprachlaute zu imitiren, alle oder fast alle in seiner künftigen Sprache vorkommenden Laute und ergötzt sich daran. Die Erfahrungen, welche Preyer auf dem Gebiete der Sprachentwicklung machte, gehören zu den lehrreichsten des Buches.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Erziehung. (Schluß.) „Ich dachte," sagte Anna, „der Vater müsse Kinderzucht üben, ich sehe aber nie, daß er es thut." Frau Merwin nahm diese Gelegenheit wahr, und erklärte den Kindern, wie sehr der Vater sie liebe und beständig für ihr Wohlergehen bedacht sei, wie er ihre Liebe und Achtung verdiene und sich von Herzen freuen würde, wenn er sähe, daß sie ihm mit Liebe und Zuvorkommenheit begegnen würden.

Die Woche ging glücklich vorüber, die Kinder sahen ein, daß sie nichts durch Widerstand bei ihrer Mutter ausrichten konnten, und versuchten es nicht mehr. Wenn dagegen die Kinder ihre Sache gut machten, lobte sie die Mutter, und dieses übte einen wohlthuenden Einfluß aus.

An dem bestimmten Tage kam der Vater gerade zum Abendessen. Das Zimmer war in schönster Ordnung, das Feuer im Kamin brannte lustig, mehrere Lichter wurden angezündet, die Lektionen gelernt und die Bücher weggelegt. Mutter und Kinder waren in ihren Festkleidern geschmückt. Niedergeschlagen trat Herr Merwin ins Zimmer, ebenso traurig wie er es verlassen hatte.

„Mein lieber Mann!" rief ihm seine Frau mit freudestrahlendem Antlitz entgegen. „Theurer Vater!" jubelten ihm die Kinder entgegen und überschütteten ihn mit Küssen. Willie brachte seinen großen Lehnstuhl ans Feuer und Anna legte seinen Ueberrock und seine Handschuhe weg und dann warteten sie, bis sich der Vater erwärmt hatte und zum Essen fertig war. Am Tische waren sie zuvorkommend und artig.

Während des Abends amüsirten sich die Kinder mit der Landkarte, während Herr Merwin seiner Frau seine Reiseerlebnisse mittheilte. Vor dem Schlafengehen kamen die Kinder zur Mutter und baten um einen Kuß, welchen sie ihnen auch freudig gab. Etwas schüchtern und zögernd kamen sie zum Vater und sagten: „Willst du uns nicht auch einen Kuß geben? Die Mutter sagt, daß wir heute brav

waren." Der Vater küßte die Kinder, war aber nicht im Stande seine Gefühle zu beherrschen, denn Thränen liefen ihm über die Wangen.

Als die Kinder fort waren, sagte Merwin mit Verwunderung zu seiner Frau: „Helene, wie hast du dich verändert! Wie viel glücklicher und zufriedener siehst du aus als vor einem Monat! Und nicht blos dieses, die Kinder, was ist mit ihnen vorgegangen? Es sind nicht mehr dieselben Kinder, die ich verlassen habe. Sie sind ja so brav, freundlich und gehorsam. Woher kommt das?"

Dann erzählte Frau Merwin, während sie gleichzeitig weinte und sich auch freute, ihm die Geschichte des letzten Monats, ihre Unternehmungen, Entschlüsse, Proben u. s. w., und jetzt den Anfang ihres Erfolges.

„Und in einem Monat hast du dieses alles fertig gebracht, Helene? Es scheint mir beinahe unglaublich," erwiderte Herr Merwin.

„Ich hatte freilich alle meine Kräfte in Anwendung zu bringen," entgegnete Frau Merwin, „aber ich beschloß eine Aenderung herbeizuführen, noch ehe du zurückkommen würdest, wenn solches menschenmöglich und durch Gottes Gnade zu vollbringen wäre. Ich hoffe einen günstigen Anfang gemacht zu haben, denn ich habe Gaben und Talente, Gefühl und Theilnahme in den Kindern entdeckt, von denen ich nie träumte. Mein lieber Mann, wir wollen uns zu dieser Arbeit anhaltend vereinigen, und wer weiß, vielleicht dürfen wir uns doch noch der Segnung eines treuen Knechtes erfreuen?"

„Meine liebe Helene," erwiderte der Gatte, „ich dachte auf meiner langen Reise an fast nichts anderes und waren meine Gedanken damit beschäftigt, als ich nach Hause kam. Ich hatte mir fest vorgenommen, in meinem Geschäft wie zu Hause im Interesse unserer Kinder manches zu ändern, doch muß ich bekennen, daß meine Hoffnung auf Erfolg einer durchgreifenden Umänderung sehr schwach war."

So eilten Stunden dahin, während die Gatten sich über die Zukunft besprachen und Entschlüsse faßten und Pläne entwarfen, wie sie die bereits so herrlich angefangene Reformation ihrer Kinder fortsetzen könnten.

Es wäre interessant, die Stufen zu verfolgen, auf welchen dies Elternpaar, nachdem es zum rechten Bewußtsein seiner Pflicht gegen seine Kinder erwachte, wirkte und arbeitete, und an Einfluß und Zutrauen gewann und sich dieses nicht allein in der Entwickelung ihres Charakters zeigte, denn die Kinder suchten auch den Herrn und durften sich der Hoffnung des ewigen Lebens erfreuen. Und nicht weniger interessant wäre es, den stetigen Fortschritt zu verfolgen, welcher in der Bildung des eigenen Charakters in allen seinen edlen Zügen erfolgte, durch welche es geschickt wurde diese Arbeit zu verrichten. Wir wollen jedoch nur auf eine Thatsache, die sich nach einem Jahre zutrug, hinweisen, und welches dies illustrirt.

Frau Weston, die gute Freundin, welche wir am Anfang dieser Erzählung erwähnten, war einige Monate lang durch die Krankheit ihrer Tochter an das Haus gefesselt. Ihr Gatte kam eines Abends spät nach Hause und sagte, er habe bei Herrn Merwin gespeist.

„Und wie befanden sie sich?" frug Frau Weston. „Es ist schon lange her, seit ich ihnen einen Besuch abstatten konnte."

„Und ich," sagte Herr Weston, „blieb absichtlich weg. Sie hatten immer Schwierigkeiten mit den Kindern und ihr Haus war ein sehr unbehaglicher Ort."

„Ist es jetzt besser?"

„Besser! Du würdest die Kinder und selbst kaum die Eltern mehr erkennen. Erstens sehen die Kinder nicht mehr so bleich und schwächlich aus wie früher, sondern sind frisch, gesund, voll Leben und doch recht artig. Ich beobachtete sie genau und fand, daß sie gegen einander wie auch gegen mich sehr freundlich waren und ihren Eltern aufs Wort folgten. Als ich hinein kam, lernten sie gerade ihre Schulaufgaben, welche sie noch vor dem Abendessen vollenden wollten, und wenn sie auf Schwierigkeiten stießen, gingen sie zur Mutter hin, die ihnen Anleitung und Ermuthigung gab und sie zum Selbstdenken veranlaßte. Am Tische waren sie so anständig als Kinder nur sein konnten. Um acht Uhr kamen mehrere junge Leute zum Besuch und wie ich erfuhr, war es zur regelmäßigen Donnerstag-Abend Zusammenkunft. Die Kinder unterhielten sich auf eine nützliche Weise und Herr und Frau Merwin nahmen oft selbst regen Antheil an der Unterhaltung. Anna und Willie waren hierüber sehr erfreut und ganz besonders über die Mutter, welche hin und wieder auf die aufgeworfenen Fragen immer die richtige Antwort zu geben wußte. Die Kinder glauben, daß Niemand in der Welt ihrer Mutter gleichkömmt. Um zehn Uhr verabschiedeten sich die jungen Leute und gingen nach Hause, worauf die Kinder zu ihrer Mutter traten und um ihren Kuß baten. Bei der Umarmung seiner Mutter hörte ich Willie leise fragen: „War ich heute brav, Mutter?" Ich konnte nicht umhin, sie über die Ursachen der günstigen Veränderung, welche sich in dem Benehmen ihrer Kinder kundgab, zu befragen und vernahm dann, daß sie vor etwa einem Jahr anfingen ihre Pflichten als Eltern ernstlich zu erfüllen. Helene sagte mir, daß du ihr anfänglich dazu behülflich warst, den Familiengottesdienst einzuführen, und seitdem hätte Herr Merwin solchen regelmäßig gehalten und es durfte keine Ungehorsamkeit der Kinder jemals unbestraft übersehen werden. Die Art und Weise, wie die Kinder angeleitet wurden gegen Jedermann freundlich, zuvorkommend und dienstfertig zu sein, sowie in der Uebung der Selbstverleugnung, wäre ein Vorbild für alle Eltern. Herr Merwin geht, nicht mehr wie früher, nach dem Abendessen ins Geschäftszimmer, sondern nimmt regen Antheil an der Erziehung seiner Kinder, und Frau Merwin hat die großen Gesellschaften beinahe ganz aufgegeben und unterhält sich blos noch mit solchen Freunden, die es gut und redlich meinen. Ich würde dir rathen, sie wieder einmal zu besuchen, vergesse aber ja nicht auch die Kinder mitzunehmen."

„Ich werde es sobald wie möglich thun," erwiderte Frau Weston.

„Helene und du," fuhr Herr Weston fort, „werdet einander verstehen. Eure Motive sind dieselben, Herr Merwin ist mir aber weit voraus. Meine Kinder lieben mich zwar, aber sie hängen nicht mit

der Innigkeit an mir wie die Merwins. Ich habe zwar für ihr materielles Interesse gesorgt, aber die Bildung des Geistes vernachlässigt; diese Arbeit lag ganz auf dir. Ich habe meine Pflicht in dieser Beziehung nicht gethan, ich schäme mich und bereue es."

„Und ich hoffe," sagte Frau Weston in einem freundlichen Ton, „es wird dich anregen zu guten Werken, es ist der Weg wie Freunde sich anregen sollten. Ich freue mich herzlich über das Gesagte und werde selbst eine Lehre daraus ziehen. Zur Besserung ist's nie zu spät!"

Wenn Eltern im Allgemeinen dem Beispiel des Elternpaares Merwin folgten, wenn sie durch Gebet und Entschiedenheit ihre Kinderzucht übten, anstatt zu klagen und die Vorsehung zu beschuldigen, würde der Segen des Himmels auf Haus und Herzen ruhen. In der Heimath sähe es manchmal nicht so trübe und dunkel aus. Anstatt der häufigen Schwermüthigkeit fände man daselbst Glück und Freude, und zuletzt würden sie das Wort des Meisters hören: „Komm her, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen; ich will dich über viel setzen."

Spargel=Beet. Man wähle im Frühjahr einen warmen sonnigen Platz im Garten. Hat man festen schweren Lehmboden, so gräbt man eine 4 Fuß tiefe Grube, wirft einige große Steine und Knochen hinein und füllt mit fetter Erde und verfaultem Mist das Beet 8 Zoll höher als der Rasenplatz, damit es immer trocken bleibt. Dann lasse man sich von einem Samenhändler wie James Vick von Rochester, N. Y., oder einem andern, eine Unze Connover's Colossal oder Giant Asparagus Samen kommen und pflanze denselben recht dünn, so wie man Erbsen zu pflanzen pflegt. Steht der Spargel, nachdem er aufgegangen, zu dick, so verdünnt man die Pflanzen. Hat man den Boden auf diese Weise zubereitet, so braucht man den Spargel nicht überzupflanzen und man kann schon im zweiten Jahr einige Mal davon essen. Der Spargel hat lange Wurzeln und kann nur gedeihen, wenn der Boden tief und locker ist. Jedes Frühjahr lockert man den Boden und bedeckt das Beet mit 4 Zoll feinem verfaulten Mist und zwei Quart Salz zu einem Beet von 4 Fuß Breite und 10 Fuß Länge. Im Herbst bedeckt man das Beet wieder mit Mist. Ein solches Beet kann man 25 Jahre lang gebrauchen. Die Stengel schneidet man im Herbst nicht ab, bis sie ganz trocken sind. Im dritten Sommer kann man den Spargel schneiden so geschwind, als er nur immer wächst. In einem solchen Beet wächst der Spargel oft in einer Nacht 4 bis 6 Zoll hoch. Mitte Juni muß man aufhören zu schneiden. Die Pflanzen erfordern Zeit zum kräftigen Wachsen und müssen sich deshalb im Sommer erholen oder das Beet geht ein. In Gegenden, wo der Boden leicht und locker ist, kann man Spargel so leicht wie Korn ziehen und man braucht die Zubereitung eines solchen Beetes nicht.

Wie man Spargel kocht. Man nimmt jungen und frischen Spargel, bricht und zieht ihn ab, bis die Stengel anfangen hart zu werden, wascht ihn in kaltem Wasser und legt ihn dann in einen Topf mit kochendem gesalzenen Wasser und läßt ihn dann kochen, bis er warm ist, dann gießt man das Wasser fort und hält den Spargel zugedeckt recht heiß. Dann röste man einige Scheiben Brod braun, bestreiche sie dick mit Butter und lege sie in eine flache Schüssel, worauf man den Spargel sorgfältig darauf legt und denselben wieder mit einer Lage Butter bedeckt, und zuletzt gieße man hinreichend kochendes Wasser hinzu, um das Ganze zu bedecken. Man versuche, ob alles recht gewürzt ist.



Sonntagschul=Lektionen.

Sonntag, 6. Mai 1883. Apstg. 10, 30—44.

Petrus predigt den Heiden.

Der Schauplatz unserer Lektion ist Cäsarea (Stratonis), die Residenzstadt der jüdischen Landpfleger, am Mittelländischen Meere gelegen. Nachdem Lukas erzählt hat, wie der Engel des Herrn dem Cornelius erschien und ihm den Auftrag gab, Petrum holen zu lassen, Kap. 10, 1—6; ferner, wie Petrus durch ein Gesicht auf die Bekehrung der Heiden vorbereitet wurde (V. 7—16), und wie er dann nach Cäsarea reiste und von Cornelius auf's herzlichste aufgenommen wurde (V. 17—29), berichtet er in unserer Lektion zunächst weiter, wie Cornelius von Petro dazu aufgefordert, seine wunderbaren Erlebnisse erzählte.

I. Die Geschichte des Cornelius. (V. 30—33.) **V. 30—32:** Cornelius sagte. Cornelius war ein römischer Hauptmann (Centurio), welcher eine welsche, d. h. italische Cohorte befehligte. Römisch von Kopf bis zu Fuß, hatte Cornelius doch kein Herz für die römischen Götter; er war eines von den Japhetskindern, welche in den eroberten Hütten Sem's selber erobert werden von dem Gott Sem's (Israels). Ein Heide, ein Römer, ein Kriegsmann, ein Hauptmann — lauter Riegel, sollte man denken, für die göttliche Gnade; aber sie geht durch alle durch. Offen und ohne falsche Scham erzählt Cornelius die heiligen Vorgänge in seinem Gebetskämmerlein, welche V. 1—8 ausführlich beschrieben worden: Die Engelerscheinung (V. 30), die Gnadenbotschaft des Engels (V. 31) und den Befehl des Herrn (V. 32).

V. 30. Cornelius hatte den Gott Israels bereits kennen gelernt und als ein guter Hausvater auch die Seinigen zur Gottesfurcht gezogen. Der Segen des gottesfürchtigen Hauses floß auch weiter umher, auf die Armen — „er gab dem Volk viele Almosen" (V. 2). Und obgleich er ein Kriegsmann war, schämte er sich nicht, die tapferen Hände zum Gebet zu falten — „er betete immer zu Gott." Sein Herz war noch nicht befriedigt. Aber den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Er sandte dem betenden Hauptmann einen Engel vom Himmel, der ihm den Weg zeigen sollte, den er zu gehen hatte. Die Gebetsstunden sind die rechten Gnadenstunden, wo die Engel Gottes am liebsten kommen und der Verkehr zwischen Gott und den Menschen am lebendigsten ist.

V. 31: Dein Gebet ist erhöret u. s. w. Dein Gebet, deine Dank- und Thränenopfer, die du mir im Kämmerlein dargebracht, die Almosen, die du im Verborgenen gegeben, sind nicht vergessen; dein Vater im Himmel, der in's Verborgene sieht, hat sie gesehen und dir zum Gnadenlohn angeschrieben auf den Tag der Vergeltung. Aus diesen Worten des Engels geht deutlich hervor, daß die guten Werke der Unbekehrten, wenn sie auch kein Verdienst vor Gott begründen, doch in den Augen Gottes keineswegs werthlos sind, sondern vielmehr von ihm werth geachtet werden, weil sie das Herz dem Wirken des h. Geistes aufschließen.

V. 32: Sende gen Joppe u. s. w. Dies der göttliche Befehl. Petrus, ein Mensch, nicht der Engel sollte den Cornelius mit dem Heil in Christo bekannt machen. Wir, die er erlöst hat mit seinem Blute, sollen seine Zeugen sein. Petrus muß zu Cornelius kommen, nicht umgekehrt, zum Zeichen, daß die Boten des Evangeliums die Heiden in ihren eigenen Wohnsitzen aufsuchen sollen.

V. 33: Da sandte ich u. s. w. Petrus war unterdessen durch das Gesicht auf dem Söller auf die Sendung des Cornelius vorbereitet worden, und folgte daher der Aufforderung der Boten ohne Widerspruch. Nun sind wir allhier gegenwärtig u. s. w. Dies ist die Stimmung, in welcher eine Gemeinde stets um Kanzel und Altar versammelt sein sollte. Solche offenen Herzen öffnen dann auch dem Prediger den Mund.

II. Die Predigt des Petrus. (V. 34—43.) Diese Rede Petri fährt daher wie ein gewaltiger Strom. Des Cornelius Name, aller Menschen Name, Ruhm und Ehre verlischt, und nur ein einziger Name leuchtet in dieser Predigt, der Name des Herrn Jesu Christi.

V. 34: Nun erfahre ich. Was dem Apostel in dem Gesichte in Joppe nur dunkel angedeutet war, das wird ihm nun klar beim Anblick dieser heilsbegierigen Hausgemeinde: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. In diesem Augenblick zerreißt das letzte Band engherzigen Judenthums, durch welches Petrus bisher noch gebunden war. Daß Gott die Person nicht ansieht u. s. w. Dies ist ein Schreckenswort für alle Gottlosen unter den Großen und ein Trostwort für alle Frommen unter den Geringen.

V. 35: In allerlei Volk. Die Pforten des Gnadenreiches stehen weit offen für Alle. Alle ohne Unterschied der Nationalität, des Standes, Alters oder Geschlechtes, alle können Gottes Kinder werden und in's Himmelreich kommen, wenn sie nur darnach streben und ringen mit redlichem Herzen. Nur dürfen diese Worte des Petrus nicht mißbraucht werden, wie es oft geschieht, wenn man ihnen den Sinn unterschiebt, als wollte Petrus sagen, es komme nicht darauf an, was ein Mensch glaube, wenn er nur Gott fürchte und recht thue, Sünde meide und ehrbar lebe. Solcher Indifferentismus (Gleichgültigkeit) in Beziehung auf den Unterschied der Religionen liegt dem Apostel fern. Hätte er geglaubt, es sei einerlei, ob einer ein Jude, ein Heide, oder ein Christ sei, wäre er dann nach Cäsarea gekommen? Wäre Cornelius, so wie er war, schon vor Gott gerecht gewesen, hätte er dann noch eines Engels, eines Apostels, eines Heilands, einer Taufe bedurft? — Nein, der Sinn der Worte Petri ist offenbar nur der: wo ein aufrichtiges Herz, ein redliches Heilsverlangen ist, da kann man zu Christo kommen, ob man vorher ein Jude oder ein Heide war.

V. 36 und 37: Ihr wisset. Mit dem Hause des Cornelius durfte Petrus nicht so weit vorne anfangen, wie nachmals Paulus mit andern Heiden (z. B. in Lystra), die angetrieben wurden, Gott aus den Beweisen seiner Güte in Regen und fruchtbaren Zeiten zu fühlen und zu suchen. Den einigen Gott kennen die Hausgenossen des Cornelius schon, es handelt sich bei ihnen nur um die Erkenntniß Christi. Diesen verkündigt ihnen daher Petrus als den göttlichen Propheten, den einigen Hohepriester, den ewigen König. — Welche Wunderwege und Siegesläufe hat das Evangelium in der Kraft Gottes nun schon vollbracht seit jenem geringen Anfang in Galiläa! Nie, und wenn sie einst die ganze Erde beherrscht, soll und wird die Kirche Christi vergessen diese ihre geringe Herkunft, ihre arme Kindheit, ihre angeborene Knechtsgestalt. Und ebenso soll der einzelne Christ stets dessen eingedenk bleiben, was er einst gewesen, und was er durch die Gnade geworden.

V. 38 schildert Christum als Propheten in seinem Leben und Lehren. Ein solches Bild muß den verzagten Seelen vorgehalten werden, damit sie ein Herz zu ihrem Heiland und Seligmacher fassen.

V. 39 wird Christus als Hoherpriester in seinem Leiden und Sterben geschildert. Sie haben ihn getödtet und an ein Holz gehängt. So wurde er das Opferlamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Aber sein Tod war ein freiwilliger. Er überlieferte sich selbst den Händen seiner Feinde, er wollte für uns sterben. Darum ist er Opfer und Hoherpriester zugleich. Er hat sich selbst für uns geopfert.

V. 40—42. Nun schildert Petrus Christum als König in seinem Regenten- und Richteramt. Nicht allem Volk, sondern uns. Die Welt sieht Christum nicht in seiner Erhöhung, weil sie ihn im Stande der Erniedrigung nicht erkennen will. Seinen Jüngern nur offenbart er sich. Sie sollen ihn verkündigen als den Herrn über alle Menschen, dem alle zu gehorchen schuldig sind. Die Krone der Herrscherwürde Christi besteht darin, daß er zum Weltenrichter bestimmt ist, und zwar zum Richter auch der Todten, wonach seine königliche Gewalt auch das Todtenreich, die längst verstorbenen Geschlechter, wie auch die zukünftigen umfaßt.

V. 43. Christus ist der Quell des Heils und der Seligkeit für Alle, weil wir in ihm Vergebung der Sünden empfangen; und wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. — Was Petrus dort in Cornelius Haus predigte, das ist die Predigt, die heute noch alle Welt durchschallt, und in fast zweihundert Sprachen allen Völkern gepredigt wird. O daß die Prediger immer Ohren fänden für diese Predigt und Herzen für diesen gottgesalbten Propheten, der uns den Vater zeigt durch Wort und That, für diesen barmherzigen Hohenpriester, der uns mit dem Vater versöhnt durch sein Blut, für diesen ewigen König, der uns zum Vater führt in sein himmlisches Reich!

III. Die Ausgießung des h. Geistes. V. 44: Der h. Geist fiel auf alle, die dem Worte zuhörten. Geschah dies auch nicht in sichtbaren Flammen, wie am Pfingstfest, so sah man's doch aus den Augen der Zuhörer, und hörte es aus den Worten, mit welchen sie die Gnade Gottes priesen. Man spürte, daß der Herr eingekehrt war und fühlte das Wehen seines Geistes durch alle Herzen gehen. Das war ein thatsächliches Zeugniß Gottes selbst, daß diese Leute ihm wohlgefällig seien, und daß sie Christo angehören. Die Gabe des h. Geistes ist das höchste Gut, das im Reiche Christi zu erlangen ist. Wem dieses höchste Gut verliehen ist, dem darf das geringere nicht verweigert werden. Nun hatte Gott diesen Leuten, obwohl sie Heiden waren, seinen Geist geschenkt und sie eben damit gereinigt und geheiligt. Also müssen sie nun auch von Petro und von dem strengsten Israeliten als rein angesehen werden. Denn was Gott gereinigt hat, das darf der Mensch nicht als profan behandeln. — Von Cornelius aber und von seinem Hause galt an jenem Tage das Wort des Herrn: **„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!"**

Sonntag, 13. Mai. Apstg. 11, 19—30.

Die Ausbreitung des Evangeliums.

I. Der Ursprung der Gemeinde zu Antiochien. (V. 19—21.) **V. 19.** Die Entstehung dieser Gemeinde erscheint recht eigentlich als ein göttliches Werk, denn sie ging hervor aus einer Christenverfolgung, bei welcher es statt auf Vermehrung vielmehr auf Vernichtung der Christenheit abgesehen war. Lukas deutet noch einmal zurück auf den Tod des Stephanus und die Verfolgung, welche damals über die Gemeinde zu Jerusalem erging. Jener Sturm hatte die Christen weit über die Grenzen des jüdischen Landes hinaus zerstreut, und diese hatten den Samen des Evangeliums hinausgetragen in's Heidenland. Einzelne Christen waren bis nach Phönizien und hinüber über's mittelländische Meer auf die große, schöne Insel Cypern und hinauf in die große, weltberühmte Hauptstadt Syriens, Antiochia, gekommen und hatten das Wort vom Kreuze mitgebracht. So weiß Gott die bösen Absichten seiner Feinde zu vereiteln und zum Besten seines Reiches zu wenden. Im Großen wie im Kleinen heißt's immer wieder: „Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen." — Zunächst wandten sich die flüchtigen Christen nur an die Juden; nun aber machte der Herr seinem Wort noch weitere Bahn, indem er es einigen einfachen Leuten aus der Gemeinde eingab, auch den Heiden zu predigen.

V. 20: Antiochia war im Jahre 300 v. Chr. von Seleucus Nicanor gegründet und seinem Vater zu Ehren Antiochia genannt worden. Die Stadt liegt am Orontes, in einer reizenden Ebene. Unter den Seleuciden war Antiochia die Hauptstadt des syrischen Reiches bis zum Jahre 63 v. Chr., von da an war es die Residenz der römischen Statthalter der Provinz Syrien. Hier also bildete sich die erste aus Juden- und Heidenchristen gemischte Gemeinde. Schon am Pfingstfest waren unter den Zeugen der Ausgießung des h. Geistes auch Männer (Juden) aus Cyrene, d. h. Nordafrika gewesen, die mit griechischer Sprache und Sitte bekannter und mit der Heidenwelt vertrauter waren, als die palästinensischen Juden. Solche ausländischen Juden (Hellenisten) aus Cypern und Cyrene, welche zu Christo bekehrt worden waren, wagten es zuerst in Antiochien, sich ohne Scheu an die Heiden zu machen mit der Predigt des Evangeliums.

V. 21: Und die Hand des Herrn war mit ihnen, ob sie gleich weder Apostel noch Diakonen und Evangelisten, sondern einfache Leute waren, von denen uns nicht einmal die Namen aufbehalten sind. Eine große Zahl von Heiden wurde gläubig. Es bildete sich eine Gemeinde aus den Heiden, während zuvor nur einzelne Seelen, wie der Kämmerer aus Mohrenland, oder höchstens einzelne Familien, wie die des Cornelius in Cäsarea, für das Evangelium gewonnen worden waren.

II. Der Fortgang des Werkes in Antiochia. (V. 22—26.) **V. 22.** Der Herr thut nichts halb; darum sorgt er sofort auch für die Befestigung der ersten Heidengemeinde im Glauben. Es kam vor Ohren der Gemeine zu Jerusalem u.s.w. Des Petrus Verantwortung über das, was er in Cäsarea gethan, hatte gefruchtet. Von engherzigem jüdischem Vorurtheil finden wir keine Spur mehr. Im Gegentheil, man freut sich jetzt in Jerusalem der Kunde von der Bekehrung der Heiden, und sendet in theilnehmender Liebe den Barnabas nach Antiochia, damit er sich der Neubekehrten annehme und sie im Glauben stärke.

V. 23. Barnabas erkennt mit neidloser Freude an, was der Herr durch die Arbeit jener schlichten Männer aus der Gemeinde unter den Heiden gethan hat, und nimmt sich der Bekehrten an mit mütterlicher Treue. Anfängern die Hand zu reichen, die Schwachen zu stärken und die Verzagten zu trösten, das scheint so recht die Gabe des Barnabas gewesen zu sein. Hatte er doch auch an dem neubekehrten Saulus dieses Amt geübt und sich als echter „Sohn des Trostes" erwiesen. Es ist etwas Großes um einen feurigen Bußprediger Elias; aber nicht minder groß und lieblicher ist der Charakter des milden, tröstenden Barnabas. Freilich darf es auch beim Trösten am nöthigen Ernste der Ermahnung nicht fehlen, wie es denn auch von Barnabas heißt: er ermahnete sie u. s. w. — Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Ein Christ ist nie fertig, sondern immer im Werden. Für ihn giebt es keinen Stillstand, er muß beständig vorwärts dringen durch Kampf und Sieg, bis ihn sein

Meister von der Erde abruft und mit der Himmelskrone für seine Treue belohnt. „Ich lasse, was da hinten ist, und strecke mich nach dem, das da vorne ist," dieser Wahlspruch des Apostels sei auch der unsrige.

V. 24. An Barnabas begegnen uns alle Eigenschaften eines rechten Lehrers. Er war 1) ein frommer (eigentlich ein guter, rechtschaffener) Mann, untadelig im Wandel. Das ist freilich noch nicht genug; denn auch ein Heide könnte dieses Lob haben. Aber Barnabas war 2) voll Glaubens. Das ist schon mehr, denn es geht den Christen an; doch reicht es auch noch nicht aus, denn jeder Christ soll „voll Glaubens" sein. Barnabas aber war endlich 3) voll Geistes. Erst dadurch wird der Christ ein rechter Lehrer, ein scheinendes Licht, ein Brunnquell des Heils. Kein Wunder, daß ein solcher Lehrer wie Barnabas reiche Früchte seiner Arbeit erntete.

V. 25: Barnabas zog aus, Saulum wieder zu suchen. Das Netz in Antiochien ist so voll, daß Barnabas einen Gesellen sucht, der es ihm ziehen helfe. Und auch da wieder sehen wir den lauteren Sinn des Mannes. Wär's ihm um seine eigene Person und Ehre zu thun gewesen: er hätte den Saulus weggelassen, von dem er wußte, daß er ihn bald in Schatten stellen werde. Aber wer nur den Herrn und seine Sache im Auge hat, der räumt neidlos dem höher Begnadigten den Vorrang ein, und freut sich, wenn ihm gelingt, was er selber nicht vermochte. Diesen neidlosen Christensinn brauchen wir in allen Lagen des Lebens und in jedem Berufe. Aber leider besitzen ihn in unseren Tagen nur Wenige. — Saulus, der große Apostel des Herrn, muß erst gesucht werden. Ein Miethling drängt sich in's Amt, ein treuer Knecht wartet in der Wüste, bis der Herr ihn sucht und holt; dann aber läßt er sich auch finden.

V. 26: Sie blieben bei der Gemeinde ein ganzes Jahr. Dies wird der Gemeinde zu Antiochien als ein besonderer Segen angerechnet, daß sie ihre Lehrer ein ganzes Jahr behalten durften. Wir haben die Predigt und das Predigtamt jahraus, jahrein, wir können das Evangelium hören von Kind an bis auf's Sterbebett — und doch wie gleichgültig sind wir gegen diese Wohlthaten! Wie können wir das verantworten! Muß vielleicht die Predigt und das Wort Gottes erst wieder rar werden bei uns, damit wir es wieder schätzen lernen? In Antiochien wurden die Jünger zuerst Christen genannt. Bemerkenswerth ist, daß sie nicht nach dem Namen Jesus, Heiland, sondern nach dem Namen Christus, d. h. der Gesalbte, benannt wurden. Sie sollen nicht Mitheilande, wohl aber Mitgesalbte sein. Bis dahin waren die Christen als jüdische Sekte betrachtet und von ihren Feinden Nazarener genannt worden; unter sich selber hießen sie „Jünger" oder „Brüder". Nun aber, da so viele Heiden gläubig wurden, sah man: das ist nicht blos eine jüdische Sekte, das ist eine neue Religion! Und weil Christus der Kern und Stern ihrer Lehre wie ihres Lebens war, wurden sie von den Heiden Christen genannt. Und dieser Christenname, anfangs ein Spottname im Munde der Heiden, ist jetzt der höchste Ehrenname geworden. Noch im Tode ist es unser Trost: ich bin ein Christ. Aber sind wir auch in der Wahrheit, was wir heißen? Es werden nicht alle, die da sagen „Herr, Herr!" in das Himmelreich kommen, sondern nur diejenigen, welche seinen Willen thun. Sind wir wahre Christen, so sind wir gesinnet, wie er gesinnet war, ihm einverleibt in Glaube, Liebe und Gehorsam.

III. Die Liebesthätigkeit der antiochenischen Gemeinde. (V. 27—30.) **V. 27 und 28:** In diesen Tagen kamen Propheten. Die Gabe der Weissagung war nicht ein bloßes Spielwerk zur Kurzweil in der Gemeinde, sondern sie diente zur Ermunterung in der Uebung des Glaubens und der Liebe. So auch die Weissagung des Propheten Agabus von einer bevorstehenden Theurung. Diese Weissagung erfüllte sich zur Zeit des Kaisers Claudius, welcher vom Jahre 41 — 54 n. Chr. regierte. Josephus erwähnte eine Theurung im Jahre 45 und 46, während welcher der König Izates von Adiabene und seine Mutter Helena die Einwohner von Jerusalem mit Getreide unterstützten.

V. 29 und 30. Durch ihre Beisteuer an die armen Gemeinden in Judäa bezeugten die Heiden ihre Dankbarkeit und ihre Bruderliebe. Die geistliche Gabe des Evangeliums hatten sie von dorther empfangen; nun vergalten sie die empfangene Wohlthat mit leiblichen Gaben. In der Noth erkennt man den echten Freund. Welche Freude mögen die beiden Gottesmänner Saulus und Barnabas in Jerusalem gemacht haben, nicht nur mit den Liebesgaben der Heidenchristen, sondern auch mit der Botschaft, die sie brachten: der Herr hat ein großes Volk zu Antiochien, es geht vorwärts mit seinem Reich. In der uneigennützigen, treuen Liebe der ersten Christengemeinden offenbart sich die Macht dessen, in welchem die Seelen der ersten Christen alle eins geworden, des Herrn Jesu, der mit seiner selbstaufopfernden Liebe der beselende Mittelpunkt der Kirche ist. Selbstlose Bruderliebe ist ein Hauptkennzeichen des wahren Christen, wer sie nicht besitzt, der ist kein wahrer Christ.

Sonntag, 20. Mai. Apostelgesch. 12, 1—17.

Herodes und Petrus.

I. Herodes der Verfolger. (V. 1—6.) **V. 1:** Um dieselbige Zeit, wo die Theurung herrschte, legte Herodes die Hände an etliche von der Gemeinde. Eine traurige Berühmtheit, die dieser Herodesname in der heiligen Geschichte erlangt hat! Wo im neuen Testament eine blutige That vorkommt, fast immer ist dieser Name dabei im Spiel. Der Großvater, Herodes der Große, richtete bei Christi Geburt das Blutbad unter den Kindern in Bethlehem an; des Vaters (Aristobulus) Bruder, Herodes Antipas, läßt den Täufer Johannes enthaupten und verspottet Jesum vor der Kreuzigung; der Enkel Herodes Agrippa I. befleckt sich mit Jakobus Blut! Um sich beim Volk beliebt zu machen, fing dieser Herodes an, die Christen wieder zu verfolgen, indem er Einige aus der Gemeinde „peinigte", d. h. geißeln oder sonst mißhandeln ließ.

V. 2: Er tödtete Jakobum, Johannis Bruder, mit dem Schwert. So wenig

Worte macht die Schrift über den Märtyrertod des ersten Apostels, und dieser Apostel war einer der drei, welche dem Herrn am allernächsten standen. Warum, möchte man fragen, ließ es Gott geschehen, daß der Tyrann Herodes diesen Apostel so früh aus seiner gesegneten Wirksamkeit herausriß? Und wenn er je sterben mußte, wie Stephanus, warum mußte er so still und ruhmlos sterben? Wir können darauf nur antworten: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Es ist wahr, seine Enthauptung war die Frevelthat eines blutigen Tyrannen. Aber war sie nicht auch die Erfüllung dessen, was der Herr ihm schon, Matth. 20, 22. 23., in Aussicht gestellt hatte? — Sein Ende war still und wir lesen nichts von seinen letzten Augenblicken. Aber können wir daran zweifeln, daß er im vollen Triumph des Glaubens sein Haupt auf den Block legte? — Sein Ende war schrecklich und blutig; aber war's nicht dennoch ein herrliches Ende? Wird er nicht droben den Herrn gepriesen haben, daß er alles wohl gemacht? Was Gott thut, das ist wohlgethan. Darum sollen auch wir allezeit sprechen: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Wenn ein Jüngling in der Blüthe der Jugend dahinwelkt, wenn ein rüstiger Mann abgerufen wird am halbvollendeten Tagewerk, wenn sonst ein schweres Geschick uns und die unsrigen trifft, sollen wir uns trösten mit dem Gedanken: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

V. 3. Durch den Beifall der Menge berauscht, legt Herodes nun seine Hände auch an Petrus und wirft ihn ins Gefängniß. Es waren die Tage der süßen Brode, also dieselbe Zeit, in welcher einst sein Meister in den Tod gegangen war. Der Gedanke an jene Tage, die Erinnerung an seine Verleugnung, das blutige Ende seines Mitapostels Jakobus — wie mußte das alles unsern Petrus mit ernsten Todesgedanken, aber auch mit heiligem Sterbensmuth, erfüllen! Dabei mußte er gewiß auch an die Weissagung des Herrn Joh. 21, 18 denken.

V. 4. Herodes versäumt nichts, um Petrus sicher zu verwahren. Er überantwortete ihn vier Viertheilen Kriegsknechten, d. h., vier einander regelmäßig ablösenden Abtheilungen von je vier Soldaten. Da während des Festes kein Blut vergossen werden durfte, gedachte er, Petrum nach Ostern dem Volk zum Schauspiel hinzurichten. „Er gedachte" — aber der Herr hatte es anders beschlossen. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Wie oft bewährt sich in der Geschichte des Reiches Gottes, im Großen wie im Kleinen, das Wort des Propheten: „Beschließet einen Rath und es werde nichts daraus!"

V. 5. Petrus schmachtet im Gefängniß und scheint rettungslos verloren, aber die Gemeinde betet zu Gott. Dieses Gebet macht alle Anstalten des blutdürstigen Tyrannen zu Schanden. Wie groß ist die Macht des Gebets! (Beispiele aus der Schrift: Elias, Elisa, Daniel u. A.) Gläubige Gebete sind wie eine Engelswache für Stadt und Land. Ach, daß wir besser beten könnten!

II. Der Engel des Herrn. (V. 6—11.) **V. 6:** In derselben Nacht (der Nacht, welche dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage voranging) schlief Petrus zwischen zwei Kriegsknechten, an welche er mit Ketten geschlossen war (während die andern beiden Soldaten der die Wache habenden Abtheilung vor der Thür ausgestellt waren). Ein liebliches Bild, der schlafende Petrus im Kerker, ein Bild des Glaubens und des Gottvertrauens! Wohl kennt Petrus die Gefahr, die ihm droht; aber er hat seine Sache in die Hand des Herrn gelegt. Darum kann er ruhig schlafen. Er weiß, der Allmächtige kann mich wohl aus der Hand des Tyrannen erretten, und wo er es nicht thun will, so muß auch mein Tod zur Verherrlichung seines Namens dienen. Petrus schläft, im Himmel aber wacht ein Auge für ihn, das Auge Gottes, der ihn zu retten beschlossen hat.

V. 7: Und siehe, der Engel des Herrn kam. Dem Petrus sendet der Herr einen rettenden Engel, zu Jakobus kam keiner. Warum? War etwa Petrus für Gott unentbehrlich? Gewiß nicht. Der Allmächtige ist an keinen Menschen gebunden. Er hätte auch ohne Petrus seine Gemeinde gründen können; aber er wollte ihn noch brauchen. Da haben wir nichts einzureden. Ein Licht schien in dem Gemach. O wie viele dunkle Leidenskämmerlein sind schon so erhellt worden, bald durch innerliche Tröstungen, die dem Herzen den Himmel aufthaten, bald auch durch äußerliche Hülfe! Und wie oft ist auch um uns ein Bote des Himmels, wie er zu Petro kam. Gewiß, wenn uns das innere Gesicht eröffnet wäre, wir würden gar manchmal eine Lichtgestalt in unserer Nähe erblicken und so alle Sorge und Furcht über drückende Lasten wegwerfen. Aber wenn wir auch nichts um uns her sehen, weil wir jetzt im Glauben wandeln sollen, nicht im Schauen, so wissen wir doch, daß heute noch die Engel dienstbare Geister Gottes sind, ausgesandt zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit. Stehe behende auf u. s. w. Dem Worte des Herrn ist kein Eisen zu fest, kein Stein zu hart, kein Riegel zu stark.

V. 8: Gürte dich. Treu besorgt, läßt sich der Engel zu jedem Bedürfniß des schlafenden Petrus herab. Erst weckte er ihn auf, dann spricht er mit ihm, wie eine Mutter, die ihr schlaftrunkenes Kind anzieht. Nichts soll Petrus in dem Kerker zurücklassen, damit sein Ausgang nicht der Flucht eines Verbrechers gleiche. Wie mußte das dem Herodes und den Hütern zum Schrecken gereichen, daß sie mit all ihrer Strenge auch nicht einen Lumpen des Petrus erbeuten konnten.

V. 9: Es däuchte ihn, er sehe ein Gesicht. Als einen Träumenden führte der Herr den Petrus aus der größten Noth. Auch jetzt noch geht's oft den Seinen so bei schneller Hülfe und wunderbarer Rettung aus schweren Nöthen. Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden sie sein wie die Träumenden (Ps. 126, 1 ff.). — Wohl uns, wenn der Herr uns einst diese Gnade zu Theil werden läßt im letzten Kampfe und uns wie die Träumenden aus des Todes Nacht herausführt ins Licht der ewigen Seligkeit.

V. 10. Petrus wird aus dem Gefängniß heraus, aber doch wieder in die Stadt geführt, damit 1. sein Glaube in Uebung bleibe, und 2. damit seine Errettung der Gemeinde bekannt und so Vielen zur Glaubensstärkung werde. Plötzlich schied der Engel von ihm. Das unmittel-

bare Eingreifen Gottes in unser Leben währt nicht länger als nöthig ist.

V. 11. Jetzt erst kommt Petrus zu sich, erwacht wie aus einem Traum. Aber es ist kein Traum. Der Engel ist fort, die kühle Nachtluft weht ihn an, um ihn die stille Gasse, über ihm die funkelnden Sterne. Fassen kann er's nicht; nur eins ist ihm klar: der Herr hat's gethan! — und ihm giebt er die Ehre. So will Gott als Nothhelfer erkannt werden, damit aller Menschenruhm falle.

III. Das Haus der Maria. (V. 12—17.) **V. 12.** Petrus kam an das Haus Mariä, der Mutter Johannis, der mit dem Zunamen Markus hieß. Wahrscheinlich ist dieser Markus identisch mit dem Evangelisten Markus. Da viele bei einander waren und beteten. Sie waren bei Nacht versammelt, einestheils aus Furcht, weil sie, seit die Verfolgung begonnen, es nicht wagen durften, bei Tag zusammenzukommen, wie ja auch nachher die Christen im heidnischen Rom in den Katakomben, in Kellern und unterirdischen Grabgewölben ihre Versammlungen hielten. Anderntheils aber drängte sie die brüderliche Liebe und die Sorge um Petrus, im Gebet beisammenzubleiben (V. 5). Wie brünstig werden sie für ihn gebetet haben in dieser letzten Nacht vor seiner Hinrichtung, sei's um eine gnädige Rettung, sei's um ein seliges Ende! Und fürwahr, sie beteten nicht vergeblich.

V. 13—15. Recht lebendig werden wir nun hineinversetzt in jene merkwürdige Begebenheit. Die Brüder sind versammelt bei verschlossenen Thüren. Da plötzlich klopft's vorn an der Hausthür. Allgemeiner Schrecken: wer ist's? ein Freund oder ein Feind? Mit klopfendem Herzen eilt die Magd an die Thür. Petrus ruft draußen mit gedämpfter Stimme: Macht auf; ich bin's, Simon Petrus! Sie kann's nicht glauben: voll Freude einerseits, voll Schreck andernseits, läuft sie hinein und verkündigt's den Brüdern. Diese halten sie für unsinnig. Er ist ja gefangen im härtesten Gefängniß, er soll morgen hingerichtet werden, wie sollte er draußen stehen? Ach! ist er vielleicht schon hingemordet worden mitten in der Nacht? Ist's sein Geist vielleicht, der draußen erscheint im Augenblick des Todes, der sein Schutzengel, der uns Kunde bringt von seinem seligen Heimgang? So fragen sie untereinander.

V. 16 und 17. Petrus klopft weiter an. Die Häscher können ihm ja auf den Fersen sein. Endlich thun sie auf in Gottes Namen; und wie sie ihn erblicken, entsetzen sie sich. Sie haben um seine Errettung gebeten, aber diese Art der Errettung war ihnen doch unerwartet und unglaublich. So geht es den gläubigen Betern oft. Unserem Glauben ist aber meist noch etwas von dem Sauerteig des Unglaubens beigemischt, so daß es immer heißen muß: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! Er winkte ihnen u. s. w. Zur Verherrlichung Gottes erzählt nun Petrus den Hergang seiner wunderbaren Rettung, und beauftragte die Versammelten, auch dem Jakobus (dem Gerechten, dem Verfasser des Jakobi-Briefes) und den anderen Brüdern es zu verkündigen, wie der Herr ihn so wunderbar errettet hatte. Sodann verließ er ohne Verzug noch in der Nacht die Stadt und begab sich an einen anderen Ort. Wohin, ist unbekannt. Was aber die versammelten Brüder gethan haben, ehe sie auseinandergingen in jener Nacht, das wissen wir, wenn's auch nicht dasteht: gewiß lobten und priesen sie Gott mit tiefbewegten Herzen, für die wunderbare Rettung seines Knechtes Petrus.

Sonntag, 27. Mai. Apstg. 13, 1—12.

Paulus und Barnabas in Cypern.

I. Die Aussendung des Paulus und Barnabas. (V. 1—3.) **V. 1.** Wir verlieren nun für eine Weile die Gemeinde zu Jerusalem sammt den Aposteln aus den Augen, und an die Stelle Jerusalems wird Antiochia verhältnißmäßig ein Mittelpunkt kirchlicher Geschichte. Nach Antiochien, in diese gewaltige Hauptstadt Syriens, waren Barnabas und Saulus von Jerusalem zurückgekehrt, nachdem sie die Liebessteuer dort abgegeben, und hatten den Markus mitgebracht In der antiochischen Gemeinde wirkten nun eine schöne Schaar Propheten, die unmittelbar als Organe des hl. Geistes und in gehobener Stimmung Aussprüche und Ansprachen an die Gemeinde thaten, und Lehrer, welche in selbständiger Weise und überlegt der Unterweisung Anderer sich widmeten. Von den fünf Männern, deren Namen genannt werden, ist uns über die drei mittleren, außer dem, was hier gesagt ist, nichts bekannt. Von Menahen berichtet Lukas hier, daß er mit dem Vierfürsten Herodes erzogen worden sei. Dieser Herodes ist jedenfalls nicht Herodes Agrippa I., von welchem in der vorigen Lektion die Rede gewesen, sondern dessen Oheim Herodes Antipas, der Mörder des Täufers. Daß ein Milchbruder und Jugendgespiele dieses gottlosen Fürsten ein christlicher Lehrer wurde, ist ein Beweis der Wundermacht des hl. Geistes, der an Fürstenhöfen wie in Bettlerhütten Herzen zu gewinnen weiß. Bei diesen ungleichen Milchbrüdern erfüllt sich das Wort des Herrn (Luk. 17.): Zween werden auf einem Bette liegen, der eine wird angenommen, der andere wird verlassen werden. — Und Saulus. Ganz bescheiden steht Saulus noch im Hintergrund als der Letzte. Aber die Letzten sollen die Ersten werden. Es kam nun an's Licht, was der Herr aus diesem Bruder machen wollte.

V. 2. Bei einer gottesdienstlichen Feier, wo durch Fasten und Gebet die Herzen besonders geöffnet waren, sprach der hl. Geist: Sondert mir aus u. s. w. Mit dieser Aussendung beginnt die eigentliche apostolische Wirksamkeit des Apostels. Die Zwölfe hat Jesus selbst, während seines irdischen Lebens, erwählt, und nach seiner Auferstehung als seine Apostel bevollmächtigt und ausgesandt. Saulus ist ebenfalls von Jesu selbst berufen, aber im Stande der Verklärung nach der Himmelfahrt; und der Herr selbst hat ihm eröffnet, daß er ihn senden werde unter die Heiden und zu Israel. Aber erst jetzt wird er aus seiner bescheidenen Wirksamkeit herausgerufen und seine große Laufbahn als Heidenapostel eröffnet sich. Und zwar ist es der hl. Geist, welcher —

wahrscheinlich durch den Mund eines der Propheten — ihn und Barnabas zum Werke ruft. Und die Gemeinde ist es, an welche dieser Befehl ergeht und die im Gehorsam des Glaubens jene Beiden zu ihrem Berufe weiht und sofort absendet. Nur die Gewißheit, daß der Herr selbst sie erwählt und ausgesandt, konnte den Aposteln die zu ihrem Werke erforderliche Freudigkeit und Zuversicht verleihen.

V. 3. „Sondert mir aus Barnabam und Saulum," hatte der Geist gesprochen und — „Gott will's!" dieses Gefühl durchzuckte Alle, die Propheten und Lehrer, die Gemeinde und die Missionäre, auf die es abgesehen war. Gott will's! Das ist ja überhaupt der Boden, auf welchem man allein einen entscheidenden Schritt im Leben mit rechter Freudigkeit thun kann. Da fasteten sie und beteten. Jetzt pflegt man selbst bei Angelegenheiten des Reiches Gottes statt mit Fasten mit glänzenden Freudenfesten zu beginnen, deshalb kommen die Trauerfeste so oft hintennach. Nicht mit Lärm und Prunk, sondern in der Demuth und Stille sollen wir wichtige Unternehmungen beginnen, und auch bei festlichen Anlässen, bei brüderlichen Mahlzeiten, am Hochzeitstage oder vor dem Antritt einer Reise u. dgl. soll der Geist der Mäßigkeit und Nüchternheit, der Sammlung und des Gebetes nicht fehlen, sonst ist kein Segen dabei und nicht einmal wahre Freude. **Und legten die Hände auf sie.** Die erste Missionsweihe. Es ist immer etwas Feierliches, solche Handauflegung im Namen Gottes, bei der Einsegnung eines Brautpaars, oder bei der Ordination eines Predigers, oder vollends bei der Weihe eines Missionars zum Dienst in der fernen Heidenwelt. Wie feierlich mag vollends jene erste Missionsweihe gewesen sein!

II. Die erste Missionsstation. (V. 4 und 5.) **V. 4.** Von Seleucia, der nächstgelegenen Hafenstadt am mittelländischen Meer, schifften die Apostel nach der Insel Cypern, der Heimath des Barnabas. Cypern ist eine große, fruchtbare Insel etwa zwanzig Stunden vom Lande entfernt, damals berühmt durch seinen Reichthum an Wein, Oel, Weizen, Kupfer und Edelsteinen, berühmt überdies durch den Dienst der Liebesgöttin Venus, welche dort ihre prächtigen Tempel hatte, wo ihr allerlei üppige Feste gefeiert wurden. So sollte also mitten in den Rosengarten heidnischer Weltlust das Kreuz Christi hineingepflanzt werden als Zeichen des Gerichtes und der Gnade.

V. 5. Am östlichen Ufer der Insel lag die Stadt Salamis mit geräumigem Hafen. Hier landeten die beiden Glaubensboten, in deren Begleitung sich als Dritter in untergeordneter Stellung (als „Diener") Johannes, mit dem Zunamen Markus, befand. Sie verkündigten das Wort Gottes in der Juden Schulen. Das Heil sollte ja von den Juden kommen. Ohnehin boten die öffentlichen Schulen der Juden die natürlichste Gelegenheit, eine Gastpredigt zu halten. Wo der Prediger des Evangeliums eine offene Thür findet, soll er nicht vorübergehen. Auch später noch war es die Weise des großen Heidenapostels, zuerst bei seinen damals schon in alle Welt zerstreuten Volksgenossen anzuklopfen, ehe er sich zu den Heiden wandte.

III. Der erste Missionssieg. (V. 6—12.) **V. 6.** Von Salamis aus durchreisten die Apostel die ganze Insel, welche damals eine Anzahl volkreicher wohlhabender Städte aufzuweisen hatte, in welchen sie ohne Zweifel gleichfalls das Evangelium predigten. Endlich kamen sie nach der Stadt Paphos (etwa 100 englische Meilen von Salamis) wo der Haupttempel der Venus stand. Hier trafen sie mit einem Zauberer zusammen, welcher den prächtigen Namen Bar Jehu, Sohn Jehovahs, oder Bar Jesu, Sohn Jesu, führte. In jenen Tagen des Zerfalls der heidnischen Religionen ging das Zauberwesen überall im Schwange; denn wo der Glaube schwindet, zieht stets mit dem Unglauben auch der Aberglaube in's Land. Daher kam's, daß in jenen Tagen griechische, jüdische, egyptische Zauberer, Wahrsager und Tausendkünstler sich in allen Ländern umhertrieben und bei der Menge großen Anklang fanden. Bar Jehu war, wie aus seinem Namen hervorgeht, ein jüdischer Zauberer. Lukas nennt ihn bezeichnend einen falschen Propheten.

V. 7. Dieser hatte Einfluß auf den Proconsul Sergius Paulus gewonnen, befand sich in dessen Umgebung, und als derselbe die Apostel eingeladen hatte, um sie zu hören, befürchtete Bar Jehu das Vertrauen des hohen Beamten zu verlieren, widersetzte sich den Worten der Beiden und suchte den Römer zu verwirren und vom Glauben abzubringen. Sergius Paulus wird ein verständiger Mann genannt. Das war er, obgleich er eine Zeitlang dem Zauberer sein Ohr lieh, und bewies es dadurch, daß er aus freien Stücken die Bekanntschaft mit Barnabas und Paulus suchte. Offenbar fühlte er sich durch die Gaukelkünste des Zauberers eben so wenig befriedigt, wie durch die alten Lehren des Heidenthums, und so wendet er sich an die rechte Quelle. Wer suchet, der findet; aber freilich nur dann, wenn er am rechten Orte sucht. Suche Jesum und sein Licht, alles Andere hilft dir nicht! Das gilt auch den Großen dieser Erde. Freilich haben diese gar oft Leute um sich, welche ihnen jeden ernsteren Gedanken und besseren Entschluß wieder auszureden und den mahnenden Knecht Gottes zu verdächtigen suchen, wie Bar Jehu bei Sergius Paulus that.

V. 8. Der Zauberer gab sich selbst, wie es scheint, den Namen Elymas, ein arabisches Wort, welches „der Weise" oder „der Magier" bedeutet. Dieser Mensch trachtete, daß er den Landvogt vom Glauben wendete. Eine furchtbare Sünde! und doch, wie oft machen sich sogenannte Freunde, ja sogar Gatten, Eltern dieser Sünde schuldig gegen Seelen, auf welche sie Einfluß haben.

V. 9: Saulus aber, der auch Paulus heißt. Hier taucht zum ersten Mal der Name Paulus neben Saulus auf, und von da an kommt der letztere Name gar nicht mehr zum Vorschein. Wahrscheinlich führt Lukas den Namen Paulus gerade darum hier ein, weil der Apostel zum Andenken an die Bekehrung des Sergius Paulus den Namen Paulus angenommen hat. Paulus heißt „der Geringe". Aber wie vielen Tausenden ist der Mann, der sich den bescheidenen Namen Paulus beilegte, ein Wegweiser zum Himmel geworden! Das will er auch dem Elymas werden. Darum straft er seine Sünde so unerbittlich strenge.

V. 10 und 11: O du Kind des Teufels u. s. w. Wort für Wort, Schlag auf Schlag reißt ihm Paulus die Maske vom Gesicht und deckt ihm

seine Herzensgestalt auf. „Kind des Teufels" im Gegensatz zu „Bar (Sohn) Jehu"; „voll List und Schalkheit" im Gegensatz zu „Elymas" (Weiser); „Feind aller Gerechtigkeit" u. s. w., weil er sich einen Propheten Gottes, einen Verkündiger des rechten Heilsweges nannte. Der Strafpredigt folgt die Ankündigung der göttlichen Strafe und die Strafe selbst auf dem Fuße. Der Andere verblendet hat, wird selbst geblendet, damit er in seiner Finsterniß das rechte Licht suchen lerne. Ob dies wirklich geschehen, bleibt freilich ungewiß.

V. 12: Sergius Paulus wurde gläubig. Das an Elymas ausgebrochene Gericht befreite ihn von der Verführungsmacht des Zauberers; den eigentlichen Samen zum Glauben aber mußte freilich die Lehre des Herrn darreichen. Die Seele des geringsten Sklaven in Paphos war nicht weniger werth, als die Seele des Landpflegers; dennoch hat es dem Apostel etwas bedeutet, daß der Erstling der durch seine Predigt Berufenen einer von den wenigen Edlen war, die auf Gottes Ruf hören (1 Kor. 1, 26): Vor die Könige den Namen Jesu zu tragen, lautete sein Auftrag (Kap. 9, 15) und Sergius Paulus vertrat die kaiserliche Gewalt im Lande. Ueberdies ist auch für den Fortgang des Reiches Gottes die Bekehrung eines Großen dieser Welt doch immer ein besonderer Gewinn. Darum lag für Paulus gewiß gerade in diesem Siege eine besondere Aufmunterung.

Chronik der Gegenwart.

Ob es einen Satan giebt? Diese Frage hat Bob Ingersoll seinen Landsleuten, den Amerikanern, mit einem so entschiedenen Nein, so sarkastisch und so witzig beantwortet, daß er viele Gläubige gefunden. Das arme Menschenkind glaubt ja nur gar zu gern an das Nichtbestehen der Hölle, der ewigen Strafe und des Teufels.

Also lehrte Bob Ingersoll. Nunmehr aber beweist er als Spitzbubenanwalt in dem Sternposten-Prozeß so schlagend, so unwiderlegbar und thatsächlich die Existenz eines bösen, die Menschen zu allerlei Lug und Trug führenden Wesens, daß all' seine witzigen Reden ob dem von ihm gelieferten handgreiflichen Beweis weit in den Schatten gestellt werden.

Wir wollen doch sehen, ob nach diesem Sternpostenprozeß, und nachdem Bob Ingersoll den ganzen Weg des Spitzbubenanwalts offen und geschäftsmäßig gegangen, das Volk immer noch in Schaaren gelaufen kommt, wenn er Witze darüber reißt, ob es einen Satan giebt, der die Menschen in allerlei Sünde, so z. B. auch zum Geiz führt, der die Wurzel alles Uebels ist!

Eine Spazierfahrt über das Meer nennt man heutzutage die Seereise nach Europa. Und allerdings sind die Gefahren und Unannehmlichkeiten, welche eine Meeresfahrt mit sich bringt, heute viel geringer als früher. Aber — Spazierfahrt? Dies ist doch ein gar zu leichtfertiger Ausdruck. Der Untergang des großen Hamburger Dampfers „Cimbria" hat Veranlassung gegeben, die Statistik der auf dem atlantischen Ocean untergegangenen Dampfboote zusammen zu stellen. Und — wie viele sind denn seit vierzig Jahren untergegangen? Einhundert und vierundvierzig. Das erste war der „President" (1841), auf welchem Rev. Cookman versank, das letzte die „Cimbria", mit welcher 400 Menschenleben zu Grunde gingen. Dazwischen liegen 142 Dampfboot-Unglücksfälle! Freilich hatten nicht alle solch schreckliche Verluste an Menschenleben, aber eine Spazierfahrt war die Reise keines einzigen dieser Dampfboote. Auf dem Meere giebt es überhaupt sehr selten eine Spazierfahrt.

Haben aber auch nicht alle untergegangenen Dampfer große Verluste an Menschenleben gehabt, so sind es deren doch viele. Außer den beiden bereits genannten verschwand im Jahre 1854 die „City of Glasgow" mit 450 Personen, ging der „Arctic" mit 562 Menschen unter und verscholl „Her Majesty" mit allem was darauf war.

Von 1856—1860 gingen die Dampfer „Le Lyonnais", „Pacific", „Tempest", „Austria" und „Hungarian" mit einem Gesammtverlust von 1343 Menschenleben unter.

Von 1860—1883 gingen 13 große Dampfer zu Grunde, wobei manchmal viele Menschen um's Leben kamen; so z. B. der „Atlantic" von der White Star Line mit 546 Personen (1873) und kürzlich die „Cimbria".

Nein — eine Spazierfahrt ist eine Oceanreise denn doch nicht. Wer vielmehr auf das Meer geht, der bestelle sein Haus und befehle Gott dem Herrn seine Seele.

Amerikanische Folterknechte. Diesen Titel verdienen ohne Zweifel nicht wenige amerikanische Gefängnißwärter, deren Thun und Treiben kürzlich durch eine Commission im Staate New York untersucht wurde.

Grausamkeiten sind dabei zu Tage gekommen, die man in unserem allerchristlichsten Lande gar nicht für möglich gehalten hätte. Sind auch Gefängnisse und Zuchthäuser keine Anstalten, in welchen die Insassen auf besonders rücksichtsvolle Behandlung Anspruch haben, so sollten doch Unmenschlichkeiten nie geduldet werden; denn es ist ein Unterschied zwischen gerechter, die Besserung bezweckender Strafe, und einem grausamen, unmenschlichen Verfahren. So leicht aber der Verbrecher verhältnißmäßig vor den amerikanischen Gerichtshöfen freikommen kann, so furchtbar ist sein Loos in den meisten Zuchthäusern, wo die Unterbeamten schalten und walten wie sie wollen. Folterknechte der schlimmsten Art treiben dort ihr Wesen. Die Prügelstrafe, mit dem

„Paddle" ausgeführt, einem 20 Zoll langen und 6 Zoll breiten Stück Sohlenleder, das an einem hölzernen Stiel befestigt ist, ist überall im Schwunge. Dabei wird der Delinquent an den Armen schwebend aufgehangen, während seine Füße in einem am Boden befindlichen Ring befestigt werden. Die Zahl der zu verabreichenden Hiebe steht ganz im Belieben der niederen Beamten, der Gefängnißdirektor weiß oft gar nichts von der Prozedur. Fünfundzwanzig und fünfzig Hiebe sind an der Tagesordnung, es ist aber auch schon vorgekommen, daß deren 350 ertheilt, resp. der zu Bestrafende buchstäblich todtgeschlagen wurde. Den Besuchern pflegt man wohl als „Paddle" ein sehr unschuldig aussehendes Instrument vorzuzeigen, mit dem kein großer Schaden anzurichten wäre; das wirklich benutzte ist jedoch das hier beschriebene. Fast noch schlimmer als die Prügelstrafe ist die Dunkelzelle, ein enges, jeder Ventilation entbehrendes Loch, worin die Gefangenen auf dem steinernen Boden liegen müssen und an Wasser und Brod nur gerade so viel erhalten, als zur Fristung des Lebens unbedingt erforderlich ist. In dieser Zelle hat schon Mancher Wochen und Monate geschmachtet. Einzelne Gefangene brachten acht bis zehn Monate darin zu — in der Regel wurden sie dann wahnsinnig. Eine nicht minder barbarische Strafe ist die eines so lange fortgesetzten Douchebades, bis der Gefangene nahezu erstickt. Als Gefängnißärzte werden mitunter ganz unwissende Menschen angestellt, deren Verordnungen geradezu unsinnig sind. Manche dieser Herren Aerzte bekümmern sich überhaupt nicht um die Gefangenen, sondern überlassen die Sorge für dieselben dem Apotheker, der, wenn es sich gerade machen läßt, aus der Zahl der Sträflinge genommen wird. Die Rohheit der Schließer und Aufseher kennt keine Grenzen. Sie mißhandeln die Gefangenen, namentlich Diejenigen, die keine Freunde haben und sich ihre Gunst nicht durch freigebige Geschenke zu erkaufen vermögen, schlagen sie mit Fäusten, treten sie mit Füßen; einer dieser Unmenschen zwang einen Gefangenen, der ihn um Brod gebeten, um seinen bittern Hunger zu stillen, vor seinen Augen eine lebende Ratte zu verzehren. Was Wunder, daß die grausamste Versuche zur Selbstverstümmelung und zum Selbstmord gemacht werden, diesen entsetzlichen Martern zu entrinnen. In Sing-Sing stürzen sich häufig Gefangene von den hohen Galerien herab und riskiren Arm- und Beinbrüche, um nur ins Hospital zu kommen, wo sie doch eine etwas menschlichere Behandlung zu gewärtigen haben. Viele erhängen sich, um der Prügelstrafe zu entgehen. Der schlimmste Mißbrauch unseres Gefängnißwesens ist und bleibt inzwischen das Kontraktsystem, wonach die Gefangenen an Kontrakteren vermiethet werden, die nun übermenschliche Anforderungen an sie stellen und, falls sie denselben nicht zu genügen vermögen, jene grausamen Bestrafungen veranlassen.

Ueber die englischen Kaffeehäuser bringt die „Wes.-Ztg." einige interessante Mittheilungen. Sie betreffen namentlich die bedeutsame Frage der Rentabilität. Dem praktischen Sinn entsprechend, welchen in England selbst die Philanthropie an den Tag legt, hat man von vornherein auf Dividenden hingearbeitet. Es wäre zwar für die ersten dieser gemeinnützigen Unternehmungen nicht schwer gewesen, das Anlagekapital à fonds perdu geschenkweise zusammenzubringen. Aber was wäre denn mit einer Handvoll billiger Kaffeeschenken, die sich nicht selbst bezahlt gemacht hätten, gewonnen gewesen? Worauf es vielmehr ankam, war, zu beweisen, daß Wirthschaften, welche bloß Kaffee, Thee und Cakao und im Sommer Sodawasser u. dergl. als Getränke feilbieten, ebenso gut ihren Mann ernähren können wie Bierhallen und Branntweinschenken; denn nur in diesem Falle ließ sich eine rasch zunehmende Verbreitung der neuen Art von Schenken erwarten. Die Berichte, welche das Organ der Agitation, die „Coffee Public-House News," aus allen ihm erreichbaren Geschäftsberichten von Kaffeehausgesellschaften über die Jahresdividenden zusammengestellt hat, ergaben, daß im Jahre 1881 nur 7 von 51 Gesellschaften keinen vortheilhaften Reingewinn gehabt haben, einige davon bloß ihres zarten Alters halber. Die durchschnittliche Dividende der übrigen zahlenden Gesellschaften betrug 8½ Prozent. Fügt man zum Zwecke der Durchschnittsrechnung die dividendenlosen Gesellschaften hinzu, so hat das in Kaffeehausgesellschaften angelegte Kapital sich um mehr als 7 Prozent verzinst. Den höchsten regelmäßigen Reingewinn, 10 Prozent, erreichten die British Workman Public-House Company zu Liverpool, die Coffee-House Company zu Birmingham und die Coffee-Tavern Company zu Bradford. An letzterem Orte, einer bedeutenden Fabrikstadt, erscheint der socialpolitische Erfolg der Neuerung bisher am vollständigsten. Die dortige Gesellschaft hat unlängst ihre einundzwanzigste Wirthschaft eröffnet, schenkt übrigens weit mehr Thee als Kaffee aus, und man gewinnt aus den Berichten den Eindruck, als dominire sie bereits in dem Schenkenwesen ihres Ortes. Aber auch der Erfolg in Liverpool kann sich sehen lassen. Schon vor Jahr und Tag wurde gemeldet, daß von den 15,000 Arbeitern der Liverpooler Docks, die der Entfernung halber Mittags nicht nach Hause gehen können, die größere Hälfte ihre Hauptmahlzeit nicht in Schnapskneipen einnehme, sondern in Kaffeeschenken. Auf britischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen fahren bereits tausende von geschwornen Branntweinfeinden. Die Cunardlinie hat seit dem 1. Dezember für ihre Dampfermannschaften die Spirituosen durch Kaffee ersetzt und auf den Fischerschmacks, welche Tag und Nacht das Grundnetz über die Meeresgründe hinschleppen, ist Kaffee längst die Regel; denn mit Branntwein läßt sich so anhaltende schwere Arbeit nicht verrichten. Daß es auch in Hafenstädten nicht hoffnungslos ist, dem Schenkenleben Schranken zu ziehen, zeigt vor allem Gothenburgs glänzendstes Beispiel, das einst vielleicht die „betrunkenste" Stadt des Erdballs war und jetzt ein Muster geworden ist durch seine in den Besitz aller Schenken und Schnapsläden gekommene gemeinnützige Ausschankgesellschaft von 1865.

Ein Bild der Weltdame hat kürzlich der berühmte Rektor Dix von der Trinity-Kirche zu New York in einem seiner Freitag-Abend Vorträge gemalt, das zwar etwas fette Farben aufweist, aber ohne Zweifel

im Ganzen wahr ist. Hoffentlich hat es sich die hohe Zuhörerschaft zu Herzen genommen.

Herr Dix beschuldigte die amerikanische Weltdame, daß sie kein Interesse an Haus und Familie habe, sich zwar kopfüber in die Ehe stürze, aber deren Sorgen und Pflichten sich zu entziehen suche, Gatten und Kinder vernachlässige und durch solches Betragen selber zu Anschlägen auf ihre Ehre herausfordere. Das achtzehnjährige Mädchen, dessen Erziehung für's Leben just beginnen sollte, werde von seiner eitlen Mutter der Schule entnommen und in den wirbelnden Mälstrom der sogenannten Gesellschaft geschleudert. Statt ihr Beispiele des Schönen und Edlen vorzuführen, sie in Tugend und Moral zu unterrichten, ersticke man alle besseren Gefühle in ihr, bringe sie in Berührung mit den zweifelhaftesten Charakteren, lasse sie Dinge hören und sehen, die sie nie kennen lernen sollte, lehre sie, sich coquett, frech und frei zu benehmen. So habe man es nach Verlauf von etwa zwei Jahren dahin gebracht, daß das junge Mädchen zur Gesellschaftsdame geworden, die über ihre frühere Einfalt und Bescheidenheit lache, keine Grundsätze habe, nichts achte und verehre, und keinen anderen Wunsch hege, als zu gefallen, zu glänzen, eine große Rolle zu spielen. Die Ehe erscheine ihr nur als Convenienzangelegenheit, ein noch größere gesellige Freiheiten gewährender, alle Fesseln der Etiquette lösender Zustand. Von den Pflichten einer Gattin wisse sie nichts, wohl aber beanspruche sie deren äußerste Freiheiten und betrachte den geheiligten Namen nur als Freipaß, um sich allen Vergnügungen, allen Ausschweifungen überlassen zu dürfen. Diese erschreckende Mißachtung der Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses scheine ihren wesentlichsten Grund zu haben in der Leichtigkeit, mit der das Eheband gelöst werden könne. Ehescheidung betrachte man als etwas ganz Natürliches und Gleichgültiges, Jeder führe das Wort im Munde und in der Gesellschaft werde es fast als eine Auszeichnung betrachtet, als geschiedene Frau auftreten zu können.

Ueber die im Aussterben begriffenen „Tingeltangel" (Café chantant) in Berlin enthält der zehnjährige Verwaltungsbericht des Berliner Polizeipräsidiums einige interessante Daten. Diese Tingeltangel sind nicht zu verwechseln mit den „Chantanttheatern", wie das Walhalla-, Amerikan.-Theater und andere, welche das Recht haben, Dramen, Possen ꝛc. im Kostüm aufzuführen, was jenen untersagt ist. Die Tingeltangel haben sich in den vierziger bis sechsziger Jahren aus den Harfenisten-Kapellen herausgebildet, welche früher vornehmlich in Weißbierlokalen (theils ständig, theils umherziehend) sich hören ließen. An die Stelle der Harfe ist das Klavier getreten. Früher war bei diesen Kapellen der Gesangskomiker die anziehende Person, heute sind es hauptsächlich die weiblichen Mitglieder, welche die Gäste locken und das Lokal füllen sollen. Diese Tingeltangel vermehrten sich namentlich in der Gründerzeit rasch. — Das Polizeipräsidium war längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Tingeltangel zur Bewahrung des sittlichen Lebens unter allen Umständen nicht weiter zu dulden seien. Es fand in dieser Ansicht Zustimmung auch in der öffentlichen Meinung, welche diese Vorträge geradezu als öffentliches Aergerniß verurtheilte. Die Erfahrung ergab sehr bald, daß die anfänglich harmlosen Vorträge mehr und mehr eine schlüpfrige Form angenommen hatten, um eine Anziehungskraft für gewisse Theile des Publikums auszuüben. Eine allgemeine Erlaubniß zur Veranstaltung solcher Vorträge wurde daher grundsätzlich nicht mehr ertheilt, an welchem Grundsatz noch jetzt festgehalten wird. Um aber dem Unwesen der bestehenden Tingeltangel entgegenzutreten, wurde im Jahre 1878 vom Polizeipräsidium verfügt, daß die Inhaber solcher Lokale die von ihren „Künstlern" vorzutragenden Stücke vorher dem Polizeipräsidium zur Genehmigung vorzulegen haben. Ferner wurde Anfangs 1879 angeordnet, daß die in den Tingeltangeln auftretenden weiblichen Personen nach Beendigung der Gesangsvorträge in den betreffenden Schanklokalitäten sich nicht mehr aufhalten und sich auch während der Vorträge nicht unter das Publikum mischen dürfen. Schließlich wurden die Tingeltangel auf die Polizeistunde (11 Uhr Abends) gesetzt, auch wurde den vortragenden Personen verboten, in anderer als in bürgerlicher Kleidung auf der Bühne zu erscheinen, und sonstige Erschwerungen angeordnet. Diese Maßregeln haben das Unwesen der Tingeltangel fast ganz beseitigt. Während im Jahre 1874 noch 59 solcher Tingeltangel bestanden haben, hatte diese Zahl 1876 bis auf 21 abgenommen, und sind davon jetzt nur noch acht vorhanden.

Des Dichters von "Home, sweet Home" endliche Heimfahrt. Daß der Verfasser von "Home, sweet Home", diesem schönsten, innigsten, tiefgefühltesten Heimathliede in englischer Sprache, John Howard Payne, — geboren zu Boston am 8. Juni 1852 und als amerikanischer Consul gestorben zu Tunis am 1. April 1882 — trotz dieses seines die innigste Heimathliebe aussprechenden Liedes, doch in fremder, afrikanischer Erde, fern der Heimath, ruhen mußte, schien lange eine traurige Thatsache, die dem Volke und dem Heimathlande des Dichters wenig Ehre machte.

In Zukunft aber hat, was von der irdischen Behausung der Dichterseele noch übrig ist, in heimischer Erde seine Ruhestatt. Am 6. Januar 1883 ward auf Betreiben edelgesinnter Verehrer des Dichters das Grab desselben auf dem protestantischen Friedhofe in Tunis geöffnet, sein Gebein in einen neuen, bleibedeckten Sarg gelegt und dieser an Bord eines Schiffes gebracht, um über Frankreich nach Amerika gesandt zu werden, wo es nunmehr auf einem Kirchhof bei Washington bestattet wurde. — Dem armen, verwesenden Staubkittel des Dichters kann es allerdings einerlei sein, wo er ruht, ob in Afrika oder in Amerika, aber dem amerikanischen Volke kann es nicht gleichgültig sein, ob der Sänger seines süßen Heimathliedes in fremder oder in heimathlicher Erde ruht. Amerika ehrt sich selber, indem es durch Heimholung der Gebeine Payne's einen seiner edlen Söhne ehrt. Als Payne's Grab geöffnet wurde, fand man auf der Marmorplatte, die es deckte, einen Vers, der auf deutsch etwa lautet:

„Wohl, als dein edler Geist entfloh
zum hohen, schönen Himmelsdom:
begrüßten Gottes Engel dich
laut mit dem Rufe: Home, sweet Home!"

(Deutscher Volksfreund.)

Ueber das mehr oder minder häufige Vorkommen der Sonntagsarbeit in verschiedenen Gegenden des Deutschen Reichs findet sich im neuesten Jahresberichte der Fabriken-Inspektoren manches interessante Urtheil. Am seltensten ist die Sonntagsarbeit in Württemberg; in einem der beiden Inspektionsbezirke, in welche das Land zerfällt, ist sie überhaupt nicht Sitte; im andern hat es wenigstens nichts dabei zu beanstanden gegeben. Am ungünstigsten scheint es mit der Sonntagsarbeit in gewissen Bezirken des Königreichs Sachsen und der Provinz Westfalen zu stehen. Von Zwickau heißt es, daß dort von der Erlaubniß zu unaufschiebbaren Reparaturen und Arbeiten so reichlich Gebrauch gemacht werde, „daß die Sonntagsruhe thatsächlich nicht mehr vorhanden ist.“ Nicht viel besser soll es in Arnsberg in Westfalen stehen. Dort rauchen häufig genug Schornsteine, wo technische Rücksichten die Fortsetzung des Betriebes unmöglich erheischen können.“ In Hessen-Nassau ist es gelungen, mindestens die vollen Betriebe am Sonntag außer Uebung zu bringen und die Reparatur- und Reinigungsarbeiten so einzuschränken, daß ein nur geringer Theil der Arbeiter derselben in Anspruch genommen wird. Aehnlich wird es im Fürstenthum Waldeck und Ober- und Niederbayern, Schwaben und Neuburg gehalten, nur daß die Glashütten und Eisenwerke zur Sonntagsarbeit befugt sind, und daß sie von dieser Befugniß vielfach Gebrauch machen. In dem Bezirk Potsdam und Frankfurt a. O. arbeiten von den vorhandenen 18 12 innerhalb zwei Wochen einmal auch des Sonntags.

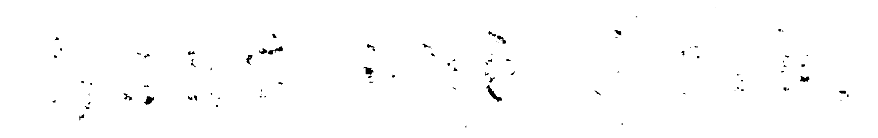
Wieder ein Laienprediger aus England. In der Grafschaft Mark in Deutschland hält neuerdings Dr. Ziemann aus London religiöse Vorträge. Derselbe ist zuerst in der Stadt Soest aufgetreten und soll dort in einer seiner Versammlungen nicht weniger als 2500 Zuhörer gehabt haben. Dr. Ziemann hat Medizin studirt, ist auch praktischer Arzt gewesen, hat bereits im deutsch-französischen Kriege unter dem rothen Kreuze gearbeitet und sich nunmehr entschlossen, als Laienprediger in Deutschland zu wirken. Er hat Deutschland erwählt, weil sein Vater ein Deutscher war und in England das Terrain bereits von Laienpredigern besetzt ist. Er nimmt keinen Lohn, unterhält sich selbst, ja er bezahlt sogar die Lokalmiethe. Die Anziehung, welche Dr. Ziemann ausübt, besteht nicht darin, daß er bedeutende Gaben der Rede aufzuweisen hätte, sondern in der Innigkeit seines Glaubens und in der uns leider neuen Erscheinung, daß durch einen Arzt einmal das Volk an den Seelenarzt erinnert wird. Etwas mag auch wohl der anfaßlichen Art der geistlichen Beredsamkeit in England in Rechnung zu stellen sein.

Zu entschiedenen Maßregeln gegen die Trunksucht haben sich auch die Niederlande aufgerafft. Es heißt in dem betreffenden Gesetz: Mit Gefängniß von 1 bis 21 Tage wird bestraft ev. mit Geldbuße von 50 Cts. 100 Fl.; 1. der Verkäufer von geistigem Getränk, der einem Kinde unter 16 Jahren solches verabreicht, 2. bei einem öffentlichen Verkauf dem Käufer unentgeltlich geistiges Getränk anbietet. Vorstehende Strafen können um ein Drittel erhöht werden, bei einem Rückfalle in zwei Jahren. Mit Gefängniß von 1 Tag bis 9 Monaten ev. Geldstrafen von 50 Cts. bis 300 Fl. wird bestraft: 1. wer ein Kind unter 16 Jahren absichtlich betrunken macht, 2. wer jemanden mit Gewalt oder Androhung von Gewalt zum Gebrauch berauschender Getränke zwingt. Hat die Handlung eine Krankheit zur Folge, so tritt Gefängnißstrafe bis zu 5 Jahren ein, bei nachfolgendem Tode des Mißhandelten Zuchthausstrafe von 5—10 Jahren. Mit Gefängniß von 1 Tag bis 9 Monaten ev. Geldbuße von 50 Cts. bis 300 Fl. wird bestraft, wer jemanden, der in erkennbarem Zustande der Trunkenheit sich befindet, berauschendes Getränk verabreicht. Mit Gefängniß von 1 bis 6 Tagen wird bestraft, wer, während er im Zustande der Trunkenheit sich befindet, den öffentlichen Verkehr behindert oder die Ordnung stört, die Sicherheit bedroht oder eine Handlung begeht, bei der zur Verhütung von Gefahr für Leben und Gesundheit Dritter besondere Vorsorge erforderlich wird. Mit Geldbuße von 50 Cts. bis 15 Fl. wird bestraft, wer sich in erkennbarem Zustande von Trunkenheit auf öffentlichem Wege befindet. Bei Wiederholung innerhalb 6 Monaten kann an Stelle der Geldstrafen Gefängniß von 1 bis 3 Tagen treten, bei der zweiten Wiederholung binnen einem Jahr nach der ersten Verurtheilung wird auf Gefängniß von 1—14 Tagen erkannt. Bei dritter und folgenden Wiederholungen je 6 Monate nach der ersten Verurtheilung folgt Gefängniß von 1 bis 21 Tagen und kann der Schuldige außerdem, wenn er arbeitsfähig ist, einem Landarbeitshaus für 3—12 Monate überwiesen werden.

Die Unsitte des Opiumrauchens hat auch unter den amerikanischen Damen Eingang gefunden. Die Opiumrauchsalons (parlors) sind jedoch keine chinesischen Opiumrauchhöhlen, sondern prachtvoll eingerichtete, mit großem Comfort ausgestattete Räume, für größere und kleinere Gesellschaften berechnet. Männer sind von diesen Lokalen, welche ausschließlich von Damen der höheren Stände besucht werden, streng ausgeschlossen. Die Opiumraucherinnen erscheinen meistens zu Dreien und Vieren; namentlich sind es Schauspielerinnen, welche dem Opiumgenuß huldigen. Derartige Anstalten befinden sich mehrere in Philadelphia und New York. Ein Etablissement in letzterer Stadt wurde von der Polizei geschlossen, weil eine verrätherische Kundin einer Reihe von hochangesehenen Männern einen Wink gab, daß ihre Frauen dort Stammgäste seien.

Besondere Frühgottesdienste für Droschkenkutscher, die ja durch ihren Beruf am Besuch des gewöhnlichen Gottesdienstes gänzlich verhindert sind, hat der Dresdener Stadtverein für J. M. seit Mitte September 1882 eingerichtet. Selbstverständlich können auch andere an diesen Gottesdiensten theilnehmen. Dieselben werden jeden Sonntag abwechselnd in der Waisenhaus- und in der Ehrlichschen Stiftskirche, früh ½7—½8 Uhr, durch den Vereinsgeistlichen oder durch einen anderen Stadtgeistlichen gehalten. Anfänglich war der Besuch sehr gering und wird es erst allmählig gelingen, die der Kirche entwöhnten Leute wieder an dieselbe heranzuziehen.


Zuerst das Küßchen!
H. OERTEL SC.



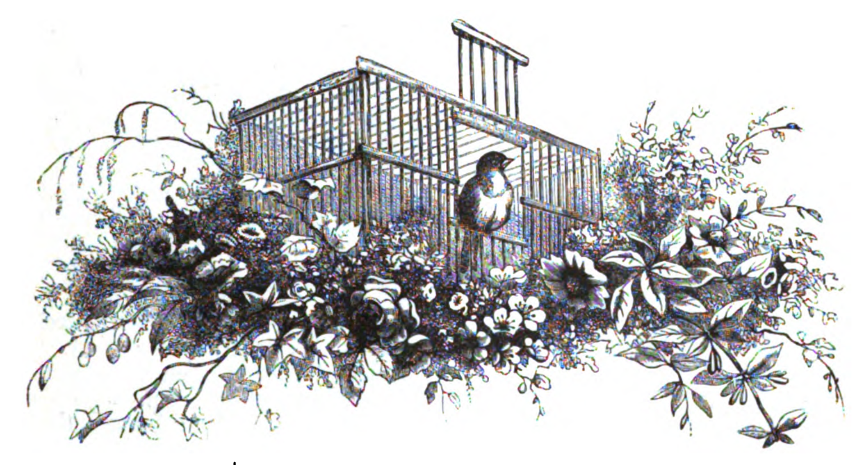


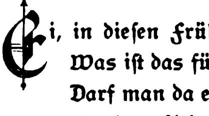


Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | Juni 1883. | Sechstes Heft.




Ei, in diesen Frühlingstagen,
Was ist das für Saus und Braus!
Darf man da es auch noch wagen —
Aus dem kleinen Haus heraus?

Neuere Kundgebungen des Unglaubens, die Bibel und die Geschichte.

Editor.


Der nie ruhende Unglaube macht in neuerer Zeit den *wissenschaftlichen* Versuch, die darwinische Theorie von der allmähligen Entwickelung alles organischen Lebens dem gesammten geistigen und geistlichen Leben der Menschen anzupassen.

Es wird nicht blos, wie früher, *behauptet*, sondern man bemüht sich, wissenschaftliche *Beweise* dafür zu liefern, daß so wie der menschliche Körper durch tausendjährige Verwandlungsvorgänge nach und nach erzeugt worden, so sei auch alles andere im und am Menschen — sein Denkvermögen, seine Sprache, Sittlichkeit und Religion auf dem gleichen Wege entstanden. Die Anbetung des einen Gottes (Monotheismus) sei z. B. nichts anderes, als die Stufe der Gottesverehrung, welche der Mensch allmählig von der untersten Sprosse des Aberglaubens (Fetischdienst) erklommen habe. Das Christenthum wird „die Spitze der Civilisation" genannt, welche durch andere Spitzen ersetzt werden würde. Die Sprache und das Denken wären diesen Theorien gemäß nichts anderes, als Entwickelungen ursprünglicher Thiernachahmung, indem der Mensch den Thieren die Laute abgelauscht, dieselben nachgeahmt und also unterscheiden, denken und sprechen gelernt habe.

Eines der Gebiete, auf welchem wir diesen Angriffen auf die biblische Wahrheit zu begegnen haben, ist das, auf welchem man den Menschen in seiner Entwickelung oder Entwürdigung zu beobachten vermag, nämlich die Geschichte, mit ihren Zweigwissenschaften — der Völkerkunde, der vergleichenden Sprachlehre und der vergleichenden Religionsgeschichte.

Anstatt nun die uns auf diesem Gebiete zu Gebote stehenden Thatsachen einzeln aufzuführen, ziehen wir vor, dieselben in drei Gruppen zusammenzufassen.

Erste Gruppe.

Der vorgeschrittene Unglaube sucht Beweise dafür zusammen, daß die Verehrung des einen Gottes aus dem Fetischdienst entstanden, welcher auf weiten Wegen zur Vielgötterei vorgeschritten, aus welcher endlich die einheitliche Gottesidee entsprungen sei.

Die heilige Schrift zeugt von einem ewigen Gott, der sich von Anfang an den Menschen geoffenbart, von welchem diese jedoch abgefallen und zur Vielgötterei übergegangen seien.

Nun frägt es sich, welcher von diesen beiden strengen Gegensätzen hat den geschichtlichen Beweis für sich?

Die neueste der Wissenschaften, die vergleichende Religionsgeschichte, beweist mit Herbeiziehung anderer Hilfsmittel, daß alle geschichtlich nachweisbaren Völker, ehe sie dem Götzendienst anheimgefallen, in ihrer Urreligion einen einigen Gott anbeteten. Der Engländer Rawlinson, der Franzose Rougemont, die Deutschen W. von Humboldt, Peschel und manche andere haben sich durch tausendjährigen Schutt des Götzendienstes durchgegraben, umgingen die 800,000 Götter des Buddhismus und fanden zu Anfang der Geschichte die Beweise für die Anbetung des einen Gottes. Zwar wurde derselbe unter verschiedenen Namen verehrt, und es war jene Uranbetung oft schon vermischt mit Lüge und Thorheit; aber je weiter zurück die Forscher in der Geschichte gehen, je älter die von ihnen aufgefundenen Denkmäler und Inschriften sind, desto reinere Gotteserkenntniß stellt sich dar.

1) Das uralte Volk der arischen Inder, von welchem die heutigen götzendienerischen Hindus abstammen, verehrte etwa 2000 Jahre v. Chr., also zu Abrahams Zeit, in seinem „Deva" nichts anderes, als „den einigen, ewigen Gott, welcher die Welt erschaffen, allwissend und allgütig ist, die Sünde verabscheut, das Gute belohnt und das Böse bestraft, zu dem man aber als zu einem Erbarmer kommen dürfe."

Lauschen wir einem der Lieder der alten Inder, wie es im ältesten Theil der Veda, ihrem Religionsbuch, zu finden ist: „Er ist der einzige Herr der Welt; Er erfüllet Himmel und Erde; Er verleihet Kraft; Tod und Unsterblichkeit sind nur seine Schatten. Die mit Frost und Schnee bedeckten Berge, das wogende Meer und der weitausgespannte Himmel verkünden seine Macht. Von ihm wurden Himmel und Erde, der Raum und das Firmament geschaffen. Er ist der Gott über alle Götter."

2) Beinahe noch reiner als die Urreligion dieser arischen Indier ist diejenige jener alten Völker, von welchen die Perser und Meder abstammen (Eranier, die sich von den Ariern trennten), indem in sie ihren Keilschriften und den ältesten Theilen ihres Religionsbuches, der „Zenda-Vesta", gemäß, nicht nur Jahrhunderte lang reine Gotteserkenntniß bewahrten, sondern auch die Macht des Bösen, mit welcher der persönliche Gott fortwährend im Kampfe liegt, viel mehr hervortreten lassen, und es mit der Sünde ernster nehmen.

3) Von diesen Japhetitischen Völkern (Indo-Germanen) stammen die Nationen Europas ab. Und zwar sind es im Norden und Westen jenes Erdtheils weder die Celten, noch die Slaven, noch die Deutschen, welche zuerst daselbst einwanderten, sondern die Wasken, welche von den Römern Iberer genannt wurden. Es sind die heutigen Basken in Spanien, welche man daselbst Vascongados nennt, und die bis auf unsere Tage ihre Sprache und manche ihrer alten Gebräuche bewahrt haben. Sie müssen etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt in Europa erschienen sein, und der römische Schriftsteller Strabo berichtet über sie, daß sie an keine Götter geglaubt haben, wohl aber im Vollmond einen namenlosen Gott verehrt hätten, woraus — und aus anderem Beweismaterial — Wilhelm von Humboldt mit Recht den Schluß zieht, daß sie die Verehrung des einen unsichtbaren Gottes von Asien nach Europa gebracht haben.

Anders verhält es sich mit den später nach Europa eindringenden Celten, Slaven und Germanen, sowie mit den japhetitischen Pelasgern, welche Griechenland und Italien bevölkern. Diese bringen schon sehr verderbte Gotteserkenntniß mit, obwohl auch ihre Erstlingsmythologie eine viel reinere ist, als die spätere.

4) Uns zur semitischen Völkerfamilie wendend, ist es bedeutungsvoll, daß gerade das Volk, aus welchem Gott das Heil hervorgehen ließ, am schnellsten in den tiefsten Abgrund des Götzen- und Sündendienstes fiel. Von den Semiten am Euphrat ging der abscheuliche Wollust- und Molochdienst aus, und sie stürzen sich so plötzlich in das abscheulichste Lasterleben, daß einer ihren Abfall eine verruchte Empörung gegen Gott, einen zweiten Sündenfall genannt hat. Daß aber auch hier die schreckliche Baalsreligion nicht die ursprüngliche ge-

wesen sein kann, geht schon daraus hervor, daß die Araber, welche sich schon frühe von den Euphratsemiten trennten, heute noch, wie vor Jahrtausenden, zu dem einen Gott — Allah, beten, welcher nichts anderes ist als der ursemitische Ilu — Elohim.

5) Von dem ausgezeichnetsten der Hamitischen Völker, den Egyptern, hat man lange Zeit geglaubt, daß ihre älteste Religion auf der Lehre von einer Weltseele, also auf dem Pantheismus, beruhe. Aber da kommt in neuester Zeit Emanuel de Rougé und beweist (1879) in einem gründlichen Werke, daß die Egypter in der Urzeit „einen Gott, das in Wahrheit lebendige Wesen, das Alles gemacht hat und allein nicht gemacht worden ist,“ verehrten.

6) Wohin wir uns nun auch von diesen Erstlings-Völkern in das vielverzweigte Völkerleben wenden — sei es herab bis zum elenden Fetischdienst der Neger und zum Zauberglauben der rohesten Indianer, oder hinauf bis zum Götzenkultus der Chinesen — überall finden wir Beweise von einem Gesunkensein zu diesen Irrthümern von einer Urreligion, welche Den verkündet, der da sagt: „Ich bin der Herr dein Gott.“

Davon, daß diese Gottesidee von unten auf entstanden ist, wobei man vom Fetischdienst allmählig zum Monotheismus und Pantheismus gekommen wäre, kann demnach keine Rede sein; denn die Geschichte zeigt uns ja gerade den umgekehrten Gang, nämlich vom persönlichen Gott zum Fetisch.

Auch ist es unmöglich, daß der auswandernde Chaldäe-Semite Abraham die Idee von einem persönlichen Gott erfunden haben konnte, denn abgesehen davon, daß sie schon vorher in den Völkern gelebt haben mußte, wird man doch nicht behaupten wollen, daß in einem Volke, welches kurze Zeit nach der Sündfluth in der Pest des schaurigen Baalsdienstes gefangen lag, mittelst des Denkprozesses der persönliche Gott entstehen konnte! Nein, Er hat sich vom Uranfang an geoffenbart, und die Religionsgeschichte weist nach, daß dieser geoffenbarte Gott von allen Völkern längere oder kürzere Zeit angebetet wurde.

Zweite Gruppe.

Der vorgeschrittene Unglaube nimmt einen Anlauf zum wissenschaftlichen Beweis, daß das ganze Geistesleben der Menschen nichts sei als eine durch Jahrhunderte in verschiedenen Welttheilen fortgehende Wandlung vom Thierinstinkt zur Vernunft. Dieser Anschauung gemäß wäre der Geist des Menschen sein Denkvermögen, seine Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft, kurz — die ganze Kultur nur das Ergebniß von Erde, Wasser, Nahrung und Hitze — des Menschen Geist demnach eigentlich gar nicht vorhanden.

Die Bibel sagt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, beide, ein Männlein und ein Fräulein; und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“

Was bezeugt die Geschichte in dieser Hinsicht?

1) Die vergleichende Religionsgeschichte weist nach, wie alle Völker, alten Ueberlieferungen, Handschriften und Inschriften zufolge, ihren gemeinsamen, aus Gottes Hand geschaffenen Ursprung, von einem vernünftigen, vollkommenen Paare bezeugen. Mögen diese Traditionen oft auch noch so verworren, noch so entstellt und fabelhaft klingen — sie sind doch vorhanden, und zwar oft in einer Klarheit und Schriftähnlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sie reden nicht nur von der gemeinsamen Abstammung, sondern auch von der Erschaffung der Welt, dem Falle, von Kain und Abel, von Noah und der Fluth, von dem Thurm zu Babel und der Völkertrennung. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die Thatsache, daß gerade da, wo wir wahrhaft teuflischen Abfall gefunden haben, nämlich im babylonischen Assyrien — die vollständigsten und den Bibelthatsachen ähnlichsten Berichte aufgefunden worden sind, wie in Smith's chaldäischer Genesis zu lesen ist.

2) Von dem Gebiete der Religionsgeschichte auf das der Völkerkunde und Kulturgeschichte tretend, hat man lange Zeit vergeblich die wissenschaftlichen Belege für die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechtes gesucht. Die Verbindungsbrücken zwischen den Menschenrassen scheinen auf Nimmerwiedersehen verschwunden zu sein, und der Glaube mußte sich einstweilen mit der inneren Ueberzeugung begnügen. Die neueren Forschungen haben auch auf dieses Chaos bedeutendes Licht geworfen, obgleich immerhin noch ungelöste Probleme vorhanden sind.

Der geschichtliche Nachweis über die gleiche Abstammung der europäischen und asiatischen Völker ist zwar ein bereits älterer, aber die Gottesläugner haben bis auf die neueste Zeit, namentlich auf den Völkerwirrwarr der Südsee und auf Amerika hingewiesen und gesagt: „Wo ist denn in diesem Labyrinth der von eurem Gott erschaffene Menschengeist zu finden, der sich von einem Paar auf alle Menschen fortpflanzte?“

Wallace, Forster, Kennedy, Rauch, Peschel und manche andere antworten auf Grund nachweislicher Kulturzüge: Die Polynesier sind zum großentheil Malaien, das heißt Japhetiten, — welche als kühne, geschickte Seefahrer im grauen Alterthum von Asien auf die Südseeinseln kamen. Außerdem finden sich in Polynesien Melanesen aus der Hamitischen Völkerfamilie,

welche keineswegs sich nur allein in Afrika ansässig gemacht hat, sondern theilweise auch Asien — Vorderindien (Khols) — zum Wohnsitze wählte.

Wie nun der Zusammenhang dieser Inselbewohner mit der Gesammtmenschheit nachgewiesen ist, so steht heute auch die amerikanische Urbevölkerung nicht mehr in dem abgerissenen geschichtlichen Dunkel wie früher, sondern ist durch die mühsamen Arbeiten und Nachweise von J. G. Müller, Pickering, Prichard und anderen, wenigstens dem großen Ganzen nach, aus diesem Dunkel hervorgeholt und der einheitlichen Kette des Menschengeschlechts eingereiht worden.

Wir wissen heute, daß die Urbewohner Nord- und Südamerikas aus Asien, der Wiege des Menschen-Geschlechts, aus verschiedenen Zonen und in weit auseinander liegenden Zeiträumen in Amerika landeten. Von den aus den Südseeinseln kommenden Malaien finden wir die ältesten Spuren in Californien und dem Mississippithal. Ihnen folgten Kulturvölker aus China und Japan und endlich, vor 600 Jahren, kamen die Rothhäute aus Sibirien und machten der Kultur ein Ende. In Süd- und Mittelamerika finden sich sogar Spuren nordafrikanischer und afrikanischer Völker. All' diese Horden drängten und folgten einander, so daß es erwiesen ist, daß weder die Azteken in Mexiko, noch die Incas in Peru die Urbeherrscher jener Länder waren, sondern Vorgänger hatten.

Frägt man, wodurch denn diese Resultate erzielt worden, so lautet die Antwort — abgesehen vom Körperbau — mittelst der vergleichenden Religions-Kultur und Sprachgeschichte.

Wo immer ein Volk einwandert, da trägt es Sitten, Gebräuche, Sprache und Religion mit. Auf diese Weise kam durch die Basken der Getreidebau und die Viehzucht nach Europa. Die Malaien brachten den Mais und die Afrikaner den Yman nach Amerika. Manche brasilianischen Indianerstämme begraben ihre Todten genau so, wie die Kongo-Neger in Afrika. Die Fluthsagen einzelner Malaienreste in Californien lauten beinahe wörtlich wie diejenigen der Polynesier, und die sogenannten Indianerhügel im Mississippigebiet sind in gleicher Weise angelegt, wie die Todtenhügel auf den Südsee-Inseln und im Süden Asiens.

In Südamerika haben Reisende Volksstämme gefunden, welche den Mongolen in Asien auf's Haar gleichen, und in mehreren Gegenden Süd- und Nordamerikas entdeckte man sogar Spuren des alten Molochdienstes.

3) Noch verwirrter als das Völkergewühl nahm sich früher die hundertfache Sprachtheiligkeit aus und spottete beinahe der Idee, daß alles Geschlecht aus Gottes Hand als vernünftige Einheit ausgegangen.

Seitdem jedoch Max Müller und Grimm unwiderlegbar nachgewiesen haben, daß alle europäischen Sprachen von einem Stamm abzuleiten sind; seitdem von Raumer, Delitzsch und Ebers diese Verwandtschaft auch auf die egyptische und asiatischen Sprachen ausgedehnt; seit W. von Humboldt die so verzweigten Sprachen der Südsee auf alte asiatische Wurzelstämme zurückführte und Buschmann selbst das Kauderwelsch unserer Rothhäute auf's geschichtliche Sprachfundament brachte: seitdem ist es geschichtlich erwiesen, daß die Sprache Produkt des denkenden von Gott eingehauchten Menschengeistes und zugleich ein Vorgang der Geschichte ist; nicht aber ein Naturvorgang. Und die Wau-wau-Logik der Gottesläugner, welche behaupten, der Mensch habe das Sprechen und Denken von den Thieren durch Nachahmen ihres Bellens und Brüllens gelernt, wird zum Gelächter.

Somit bestätigen Religions- und Kulturgeschichte, Völker- und Sprachkunde den Bibelbericht über die Erschaffung des Menschen und des menschlichen Geistes.

Dritte Gruppe.

Der vorgeschrittene Unglaube stellt das Christenthum als ein Ergebniß der allmählig gewordenen Civilisation dar, und behauptet, dasselbe werde bald durch etwas anderes ersetzt werden, das man jüngstens mit dem neuerfundenen Wort „Menschenthum" betitelt hat, worunter nichts anderes zu verstehen ist, als die allgemeine Herrschaft und Selbstanbetung des natürlichen Menschenkindes, mit nichts dahinter noch davor.

Die Bibel sagt: Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt; es ist einem Sauerteig gleich, welcher die drei Scheffel Mehl durchsäuert; es ist gleich einem Senfkorn, welches ein Baum werden soll, in dessen Zweigen die Vögel unter dem Himmel wohnen; es ist ein Königreich, das nimmermehr zerstöret wird.

Was sagt uns die Geschichte?

1) Sie zeigt, daß das Christenthum mit seinen Grundsätzen und Thatsachen der Liebe, des Glaubens und der Selbstsuchtslosigkeit unmöglich ein Produkt der tief gesunkenen, in schändliche Abgötterei gefallenen Menschheit sein kann. Sie thut dar, daß das Reich Gottes auf eine von dem Menschenweg so total verschiedene Weise wirkt, daß im Christenthum ein neues vorher nicht bekanntes Princip zu schauen ist, welches wir die freie Erlösungsthat unseres Gottes nennen. Das Königreich ist von Gott.

2) Die Geschichte beweist, daß seit dem Eintritt des Christenthums dem Niedergang der Menschheit Einhalt gethan wurde. Wie uns die Weltgeschichte lehrt, daß die sich selbst überlassene, durch die Sünde zersetzte Menschheit herabgesunken ist von reiner Gotteserkenntniß zum

Götzendienst oder Fetischismus und der Verwilderung; so zeigt sie auch, daß mit dem Eintritt der Erlösung ein Sauerteig im Menschengeschlecht wirkt, der das Sinken unterbricht und die Menschheit zu Gott hebt.

Das Reich Gottes offenbart eine in ihm wohnende Kraft, welche unmöglich von Menschen herrühren kann, sondern göttlichen Ursprungs ist. Das Senfkorn ist — ungleich anderen Systemen und Religionen — für alle Länder und Völker, die gebildetsten und die wildesten, passend, denn es kommt von Gott. Der große Baum hat sich über die ganze Erde ausgebreitet, und die Menschen wohnen glücklich in seinem Schatten.

Daß bis heute die Sünde noch nicht abgethan und das Laster nicht vernichtet, ist kein Gegenbeweis. Diese Thatsache zeugt nur von der Hartnäckigkeit des Menschenherzens, das sich nicht freiwillig unter Gottes Willen fügen will.

Aber das Christenthum hat mittelst des neuen, durch das Heil in die Menschheitsgeschichte gebrachten Princips der Liebe, des Glaubens und der völligen Hingabe tausende Charaktere erzeugt, die mit ihrem reinen göttlichen Leben, durch ihre Geduld in Leiden, ihre an den Elendesten bewiesene aufopfernde Liebe, ihr Verzichten auf Genuß und ihren Kampf wider die Sünde dargethan, daß das früher nie gekannte, in der Bibel verkündigte Princip der Erlösung in der Menschheit wirkt.

3) Das Christenthum hat ferner, indem es gegen die Sünde zeugte, das Gewissen der Völker geweckt, auch wenn sie sich von dem Heil nicht ganz durchdringen ließen. Die willkürlichen, zum Vergnügen veranstalteten Menschenschlächtereien der alten civilisirten (?) Völker sind dahin; das Familienleben ist festgestellt; das Recht der Kinder geschützt; die grausamen Todesstrafen sind abgeschafft; die Frauen gesellschaftlich gleichberechtigt; die Sklaverei ist vernichtet, und heutzutage ist es keine männliche Tugend mehr, wie vor Alters, wenn sich der Herr des Hauses betrinkt. Es lebt und wirkt eine verjüngende und erneuernde Kraft in der Menschheitsgeschichte, welche sich auch unter den rohesten Völkern beurkundet und die biblische Wahrheit durch geschichtliche Thatsachen bestätigt.

4) Die Uebel und das mannigfache Unrecht innerhalb der Christenheit dürfen uns nicht irre führen. Wenn z. B. sogenannte Christen sich oft in blutiger Fehde zerfleischen, wie wilde Thiere, oder hämisch, in listiger Fuchsmanier, einander untergraben, so soll uns dies nicht verwirren. Diese Thatsachen bestätigen nur den geschichtlichen Satz, daß der von Gott abgekommene, das Heil nicht erfassende Mensch — unter welchem Namen er auch segele — in Nacht versinkt und endlich zur Hyäne wird.

Wenn selbst innerhalb der Kirche Unkraut gedeiht und sie sich mit dem Blute der Heiligen befleckt, so muß man unterscheiden zwischen den Mitteln der Gnade und ihren Erfolgen, und immer festhalten, daß die Kirche eben nach allem doch nur ein menschlich Werkzeug ist.

Kurz — wohin man sich auch in der Geschichte wendet, überall sind Kennzeichen dafür zu finden, daß das in der Bibel verkündigte Reich nicht von Menschen, sondern von Gott ist und Bestand haben wird.

Die Geschichte der Menschheit hat zwar seit der christlichen Zeitrechnung schon so viele Rückschritte und Irrgänge gemacht, und erweist so mancherlei verwirrte Kreuzwege auf, daß der endliche Sieg biblischer Wahrheit manchmal zweifelhaft erscheinen mag. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Völker nur in so weit auf die gerade zum Endziel führende Bahn erhoben werden, als sie die Bibelwahrheit annehmen und wenigstens theilweise erfahren. Geschieht dies nicht, so zeigt die Geschichte keine Entwickelung, sondern Verwickelung. Deßhalb gewahren wir in derselben einerseits den Wirwarr menschlichen Thuns, andererseits aber auch den stetigen, unaufhaltsamen Fortschritt biblischer Wahrheit, — zum Endziel, dem vollendeten Gottesreich. Denn, ob der Islam auf rauchenden Trümmern ein fanatisches System aufrichten; ob mittelalterlicher Aberglaube die Völker mit Dunkel überschüttet; oder moderner Unglaube ein feines Babelbild aufstellt, vor welchem sich Millionen beugen: in der Mitte dieser scheinbaren Verwirrung schreitet die Bibel und ihre Wahrheit, getragen vom heiligen Geiste, siegreich voran, bis die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden, und er regieren wird von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die höchsten Bauwerke und Bäume der Erde.

Für Haus und Herd von J. Kern.

Es giebt viele Menschen, die derart in sich selbst verschlossen und so völlig in die Sorge um ihr irdisches Dasein versunken sind, daß sie weder in der Schöpfung noch sonstwo das Erhabene zu erkennen, noch zu würdigen vermögen. Solche kennen nichts Erhabeneres als sie selbst sind, oder, was sie besitzen. Das Christenherz hingegen, erfreut sich an allem Erhabenen, ob in der Schöpfung, Kunst oder sonstwo, und preißt den Schöpfer für alles, was es genießen darf. Wir wollen

Meter.*)

Die größten Bäume der Erde und die höchsten Bauwerke.

1. Pyramide des Cheops. — 2. Das Münster in Straßburg. — 3. Die Peterskirche in Rom. — 4. Die Pauluskirche in London. — 5. Höchster Mammuthbaum in Californien. — 6. Eucalyptus von Tasmanien. — 7. Californische Lambertsfichte. — 8. Auracaria excelsa der Norfolk-Insel. — 9. Wachspalme der Anden. — 10. Deutsche Eiche. — 11. Deutsche Edeltanne. — 12. Wallnußbaum. — 13. Baobab in Afrika. — 14. Drachenbaum von Oratava. — 15. Eine Giraffe. — 16. Zwei Elephanten.

nun eine kurze Rundschau halten unter den erhabensten Bauwerken und den höchsten Bäumen der Erde.

Unter No. 1 auf dem beigegebenen Bilde, haben wir die höchste Pyramide der Erde uns dargestellt. Dieselbe befindet sich in dem Lande der ehemaligen Pharaonen und stand, ohne Zweifel schon, als Abraham nach Egypten zog. Sie

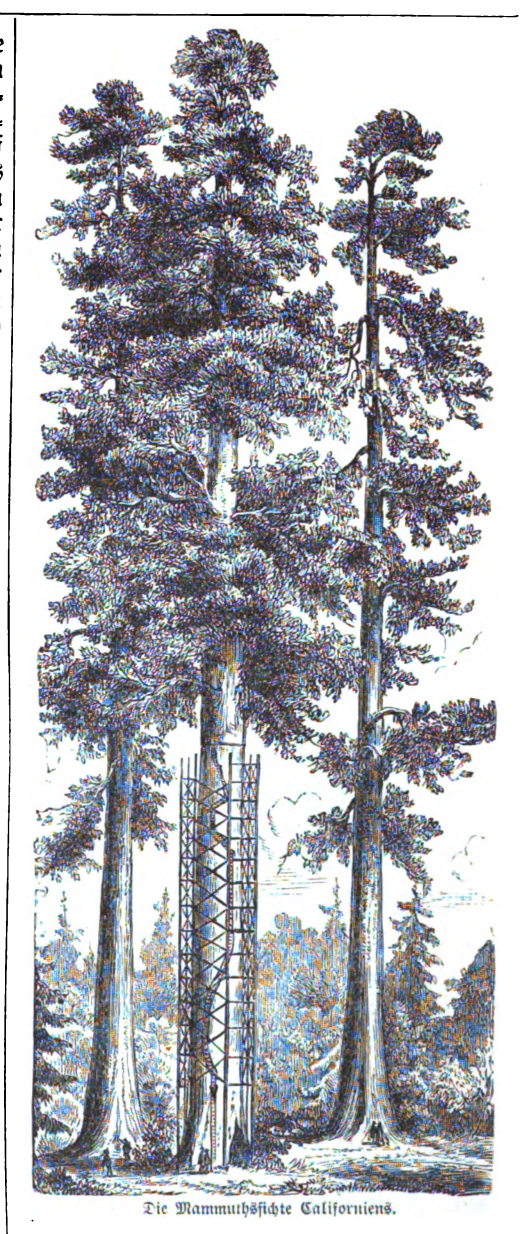
*) Ein Meter = 3 Fuß 2 Zoll.



steht Cairo gegenüber, auf der westlichen Seite des Nilstromes und etwa sieben Meilen von demselben entfernt. An dieser Stelle soll Napoleon zu seinen Soldaten gesagt haben: „Soldaten, Achtung! Viertausend Jahre schauen auf uns herab." Aber nicht nur wegen ihres Alters oder ihrer Höhe, noch wegen ihres kolossalen Umfanges, sondern hauptsächlich wegen ihrer genauen Orientirung nach den Himmelsgegenden ist dieselbe bewundernswerth. Aber auch ihr Alter (nach Manchen 2170, nach Anderen schon 3300 v. Chr. erbaut), sowie ihre Höhe (480 Fuß) und ihr Umfang (764 Fuß) fesseln die Aufmerksamkeit des Besuchers. Procter und Andere glauben, daß dieselbe von dem Erbauer bestimmt war, während seiner Regierung astronomischen und astrologischen Beobachtungen und nach seinem Tode seinen Gebeinen als Ruheplatz zu dienen. Durch 208 Abstufungen auf allen vier Seiten wurde dieselbe zu einer Spitze aufgeführt. Auf der 15. Abstufung befindet sich eine Oeffnung, und von hier führt ein 3 Fuß breiter, 126 Fuß langer, schräg aufwärts steigender Gang in den Königssaal, wo der Sarkophag des Regenten steht. Ein anderer Gang führt in den Saal der Regentin, und noch andere führen nach verschiedenen Richtungen und zuletzt wieder zum Hauptgange zurück.

No. 2 führt uns nach Straßburg. Wer hätte nicht schon von dem Straßburger Münster, der großen Kathedralkirche gehört? Der Bau dieser prächtigen Kirche wurde schon im Jahre 1015 durch Bischof Werner von Habsburg begonnen, aber erst im Jahre 1439 wurde der Thurm vollendet. Die Kirche ist aus behauenen Quadern erbaut, über welche der Thurm — bis zur Krone einer durchbrochenen Pyramide ähnlich — hoch emporragt. Die Höhe desselben beträgt 436 Pariser oder 463 amerikanische Fuß, und war bis vor einigen Jahren der höchste Kirchthurm der Erde. Der Besucher kann denselben bis beinahe zur Krone besteigen, wohin 8 Wendeltreppen führen. Ueber der Krone erhebt sich das Kreuz mit achteckigem Knopfe. Im Innern der Kirche befindet sich die große astronomische Uhr, welche nebst unserem Sonnensystem eine Menge Figuren enthält. Um 12 Uhr beginnen die 12 Apostel einen Rundgang, während dessen ein auf einem Nebenthürmchen stehender Hahn kräht. Diese merkwürdige Uhr enthält 270 Getriebe mit 600 Rädern.

Wer immer nach Rom eine Reise macht, und einen Prachtbau sehen will, der lenke seine Schritte nach der St. Peterskirche (No. 3.) Voran steht ein prächtiger Vorbau, welcher auf 8 Säulen, 4 Pilastern und 6 Halbpilastern von korinthischer Ordnung 93 Fuß hoch ruht. Fünf Thüren führen in die Vorhalle, über welcher sich die Gallerie befindet, von der der Papst an jedem



Die Mammuthsfichte Californiens.

Grünendonnerstage dem versammelten Volke den Segen ertheilt. Von der Vorhalle führen weitere fünf Thüren in den Kirchensaal, wovon aber eine zugemauert ist, und nur dann vom Papste mit goldenem Hammer geöffnet wird, wenn er das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Wahl zum Papste feiert. Der Kirchensaal bildet ein Kreuz. Die Länge des Hauptschiffes beträgt 622 und die des Querschiffes 461 Fuß. Die ganze Höhe des Domes ist 436 Fuß. Die Kuppel erhebt sich über der Mitte des Kreuzes und ruht auf vier großen Pfeilern,

über dieser eine Laterne mit Säulen. Auf die Laterne folgt ein kegelförmiger Aufsatz, auf welchem eine vergoldete Kugel ruht. Das Ganze schließt mit einem 14 Fuß hohen vergoldeten Kreuze. Im Jahre 1680 bekam die große Kuppel einige Risse, man legte daher sechs eiserne Reife um dieselbe. Man zählt neunzehn Altäre, darunter der Hochaltar, von welchem aus der Papst, und dieser nur drei Mal im Jahre, die Messe liest.

Der dritte Kirchthurm (Nummer 4) bezeichnet den Dom der St. Paulus-Kirche in London. Schon im Jahre 610 wurde mit dem Bau dieser Kirche begonnen, erlitt jedoch mehrmals durch Feuer sehr großen Schaden, besonders im Jahre 1666. Nach diesem Brande wurde dieselbe von Christoph Wren von 1675—1710 nach Art der Peters-Kirche in Rom, in der Form eines Kreuzes, erbaut. Die Kirche ist 510 Fuß lang und der Thurm 365 Fuß hoch. Die innere Höhe desselben beträgt 282 Fuß und ist 146 Fuß im Durchmesser. Die große Kuppel ruht auf 32 Säulen und ist mit 23 Denkmälern, vielen eroberten Flaggen und Fahnen geschmückt. Unterhalb dieser Kuppel befindet sich die sogenannte "Whispering Gallery," so benamst, weil man jedes auf der gegenüber liegenden Seite gesprochene Wort deutlich hören kann. Auch hier bildet eine vergoldete Kugel, über welcher ein vergoldetes Kreuz steht, die Spitze des Thurmes.

Wir betreten nun ein anderes Gebiet. No. 5, das vorstehende Bild, zeigt uns den höchsten Baum der Erde. Derselbe wächst in Californien, ist 376 Fuß hoch und 106 Fuß im Umfang. Der größte Baum dieser Gattung steht nicht mehr, soll aber die enorme Höhe von 450 Fuß und einen Umfang von 120 Fuß gehabt haben. Der jetzt noch stehende Mammuthbaum würde, wenn zersägt, 120,000 laufende Fuß Balken, zu 6 Zoll Quadrat, geben, oder, in anderen Worten gesagt, derselbe würde hinreichend sein, um fünfzig geräumige Blockhütten zu errichten, oder, in Holz zersägt, würde derselbe 235 Klafter nach amerikanischem Maß geben. Diese Fichtenart ist nur in Californien zu finden. Ihr Holz ist dem Cedernholz ähnlich.

No. 6, Eucalyptus genannt, wächst auf der Insel Tasmania, südlich von Australien. Dieser Baum erreicht eine Höhe von 300 Fuß und hat einen Durchmesser von 13 Fuß, und ist der allgemeinste Waldbaum der Insel. Die Eingebornen suchen sich einen dieser Bäume mit starker Krümmung aus, schälen dann die zähe korkähnliche Rinde vom Stamme los und benützen die Schale als Kahn. Ist die Biegung nicht genügend, um die beiden Ende über dem Wasser zu erhalten, so machen sie an jedem Ende eine Wand von nassem Lehm. Das Blatt des Baumes ist lederartig, 6 Zoll lang, aber sehr schmal, und weil dasselbe horizontal steht, gewährt der Baum nur sehr wenig Schatten.

Einer der schönsten Bäume Amerikas ist die schlanke Lambertsfichte (No. 7) Californiens. Die größten Bäume dieser Gattung erreichen eine Höhe von 300 Fuß und einen Durchmesser von 10 Fuß. Die Aeste wagerecht ausgestreckt, die untersten lang und nach der Spitze zu immer kürzer werdend, hat dieselbe den Anschein eines kolossalen Weihnachtsbaumes. Das Holz dieser Fichte ist weich und von röthlicher Farbe, wird daher auch "California Redwood" genannt.

Obigem Baume in mancher Beziehung ähnlich und auch beinahe von derselben Höhe, doch bedeutend kleinerem Umfange, ist die Auracaria excelsa (No. 8) der Norfolk-Inseln. Die Aeste umgeben den Stamm quirlförmig, indem meistens zwölf Aeste in gleicher Höhe den Stamm umgeben und in geradem Winkel vom Stamm ablenken. So steht ein Quirl etwa 4 Fuß über dem andern, bis zur Spitze. An den Enden der Zweige sitzen Früchte von der Größe eines Menschenkopfes, welche 2 bis 300 Samenkörner, so groß wie eine Mandelnuß, enthalten. Diese Samenkörner bilden ein Haupt-Nahrungsmittel der Eingeborenen, indem einer dieser Bäume hinreichend ist, achtzehn Personen zu erhalten. Sobald diese Früchte reif sind, öffnet sich die äußere Schale und die Samenkörner fallen auf die Erde und werden durch die Eingeborenen eingesammelt.

Die Wachspalme der Anden (No. 9) finden wir auf den Cordilleren-Gebirgen im westlichen Theile Süd-Amerikas. Dieselbe erhält ihren Namen von einer wachsartigen Masse, welche die Rinde bedeckt. Dieser Baum wächst bis zu einer Höhe von 180 Fuß, und hat die Eigenthümlichkeit, daß der Stamm in der Mitte seiner Länge am stärksten ist und seine ganze Krone aus nur 9—10 Blättern besteht. Die auf der unteren Seite weißfilzig gefiederten Blätter haben eine Länge von 20 Fuß und werden von den Eingeborenen zur Bedeckung ihrer Hütten benutzt.

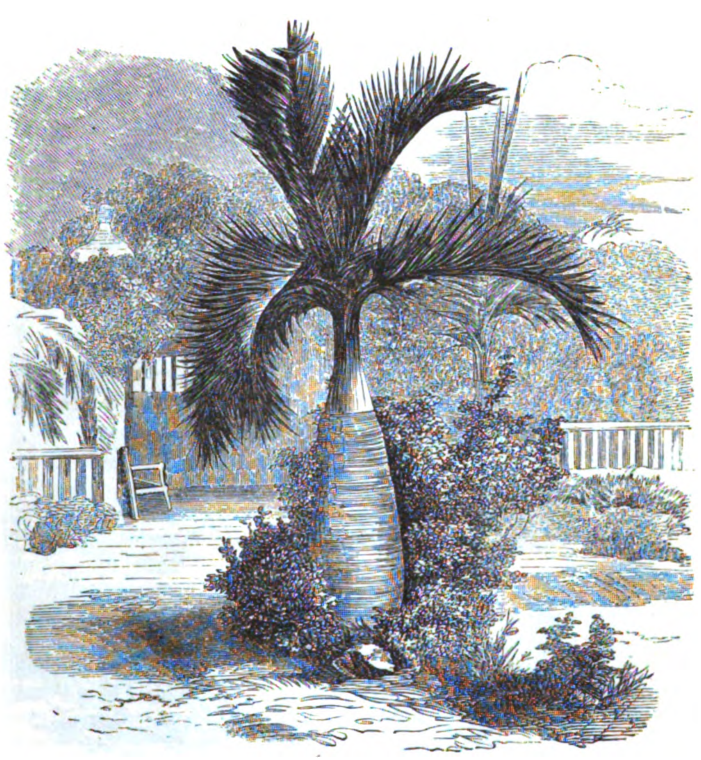
Das nachstehende Bild bezeichnet eine andere Palmenart, zur Familie "Jubæa inermes" gehörend. Gefunden werden dieselben auf der Insel Madagaskar und in Chili. Der Stamm ist kurz und hat die Form einer aufrecht stehenden Tonne. Die Krone besteht aus einigen großen Blattrippen, welche mit kleinen Blättchen, die sich bei leisem Winde bewegen, dicht bewachsen sind.

Unter No. 10 erkennen wir die deutsche Eiche, welche einer der nützlichsten Bäume der Erde ist. Das zähe, feste Holz wird auf beinahe allen Gebieten der Mechanik verwerthet, während die

Rinde ein ausgezeichnetes Material für die Gerberei liefert. Diese Eiche erreicht eine Höhe von 180 Fuß, und nimmt von 200 — 400 Jahre an Stärke zu, und erreicht dann einen Durchmesser von 8 — 10½ Fuß. Die Königseiche im sog. wilden Rosenthal bei Leipzig ist 26 Fuß im Umfang, und in dem schönen Eichenwalde nahe bei Bremen stehen Eichen von einigen dreißig Fuß im Umfang. Diese Eiche ist durch ganz Europa zu finden, wächst jedoch nur auf Ebenen und niederen Bergen, wo der Boden sandig und mit Dammerde und Lehm vermischt ist. Die größten dieser Bäume erreichen ein Alter von 1000 Jahren. Die Frucht (Eichel) wird zum Mästen von Schweinen, und in manchen Gegenden zum Fabriziren von Branntwein benützt. Ein anderer in Deutschland weit verbreiteter Baum ist die sogenannte Edeltanne (No. 11). Dieser Baum wächst bis zu einer Höhe von 180 Fuß; der Stamm erreicht eine Stärke von 4—12 Fuß und ist mit einer etwas aufgerissenen, grauweißlichen Rinde bekleidet. In den ersten dreißig Jahren wächst der Baum langsam, dann aber ziemlich schnell und wird bis zu 300 Jahre alt. Das Holz ist weiß, feinfaserig, zähe und elastisch, dabei leicht zu bearbeiten. Aus dem Harz, welches aus der Rinde schwitzt, wird Terpentin fabrizirt, und aus den Tannenzapfen wird Tannenzapfenöl oder auch Tannenzapfenbranntwein gewonnen. Durch seinen schlanken, walzenartigen Stamm, seine regelmäßige Krone und dunkelgrünen Nadeln macht der Baum einen angenehmen Eindruck auf den Menschen.

Die nächste Nummer auf dem Bilde bezeichnet den Wallnußbaum, welcher nicht nur in Amerika und Deutschland wächst, sondern dessen Heimath sich bis nach Persien erstreckt. Manche dieser Bäume haben eine Höhe von 100, und einen Umfang von 14 Fuß. Das dunkelbraune Holz ist werthvoll, und wird allgemein zur Anfertigung von allerlei feinen Möbeln benützt. Die Frucht ist mit einer grünen, schwammigen, schwarzfärbenden Hülle umgeben; entfernt man diese, so hat man eine Nuß von der Größe eines kleinen Hühnereis, in welcher sich ein wohlschmeckender Kern befindet. Berühmt sind die rheinischen Wallnüsse, welche in der Pfalz an der Bergstraße gebaut werden.

Unter No. 13 sehen wir eines der Wunder der Pflanzenwelt, Baobab oder Affenbrodbaum genannt. Derselbe wächst auf einer der kleinen Magdaleneninseln. Adamson, der dergleichen Bäume auch an der Mündung des Senegal gefunden und gemessen hat, berichtet, daß die größten Stämme derselben 30 Fuß Durchmesser, 80 Fuß Höhe und die Krone eine Breite von 140—160 Fuß gehabt haben. Aus Inschriften, welche 300—400 Jahre alt und jetzt überwachsen waren, berechnete er durch Vergleichung des Stammes-Durchmessers mit dem Stande dieser Inschriften das Alter der größten Bäume auf 5150 Jahre. Im Dorfe Grand Galerques haben die Neger in einem hohlen Baobab den Eingang mit Skulpturen geziert, welche aus dem frischen Holze geschnitten sind. Der innere Raum dient zu den Gemeinde-Versammlungen, wo die Angelegenheiten und Interessen der Gemeinde berathen und besprochen werden. Diese Angaben werden bestätigt durch eine Beschreibung des Venetianers Aloisius da Cadamosto, welcher im Jahre 1454 einen dieser Bäume auf 100 Fuß im Umfang schätzte.



Afrikanischer Palmbaum auf Madagaskar.

Oestlich von Afrika, auf der Insel Tenneriffa und unfern der Stadt Orataya, steht ein anderer kolossaler Baum (No. 14), Drachenbaum genannt. Humboldt fand diesen Baum, 1799, mehrere Fuß über dem Boden, 45 Fuß im Umfang. Früher soll derselbe von den Eingebornen göttlich verehrt worden sein, und im fünfzehnten Jahrhundert soll an einem in dem hohlen Baume errichteten Altare die Messe gelesen worden sein. Gegenwärtig ist der ganze Baum hohl, und ist im Innern eine Wendeltreppe errichtet worden, welche da mündet, wo am 21. Juli 1819 ein Sturm einen Ast abgebrochen hat. Die Stelle, wo dieser Ast abbrach, ist groß genug, um 7 Personen genügend Raum zum Stehen zu gewähren. Die ganze Höhe beträgt 70 Fuß. Einige der Zweige sollen 50 Fuß in der Länge haben. Da dieser Baum sehr langsam wächst, wird sein Alter tausend Jahre weit übersteigen.

Das obenstehende Bild zeigt uns eine andere Baumart, die, wenn auch bezüglich der Höhe, im Vergleich mit anderen, nicht riesenhaft zu nennen wäre, da seine Höhe 50 Fuß nicht übersteigt; betrachtet man aber seinen Stamm, so ist der Umfang desselben, im Vergleich zur Höhe, riesenhaft zu nennen. Zudem breitet sich seine Krone über einen Flächenraum von etwa 40 Fuß Durchmesser aus. Dieser Baum hat seine Heimath in Europa, hat nadelförmige, zweizeilige Blättchen und bläuliche Beeren. Das Holz ist braunroth und sehr fest, und schwarz polirt, hat es große Aehnlichkeit mit Ebenholz, und wird in der Nachahmung dieses werthvollen Holzes verwendet. Im Absud, sowie die Blätter, werden in der Medizin gegen den Biß wüthender Hunde, sowie gegen Epilepsie und Nervenkrankheiten angewandt.



Riesentaxus bei der Abtei Fountaine.

Noch zwei der höchsten Thiere wollen wir kurz erwähnen. No. 15 zeigt uns das Bild einer Giraffe. Von frühester Zeit war dieses Thier eine auffallende Erscheinung, so daß schon die römischen Feldherrn ihre Triumphzüge durch Vorführung derselben verherrlichten. Die Giraffe im Frankfurter Museum hat eine Höhe von 22 Fuß und ist dabei sehr furchtsam und schüchtern. Der Kopf gleicht dem eines Pferdes, eine kurze Mähne läuft längs dem Halse herab, die Farbe ist gelb, mit braunen Flecken. Afrika ist die Heimath dieses Thieres, und nur einzelne Exemplare werden durch Menagerie-Besitzer zur Schaustellung in kälteren Ländern umhergeführt, oder befinden sich in den Thiergärten solcher Länder.

Unter No. 16 erkennt man den Elephanten. Von diesen Thieren giebt es zwei ganz von einander verschiedene Rassen, eine kleinere, und wie man sagt, gutmüthige asiatische Rasse, und eine größere, für unzähmbar gehaltene afrikanische Rasse. Die erstere erreicht eine Höhe von 10, die letztere eine von 16 Fuß. Die im Lande umhergeführten Elephanten gehören sämmtlich der asiatischen Rasse an. Der lange Rüssel dient sowohl zum Herbeiholen des Futters als zur Abwehr des Feindes. Die langen Stoßzähne wiegen von 60 bis 180 Pfund, aus denen Elfenbein fabrizirt wird. In Indien

wurden dem Elephanten göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen, und von einigen andern Völkern wurde er zum Kriegsdienst verwandt. Das Thier wiegt etwa 7000 Pfund und vermag Lasten bis zum Gewicht von 3000 Pfund zu tragen.

Klopstock's Messias und seine Meta.

Für Haus und Herd von Geo. Guth.

Wer sich mit der Geschichte der deutschen Literatur und Poesie einigermaßen bekannt gemacht hat, weiß, daß mit Klopstock's Erscheinen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein großer Wendepunkt eintrat. Es hatte sich zu der Zeit ein Geist der Freisinnigkeit und Aufklärung in der ganzen Literatur mehr und mehr eingedrängt, der sich sogar in der Predigt verrieth. Gottes Wort wurde in's Lächerliche gezogen. Ein Schriftsteller klagt: „Es war in Deutschland eine Zeit, wo die Satyre nicht anders als auf Unkosten der Bibel witzig sein konnte. Wenn man recht fein scherzen wollte, so scherzte man aus den Psalmen, und es gab muntere Köpfe, welche, so zu sagen, eine ganze satyrische Concordanz in Bereitschaft hatten, um in ihrem Witze unerschöpflich zu sein." Rühmliche Ausnahmen bildeten Männer wie Graf von Zinsendorf, Gellert u. a. m.

Der eigentliche Begründer der neuen deutschen Dichtkunst aber ist Klopstock. Sein „Messias", wie schwer verständlich er uns heute auch erscheinen mag, und wie wenige dem Lesen desselben Geschmack abzugewinnen im Stande sind, war in der That ein bahnbrechendes Werk, aus christlich poetischer Begeisterung herausgeboren, das selbst den Kreis, aus dem es hervorgegangen, überraschte und erstaunte.

Friedrich Gottlieb Klopstock wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg am Harz geboren. Er verlebte auf dem von seinem Vater gepachteten Amte Friedeburg eine frische, fröhliche Kindheit. Im Hof und Feld umherzuspringen, den flüchtigen Hasen zu jagen oder den wilden Stier zum Zorn zu reizen, die höchsten Bäume zu erklettern oder als kühner Schwimmer in die klaren Fluthen zu tauchen, das waren die Freuden, welche der junge Klopstock mit seinen Kameraden in waghalsiger Keckheit täglich genoß. In seinem dreizehnten Jahre wurde er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt gebracht, wo er sich lange noch aus dem Schulzwang und aus der Enge der Stadt hinaussehnte. Drei Jahre später wurde der kluge Knabe in die altberühmte Fürstenschule zu Pforte aufgenommen, wo er einer der muntersten und strebsamsten Schüler war. Er fing an, den Dichtern des Alterthums, besonders Homer und Virgil, Geschmack abzugewinnen und sein eigenes dichterisches Talent zu bilden. Die Stille und Strenge, welche in den Räumen der Pforte walteten, trieben den lebhaften Jüngling in sich selbst zur Sammlung. Die reizende Umgebung, sowie der Wetteifer unter den Genossen erweckten in ihm manches gern gehörte und von den Lehrern gelobte Lied. Wenn er dann in freien Stunden durch das geheimnißvolle Dunkel des Erlengebüsches am Flusse dahinging oder, am sonnigen Hange des Berges gelagert, nach den Trümmern der Ritterburg hinüberschaute, oder in einsamer Grotte, wo die Quelle rauscht, an der Kühle sich labte, dann gestaltete sich ihm das fromm Empfundene zum heitern oder ernsten Gesang. Durch das Studium der alten Klassiker, sowie der neueren Schriftsteller erwachte der dichterische Trieb in ihm mehr und mehr. Wie Milton, der gefeierte englische Dichter das verlorene Paradies und den Sündenfall besungen hatte, so wollte er den Erlöser der Welt in unsterblichen Liedern feiern. Es sollte das Werk seines Lebens werden, und obwohl er jetzt schon den Plan dazu entworfen hatte, so gedachte er doch erst als gereifter Mann ihn zu vollführen. Klopstock war von dieser Idee so durchdrungen, daß er einmal das kühne Wort an die Wand seines Zimmers schrieb: „Die Nachwelt schreibt mich in ihre Bücher ein." Die anerzogene Frömmigkeit drang bei ihm in die Tiefe des Herzens. Ueber Alles theuer war ihm die Bibel. Oft hörte man ihn, wenn er des Morgens erwachte, die erhebendsten Stellen der Propheten und Dichter des Alten Testaments in feierlichem Tone sprechen. Die Bilder und Vorstellungen der heiligen Schrift erweckten in seiner Brust die Schauer heiliger Ahnung und das Gefühl des Ewigen. Seine innere Welt wurde von den seligsten Geistern des Himmels erfüllt, und im Traum glaubte er selbst den Erlöser, auf dessen Loblied er sann, zu sehen und zu hören. So faßte ihn auch heilige Begeisterung, als er zuerst das gewaltige Gedicht Miltons las. Ein Augenzeuge sagt: „Bald wurde dabei sein Antlitz düster, die Hände faltend schlug er sie über dem Kopf zusammen. Nach langem Schweigen wurde sein Gesicht wieder heiter. Ich sah, wie er im Geiste in diesem Freudenhimmel lebte, und die Seligkeit vom Jenseits strahlte wieder in seinen Zügen."

Im Jahre 1745 verließ Klopstock die Pforte, um in Jena Theologie zu studiren. In seiner Abschiedsrede „über den hohen Endzweck der Poesie," schilderte er die Aufgabe eines wahren Dichters in folgenden Worten: „Heiliger Schat-

ten Miltons, in welchem Kreise des Himmels du dich jetzt freust, und was in deinen Liedern den Ohren der Engel werth ist, diesen dir jetzt verwandten Geistern vorsingst, zürne nicht über meine Kühnheit, wenn ich dir nicht allein zu folgen, sondern mich auch an einen größeren, herrlicheren Stoff zu wagen gedenke! .... Durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir Deutsche zeigen, was wir können. O, wie wünscht' ich, es würde mir so gut dies den Dichtern Deutschlands sagen zu können! — — Werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken soll. Mögen ihn Tugend und Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur sich ihm eröffnen und die ganze, Anderen unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion!"

Klopstock blieb nur kurze Zeit in Jena; aber als er im Frühjahr 1746 nach Leipzig übersiedelte, trug er bereits die ersten Gesänge seines „Messias" bei sich. Sie waren ihm fast wider seinen Willen, wie eine innere Offenbarung für ihn, gekommen. Was er zuerst in ungebundener Rede niedergeschrieben, das begann er nun in das epische Versmaß des Homer umzukleiden. So wurde der Hexameter in die deutsche Literatur eingeführt.

Das Thema und der Inhalt des Messias ist: Die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie der Dichter es sogleich in der Einleitung hervorhebt:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlicht, wieder erhöht hat! —
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf; er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Mit dem Beschluß der drei Personen in der Gottheit über das Werk des Heilandes beginnt die Erzählung, und geht dann — bald auf Erden, bald im Himmel, bald in der Hölle spielend — fort bis zur Auferstehung und zur Himmelfahrt Christi im Geleite lobsingender himmlischer Heerschaaren, welche seine Thaten von Ewigkeit zu Ewigkeit verherrlichen. Herder sagt: „Der Messias ist nächst Luther's Bibelübersetzung das erste klassische Buch unserer Sprache."

Robert König sagt: „Der Messias enthält Schönheiten, die ihn noch heute höchst lesenswerth machen. Wer es versteht, die harte, gezwungene, undeutsche Form des Gedichtes durch gutes Vorlesen zu überwinden, der wird einen sonst dichterischen Kreis erfreuen und erbauen."

Durch seinen Vetter Schmidt, mit dem Klopstock zusammenwohnte, kam das bisher als Geheimniß bewahrte Werk vor einem der Mitarbeiter der „Bremer Beiträge" ans Tageslicht, der sich das Manuskript für die Zeitschrift ausbat, in der es bald erschien und ein ungeheures Aufsehen erregte. Zum ersten Male seit langen Jahren gab es in Deutschland wieder ein Gedicht, welches aus tiefinnerster Begeisterung entsprungen, das Gemüth des Volkes traf. Das Gedicht erschien wie eine neue Offenbarung; man erquickte sich an ihm um so inniger, je herzlicher das Gemüth der Gläubigen nach Schutz und Trutz wider die beängstigenden Fortschritte der Freidenker und ihrer Neuerungen suchte. So ward der „Messias" ein Erbauungsbuch im wahren Sinne des Wortes. Seit den Tagen Luthers hatte keine Schrift ein ähnliches Aufsehen erregt. Ein Heldengedicht dieses Inhalts, so voll reiner, frommer Andacht, kannte Deutschland noch nicht. Alle Herzen jauchzten dem Dichter zu. Die Kanzeln hallten wieder von Anführungen mancher Stellen aus dem „Messias"; Fürsten und Fürstinnen verlangten den von Gott begnadigten Propheten zu sehen, der ihnen würdige Vorstellungen von Gott gelehrt habe. Alle Lebensalter, nicht blos die Jugend waren von dieser heiligen Schwärmerei ergriffen. Eine alte Bergmannsfrau in Freiburg hatte nur den einen Wunsch und das Gebet, daß Gott sie noch so lange leben lasse, bis der „Messias" vollendet wäre. Bodmer jauchzte auf und schrieb: „Der Geist Miltons ruht auf Klopstock; unverwelklicher Lorbeer gebührt diesem Jüngling." Lange Zeit war, wenn sich Freunde begegneten, die erste Frage: „Hast du auch schon den „Messias" gelesen?" Es war eine poetische Revolution, welche die Erstlinge unseres Dichters hervorgerufen hatten. Die ganze Nation fühlte sich im innersten Herzen ergriffen und war stolz auf den Sänger der Erlösung.

Aus allen Dichtungen Klopstock's geht hervor, daß er den Reim verschmähte; er nannte ihn „einen bösen Geist mit plumpem Wörtergepolter und schmetterndem Trommelschlag." Statt des Reims wählte er das klassische Versmaß eines Pindar und Horaz, welches auf die Länge und Kürze der Silben gebaut ist. Er täuschte sich jedoch in der Hoffnung, die deutsche Sprache und das Ohr des Deutschen für diese Form der Dichtung empfänglich zu machen.

Im Jahre 1750 wurde Klopstock von Bodmer eingeladen, die zahlreichen Verehrer in Zürich

zu besuchen und ihre Huldigungen entgegen zu nehmen. Jetzt war auch die Zeit gekommen, wo sich ihm die große Welt aufthun und seine Lebensstellung gesichert werden sollte. Der dänische Minister, Graf Bernstorff, war einer der wärmsten Verehrer des „Messias.“ Auf seine vielvermögende Fürsprache, verwilligte König Friedrich von Dänemark dem Dichter ein jährliches Gehalt von vierhundert Reichsthalern und lud ihn ein, an seinen Hof, nach Kopenhagen, zu kommen. Auf seiner Reise nach Kopenhagen, berührte Klopstock unter anderm auch Braunschweig, wo er seinen Freund Gisete fand. Dieser zeigte ihm im Laufe der Untertung Briefe eines jungen Mädchens in Hamburg, Meta Möller, über den „Messias,“ und empfahl ihm, bei seinem Aufenthalte in Hamburg, ihre Bekanntschaft zu suchen. Als nun Klopstock in Hamburg beim Besuch des Dichters Hagedorn eine freie Stunde hatte, da fiel ihm ein, die Adresse zu benutzen. Sobald Meta, welche eben mit Plätten und Zusammenlegen der Wäsche beschäftigt war, den Namen Klopstock hörte, sprang sie auf und rief dem Diener zu: „Er solle den Augenblick kommen, je eher, je lieber.“ Und Klopstock kam, und kam wieder, und wich nicht von des Mädchens Seite; er vergaß Hagedorn und Alles, und gab ihr sein Herz; das ihre hatte er schon besessen, ohne daß sie ihn nur je gesehen. Erst drei Jahre später fand die Vermählung der glücklich Liebenden statt. Margaretha Möller war für Klopstock wie geschaffen. Sie war fromm, gelehrt und enthusiastisch, sie hatte ein tiefes Gemüth und einen häuslichen Sinn. Aus dem sehr lebhaften Briefwechsel zwischen den Beiden lassen folgende Auszüge tiefe Blicke in das Herz Meta's thun:

„Ich muß dir heute Abend schreiben. Du wirst den Brief in Kopenhagen empfangen. Meine Seele stützt sich auf die deinige. Dies ist der Abend, an welchem wir deine Ode „Zu Gott,“ lasen. Erinnerst du dich noch desselben? Du mußtest mich verlassen, aber ich werde dich wieder empfangen und zwar als dein Weib. Ach! Es wird lange währen, bis wir uns wieder treffen, aber ich muß meinen Kummer unterdrücken. Gott wird mit dir sein; dein Gott und mein Gott. Ich vertraue dem gnädigen Gott, daß er dich wieder zu mir führen und mich glücklich machen wird. Er hat uns bereits so sehr beglückt, daß ich ihm vertraue, er wird unser Glück vollkommen machen. Gehe denn, in Gottes Namen, aber laß mich weinen um dich. Ich kann es nicht lassen. Gott mit dir!“

Nach einer schweren Krankheit schrieb sie ihm: „Ich erwartete nicht, je wieder so hergestellt zu werden, als ich bin. Dem Herrn sei Dank gebracht! Du wirst ihn mit mir preisen! Nachdem ich mich gestern Abend von der Gesellschaft zurückgezogen hatte, schenkte mir der Herr eine köstliche Stunde der Andacht. Mir kam der Gedanke: „Vielleicht ist mein Klopstock jetzt ebenfalls im Gebet begriffen.“ Bei diesem Gedanken wurde mein Gebet inbrünstiger. Wie köstlich ist es doch, zu Gott zu reden und seinen heiligen Einfluß über das Gemüth zu verspüren. So werden wir in dieser Welt schon glücklich und selig! Du aber hast Recht, wenn du sagst: Ist unser Glück hienieden schon so groß, was wird es erst nach diesem Leben sein! Dann werden wir nimmermehr scheiden! Lebewohl, mein Geliebter! Ich werde morgen beständig an dich denken. Die heiligsten Gedanken vereinbaren sich mit meiner Vorstellung von dir — der du frömmer bist als ich — der den Schöpfer nicht weniger liebt als ich — mehr als ich kannst du ihn nicht lieben. Wie glücklich bin ich, dein zu sein! Durch dich werde ich beständig fortschreiten in der Frömmigkeit und Tugend. Ich bin nicht vermögend, den Gefühlen meines Herzens Ausdruck zu geben. Früher befürchtete ich, mein höchstes Erdenglück würde mich von Gott abwendig machen. Darin aber habe ich mich geirrt. Es ist wahr, Trübsal führt zu Gott, aber mein Glück kann mich nicht von Gott abführen, sondern führt mich stets näher zu ihm. Die Erkenntlichkeit, die Dankbarkeit und Freude, alle Gefühle meiner Glückseligkeit machen meine Andacht nur um so brünstiger.“

Im Jahre 1754 fand die Vermählung statt. Im Besitze seiner Meta, bedurfte Klopstock nichts mehr. „Ich preise den Gott des Himmels um ihren Besitz!“ sagte er einmal. „Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden; die Siegespalme ist in meiner Hand; ich singe dir Jubellieder, Jehovah! Jehovah!“ Vier Jahre nach der Vermählung schrieb Meta: „Wie reich bin ich! Ich bin das glücklichste Weib in der Welt. Ich bin noch so vernarrt auf Klopstock, als ob er mein Bräutigam wäre.“ Selig, wie die Kinder, lebte dieses Dichterpaar. Alles, was er arbeitete, ging durch ihre Hand; oft diktirte er ihr seine Lieder; sie fühlte mit ihm und dachte mit ihm, und wenn er an dem „Messias“ arbeitete, so betete und weinte sie für den Mann, der ihr Stolz, ihr Alles war. Nach ihrem Tode sagte Klopstock einmal: „Wie viel habe ich an ihr als Gehülfin in meiner Arbeit verloren! Ihr Geschmack war vollkommen, ihr Gefühl äußerst zart. Sie beobachtete die leiseste Wendung eines jeden Gedankens. Beim bloßen Anblick konnte ich oft errathen, ob eine Silbe ihr mißfiel oder entsprach; und so oft sie sich erklärte in Bezug auf irgend eine Bemerkung über meine Dichtung, fand ich sie in ihrem Eindruck und Urtheil richtig.“ Nur vier Jahre sollte dieses Erdenglück währen. Meta ahnte

einige Monate ihren frühen Tod. Doch sie war gefaßt und ergeben in den Willen Gottes. Sie schrieb an Klopstock um diese Zeit: „Ich bin eben so bereit zu sterben, als zu leben; ich bereite mich für beides vor und bin vollkommen zufrieden, wie Gott es mit mir macht — sein Wille geschehe. O, wie erhaben ist unsere Religion! Was muß jener ewige Zustand der Seele sein, von dem wir so wenig wissen und so vieles ahnen. Was Gott mir immer bescheren mag — ein längeres Leben mit dir, oder ein ewiges Leben mit ihm — ich werde vollkommen glücklich sein! O denke dir, wo ich hingehe — du wirst mir folgen — dort werden wir ewig vereint sein in der Liebe. Ich schreibe dir dieses in der süßesten Seelenruhe."

Ihr Ende beschrieb Klopstock seinem Freunde Cramer etwa wie folgt: „Es war mir vergönnt, eine kurze Zeit vor ihrem Ende an ihrem Bett zuzubringen. Ich werde nie aufhören, Gott zu danken für die Gnade, die er mir in dieser Scheidestunde schenkte. Ich sprach zu ihr: 'Ich will mein Versprechen halten, meine Meta, und dir mittheilen, daß dein Leben in großer Gefahr schwebt.' Sie verstand jedes Wort, und als ich die Namen der heiligen Dreieinigkeit aussprach, da antwortete sie: 'Nun geschehe der Wille dessen, der mir so mächtig zur Seite steht, sein Wille geschehe. Er wird Alles wohl machen. Du wirst mir folgen.' Kurz vor ihrem Ende sagte Klopstock's Schwester zu ihr: 'Es ist Alles wohl, Gott wird dir bald helfen.' 'Ja, in den Himmel,' antwortete Meta. Bald darauf legte sie ihr Haupt zurück und sprach: 'Es ist vorüber!' und ihr Geist entfloh in's obere Heiligthum."

Auf dem Kirchhofe zu Ottensen liegt sie mit ihrem erstgeborenen Kinde begraben. Klopstock drückte seinen Schmerz und seinen Glaubenstrost in der Inschrift aus, die er ihrem Grabmal gab:

„Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.

Margaretha Klopstock
Erwartet da, wo der Tod nicht ist,
Ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
Den sie so sehr liebt.
Und von dem sie so sehr geliebt ward.
Aber aus diesem Grabe
Wollen wir miteinander auferstehen,
Du, mein Klopstock, und ich
Und unser Sohn,
Den ich nicht gebären konnte.

Betet den an, der auch gestorben, begraben und auferstanden ist."

Dreiunddreißig Jahre trauerte Klopstock als Wittwer um seine Meta. Bis zum Ende seines Lebens liebte er von ihr zu reden. Noch vierzehn Jahre später gedachte er ihrer in dem 15. Gesange des „Messias":

„Späte Thräne, die heute noch floß,
Zerrinn mit den andern tausenden, welche ich weinte!"

Klopstock starb am 14. März 1803. In seiner Krankheit fand man ihn oft in Andacht versunken mit dem „Messias" in der Hand. Er sprach am liebsten von Tod und Unsterblichkeit. Heiter und getrost entschlief er selig in dem Herrn. Eines seiner letzten Worte war: „Kann auch ein Weib ihres Knäbleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie seiner vergäße, so will ich dich deiner nicht vergessen."

Aus der Morgendämmerung der neuen Zeit.

Eine Erzählung aus England.

Für Haus und Herd von W. Köneke.

I.

Die Geschichte der Kirche Gottes aller Zeiten ist eine Veranschaulichung des Kampfes zwischen dem Gewissen des Menschen und menschlichen Systemen — zwischen dem freien Geiste Gottes und dogmatischer Vorschrift.

Solche Kämpfe mit Menschensatzungen haben viele Glaubensstreiter durchzumachen gehabt.

Den Herrn Christus selbst nannte man einen Teufel, und als Gotteslästerer kreuzigte man ihn; die Waldenser und Albigenser jagte man wie das Wild; die Reformatoren that man in den Bann und verfolgte sie wie Verbrecher, und die Lollharden wurden als Rebellen niedergemetzelt.

Es hat wohl nie eine harmlosere Klasse von Menschen gegeben, als gerade diese Lollharden. Schon ihr Name zeigt ihre Harmlosigkeit an. Die Namen, welche andere trugen, die von dem hierarchischen System abwichen, haben einen mehr oder minder streitsüchtigen Charakter, z. B. Häretiker, Ketzer oder Protestanten; aber diese

Lollharden hatten ihren Namen von einer unschuldigen Gewohnheit, religiöse Balladen vor sich hin zu lallen oder zu summen, d. h., eintönig und leise zu singen. Nach unserem jetzigen Sprachgebrauch würde man sie die Lallenden oder Lallharden nennen.

Die Lollharden entstanden im vierzehnten Jahrhundert, und waren ursprünglich in Belgien und dem westlichen Deutschland zu Hause. Einfach, schlicht, gutherzig, der geringeren Volksklasse angehörig, machten sie wenig Ansprüche, und blieben daher auch ohne besondere Beachtung. Sie pflanzten ihre religiösen Ansichten und Gebräuche auf traditionellem Wege von Familie auf Familie, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, fort. Diese waren nur einige Hauptwahrheiten des Evangeliums, die sich durch die Jahrhunderte neben den kirchlich-dogmatischen Fassungen erhalten hatten. Die Geschichte Jesu, in ihrer evangelischen Deutlichkeit, wie er die Sünder liebte, und wie man durch ihn und die Liebe zu ihm, zum wahren Frieden und zur rechten Freude des Lebens gelangen könne. Dies genügte diesen schlichten Leuten, sie waren in denselben so reich und beglückt, daß sie Tag und Nacht davon erzählten. Im Verlauf der Jahrhunderte nahmen diese Wahrheiten einen festen Kern an, theils in einfache Gedichte, theils in anspruchslosem Rythmus gekleidet.

Bei der Arbeit oder auf Spaziergängen sagte man sich diese Traditionen in einem leisen summenden Ton vor, oder gebrauchte sie bei der Kinderpflege als Wiegenlied, auch kleidete man sie in gegenseitige Grüße bei Begegnung auf der Straße oder in Zusammenkünften.

Die Zahl dieser Treuen und Edlen wuchs, und da sie an den gewöhnlichen kirchlichen Gebräuchen keinen Antheil nahmen, lenkte sich die Aufmerksamkeit der Behörden auf sie. Allmählig verbreitete sich die Ansicht, daß diese Leute, die augenscheinlich religiös seien und sich doch von der Kirche fern hielten, ihre eigene absonderliche Religion haben müssen. Was nun aber diese Religion sei, konnte Niemand genau angeben, weil sie weder Glaubensbekenntniß, Kapellen, Prediger, oder regelmäßigen Gottesdienst hatten. Von einem war man überzeugt. Diese Leute hatten die Gewohnheit, gewisse religiöse Lieder eintönig zu lallen, und man nannte sie daher kurzweg die Lallenden oder Lollharden.

Die Priester und Mönche witterten Gefahr für ihre Sache, selbst bei diesen harmlosen Menschen, und ließen sie nicht unbelästigt. Ihnen waren sie die todten Mücken in des Apothekers Salbe. Die Ruhe der Lollharden ward, durch diese Feinde, in ihrem Heimathlande ernstlich gestört. Viele wurden vertrieben. Eine ansehnliche Zahl aus Brabant ließ sich in verschiedenen Theilen Englands nieder und waren bald verschollen. Doch wurde ihr Name in der Geschichte erhalten, denn er wurde auch in England eine beliebte Bezeichnung derer, die mit dem hierarchischen System unzufrieden waren und das Bessere suchten. Es wurden endlich auch die Anhänger Wickliffe's mit dieser Bezeichnung beehrt.

Nach dem Tode Wickliffe's brach im Jahre 1384 eine ernste Verfolgung gegen seine Glaubensbrüder aus, und sie wurden wie Bäume im Walde gelichtet. Viele wohlhabende einflußreiche Leute, die aus den verschiedensten Gründen zu Wickliffe und seiner Sache gehalten hatten, fielen in der Zeit der Prüfung ab, die edlen und frommen Anhänger mußten, wie ehemals ihre Glaubensgenossen in Belgien, sich in die Verborgenheit zurückziehen. Da man sie wie das Wild jagte, so mußten sie oft, dem Wild ähnlich, sich in den Wäldern verstecken. Sie kamen an geheimen und entfernten Orten, in Ställen, in alten Ruinen, auf Kirchhöfen, in dem Dunkel der Nacht, zusammen. Obwohl sie keine regelmäßigen Prediger hatten, gab es doch unter ihnen viele ehrwürdige, erfahrene, muthige Männer, die das Land durchreisten, die Brüder in den Häusern besuchten, Wickliffe's Schriften vertheilten, die Kranken und Sterbenden ermuthigten und in geheimen Winkeln predigten.

Weil man diesen immer nachspürte, und sie sich nach des Feindes Verhalten richten mußten, vergingen oft Wochen, in welchen keine Predigt gehalten wurde. Doch, man wußte sich zu helfen. Kamen sie nicht um die bestimmte Zeit, so nahm ein Bruder entweder einen Traktat oder eine Predigt und las sie den Versammelten vor, und man ging im Geiste gestärkt nach Hause.

Auf diese Weise wurde es den Lollharden möglich, trotz der ernsten Verfolgung, in welcher ihrer Viele den Feuertod erlitten, sich ein ganzes Jahrhundert zu erhalten. Die Verfolgung erreichte ihren Höhepunkt im Anfang der Regierung Heinrich des Achten, als das Licht der Reformation die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit mächtig bewegte.

II.

In der kleinen Stadt Ashford in Kent, im Jahre 1517, dasselbe Jahr, in welchem Luther seine berühmten Thesen an der Thür der Wittenbergischen Kirche heftete, ereignete sich ein Vorfall, der den Muth und die Treue der Lollharden auf eine solche Weise darstellt, daß wir daraus eine lebensgetreue Schilderung aus damaliger Zeit entwerfen können.

Ich führe den geneigten Leser in das kleine Wohnhaus unweit dem Flusse Stour, das

Johann Brown gehörte. Er gewann seinen Lebensunterhalt durch Anfertigung von Hopfen-Säcken.

An einem Abend im Monat März des Jahres 1517 saß er an einem kleinen Tisch in der Ecke seines Zimmers. Dies war sein Studierplatz; denn Johann Brown war — obwohl ein Tagelöhner — doch auch dabei ein fleißiger Student. Durch privates Studium hatte er es nicht blos zum fertigen Lesen und Schreiben gebracht, sondern sich auch einen schönen Schatz von Kenntnissen gesammelt. In der Schublade des kleinen Tisches, vor dem er saß, lagen viele Schriften, deren Inhalt der Erzbischof Marham von Kanterbury als rechtgläubig bezeichnet hatte. Aber diese Lade hatte einen doppelten Boden. Nahm man den oberen heraus, so sah man andere Schriften, welche Johann um keinen Preis in dieselben Hände hätte legen mögen. Es waren kleine Bücher und Tractate, die man als ketzerisch gebrandmarkt hatte. Unter diesen befanden sich Wickliffe's Uebersetzung des Neuen Testaments und auch seine „Laterne des Lichts", in welcher er den Antichrist in grellen Farben gezeichnet hatte, und andere mehr.

In der Mitte dieses Zimmers, an einem größeren Tisch, saß Elisabeth, seine Gattin, und nähte. Neben ihr saß Alice, die siebzehnjährige Tochter, die eben damit beschäftigt war, den Rock ihres kleinen Bruders zu reinigen. Eine Versammlung sollte an diesem Abend in dem Trockenhaus des Färbers Lewis Pewter, der etwa zwei Meilen den Fluß hinab wohnte, gehalten werden, und der kleine zwölfjährige Johann sollte mit Vater und Schwester derselben beiwohnen. Daher reinigte Alice seinen Rock, sonst, meinte die Mutter scherzhaft, möchte der Färber am Ende den Jungen mit sammt dem Rock in den Färbezuber stecken. Die Mamma mit der fünfjährigen Helena wollten diesmal das Haus hüten.

Johann Brown nahm ein geschriebenes Heft aus seiner Lade und sagte: „Ich denke, ich nehme dieses mit. Je öfter ich es lese, desto größer wird meine Freude daran. Nach meiner Ansicht trägt es die Palme davon unter meinen Schriften."

„Wovon handelt es?" frug Elisabeth.

„Liebe zu Jesu," war die Antwort. „Ich habe," fuhr Johann fort, „es vor einigen Tagen von Robert Harrison bekommen. Er sagt, es sei die Handschrift des William Tylesworth, der, wie du weißt, vor elf Jahren zu Amersham in Bucks als Brandopfer des Herrn gestorben ist."

„Der, dessen eigene Tochter gezwungen wurde den Scheiterhaufen anzuzünden?"

„Derselbe," sagte Johann.

„Wie schrecklich!" sagte Elisabeth zitternd.

„Vater, ich möchte gerne die Handschrift des guten Mannes sehen," sagte Alice.

Der Vater reichte ihr das Schriftstück. Mit großem Interesse betrachtete sie dasselbe, und sagte dann ernst: „Also das hat er mit seiner eigenen Hand geschrieben, mit seiner eigenen Hand?" Sie drückte dem Papier einen Kuß auf und reichte es dem Vater mit der Bemerkung: „Jetzt ist er bei Jesus und seinen heiligen Engeln."

„Da ich heute Abend zu Hause bleiben muß, und dadurch Vieles entbehre, so könntest du vielleicht, ehe ihr fortgeht, mir ein wenig daraus vorlesen," bat Elisabeth.

„Da ich's mir doch noch einmal erst durchsehen wollte, ehe ich zur Versammlung gehe, so daß ich es recht geläufig lesen kann, wenn Thomas heute Abend nicht kommen sollte, so gewähre ich deine Bitte mit Freuden. Doch Alice, riegele erst die Thür, denn man kann nicht wissen, wer sich ungebeten bei uns melden könnte."

Nachdem die Thür verriegelt war, las der Vater den Tractat „Liebe zu Jesu" ganz durch.

Nach dem Verlesen der Schrift sagte Elisabeth: „Das ist ein schönes, theures Wort; du thust wohl daran, es vorzulesen, wenn Thomas nicht kommen sollte."

Thomas war ein Verwandter Elisabeth's. Er hieß Thomas Mann. Seine verstorbene Frau war Geschwisterkind zu Elisabeth. Er selbst war einer der fleißigsten und begabtesten Führer der Lollharden. Gerade um diese Zeit stand er besonders in Gefahr, denn er hatte sich nicht allein die Ungnade des Bischofs von Lincoln zugezogen, weil er das Sakrament der letzten Oelung verwarf, sondern auch, weil er aus seiner Verbannung in das Kloster Fredeswede entflohen war. Jetzt wanderte er als Flüchtling Land auf und ab, genoß natürlich dabei den Schutz und die Gastfreundschaft der Brüder, die ihn, um der Verfolgung willen, desto lieber hatten.

Die Brüder erwarteten, daß er an diesem Abend bei dem Färber predigen werde; aber unter den Umständen war es allerdings noch ungewiß. Man wußte, daß Elisabeth mit Thomas Mann verwandt sei. Dies brachte Johann Brown bei den Priestern in Verdacht. Auf Befehl des Bischofs stellte sich Chilton, der Gerichtsdiener, unerwartet bei ihm ein, den Thomas Mann zu suchen und sich anderweitig umzusehen. Da er ihn aber nicht gefunden und Johann seine Verbindung mit der Kirche bisher aufrecht gehalten, dann und wann die Messe besuchte und zur Beichte ging, so konnte man ihm nichts anhaben. Und doch wußte Johann nur zu gut, daß damit der Verdacht nicht gehoben noch Sicherheit gewonnen sei. Unter diesen Umständen mußte daher ein Gang zu einer solchen nächtlichen Zusammenkunft von der größten Wichtigkeit für diese Familie sein. Man konnte nicht wissen, was die nächste Stunde bringen würde, denn der Erzbischof hatte seine Spione überall.

Im höchsten Grade ergreifend war es, als Johann mit seinen Lieben sich beugte und Gottes Schutz, Beistand und Segen für sich und die Seinen erflehte. Beim Abschied umarmte man sich, als wär's auf Nimmerwiedersehn, und doch mit Zuversicht, denn man wußte, daß kein Haar vom Haupte fällt, ohne des Herrn Willen. Vertrauen auf Gott und Vorsicht müssen Hand in Hand gehen. So kam es, daß Alice und der kleine Johann zur vorderen Thür hinausgingen und einen Umweg machten, der sie endlich zum Vater führte, welcher sich durch die hintere Thür in entgegengesetzter Richtung entfernt hatte. Die Nacht war dunkel, der Weg schlecht, der Gang daher schwer, aber man ging zur Stärkung des Glaubens dem Ziel entgegen.

(Schluß folgt.)



Ein Schemen nur ist diese Welt.

Nach Thomas Moore für Haus und Herd.

Ein Schemen nur ist diese Welt,
Ein Werk aus Rost und Schimmel,
Des Schicksals Woge steigt und fällt
Bald schmerzgefurcht, bald lustgeschwellt —
Kein Segen, denn im Himmel!

Und was vom Helm des Ruhmes gleißt,
Verschwimmt wie Schein am Himmel,
Was Hoffnung, Lieb' und Schönheit heißt,
Sind Grabesblumen, bald vergreis't —
Nichts Ew'ges, denn im Himmel.

Ach, arme Wand'rer früh und spat
Sind wir im Sturmgetümmel,
Des Liebes Strahl, der Weisheit Rath
Erleuchten schwach den ird'schen Pfad —
Der Frieden ist im Himmel.

Die Azteken.

Für Haus und Herd von Sylvius.



Als die Horde spanischer Abenteurer unter Cortez in Mexico eindrang, lebte in diesem Lande ein Volk, das sich zu einer bedeutenden Stufe der Kultur emporgeschwungen hatte. Es war die kriegerische Nation der Azteken. Sie waren kaum zweihundert Jahre im Besitz ihres Landes gewesen, hatten sich aber in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit merkwürdig entwickelt.

Ihre Vorgänger waren die Tolteken, gleichfalls ein ziemlich gebildetes Volk, was die vielen großartigen Tempelruinen, Gefäße u. dgl. beweisen, die von ihnen herrühren. Sie hatten das Land inne etwa vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert n. Chr. Aufgerieben von Hungersnoth, ansteckenden Krankheiten und unglücklichen Kriegen, verschwanden sie gänzlich. Andere Stämme brachen vom Norden her in das Land ein und nahmen es in Besitz. Unter ihnen gewannen die Azteken bald die Oberhand und unterwarfen sich das ganze Gebiet zwischen dem stillen Meere und dem Golf von Mexico.

Offenbar überkamen die Azteken viele Einrichtungen, Gebräuche, religiöse Anschauungen und einen bedeutenden Theil ihrer Kultur von ihren Vorgängern, den Tolteken, und bauten auf dem gegebenen Fundamente weiter. Dieses zeigt sich besonders in ihrem religiösen Kultus, in welchem sie die einfachen, schönen Ceremonien der Tolteken mit ihren eigenen abschreckenden und grausamen Gebräuchen vermengten.

Einer Sage nach kamen die Azteken einst bei ihren Wanderungen an die Stätte, wo jetzt die Stadt Mexico steht. Da sahen sie einen riesigen Adler, der eine Schlange in seinen Fängen hatte und der Morgensonne entgegen seine breiten Schwingen entfaltete. Dieses schien ihnen ein günstiges Zeichen zu sein, und obschon die Gegend eine sumpfige war, so gründeten sie hier eine Ansiedlung und bauten sich Hütten aus Schilfrohr auf Pfählen, die sie in den Sumpfboden trieben. Diese Hütten machten im Laufe der Zeit großartigen Gebäuden aus Stein und Kalk Platz.

Die Staatsverfassung war eine monarchische.

Wenn der Herrscher starb, so wurde einer seiner Brüder, oder wenn keiner seiner Brüder mehr lebte, einer seiner Neffen zu seinem Nachfolger erwählt. Der Thron ging nicht vom Vater auf den Sohn über. Es bestanden gewisse gesetzliche Verordnungen. Die Strafen waren sehr strenge. Die Gerichte wurden öffentlich gehalten.

Die Azteken glaubten an einen höchsten, unsichtbaren Gott, den Schöpfer und Beherrscher des Weltalls, den sie Taotl nannten. Daneben glaubten sie an eine große Anzahl untergeordneter Gottheiten, von denen Huitzilopochtli, der erste, der mexicanische Mars, war. Seine Tempel waren die großartigsten, und in allen bedeutenderen Städten standen seine Altäre, auf denen man Menschenopfer darbrachte. Montezuma, der Azteken-Kaiser, gestattete Cortez und seinen Begleitern, den Gott selbst zu sehen. Es war eine Figur mit breitem Gesichte, weitem Munde und fürchterlichen Augen. Der Gott war bedeckt mit Gold, Perlen und Edelsteinen. Seinen Gurt bildeten goldene Schlangen, an seinem Halse befanden sich menschliche Gesichte und Herzen von Silber verfertigt. Neben dem Götzen standen etliche Weihrauchkessel und auf denselben lagen die Herzen etlicher Opfer, die am selben Tage geschlachtet worden waren. Die Opfer waren meistens Kriegsgefangene. Die Tempel waren riesige, pyramidenähnliche Bauten. Die Hinrichtung der Opfer geschah oben auf dem flachen Dache des Tempels, angesichts der unten versammelten Menge. Der Gefangene wurde auf den Altar gelegt, wo ihm der Priester mit geübter Hand die Seite aufschnitt und das Herz herausriß und dieses erst der Sonne entgegen hielt, und dann der Gottheit vor die Füße warf. Dabei warfen sich die Zuschauer anbetend nieder. Der Leib des Geopferten wurde darauf dem Krieger übergeben, der ihn in der Schlacht gefangen genommen hatte, welcher ihn nun mit seinen Freunden verzehrte.


Azteken-Krieger.

Neben diesen Grausamkeiten gab es einen Kultus milderer Natur, wobei Blumen, Früchte und Wohlgerüche geopfert, fröhliche Lieder gesungen und Tänze aufgeführt wurden.

Die Kultur der alten Azteken hatte große Aehnlichkeit mit der der alten Egypter. Sie bedienten sich einer Bilderschrift zur Aufzeichnung wichtiger Siege. Da sie keine Buchstabenschrift besaßen, malten sie einfach was sie schreiben wollten. Die Erziehung der Jugend hatten die Priester in ihren Händen, welche die weibliche ebenso wie die männliche Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Chorgesang und Tanzen unterrichteten. — Die fähigeren Schüler wurden auch in die Geheimnisse der Sterndeuterei, der Sternkunde und der Götterlehre eingeweiht. Die Azteken hatten ein eigenes Zahlensystem und eine ziemlich genaue Weise der Zeitberechnung. Anstatt alle vier Jahre einen Tag einzuschalten, wie wir es thun, feierten sie alle zweiundfünfzig Jahre einen großartigen Carneval, der dreizehn Tage währte. Diesen dreizehn Tagen der Lustbarkeit gingen fünf Tage der „Verzweiflung“ voran, in denen sie ihre Kleider zerrissen, ihre Möbel zerschlugen und ihre Hausgötzen zertrümmerten.

Im Ackerbau hatten die Azteken bedeutende Fortschritte gemacht. Sie pflanzten besonders Mais. Ihr Land bewässerten sie vermittelst Canäle. Auch in verschiedenen Gewerben zeichneten sie sich aus. Besonderen Geschmack zeigten sie in ihrer Federarbeit, indem sie es verstanden, die bunten Federn der Tropenvögel mosaikartig in Baumwollenzeug einzuweben. Sie beuteten ihre Silber-, Blei-, Zinn- und Kupfer-Lager aus. Gold wuschen sie aus dem Sande ihrer Flüsse. Eisen scheint ihnen aber fremd gewesen zu sein, obschon ihre Berge an Eisenerz reich waren.



Opfernder aztekischer Priester.

Auch in ihrem häuslichen Leben war ein bedeutender Kulturgrad bemerklich. Die Frauen wurden mit nicht geringer Achtung behandelt. Sie hielten sehr viel auf Reinlichkeit und wuschen sich gewissenhaft nach altem Gebrauch vor und nach jeder Mahlzeit. Ihre Speisen waren gut zubereitet und in guter Auswahl. Oft vereinigten sie sich zu gemeinschaftlichen Festmahlen, die mit einem Tanze von der Jugend beschlossen wurden, während die Alten zusahen und rauchten.

Vor dem spanischen Eroberer fiel die Macht der Azteken in Trümmer. Mit rauher Hand wurde ihre Kultur geknickt. In der einen Hand brachten die Eindringlinge das Kruzifix, in der andern das Vernichtungsschwert. So schwand die Herrlichkeit des großen Aztekenreiches sammt seiner Bevölkerung, bis auf die geringsten Spuren dahin.

Vor etwa dreißig Jahren wurde in Europa großes Aufsehen durch zwei zwerghafte Wesen erregt, welche als Abkömmlinge der alten Azteken ausgegeben und zur Schau gestellt wurden. Der Knabe soll siebzehn und das Mädchen elf Jahre alt gewesen sein. Ihre Höhe war unter drei Fuß. Das Sonderbarste an ihnen waren die eigenthümlichen Gesichtszüge. Die Stirne und das Kinn traten zurück und ließen die Nase so hervortreten, daß man unwillkürlich an das Gesicht eines Vogels erinnert wurde. Doch ihre funkelnden schwarzen Augen, die olivenfarbige Haut, die langen schwarzen Haare und ihre Gemüthlichkeit benahmen ihnen alles Abstoßende. Sie redeten eine unverständliche Sprache und verstanden einige Worte englisch. Musik übte einen besonderen Reiz auf sie aus. Sie wurden gewöhnlich auf einem großen Tische zur Schau gestellt, auf dem sie spielend umher liefen.

Es wurde eine etwas unglaubliche Geschichte von ihnen erzählt. Die alte Stadt Irimaga soll der Ort ihrer Herkunft gewesen sein, wo sie von den Einwohnern als göttliche Wesen verehrt worden waren. Ein gewisser Velasquez soll in Begleitung eines Canadiers und eines Amerikaners bis zu dieser alten Stadt in Central-Amerika vorgedrungen sein. Hier machten sie die Bekanntschaft eines Priesters, der diese Zwerg-Götter unter seiner Aufsicht hatte. Die Erzählungen von der Außenwelt machten einen solchen Eindruck auf diesen Priester und weckten seine Neugierde so sehr, daß er beschloß, die kleinen Gottheiten zu stehlen und mit den Fremden zu fliehen. Auf der Flucht kamen der Canadier, der Amerikaner und der Priester, Einer nach dem Anderen um, nur Velasquez blieb übrig, um die wunderbare Geschichte zu erzählen, welche die geraubten Kinder bestätigen sollten. Allein wissenschaftliche Männer erklärten die Geschöpfe als bloße Mißgeburten, die irgend einem Indianerstamm angehörten, und so verlor sich das große Interesse, das man anfänglich an ihnen gehabt hatte.

Ein deutsches Urtheil über Amerika.

Editor.

Ein richtiges unparteiisches Urtheil über ein Land und Volk zu fällen, dazu gehören nicht bloß allseitige Kenntnisse und Erfahrung, sondern auch der ungetrübte Blick, welcher die Sachen weder durch rosenfarbige noch schwarze Gläser anschaut. Dem Nichtvorhandensein dieser Eigenschaften ist die gänzliche Werthlosigkeit so vieler Reiseschilderungen, so-

wie die Einseitigkeit der gegenseitigen Beurtheilung zuzuschreiben.

Selten, z. B., stößt man auf eine von amerikanischer Seite kommende wirklich gründliche Darstellung deutscher Verhältnisse. Seltener noch ist eine richtige deutsche Beurtheilung amerikanischer Zustände. Man scheint es darauf abgesehen zu haben, sich gegenseitig auf der schwächsten Seite zu fassen und darauf hin die Nation zu schildern, oder ist in solch' grenzenlosem Nichtswisserthum gefangen, daß „Hiebe" ausgetheilt werden müssen, um die Abwesenheit der Belehrung und des gesunden Urtheils zu verdecken, und die Selbstverherrlichung als Lockspeise für beschränkte Leser zu dienen hat.

Also ist es hüben und drüben in gar vielen Fällen. Um so erfrischender muthet es einen an, wenn zuweilen auch eine Schilderung erscheint, welche das Gute und Edele anderer Völker hervorhebt und zur Nachahmung vorhält. Wir haben jüngstens das Urtheil eines befähigten Amerikaners über Deutschland publizirt, und hier soll die Beurtheilung Amerika's in einer im alten Vaterland publizirten Zeitung folgen. Es ist die „Berliner Volkszeitung," welche aus Anlaß der von Amerika aus gehenden Bitte, keine Gaben in Deutschland für die Ueberschwemmten im Ohiothal zu sammeln, folgenden Artikel veröffentlicht:

„Die Thatsache, daß von Nordamerika her die Aufforderung nach Deutschland gelangt ist, man möge hier keine Sammlungen für die Ueberschwemmten in Amerika veranstalten, weil die Amerikaner nicht geneigt sind, Geschenke anzunehmen, ist um so auffallender und überraschender, als ganz kurz vorher recht reiche Spenden aus Amerika zu uns für die Ueberschwemmten deutschen Gebietes gelangten. Es giebt uns diese Thatsache eine sehr ernste Veranlassung, einen Vergleich über die Verhältnisse beider Länder anzustellen und über die Ursachen des Unterschiedes näher nachzudenken.

Der Grundgedanke scheint uns in der wichtigen Thatsache zu liegen: Amerika braucht Menschen und nicht Gelder aus Europa!

Dieser Grundgedanke verdient eine ernste Betrachtung.

Man nennt Nordamerika die neue Welt. Es ist eine solche. Es steht dieses Reich wie in Jugendfrische und Jugendkraft uns gegenüber da. Eine Zeit lang schien es, als ob es blos in materieller Beziehung vom Glück begünstigt sei, aber die Thatsache ist mehr und mehr erkennbar geworden, daß es auch mit dem gehobenen Wohlstand in geistiger Beziehung in hohem Wachsthum begriffen ist. Die Astronomie, die edelste und selbstloseste aller Wissenschaften, feiert dort herrliche Triumphe. Die Geologie bewegt sich dort auf einem ergebnißreichen Boden. Allen wissenschaftlichen Expeditionen in fremden Welttheilen bringt Amerika sehr reiche Opfer. In den Meeres-Untersuchungen gebührt ihm ein namhafter Vorrang. In der Medizin hat es uns den Segen des Chloroforms gelehrt. In der Zahnheilkunde steht es unübertroffen da. Wie es unser Lehrmeister in der Telegraphie, im Fernsprechen, in der Phonographie, im Photophon, in der elektrischen Beleuchtung und in allen Fächern der Anwendung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit ist, das zeigt uns die Gegenwart in auffallender Deutlichkeit.

Die neue Welt erfreut sich des Vorzuges, daß sie keines Kampfes gegen veraltete Zustände bedurft hat. Sie hat keinen Feudalismus hinter sich. Sie wird nicht vom Militärismus ausgebeutet. Sie hat die Errungenschaften der europäischen Kultur im vorigen Jahrhundert sofort bei der Begründung ihrer Staaten als Erbschaft aufgenommen, ohne beengt zu sein von den Schranken, in welchen Europa selber stand. Aber wahr ist es, diese neue Welt blieb nicht bei der Erbschaft, die sie aus Europa mitgenommen, stehen, sondern hat sich rege Weiterentwickelung zum Prinzip gemacht. Und in diesem Prinzip bediente sie sich eines Banners, das den Sieg mit sich bringt, des Banners der Selbstständigkeit und der Freiheit, wonach die europäischen Völker noch immer zu ringen haben.

Die Selbstsucht der Menschennatur verleugnet sich in Nordamerika freilich nicht; aber es besitzt nicht die Institute, in welchen die Herrschaftsgelüste des Menschen über den Nebenmenschen verkörpert sind. Es besitzt kein herrschendes Pfaffenwesen, das mit der Autorität einer Behördenmacht ausgestattet ist, und doch bewahrt die Bevölkerung in voller Freiheit einen ernsten, religiösen Sinn. Es hat keinen Adel, der sich geberdet, als ob er zur Herrschaft geboren sei. Die Sklaverei, welche ein trauriges Erbstück der Vergangenheit war, wurde durch einen mächtigen Krieg vernichtet, in welchem die Freiheit ihren vollen Triumph über die Selbstsucht der Sklavenhalter feierte. Nordamerika hat keine Regierung, welche von oben her befiehlt, was in den Schulen gelehrt, in den Kirchen gebetet werden soll, und doch gedeiht daselbst der Jugendunterricht und die Existenz der Gotteshäuser. Von Militär hat Nordamerika solch ein Minimum, womit sich selbst die kleinen Staaten Europa's nicht behelfen zu können meinen, und gleichwohl war der Krieg in den sechziger Jahren ein so großartiger, daß er die vollste Aufmerksamkeit der europäischen militärischen Autoritäten in Anspruch nahm. Die ständige Marine ist sehr gering an Zahl, und gleichwohl sind die Torpedos und die Monitors aus Amerika die Originalmuster der europäischen Staaten. Die Staatsschulden sind durch den Krieg außerordentlich gestiegen, aber alljährlich werden sie in so großem Maßstabe getilgt, wie es in keinem Staate Europa's der Fall ist, wo man die Schulden nicht bezahlt, sondern festhält, so zu sagen consolidirt. Und das Volk, das so energisch im Geldpunkte ist, will auch von seinen Gönnern im Auslande nichts geschenkt nehmen.

Es ist leicht zu sagen, daß der gewaltige Landbesitz Nordamerika's der Grund des Gedeihens dieser neuen Welt sei. Aber man erwäge wohl, daß in demselben Welttheil auch ebenso große Ländergebiete existiren, die nach Klima und Naturprodukten bei Weitem mehr begünstigt sind. Mexiko, Peru, Chili, Brasilien bieten ihren Völkern reichere Gelegenheit zur Kulturentwickelung, als Nordamerika. Warum stehen diese Länder tief unter der Kultur und dem Wohlstand des Landes, welches man als die neue Welt bezeichnet!

Die Antwort bietet die Geschichte in sehr ausreichendem Grade. Es fehlt diesen Ländern das eigentliche Ferment, welches der Boden der Entwickelung ist. Es fehlt dort die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkslebens.

Und ist es noch nöthig, einen Vergleich unserer europäischen Zustände mit denen der neuen Welt anzustellen? Wir können dies in einem kurzen Ausspruch darlegen.

Die Kämpfe, in welchen Europa seit Beginn des jetzigen Jahrhunderts sich befindet, sind in Wahrheit durch die nordamerikanische Freiheit angeregt worden. Diese war es, welche in Frankreich zündete und zum Ausbruch der großen Revolution führte. Aber der alte Boden der alten Welt war zur Zeit nicht geeignet zur Anpflanzung

einer neuen Kultur. Der Feudalismus wurde zwar in blutiger Leidenschaftlichkeit vernichtet, aber die Wurzeln der Herrschaft blieben in diesem Boden und sprossen in Kriegs- und Eroberungsgelüsten auf. Das europäische Festland wurde in seinem Bestande erschüttert und mußte durch einen Befreiungskrieg erst wiederum seine Selbstständigkeit erobern. Doch die wirklichen Kultursaaten fielen auf einen empfänglichen Boden und nach Jahrzehnten erfolgten dennoch die Bewegungen, welche die Völker und die Staaten wesentlich umgestaltet haben.

Während Nordamerika im Vollbesitz seiner Freiheit, im reichen Segen seiner Arbeit und seines rastlosen Fleißes lebt, steht ihm Europa noch immer mitten im Kampfe um diese Bedingungen seiner Existenz gegenüber. Es werden noch Jahrzehnte dahingehen, bevor die Hemmnisse beseitigt sein werden, welche Nordamerika im vorigen Jahrhundert von sich abgeschüttelt hat. Was ihm Europa bieten kann, ist in der That nichts anderes als die *Einwanderung*, welche bereits in großem Maßstabe vor sich geht und sich noch weiter entwickeln wird, wenn Feudalismus und Militarismus sich noch zu verstärken sucht. Nordamerika hat ein *beneidenswerthes* Recht darauf, sich seiner Freiheit und Selbstständigkeit zu erfreuen und — Geschenke von Europa, selbst die wohlgemeinten, von sich abzuweisen."

Der Schreiber dieses Artikels, welcher die Lichtseiten der Ver. Staaten so wohl kennt, ist selbstverständlich nicht unbekannt mit den Schäden derselben, die wir aber selbst uns recht oft zu unserer Selbstbesserung vorhalten wollen.

In einem Punkte jedoch ist sich die Berliner Volkszeitung nicht recht klar, oder sie sieht betreffs desselben nicht bis zum letzten Grunde.

Anerkennend, daß in Amerika auch ohne Staatskirche ein ernst-religiöser Sinn gewahrt wird, und ohne Befehl von oben herunter die Kirche gedeihe, meint der Artikel, daß diese und viele andere Errungenschaften andern Nationen abgehen, weil ihnen *die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkslebens fehle*.

Ganz richtig geantwortet. Aber — ein wenig weiter. Wo ist denn der letzte Grund dieser Freiheit und Selbstständigkeit? Weshalb ist denn der Amerikaner in freier Selbstständigkeit ernst-religiös gesinnt, obwohl ihn kein Büttel zum Altar treibt; warum gedeiht denn sein Kirchenwesen in fast üppiger Weise, obgleich kein einzig Staatsgesetz es einschärft; wie kommt es denn, daß hierzuland alle Rassen und Klassen in Wahrheit *ein Bundesvolk* sind, das von keinerlei Kaste weiß, und andern bedrängten Völkern als Brüdern mit einer Begeisterung beispringt, die kaum ihresgleichen kennt?

Daher kommt es, weil bei weitem die Mehrzahl des amerikanischen Volkes auf *biblischem* Grunde steht, und die ganze Menschheit, als aus einerlei Blut und Geschlecht kommend — als *Brüder* ansieht. In dieser Grundanschauung ist die Freiheit und Selbstständigkeit des amerikanischen Volkslebens zu suchen; deshalb, weil der Amerikaner die Bibel ehrt und liebt, hat er einen ernst-religiösen Sinn; darum blüht sein Kirchenthum, und aus gleicher Quelle entspringt seine Philanthropie.

Gelänge es den Umtrieben der Bibelfeinde, dem amerikanischen Volke seinen Bibelglauben, sein Vertrauen auf den persönlichen Gott und dessen Führung zu rauben und an deren Stelle Aberglauben oder Affen-Civilisation zu setzen, so wäre dieses große Land bald eine so große Lasterstätte und Eigennutzhöhle, wie einst die große römische Republik, und es möchte in hundert Jahren noch ein wenig schlimmer bei uns aussehen wie in Brasilien.

Mit Schamröthe im Angesicht muß man sich gestehen, daß unter diesen Bibelfeinden viele Deutschamerikaner vornean stehen, und in dem Geschrei — weg mit der Bibel und ihren Lehren — sich zu überbieten suchen. Sie haben zwar noch nirgends einen ordentlichen Staat gegründet, diese Herren; jede ihrer auf Religionslosigkeit gegründeten Colonien ist schmählich zu Grunde gegangen. Sie haben in Deutschland geschrieen und geträumt, und das war alles, und treiben ihr Handwerk hierzuland fort — indem sie jetzt von der *Civilisation*, anstatt wie drüben von der Freiheit singen. Aber *ihre* Civilisation hat — abgerissen von der Bibel — nur Dornen gebracht; die amerikanische, auf biblischer Grundlage stehende, brachte trotz ihrer vielen Lücken und Beulen bereits köstliche Früchte, an welchen die ganze Menschheit sich labt. Möge Gott *diese* Civilisation erhalten und es gelingen lassen, sie weiter auszubilden.

Türkische Justiz.

Eben lag ein stolzes Lloydschiff in der schönen Bucht von Akko vor Anker bei Haifa, als ich zum Hafen herabkam und auf das Meer hinausschaute. Auf dem Verdeck des Dampfers herrschte große Bewegung und dicker Dampf qualmte aus dem hohen Kamin des Schiffes, woraus ich erkannte, daß der Dampfer jeden Augenblick abfahren könnte.

Das mußte ein amerikanischer Reisender auch denken, der eben vom großen Eliaskloster auf dem Karmel herabkam, denn er eilte hastig dem Ufer zu und sprang ohne viel Akkordirens in eines der dastehenden Boote, um sich auf den Dampfer bringen zu lassen, mit dem er seine Reise fortsetzen wollte. Das Billet erster Klasse nach Smyrna hatte er schon in der Tasche und eilte darum, das Schiff noch zu erreichen, ehe es abfuhr. „Glückliche Reise" rief ich ihm noch auf gut Deutsch nach, weiß aber nicht, ob er es gehört und verstanden hat, jedenfalls ging der gut gemeinte Wunsch nicht in Erfüllung.

Denn kaum halbwegs war er mit seinen beiden Ruderern gekommen, als das Boot anhielt und die beiden Bootsführer aufhörten zu rudern und dafür in lebhaftem Wortwechsel mit dem Amerikaner sich herumzankten, so viel man sehen konnte; hören konnte man ihre eifrigen Reden nicht, es war zu weit entfernt und das Branden der Wellen an den Felsen des Ufers übertönte ihre Worte. Es war, wie ich mir gedacht hatte, die Bootsführer hatten plötzlich angehalten und erklärt, daß sie nicht weiter fahren, wenn er nicht auf der Stelle jedem von ihnen einen Napoleon gebe. Das war aber dem praktischen Amerikaner zu viel für einen Weg, den man in einer starken Viertelstunde zurücklegen konnte, wenn man tüchtig zuruderte. Auch ist der gewöhnliche Preis für die Ueberfahrt auf ein Dampfschiff fünf Piaster (etwa 20 Cents). Die Bootsleute hatten aber gemerkt, daß es dem Amerikaner sehr wichtig war, das Schiff noch zu erreichen, und so dachten sie, er werde lieber das Verlangte schnell zahlen, als riskiren, daß er nicht mehr auf das Schiff komme, das jeden Augenblick abfahren könnte.

In der That wurden während des Wortwechsels die Anker gelichtet und der Amerikaner, der sich durchaus nicht betrügen lassen wollte, deutete auf das Ufer und schien damit zu verlangen wieder an das Land gerudert zu werden. Das Dampfschiff fuhr ab und so kehrte das Boot mit dem Amerikaner, den die Bootsleute angesichts der Zuschauer am Land nicht ins Meer zu werfen wagten, nach Haifa zurück. Der Amerikaner ging sofort zum amerikanischen Vizekonsul und mit diesem zum Kadi (Richter) von Haifa. Dieser aber wies den Kläger an das höhere Gericht in der benachbarten Stadt Akko.

Dort vernahm der Kadi den amerikanischen Kläger und die angeklagten Bootsleute. Diese leugneten einmüthig, den Amerikaner überfordert zu haben, vielmehr behaupteten sie, der Amerikaner habe sich geweigert die gewöhnliche Taxe für die Ueberfahrt zu bezahlen, weßhalb sie zurückgekehrt seien. Der Kläger hatte keine Zeugen, da Niemand ihre Unterredung gehört hatte, und auf das einzige Zeugniß des Klägers hin, der überdies im Auslande und Giaur war, durfte der Kadi zwei Männer, deren Aussagen übereinstimmten und die überdies rechtgläubige Moslem waren, nicht verurtheilen, obwohl er die Habsucht und Gewaltthätigkeit der Bootsführer kannte und überzeugt war, daß der Amerikaner, der sein Billet vorzeigte, das Schiff gerne erreicht und darum die Taxe gewiß willig bezahlt hätte. Was sollte er thun? Er warf die Bootsführer zur Untersuchungshaft in den Kerker, um sie mürbe zu machen.

Ein türkischer Kerker ist aber nicht wie unsere Zuchthäuser von außen einem Palast gleich und auch im Innern sieht es anders aus als in unsern Gefängnissen, so daß es dort nie vorkommt, daß einer, der im Gefängnisse war, gerne wieder dahin zurückkehrt, wenn er einmal losgelassen ist. Im Kerker hielt er beide streng getrennt und ließ dann nach zwei Tagen einen der Bootsführer wieder vorführen. Dieser sah sich befremdlich im Gerichtssaal um, denn er erblickte in einer Ecke desselben den Gerichtsdiener, der mit seinem Bambusrohr ganz vergnüglich dastand. So wurde es ihm sehr unheimlich zu Muthe, weil er dachte, dieser habe sich nicht umsonst mit seinem Rohre eingefunden. Aber er erschrak noch mehr, als nach kurzem Schweigen ihn der Kadi verdammte: „Allahu alam! Gott ist allwissend, er zieht das Dunkle ans Licht und es bleibt nichts Böses verborgen vor ihm, das nicht bestraft würde. Fünfzig Franken hast du dem Fremden abgefordert. Die Strafe hat dich ereilt. Auf, Diener des Gerichts, miß die fünfzig Franken auf die Fußsohlen des Ungerechten auf!" Der Diener ergreift ihn, und will eben anfangen die Strafe zu vollziehen, da ruft der Araber, sich nur noch auf die Gnade des Kadi verlassend: „Gott ist barmherzig, o Kadi, erbarme auch du dich mein! Gott hat dir Weisheit gegeben, o Kadi, dein Auge erblickt das Böse, auch wenn es von Dunkel bedeckt ist. Bei dem Bart des Propheten, ich habe nicht fünfzig Franken gefordert. Ich habe wie mein Genosse nur zwanzig Franken gewollt."

„Was?" rief der Kadi, „du hast zwanzig gefordert, und weißt doch, wie viel das Gesetz vorschreibt!"

Nun ließ er den Andern auch rufen, der jetzt nicht mehr leugnen konnte. Sie erhielten sofort jeder zwanzig auf die Fußsohlen. Sodann mußten sie dem Amerikaner ein neues Billet für das nächste Schiff kaufen, ihm für die verlorene Zeit, bis nach vierzehn Tagen das nächste Schiff kam, Schadenersatz leisten; und der Amerikaner pflegt den Werth der Zeit nicht gering anzuschlagen, weil er weiß, daß das Leben kurz ist. Ferner mußten sie alle Kosten bestreiten, die dem Amerikaner sein verlängerter Aufenthalt in Haifa verursachte, und endlich, als das nächste Schiff kam, ihn prompt und unentgeltlich auf dasselbe hinüberrudern.

(Jugendblätter.)


Gute Nacht!
LR

Das Tischgebet.


An der Tafel im Gasthaus zum goldenen Stern
Waren beisammen viel reiche Herrn.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
Gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
Die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
Und mehr noch begannen Gemüs' und Braten
Mit süßem Wohlgeruch zu laden:
Da kam zur Thüre still herein
Ein Fremder mit seinem Töchterlein,
Und setzte sich unten am langen Tisch,
Um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
Klangen die Gläser und scherzten die Esser.
Auf einmal tönt' gar hell und fein
Eine Stimme in den Lärm hinein,
Wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,
Wie wenn im Wald ein Vogel singt,
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
Still wird es rings und jeder lauscht:
Der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
Der Kaufmann, der über die Zölle geschmält,
Die Wandrer, die von Abenteuern
Gesprochen und von Ungeheuern,
Die Stutzer, die von Pferd und Wagen
Und Hunden und Moden so gar viel sagen.
Und wie sie schauen nach dem Orte,
Von woher dringen die lieblichen Worte:
Mit gefalteten Händen ein Mägdlein steht,
Und spricht sein gewohntes Tischgebet.
Und wie gedrungen von höherem Geist,
Falten auch sie die Hände zumeist,
Und horchen alle recht mit Fleiße
Auf des stammelnden Kindes Weise.
Darauf setzt es sich nieder mit stiller Freude,
Und achtete nicht auf all' die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
Thäten sich oft noch daran erinnern;
Und mancher hat wieder gebetet fortan,
Was er schon lange nicht mehr gethan.

(Fr. Güll.)

Was ist selbstverständlich?

Schreibt mir vor längerer Zeit ein Freund von der Reise: „Selbstverständlich bin ich gestern früh hier wohlbehalten eingetroffen." Ich traute erst meinen Augen nicht und las noch einmal. Richtig, so stand's da: „Selbstverständlich!" Schüttelst du nicht den Kopf, mein Freund, der du dies liest? — Bald darauf bekomme ich eine Zeitung zur Hand, darin war zu lesen: „Baurath K. konstatirte in der Versammlung des Comites, die hygieinische (Gesundheits-)Ausstellung in Berlin werde am 16. Mai absolut fertig sein." Das war also auch ein sehr zuversichtliches „Selbstverständlich". Und wie kam's? Kurze Zeit nachher war die Ausstellung allerdings fertig; aber wie? Sie wurde zum großen Theile ein Raub der Flammen. So macht der Mensch seine Berechnungen, und sagt dann: „Das muß nun selbstverständlich so werden; es kann nicht anders sein." Wie aber geht's in vielen, vielen Fällen? Sehen wir nur jeder in seinen eigenen kleinen Erfahrungskreis hinein. Wir können's, meine ich, jeden Tag auf's neue merken, wie treffend unser Schiller — so schief auch sonst sein Urtheil in religiösen Fragen oft ist — gesagt:

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufgebaut auf betrüglichem Grunde?"

Ja, so ist's. „Unverhofft kommt oft." Wir wissen doch thatsächlich nicht, was die nächste Stunde bringt. Erschütternd hat uns dies das Eisenbahnunglück bei Freiburg, die großen Brände in letzter Zeit, der Untergang der „Cimbria" u. s. w. gezeigt. Da haben gewiß auch die meisten ganz zuversichtlich gedacht, sie müßten selbstverständlich wohlbehalten heimkehren.

Wir haben absolut nichts in unserer Hand. Dies „Selbstverständlich", bei dem wir uns einbilden, es müsse so kommen, wie wir gedacht, gewollt, geplant, ist also nichts weiter als ein grundloser Aberglaube. Wir können immer nur sagen: „So Gott will und wir leben," wie Jacobus uns das Kapitel 4, V. 15 ernstlich an's Herz legt. Es kommt nicht darauf an, wie wir wollen, sondern wie Gott will. Von seinem Willen hängt alles ab, ist alles bedingt. Selbstverständlich geschieht also nur, was Gott will, und wie Gott es will, sintemal er alle Dinge wirkt nach dem Rathe seines Willens (Eph. 1, 11). Dieser Aberglaube, in dem der Mensch sich einbildet, alles müsse sich nach ihm richten und nach seinen Gedanken gehen, ist uns aber — Hand auf's Herz! — allen noch gefährlich. Laßt uns darum alle fleißig lernen

an diesem: „So Gott will.“ Er ist's, der allein alle Thüren aufschließt oder verriegelt, je nachdem es uns gut ist. Es darf nun einmal vieles gar nicht so gehen, wie wir gern wollten, weil unsere Gedanken gar oft mit Gottes Gedanken nicht stimmen. Selbstverständlich läßt's uns dann der Vater im Himmel nicht gelingen. Dazu hat er uns viel zu lieb, als daß er uns in allem nachgeben könnte. Es bleibt bei seinem Worte: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, eure Wege nicht meine Wege“ 2c. (Jesaias 55, 8, 9). Da soll es nun für uns Christenleute immer selbstverständlicher werden, daß wir von diesen Gedanken allein uns binden und bilden lassen, als die da wissen: „Es sind alles Gedanken des Friedens, Wege des Heils (Jerem. 29, 11). Ja, Salomo hat Recht: „Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein giebt, daß er fortgehe.“ (Sprüche 16, 9). (Nachbar.)



Eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht siehet. (Ebr. 11.)

Eine Ostergeschichte von Dr. Richard Foster.

„Ja, hören Sie nur folgende merkwürdige Erzählung,“ sagte der Amtsrath, indem er das bekannte Buch von Splittgerber aufschlug. Und er begann zu lesen:

„Wir wandten uns nun von dem Ufer des Sees ab und näherten uns der Mitte des Parks, wo statt des Laubholzes dunkle dicht neben einander stehende Edeltannen zu beiden Seiten des Fußsteiges standen. Indem wir den letzteren verfolgten, erreichten wir einen Platz, bei dessen Betreten ich überrascht stehen blieb und im ersten Augenblick kein Wort zu sprechen wagte. Vor mir lag, von dunklen Tannen eingefaßt, die nur ein gedämpftes Licht auf ihn fallen ließen, — ein stiller Friedhof mit fünf Gräbern, welche sämmtlich einander gleich auf das sorgfältigste gepflegt erschienen, mit grünem Rasen bedeckt und mit hohen weißen Marmorkreuzen geschmückt, während der Platz rings um dieselben her mit feinem weißen Sand bestreut war. Nie hat wieder ein Friedhof einen so eigenthümlich feierlichen Eindruck auf mich gemacht als jener Platz mit seiner magischen Beleuchtung, seinen wohlgepflegten Gräbern und seinen hohen Grabkreuzen, die eine so ernste Sprache zu dem Herzen redeten! Als ich endlich die Stille unterbrechend fragte, wem dieser Kirchhof gehöre, und wer die seien, die unter jenen Grabhügeln schliefen, — erzählte mir Pastor K., daß dies das Familienbegräbniß des Barons von B. sei, welcher sämmtliche Kinder und zuletzt auch noch die jugendlich blühende Gattin an einer ansteckenden Kinderkrankheit in wenigen Tagen verloren habe. Da diese Stelle im Park nun nun der Lieblingsplatz der Baronin gewesen sei, so habe der Gatte sie sammt den Kindern hier beisetzen lassen. Wir traten nun näher an die Gräber, und ich las mit Aufmerksamkeit die Inschriften der Kreuze, die außer den Namen und den gewöhnlichen Angaben des Geburts- und Todestages sehr schöne tröstliche Bibelsprüche enthielten. Auffallend war es mir jedoch, daß auf dem Kreuz der so früh heimgegangenen Baronin nur die beiden Worte standen: „Ich lebe“ mit der Bezeichnung der Bibelstelle: Joh. 14, 19. Ich fragte deshalb Pastor K., warum denn nicht der ganze Spruch auf dem Denkmal stehe, da derselbe doch, wie mir schien, hier gerade ganz besonders passend gewesen wäre: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“ Da erzählte er mir die merkwürdige Begebenheit, welche die Veranlassung zu jener kurzen Inschrift geworden war. Als der Baron von B. die sämmtlichen Kinder und dann auch noch die innig geliebte Gattin so schnell nach einander verloren hatte, war er natürlich im höchsten Maße niedergebeugt, ja, in den ersten Wochen völlig trostlos. Aus dem schönsten Familienglück plötzlich herausgerissen, irrte er ruhelos, von schmerzlicher Sehnsucht nach den Seinigen verzehrt. Selbst des Nachts fand er die erwünschte Ruhe nicht, da vor Schmerz und Aufregung fast kein Schlaf in seine Augen kam, und höchstens nur ein kurzer unruhiger Schlummer ihn vorübergehend seinen Gram vergessen ließ. — Da lag er nun auch eines Nachts unruhig auf seinem Bett, während seine Gedanken wieder der heißgeliebten Gattin zugewendet waren, und mit dem Kummer über ihren Verlust zugleich der Zweifel in der Seele aufstieg, ob sie denn auch wirklich noch lebe und er sie in der Ewigkeit einst wiedersehen werde. Während aber dieser finstere Gedanke ihm durch die Seele ging, sah er plötzlich das Zimmer hell erleuchtet, und vor ihm stand die verklärte Gestalt der Gattin im hellen weißen Kleide. Sie sah ihn überaus freundlich an, ein seliger Friede leuchtete aus ihrem Angesicht, aber sie sprach nur diese beiden einzigen Worte zu ihm: „Ich lebe!“ und war dann seinen Augen entschwunden.“

Gewiß waren in der Gesellschaft manche, die dieser Erzählung einen mehr subjektiven Werth beimaßen, allein sie war doch so ergreifend, daß,

als der Vorleser das Buch zur Seite legte, alle in Schweigen verharrten. Einer der Anwesenden nahm das Büchlein in die Hand und blätterte darin.

Sch . . . . ., der bekannte Landschaftsmaler, brach zuerst die Stille, indem er bemerkte: „Diese Worte sind einmal einem meiner jüngeren Genossen sehr bedeutungsvoll geworden.“

„Welche Worte?“

„Der Spruch: Ich lebe und ihr sollt auch leben,“ sagte er mit ernster Stimme.

„Wollen Sie uns das nicht erzählen?“ bat man.

„O, wenn Sie es wünschen. Ich muß indessen dahingestellt sein lassen, ob es Sie hinreichend interessiren wird. Denn es ist eine Künstlergeschichte mit aller dazu gehörigen Romantik. Der einzige Vorzug, den sie vor ihresgleichen hat, ist ihre Wahrheit.“

„Sie wird uns jedenfalls interessiren,“ hörte man von allen Seiten.

„Haben Sie nicht einmal den Bildhauernamen van Deesen nennen hören? Der ihn trug, ist freilich jetzt nicht mehr am Leben, und seine Werke wurden fast alle nach England verkauft. Indessen, man hat doch seinerzeit von ihm geredet. Ich lernte ihn, den Niederländer, in jenem merkwürdigen Versammlungsort so vieler Nationen, in Rom, kennen. Eine jugendliche Erscheinung, voll frischen Lebens und voll Begeisterung für seine Kunst. Er leistete auch etwas, und jedermann sang sein Lob. Eine besondere Fertigkeit besaß er im Herstellen hübscher, sinnreicher Reliefs, die Figuren etwa in halber Lebensgröße gehalten, zart und anmuthig bewegt, — und wunderbar, er zeigte eine ausgesprochene Neigung für religiöse Stoffe. Ich sage wunderbar, denn wenn einmal das Gespräch auf Gegenstände dieser Art kam, kehrte er den ausgesprochenen Skeptiker hervor. Wir haben uns manches Mal gewundert, wenn er im Tone kalten Zweifels, völligen Unglaubens über die Idee eines göttlichen Erlösers, eines Fortlebens nach dem Tode ein Wort hinwarf. Diese Art, von christlichen Glaubenswahrheiten zu reden, die heute so vielen rühmlich und schicklich erscheint, war damals, wenigstens in unserem Kreise, noch recht selten. Und dabei meißelte van Deesen religiöse Stoffe! Wir haben ihn so manches Mal geneckt und gesagt: Du bist gar nicht so ungläubig, wie du uns glauben machen willst. Allein das wies er dann ziemlich bestimmt zurück.

„Ich glaube an das Diesseits und an den Tod alles Lebendigen,“ sagte er einmal, „aber nicht an Dinge, von denen wir nichts wissen können. Habt Ihr mich jemals etwas Jenseitiges darstellen sehen?“

Näher zugesehen, gingen seine Darstellungen wirklich nicht über diesen „Glauben an das Diesseits und seine Vergänglichkeit“ hinaus. Trotz aller Anmuth waren sie fast ausschließlich von einer trüben melancholischen Stimmung beherrscht. Nirgends eine tröstliche Andeutung oder Hinweisung auf ein besseres Leben! Was sie wirkten, wirkten sie durch die Macht des Schmerzes, den sie unvergleichlich lebendig zur Anschauung brachten. Es hatte etwas Ergreifendes, den Kopf des sterbenden Erlösers, eine trauernde Maria, den erschlagenen Abel neben seinem Altar, Hagar in der Wüste, den Abschied eines Kindes von seinen Eltern, eines Vaters, einer Mutter aus dem Kreise der Ihrigen von seiner Hand in Stein gemeißelt zu sehen; die Gestalten so sprechend, so überzeugend, bald die Ruhe der Entsagung auf dem stillen Antlitz, bald in leidenschaftlicher Bewegung; der Ausdruck stets von erschütternder Wahrheit. Diese Darstellungen trugen den Stempel des Selbsterlebten, mit so überwältigender Wahrheit schilderten sie das Weh der Trennung, das letzte matte Lächeln eines Sterbenden, die Schwere eines harten Geschickes. Er hat mehrere Grabdenkmäler dieser Art hergestellt, deren eines ich noch vor kurzem einmal wiedersah in einer kleinen Grabkapelle zu Florenz, und es ergriff mich von neuem in der Tiefe meiner Seele. Man sieht dort David und Jonathan von einander Abschied nehmen. Jonathan ist wehmüthig, still und in sich gekehrt, in den von plötzlichem Schmerz zerrissenen Zügen Davids, in der hastigen Geberde des sich Abwendenden spricht sich deutlich die Ahnung aus, daß er den Freund nicht wiedersehen wird. Man sollte es nicht für möglich halten, daß der kalte, harte Stein eine so zu Herzen gehende Sprache reden kann, aber es ist einem, wenn man dies Grabmal sieht, zu Muthe, als hätte man das Dargestellte selbst erlebt. Als van Deesens Meisterschaft auf diesem Gebiete anfing bekannter zu werden, flossen ihm einschlägige Aufträge, Bestellungen von Grabdenkmälern und ähnlichen Dingen in großer Menge zu.

Doch ich muß sehen, daß ich zu meiner Erzählung komme. Eines Tages, in der Zeit des eben erwachenden Frühlings, ging ich mit van Deesen über die Piazza del Popolo, und eben als wir uns dem nahen Thore zuwandten, rollte ein offener Wagen an uns vorüber, in welchem eine blonde Dame, die Tochter unseres englischen Gesandten, saß. Ich kannte sie sehr wohl und grüßte. Neu war mir nur, daß auch der Freund sie kannte, ich hatte ihn nie im Hotel des Gesandten getroffen. Er grüßte indessen die Dame mit einem Ausdruck lebhaftester Ergebenheit und wurde von ihr in der huldreichsten Weise wieder gegrüßt. Es entging mir durchaus nicht, daß neben dem seinen mein Gruß beinahe übersehen wurde.

„Findest du nicht auch," sagte ich im Weitergehen, vorsichtig vorfühlend zu dem Freunde, „daß Miß Helen Granford die liebenswürdigste Dame der hiesigen Gesellschaft ist?"

„Gewiß."

„Nun denn," und ich konnte einen Scherz nicht länger unterdrücken, „ich beneide dich!"

Er blickte mich an, und anstatt zu lächeln, wie ich erwartet, sah ich seine Augen in dunklem Eifer brennen. „Meinst du, daß es ein beneidenswerthes Loos ist für uns beide, durch ganz unübersteigliche Schranken, durch Vorurtheile geschieden zu sein?"

Ich erschrak. Im ersten Augenblick verstand ich ihn nicht völlig, ich meinte, er rede von uns beiden, von mir und ihm. Als ich dann begriffen hatte, was er meinte, und eine weitere Frage that, schüttelte er traurig seinen feinen Kopf und sagte: „Es läßt sich nicht viel darüber sagen, es ist einmal so."

„Aber," hub ich wieder an, „der Standesunterschied ist in diesem Falle doch nicht so unausfüllbar."

„Ach Standesunterschied. Etwas ganz anderes steht hier hindernd, trennend im Wege: meine religiöse Stellung. Der Earl of Granford sagt, ich sei ein Atheist."

„Und du bist es nicht?"

„Ich weiß nicht, was ich bin. Vielleicht bin ich es, ich bin in jenen Anschauungen groß geworden."

„Aber glaube mir, mein Freund, man ändert im Leben auf Grund eigener Erfahrungen in tausend Fällen die überkommenen Ansichten."

„Jawohl. Aber ich bin auch nicht ganz ohne Erfahrung. Du weißt, wie arm und allein ich mein ganzes Leben dagestanden habe. Ich habe die Vergänglichkeit aller Dinge erfahren. Ich glaube an den Tod und seine unerbittliche Wahrheit. Ich weiß nicht, wie man damit den Glauben an andere Dinge vereinigen kann."

„Aber hast du nicht gerade in deiner Verlassenheit oft Gottes Hülfe erfahren? Wie vieles hat er dir gegeben . . ."

„Ja, aber nichts Bleibendes." — Er sprach sich diesmal nicht weiter aus.

Ich nahm in dieser Sache für beide Seiten Partei. Da ich den Earl of Granford kannte, und wußte, wie heilig ihm sein Glaube, ein wie hohes, unschätzbares Gut in seinen Augen ein festes, klares, entschieden gläubiges und thätiges Christenthum war, begriff ich, daß er eine Verbindung seiner Tochter mit einem jungen Manne, der über diese Dinge so ganz anders dachte, nicht wünschen konnte, ja, für unmöglich halten mußte. Es war dies doch nicht so ganz Vorurtheil. Zu dem weiß man, mit welchem Mißtrauen die Gesellschaft im allgemeinen den von Künstlern vornehmen jungen Damen gezollten Tribut der Verehrung entgegennimmt, ob mit Recht oder Unrecht, brauche ich ja jetzt nicht zu entscheiden. Auf der andern Seite aber waren meine Sympathien mit meinem Freunde. Es war meine innigste Ueberzeugung, daß man ihn nicht so ohne weiteres unter die ganz irreligiösen Menschen werfen dürfe. — Nie hatte ich ihn mit Abneigung, nie mit gehässiger Verachtung von religiösen Dingen sprechen hören. Im Gegentheil, er hatte eine entschiedene Neigung dafür, er beschäftigte sich oft mit der Bibel, er hatte keine Anlage zum Leichtsinn, diesem größten Feinde echten Glaubens, er war aufrichtig und wahr. Ich hatte immer ein Gefühl, als sei in ihm gleichsam verborgen der Glaube an die unsichtbaren Dinge vorhanden, es gelte nur, ihn zu wecken, und ich gab mich der Hoffnung hin, Gott werde zur rechten Stunde sein Herz zu bewegen wissen. Vorurtheile hielten ihn, den Freund, zurück, vor allem das eine Vorurtheil, man könne sich ohne den Glauben an einen Erlöser durch die Engen und Tiefen des menschlichen Daseins hindurchfinden, der Glaube sei entbehrlich.

Diese meine Ansicht sollte nach kurzer Zeit eine merkwürdige Bestätigung erhalten.

Drei, vier Tage nämlich nach jener Begegnung durchlief unsere Kreise das Gerücht, die Tochter des Earl of Granford sei von einem plötzlichen Unfall betroffen worden. Die Pferde waren durchgegangen, sie hatte den Wagen verlassen wollen, war gestürzt — und liegt nun infolgedessen schwer darnieder. Ich ging sogleich in die Wohnung des Gesandten, um genauere Erkundigungen einzuziehen und meine Theilnahme zu bezeugen. Dort empfing mich die betrübendste Nachricht, die es geben konnte. Die junge Dame war im Laufe des Abends an einer inneren Verletzung gestorben.

Mein erster Gedanke war an meinen Freund. Ich eilte zu ihm und fand ihn in der größten Unruhe. Er redete mich selbst auf das Vorgefallene an, ich sah aus seinen Worten, daß er den letzten Ausgang des Ereignisses noch nicht kannte. Ich erwähnte, daß ich mich im Gesandtschaftshotel erkundigt habe.

„Warst du soeben da?" fragte er.

So war es denn an mir, ihm das Ergebniß meiner Erkundigungen, das Allerschmerzlichste mitzutheilen. Er war auf das tiefste betroffen. Eine Art starren Staunens schien sich seiner zu bemächtigen, als wenn er nicht recht gehört hätte, und ihn ganz zu überwältigen. „Ist es wahr?" stammelte er, und als er meine Worte endlich faßte, mit einer stillen Raserei des Schmerzes: „Es kann nicht sein."

„Mein lieber Freund," antwortete ich, „ich begreife deinen Schmerz. Allein in dieser Welt giebt es viele Enttäuschungen dieser Art."

„Enttäuschungen" — sagte er. „Ach meinst du, daß ich an mich denke? Aber wie ist es doch nur möglich, dies holde frische Leben, in ein paar Stunden! Todt? Nein, ich glaube es nicht, sie erwacht wieder, sie kann nicht todt sein."

„O, mein Freund," rief ich aus, „du redest unbewußterweise die Wahrheit. Gewiß, sie wird erwachen zu einem besseren Leben. Was wir Tod nennen, ist kein Tod. Unser Herr und Heiland spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben! und sein Apostel fügt hinzu, daß, wer an seinen Namen glaube, das ewige Leben habe." Und ich schlug das Wort des Erlösers auf in dem Neuen Testamente, das auf dem Tische lag. Ich wünschte überhaupt seine Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Heiligen Schrift zu lenken. Die letzten Reden Jesu, wie Johannes sie berichtet, sind unter allem, was die Schrift enthält, das Allerverklärteste.

Sein verstörtes, kummervolles Auge leuchtete. „Wunderbar," sagte er erschüttert, „fast überredest du mich, diese Dinge zu glauben."

„O," sagte ich, „daß ich dich überreden könnte!" Es war ihm in der That unfaßbar, was geschehen war. Zum erstenmal mag ihm das Unnatürliche des Todes, oder, wenn man lieber will, die Naturwidrigkeit desselben entgegengetreten sein. Um mich seiner eigenen Weise zu reden zu bedienen: sein „Glaube an den Tod" war gebrochen; ob er lernen würde, an das Leben zu glauben? Nur jene gewisse Zuversicht, die da hoffet und glaubet, was sie nicht siehet, kann uns trösten.

Auf meinem Heimwege rief ich mir jene stimmungsreichen Verse ins Gedächtniß zurück, von denen im Hause der Entschlafenen einmal die Rede gewesen war, und die ich daraufhin mir verschafft hatte, jene Verse Blanco Whites, in denen er der Unsterblichkeitshoffnung einen so schönen, zuversichtlichen Ausdruck giebt. Sie suchen in der englischen Sprache ihres Gleichen.

„Geheimnißvolle Nacht! Wie schlug das Herz
Dem ersten Menschen, ahnungsvoll, von Schmerz,
Von unbestimmter Furcht, von banger Qual
Ergriffen, als zuerst von Gott er nennen hörte
Dich und in trübes Dämmern sich verkehrte
Des Tages Glanz, das lichte Blau in Fahl.

Doch als vollendet war der Sonne Lauf,
Sah er, von röthlichem Gewölk umgeben,
Den Abendstern im Duft des Aethers schweben
Und tausend Sterne zogen mit herauf —
Er staunt sie an mit seligem Entzücken,
Denn eine neue Welt enthüllt sich seinen Blicken.

O sprecht, wer hätte das vom Sonnenlicht gedacht,
Daß seine Strahlen schleiergleich bedecken
So viel des Schönen, Herrlichen, das erst erwacht
Und unsern Augen sichtbar wird im Grau der Nacht!
Und wie? wir fürchten noch den Tod und beben
Vor ihm? — Da Licht so viel verhüllt... Es ist das Leben
Auch nur ein Schleier. Ja, im Todesgrauen
Werd' ich aufstrahlend neue Welten schauen."

Als ich am folgenden Tage nach dem Freunde sehen wollte, fand ich ihn nicht zu Hause. Auf dem Tische lag die Karte des englischen Gesandten, ein geöffnetes Billet daneben. Ich durfte es wohl lesen. Der Earl ersuchte darin in seinem und seiner Gattin Namen den jungen Künstler, ihm die große Liebe zu erweisen und mit den Gaben, welche ihm verliehen, ein Abbild der Entschlafenen anzufertigen. Sie möchten diese Arbeit in keine anderen Hände legen, als in die seinen. Sie würden für ihn zu jeder Zeit zu sprechen sein.

Welch wunderbare Fügung! dachte ich, und welch eine Stunde für meinen armen Freund! wie wird er es ertragen, sie jetzt zu sehen; mit welchen Gedanken wird er die ihm aufgetragene Arbeit vollbringen. Er hatte Recht mit seiner Klage, daß nichts Bleibendes ihm gegeben sei.

Aber noch ein anderer Gegenstand fesselte meine Aufmerksamkeit. Auf dem kleinen Tische neben seinem Bette stand eine gänzlich verzehrte Kerze, und lag eine aufgeschlagene Bibel. Noch immer Joh. 14, aber auch die Blätter kurz vorher und nachher schienen vor nicht langer Zeit hin und her gewendet worden zu sein. Hatte er den Trost des Glaubens gefunden? oder nicht? —

Ich wollte ihn doch gerne sprechen, wenigstens sehen, wie es ihm ginge, und wartete daher auf seine Rückkehr.

Nach einer halben Stunde hörte ich seinen Schritt auf der Treppe. Er trat ein. Er gab mir still die Hand. Sein Auge war feucht, es lag ein ungewohnter Glanz darin.

„Mein Lieber," sagte ich, „wie hast du diese Prüfung überstanden?"

„O," sprach er, „es war wohl eine schwere Stunde eben. Ach, mein Freund! — Aber ich weiß nicht, was mir ist, ich kann nicht von Herzen traurig sein. Ich bin in der Genesung, — und sie lebt!" An dem Ausdrucke, mit dem er diese Worte sagte, verstand ich leicht, wie er sie meinte.

Auch mein Herz wallte über. „Mein Freund, mein Bruder!" rief ich, und schloß ihn in meine Arme. Wir waren uns in diesen Tagen wirklich so recht innig nahe gekommen und vertraut geworden.

Und nun begann er seine Arbeit. Mancher von uns wunderte sich, daß er in jenen Tagen arbeiten konnte. Das Gerücht, das so lange geschwiegen, hatte sich nun schließlich doch der Sache bemächtigt, und man wußte also von der Neigung, die den Freund an die Entschlafene

gefesselt hatte. Man war in unserem Kreise sehr gespannt auf dieses Werk, um dessen willen er nun alle anderen begonnenen Arbeiten völlig ruhen ließ. Aber van Deesen war darin eigen: er ließ nicht gern seine Sachen sehen, ehe sie beendet waren. Sie wissen, manche Künstler, und nicht die schlechtesten, haben diese Weise. Wir wußten also nicht einmal, in welcher Art etwas geplant war, eine Büste, oder was denn eigentlich. Nun, es war schließlich doch ein Relief in schneeweißem Marmor, die Figuren fast in Lebensgröße.

Nie aber werde ich den Eindruck vergessen, welchen diese Darstellung auf mich machte, als ich sie endlich zu sehen bekam. Eines Abends sagte er zu mir: „Willst Du Miß Helens Grabmal sehen?“ und ging mit mir hinüber in das Atelier. Es war nunmehr bis auf ein Stück im Rande, dem Rahmen sozusagen des Gemäldes, vollendet. Auch diese mühselige Rahmenarbeit führte er selbst aus. Er wollte keine fremde Hand an diesem Werke haben. Die dargestellte Situation war höchst einfach und in sich selbst verständlich. Man sah einen hohen, schön gewölbten Bogen: ein offenes Portal, und unter seiner Wölbung, die Hände in der Weise etwa, wie der bekannte Thorwaldsensche Christus, ausbreitend, die Gestalt des Auferstandenen. Des Auferstandenen, denn auf den ersten Blick mußte er als solcher erkannt werden. Die Hoheit seiner Haltung und Geberde, seiner ganzen Erscheinung, die leise Spur der Wunden in den Händen und Füßen, und, deutlicher redend als alles andere, der wunderbar verklärte Ausdruck seines Angesichtes sagten es, unwillkürlich ward der Beschauer inne: Es ist der Herr! der Auferstandene in der Pforte des Paradieses. Und mit welcher Liebe, welcher Freundlichkeit, welchem himmlischen Erbarmen ruhte sein Auge, kam seine Hand der vor ihm auf der Schwelle knieenden Gestalt entgegen! Es ist eigentlich nicht ganz zutreffend, wenn ich sage, diese Gestalt kniete vor ihm. Es war eine jener momentanen Darstellungen, welche die neuere Kunst so bevorzugt, und die unter Umständen so mächtig ergreifen. Beide Hände Hülfe suchend dem Heiland entgegengestreckt, mit weit ausgebreiteten, aber schon ermattenden Schwingen, mit der letzten Anstrengung schwindender Kräfte die verheißungsvolle Schwelle erreichend, süßeste Sehnsucht, selige Hoffnung athmend in jeder Miene, in jeder Bewegung, und nun eben die rettende Hand des entgegenkommenden Erlösers berührend, sinkt hier die der Erde entflohene Seele an der Schwelle des Himmelreiches nieder, um von dem Allererbarmer an- und aufgenommen zu werden. In unnachahmlicher Weise war eben dieser Moment, wo die eigene Kraft nicht mehr ausreicht, und des Herrn Hand hilfreich eingreifen muß, erfaßt und voll zum Ausdruck gekommen. Die Züge aber jener hinsinkenden Gestalt waren die der Heimgegangenen. Darunter standen in mächtigen, großen Zügen die Worte: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“

Nie vorher hat van Deesen etwas Aehnliches geschaffen. Nie wieder nach diesem Ereigniß ist er zu der trostlosen Schwermuth früherer Erzeugnisse zurückgekehrt. Die wunderbar schönen Arbeiten, die noch aus seiner Hand hervorgingen, tragen einen Hauch des Ueberirdischen an sich, sprechen eine gewisse Zuversicht aus des, das man hoffet und nicht siehet.“

(Quellwasser für's deutsche Haus.)

Was uns das Mikroskop erzählt.

Für Haus und Herd von Chas. F. Allert.

Ich verspreche mir das Wohlgefallen des Lesers, wenn ich ihn auf ein ganz anderes Gebiet führe. Nichts Schönes noch Angenehmes ist's, was er durch meine Linsengläser sehen wird, und doch Etwas, was ihm vielleicht schon lange ein Fragezeichen im Buch der Natur

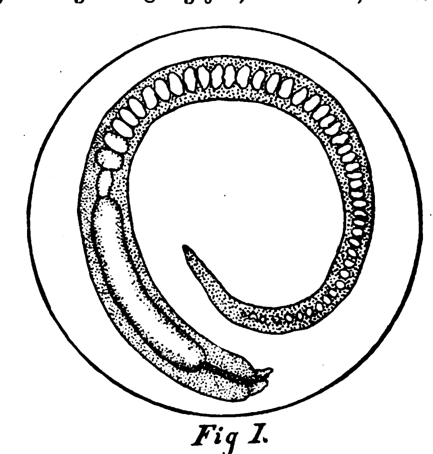


Fig I.

Männliche Trichinen.

gewesen ist. Ich meine die gefürchteten Trichinen. Sollte ich dem Liebhaber rohen Schinkens den Appetit verderben, so bitte ich achtungsvoll um Entschuldigung! Die Wahrheit muß ja doch gesagt werden. Daher komm und beobachte für dich selbst, so wirst du mit jenem großen römischen Feldherrn ausrufen: „Ich kam, ich sah, ich“ — aß keinen rohen Schinken mehr.

Viele Menschen sind diesen winzigen Würmern erlegen, ehe man sie kannte. In 1832

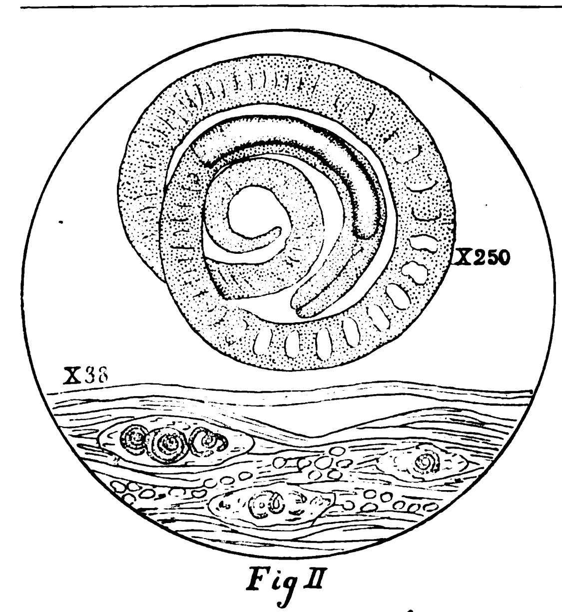


Fig II
Muskelfasern mit Trichinen und weibliche Trichine.

sah sie Prof. Hilton in London in den Muskelfasern der Brust eines am Brustkrebs verstorbenen alten Mannes. Drei Jahre später beschrieb Prof. Owen den Wurm vollständig und gab ihm den bis jetzt beibehaltenen Namen Trichina spiralis. Seit jener Zeit hat man dem Gast viel Aufmerksamkeit geschenkt.

Gelangt eine auch nur geringe Quantität trichinenhaltiges Fleisch in den Magen, sage des Menschen, so werden die Kapseln, in denen sich der Wurm befindet, im Magensaft aufgelöst und der Wurm in Freiheit gesetzt.

Figur I. zeigt das Männchen in diesem Stadium der Entwickelung; dasselbe stirbt bald darnach. Schon am 5. bis 7. Tage fängt das Weibchen an lebendige Jungen auszusetzen, welches 5 bis 8 Wochen fortdauert. Den Menschen überfällt in dieser Zeit Magenbeschwerden, Aufstoßen, Uebelkeit, Mattigkeit, Erbrechen u. s. w. Die jungen Trichinen wachsen wie das Unkraut und fangen bald an, sich durch die Darmwand, Bauchwand und das Bindegewebe zu bohren und in die Muskeln einzudringen. Daher klagt der Patient über rheumatische Schmerzen in den verschiedenen Körpertheilen. Das Gesicht schwillt an, sowie die Augenlider. Die Bewegungen werden erschwert, die Muskeln starr. Dazu gesellen sich noch in der 3. bis 5. Woche klanglose Stimme, Schmerz bei Bewegung der Augen, Erschwerung des Kauens und Schluckens, häufig Athemnoth u. s. w. So sagen Sachverständige; und das alles ist mehr, als du durchzumachen wünschest. Nicht einmal die Augenmuskeln bleiben verschont! In den Muskeln legen sie sich zur Ruhe, daher verspürt der Patient Beruhigung der Muskelreizung. Sie winden sich spiralförmig auf und umgeben sich mit einer Hülle. Kalkablagerung findet statt, so daß der Wurm in einem festen Gehäuse steckt, wie Figur II. veranschaulicht. Eine dieser Kapseln enthält drei Trichinen — die meisten aber nur eine. Also sehen wir den Kreislauf ihrer Entwickelung. Haben sie sich so in den Muskeln eines Schweines eingebürgert, so können sie Jahrzehnte liegen und dann wieder dieselbe Runde machen wie oben.

Figur II. zeigt oben eine weibliche Trichine 250 Mal vergrößert und aus der Kapsel genommen. Erstaunlich ist die Zahl der neuen Generation. Nach Leuckart, einem der besten Forscher auf diesem Gebiet, sollen nicht weniger als 10,000—15,000 Junge von einer Trichine ausgesetzt werden! Ja, nach anderen Autoritäten sogar bis 20,000! Allen Respekt vor der Trichinose oder Trichinenkrankheit! Kommt auch ein Mensch mit dem Leben davon, so ist es keineswegs ein erfreulicher Gedanke, daß man Millionen von Würmern im Körper herumträgt.

Es könnten hier viele Fälle angeführt werden — ja Epidemien, die gewissenorts aufgetreten sind und hunderte von Menschen ins Grab gerafft haben. Nur ein Schutzmittel ist dagegen, das zuverlässig ist: Das Fleisch gehörig kochen, daß ein jeder Theil einer Hitze von 212 Grad Fahrenheit ausgesetzt wird. (In den Abbildungen ist das spitzige Ende der Kopf des Wurmes.)

Recht muß doch Recht bleiben.

III. Das wiedergefundene Testament.

Ein Geschichtsbild aus der Zeit der deutschen Schmach und Erhebung.

Für Haus und Herd von Paul Eugen.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Deutschland schlägt d'rein.

Tiefe Nacht deckte die Erde, der Regen goß in Strömen und in sein plätscherndes Geräusch mischte sich ein wildes Brausen. Es rührte von den hochgehenden Wellen der Katzbach her, deren Bett durch die Gewitterregen der letzten Tage mächtig angeschwollen war. Es war der Abend des denkwürdigen Tages, an welchem der Heldengreis Blücher dort mit seiner Armee

einen so gewaltigen Sieg über die Franzosen erfochten hatte. Johannes stand zwar heute nicht zum ersten Mal dem Feind gegenüber; trotzdem vermochte er noch nicht jene Ruhe über sich zu gewinnen, welche den Freunden, vor Allen aber dem Wachtmeister Wolf eigen war.

„Nur nicht zu hitzig," mahnte derselbe, „man giebt sich sonst gar zu leicht eine Blöße." Allein Johannes hörte kaum auf ihn; mit Riesenkräften drängte er immer weiter vor, rechts und links gewaltige Hiebe austheilend, bis er sich schließlich einem französischen Offizier gegenüber sah, der seiner Gewandtheit im Fechten gewachsen schien. Welche Ueberraschung malte sich jedoch in den Zügen von Johannes, als er bei dem herrschenden Zwielichte seinen erbitterten Feind Raoul d'Haunaigue erkannte, dessen Falkenblick ihn aus der Menge herausgefunden zu haben schien, denn er sprengte gerade auf Johannes zu und wußte es durch ein geschicktes Manöver einzurichten, daß er mit ihm abseits zu kämpfen kam. Gleich Blitzen kreuzten sich die Hiebe, die sie mit äußerster Wucht gegen einander führten, ohne daß jedoch Einer dem Andern etwas anzuhaben vermochte. Wer weiß, wie lange dieser Kampf gedauert haben würde, hätte Raoul d'Haunaigue nicht einige preußische Husaren nahen sehen. Er gab daher seinem Pferde die Sporen, rief aber beim Wegsprengen dem heißerglühenden Johannes noch drohend zu: „Wir treffen uns wieder, Herr Ratbod!"

Jetzt kamen eben mehrere Reiter, deren Uniformen schon von fern hohe Offiziere verkündeten, herangesprengt, und kaum hatte die Schwadron in dem vordersten den General Blücher erkannt, als sie auch in lauten Jubel ausbrach.

Blücher verlegte nun das Hauptquartier nach Bautzen, während die Truppen in der nächsten Umgebung ein Lager bezogen und sich daselbst möglichst behaglich einrichteten. Die Hütte, welche Hirschfelds Schwadron für die Offiziere herstellte, sah ganz zierlich aus; sie war in einen Berg gegraben und bildete ein Wohnzimmer, an welches sich eine niedrige Schlafkammer anschloß. Das Dach setzte sich aus Fichtenstangen zusammen, die nahe an einander gelegt und dicht mit Rasen bedeckt waren. Außerdem hatte die Hütte nicht nur ein Fenster und eine Thüre, sondern sogar einen Kamin aufzuweisen. In ihr verlebte Johannes mit Katte und Hirschfeld ganz köstliche Stunden, und so manche Erinnerung ward wieder wach, wenn die Freunde Abends beim Wachtfeuer nebeneinander saßen. Obwohl Johannes, seit er ins Feld gerückt, sich stets in Gesellschaft der beiden Freunde befunden, hatte er doch erst jetzt ein Anrecht darauf, denselben Lagerplatz mit ihnen zu theilen. In Folge seiner an der Katzbach bewiesenen Tapferkeit war er zum Fähnrich vorgerückt. Kurz ehe der Befehl zum Abbruch des Lagers erfolgte, langte ein Nachschub der Landwehr bei Bautzen an. Katte hielt es vor Johannes geheim, bis er sich überzeugt hatte, daß der Vater seines jungen Freundes sich mit unter den Neuanlangenden befand. Er erwirkte dem alten Herrn Urlaub und nahm den Doktor mit sich in das behagliche Lagerzelt. Die Freude und Ueberraschung von Vater und Sohn war groß, und eine innige Rührung bemächtigte sich Johannes, als er beim Scheine des Wachtfeuers die Briefe las, welche der Vater aus der Heimath erhalten hatte. Mutter und Schwester befanden sich wohl und wußten dem alten Hauptmann Götze für sein ritterliches, aufopferndes Wesen nicht genug Lob zu spenden. Von den großen Strapazen der letzten Zeit sah man dem Vater Ratbod nichts an, vielmehr hatte er eine frische, blühende Gesichtsfarbe. Aber lange dauerte das Wiedersehen mit Johannes nicht. Schon am nächsten Tage erfolgte der weitere Vormarsch des Corps zu welchem der Doktor Ratbod gehörte, und am 16. Oktober stieß man bei Möckern auf den Feind. Bald begann in den Gassen des Dorfes ein entsetzlicher Kampf. Die Franzosen hatten jedes Haus zu einer kleinen Festung eingerichtet, und aus allen Fenstern, die Dachluken nicht ausgenommen, eröffneten sie ein wohl unterhaltenes Feuer auf die anstürmenden Preußen. Allein auch die Letzteren gaben nicht nach; vor Begierde brennend, nahe an den Feind zu kommen, und sich wohl bewußt, daß Deutschlands Schicksal sich heute entscheiden müsse, stürmten sie immer wieder von Neuem über die Leichen ihrer Brüder auf den Feind. Das Toben und Schreien der Soldaten, das Tönen des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Einschlagen und Platzen der Granaten, das Gewinsel und die Rufe der Verwundeten, sowie das Geheul der Fliehenden war grausig. Johannes eilte, sobald er auf dem Schlachtfeld eingetroffen, einem russischen Infanteristen zu Hilfe, der sich von drei Franzosen gleichzeitig angegriffen sah. Seine Pistole gegen Einen derselben mit Erfolg abfeuernd, hieb er wüthend auf die beiden Andern ein, so daß sie sich schleunigst zurückzogen. In demselben Augenblick sprengte jedoch ein französischer Offizier gegen Johannes heran, ihm ein kurzes: „Guten Morgen, Herr Ratbod!" zurufend.

Unser junger Freund musterte seinen Gegner und erkannte in ihm wiederum Raoul d'Haunaigue, mit dem er bereits in der Schlacht an der Katzbach einen heftigen Zweikampf bestanden und auf's neue kreuzten sich jetzt ihre Klingen.

Es regnete eine Menge von Hieben, ohne daß sie indessen einen der Fechter kampfunfähig gemacht hätten. Endlich gab Johannes sich ganz unverhofft eine Blöße, und schon wollte sein Gegner den tödtlichen Hieb nach ihm führen,

als sein Pferd vor einem in der unmittelbaren Nähe stürzenden brennenden Balken zurückscheute. Ein Sprühregen von Funken brachte auch das Pferd von Johannes zum Bäumen, und so wurde das kämpfende Paar von einander getrennt. Im Davonsprengen rief indessen der Colonel unserm Johannes abermals zu: „Wir treffen uns wieder, Herr Ratbod!"

Einige Stunden später sah sich Johannes noch einmal seinem erbitterten Feinde Raoul d'Haunaigne gegenüber. Auch dieses Mal bot das Paar alles auf, sich gegenseitig kampfunfähig zu machen, ohne daß es indessen gelang. Zudem sahen sich beide durch heranziehende Truppen getrennt und Raoul ließ abermals sein an Johannes gerichtetes: „Wir treffen uns wieder, Herr Ratbod!" vernehmen. Er folgte seinen fliehenden Landsleuten nach, denn schon war der Kampf entschieden, und die Franzosen, überall geworfen, zogen sich eilig und nicht ohne Verluste zurück.

Siebentes Kapitel.

Ein glücklicher Schuß und ein friedlicher Schluß.

Bald nach dem ruhmreichen 18. Oktober, dem Tage der berühmten Völkerschlacht bei Leipzig, wo Napoleon von dem Heere der Verbündeten völlig aufs Haupt geschlagen worden war, rückte dieses nach dem Rheine vor, bis in das badische Dorf Illingen, nahe bei Straßburg. Katte und Hirschfeld theilten ihre Stube mit einem österreichischen Offizier, dessen schmucke Persönlichkeit und intelligente Gesichtszüge seine Bekanntschaft wünschenswerth erscheinen ließen. Das Interesse der Freunde ging indessen in ein freudiges Erstaunen über, als der fremde Rittmeister ihnen, nachdem er ihren Namen erfahren, ein Billet der Gräfin Lübbenau überreichte. Sie befand sich im österreichischen Hauptquartier, da ihr Gatte zum Generalstab gehörte. In ihrer fröhlichen Laune sandte sie den preußischen Freunden Grüße zu und schloß mit einem: „Auf Wiedersehen in Paris!" „Die Gräfin," bemerkte der Rittmeister, nachdem das Billet von Katte und Hirschfeld gelesen war, „hat mir noch aufgetragen, Sie in ihrem Namen einzuladen, es sich nach dem Einzuge nach Paris im Palais Bruneville bequem zu machen." „Wir werden die freundliche Einladung nicht vergessen," erwiderte Katte verbindlich. Im weitern Verlaufe des Gespräches äußerte der Oesterreicher: „Die Gräfin theilte mir mit, daß Ihnen eine Familie Ratbod bekannt sei, ja, sie glaubt, daß der einzige Sohn am gegenwärtigen Feldzuge mit theilgenommen."

„Vater und Sohn!" rief Hirschfeld vergnügt. „Der Alte ist ein tüchtiger Landwehrmann und der junge steht als Lieutenant in meiner Schwadron."

„Er ist ein gar tapferes Kerlchen," fügte Katte hinzu, „und hat das Eiserne Kreuz, welches seine Brust schmückt, redlich verdient."

„Oh, dann führen Sie mich zu ihm!" rief der gemüthliche Wiener. „Wir haben uns zwar im Leben noch nie gesehen, kennen uns aber schon seit ein paar Jahrhunderten."

Diese seltsame Behauptung verlor für die beiden preußischen Offiziere das Räthselhafte, nachdem sie den Wunsch des österreichischen Kameraden erfüllt und ihn zu Johannes geführt hatten, welcher sich soeben auf Besuch bei seinem Vater befand.

Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß Angesichts des am fernen Horizonte auftauchenden Münsterthurmes abermals ein Ratbod mit einem Edelbeck Freundschaft schloß, denn der österreichische Rittmeister war Niemand anders, als der frühere Bildschnitzer Leopold Edelbeck. Seit dem Tage, wo er den Straßburger Münsterthurm zum letzten Mal erblickt und sich mit der kleinen Louison unter den Schutz der Zigeuner begeben hatte, waren freilich zwanzig lange Jahre verstrichen und aus dem schüchternen Jünglinge ein energischer Mann geworden; das Herz aber hatte sich nicht verändert, mit der ihm eigenen Innigkeit begrüßte er den Doktor und Johannes, und die drei Menschen waren schon nach wenigen Stunden so miteinander befreundet, als wenn sie sich bereits seit Jahren gekannt hätten.

Die Freunde schwelgten noch lange in der Erinnerung an ferne Jahrhunderte, bis der Appell sie an ihre Pflicht erinnerte und sie in die Gegenwart zurückführte. Es erging der Befehl, daß am nächsten Morgen der Rheinübergang stattfinden sollte, welcher zur bestimmten Stunde auch in größter Ordnung sich vollzog. Nach demselben zogen die Verbündeten tiefer in das Elsaß hinein.

Soeben näherte sich die Schwadron Edelbecks, welche dem Hauptheer voranging, dem heiligen Forste, wie der große Wald bei Hagenau genannt zu werden pflegte. Mehreren Reitern war es aufgefallen, daß ein ziemlich zerlumpter Mann von etlichen sechzig Jahren, mit langem weißen Bart- und Haupthaar, der Colonne unausgesetzt folgte, sich aber stets scheu zurückzog, wenn er die Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sah. Die Leute hielten es für ihre Pflicht, den Rittmeister davon in Kenntniß zu setzen. Edelbeck überzeugte sich sehr bald von der Richtigkeit dieser Angabe, denn er beobachtete, daß dem zerlumpten Manne außerordentlich viel daran zu liegen schien, der Schwadron vorzukommen. Er gab sich alle Mühe, seine Absicht zu erreichen, indem er zum Oeftern von der Landstraße abbog und näher

führende Feldwege einschlug; doch blieb sein Bemühen ohne Erfolg.

„Der Bursche scheint in der That kein gutes Gewissen zu haben," dachte der Rittmeister bei sich und gab der Schwadron Befehl zu einer rückgängigen Bewegung. Infolge derselben sah sich der weißbärtige Alte plötzlich mitten unter der Reiterschaar. Vergebens forschte er nach einer Lücke, welche ihm das Entwischen gestattete, und das Zittern seines Körpers verrieth ein böses Gewissen. Der Rittmeister verwickelte ihn in ein strenges Verhör, das durchaus nicht zu seinen Gunsten ausfiel, da er sich verschiedener Widersprüche schuldig machte, die ihn dringend verdächtigten.

„Gestehe es nur," rief Edelbeck ihm zu, „du bist ein französischer Spion und willst uns an den Feind, der irgendwo versteckt liegt, verrathen."

„Nix Verrath, gnädiger Herr," jammerte er, „ich bin nur ein armer Mann, der sich elend durch die Welt bettelt."

„Nach deiner eigenen Aussage bist du hier im Elsaß bekannt," forschte Edelbeck. „Du wirst mir also jedenfalls angeben können, ob sich in dem Walde, der unweit von hier beginnt, französische Truppen aufhalten."

„Nicht ein einziger Soldat," lautete des Alten rasche Antwort, so daß es auf Edelbeck den Eindruck des Unwahren machte. „Nein, gnädiger Herr, der Wald ist viel zu groß und einsam, als daß sich da im Winter Soldaten aufhalten können. In Straßburg freilich, da —"

„Genug," rief ihm Edelbeck zu und gab sich den Anschein, als ob er in die Angaben des Alten keine Zweifel setze.

„Kann ich mich dann wieder entfernen?" fragte der zerlumpte Greis in demüthigem Tone.

„Sobald du uns auf den rechten Weg nach Hagenau gebracht."

Dieser Bedingung schien der Alte sich gern zu fügen. Er bedeutete dem Rittmeister, daß er mit seinen Reitern den Wald rechts liegen lassen und dem schmäleren Fahrweg folgen solle, der sich weiter oben abzweige. Nach dieser Auskunft schüttelte er sich vor Frost, verlor dabei aber ein dünnes, vielfach zusammengelegtes Papier aus der Tasche. Er stieß einen Schrei des Schreckens aus und stürzte zur Erde, um das Papier wieder in seine Gewalt zu bekommen; allein die Reiter waren schneller, und nach wenigen Sekunden schon befand sich der scheinbar so unbedeutende Gegenstand in Edelbecks Händen.

Mit größter Aufmerksamkeit überflog der Rittmeister das Schriftstück, welches der zu Straßburg liegende französische General an einen Oberst d'Haunaigue gerichtet hatte. Derselbe gab darin aufs Genaueste die Stellung der Verbündeten an. Edelbeck warf, nachdem er das Papier durchgelesen, einen flammenden Blick auf den heftig zitternden Spion. Der Elende warf sich ihm jammernd zu Füßen und flehte um Gnade. Edelbeck schien indessen nicht gewillt, gegen einen Fremden Barmherzigkeit zu üben, der das Herz hatte, deutsche Landsleute an Franzosen zu verrathen.

„Denn daß du ein Deutsch-Elsäßer bist," rief ihm Edelbeck zornig zu, „beweist mir die Fertigkeit, mit welcher du unsere Sprache redest. Dein Verrath ist ein Schimpf für jeden Vaterlandsfreund, darum fort mit dir an den nächsten besten Baum. Zuvor aber sage uns noch genau, in welchem Theile des heiligen Forstes französische Soldaten versteckt liegen."

„Nur in dem Kloster W a l b u r g befindet sich der Colonel d'Haunaigue mit seinem Regimente und einer Abtheilung Dragoner," antwortete der Gefangene.

„Das ist also derselbe d'Haunaigue, welcher uns bei unserem Vormarsche nach Straßburg in den Rücken fallen sollte," dachte Edelbeck und setzte seinen Marsch weiter fort.

Die Franzosen hatten, trotzdem sie an eine Ueberrumpelung des Feindes nicht gedacht, nichts verabsäumt, um das Kloster in einen vortrefflichen Vertheidigungszustand zu setzen, wie die zahlreichen, in den Mauern angebrachten Schießscharten bewiesen. Aus ihnen eröffneten sie nun ein wohlunterhaltenes Feuer, welches die Reihen der anstürmenden deutschen Soldaten bedeutend lichtete. Endlich aber gelang es diesen doch, mehrere Granaten in das Gebäude zu werfen, sowie in die Umfassungsmauern Bresche zu schießen. Bald zeigte ein röthlicher Schein, der die Gipfel der Waldbäume beleuchtete, zur Genüge an, daß die in das Kloster geworfenen Granaten geplatzt waren und gezündet hatten. Raoul d'Haunaigue sah ein, daß er sich nicht länger hinter den Umfassungsmauern zu halten vermöge, und ordnete deshalb einen doppelten Ausfall an. Der eine, welchen er selbst befehligte, fand durch das Eingangsthor statt und hatte einen guten Erfolg: es gelang Raoul, sich mit seinen Mannschaften durchzuschlagen. Ein um so kläglicheres Ende nahm dagegen der andere Ausfall, welcher auf der entgegengesetzten Seite durch ein schmales Pförtchen, das auf den Friedhof des Klosters führte, stattfand. Die Franzosen vermochten sich dort nicht zu halten und bald wimmelte der Wald von fliehenden Franzosen, denn Raoul d'Haunaigue hatte trotz seines Erfolges gesehen, daß gegen die feindliche Uebermacht nichts auszurichten sei. Hirschfelds Reiter sprengten den Fliehenden nach und hieben noch so manchen Franzosen nieder. Johannes gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen Feind Raoul zu erreichen, welcher an der Seite eines jüngeren Offiziers dahinsprengte, doch schien der junge

Graf diesmal keine Lust zu haben, sich mit dem Deutschen in einem Zweikampfe zu messen.

Inzwischen hatten die Sieger von dem Kloster Walburg Besitz ergriffen und waren gleichzeitig bemüht gewesen, das durch eine Granate entstandene Feuer zu löschen.

„Ein prächtiges altes Kloster!“ äußerte zu dem zurückgekehrten Johannes unser guter Doktor, welcher mit zum Wachtdienst befohlen war. „Das Herz geht einem Geschichtsforscher auf bei einem solchen Anblick! Und mir steht noch dazu der Genuß bevor,“ fügte er mit einem wahrhaft seligen Gesichtsausdruck hinzu, „daß ich die Wache im Büchersaal erhalte!“

Leider hatte dort das Sprenggeschoß zu des Doktors Bekümmerniß großen Schaden angerichtet. Der Theil der Wand, durch den die Granate eingedrungen, lag sammt den Bücherkästen, welche davor gestanden, zertrümmert am Boden, und unser Professor blickte feuchten Auges auf das Chaos zu seinen Füßen, aus welchem verbrannte Papiere, schweinslederne Bücherrücken und andere Herrlichkeiten hervorlugten. Aber auch der übrige Theil des Saales zeigte ein buntes Durcheinander; überall traf der Blick auf Kohle, Schutt und zerrissene Bücher. Die Fensterkreuze waren halb verbrannt, desgleichen viele Landkarten an den Wänden, und nur ein einziges Bild war der Zerstörungssucht des verheerenden Elementes entgangen. Der Doktor kümmerte sich nicht viel darum, sondern zog manches werthvolle Manuscript, manches seltene Buch unter dem Schutt hervor und vertiefte sich darin derartig, daß er den wilden Kriegslärm gar nicht vernahm, welcher plötzlich in und vor dem Kloster losbrach.

Es war ein altes vergilbtes Pergament, das er soeben dem Trümmerhaufen entrissen. Doch welche hohe Ueberraschung malte sich auf seinen Zügen, als ihm plötzlich der Name Michael Ratbod in verschnörkelten Buchstaben entgegenglänzte. Er glaubte an eine Täuschung und rückte an seiner Brille herum, — allein der Name blieb und ebenso der Inhalt des Documents, den er hoch erstaunt mehr als einmal überflog.

„Großer Gott im Himmel!“ flüsterten die Lippen des greisen Gelehrten tief bewegt, „es ist das Testament vom Erben des Pfeiferkönigs, nach welchem von unsern Vorfahren so vielfach geforscht und gesucht wurde und das jetzt ein Zufall in meine Hände geführt hat!“

Wie oft war das große Bücherbrett, das an jenem Theile der Wand befestigt gewesen, von Klosterbrüdern gesäubert worden, wie vieler Blicke hatten darauf geruht, das in einer Mauerritze steckende Testament aber war Allen entgangen, bis eine preußische Granate endlich sich seiner erbarmte und es ans Tageslicht beförderte!

Der Doktor starrte noch immer halb betäubt auf das uralte Pergament, als plötzlich Johannes mit dem Rufe ins Zimmer stürmte: „Schnell fort, Vater, der Feind ist mit Verstärkung zurückgekehrt und befindet sich bereits im Kloster!“

In dem an die Bibliothek stoßenden Saal ward es jetzt lebendig und eine von Preußen verfolgte Abtheilung Franzosen stürmte herein. Unter der feindlichen Schaar befand sich auch Raoul d'Haunaigue. Derselbe hatte Johannes und dessen Vater kaum erkannt, als er mit hochgeschwungenem Säbel gegen sie losstürzte. In dem nämlichen Augenblicke aber, wo er die Waffe herabsausen ließ, sah er sich von einem jungen Franzosen entwaffnet, in welchem unsere Freunde jenen kranken Offizier wiedererkannten, der in ihrem Heim Pflege und Heilung gefunden.

Raoul wandte sich wüthend gegen ihn, doch jener rief unerschrocken: „Ich habe mein Wort gegeben, Johannes Ratbod zu schützen. Du bist Edelmann genug, Bruder, mich nicht an der Ausführung meines Versprechens zu hindern.“

Der finsterblickende Raoul wandte sich von seinen beiden Feinden ab, und gleich nachher befand er sich im Kampfe mit den feindlichen Truppen, während sein jüngerer Bruder Louis den dankbaren Händedruck des Doktors erwiderte.

Der tobende Kampf führte den jungen Grafen jedoch rasch wieder von Ratbods Seite, welche mit Hilfe ihrer Kameraden aus dem stürmischen Gefecht glücklich hervorgingen. Die Franzosen unterlagen, und die Verbündeten blieben als Sieger in dem jetzt erst recht zerstörten Kloster.

Beide Brüder d'Haunaigue befanden sich unter den Gefangenen. Raoul war ziemlich schwer verwundet, weshalb sich der gutmüthige Doktor für ihn verwendete. Durch Hirschfelds Vermittlung erhielt das Brüderpaar, nachdem es sein Ehrenwort gegeben, in diesem Feldzuge nicht mehr gegen die verbündeten Truppen zu kämpfen, die Erlaubniß, nach ihrem väterlichen Schlosse zurückzukehren. Von dem wichtigen Funde, den Vater Ratbod gethan, erfuhren sie indessen vorläufig noch nichts.

— — — — — — — — — — — — —

Es war zu Anfang Juni 1814. Die Verbündeten hatten ihren Einzug in Paris gehalten. Napoleon war entthront und befand sich auf Elba, während die Bourbonen wieder zu ihren alten Ehren gelangten und Ludwig XVIII. als König proklamirt war.

In einem der eleganten Säle des Palais Bruneville befand sich eine kleine Gesellschaft, welche außer der Dame des Hauses nur aus deutschen Kriegern bestand. Katte und Hirschfeld, sowie der Doktor und Johannes hatten die freundliche Einladung der Gräfin Lübbenau nicht vergessen und sich an dem sonnigen Tage in dem alten Palais zusammen gefunden. Das

arme, kleine Mädchen war jetzt zu einer glücklichen, reichen Erbin geworden, denn mächtige Freunde hatten sie, mit Hilfe der in ihrem Besitz befindlichen Familienpapiere, in ihre Rechte wieder eingesetzt. Dieselben wurden selbst durch das spätere kurze Wiederauftauchen Napoleons in keiner Weise beeinträchtigt, und die vornehme Welt fand sich bald in die Thatsache, daß die Gräfin Lübbenau den Winter über in ihrem Palais zu Paris, im Sommer dagegen in einem reizend gelegenen Schlosse bei Wien verweile, welches ihr Gatte ihr hatte erbauen lassen. Aber auch der alte Doktor Ratbod hatte nicht nöthig, gegen die unrechtmäßigen Erben seines Ahnherrn gerichtlich vorgehen zu müssen, da mit dem Tode Raouls, der seiner Wunde erlag, die eigentliche Feindschaft gebrochen war und die trüben Erfahrungen, welche sein Vater im Laufe seines vielbewegten Lebens gemacht, auf sein Herz gleichfalls versöhnlich gewirkt hatten, so daß er es sogar gerne gestattete, daß bald nach dem Frieden von 1815 in der Hauskapelle des Ahnenschlosses die Trauung seines jüngsten Sohnes Louis und Dora's stattfinden durfte. Der Leser sieht, daß der junge Franzose seine einstige treue Pflegerin nicht vergessen hatte.

Vorüber war die Begeisterung von 1813, ausgeklungen die Lieder des Vaterlandes und der Freiheit, gar mancher deutsche Heldensohn schlief in Frankreichs Erde, Straßburg und Elsaß aber, das geraubte deutsche Land, befand sich noch immer im Besitze der Welschen. Doch der Tag, wo das geraubte Kind der trauernden Germania zurückgebracht wurde, brach endlich an. Siebenundfünfzig Jahre später erschienen im Elsaß wiederum deutsche Krieger, die dieses Mal aber nicht eher ruhten, als bis hoch oben am Münsterthurme die weiße Fahne wehte und den Siegern verkündete, daß die uralte Reichsstadt sich ihnen ergeben habe. In der nämlichen Stunde aber, wo ein tausendstimmiges Hurrah vor der Festung ertönte, entfaltete sich auf dem Thurme des alten Schlosses die schwarz-weiß-rothe Fahne. Dora hatte den Tag des Sieges nicht mehr gesehen, sie schlummerte bereits mit Louis in der Ahnengruft; aber der Geist und das Herz der deutschen Frau lebten fort in ihren Kindern, welche den verwelschten Namen d'Haunaigne für alle Zeiten ablegten, um sich fortan wieder Hohenheg zu nennen. Mit Jauchzen empfing die glückliche Familie mehrere Tage nach der Uebergabe von Straßburg einen jungen preußischen Krieger, der zu den siegreichen Kämpfern gehörte. Es war der tapfere Siegfried Ratbod, ein Enkel von Johannes, der mit klingendem Spiel und unter den Tönen der „Wacht am Rhein" seinen Einzug in der alten Heimath seiner Väter hielt. Am Abend des festlichen Tages glänzte das Ahnenschloß in bunter Beleuchtung und friedvoll strahlten über ihm die leuchtenden Sterne. Der jüngste Sproß der alten Familie aber schloß die Freudenfeier mit dem Liedesworte des vaterländischen Sängers Emanuel Geibel:

„Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht' an,
Der Herr hat Großes
An uns gethan!
Ehre sei Gott in der Höhe!"

Guter und reeller Nebenverdienst.

Ja, Liebste, das möchte ich Ihnen noch einmal recht ans Herz legen — sorgen Sie für Ihr Alter, legen Sie jedes Jahr ein Sümmchen zurück, was ich Ihnen sage!"

Diese Worte meiner alten Freundin waren gewiß gut gemeint, und wenn ihre treuen Augen mich dabei so sorgenvoll und innig anblickten, so hätte ich ein Herz von Stein haben müssen, wenn ich nicht an mein Alter hätte denken und nicht ein Sümmchen hätte zurücklegen wollen. Wie gern hätte ich's gethan! Aber nun lege man einmal zurück, wenn am letzten Tage des Jahres auch gerade der letzte Cent dahingeht, wie es bei mir alljährlich der Fall war.

Und doch war ich nicht leichtsinnig, nein — es ging ganz natürlich zu, daß ich gerade nur reichte mit meiner Einnahme, die mir als wohlbestallte Lehrerin zukam, einer Einnahme, um die jüngere Kolleginnen mich wohl beneiden mochten.

Aber — dieses leidige „Aber!" — da war eine Summe abzutragen, die ich auf mein ehrlich Gesicht hin zu meinem Studium geliehen hatte; da galt es die ratenweise Abzahlung meines Instrumentes — ach, ich wußte, daß ich noch lange Jahre für die Vergangenheit zu arbeiten hatte. Was blieb dabei für mein Alter übrig? Nichts. — Dazu war das Alter nicht mehr gar so fern — ach, nein, es winkte mir mit einigen Silberfäden und Fältchen schon aus ganz bedenklicher Nähe. War ich doch schon ziemlich „mittelalterlich" gewesen, als Familienverhältnisse mich veranlaßten, den „Schwergeprüften" mich einzureihen und den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

Die segensreichen Einrichtungen, die meinen jungen Kolleginnen ein behagliches Alter schaffen sollen und können, waren zu der Zeit kaum als Pläne bekannt.

Kein Wunder, daß ich nach außerordentlichen Wegen zu spähen begann, die zur Vergrößerung meines Einkommens führen möchten.

Ich sann und grübelte im Wachen und Träumen. Könnte ich Privatstunden geben — nein, die Statuten der Schule, an welcher ich wirkte, verboten mir solche Zersplitterung meiner Kraft. Sollte ich mich an ein Tapisseriegeschäft wenden und um Arbeit bitten? Ach, die Augen thaten mir schon weh, wenn ich an die feinen Stiche nur dachte, die ich dann machen mußte. Sollte ich schriftstellern? Der Gedanke hatte etwas ungemein Verführerisches für mich, und ich widerstand der Versuchung nicht — ich begann zu schriftstellern. Bald hatte ich die Freude, mich in verschiedenen Blättchen gedruckt zu sehen. Aber das war der einzige Erfolg meiner Schriftstellerei, vergebens wartete ich in aller Stille auf weiteres.

Sollte ich einmal bei größeren Blättern mein Heil versuchen? Der Gedanke verließ mich nicht, er peinigte mich geradezu, und bald befanden sich einige kleine Arbeiten auf dem Wege nach B. und nach L., aber nach fabelhaft kurzer Zeit hatte ich die Freude des Wiedersehens. Und doch waren sie wirklich am Orte ihrer Bestimmung gewesen, nicht etwa in Vorahnung ihrer Unwürdigkeit und klüger als ich auf halbem Wege wieder umgekehrt, nein — sie brachten ihr Zeugniß mit: „Leider nicht zu verwenden," — „Ueberreichlich versehen."

So blieb die Sorge und tiefer sank ich in der Wahl der Mittel, mich ihrer zu entledigen.

Hatte ich nicht manchmal im Inseratentheile der Zeitungen gelesen: „Guter und reeller Nebenverdienst wird, gegen Einsendung von fünfzig Cents, Personen aller Stände nachgewiesen"? — Diese Annonce schien mir plötzlich höchst beachtenswerth.

Leichtsinnig wagte ich die fünfzig Cents und voll Hoffnung sah ich dem Kommenden entgegen.

Umgehend traf auch ein Brief ein von vielversprechender Dicke, doch ich bezwang meine Neugier bis zum Abend, wo ich keine Störung mehr zu fürchten brauchte, um mich dann mit ungetheilter Wonne in die Anweisungen zum Reichwerden zu vertiefen.

Aber mit der Enveloppe riß der schöne Wahn entzwei! Was fand ich? Eine Menge gedruckter Atteste, denen auf Wunsch noch hundert andere beigegeben werden konnten, Atteste, voll von Anerkennungen für den „edlen Menschenfreund," der es sich zur „heiligen Pflicht" gemacht hatte, verzagenden und verzweifelnden Menschen eine Existenz zu gründen. Wie trostreich für mich!

Mit diesen Attesten war mir nun keineswegs schon geholfen — das war auch nicht des Absenders Meinung, aber gegen Einsendung von fünf Dollar war der „Edelste aller Edlen" — laut Attest — bereit, auch mir die werthvollsten Rathschläge zu ertheilen.

Trieb mich die Neugier, oder hatte ich mich verstockt gegen die Erkenntniß des Schwindels — genug, ich opferte die verlangte Summe und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Nicht lange währte es, da erschien ein Büchelchen unter Kreuzband, leichte Waare, von außen angesehen, und sein Inhalt war dem Aeußeren entsprechend. Ich las und staunte. Rezept 1 (sehr zu empfehlen)," enthielt Winke zur eigenen Reinigung der Oefen.

„Rezept 2 (unübertrefflich)," lehrte die Herstellung von Schwefelhölzern zu eigenem Bedarf.

„Rezept 3 (äußerst profitabel)," gab Anweisung zur Bereitung der feinsten Tafelbutter aus Kartoffeln und Mohnöl. — Solcher Rezepte brachte das Büchelchen etwa zwanzig. Aber was halfen sie mir! Welchen Nutzen hatte ich davon, wenn ich wußte, wie man aus selbstgezogenen Tabakspflanzen die feinsten Havanna-Cigarren herstellen, oder wie man Rasirmesser schärfen und konserviren konnte! Mit einem tiefen Seufzer dachte ich an das schöne Fünfdollarstück, das ich so leichtsinnig dahingegeben hatte: ich war beschwindelt worden.

Nun war ich zwar um vieles klüger geworden, aber doch noch einfältig genug geblieben, in derselben thörichten Weise weiter zu sorgen, und meine alte Freundin verfehlte auch nicht, so oft sie mich sah, mahnend und warnend immer wieder auf die trübe Zukunft hinzuweisen. Sie meinte es so gut mit mir — ich war das Kind ihrer liebsten Jugendfreundin — und wie gern hätte sie mich von meinen Sorgen befreit, wenn sie nur nicht mittellos und auf eine kleine Leibrente beschränkt gewesen wäre. Doch brachte sie mir nicht selten Kleinigkeiten zum Geschenke, Dinge, die ich bedurfte und mir hätte kaufen müssen. „Sehen Sie, Liebste," sagte sie dann in ihrer freundlichen Weise, „da haben Sie ein Stückchen Litze, kostet zwanzig Cents und ein wenig Nähseide, gerade für fünfzehn Cents, macht zusammen fünfunddreißig Cents, die brauchen Sie nun nicht selbst auszugeben, aber Sie legen sie hübsch in Ihre Sparbüchse!"

Eines Tages aber kam sie freudestrahlend zu mir, ein Zeitungsblatt in der Hand. „O, Liebste," rief sie, noch ehe ihre kleine Gestalt über die Schwelle gekommen war, „da ist etwas für Sie!" und mit triumphirendem Blicke hielt sie mir das Blatt unter die Augen, wo ihr vor Aufregung zitternder Finger auf eine bestimmte Stelle wies: „Wichtig für Damen höheren Standes."

„Ach!" rief ich unwillig, „das ist wieder so etwas!"

„Wie denn *so etwas*?" fragte die kleine

Dame ärgerlich, weil unbekannt mit meinen schlimmen Erfahrungen. „So lesen Sie doch erst!" Und ich las: „Damen, denen es an Unterhaltung fehlt, kann leichte und einträgliche Beschäftigung nachgewiesen werden, der sich jede Dame unbeschadet ihres Standes widmen kann. Näheres — — u. s. w."

„Da melden wir uns!" rief die Kleine ganz entzückt, „das ist wie für Sie geschaffen! Sie hätten das natürlich wieder nicht gesehen — schweben immer in höheren Regionen! Und nun flink ans Werk — eine Briefmarke habe ich gleich mitgebracht."

Ich wollte Einwendungen machen, wollte ihr von meinen Erfahrungen erzählen. „Nichts da, Liebste! ich gehe nicht eher von der Stelle, bis Sie geschrieben haben." Damit pflanzte sie sich in das Sopha mit einer Entschiedenheit, die mir sagte, daß sie ihr Wort halten werde.

Zögernd suchte ich Papier und Feder, denn ich war überzeugt, daß es wieder „so etwas" sei. Seufzend tunkte ich ein, schrieb, couvertirte und adressirte.

„So ist's recht," sagte die kleine Dame zufrieden, die mir mit größter Aufmerksamkeit unter meinem Arme durch zugesehen hatte. „Nun geben Sie mir den Brief, Kindchen, ich stecke ihn lieber selbst in den Kasten, er ist zu wichtig." — Mit einer Freudenthräne im Auge schüttelte sie mir die Hand und trippelte mit jugendlicher Behendigkeit zur Thür hinaus.

Den Erfolg dieses Briefes erwartete ich mit der größten Geduld; nicht so meine Freundin, die schon den nächsten Tag ihr kleines freundliches Gesicht in die Thür steckte. „Noch nichts da?" Ich verneinte. „Haben Sie nur Geduld, Liebste, sehen Sie, die Leute müssen doch auch überlegen, ziehen vielleicht erst Erkundigungen ein."

Der folgende Abend brachte die erwartete Antwort, doch ließ ich das Schreiben bis zum Eintreffen meines Besuches uneröffnet.

Wie glänzten die Augen meiner alten Freundin, als sie den Brief erblickte, der in ihren hochgespannten Erwartungen einem „Tischchen deck dich!" gleich kam.

Das Oeffnen und das Lesen desselben schien ihr ein so großer Augenblick, daß sie feierlich ernst ihre Hände faltete.

Ich las: „P. P. Auf Ihr Gesuch beehren wir uns Ihnen mitzutheilen, daß wir geneigt sind, Sie als Agentin unseres Geschäftes zu acceptiren, und versprechen wir Ihnen bei genügendem Erfolg hohe Provision. Sobald Sie uns durch beglaubigte Anweisung eine sicher deponirte Kautionssumme überwiesen haben werden, empfangen Sie ein Kistchen mit zwanzig Flaschen feinstem Liqueur, den Sie behufs Erwerbung von Kunden gelegentlich in Ihrem werthen Freundeskreise empfehlen und bei Empfang von Besuchen zur Probe präsentiren. Wir sind überzeugt, daß jeder, der unser Fabrikat gekostet hat, das Verlangen haben wird, eine größere Quantität zu beziehen. In dem Falle würden Sie sich in liebenswürdiger Zuvorkommenheit zu erbieten haben, das Gewünschte aus der Ihnen bekannten Quelle kommen zu lassen. Wir bemerken noch, daß Ihnen auch Cigarretten, Zahnstocher und andere in feinen Kreisen unentbehrliche Artikel für obigen Zweck zur Verfügung stehen.

Ergebenst Elias Mayer & Co.

Die Wirkung dieses Schreibens war eine durchaus verschiedene. Ich mußte lachen, wie ich noch nie gelacht hatte, im Geiste sah ich mich die Rolle spielen, die mir hier vorgeschrieben worden: Ich schenkte mit liebenswürdigem Eifer Liqueur, ich präsentirte Cigarretten, ich verbreitete mich in harmlosem Geplauder über die Vorzüge von Zahnstochern — wie komisch mußte das alles einer beinahe schon alten Lehrerin zu Gesichte stehen!

Und meine alte Freundin, — zusammengesunken saß sie da, mit gefalteten Händen und mit verstörter Miene mich ansehend.

„Ach!" wie ein Schreckensruf klang es von ihren zitternden Lippen — „was giebt es doch für schlechte Menschen! Wie kann Ihnen einer zumuthen, einen Liqueurhandel anzufangen, das wäre ja beinahe eine Gastwirthschaft! Und Cigarretten sollen Sie verkaufen! und Zahnstocher gar — pfui, wie unappetitlich! So etwas einer anständigen Dame zuzumuthen!"

Meine Mühe, sie zu besänftigen, war durchaus erfolglos, sie war zu empört und ließ sich auch nicht die Meinung ausreden, das Ganze laufe einzig und allein auf Beleidigung anständiger Damen hinaus. Nach dieser Täuschung hoffte sie nun nichts mehr für mich, in tiefster Betrübniß schüttelte sie den Kopf. „Wie soll es werden, wenn Sie alt sind, Kindchen, und nicht mehr arbeiten können! Ich liege dann längst im Grabe und kann nicht einmal mehr ein Bischen für Sie — sorgen. Wie soll es werden!" Sie seufzte tief bekümmert. Mir aber kam plötzlich ein großer Gedanke, doch ehe ich ihn aussprach, nahm meine gute Freundin wieder das Wort: „Hören Sie, Liebste — ich weiß nun keinen Rath mehr für Sie, der liebe Gott muß schon selbst zugreifen, wenn Sie alt und schwach werden!"

War das nicht gerade auch mein Gedanke gewesen? Wie hatten wir beide denn vergessen können, daß der himmlische Vater gewißlich „zugreift", wenn unsere Hände nichts mehr vermögen!

Fort nun mit den thörichten Sorgen! Wohin hatten sie mich gebracht!

Arbeiten und schaffen, so lange die Kraft reicht und mit Gottvertrauen in die Zukunft blicken — nach diesem Rezepte lebte ich von nun an, und es hat sich als das einzig richtige erwiesen. (Daheim.)

Die Bedingungen zu einer erfolgreichen Erziehung mit Rücksicht auf unser deutsches Werk.

Von H. Böttcher.

(Publizirt auf Verlangen der Sonntagschul-Convention des Süd-Minnesota-Distrikts.)

Zum ersten ist nothwendig, daß unsere Kinder und jungen Leute gründlich zu Gott bekehrt werden, denn was nützen uns unbekehrte Glieder der Kirche, in welchen kein christliches Leben ist?

In der Familie, da wo die Wiege steht, müssen die Grundsteine zum Bau eines sittlichen und religiösen Charakters des Kindes gelegt und die Kinder erzogen werden in der Zucht und Ermahnung zum Herrn. Der Mutter Gemüth trägt besonders viel zur Bildung des Kindes bei, sowohl in leiblicher, als in geistiger Beziehung.

Aber man ist oft zu geneigt, in unserer Zeit das religiöse Leben in der Familie von der Mutter abhängig zu machen, und den Vater zu entschuldigen. Dies ist eine irrige Ansicht. Vater und Mutter müssen in Harmonie zusammen wirken, ihre Kinder für den Herrn in der Kirche zu erziehen, und für sie beten, daß sie frühe den Herrn kennen lernen.

Oft wird geklagt, daß die Jugend so gleichgültig sei gegen Gott und das Gebet; hat man sie aber auch früh genug daran gewöhnt? Oft lebt in unserer Jugend die wunderliche Idee, daß das Christenthum für das Alter, für Kranke oder Sterbende passe; aber tragen die Eltern nicht in vielen Fällen die meiste Schuld?

Giebt es keine Eltern, die das Gebet versäumen, keine Familien in unserer Kirche, die keinen Familienaltar haben und wo der süße Name Jesus nicht einmal das ganze Jahr genannt wird?

Da kann man sich denn leicht denken, wie es in einer solchen Familie aussieht. Gottesfurcht, Religion und Liebe zur Kirche fehlen; an das Heil der Seele wird nicht gedacht, und ist es da ein Wunder, wenn die Kinder der Tadelsucht anheimfallen?

Zuerst werden die Prediger getadelt, sodann die Fehler der Kirche gesucht und gefunden; ferner die Collekten bekrittelt, die gar zu häufig seien, was in der guten alten Zeit nicht so gewesen.

Bei solcher Erziehung wachsen die Kinder auf ohne Bekehrung, ohne Achtung vor dem Prediger und der Predigt; ohne Achtung vor Gottes Kindern und gottesdienstlichen Versammlungen; ja ohne Achtung vor ihren eigenen Eltern.

Schrecklich aber ist die Verantwortlichkeit, welche solche Eltern auf sich laden.

Ferner ist der Einfluß der Sonntagschule in der Erziehung unserer Kinder von großer Wichtigkeit.

Unsere Sonntagschulen sollen nicht blos religiöse, sondern sie müssen kirchlich-religiöse Schulen sein, wenn anders die Jugend in denselben für die Kirche erzogen werden soll.

Welcher Art der Einfluß der Sonntagschulen gegenüber unserem kirchlichen Leben ist, also wird sich auch der Charakter der Jugend in denselben bilden.

Daher ist es nothwendig, daß die Beamten und Lehrer gute Mitglieder der Kirche sind, und es ihnen Herzenssache ist, die Schüler in den Verband der Kirche sowohl, als zu Jesu zu führen. Ueberall sollte in der Sonntagschule kirchliche Ordnung gepflegt werden, damit die Jugend daran gewöhnt werde. Will man aber in der Sonntagschule verschiedene Lehrmeinungen und Ordnungen gutheißen, oder gar selbst nachmachen, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn unsere jungen Leute vielleicht Allerwelts-Christen, aber keine Gemeindeglieder werden.

Eine andere nothwendige Bedingung ist der systematische katechetische Unterricht von Seiten des Predigers. Zwar ist es die Aufgabe der Sonntagschule, religiösen Unterricht zu ertheilen, aber die Arbeit in der Sonntagschule ist nicht genügend.

Von der Wichtigkeit des katechetischen Unterrichts war die Kirche noch nie mehr überzeugt, als gegenwärtig.

In unserem kirchlichen Katechismus sind die Heilsvorschriften so kurz und bündig zusammen gefaßt als möglich, und wo der Unterricht gründlich ertheilt wird, werden sich die Kinder einen Schatz sammeln, der ihnen für Zeit und Ewigkeit zum Segen sein wird.

Nebst dem Katechismus-Unterricht sollen wir unseren Kindern und jungen Leuten wo immer möglich Unterricht ertheilen im Deutsch-Lesen und -Schreiben und in der deutschen Sprache. Ich bin fest überzeugt, daß etwas gethan werden muß in dieser Richtung, wollen wir unsere jungen Leute dem deutschen Werk erhalten. Wenn die Gemeinde im Stande ist, eine Gemeinde-Tagschule zu unterhalten, sollte es unbedingt geschehen; aber wo das nicht geschehen kann, da sollten die Prediger die Lehrer sein.

Selbstverständlich erfordert dies Zeit, viele Mühe von Seiten des Predigers und es wird ihm noch eine andere Last auferlegt. Aber es lohnt sich der Mühe. Gut wäre es auch, wenn für die erwachsenen jungen Leute Abendschulen errichtet werden könnten. Die Jugend will Beschäftigung haben, besonders in den langen Winterabenden, und Prediger und Eltern sollten klug sein und Zeit und Gelegenheit gut benützen, um unsere liebe deutsche Jugend für die deutsche Kirche zu erhalten.

Dann ist es ferner auch nothwendig, daß wir unserer Jugend gute, christliche, den Geist bildende und das Herz veredelnde Literatur in die Hand geben — gute Zeitschriften und Bücher, deren wir in deutscher Sprache die Fülle haben. Die schädliche, giftige Literatur des Tages richtet schreckliche Verheerungen an unter der lieben Jugend. Verschließt man auch die Thüre dagegen, so schieben die Agenten das Zeug unter der Thüre oder zum Fenster hinein. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die Jugend der Kirche verloren geht! Laßt uns unsere Augen aufthun und nachsehen, was unsere Kinder lesen.

Ferner sollen wir auch unsere Jugend anleileiten zu einem würdigen Gebrauch der heiligen Sakramente. O wie wenig junge Leute gehen zum Abendmahlstische! Wo ist wohl die Ursache zu suchen? Im jugendlichen Leichtsinn oder in der Pflichtversäumniß der Eltern und Prediger? Von Wesley heißt es, daß er als 7jähriger Knabe zum heiligen Abendmahl ging. Unsere Kinder im Alter von 14—16 Jahren sollten angeleitet werden das heilige Abendmahl zu feiern. Dann sollten wir überall, wo es sich thun läßt, nette, dem Zweck entsprechende Kirchen haben, so daß unsere jungen Leute ein nettes Heim haben und es in Wahrheit gesagt werden kann: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth.“ Das also angelegte Geld trägt in der Folge große Interessen. Endlich ist nothwendig, daß die Gemeinden recht „kirchlich“ sind, vor allem die Vorsteher, die sollten ihre eigene Kirche allen andern vorziehen. Kirchlicher Liberalismus ist schon gut, doch darf er nicht zu weit gehen. Bischof Simpson sagte einmal: „Ich habe kein Recht meines Nachbars Familie ebenso zu lieben als meine eigene, nein, ich muß meine Familie mehr lieben als alle anderen.“

Bruchstücke aus dem Leben Händels.

Für Haus und Herd von C. Ott.

Jedes Gebiet des menschlichen Wirkens hat große Geister aufzuweisen, deren Ruhm auch der Nachwelt bekannt ist. So die Musik. Wer kennt nicht die Namen der großen Musiker, Händel, Hayden, Beethoven und Mozart? Und unter diesen Größen steht Händel als der Größeste oben an der Spitze. Einige Bruchstücke aus seinem Leben möchten interessant sein.

Sein Geburtsort war Halle in Sachsen, woselbst sein Vater ein Arzt war. Wie fast alle Männer, welche in ihren Gebieten Großes geleistet haben, schon in frühester Jugend ihre Anlagen zeigten, so war es auch bei Händel. Der Klang musikalischer Instrumente schien ihn schon als Kind auf besondere Weise zu fesseln.

Händel's Vater bemerkte diese Vorliebe für Musik, war aber keineswegs froh darüber. Er meinte, Musik sei schon gut zum Zeitvertreib, aber als Geschäft tauge sie nicht. Sein Sohn sollte kein Musikant werden. Deshalb erlaubte er ihm nicht auf irgend einem Instrumente sich zu üben, auch sollte er kein Concert besuchen. Aber auch hier zeigt es sich deutlich, wie schwer es ist den menschlichen Geist zu knechten und wie man, wenn man ein Ziel erreichen will, immer Mittel und Wege findet. Oben in der Dachstube des Händelschen Hauses stand ein altes, unserm heutigen Piano ähnliches Instrument. Zu diesem schlich unser junger Freund, wenn sein Vater von Hause abwesend war, und übte sich ohne Lehrer und sonstige Hülfsquellen.

Eines Tages wollte sein Vater einen Besuch bei dem Grafen Sachsen-Weißenfels abstatten. Der kleine Georg bat, daß er ihn mitnehmen möchte, und diese Bitte wurde ihm gewährt. Bald nach der Ankunft Beider auf der Burg des Grafen hörte man in der Burgkapelle eine wunderbare Musik. Der Graf trat in dieselbe und fand einen kleinen Knaben, der da spielte. „Wer bist du?“ rief der Graf aus.

„Ich bin der kleine Händel aus Halle,“ war die Antwort.

„Bravo,“ sagte der Graf.

Händels Vater stand mit zornigem Gesichte da. Der Graf aber wandte sich an denselben und sagte: „Ihr Knabe hat Genie und Sie thun unrecht es zu unterdrücken. Lassen Sie ihn Musiker werden.“

Und so geschah es. Sein Vater willigte ein und ließ ihn durch die besten Musiklehrer seiner Zeit unterrichten. Jetzt war er in seinem

Elemente und studirte mit großem Eifer, und wie zu erwarten war mit großem Erfolge. Bald war er im Stande, auf fast allen Instrumenten zu spielen, und sein Ziel war, sich zum Meister aller musikalischen Compositionen zu machen und wenn möglich, sie zu verbessern. Dies nahm seine Zeit so in Anspruch, daß er vor den Ausschweifungen so vieler seiner jugendlichen Zeitgenossen bewahrt blieb.

Als er einundzwanzig Jahre alt war, ging er nach Florenz, von da nach Venedig und später nach Rom. Hier fing er an zu componiren, doch haben seine Arbeiten aus dieser Zeit sich nie einen bleibenden Ruf erworben.

Im Jahre 1709 kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich an den Höfen der Herrscher von Braunschweig und Hannover auf. Sein Ruf war jetzt schon ein großer geworden, und deshalb war man begierig, ihn auch anderswo zu hören. Von England her kamen Einladungen, die so verlockend waren, daß Händel beschloß, dorthin zu gehen. Mit offenen Armen empfing man ihn, und seine Reise durch dieses Land war wie ein Triumphzug. Auf den Straßen redete man von ihm, die Musikbanden spielten seine Stücke, in allen musikalischen Versammlungen war sein Name oben an und die Buchhändler und Verleger machten glänzende Geschäfte durch den Verkauf seiner Werke. Zwischen ihm und einem derselben fiel folgendes Gespräch vor:

„Mein Freund," sagte Händel.

„Und was ist gefällig?" war die Antwort.

„Das nächste Mal mögen Sie die Musik schreiben und ich werde sie verkaufen."

Unterdessen hatte König Georg I. aus dem Hause Hannover den Thron Englands bestiegen. Derselbe hatte noch nicht vergessen, daß Händel einst den Hof seines Hauses verlassen hatte, und um ihn zu strafen, verbot er ihm, am Hofe zu London zu spielen. Einst jedoch hörte er etliche Musikanten ein Stück Händel's aufführen, und wurde davon so bezaubert, daß er ihm vergab, ihn an seinen Hof kommen ließ und ihm eine große Pension bewilligte. Die Versöhnung des Königs von England und des Königs der Musik erfüllte ganz London mit Freude, und man feierte dieselbe unter Kanonendonner und Illumination der Häuser.

Händel schrieb viele Opern, aber besonders ist er bekannt als der Autor vieler Oratorien, d. h. Darstellungen biblischer, heiliger Ereignisse durch Musik. Auf diesem Felde leistete er so Vieles und Großes, daß man ihn den „Vater der Oratorien" nennt. Alle seine Stücke erfreuten sich des Beifalls seiner Zeit, aber die meisten von denen, welche er vor seinem fünfzigsten Jahre schrieb, sind der Vergessenheit anheimgefallen.

Dreißig Jahre einer glänzenden musikalischen Laufbahn waren verschwunden und er war dadurch für das größte Werk seines Lebens vorbereitet. Im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens schrieb er seinen „Saul". Bald darauf „Israel in Egypten". Beide Stücke haben sich bis jetzt erhalten. Sein Meisterstück jedoch ist der „Messias". Auf folgende Weise soll dies Oratorium entstanden sein: Er hatte eine besondere Vorliebe für Irland. Einige Menschenfreunde Dublin's baten ihn, ein Conzert zu geben, um mit dem Erlös davon Unglückliche, welche Schulden halber in das Gefängniß gerathen waren, zu befreien. Dies bewog ihn, den „Messias" zu schreiben. Es scheint fast, als ob eine höhere Inspiration ihn dabei geleitet hätte. Von seinem Herzenszustande während dieser Zeit sagte er: „Es schien mir, als sähe ich den Himmel offen und sähe den großen Gott selbst."

Der Erfolg dieses Oratoriums war großartig. Etwas derartiges war noch nie gehört worden. Die größten Säle Dublin's konnten die herbeiströmende Menge nicht fassen. Als König Georg II. dasselbe zum ersten Male hörte, war der Eindruck des „Hallelujah-Chorus" auf ihn so gewaltig, daß er sich ganz vergaß und auf seine Füße sprang.

„Sie haben aber die Versammlung gut amüsirt," sagte ein Edelmann zu ihm am Schlusse seiner ersten Aufführung des „Messias" in London.

„Mein Herr, es würde mir leid thun, wenn ich sie blos amüsirt hätte, ich wollte sie bessern," war die Antwort des Meisters der Musik.

Sein Leben war ein reines, rechtschaffenes, frommes, und dies ist wohl eine Ursache seines glänzenden Erfolges. Wer da will ein großes, gutes Werk thun, das bleibet, muß sich losreißen von dem Niedrigen und Gemeinen.

In seinem Alter wurde er blind, aber obwohl er leiblich ohne Licht war, blieb er doch ein König der Musik.

Sein Wunsch war, am Charfreitag zu sterben, weil an dem Tage Christus in das Paradies eingegangen sei, und derselbe wurde erfüllt, denn auf seinem Grabstein ist zu lesen: „Starb am Charfreitag, den 14. April 1759." Aber wiewohl er gestorben ist, lebt er noch.

Aus einem Fremdenbuche.

Vor mir liegt ein Buch, mit einem niedlichen Kleidchen angethan, bei dessen Anfertigung auch das Gold nicht gespart worden ist. Ich schlage das Titelblatt auf und lese rechts oben: „Fremdenbuch der Familie . . .", in der Mitte den Spruch Hebr. 12, 2: „Gastfrei zu sein, vergesset nicht, denn durch dasselbige haben etliche

ohne ihr Wissen Engel beherbergt!" unten: „Hannover, Verlag von Heinr. Feesche." Links dagegen finde ich eine feine, wohlgelungene Photographie, welche den gastfreundlichen Empfang lieber Gäste seitens des Hausherrn und der Hausfrau darstellt. Das nächste Blatt bringt eine Widmung im poetischen Gewande, aus der ich folgende Zeilen hervorhebe, welche den Zweck des Buches deutlich verrathen:

„Wer unter diesem stillen Dach
Geherbergt ohne Ungemach,
Der nehme, wenn er weiter zieht,
Viel Segen und viel Frieden mit!
Doch eh' er wieder geht durch's Thor,
Schreib' er in dieses Buch zuvor
Sich ein und setze auch dabei
Ein gutes Sprüchlein oder zwei."

Nun folgen eine ganze Menge weißer und leerer Blätter. Doch nein! Das ist nur zur Hälfte wahr! Weiß und leer waren die Blätter vor vier Jahren, wo ich meiner bessern Hälfte dieses Buch als Angebinde zum Wiegenfeste darbrachte. Heute aber ist bereits ein Drittel desselben beschrieben mit allerlei werthen Namen und guten Worten in Prosa und Poesie. Seitdem nämlich das Fremdenbuch im Hause ist, ist ihm sein Quartier im sogenannten Fremdenzimmer angewiesen worden. Sobald nun ein Freund des Hauses Miene macht, seine Herberge auch nur eine Nacht unter unserem Dache aufzuschlagen, wird ihm das Fremdenbuch gebracht mit der freundlichen Bitte, seinen Namen und womöglich auch ein gutes Wort zum Andenken an den lieben Besuch einzuschreiben. Keiner von den vielen Gästen, die in den vier Jahren ein- und ausgegangen sind, hat sich geweigert, den Gastfreunden diesen Gefallen zu thun. Und so haben wir eine große Anzahl Erinnerungszeichen erhalten, die uns lieb und werth bleiben werden für alle kommenden Zeiten. Einige davon will Schreiber dieser Zeilen hier zum besten geben. Natürlich ist keins davon niedergeschrieben worden in der Voraussetzung, daß es einmal zum Abdruck gebracht werden könnte. Doch glaubt der Schreiber, daß ihm keiner der ehemaligen Gastfreunde diese Veröffentlichung übelnehmen werde.

An der Spitze mögen die sinnigen Worte stehen, welche ein naher Verwandter des Hauses eingetragen hat zu einer Zeit, wo die göttliche Gnadensonne für unser Haus hinter dunkeln Wolken verborgen war. Auf den Rath des Arztes hatte nämlich der Hausherr im Sommer des Jahres 1879 eine Badekur gebraucht gegen ein hartnäckiges Hals- und ein angehendes Brustleiden — ohne jeden Erfolg. Als er nach der Cur wieder zu seinem Hausarzte kam, gab dieser die Erklärung ab: „Ich rathe Ihnen, daß Sie das Kapital, welches Sie durch Ihre Person repräsentiren, Ihrer Familie womöglich noch eine Zeitlang zu erhalten suchen und — den Winter im Süden zubringen." Das war ein harter Schlag! Mit sorgenschwerem Herzen und Haupte ging der Verurtheilte umher. In dieser Zeit sandte ihm der himmlische Oberarzt als Engel des Trostes den lieben Verwandten ins Haus, der folgenden poetischen Scheidegruß zur Erquickung seiner Gastfreunde hinterließ:

„Unwetter hat mich festgehalten,
Bei euch zu bleiben über Nacht;
Doch hat uns schon am andern Morgen
Die Sonne wieder angelacht.
Ist's nicht ein Bild vom Christenleben,
Das uns auch führt durch manches Leid,
Bis als Erlöste wir einst schweben
Im Glanze ew'ger Seligkeit?"

Ein anderer theurer Gast, den der Hausherr vor einer Reihe von Jahren in Bad Ems kennen, schätzen und lieben lernte, und der ihm seitdem in treuer Freundschaft verbunden blieb, schrieb vor seiner Heimreise die Worte nieder:

„Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.

Kommt, laßt uns munter wandern,
Der Weg kürzt immer ab;
Ein Tag der folgt dem andern,
Bald fällt der Leib in's Grab.
Nur noch ein wenig Muth,
Nur noch ein wenig treuer,
Von allen Dingen freier,
Gewandt zum ew'gen Gut!

An irdischen Heilquellen fanden wir uns einst, aus dem einen Heilsbrunnen schöpften wir mit Freuden, der Herr helfe und leite uns zu dem lebendigen Wasserbrunnen! Dies der herzliche Wunsch Ihres für alle erzeigte Freundschaft und Liebe stets dankbaren Gastes . . ."

Ein dritter werther Gast, dem die poetische Ader nicht fehlt, hinterließ beim Scheiden folgenden Gruß und Wunsch:

„Aus gastlichem Haus
Zieh' wieder ich aus
Und winde Glückwünsche zum Strauße:
Mag Segen und Heil,
Mag „das gute Theil"
Fortleuchten dem freundlichen Hause!"

Ganz anderer Art ist die Hinterlassenschaft eines andern Gastes, dem das melancholische Temperament nicht streitig gemacht werden kann, und der seiner schwermüthigen Stimmung Ausdruck gab in den Worten:

„Heute scheid' ich, heute wandr' ich,
Keine Seele weint um mich!"

Aber auch an humoristisch angelegten Gästen hat es nicht gefehlt. Als Zeugniß dafür mögen die folgenden launigen Worte dienen:

„Und Abends im Dörflein,
Da kehrt' ich durstig ein,

nämlich am 6. April 1882, aber mein Durst wurde gestillt und für alle Leibes- und Geistesnahrung und Nothdurft bis zum 8. April gesorgt. An diesem Tage scheide ich aus dem freundlichen Hause mit dem Wunsche:

Gesegnet seist du allezeit
Von der Wurzel bis zum Wipfel!"

Doch genug der Proben! Möge jedes gastliche Haus den Davoneilenden eine solche Bleibestätte bereiten. (Nachbar.)

Die Blüthezeit des Reliquienwesens.

Für Haus und Herd von A. Flammann.

Am 10. November dieses Jahres feiert die die protestantische Kirche den Geburtstag des großen Reformators Doctor Martin Luther. Unter den vielen Dingen, welche im Laufe der Jahrhunderte sich in die Kirche einschlichen, ihr zum Fluch und Verderben geriethen und eine Reformation der Kirche nothwendig machten, nimmt der Reliquienhandel und die Reliquienverehrung einen Hauptplatz ein, indem derselbe in den ersten Jahrhunderten der Kirche entstand und im Laufe der Zeit immer mehr an Umfang gewann.

Helena, die Mutter des Kaisers Constantin des Großen, begünstigte die Entstehung desselben, indem bei dem von ihr betriebenen Bau der Kirche des heiligen Grabes, im Jahre 326, angeblich das heilige Kreuz Christi aufgefunden wurde, welches während beinahe 300 Jahren unversehrt im Schoße der Erde lag.

Während nun in der morgenländischen Kirche die Bilderverehrung vorherrschend war, wurde aber die abendländische Kirche von der Zeit an in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum thatsächlich mit Reliquien aller Art übersäet, bis es zuletzt kaum eine Stadt oder einen Ort gab, in welchem nicht irgend eine Reliquie zu finden gewesen wäre.

Besonders blühte der Reliquienhandel während der Zeit der Kreuzzüge. Die heimkehrenden Krieger brachten gern als Beweise ihres Eifers in der heiligen Sache und als Trophäen ihrer Siege irgend etwas mit zurück in ihre Heimath, was mit dem allgemeinen Enthusiasmus und dem religiösen Gefühl des Volkes in Verbindung stand. Und bei der Leichtgläubigkeit des verblendeten Volkes war es ja eine geringfügige Sache, irgend etwas, was gewünscht wurde, herbeizuschaffen. Dafür sorgten die Priester und Mönche, die den ihnen daraus erwachsenden Vortheil wohl erkannten und benützten. Was sie nicht selber fabriziren konnten, das suchten sie auf irgend eine Weise zu erlangen und es den Abergläubigen als echte Waare für schweres Geld zu verkaufen.

Jede Kirche war begierig, in den Besitz solcher Heiligthümer zu gelangen, da ja selbst ein Beschluß des zweiten Concils zu Nicäa (gehalten im Jahre 787) dahin lautete, daß keine Kirche ohne eine Reliquie eingeweiht werden durfte, und da es um so vortheilhafter war für die betreffende Kirche, je mehr und je erhabenere Reliquien dieselbe besaß, und auch Privatpersonen wetteiferten, mit großen Summen Geldes, sich solche zu sichern, wurde es thatsächlich zu einer allgemeinen Manie, Reliquien in irgend welcher Form und Gestalt im Hause zu haben.

Es ist beinahe unglaublich, welch' fabelhaft hohe Summen bereitwilligst für diese Dinge bezahlt wurden. Wir geben hier nur einige Beispiele. Ludwig IX. bezahlte für eine kleine Anzahl Reliquien 20,000 Mark Silber. Richard Löwenherz zahlte eben so gern für eine kleine Partie 32,000 Dukaten. Heinrich der Löwe brachte unter vielen anderen Dingen den angeblichen Daumen des Evangelisten Markus mit zurück aus dem heiligen Lande, wofür ihm die Stadt Venedig vergeblich 100,000 Dukaten anbot. Ludwig der Heilige kaufte unter anderm die angeblich echte Dornenkrone, welche der Erlöser trug, für 13.134 Dukaten. Wenn man den hohen Werth des Geldes zur damaligen Zeit bedenkt, so muß man staunen über die Bereitwilligkeit, mit welcher solche Summen verausgabt wurden für diese Dinge.

Natürlich konnten die jeweiligen Päpste in Rom es nur mit Mißgunst und Unzufriedenheit ansehen, wie diese großen Summen Geldes nach allen andern Plätzen und in alle andern Taschen, nur nicht nach Rom und in die Taschen des Papstes flossen. Man richtete es deshalb bald so ein, daß die heilige Stadt der Hauptmarkt des Reliquienhandels wurde, indem die Reliquien von jetzt an mit dem päpstlichen Siegel beglaubigt sein mußten. Waren keine menschlichen Gebeine vom heiligen Lande mehr vorräthig, so hieß es auch da: „warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah?" In den Katakomben in Rom gab es ja deren genug. Bei der Zusammenlegung der Knochen nahm man es nicht immer so genau, so daß aus Versehen vielleicht einem Skelett zwei rechte Hände oder zwei linke Füße beigelegt wurden, wenn nur der heilige

Vater seine Sanktion gegeben hatte, so war alles in Ordnung.

Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Abergläubigkeit oder über die Leichtgläubigkeit des armen bethörten und betrogenen Volkes. Gleichviel, was der betreffende Gegenstand auch war oder woher er kam, sobald er von den gewissenlosen Päpsten und Priestern als echte Reliquie bezeichnet worden war, wurde er auch als ein wunderwirkendes Heiligthum verehrt und angebetet. Nicht allein vertraute man auf dieselben für die Erlassung von Sünden, sondern auch für die Errettung aus allerlei zeitlichen und leiblichen Bedrängnissen und Uebeln. Natürlich mußten dafür immer reichliche Geldspenden dargebracht werden, wodurch das arme Volk ausgesogen, die Koffer der Kirche aber gefüllt wurden.

Als die werthvollsten Reliquien galten natürlich zunächst die, welche in direkter Verbindung mit der Persönlichkeit des Erlösers standen. Im höchsten Ansehen nach diesen waren Dinge von der heiligen Familie, sodann von den Aposteln und den im alten und neuen Testamente erwähnten Personen und Begebenheiten.

So fanden sich in Halle unter vielen anderen die folgenden Kostbarkeiten vor: 25 Partikel vom brennenden Busche, den Moses sah; Stücke von dem Altar, worauf der heilige Johannes für Maria Messe gelesen; Theile von Rinden, darauf Christus mit bloßen Knieen gebetet; Stücke von der Arche Noäh; Reste von dem Heu, darauf das Christuskind gelegen; ebenfalls vom Weihrauch und Myrrhen der heiligen drei Könige; von dem Wein, den Christus bei der Hochzeit zu Cana aus Wasser gemacht; einer von den dreißig Silberlingen, wofür Christus verkauft wurde; elf ganze Dornen und mehrere Stücke von seiner Dornenkrone; Haare von der Jungfrau Maria; der Finger Johannes des Täufers, womit er auf Jesum gezeigt und gesprochen: „Siehe, das ist Gottes Lamm!"; ein Finger des ungläubigen Thomas, welchen er Christo in die Seite legte; ein halber Kinnbacken mit vier Zähnen vom Apostel Paulus u. s. w.

In Schaffhausen zeigte man den Athem des heiligen Joseph, von Nicodemus in seinem Handschuh aufgefaßt. An einem Orte in Württemberg befand sich eine Schwungfeder aus einem Flügel des Erzengels Michael. In Aachen konnte man den Rock der Maria, Windeln, Schweißtuch und Kinderhemd Christi und manches derartige sehen. Besonders glücklich war Ludwig der Heilige, der viele Millionen zahlte, um in den Besitz einiger Stücke des heiligen Kreuzes, einiger Nägel vom Kreuz, des Schwammes und Purpurkleides Christi zu gelangen.

Man scheute sich nicht, nach dem Ausspruch Schillers, „das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n." Es gab Haare, Zähne und Thränen von Christus. Das heilige Blut war nicht nur tropfen-, sondern auch flaschenweis vorhanden. Den Hauch Christi verkaufte man in verschlossenen Schachteln. Man besaß Nadeln, Fäden und Flachs der Maria. Ihre Haare waren in allen möglichen Schattirungen, ihre Pantoffeln in allen Facons in großer Menge vorhanden. Die Hosen Joseph's hingen in Bamberg neben dem schwarzen Rock der heiligen Kunigunde, in welchen man den Kopf steckte, wenn man Kopf- oder Zahnschmerz hatte. Im Kloster in Hildesheim zeigt man für Geld den Pfahl im Fleisch, der dem Apostel Paulus ein solches Hinderniß war. In Trier wurden noch vor wenigen Jahren viele Abergläubige betrogen durch die wunderwirkende Kraft des vermeintlichen heiligen Rockes. Im Dom zu Köln ruhen die angeblichen Gebeine der heiligen drei Könige, welche noch jetzt vielfach von gläubigen Bewunderern als heilig betrachtet und verehrt werden.

An anderen Plätzen konnte man mit Augen sehen die Hörner Mosis; einen Strahl von dem Sterne, der den Weisen aus dem Morgenlande leuchtete; Manna aus der Wüste; den Stein, mit dem der Teufel Jesum in der Wüste versuchte; das Schminkfläschlein der Magdalena; etwas von dem Glockenschall, da Jesus in Jerusalem einzog; ein Büchschen mit dem Wort, das Fleisch ward; den Bart Noah's; die Ketten Petri; Palmzweige vom Einzuge Christi in Jerusalem; die eherne Schlange; Hobel und Bohrer des Joseph; sogar einige Seufzer, die derselbe ausstieß, wenn er astiges Holz zu hobeln hatte; ein Stück von der Schürze des Schlächters, der bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes das Kalb schlachtete; den Schemel, von dem der Hohepriester Eli fiel, als er den Hals brach; den Geldbeutel des Judas Ischarioth; den Strick, womit er sich erhängte u. s. w.

Bei dieser Begierde, in den Besitz von Reliquien zu gelangen, brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, daß man sich bemühte, diesem Bedürfnisse nachzukommen, indem man dieselben vervielfältigte. Diese Vervielfältigung hatte dann zur Folge, daß mancherlei Streitigkeiten über die Echtheit der betreffenden Gegenstände, sowohl unter den Verkäufern als auch unter den Besitzern derselben entstanden.

Von den vielen verehrten Dornen der Krone des Heilandes könnte man mehrere Tausend Dornenkronen gemacht haben. Der Splitter vom Kreuze Jesu gab es so viele, daß das dazu gehörige Holz nach Klaftern berechnet werden müßte. Ein Aehnliches gilt von den Nägeln. Die sechs steinernen Wasserkrüge von der Hochzeit zu Cana existirten in voller Zahl zu gleicher Zeit in Magdeburg, Rom und Köln. Es giebt fünf heilige ungenähte Röcke, nämlich zu Trier,

Santiago, Argenteuil, Rom und Triane, und jeder Ort beweist durch eine Bulle die Aechtheit des betreffenden Rockes. So existirt der heilige Dionysius gleichzeitig zu St. Denis und St. Emeran; dazu noch extra sein Kopf zu Bamberg und Prag und seine Hand zu München. Er besaß demnach zwei Leiber, fünf Hände und vier Köpfe. Abt Marolles von Amiens rief aus, als man ihm ein Haupt Johannes des Täufers zeigte: „Gottlob, dies ist sein sechstes Haupt, welches ich zu verehren das Glück habe!"

Ueber das Auffinden der Reliquien ersann man allerlei wunderbare Erzählungen, wodurch dieselben glaubwürdig gemacht wurden. Die Engel, sowie Träume und Offenbarungen spielten dabei eine große Rolle. So unglaublich, ja lächerlich und albern diese Erzählungen auch waren, so wurden sie doch von dem bethörten Volke im allgemeinen geglaubt, obgleich hie und da Zweifel darüber ausgedrückt und gelegentlich dagegen gearbeitet wurde.

Kein Wunder auch, daß Bessergesinnte gegen diesen groben Betrug in der Kirche auftraten, und daß besonders zur Zeit der Reformation von Luther und seinen Mitarbeitern dieser Schwindel aufgedeckt und verdammt wurde. Während das Reliquienwesen besonders im Mittelalter blühte, giebt es doch leider auch in unserer Zeit noch Viele, welche bei allem Licht und aller Aufklärung noch an diesem mittelalterlichen Betrug festhalten, und vor nichtigen Kleiderfetzen, Puppen und Bildern andächtig knieen, um dadurch Vergebung der Sünden und das ewige Leben zu erlangen.

Möge die Zeit bald kommen, wo das helle Licht des Wortes Gottes und die Erkenntniß des Herrn alle Dunkelheit und Finsterniß, allen Trug und allen Irrthum von den Völkern vertreibe, und sie bekehre von den unfruchtbaren Werken der Finsterniß, zu dienen dem lebendigen Gott!

Gott behüte dich!

So spricht Mancher zu seinem guten Freunde, wenn er von ihm Abschied nimmt, und die Mutter sagt's zu ihrem Kinde, wenn's den Weg zur Schule antritt, und das Weib sagt's zu ihrem Manne, wenn er an sein Geschäft geht. Denn Niemand weiß, von wie vielen Gefahren ein armer Mensch auf Schritt und Tritt umgeben ist, und wie alle unsere Vorsicht nichts ist, wenn nicht Gott seine schirmende Hand gnädig über uns und unsere Lieben hält. Aber weil diese treue Vaterhand unsichtbar ist und meist im Verborgenen waltet, sind wir oft blind gegen ihr Wohlthun und Schirmen und vergessen allzuleicht die Dankbarkeit. Sprechen darum wohl auch: Gott behüte dich! und denken kaum den Sinn dieses Wortes, das doch ein Gebet ist. Und Mancher spricht's auch nimmer und würde gar spottend über den die Achseln zucken, der noch eines Gottes zu bedürfen meint, damit er oder sein Weib oder Kind behütet werde. Unser Herrgott im Himmel aber läßt sich durch solche Thorheit und Unglauben nicht irre machen, sondern thut, wie treue Väter und Mütter thun, die ihre Kinder beschirmen, gleichviel ob diese der Eltern Liebe erkennen oder nicht. Manchmal aber stellt Gott ein Exempel auf, um auch den Unverständigen und Blinden zu zeigen, daß er lebt und daß seine Vaterhuld es ist, die über Bitten und Verstehen uns arme Menschenkinder wunderbar behütet. Und solch ein Exempel will ich hier erzählen.

Auf der Bahn, die von Hamburg nach Venlo geht und bis Paris reicht, ist ein Bahnwärter stationirt, den vielleicht mancher der Leser, der etwa auf jener Bahn durch's Hannöversche fuhr, schon an seinem Wärterhäuschen gesehen hat. Da stand er, wenn der Zug vorüberfuhr, kerzengerade auf seinem Posten und gab das Signal, daß auf der nächsten Strecke, die seiner Aufsicht anvertraut ist, Alles in Ordnung sei. Aber auf seinem Angesicht würde, auch wenn der Zug nicht so schnell jagte, schwerlich ein Mensch lesen können, welche wunderbare Bewahrung dieser Bahnwärter vor Kurzem erfahren hat. Der Winterfrost war schon hereingebrochen, was im vorigen Jahre frühe geschehen ist, — ich weiß nicht, ob es Ende November oder in den ersten Tagen des December war. Da ging unser Bahnwärter Abends seine Bahnstrecke ab, um, wie es seine Pflicht ist, zu untersuchen, ob Alles in Ordnung sei, denn in Kurzem sollte der Schnellzug diese Strecke passiren. Und wie er zu seinem Wärterhäuschen zurückkehrt, da wird er plötzlich von zwei Schurken überfallen, die in Feindschaft wider ihn standen und ihn bei Seite schaffen wollten. Diese übermannen ihn, knebeln ihn, verstopfen ihm den Mund, daß er nicht schreien kann, werfen ihn quer über die Bahnschienen und binden ihn da an dieselben fest, so daß der nächste Zug, der in Kurzem kommen wird, den Unglücklichen zermalmen muß. Er ist ein Kind des Todes. Aber der barmherzige Gott lebt, der treue Gott, den des Unglücklichen Weib, als er an sein Geschäft ging, wohl mochte angerufen haben mit dem: Gott behüte dich!

Sie ist, während jene Unthat geschieht, allein in ihrer Hütte. Und wie es Abend geworden, ergreift sie um ihren Mann eine Besorgniß, welche sie sich nicht erklären kann. Sie wird unruhig und immer unruhiger; sie kann nicht mehr zu Hause bleiben, sondern muß nach ihrem

Manne sehen. Ich muß ihm etwas Warmes mitnehmen, denkt sie, denn er wird frieren, bereitet daher schnell einen heißen Kaffee und macht sich mit ihrem Topf eilends auf den Weg nach dem Wärterhäuschen. Sie geht nicht, sondern sie läuft, von Bangigkeit gejagt. Endlich ist sie da, eilt den Bahndamm hinunter, tritt in's Wärterhäuschen, aber das ist leer. Sie erschrickt. Wo ist er? Sie ruft nach ihm und Niemand antwortet. Sie läuft nach rechts und links; er ist nicht da. Der Zug kommt; schon hört sie das Keuchen der nahenden Lokomotive, und er ist nicht auf dem Posten! In namenloser Angst eilt sie, laut den Namen ihres Mannes rufend, nach dem Wärterhäuschen zurück. Durch die Dunkelheit leuchten ihr die glühenden Augen der Lokomotive entgegen. Da fährt es ihr durch die Gedanken: Der Telegraphenarm muß jetzt gezogen werden! Geschieht es nicht, so kommt mein Mann in Strafe! Und sie tritt an die Signalstange und zieht einen Arm. Plötzlich steht der Zug still, ganz nahe vor dem Wärterhäuschen. Sie hat den falschen Telegraphenarm gezogen, den, welcher das Signal zum Halten giebt! Gott hat ihre Hand gelenkt. Der Zugführer ist herabgesprungen, eilt herbei, fragt: Was ist passirt? Er findet keinen Bahnwärter, sondern eine jammernde Frau, die angstvoll klagt: Ich finde meinen Mann nicht! — Nun werden Laternen geholt, man ruft, man sucht die Bahnstrecke entlang. Da findet man ihn geknebelt, mit verstopftem Munde, quer über die Schienen gebunden, mehr todt als lebendig. In einer Minute ist er befreit, gerettet. Das bebende Weib hat ihren Mann wiedergefunden. Der Zug kann passiren! — Jetzt sind die Mörder von der Gerechtigkeit gefaßt und harren hinter Schloß und Riegel ihres Urtheils.

So behütet Gott. Darum ist es kein sinnlos Wort, sondern ein Gebet, das erhört wird, wenn ein Mensch die Seinen dem treuen Gott befiehlt mit dem Gruße: Gott behüte dich!

Im Schatten.

Welches sind die größten Kirchen der Welt? Die größeste Kirche in der Welt ist die Peterskirche zu Rom, zu deren Ausbau im sechszehnten Jahrhundert so viel Geld nöthig war, daß man in Rom beschloß, einen großen Ablaß auszuschreiben, durch dessen Verkauf dann der Mönch Martin Luther auf den Schauplatz gerufen wurde. Die Peterskirche hat Raum für 54,000 Menschen. Der Dom zu Mailand faßt 37,000, St. Pauli zu Rom 32,000, der Kölner Dom 30,000 Menschen. Alsdann folgen die Paulskirche in London und die Petroniuskirche in Bologna, welche je für 25,000 Menschen Platz bieten. Die „Hagia Sophia" in Konstantinopel, jetzt in den Händen der Türken als „Sophienmoschee", kann 23,000, St. Johann im Lateran zu Rom 22,000, Notre-Dame zu Paris 21,000, der neue Dom in New York 17,500, der Dom von Pisa und der Stephans-Dom in Wien je 12,000, die Kirche zum heiligen Dominicus in Bologna 11,400, die Frauenkirche in München 11,000, die Marcuskirche in Venedig 7000 Menschen aufnehmen.

Arsenik-Esser. Opium wird hierzulande leider von Männern und Frauen aller Schichten der Bevölkerung als Stimulanz gebraucht, die zuerst angenehm anregt, später allerdings zu vollkommenem körperlichen und geistigen Ruin führt. Mit Arsenik verhält es sich anders. Derselbe wird vorzugsweise von Frauen eingenommen, um der Magerkeit abzuhelfen, der Haut eine schöne Glätte und den Augen Glanz zu verleihen.

Dr. Mott in New York theilt den Fall eines jungen Ladenmädchens aus der 6. Avenue daselbst mit, welcher von der Directrice gerathen war, Arsenik in steigenden Dosen zu nehmen, „weil sie gar zu mager sei, und dadurch die Käufer abschrecke." Auf Befragen widerrieth der Arzt ganz entschieden den Genuß des Giftes. Nichtsdestoweniger bemerkte er einige Monate später, daß das junge Mädchen beleibt geworden war und eine glänzende Haut besaß. Wieder einige Monate später fand er sie nicht mehr in dem Geschäfte. Hatte sie zuerst Arsenik genommen, um ihre Stelle nicht zu verlieren, so mußte sie nachher die Gaben übertrieben haben, denn sie war entlassen worden, weil sie einen Hautschlag erhalten hatte, der die Käufer abschreckte.

Es giebt aber auch eine Menge Arsenikesserinnen, welche diesem Laster fröhnen, ohne durch den Wunsch, ihr tägliches Brot zu erwerben, dazu getrieben zu sein. Kenner behaupten, daß Jungfrauen in späteren Jahren zu diesem Mittel greifen, um sich der Männerwelt interessant zu machen, und warnen vor weißer, aber aufgedunsener Haut und ungewöhnlich glänzenden Augen.

Auch ein deutscher Brief. Ein Deutscher, der durchaus nicht mehr deutsch in diesem Lande sein wollte, schrieb neulich von Cincinnati aus Folgendes nach der alten Heimath: „Vielbeloved Schwester! Es sind nun nahezu siks Jiehr fins ei bin hier in dis Cuntry. Mei diehr Schwester, Du beliefst gar nicht, wie gut ich's hier leife thu. Ei bin jetzt vier Jier gemarriet. Altogether haben wir jetzt vier Schildern und kiep ei und mei Weif gesund, dann kriegen wir suhn das Fünfte. Es war unser Intenschen, eins von de Schildern deinen Namen zu

geben, but bis dahin waren sie alle Boys und du mußt uns für sell excuse. Ei work alleweil an Gehters mit hohe Hiels und mei Weif thut das Stitschen! Unser Rent ist ten Dahler der Monat for drei Ruhms. Cossen Fred hat uns last Week Visit gepaid und war for Tage bei uns; das war mutsch Expens für uns und worken konnten wir nicht und wenn man nicht workt, geht man in's Bierhaus. Ei bin noch immer von der Roschen, euch mal in Shermany zu visiten, but mei Weif ist dagegen; sie sagt, if ei geh, dann geht sie tuh, du siehst, diehr Schwester, daß ich ziemlich fest getcit bin, aber never mind, ei geb es doch nit auf. Reit suhn wieder und laß mich wissen, ob du noch ein Roschen hast, nach Amerika zu kommen. Der Fred tahlkt viel von dir und sagt, er thut märrien, wenn er eine kriegen kann. Consider mal darüber, Lisbeth, der Fred hat Money und macht jeden Tag ein Pär of seine Boots. So motsch for heute und wenn ich wieder reit, dann reit ich mohr.

Dein Bruder forever S. G."

So schwätzen viele Deutsche, welche 15—20 Jahre im Land sind. Hier hat nun einer sein Kauderwelsch zu Papier gebracht.

Das Kreuz vor dem Namen. Ehe König Ludwig XII. von Frankreich den Thron bestieg, hatte er eine Menge Feinde, die ihm allerlei Herzeleid angethan hatten. Als er König ward, schrieb er sich ihrer aller Namen in ein Buch und machte ein Kreuz dahinter. Sobald sie dies erfuhren, flohen sie, weil sie das Kreuz für ihr Todeszeichen hielten. Der König ließ sie unter der Versicherung seiner Gnade zurückrufen. Nun fragten sie: „Was soll denn das Kreuz bei unseren Namen bedeuten?" Der König antwortete: „Das ist das Kreuz Christi. Wo mir die Vergebung aus mir selber sauer wurde, sollte mir der zu Hilfe kommen, der am Kreuze für seine Feinde gestorben ist." — Hast du schon daran gedacht, neben den Namen deines Feindes in deinem Herzen auch das Kreuz Christi zu setzen? Thue es, und es wird zum Vergeben auch das Vergessen und noch mehr kommen.

Eine neue Sprache. In denjenigen chinesischen Seestädten, welche häufig von Engländern und Amerikanern besucht werden, hat sich bei den Eingeborenen eine neue Misch-Sprache gebildet, das "Pidgin-English". Die meisten Wörter derselben sind englischen Ursprungs, Grammatik und Syntax sind der chinesischen Sprache entlehnt. Wie die chinesische kennt auch die Pidginsprache keine Deklination und Konjugation und die sprachlichen Beziehungen der Satztheile werden durch die verschiedene Aneinanderfügung der Wörter ausgedrückt. Welch eine Wandlung und Korruption aber die englischen Wörter erlitten haben, zeigt der Name Pidgin selbst. Er wird von dem englischen "business" abgeleitet, so daß Pidgin-Englisch so viel bedeutet als Geschäfts-Englisch. Den Chinesen bereitet die Erlernung des Pidgin wenig Schwierigkeiten, da sie nur Wörter auswendig zu lernen haben, und die Europäer leisten der Ausbreitung desselben allen möglichen Vorschub, weil sie es viel leichter als das Chinesische erlernen. Daher gewinnt die Pidginsprache im Osten Asiens allmählig dieselbe Bedeutung, welche einst die lingua franca im Orient hatte. Schon zeigen sich die Anfänge einer Pidgin-Literatur; ein Engländer, Mr. Leland, veröffentlicht eben einen Band Gesänge und Erzählungen in der Pidginsprache, und ein anderer, Mr. Simpson, erklärt es für nothwendig, auch die Bibel in die neue Sprache zu übertragen.

Ein einst glückliches Liebespärchen unglücklich durch's Glas:

Sie war einst schön — nun ist sie alt,
Muß arm und elend sterben;
Sie guckte so gern in's Spiegelglas —
Die Eitelkeit war ihr Verderben!

Auch Er, den in der Jugendzeit
Einst ihre Liebe beglückt hat,
Auch er ist elend, weil er in's Glas
Zu tief und lang geblickt hat.

Scherzfragen. Weshalb werden die Haare auf dem Kopfe eher grau, als die im Barte? — Weil sie zwanzig Jahre älter sind.

Welches sind die kleinsten Fische? — Die den Schwanz zunächst am Kopfe haben.

Was können vier Pferde nicht auf einen Berg ziehen? — Einen Knäuel Zwirn.

Wie kann man Fleisch einsalzen, daß es gut bleibt von einem Jahr zum andern? — Man salze es am Sylvesterabend, dann bleibt es gut bis zum andern Jahr.

Wie kann man mit weißer Kreide schwarz schreiben? — Man schreibe das Wort „schwarz".

Nach sieben traurigen Jahren. Das ephemere Königreich Westphalen war zusammengebrochen, die Franzosen waren verjagt und die kleinen deutschen Fürsten kehrten in ihre Länder zurück. So that es auch Kurfürst Wilhelm II. von Hessen im Jahre 1814 und an der Landesgrenze wurde er von seinen Unterthanen empfangen. Der, welcher die Empfangsrede halten sollte, war ein ebenso einfältiger als hochmüthiger Gutsbesitzer. „Nach sieben traurigen Jahren" — hob er seine einstudirte Rede an, aber — da war auch der Faden alle. Der freundliche Landesherr wollte ihm helfen und seufzte: „Ja, nach sieben traurigen Jahren!" — „Nach sieben traurigen Jahren" — hob der Redner wieder an, kam aber wieder nicht weiter. Der Kurfürst frug, um den Mann nicht ganz in Verlegenheit zu bringen, nach seinem Namen. „Gutsbesitzer Fochtmann — Durchlaucht — nach sieben traurigen Jahren —." Aber der Wind hatte den in der Eile errichteten Ehrenbogen, der nicht sehr fest stehen mochte, ins Wanken gebracht, der Kurfürst winkte dem stecken gebliebenen Redner zu und rief: „Zufahren, Kutscher, sonst bricht das achte traurige Jahr herein!" Und kaum war er unter dem Bogen weg, da stürzte derselbe zusammen.

Berlin wird nächstens einen „Künstler" zu sehen bekommen, dessen Schädel noch unzerbrechlicher zu sein scheint, als der unseres hochgeehrten englischen Gastes, des Preiskämpfers „Tug" Wilson. Unter den „Spezialitäten", welche sich in der kommenden Saison in einem der dieses Fach pflegenden Berliner Theater produziren werden, befindet sich nämlich ein Künstler, der mit dem Kopfe „arbeiten"

wird, indem er dem Publikum von der soliden Bauart seines Schädels die überzeugendsten Beweise liefert. Er schlägt mit dem Kopfe ohne irgend welche Vorbereitung Nüsse auf; er zertrümmert daran einen dicken Laib Käse, und wird mit Leichtigkeit den Widerstand überwinden, welchen ihm ein auf einem Gestell befestigtes — Brett entgegensetzt, indem er es, mit dem Kopfe darauf losgehend, zersplittert. Hoffentlich bereiten diese erstaunlichen Kunststücke dem betreffenden „Artisten" nicht viel Kopfzerbrechen.

Albumworte von Guizot, Thiers und Bismarck. Der vormalige französische Minister Guizot hatte in ein Album geschrieben: „In meinem langen Leben habe ich zwei Weisheitsregeln gelernt, die eine, viel zu verzeihen, die andere, niemals zu vergessen!" Der feine Thiers, Guizots langjähriger Widersacher, hatte darunter gesetzt: „Ein wenig Vergeßlichkeit schadet der Aufrichtigkeit der Verzeihung nicht." Und wieder darunter steht von Bismarcks Hand: „Ich meinerseits habe im Leben gelernt, viel zu vergessen und mir viel verzeihen zu lassen!" Diese drei Einzeichnungen sind in der That überaus bezeichnend.

Jüdisch-deutsche Sprüchwörter. Ein Nadelloch ist nicht zu klein für zwei Freunde, und die ganze Welt ist nicht breit genug für zwei Feinde.

Ein böses Weib ist schlimmer als der Tod.

Ein tugendsames Weib ist selten zu finden.

Miß den Juden mit der großen, und den Christen mit der kleinen Elle.

Was zu viel ist, machts schlimmer.

Das Gebet ohne Aufmerksamkeit ist wie ein Leib ohne Seele.

Die Veränderung der Gewohnheit ist der Anfang einer Krankheit.

Alles ist schön, was zu seiner Zeit geschieht.

Wenn die Ziege mit dem Panther friedlich wohnen wird, dann wird auch die junge Frau mit der Schwiegermutter übereinkommen.

Gestohlenes Wasser ist süß.

Schau nicht auf den Krug, sondern auf dasjenige was drin ist.

Der Pfennig in einer leeren Flasche giebt einen großen Klang. (Von einem Prahler.)

Das Messer ist gefährlich in der Hand eines Verständigen, noch viel mehr in der Hand eines Narren.

In der Vertilgung von Zuckerwerk sind die Ver. Staaten, namentlich deren vornehme Frauen, allen anderen Ländern weit voraus, da hier mehr als das Doppelte an Süßigkeiten verschluckt wird, als in der ganzen übrigen Welt. New York und Boston allein erzeugen jährlich 30 Millionen Zuckerwerk aller Art — zum großen Gewinn der Zahnärzte und der Aerzte, die zur Heilung der „Dyspepsie" gerufen werden.

Nutzen des Frühaufstehens. Der Unterschied zwischen dem Aufstehen um 6 Uhr und um 8 Uhr beträgt in 40 Jahren 29,200 Stunden, oder 3 Jahre, 129 Tage und 16 Stunden, oder 8 Stunden des Tages zehn Jahre lang, so daß das Aufstehen um 6 Uhr in Hinsicht der Geschäfte eben so gut ist, als lebte man zehn Jahre länger. Also merkt's euch, ihr Langschläfer!

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Das tiefe Athmen. So wunderbar die Behauptung erscheint, daß es nicht viele Menschen giebt, die richtig zu athmen verstehen, so wahr ist sie doch. Wer es weiß, daß der fünfte Theil aller Menschen an einer Lungenkrankheit stirbt, und daß die größere Hälfte der Lungenkrankheiten durch vernachlässigtes Athemholen entsteht, der wird gewiß gern lernen, richtig zu athmen. Unsere Lunge saugt, wenn wir einathmen, die Luft, wie ein Schwamm das Wasser, in sich auf. Der Theil der Luft, welcher zur Erhaltung unseres Lebens nothwendig ist, der Sauerstoff, wird durch die Lunge mit dem Blute, welches durch sie hindurchströmt, verbunden; der andere Theil, der Kohlenstoff, geht durch das Aushauchen wieder fort. Je mehr Sauerstoff unser Blut aufnimmt, desto besser wird es; durch den Sauerstoff werden alle ungesunden Säfte, die etwa in unserem Körper sind, gereinigt. Wir müssen daher recht viel Luft einathmen, damit unsere Lunge demgemäß eine recht große Portion Sauerstoff an das Blut abliefern kann. Wenn wir nicht tief athmen, dann wird nur ein Theil unserer Lunge in Bewegung gesetzt; der andere Theil, hauptsächlich die Lungenspitzen, bleibt unbewegt. In diesen lagert sich aber gerade der Staub, welcher mit jedem Athemzuge eingesogen wird, ab. Bei ungestörtem Liegen verbindet er sich mit dem Lungenspeichel, wird klebrig und klebt die einzelnen Lungenporen zusammen, so daß dieser Theil allmählig die Kraft verliert, sich auszudehnen. Diese sogenannte Lungenverdichtung schreitet dann immer weiter vor, bis endlich nur noch ein ganz kleiner Theil der Lunge im Stande ist zu athmen. Dies ist die gewöhnlichste Form der Lungenschwindsucht. Werden dagegen durch tiefes Athmen alle Lungentheile in Thätigkeit gesetzt, so kann der Staub nicht festkleben, sondern geht als Schleim durch die Nase oder den Mund (beim Speien) wieder ab; die Lunge bleibt immer rein, und der ganze Körper dadurch gesund.

Ueber das richtige Einathmen. Auch das Athmen ist eine Kunst, die bei unserer der Natur so vielfach entfremdeten Lebensweise gelernt sein will. — Der glückliche Reisende, den seine Ferienzeit an den Strand des Meeres oder in die duftigen Wälder führt, genießt schon unaufgefordert die belebende Luft „in vollen Zügen," die ihn für viele Tage, zwischen staubigen Akten oder in der Schulstube verbracht, entschädigt. Aber welche Erleichterung soll die arme Näherin, der kleine Handwerker, die Jahr

aus, Jahr ein in dumpfiger Stubenluft, über ihre Arbeit gebeugt sitzen, ihrer in des Wortes wirklicher Bedeutung gepreßten Brust bieten? Sind sie nicht beinahe rettungslos früher oder später der Schwindsucht verfallen? — Ihnen zumeist sei folgender Rath auf's Dringendste empfohlen: Jeden Morgen, nachdem das Zimmer gereinigt, gelüftet, staubfrei ist, stelle man sich an das geöffnete Fenster und athme so tief, so langsam wie möglich ein und auf dieselbe Weise wieder aus. Diese Uebung wiederhole man mindestens 6 Mal des Tages in guter Luft, um so häufiger, je mehr der Lebensberuf vieles Sitzen oder eine gebeugte Haltung erfordert. Mit der Zeit wird ein immer tieferes Einathmen gelingen, der Brustkasten sich erweitern, die Lungen sich dehnen. Es sei diese Athmungsgymnastik auch dem viel beschäftigten Arbeiter als eine Pflicht an das Herz gelegt: er beugt mit dem Befolgen dieses so unscheinbar klingenden Rathes vielleicht qualvollem Siechthum oder einem frühen Ende vor.

Ueber Traubenzucht. Die günstigste Lage ist die südöstliche. Da scheint die Sonne; die Trauben reifen früh und gewinnen an Süßigkeit; ein Hügel oder ein südlicher Abhang ist noch besser. Hat man harten Lehmboden, so gräbt man Löcher wenigstens vier Fuß tief. Der Weinstock treibt seine Wurzeln abwärts und trifft er da lockeren Grund, so wächst er viel schneller. Man kann einige Knochen in die Löcher werfen und füllt sie mit guter schwarzer Composterde. Der Grund und Boden muß von der Sonne gut durchwärmt sein, deshalb verpflanzt man die Setzlinge im Norden nicht vor dem ersten bis zum zehnten Mai. Starke Einjährige Setzlinge sind die besten, denn diese haben die meisten Faserwurzeln und setzen schnell an. Man holt sich die Setzlinge von einem Gärtner, und hier möchte ich einige von den vielen Sorten erwähnen: Concord, Lady Washington, Worden, Delaware. Diese Sorten werden im September reif und man kann sie leichter ziehen, wie manche andere. Die Setzlinge müssen sorgfältig behandelt werden, die Wurzeln ausgelegt, schön eingebettet und die lockerste und beste Erde muß zum Bedecken genommen werden. Im ersten Sommer sollte man nur einen oder zwei Triebe wachsen lassen und die Seitenschößlinge oberhalb des ersten Blattes abbrechen. Der Boden muß von Unkraut frei und recht locker gehalten werden. Ist im Juli die Sonne heiß und brennend, so muß man die Oberfläche bedecken (mulchen). Man nehme dazu groben Dünger, Heu oder Stroh, der Boden bleibt dann feucht und kühl. Versteht man es nicht selber, die Stöcke auszuschneiden und in Ordnung zu halten, so erkundige man sich nach einem Mann, der es versteht damit umzugehen. Hat man nur einen kleinen sonnigen Platz im Garten, so sollte man zum wenigstens einen Stock setzen. Man denke sich nur die Freude der Kinder, wenn im eigenen Garten die Trauben reifen.

The Coddling Moth. Dieser in der englischen Sprache sogenannte Schmetterling legt seine Eier im Herbst auf den Blättern der Bäume, die wie festgeleimt im Frühjahr noch daran hängen. Nimmt man eins von diesen Blättern und untersucht das Nest, so findet man unzählige Eier. Die Sonne und Hitze brütet diese aus, und aus diesen entsteht der sogenannte „Baumbohrer". Der arbeitet sich unter die Rinde des Baumes und frißt tiefe runde Löcher hinein und es gelingt ihm auf heimliche ungesehene Weise die schönsten Bäume zu verwüsten und zu zerstören. Es ist gegen diese Motte schon manches versucht worden und auch schon vieles mißlungen. Ein gewisser Correspondent des „Frucht Recorders" schickt folgendes Recept: 1 Quart Kalk aufgelöst, 1 Peck aufgelöste Holzasche (leached wood ashes), 2 Peck Kuhdünger, 1 Quart Schmierseife, 1 Eßlöffel voll Pariser Grün und 12 Quart Wasser. Diese Masse wird gut durcheinander vermengt und die Bäume damit angestrichen. Sie verlieren dann die alte Rinde und es bildet sich eine neue glatte. Dieser Mann schreibt: Aus Erfahrung kann ich sagen, daß meine Bäume schöner aussehen und besser vorankommen, als nach irgend etwas, was ich zuvor versuchte.

Rasenplätze. Der London Garden sagt: Manche Rasenplätze sind fast zerstört durch Würmer und Insekten, die sich im Grund und Boden befinden. Man nimmt ein halbes Pfund corrosive sublimate und thut es in 4 Gallonen Wasser. Von diesem nimmt man ein halbes Pint jedesmal zu 4 Gallonen Wasser und mit einer Gießkanne wird der Rasenplatz einigemal begossen.

Pflanzen für Gräber. Wenn Blumen gewünscht werden, sollten sie von solcher Art sein, die nicht viel Pflege erfordern und eher in der Nähe des Grabes als auf demselben gepflanzt werden. Ein Beet Geranium neben den Gräbern, oder auch ein Beet weiße Verbenen nimmt sich recht nett aus. Diese Blumen sollten aber nicht eher ausgepflanzt werden als bis Ende Mai. Anemone Japonica Alba ist eine schöne Pflanze mit weißen Blumen und blüht bis im Spätherbst. Hydrangea ist ebenfalls ein schöner Strauch und braucht, wenn einmal gepflanzt, keine weitere Pflege. Diese beiden Sträuche können im Frühjahr oder Herbst ausgesetzt werden. Im Herbst kann man Crocus Zwiebeln, Narzissen und verschiedene Arten von Lilien auspflanzen. Die beste Zeit immergrüne Bäume zu pflanzen ist im Frühjahr.

Hängende Körbe stelle man in einem Eimer mit lauwarmem Wasser und lasse die Erde gut durchweichen; nachdem sie vollständig abgetropft, hänge man sie im Schatten wieder auf.

Hühner-Cholera. Man nehme einen Zuber oder sonst ein reines Faß, thue in dasselbe 2 Quart frischen Kalk und 1 Pfund Alaun, löse es auf mit kochendem Wasser, rühre es gut durcheinander und fülle dasselbe bis an die Oberfläche mit reinem Trinkwasser. Sobald es sich gesetzt und klar geworden, ist es fertig zum Gebrauch. Man nehme zu jedem Eimer reinen Trinkwassers ein Pint von diesem Kalkwasser und stelle es den Hühnern hin. Man gebe es ihnen oft während der Sommer-Monate. Alle Gefäße und Tröge des Viehes und der Geflügel sollten äußerst rein gehalten werden. Die Ursachen der Hühner-Cholera sind meistens die naßkalten Nächte und das Trinken von Wasser aus unreinen Pfützen oder Teichen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Juni. Apostelg. 13, 13–16, 43–52.

In Antiochien.

I. Gottesdienst am Sabbath. (V. 13—16. 43.) **V. 13:** Paulus aber und die um ihn waren. Von hier an erscheint Paulus nicht nur als der Hauptredner unter den Friedensboten (14, 12), sondern auch als der Führer derselben. Barnabas tritt entschieden hinter Paulus zurück. Von der Liebe Jesu getrieben, verlassen die Apostel die liebliche Insel Cypern wieder, wo ihnen ein so großer Missionssieg geschenkt worden war, und ziehen zur See weiter nach der kleinasiatischen Provinz Pamphylien. Daselbst besuchten sie zunächst die etwa acht englische Meilen oberhalb der Mündung des Flusses Cestus gelegene Stadt Perge, jetzt eine bloße Ruine, auf deren Trümmern häufig Hirten ihre Schafe weiden. Hier trennte sich Johannes (Markus) von Paulo und kehrte nach Jerusalem zurück. Wahrscheinlich fühlte er sich den Entbehrungen und Verleugnungen im Dienste der Mission nicht gewachsen. Und Paulus hat ihm dies, wie wir später, Kap. 15, 38 lesen, zum strengen Tadel angeschrieben. Die Schrift verschweigt uns die Fehltritte der Heiligen nicht, und es ist für uns in unserer Schwachheit tröstlich, daß auch sie nicht ohne Tadel waren. Der Herr aber richtet die Seinen, die ihm in Aufrichtigkeit des Herzens dienen, wieder auf, wenn sie gestrauchelt haben. So auch den Markus; denn später finden wir ihn in Rom, wo er dem Apostel Paulus in der Gefangenschaft treu zur Seite stand (Kol. 4, 10).

V. 14. 15. Von Perge zogen Paulus und Barnabas landeinwärts, nördlich nach Antiochien in Pisidien, nicht zu verwechseln mit dem Antiochien in Syrien, dem Ausgangspunkt ihrer Missionsreise. Wie auf der Insel Cypern, so trafen sie auch hier viele Juden an. Nach ihrer Gewohnheit gingen sie am Sabbath in die Synagoge, um da vielleicht einen Anknüpfungspunkt zu finden für die Predigt des Evangeliums. Nicht als Umsturzmänner treten sie auf gegen das Gesetz Israels; wie Jesus selbst wollen sie mit der neutestamentlichen Heilsverkündigung anknüpfen an das Gesetz und die Propheten. So kommt man denn ihrem Wunsch auch freundlich entgegen. Nach der üblichen Verlesung eines Abschnitts aus dem Gesetz und aus den Propheten werden sie von den Synagogenvorstehern aufgefordert, das Wort zu ergreifen, falls sie etwas zu sagen hätten. Es war dies eine Aufmerksamkeit, welche fremden Rabbinern gewöhnlich erzeigt wurde.

V. 16: Paulus stand auf und begann nach einer Stille begehrenden Handbewegung seine Gastpredigt, in welcher er seine Zuhörer zuerst an die Gnadenwege Gottes erinnerte, durch welche Israel auf das Heil in Christo vorbereitet werden sollte (V. 17—25); sodann darauf hinwies, daß in Christo, den die Juden verworfen und ans Kreuz geschlagen, Gott aber von den Todten auferweckt habe, das Heil und die Vergebung der Sünden ihnen und Allen, die da glauben, angeboten werde (V. 26—39); und endlich sie ermahnte, sich im Glauben Christo hinzugeben, damit sie dem von den Propheten gedrohten Gericht entrinnen möchten (V. 40. 41). — Der Erfolg der Predigt wird V. 42 und 43 geschildert.

V. 43: Da sie hinausgingen, baten sie (die in der Synagoge Versammelten, vielleicht die Vorsteher), daß am folgenden Sabbath die Apostel ihren Vortrag fortsetzen möchten (V. 42); und eine beträchtliche Anzahl Juden und Proselyten begleitete sie in ihre Wohnung und ließ sich von ihnen noch weiter belehren und in der Gnade befestigen. Der Erfolg war also immerhin ein erfreulicher. Das ist die beste Predigt, die den Zuhörern zu bald aus ist, und von der sie heimgehen in stillem Nachdenken und Weitersinnen und mit dem Entschluß: darüber muß ich noch mehr hören.

II. Die neidischen Juden. (V. 44—47.) **V. 44:** Am folgenden Sabbath kam zusammen fast die ganze Stadt. Wie mag da dem treuen Apostel Paulus das Herz aufgegangen sein von Freude und Hoffnung. Ein gesegneter Sabbath, der so gefeiert wird mit Gottes Wort statt mit Weltlust! Aber wie viele Christenstädte müssen sich ihrer Sonntage schämen vor dieser Sabbathfeier im heidnischen Antiochien!

V. 45: Die Juden wurden voll Neids. Die göttliche Kraft des Evangeliums zeigt sich nicht allein darin, daß es denen, die da glauben, zur Bekehrung und Seligkeit dient, sondern auch darin, daß es diejenigen, welche es von sich weisen, nicht läßt, wie sie sind, sondern zu einem ungöttlichen Eifer, zur Leidenschaft und Lästerung reizt. Es wird den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode. Das Letztere geschah bei den Juden. Sie wurden voll Neids. Es ist der Neid jenes älteren Sohnes im Gleichniß, der scheel sieht, daß der Vater dem verlorenen Sohn zu Ehren ein Freudenmahl anrichtet; der Neid der Pharisäer, die es Jesu zum Vorwurf machen, daß er mit den Zöllnern und Sündern aß. Vom Neid aber kam es bei den Juden bald zum Widersprechen, und als sie damit nichts ausrichteten zum Lästern, zunächst gegen die Apostel, dann aber ohne Zweifel auch gegen Jesum selbst, welchen sie einen Betrüger und Feind des mosaischen Gesetzes werden gescholten haben. So wurde aus der friedlichen Sabbathfeier ein ärgerlicher Tumult.

V. 46. 47. Aber mit siegender Majestät und gebietender Hoheit erheben sich die Apostel in diesem Getümmel und sprechen: Euch mußte zuerst u. s. w. Ein ernstes, erschütterndes Abschiedswort! Eine schwere Verantwortung für eine Seele, für ein Volk, für ein Geschlecht, wenn man ihm zurufen muß: das Heil ist euch angeboten worden, aber ihr habt nicht gewollt; wir wenden uns von euch! In diesem Sinn ruft auch Luther dem deutschen Volke zu: „Kauft, weil der Markt vor der Thür ist . . . denn das sollt ihr wissen: Gottes Gnade und Wort

ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland, aber hin ist hin, sie haben nun den Türken. Rom und lateinisch Land haben ihn auch gehabt, hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutsche dürft nicht denken, daß ihr das Evangelium ewig haben werdet, darum greife zu und halte zu, wer greifen und halten kann, faule Hände müssen ein böses Jahr haben."

III. Die beglückten Heiden. (V. 48. 49.) **V. 48:** Da es aber die Heiden höreten, wurden sie froh. Gottlob! Allgemein ist also die im Evangelium verkündigte Gnade! Und wir wollen's wie jene Heiden machen, froh, ja von ganzem Herzen froh wollen wir daran sein, Gott zum Preis und uns zum Heil! Und wurden gläubig. Während Israel in seinem selbstgerechten Neide sich selber ausschließt vom Gnadenmahl des Vaters, frohlockt die Heidenwelt über die Offenbarung der erbarmenden Liebe Gottes und wird aufgenommen in's Vaterhaus und betraut mit allen Rechten der Kindschaft. (Gleichniß vom verlorenen Sohn, Luk. 15.) Während es bei Israel Abend wird, jauchzen die Heiden über den Morgenglanz, der ihnen aufgeht. Die Friedenstaube des Evangeliums, wenn sie an einem Orte vertrieben wird, findet bald wieder ein Haus, da sie Junge hecket. — Doch nicht Alle wurden gläubig, sondern so viele ihrer verordnet waren zum ewigen Leben, die sich darum auch in die göttliche Heilsordnung der Buße und des Glaubens stellen ließen. Gottes erwählende und berufende Gnade ist zwar der alleinige Grund aller Bekehrung der Menschen; allein gerade diese Stelle zeigt an Israel, das sich durch eigene Verschuldung des Heils beraubt, daß der Menschen Verdammniß nicht auf einem absoluten Beschlusse Gottes beruhe.

IV. Die ausgestoßenen Apostel. (V. 50—52.) **V. 50:** Die Juden bewegten die andächtigen Weiber. Dies ist das einzige Mal, daß daß wir im N. Testament die Weiber als Feinde des Evangeliums finden. Sonst sind es immer sie, die am ersten das Evangelium aufnehmen. So ist es ja auch heute noch. Wo die Männer der Kirche trotzig den Rücken kehren, da findet man noch zartfühlende Frauen, die Jesum lieb haben, wie Magdalena; die zu seinen Füßen sitzen, wie Maria; ihm dienen, wie Martha; unter seinem Kreuze weinen, wie die Töchter von Jerusalem; ihre Männer vor Sünden warnen, wie Pilatus Gemahlin; für sein Reich arbeiten, wie Tabea; seinen Boten Haus und Herz aufthun, wie Lydia; ihm das Kreuz nachtragen, wie jene Märtyrerinnen der heiligen Vorzeit. Bleibet bei ihm, ihr Frauen und Jungfrauen; Frömmigkeit ist euer schönster Schmuck; etwas Unnatürlicheres und Unglückseligeres als ein freigeisterisches, gottesleugnerisches, christusfeindliches Weib giebt es nicht! Die vornehmen (Luth.: „ehrbaren"), andächtigen Weiber, d. h. Proselytinnen, waren nun freilich nicht freigeisterisch; aber sie hatten trotzdem dem Evangelium ihre Herzen verschlossen, und ließen sich daher leicht wider dasselbe aufreizen. Aber nicht nur diese Weiber, sondern auch die Häupter der Stadt ließen sich dermaßen von den Juden beeinflussen, daß sie die Apostel aus der Stadt auswiesen.

V. 51. Diese schütteln dem Befehl Jesu (Matth. 10, 14) gemäß den Staub von ihren Füßen und ziehen weiter nach Ikonien. Will die Welt den Himmel nicht haben, so behalte sie die Erde und ihren Staub.

V. 52: Die Jünger, d. h. die Christen in Antiochien, wurden voll Freude und heiligen Geistes. Der Abschied von ihren Lehrern macht sie nicht muthlos. Sie haben sich nicht zu Menschen, sondern zum Herrn bekehrt, und an ihn schließen sie sich nun um so enger an, daher sind sie voll Freude und heiligen Geistes. Der Herr ist ja noch bei ihnen, und wie er bei ihnen war, so will er auch bei uns und bei seiner Kirche sein allezeit, bis an der Welt Ende. Wohl uns, wenn auch bei uns das Evangelium solch selige Frucht trägt, daß wir auch im Leiden getrost und voll Freuden und heiligen Geistes bleiben können!

Sonntag, 10. Juni. Apostelg. 14, 1—18.

Zu Ikonien und Lystra.

I. Die Apostel zu Ikonien. (V. 1—7.) **V. 1:** Es geschah aber zu Ikonien. In diese Stadt hatten sich Paulus und Barnabas von Antiochien zurückgezogen wegen der dortigen Verfolgung. Ikonien war eine namhafte Stadt in Lykaonien. Sie lag in einer fruchtbaren Ebene am Fuße des Taurus, an der großen Verkehrsstraße zwischen Ephesus und den mehr östlich gelegenen Städten Tarsus, Antiochien und dem Euphrat. Unter dem griechischen Kaiserthum war Ikonien die Hauptstadt der Provinz Lykaonien. Später fiel es in die Hände der Türken und wurde die Hauptstadt eines Reiches, dessen Beherrscher den Titel „Sultan von Ikonien" führten. Damals erreichte die Stadt ihre höchste Blüthe. Heute führt sie den Namen Konia und zählt etwa noch 20—30,000 Einwohner. Die Verfolgung hat die Apostel wohl aus Antiochien vertrieben; aber ihre Gesinnung ist dieselbe geblieben. Sie predigen fort in der Juden Schule trotz dem Haß, den sie soeben erst geerntet. Ihre Liebe zu ihrem Volk und ihr Muth sind noch ungebrochen. Auch der Segen Gottes ist nicht von ihnen gewichen; denn eine große Menge ward gläubig. Aber auch hier blieb die Verfolgung nicht aus.

V. 2. Wiederum sind es Juden, welche den Sturm erregen. Wer der Wahrheit nicht gehorchen will, fällt leicht in die weitere Sünde, auch Andere abspenstig zu machen. Ja, selbst an die sonst verhaßten Heiden schließen sich die Juden an in ihrer Feindseligkeit gegen die Apostel. So wurden einst Pilatus und Herodes Freunde, als es die Verurtheilung Christi galt. Aehnliche Bundesgenossenschaften kommen auch heute noch oft genug vor.

V. 3. Trotz der Feindseligkeit der Juden lehrten die Apostel frei und öffentlich und der Herr bekannte sich zu ihnen und ließ Zeichen und Wunder durch sie geschehen. Damit stopfte er selbst am besten ihren Feinden den Mund. Daß aber die Apostel nicht auf diese Zeichen sich verließen, sondern die Predigt ihre Hauptwaffe war und blieb, wie es heute noch ist, das sehen wir daraus, daß

nach V. 1 eine große Menge gläubig ward, ehe noch Zeichen geschahen.

V. 4: *Die Menge spaltete sich.* Ohne Scheidung kommt's zu keiner Entscheidung im Reiche Gottes. Wo Gottes Wort entschieden gepredigt wird, da scheiden sich die Geister, da sondern sich die ganzen Christen von den halben. Spaltungen können da nicht vermieden werden, bedauerliche Spaltungen in Familie, Gemeinde und Volk; aber diese Spaltungen, die ein Durchgangspunkt für den Sieg des Reiches Gottes sind, müssen wir uns gefallen lassen. Sagt doch der Herr selbst in diesem Sinne, er sei nicht gekommen Frieden zu bringen auf Erden, sondern das Schwert.

V. 5. 6. Nachdem der Apostel genugsam Zeit zur Ausstreuung des Samens in Ikonien gehabt, ließ Gott den *Sturm der Verfolgung* ausbrechen, ohne Zweifel zu dem Ende, daß nun der Same weiter fortgetrieben und auch in andere Städte geweht werde. Wunderbare Gotteswege, nicht nur im Siegen, sondern im Erliegen der Seinigen! Doch das Erliegen der Frommen ist kein Erliegen. Die Nachricht von dem Plane der Feinde, sie zu steinigen, sehen die Apostel nur als einen Paß zur Weiterreise an. *Sie entflohen in die Städte des Landes Lykaonien, gen Lystra und Derbe,* zwei kleine Städtchen, etwa dreißig englische Meilen von Ikonien entfernt. „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere," hatte der Herr einst seinen Jüngern geboten. Nach dieser Regel handelten die Apostel. Auch heute noch sollen die Prediger des Evangeliums, besonders unter den Heiden nicht hartnäckig da bleiben, wo ihre Predigt verfolgt wird. Das wäre oft ein Gott-Versuchen. Wohl aber darf die Verfolgung sie nicht abschrecken, stets neue Versuche zu machen. Das *wahre Märtyrerthum* besteht nicht in der Größe der äußeren Leiden, die der Mensch um Christi willen erduldet, sondern in dem Maß der Treue, die er um Christi willen bewiesen hat. Die Apostel warten ihres Berufes mit Ausdauer und freudigem Muth. Darin liegt ihre Treue. Sie verlassen die ihnen lieb gewordene Stätte, sobald sie inne werden, daß der Herr sie hier nicht mehr brauchen kann, und beginnen ihre Arbeit an einem anderen Orte von Neuem. Diese Treue im Kleinen ist oft schwer. Den Aposteln wäre es vielleicht leichter gewesen zu sterben als zu fliehen. Aber das war nicht der Wille des Herrn. Die Laufbahn des großen Heidenapostels hatte ja eben erst begonnen.

V. 7: *Sie predigen daselbst.* Die gerechte Sache kann nicht untergehen. Hier verjagt, findet sie anderswo Raum; jetzt unterdrückt, erhebt sie später sich auf's Neue. So trug die Verfolgung zu Ikonien nur dazu bei, daß das Evangelium auch nach Derbe und Lystra getragen wurde.

II. Die Apostel zu Lystra. (V. 8—12.) **V. 8:** In Lystra heilte der Apostel einen Mann, der *lahm war von Mutterleibe an.* Es ist die dritte Heilung eines Lahmen in der Apostelgeschichte (Kap. 3 u. Kap. 9, 33 ff.). Die Heilungen gerade solcher Kranken sind besonders bedeutungsvoll. Sie sind ein Zeichen davon, was geistlich geschehen muß. Die Erweckten müssen lernen im Lichte *wandeln* (1 Joh. 1, 7).

V. 9: *Der Lahme hört Paulum reden.* Und des Apostels Wort entzündete den Glauben in dem Herzen des Kranken. Er gewann die Zuversicht, *daß ihm würde geholfen werden.* Dieser Seelenzustand bildet den Mittelpunkt des ganzen Ereignisses. Wie hier der Glaube, das zutrauensvolle Hoffen auf leibliche Hülfe, aus dem Hören des Wortes erwachsen ist, so erwächst jeder Glaube aus der Predigt des Evangeliums (Röm. 10, 14. 17). Und wenn auch der Glaube zunächst nicht den Mittelpunkt der Erlösung erfaßt, sondern mehr an der Peripherie oder nur an dem Leiblichen haftet: gründet er sich nur auf den Heiland, so ist er doch ein gottgefälliges Ergreifen des Heils. Da Paulus den Lahmen ansah und merkte an dem stummen, bittenden Glaubensblick seines heilsbegierigen Auges, daß er glaubte, sprach er

V. 10. *mit lauter Stimme: Stehe aufrichtig auf deine Füße.* Sah hier der Apostel so genau auf das Fünklein des Glaubens in dem Herzen des Armen, wie mögen die allsehenden Augen des Herrn auf dasselbe in uns sehen! Der Apostel sprach: Stehe aufrichtig u. s. w., und der Lahme *sprang auf und wandelte.* Solche Wunder geschehen freilich heute nicht mehr durch die Knechte Gottes. Aber wenn sie unter ihren Zuhörern manchmal in einem Aug' auf so ein Glaubensfünklein sehen dürfen, vielleicht eine Thräne des Heilsverlangens: ach, daß mir geholfen würde! oder einen Strahl der Zuversicht, auch mir kann geholfen werden, der Heiland könnte am Ende auch mir noch den Frieden geben — dann dürfen auch sie sprechen: Ja, dir kann geholfen werden, dein Glaube hat dir geholfen! und der Herr wird das Wunder der geistlichen Heilung so gewiß vollbringen, wie er hier das der leiblichen Heilung vollbrachte.

V. 11. 12. Die Heilung des Lahmen machte auf das blinde Heidenvolk einen so überwältigenden Eindruck, *daß sie die Apostel für Götter hielten.* Daß sie dieselben aber gerade für *Jupiter,* den Vater der Götter, und *Merkur,* den Götterboten, erklärten, hat seinen Grund wohl darin, daß Jupiter (V. 13) einen Tempel vor der Stadt hatte und gerade in jenen Gegenden die Sage ging, Jupiter und Merkur seien einmal in Menschengestalt auf Erden erschienen und von Philemon und Baucis beherbergt worden, eine Sage, welche wahrscheinlich jährlich beim Tempelfest des Jupiter wiederholt wurde. Warum sie den Barnabas für Jupiter hielten, giebt Lukas nicht an. Ohne Zweifel hielt er sich in gemessener Ruhe und erschien deshalb, vielleicht auch als der Aeltere und um seines imponirenden Aeußeren willen, als der vornehmere Gott.

V. 13. 14. Der Priester Jupiters brachte eben *Opferthiere und Kränze* zum Weiheschmuck des Opfers und Altars vor die Thore der Stadt, wo der Tempel Jupiters stand, und war bereits im Begriff, den vermeintlichen Göttern, welche die Stadt mit ihrer Erscheinung beglückt hatten, feierliche Opfer darzubringen, da erfuhren es die Apostel, *zerrissen vor Schmerz über die Abgötterei des Volkes ihre Kleider,* eilten vor das Thor unter die zu dem Opferakte versammelte Menge und schrieen: *Ihr Männer, was machet ihr?* u. s. w. In Leiden und Verfolgungen dulden die Apostel still und ruhig; aber

wo fleischlicher Aberglaube sie mit ungebührlichen Ehren überschütten will, da wehren sie sich aus allen Kräften wie gegen verfängliche Satansschlingen.

V. 15: Wir sind auch sterbliche Menschen. Dem Christen ist mit Lobeserhebungen nicht gedient. Er weiß, daß er alles, was er ist und hat, der Gnade Gottes allein verdankt. Wo man darum etwas aus ihm machen will, — aus seinen Eigenschaften, Almosen, Thaten, Verdiensten, — da spricht er: ich bin auch ein sterblicher Mensch! Wir predigen euch das Evangelium, daß u. s. w. Mit dieser Predigt traten die Apostel in den offensten Gegensatz gegen das Heidenthum, dessen Götzen nichts anderes sind als die Kräfte der Natur, deren Vergötterung in unseren Tagen auch in der sogenannten Christenheit immer unverhüllter wieder hervortritt. Wie Viele setzen heut zu Tage die Natur an die Stelle Gottes! Von ihren Naturgöttern weisen die Apostel das Volk zu Lystra hin auf den einen lebendigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde. So müssen auch in unseren Tagen die Knechte Christi immer wieder von den unpersönlichen Naturkräften und Naturgesetzen hinweisen auf den persönlichen Urheber derselben, dessen Anerkennung allein die Räthsel der Welt löst.

V. 16. 17. In diesen Versen schildert der Apostel den lebendigen Gott als den Regenten der Welt, der die Heiden in seiner züchtigenden Gerechtigkeit ihre eigenen Wege habe gehen lassen (im Gegensatz zu den Juden, welchen er seine besondere Offenbarung zu Theil werden ließ). Trotzdem habe er sie nicht verstoßen, sondern sich vielmehr manchfach auch ihnen bezeugt, und sie mit leiblichen und geistigen Gütern gesegnet (V. 17). Zu diesem wahren Gott sollten sie sich bekehren von ihren falschen und nichtigen Göttern (V. 15).

V. 18: Sie stilleten kaum das Volk, daß sie ihnen nicht opferten. Wir entsetzen uns über diese heidnische Menschenvergötterung; aber kommt denn nicht mitten unter Christen noch Aehnliches vor, wenn Menschen, Helden, Dichter, Künstler, ja selbst Sängerinnen und Tänzerinnen, abgöttisch verehrt und mit Blumen und Lorbeerkränzen überdeckt werden von solchen, die für den lebendigen Gott kein Wort des Dankes und vollends für den König in der Dornenkrone keinen Blick der Liebe haben!

Sonntag, 17. Juni. Apostelg. 14, 19—28.

Ende der ersten Missionsreise.

I. Die Wiederbelebung. (V. 19. 20.) **V. 19.** Auch in Lystra ruft die Wirksamkeit der Apostel einen Sturm der Verfolgung hervor. Juden, die aus Antiochien und Ikonien gekommen waren, reizen das Volk auf, Paulum zu steinigen. In derselben Stadt, wo er zuerst vergöttert ward, will man ihn nun tödten; wo man ihn mit Blumenkränzen beworfen, werden nun Steine auf ihn geschleudert; von einem rasenden Pöbel wird er vor die Stadt hinausgeschleppt, gesteinigt und für todt liegen gelassen. Da mochte er an Stephanus denken, über dessen Tod er sich einst gefreut. Wie seinem Meister, dem sie auch am Palmsonntag Palmen streuten und am Charfreitag riefen: Kreuzige ihn! so erging es nun auch ihm. Das ist der Welt Ehre, eine Seifenblase, die in nichts zerspringt.

V. 20: Da ihn die Jünger umringten, stand er auf. Seine Feinde hatten ihn für todt liegen lassen. Nun kamen weinend und klagend die treuen Freunde herzu, um die Leiche hinwegzutragen und ehrlich zu begraben. Da erhebt sich der Todtgeglaubte vom Boden, bleich zwar und blutig, aber dennoch lebendig. Der Allmächtige hatte ihn bewahrt, daß die Steine ihn nicht tödteten, und schenkte ihm nun die Kraft, an der Jünger Arm in die Stadt hineinzugehen. Dort blieb er die Nacht über, um sich zu erholen. Des andern Tags aber reist er mit Barnabas nach Derbe.

II. Die Rückkehr. (V. 21—26.) **V. 21.** In Derbe scheint die Verkündigung des Evangeliums von sehr erfreulichem Erfolg begleitet gewesen zu sein; denn die Worte: „und unterwiesen ihrer viele," lauten nach dem Grundtext: „und machten zahlreiche Jünger." Auch trat hier, wie es scheint, ihrem Wirken kein äußerer Widerstand entgegen. Von Derbe aus traten die Apostel ihre Rückreise nach Syrien an, aber nicht auf dem nächsten Wege, sondern indem sie sich zunächst von der Richtung nach Syrien wieder entfernten und über dieselben Städte zurückreisten, welche sie auf dem Herwege berührt hatten. Ihre Absicht war, die neugegründeten Gemeinden zu stärken, welche unter der Verfolgung von Seiten der feindseligen Juden und Heiden gewiß nicht wenig zu leiden hatten. Welch ein Drang der Liebe muß das Herz des großen Heidenapostels erfüllt haben, daß er nach erlittener Steinigung sofort wieder in dieselbe Stadt zurückkehrt und ohne Erbitterung gegen seine Feinde, mit Sanftmuth und erbarmender Liebe die Predigt des Evangeliums fortsetzt, mit dem Vorsatz, nicht abzulassen, ob es ihn gleich sein Leben koste! Muß uns dieser Ernst nicht auf's Tiefste beschämen?

V. 22: Stärkten die Seelen der Jünger durch den Trost des Evangeliums, und ermahnten sie, daß sie im Glauben blieben. „Viel Feinde sind zu dämpfen, viel Proben durchzugehn, der Glaube muß in Kämpfen bis an sein Ende stehn." Darum bedarf es immer wieder der Mahnung: Kindlein, bleibet bei ihm im Glauben! Ferner erinnerten die Apostel daran, daß wir durch viel Trübsal müssen in das Reich Gottes gehen. Keine rosigen Pfade stellen sie den jungen Brüdern in Aussicht, sondern einen steilen Dornenweg. Es geht durch's Kreuz zur Krone, durch Leiden zur Herrlichkeit. Es ist freilich ein hartes „Muß," daß wir durch viele Trübsale müssen in's Reich Gottes gehen, und gar zu gern wünschten wir uns eine weitere Pforte und einen breiteren Weg. Aber es bleibt bei diesem göttlichen und darum unabänderlichen „Muß." Es ist dieses „Muß" begründet in der Art der Welt, welche die Finsterniß mehr liebt als das Licht; es ist uns verordnet um unseres Herzens Härtigkeit willen, das in guten Tagen so leicht des Herrn vergißt; es gehört zur Nachfolge des

Herrn, der selbst durch Leiden zur Herrlichkeit einging, und wird uns erleichtert durch den Vorgang aller echten Gottesknechte von David und Paulus bis auf diesen Tag.

V. 23. Auch die kirchliche Organisation der einzelnen Gemeinden ließen sich die Apostel angelegen sein. Sie ordneten ihnen hin und her Aelteste aus den würdigsten Gemeindegliedern. Aber sie wußten wohl, daß auch diese Aeltesten nur schwache Menschen waren, darum befahlen sie die Brüder dem Herrn unter Gebet und Fasten. An seinem Segen ist ja am Ende doch alles gelegen. „Mit uns'rer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren;" wohl uns daher, wenn wir mit Luther fortfahren können: „Es streit't für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren."

V. 24. 25: Und zogen durch Pisidien u. s. w. Der Weg der Apostel geht nun wieder der Seeküste zu. Nachdem sie die Provinz Pisidien durchzogen hatten, kamen sie wieder nach Perge in Pamphylien. Hier predigten sie das Evangelium, ohne daß wir erfahren mit welchem Erfolge. In der südöstlich von Perge gelegenen Stadt Attalia (von Attalus Philadelphus, dem König von Pergamus, erbaut und nach ihm benannt), erreichten sie vollends die Küste. Hier schifften sie sich ein zur fröhlichen Heimkehr.

V. 26: Von dannen schifften sie gen Antiochien (in Syrien) u. s. w. Paulus und Barnabas hatten auf dieser Reise, welche leicht zwei bis drei Jahre gedauert haben mag (etwa vom Jahre 46 bis zum Jahre 48 n. Chr.), außer der Insel Cypern eine gute Strecke von Kleinasien, und zwar den südöstlichen Theil davon, durchreist und, abgesehen von vielen einzelnen Bekehrungen, wenigstens vier Christen-Gemeinden gegründet, welche größtentheils aus gewesenen Heiden bestanden und zu den besten Hoffnungen berechtigten. Es waren die Gemeinden im Pisidischen Antiochien, in Ikonien, in Lystra und in Derbe. Sie hatten wahrlich nicht umsonst gearbeitet und konnten heimkehren mit dem Lobgesang: Der Herr hat Großes gethan!

III. Der Bericht. (V. 27. 28.) **V. 27:** Sie verkündigten, wie viel Gott mit ihnen gethan hatte. Das war gewiß eine gesegnete Versammlung. Wie begierig horchen die Kinder auf, wenn der Vater zurückkommt von der Reise, vielleicht von einer weiten Reise über Land und Meer, und fängt nun an zu erzählen! Wie merkwürdig ist's uns, wenn wir einen Missionär erzählen hören, der etwa aus China oder Ostindien, oder aus dem gefährlichen Afrika kommt und nun berichtet, wie es dort aussieht, was er dort erlebt und ausgerichtet hat. Aber was wird das erst für eine merkwürdige Reisebeschreibung gewesen sein aus dem Munde eines Apostels Paulus und seines Begleiters Barnabas! Wie müssen die Jünger zum Dank und Lob der Gnade Gottes gestimmt worden sein, als sie von den Siegen des Evangeliums in fernen Landen hörten. Die Apostel erzählten mit froher Begeisterung, wie Gott den Heiden hätte die Thür des Glaubens aufgethan. Vier Thüren muß Gott aufthun, wenn etwas zum Heil der Seelen ausgerichtet werden soll: 1) die Thür des Mundes beim Lehrer, 2) die Thür des Ohres und 3) die Thür des Herzens (des Glaubens) beim Hörer und 4) als die letzte, die Thür des Himmels. Die Apostel redeten von ihren Siegen, damit auch Andere mit ihnen Gottes Güte und Allmacht preisen möchten. Wir sollen frei und offen bekennen, was der Herr an uns und durch uns gethan hat, aber nicht zu unserer eigenen Verherrlichung, sondern zur Ehre Gottes und zur Ermunterung der Brüder.

V. 28: Sie hatten ihr Wesen (ihren Aufenthalt) daselbst. Wie wohl wird den Aposteln die Ruhe gethan haben nach so langer mühseliger Fahrt, und wie gesegnet wird nun ihre stille Arbeit gewesen sein in der Muttergemeinde; denn die Ruhe treuer Knechte Gottes ist nur gleichsam eine Veränderung ihrer Arbeit.

Chronik der Gegenwart.

Fiasko. Der schöne, phantasiereiche, von manchen geträumte Traum, daß bald auf vielen Kanzeln edle, fromme, reichbegabte Frauen als regelrecht installirte Pastoren stehen, und einen ungeheuren Einfluß auf die Bekehrung und Besserung der Welt ausüben werden, scheint so bald nicht in Erfüllung gehen zu wollen.

Einer um den andern dieser weiblichen Pastoren macht Fiasko. Nicht etwa weil sie nicht fromm, oder nicht begabt, oder energielos sind, sondern weil ihr Nichterfolg in der Natur der Sache liegt. Enthusiasten mögen zwar die Schuld dem thörichten Vorurtheil der Menschen zuschreiben, werden aber damit kaum ausreichen, denn gerade die letzten zwei Fiasko fanden in solchen Gemeinden statt, wo sich große Begeisterung für das weibliche Pastorat kund gab. Da ist zum Beispiel Fräulein Anna Oliver, welche Pastor der Willoughby Avenue Kirche in Brooklyn, N. Y., war. Wenn es irgend eine Gemeinde giebt, die enthusiastisch für das Zukunftspastorat der Frau eintrat, so war es jene; wenn irgendwo Grund und Boden für die neue Maßregel gefunden werden kann — so ist es Brooklyn. Fräulein Oliver mangelt es weder an Fähigkeit, noch Frömmigkeit, noch Energie. Und doch mußte sie das Unternehmen aufgeben, denn es mußte der Natur der Sache nach mißlingen.

Unsere Zeit will kein weibliches Pastorat. Ob das Verhältniß ein anderes sein wird, wenn einmal die Morgenröthe des tausendjährigen Reiches unzweideutig angebrochen, das lassen wir dahingestellt sein, machen aber einstweilen ein großes Fragezeichen dahinter und halten uns am Worte der Heiligen Schrift.

Peter Cooper, der im April im 92. Lebensjahre zu New York gestorben, ist ein Beispiel der großartigen amerikanischen Philanthropie. Wohl keine andere Nation weist so viele Philanthropen auf, als die amerikanische, eine Thatsache, für welche man im Reichthum des Landes, in der Erziehung und in der Veranlagung des Amerikaners Ursachen finden kann. Der letzte Grund jedoch dürfte wohl in dem christlichen Sinne des amerikanischen Volkes, darin zu suchen sein, daß hierzuland die Bibel noch etwas gilt und Gott nicht verachtet wird.

Mag auch der Unglaube sich gegen diese Wahrheit aufbäumen, so ist sie nichtsdestoweniger wahr. Mag es auch amerikanische Philanthropen geben, die strenggenommen keine Bibelgläubigen sind, so hat doch die Luft, in welcher sie erzogen sind, ihre Wirkung ausgeübt. Wenn dem amerikanischen Volke einmal die christliche Grundlage abhanden käme, und die von so vielen gepriesene Affenphilosophie die Oberhand erhielte, so fänden wir in den Vereinigten Staaten das selbstsüchtigste Krämervolk, das sich denken läßt; eine Nation, die nichts kennete, als den Mammonsdienst.

Peter Coopers großes Werk ist das „Cooper-Institut" in der Stadt New York. In der Mitte der fünfziger Jahre errichtete er diese große technische und artistische Volksschule mit einer ersten Kapitalschenkung von $630,000, welche seitdem, in jeder Weise und unter Aufwendung immer neuer Hunderttausende erweitert, zu einer Lehr-Anstalt für die mittellose Jugend herangediehen ist, wie sie in dieser Art keine zweite Großstadt der Welt besitzt. Welche Schätze von Bildung, Gesittung und Erlösung aus den Banden der Armuth und Unwissenheit haben sich seit dem Bestehen dieses Instituts aus seinen Braunstein-Mauern über das ganze Gemeinwesen von New York ergossen! Welche weiteren Schätze dieser Art werden daselbst in der Zukunft gehoben werden! Freilich, damit das Alles geschehen konnte, und auch für alle Zukunft gesichert würde, hat ein ganzes Nabobs Vermögen aufgeopfert werden müssen, — nämlich 2 Millionen und fünfhunderttausend Dollars.

Kaiser und Papst. Wir haben von jeher behauptet, daß weder Bismarck noch Kaiser Wilhelm nach Canossa gehen, das heißt dem Papst in den Hauptpunkten des Streites zwischen Staat und Rom nachgeben werden. Wer anderer Ansicht war, konnte die Sachlage unmöglich richtig aufgefaßt haben.

Es muß zwar dem Kaiser von Deutschland und Bismarck daran gelegen sein, womöglich den Frieden herzustellen und keinen Zankapfel im Reich zu haben. Sie können aber, wollen sie den Bestand des Staates nicht gefährden, nur bis zu einer gewissen Grenze der Vereinbarung gehen und dürfen nicht darüber hinausschreiten.

Um solche Vereinbarung herzustellen, hat Deutschland die nöthigen Verhandlungen gepflegt, woraus alsdann das Gerücht entstanden ist, es habe der römischen Kurie nachgegeben.

Dies ist ein Irrthum, und die neuesten Ereignisse beweisen, daß der Streit noch lange nicht ausgefochten ist, und Deutschland sich noch lange nicht in die Hände Roms begiebt.

Es mußten vier volle Jahre Unterhandlungen gepflogen werden, bevor die Besetzung erledigter Bischofssitze in preußischen Diöcesen möglich geworden war. Kaum aber waren diese Oberhirten eingesetzt, so machten sie sich Verstöße gegen die Staatsgesetze schuldig, die kein Staat dulden kann. Sie erklärten z. B. alle von Katholiken eigegangenen Ehen, die nicht von katholischen Priestern eingesegnet waren, für ungültig.

Wenn nun auch diese Anmaßung etwas gemildert und am Ende ganz zurückgenommen wurde, so hatte sich doch eine bedeutende Mißstimmung entwickelt, welche die Verhandlungen zwischen Kaiser und Papst erschwerte. Der preußische Spezialgesandte in Rom, Herr von Schlözer, bemühte sich zwar auf's Eifrigste, eine Verständigung über die Friedensbedingungen herbeizuführen, aber alles war vergeblich. Endlich schrieb Papst Leo XIII. letzten Winter einen eigenhändigen Brief an den deutschen Kaiser, in welchem als Bedingung für den Frieden die theilweise Aufhebung der Maigesetze genannt wird.

Die Antwort des Kaisers stellte als Bedingung des päpstlichen Wunsches, daß der Papst die Pflicht anerkenne, der preußischen Regierung die Personen namhaft zu machen, welche zur Besetzung erledigter geistlicher Stellen berufen werden sollen.

Auf dieses Schreiben erwiderte der Papst, daß er eine vollständige Revision der Maigesetze nicht abwarten wolle, bevor er die Personen der Regierung bezeichnete, welche zur Besetzung erledigter Pfarrämter in Aussicht genommen wären; er müsse jedoch verlangen, daß gleichzeitig die Einschränkung der Maßregeln beginne, welche heute die Ausübung der geistlichen Macht und des geistlichen Amts, sowie den Unterricht und die Ausbildung des Klerus den Lehren und dem Geist der Kirche entsprechend verhinderten.

Die Bedeutung dieses letzten Schreibens des Papstes läßt sich aus der Wirkung ermessen, welche dasselbe auf das Centrum hervorgebracht hat. Die Führer dieser Partei, Windthorst und v. Schorlemer-Alst, gaben die bis dahin noch beobachtete Zurückhaltung gegen die Regierung völlig auf und führten wieder dieselbe Sprache wie zur Zeit des heftigsten Kampfes. Insbesondere ertheilte Windthorst dem Fürstbischof von Breslau das Zeugniß, daß er in der Mischehenfrage durchaus correct gehandelt habe, und daß diejenigen, welche ihm aus seinem Auftreten einen Vorwurf machten, damit lediglich ihre Unkenntniß kirchlicher Dinge verriethen.

Anderseits wird berichtet, daß Kaiser Wilhelm, nachdem er den Brief des Papstes gelesen, kopfschüttelnd gesagt habe: „Das geht nicht." Dennoch hat der Papst auch auf diesen Brief wieder eine Antwort erhalten; aber es läßt sich kaum annehmen, daß dadurch eine wesentliche Aenderung der Sachlage herbeigeführt werden wird; dazu ist die päpstliche Forderung zu bestimmt gestellt und ebenso unannehmbar. Wenn die katholische Geistlichkeit für ihren Beruf nur in kirchlichen Lehranstalten vorbereitet wird, dann kann sie dem Staat nicht die Bürgschaft leisten, daß sie das nöthige Verständniß für seine Einrichtungen und Bedürfnisse besitzt. Gerade diese Bedingung erscheint unerläßlich, und durch sie erhält die Anzeigepflicht der Kurie überhaupt erst ihren Werth. Ist das ganze Personal, welches für die Besetzung der Pfarrämter zur Verfügung steht, im Geist und nach den Lehren der
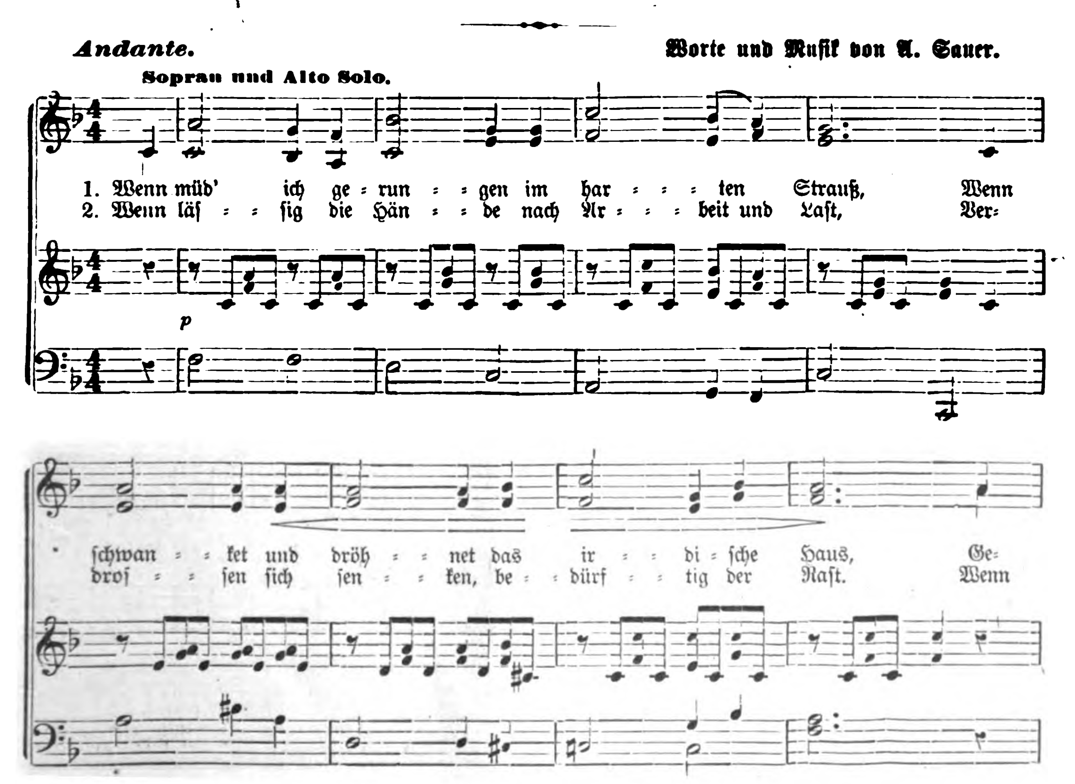
Kirche ausgebildet, dann liegt kaum noch etwas daran, ob die Wahl sich auf diese oder jene Persönlichkeit lenkt; sie werden alle ihr Amt nur nach den Befehlen ihrer kirchlichen Vorgesetzten ohne Rücksicht auf die Anforderungen ausüben, welche der Staat an sie stellen muß. Hier ist der Sitz der Quelle für fortdauernde Streitigkeiten zwischen den Dienern der Kirche und den Organen der Staatsverwaltung.
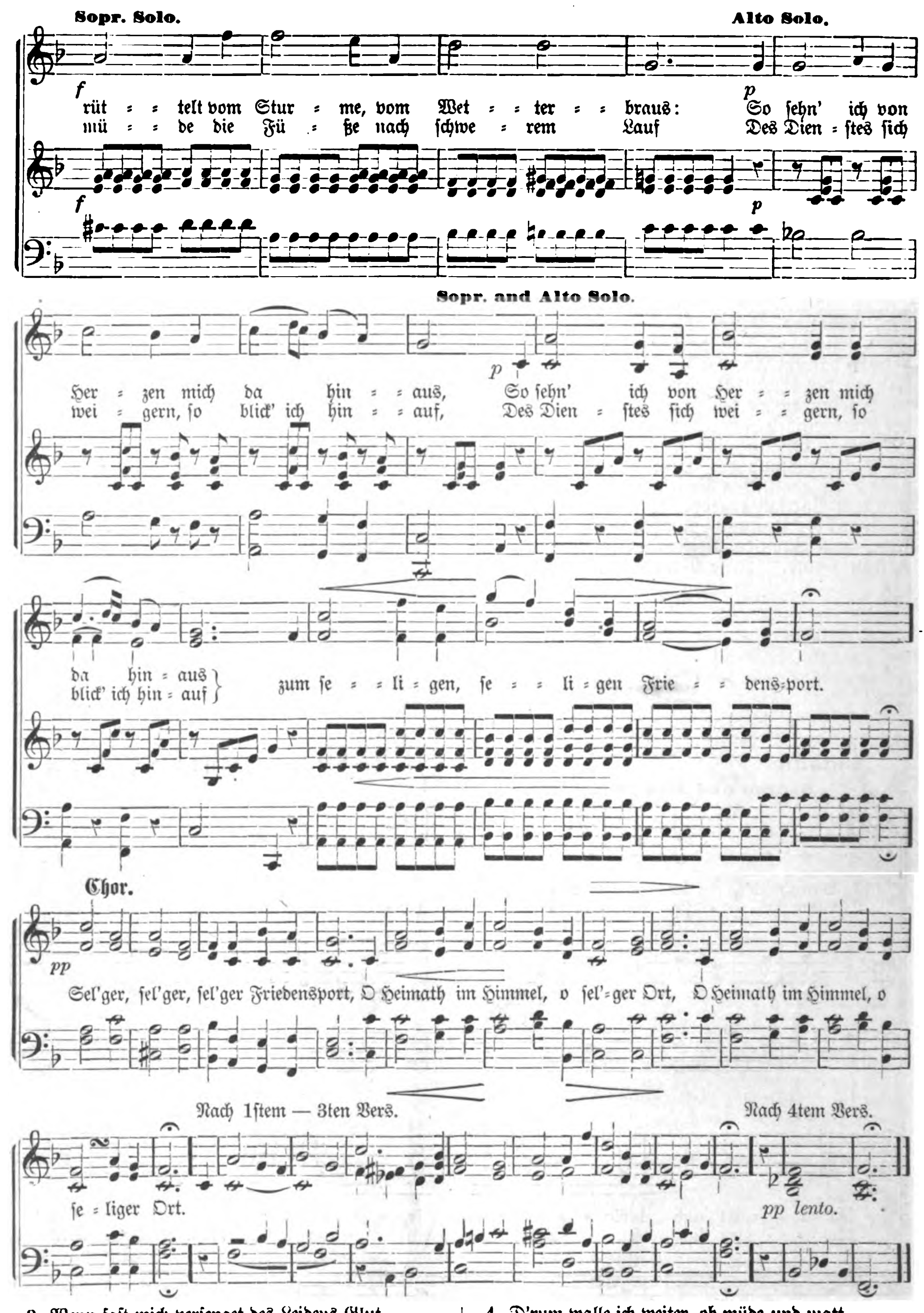
Der Verlauf der Verhandlungen, welche während eines beinahe fünfjährigen Zeitraums zwischen Staat und Kirche, zwischen Kaiser und Kanzler auf der einen und Papst und Cardinalstaatssekretär auf der anderen Seite gepflogen worden sind, hat gelehrt, daß ein Ausgleich, welcher einen dauernden Frieden der beiden Gewalten gewährleistet, wohl nicht gefunden werden kann, daß der Widerstreit der beiderseitigen Interessen zu groß ist, als daß er gänzlich zu beseitigen wäre. Als der Kampf nach Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs begann, als die diplomatischen Beziehungen zwischen Berlin und dem Vatikan abgebrochen wurden, gab Fürst Bismarck der Hoffnung Ausdruck, daß unter einem friedlichern Papst der Verkehr wieder aufgenommen werden könne. Diese Voraussicht hat sich zwar als richtig bewährt, aber die daran geknüpften weitern Erwartungen sind bisher noch unerfüllt geblieben, und die Aussichten, daß hierin für die Folge eine Aenderung eintreten werde, sind auch so gering, daß sie fast schon als geschwunden anzusehen sind.

Das Deutsche Reich kann die Bedingungen seines Bestehens und seiner Wohlfahrt nicht von einer auswärtigen Macht abhängig machen, es kann mit dem Papstthum in seiner gegenwärtigen Gestalt nur in einem Verhältniß stehen, dessen Grundzüge nach beiden Seiten hin genau festgestellt und wohlerwogen sind. So wenig die Staatsgewalt in Deutschland, beziehungsweise in Preußen, die Absicht und den Beruf hat, den religiösen Ueberzeugungen des Volks irgendwelche Schranken zu ziehen, so wenig kann sie darauf Verzicht leisten, die Grenze anzugeben, bis zu welcher die römische Curie ihre Macht und ihren Einfluß auf die stattlichen Einrichtungen ausdehnen darf.

Wer weiß, wie dieser Kampf noch enden wird; manche wollen behaupten, daß das Bündniß zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich sich auch auf diesen Streit beziehe — !

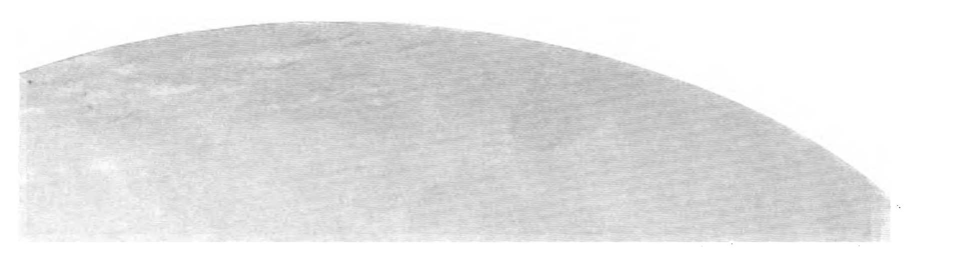
Zum Friedensport.





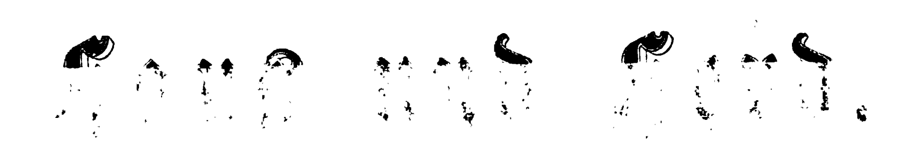
3. Wenn fast mich versenget des Leidens Glut,
Wenn beinah' geschwunden Vertrauen und Muth,
Dann winkt mir von oben ein reicher Gewinn:
:,: Auf rafft sich der Glaube, es zieht mich dahin, :,:
Zum seligen Friedensport.

4. D'rum walle ich weiter, ob müde und matt,
Die Treue nur bringet zur himmlischen Stadt;
Ich kämpfe und leide und steure voran,
:,: Bald langt ja mein Schifflein am Ziele an, :,:
Im seligen Friedensport.



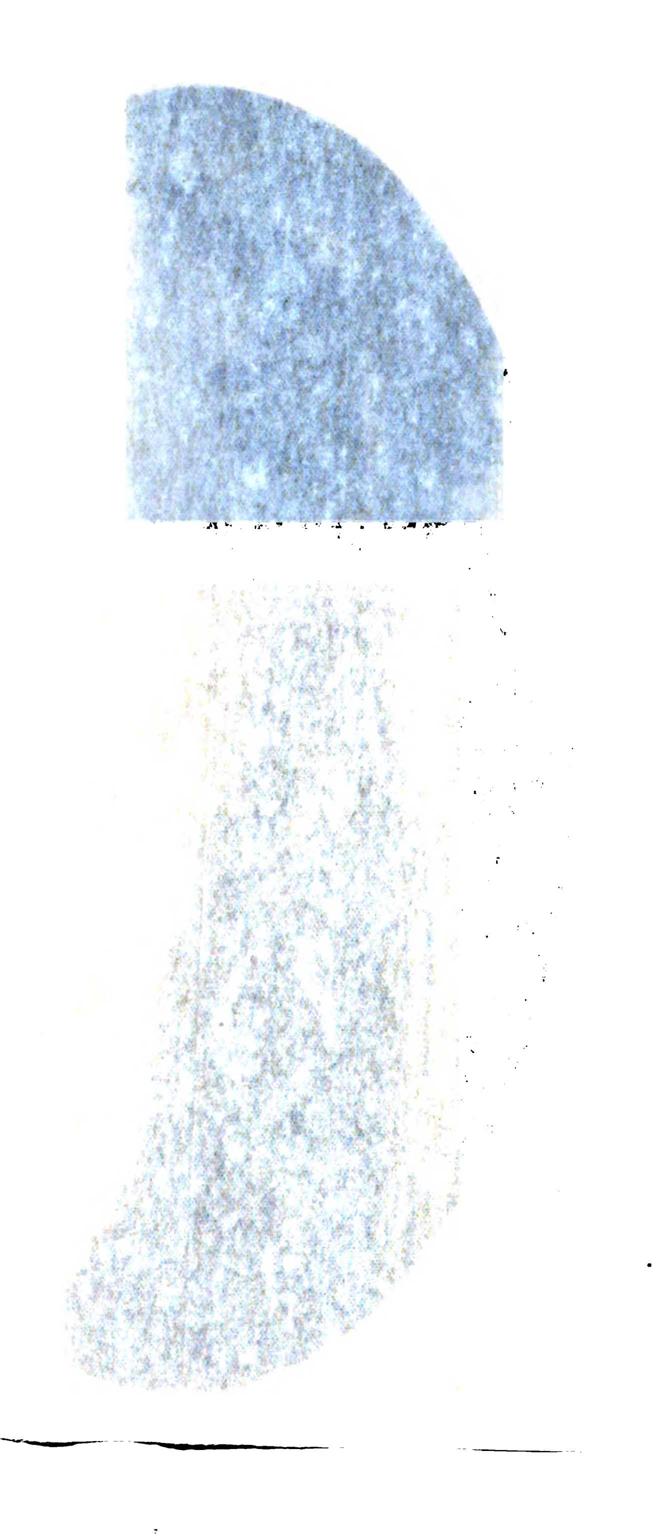


SONNENUNTERGANG IN DEN WEISSEN BERGEN



... zu stürzen — den Selbstmord. „Mache dem elenden Dasein ein Ende, du hast ja ein

nichtssagende Ausflüchte sind, und kommt zu der Schluß-Folgerung, daß man diese Er-



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | Juli 1883. | Siebentes Heft.



An den Früchten erkennt man den Baum.

Editor.

Es zieht ein finsterer Feind durch die Welt, der gegenwärtig namentlich ganz Europa in Schrecken setzt, aber auch unserem Lande nicht fremd ist.

„Vernichtung des Bestehenden," das ist seine Losung; Feuer, Mord, Dynamit sind seine Waffen.

In Rußland sind die Nihilisten der Schrecken der Gesellschaft; in Spanien der Bund, der sich „schwarze Hand" nennt; in Deutschland, Frankreich und Oesterreich wühlen die Sozialisten; in Großbritannien morden und sprengen die Verschworenen Irlands und hierzuland predigen Gesinnungsgenossen ähnliche Grundsätze des Abgrunds.

Nebstdem gebraucht Satan in unserer Zeit einen andern Menschenverderber, um Seelen in's Elend zu stürzen — den Selbstmord. „Mache dem elenden Dasein ein Ende, du hast ja ein Recht über dein Leben," so flüstert der Arge den Armen zu; und Kugel, Gift, Strick oder Wasser schließen die jammervolle irdische Laufbahn. Hauptsächlich aber sind es die vielen überhandnehmenden Selbstmorde unter den Deutschen, welche in jüngster Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben.

Da zerbricht man sich alsdann den Kopf, um die Ursache „dieser förmlich schreckenerregenden Selbstmord-Proportion" zu finden. Man redet vom Kampf um's Dasein, der gar manchem zu schwer wird, faselt davon, daß der Deutsche eben ein großer Philosoph sei, und der Laufbahn ein Ende mache, sobald dieselbe nicht mehr ordentlich fortgeführt werden könne; man sieht auch dann und wann, daß solche Gründe (?) nur nichtssagende Ausflüchte sind, und kommt zu der Schluß-Folgerung, daß man diese Er-

scheinungen doch nicht so recht zu erklären im Stande sei.

Und doch giebt es eine sehr triftige, klare Ursache dafür. Wenn in Irland unschuldige Männer von feigen Mördern niedergestoßen, in Rußland der Sprengstoff zum Massen-Mord verwendet wird, im übrigen Europa eine unheimliche Macht alles Bestehende zu untergraben sucht, in unserem Lande die gleichen Lehren frei verkündigt werden, und Hunderte sich das Leben selbst nehmen; da muß, — so viel auch die Schäden, das Elend und die Schuld der Gesellschaft solche Thatsachen verursacht haben mögen — eine schützende Schranke, ein Bollwerk gegen diesen höllischen Feind abhanden gekommen sein.

Diese in Tausenden geschwundene Burg ist der Glaube an das Ewige, das Vertrauen auf den lebendigen, persönlichen Gott, das Festhalten an der Existenz des Geistes und dessen Fortbestand nach dem Tode.

Man hat so lange über die „Dummheit" des Glaubens gespöttelt, so fest die Entwickelung des Menschen aus Staub behauptet, so frech die Existenz des Menschen nach dem Tode, sowie das Dasein Gottes geläugnet, daß Millionen diesem — dem fleischlichen Sinne so sehr zusagenden Evangelium zugefallen sind. Sie wurden in tiefster Bedeutung des Wortes „Fleisch," und wollen nun auch alles ihrem fleischlichen, thierischen Sinn gemäß umwandeln und zerstören — und wäre es auch, wenn es darauf ankömmt, das eigene Leben.

Daß in Irland und Spanien, woselbst sich dieser Schreckensfeind auch äußert, das Volk in den Banden des Aberglaubens gefangen liegt, thut unserer Position keinen Eintrag, denn abergläubische Verehrung äußerer Dinge ist ja nicht lebendiger Glaube an den lebendigen Gott; mechanisch mitgemachte Ceremonien können keine Inspiration dafür sein, den Menschen verantwortlich zu machen. Solch religiöser Frohndienst ist im Gegentheil dazu angethan, den Leuten ihre Verantwortlichkeit zu entrücken, so daß sie bei allem, oder trotz allem äußeren Dienst, doch nicht mehr im innersten Herzen auf dem ewigen Grunde stehen.

Auch darf nicht vergessen werden, daß da, wo das Volk dem Aberglauben anheimgefallen, die Leiter desselben, die sogenannte gebildete Klasse meistens allen Glauben an Gott und das ewige Leben weggeworfen haben, wie dies allgemein in Spanien und zum Theil auch in Irland der Fall ist.

Unglaube und Aberglaube bieten sich die Hand, dem Volke Grund und Boden unter den Füßen wegzustoßen. Also war es vor dem Ausbruch der französischen Revolution im letzten Jahrhundert. Voltaire und seine literarischen Genossen übergossen den Bibelglauben mit der Jauche ihrer erbitterten Herzen und die sogenannten gebildeten Franzosen beteten nach, und das Volk trat entweder in ihre Fußstapfen, oder saß in den Ketten des Aberglaubens gefangen. Und was war die Folge? Ein Blutbad, wie es die Welt kaum vorher gesehen; eine Schreckensherrschaft, welche Entsetzen unter allen Völkern verbreitete; eine Willkür, welche die Tyrannei der Könige um's Hundertfache übertraf. Da wurden Weiber und Kinder wirklich zu Hyänen und trieben mit Entsetzen Scherz.

„Aber so weit wird es bei der heutigen Civilisation nicht kommen, dazu ist die Menschheit doch zu weit vorgerückt," sagt Jemand.

Und was, wer bürgt denn dafür, daß es nicht soweit kommen kann? Etwa die vom Glauben an das Ewige wie den Ewigen abgerissene Civilisation? Wir haben keinerlei Geduld mehr mit dieser hohlen Phrase, und meinen, die religionslose Sittlichkeit (?) habe vor unsern Augen bereits so viel geleistet, daß man einmal für allemal den Firlefanz von der Civilisation, die nicht auf göttlicher Grundlage beruht, in die Rumpelkammer werfen sollte.

Wenn es gelingt, der Mehrzahl eines Volkes die Meinung beizubringen, es sei nichts als eine entwickelte Thierart, der Geist und das Denkvermögen eines jeden Einzelnen nur das Produkt des Gehirns, und der Mensch versinke nach dem Tode in Nichts; wenn auf Grund solcher Anschauung eine Schranke nach der andern umstürzt und ein ewiges Gut nach dem andern verloren ginge; wenn die Bibel allgemein mit Spott begrüßt, die Sonntagsheiligung überall abgeschafft würde und der Genuß geistiger Getränke ein ganz und gar unbeschränkter wird, so wird das Volk im allgemeinen auch verthieren und die Furie herauskehren, die alsdann — wie heute schon in Europa — nur durch das Bajonet niedergehalten werden kann.

Jene Herren, welche Wind in unserem Lande säen, mögen noch auf amerikanischem Grund und Boden Sturmwind ernten, wenn ihre Drachensaat aufgegangen und der bessere Theil des Volkes nicht wachsam ist.

Man täusche sich darüber nicht. Wenn ein Mann, wie der Wütherich Most, tausende beifallsklatschende Zuhörer finden kann zu einer Rede, in welcher er die Pariser Commune von 1871 verherrlicht, so muß das Keimen der Saat zugestanden werden.

„Die Commune," sagte Herr Most, „hätte das Himmelreich auf Erden gebracht, wenn es ihr gelungen wäre. Aber sie hatte den einen großen Fehler, daß sie zu viel Humanität gegen die Feinde übte. Sie bewachte die Banken, in welchen Millionen aufgespeichert lagen. Sie schonte ihre Feinde. Sie erlaubte der Presse

die Kritik. — Das nächste Mal werden wir es besser machen. Wir nehmen die Banken mit all ihrem Geld. Wir ziehen einen Cordon um die Feinde unserer Sache und blasen sie ins Nichts. Wir werden die Schurkenpresse zum Schweigen bringen."

Und zu solch' tigerartigem Brüllen heulten tausende deutsche Stimmen in New York Beifall.

Liegt hierin nicht ein gar ernstes Zeichen unserer Zeit? Kann man solche Vorfälle mit der oberflächlichen Bemerkung — „das ist eben ein Fanatiker" — hinwegdeuten?

Ja wohl, ein Fanatiker, hinter welchem tausend andere seinesgleichen stehen, die ebenfalls den Menschen abgestreift haben; ein muthiger Tiger, welcher den weniger muthigen vorbrüllt; ein von dem Ewigen, Göttlichen und ächt Menschlichen gänzlich Abgekommener, welcher Millionen Brüder hat.

Solches sind die Früchte: Meuchelmord, Dynamitsprengung, Raub, allgemeine Schlächterei, Umsturz, Tyrannei und Selbstmord.

Wie faul muß der Baum sein, an welchem solche Früchte gedeihen? Der Baum der Gottesverachtung, der Läugnung des Ewigen, der Verspottung der Bibelwahrheiten und jener exakten (!) Wissenschaft, welche auch das Edelste und Höchste im Menschenleben nur auf Staub, Wasser, Nahrung und Hitze zurückführt!

Im Korn.

Ein Sommerbild.

Für Haus und Herd von X. Y. Z.

In goldenem Glanze leuchtet die Sommersonne vom wolkenlos klaren, tiefblauen Himmel hernieder, und gießt einen fluthenden Strom von Licht und strahlendem Schimmer über die Felder — und in goldener Fülle schmückt sich fröhlich die fruchtbare Erde mit manneshohen, dichtgedrängten, kornschweren Aehren. Reich gesättigt von Oben her mit frischem Thau und warmem Regen, und von unten durch des Bodens Saft und Kraft genährt und gefeuchtet, nährt sie nun selber, freigebig und freudig, wie eine gütige Mutter, das Geschlecht ihrer Kinder mit den Gaben, die der Mensch im Schweiß seines Angesichts in saurer Arbeit und harter Mühe mit unermüdlich fleißiger, sorgsamer Hand bestellt, und der Arm des himmlischen Vaters allmächtig und gnädig vor Sturmwind und Hagelschlag, vor Blitz und Ungewitter geschirmt und geschützt hat, an dessen Segen allein Alles gelegen ist! —

Jetzt ist das Feld reif zur Ernte, und die Millionen schlanker, schwankender Halme, die bald im leisen Hauch eines leichten Lüftleins zittern und beben, lispeln und rauschen, bald im kraftvolleren Wehen des Windes, wie ebenso viele Millionen mächtig wogender Meereswellen sich neigen und beugen, senken still in stummem Dankgebet die fruchtschweren Häupter mit den goldenen Kronen, gleich als wollte selbst die todte Natur, in schweigendem Sinnbild wenigstens, dem hohen Herrn des Himmels die Ehre geben, die ihm gebührt, auf den Aller Augen warten, daß er ihnen Speise gebe zu seiner Zeit, der seine milde Hand aufthut und sättiget Alles mit Wohlgefallen, der fröhlich macht, was da lebet und webet auf Erden! —

Aber durch das lebendige Menschenherz, das seines Gottes sich freut in der Güte seiner Gaben, und im frohen Anblick der Schönheit seiner Schöpfung, des Schöpfers selbst gedenkt, das in den Wunderwerken seiner Hand schmecken und sehen gelernt hat, wie freundlich der Herr ist, zieht's wie ein Jubelpsalm, und es jauchzt mit dem schmetternden Loblied der Lerche um die Wette, in süßem Sang und lautem Klang in die weite Welt hinaus, über die erntegeschmückte Erde hin und zum hellen, lachenden Himmel empor: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, seine Güte währet ewiglich! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!" —

Dort sind es die Alten, die in langsam behaglichem Schritt am dämmernden Feierabend oder am stillen Sonntag Nachmittag durch die reichen, üppig prangenden Gefilde wandeln, von alten Tagen plaudernd und der vergangenen Zeiten gedenkend mit ihrem Wechsel von Wohl und Weh, von Lust und Leid, aber auch von der immer neuen und immer treuen Liebe ihres Gottes redend und rühmend, die ihnen all ihre bangen Sorgen doch immer wieder in lauter lichten Segen gewandelt und in den langgezogenen Ackerfurchen ihrer Lebensjahre, aus mancher Thränensaat eine selige Freudenernte wachsen ließ! — Hier sind's die Jungen, denen noch der Kindheit goldener Morgen gehört und die verheißungsvolle, vielversprechende und doch so

Im Korn.

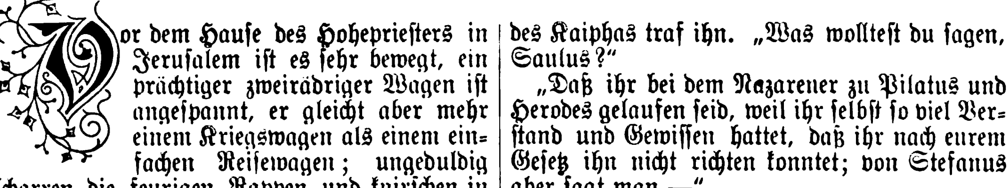
ungewisse Zukunft, aber vor denen auch noch der heiße Arbeitstag liegt und die drückende Sommerschwüle des Lebens, der eine, daß ihre Kraft geweckt und gewerthet, geprüft und geprobt, gestärkt und gestählt werde, die andere, daß in ihm die Saat der Zeit ausreife zur Ernte der Ewigkeit!

Ja, — jetzt kränzt ihr euch wohl noch mit dem leichten sorglosen Sinn der frohherzigen, warmblütigen, glückstrahlenden Jugend das ungebeugte Haupt und die ungebleichten Locken über der frischen faltenlosen Stirne mit all der bunten duftigen Blüthenpracht der farbenschimmernden Blumenkinder, die der Sommer als flüchtigen Schmuck zwischen die gediegene goldene Fülle seines Segens streut, weil Gottes Vatergüte ja nicht mit karger Hand nur das Nöthige schafft, nur das Nützliche schenkt. Jetzt pflückt ihr sie wohl noch, die vergänglichen Blüthen zu kindischer Lust; aber bedenket es wohl, nicht um der Kornblumen willen, ist das Kornfeld da, und das Leben nicht blos zum heitern Spiel, zu müßig tändelndem Zeitvertreib. Nein! Wer in der Jugend Lenzestag nur zierliche Sommerpflanzen säen wollte, dem würde die Ernte öd und elend im Alter! Darum sorget schon jetzt mit Ernst, daß euch einst die unverwelkliche bleibende Freudenkrone und des ewigen Lebens unvergänglich grüner Kranz nicht fehle, wenn der große entscheidende Erntetag kommt, wo sich unfehlbar, gewiß und unabänderlich sicher herausstellen muß, was ihr, und auf was ihr gesät habt, so lange noch die Saatzeit eurer Kinderjahre gedauert! —



Des Juden Tochter.

Ein Versuch von R. W.



Vor dem Hause des Hohepriesters in Jerusalem ist es sehr bewegt, ein prächtiger zweirädriger Wagen ist angespannt, er gleicht aber mehr einem Kriegswagen als einem einfachen Reisewagen; ungeduldig scharren die feurigen Rappen und knirschen in das silberne Gebiß; kaum kann der hinten im Wagen stehende Wagenlenker die ungeduldigen Pferde halten. Ringsum stehen Diener und Bewaffnete, theils an ihre Pferde gelehnt, theils schon auf denselben. Sie scheinen nur ihres Herrn zu warten, um abzureiten.

„Wohin geht die Reise, Rosselenker?“ ruft einer der Bewaffneten.

„Nach Syrien,“ ist die Antwort.

„Was hat denn dein Herr dort zu schaffen? Ich glaube, es geht der neuen Sekte, die sich in Damaskus ganz besonders breit macht, in der nächsten Zeit schlecht.“

„Warum sind sie auch nicht im Glauben ihrer Väter geblieben?“

„Bah! Glauben der Väter!“ ist die Antwort des Rosselenkers. „Ich bin zwar von Hause aus auch Jude, aber bei uns in Griechenland drüben lernt man weitherziger denken. Ob Jehova oder Zeus oder Jupiter, bleibt sich am Ende gleich, wenn man nur schön und angenehm leben kann. — Ruhig, Castor!“ rief er dann einem schlanken Hunde zu, der ungeduldig an den Pferden hinaufsprang, „witterst du Beute? bald giebt's eine lustige Jagd.“ Er knallte fröhlich mit der langen Peitsche am kurzen Stiel, als ging's wirklich einer Jagd entgegen und nicht zu einer Hetze auf unschuldige und fromme Nazarener.

Sehen wir uns nun im Palast des Hohepriesters selbst um. Derselbe ist noch Kaiphas, denn es sind erst wenig Jahre seit Christi Tod vergangen. Er trägt einen langen weißen Bart, hat tiefe Furchen im Gesicht und verschmitzte graue Augen. Vor ihm steht eine jugendliche Gestalt, mittelgroß; krause schwarze Haare bedecken sein Haupt; über dunklen feurigen Augen wölbt sich eine kühne römische Stirne, Nase und Mund zeigen jüdischen Typus; er ist sehr einfach gekleidet.

„Ich lobe deinen Eifer, mein Sohn,“ sagte der Hohepriester, „aber treibe es nicht zu weit.“

„Das heißt,“ fiel der Andere ein, „hüte dich, daß du nicht mit den Gesetzen der Römer — Gott vernichte sie! — in Zwiespalt kommst. Habt ihr übrigens etwa bei Stefanus gesetzlich gehandelt?“ fragte er dann höhnisch.

Ein stechender, böser Blick aus den Augen des Kaiphas traf ihn. „Was wolltest du sagen, Saulus?“

„Daß ihr bei dem Nazarener zu Pilatus und Herodes gelaufen seid, weil ihr selbst so viel Verstand und Gewissen hattet, daß ihr nach eurem Gesetz ihn nicht richten konntet; von Stefanus aber sagt man —“

„Was sagt man?“

„Er habe dem versammelten Synedrium die Wahrheit gesagt, und sei als Opfer gemeiner Rache gefallen.“

„Wer sagt das?“ fuhr der Hohepriester auf.

Saulus antwortete nicht, sondern fuhr fort: „Es ist wahr, ich hatte Wohlgefallen an dem Tode des Stefanus — möge jeder so endigen, der den Herrn der Heerschaaren verläßt und einen Gekreuzigten anbetet! Aber die Art, wie ihr ihn zum Tode schlepptet, rasend, schnaubend und zähneknirschend ihn umkreisend, er selbst ruhig, ein Lamm unter Wölfen —“

Saulus brach ab. Nach einer Pause fuhr er fort: „Nimmer will mir jener Abend aus dem Gedächtniß. Ich stand draußen und sah, wie die Sonne hinter dem Tempel hinabging, Friede und Ruhe in der ganzen Natur — da auf einmal kamet ihr, warft eure Oberkleider vor meine Füße, und ich sah, wie ein Verächter unseres Gottes endigte. Und da habe ich den Entschluß gefaßt, solche Gott wohlgefälligen Werke künftig selbst zu thun und für die Ehre des Herrn der Heerschaaren zu eifern. Und doch, wenn ich daran denke, wie er niederkniete, die sanften Augen gen Himmel hob und betete: Herr behalte ihnen diese Sünde nicht! als sähe er droben den Gekreuzigten in himmlischer Majestät — Hohepriester, wenn an der neuen Sekte doch etwas Wahres wäre?“

„Immer von dem einen zum andern,“ sprach Kaiphas vor sich hin. „Der unermüdlichste Verfolger der Nazarener und darüber grübelnd, ob sie nicht die Wahrheit sagen!“ Laut sagte er dann: „Ich glaubte, du wollest nach Damaskus.“

„Freilich ja,“ fiel Saulus ein, sich mit der Hand über die Stirne fahrend, als ob er sich besänne. „Gieb mir die Briefe!“

Kaiphas gab ihm dieselben. Es waren Vollmachten vom Synedrium und Empfehlungsschreiben an den Ethnarchen (Statthalter) von Damaskus.

„Lebe wohl, bald bin ich wieder mit reicher Beute da.“

Kaiphas sah ihm nach, trat dann ans Fenster, sah, wie Saulus sich in den Wagen schwang, und fort rasselte der Wagen, die Reiter folgten.

„Ein gewaltiger Geist!“ sprach er vor sich hin. „Er geht entweder an seinem verzehrenden Eifer zu Grunde, oder ich sehe ihn eines Tages als Anhänger der neuen Sekte.“

* * *

Es sind einige Tage seit dem Erzählten vergangen. In einem kleinen Zimmer, das sich in einem Thurme der Stadtmauer von Damaskus befindet, finden wir um die Mittagszeit zwei Personen. Die eine ist der alte Ruben ben Ischmael, vor ihm sitzt seine junge Tochter und liest ihm aus der Rolle vor, die sie auf ihrem Schoße ausgebreitet hat.

„Lies etwas anderes, Sarah, einen Rachepsalm oder etwas dergleichen.“

„Warum das, Vater?“

„Seit wann fragt meine Tochter nach Gründen?“

Gehorsam nahm Sarah eine andere Rolle und begann zu lesen. Es war der 83. Psalm. Anfangs merkte Ruben nur wenig auf, als aber Sarah las: Gott mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde! da glühten seine Augen, und als sie geendet hatte, wiederholte er: „Zu Schanden müssen sie werden und umkommen! Erkennen müssen sie,“ fuhr er fort und faltete die Hände wie zum Gebet, „daß du, Herr, der Höchste bist in der Welt!“

„Von wem redest du?“ fragte Sarah, die ihren Vater noch selten in solcher Erregung gesehen hatte, verwundert.

Freilich war es ihr auch nicht unerwartet, als er antwortete: „Von wem anders, als von der neuen Sekte! Sie tasten die Ehre unseres Gottes an —“

„Womit, Vater?“ fragte Sarah.

„Damit, daß sie sagen, ein Gott, der Sohn eines Gottes sei herabgekommen.“

„Und wenn dem so wäre?“

Ruben warf ihr einen durchbohrenden Blick zu und fuhr fort: „Sie sagen, er sei der Messias gewesen — haha! und hat am Kreuze geendet, und nach wie vor schreitet der Römer eherner Fuß über das heilige Land und römische Liktoren binden Ruthen für das Volk Gottes!“

„Aber,“ warf Sarah ein, „unsere Propheten verkünden ja einen Messias, der viel leiden muß und —“

„Nichts, nichts von alledem! Er wird kommen ein Krieger und Held von Mitternacht, der Purpur umwallt seine Schultern, die Krone leuchtet auf seinem Haupt, das Schwert blitzt in seinen Händen, und er wird die Feinde schlagen, und wir werden mit eisernem Scepter die Heiden regieren, wir mit unserem Messias in der befreiten Stadt Gottes.“

Ruben hatte mit Begeisterung gesprochen und Sarah ihm ergriffen zugehört. Jetzt fuhr er im alten Tone fort. „Und wie der falsche Messias ans Kreuz geschlagen wurde, so werden nun seine Anhänger ausgerottet, alle mit einander, auf daß im Volke Israel kein Abgöttischer erfunden werde. Auch in unserer Stadt haben sie sich eingedrängt und breiten sich unter Führung des Hananja immer mehr aus; und während sich ihre Bethäuser füllen, leeren sich unsre Synagogen. Aber,“ — sein Ton sank zum Flüstern herab, — „ich habe Nachricht, daß ein junger Eiferer mit Namen Saulus ausgedehnte Vollmacht hat, die Gemeinde zu zerstören. Ha, wie werden sie aufschrecken, wenn er in ihre Häuser dringt, sie bei ihren Versammlungen überrascht und sie gebunden nach Jerusalem führt. Freue dich, Sarah, wir triumphiren!“

Sarah hatte erschreckt die Mittheilungen ihres Vaters vernommen, die Angst malte sich auf ihrem Gesicht deutlich, und Rubens Angesicht verfinsterte sich.

„Warum freut sich meine Tochter nicht? Hast du etwa auch Hinneigung zu jenen Schwärmern?“

Sarah schwieg, Ruben aber fuhr fort: „Dir habe ich eine besondere Rolle zugetheilt; du kennst die meisten Häuser, in welchen Christen sind, schreibe mir sie auf, damit —“

„Nimmermehr, Vater!“ unterbrach ihn Sarah. „Soll ich meine Glaubensgenossen verrathen?“

„Also doch!“ knirschte Ruben. „Das Elend ist auch über mein Haus gekommen. Sprich, Sarah, gehörst du zu der Sekte der Nazarener?“ Er hatte sie mit eisernem Griff am Arme gefaßt und emporgerissen.

Sarah antwortete mit fester Stimme: „Ja.“

Da schleuderte er sie zurück. „Mein Fluch —“

„Nicht, Vater, um des Himmels willen nicht!“ bat Sarah flehentlich.

Ruben hatte sich wieder gefaßt und sank auf den Divan nieder. Er stützte den Kopf in die Hände und seufzte: „O daß ich das erlebte, daß über meine grauen Haare diese Schande kommen muß —“

„Schande, Vater?“ sagte Sarah.

„Ja, Schande. O daß ich wäre in die Grube gefahren, ehe ich diese bittere Erfahrung machen mußte. Aber,“ fuhr er fort, stand wieder auf und trat auf seine Tochter zu, „ich bin dein Vater, ich habe die Gewalt über dich, ich befehle dir zu lassen von dieser Rotte.“

„Wie kann ich?“

„Du mußt und — so wahr der Herr lebt, sogleich schwöre deinen falschen Messias ab und fluche mit mir dreimal dem Jesu von Nazareth! Jesu von Nazareth, der Lügenprophet —“

Sarah war auf ihn zugesprungen und faßte seine erhobene Rechte. „Vater!“ rief sie bebend,

„bringe die Lästerung nicht über die Lippen, ich werde sie nie nachsprechen. Triff diese Brust mit dem Dolche, du hast die Macht über mich, aber nimmermehr verleugne ich meinen Herrn, den Sohn des Hochgelobten."

Ruben sah sie einen Augenblick starr an. „Das in meinem Hause! Fort, ungerathene Dirne, in welcher kein Tropfen fließt von deiner Väter Blut, gehe hin zu deinen Glaubensgenossen, die dir mehr sind als dein alter Vater, und nimm dessen Fluch mit. Fort, Schlange!" Er schleuderte sie weit von sich.

„Vater, Erbarmen!" flehte sie.

„Fort, hinaus! Und wie du deinen Gott verleugnet hast, so verleugne er dich; deine Gebeine sollen verdorren, dein Blut vertrocknen in deinen Adern!"

Er sah sich um; die Thüre hatte sich hinter seiner Tochter geschlossen; er war allein.

* * *

Sarah eilte in die Stadt hinein, zuerst zu Hananja, um ihm die Kunde zu bringen, daß Saul komme, um die Gemeinde zu zerstören. Hananja, ein treuer Jünger des Herrn, aber etwas furchtsamen Gemüths, erschrak und beschloß sogleich, die Abendversammlung nicht zu halten und erst abzuwarten, was die Tage bringen werden. Sarah hatte sein Haus wieder verlassen und stand auf der Straße, ungewiß, wohin sie sich wenden sollte. Da fiel ihr ein Glaubensbruder ein, zugleich ein entfernter Verwandter, mit Namen Juda, der in einer schönen Straße, überdies nicht zu weit von ihrem väterlichen Hause, eine große Wohnung inne hatte. Sie durchschritt die Altstadt mit ihren engen, winkligten Gassen, bis sie an eine schöne, gerade Straße kam, die zum südlichen Thor der Stadt führte. Hier trat sie ein und wurde nach Erzählung ihrer Umstände liebreich aufgenommen. Die Kinder des Hauses sammelten sich um sie, und bald hatte sie unter dem Kinderhäuflein, dem sie von dem großen Kinderfreunde erzählte, wenigstens für Augenblicke, ihres Schmerzes vergessen.

Unterdessen stand Ruben an dem Fenster seines Hauses, gen Jerusalem gewendet, und sah hinaus in die paradiesische Ebene, die mit ihren Weinstöcken und Oelbäumen friedlich in der Mittagssonne dalag. Plötzlich sah er Waffen blitzen, sah einen Wagen und Reiter, und erkannte, als der Zug näher kam, nun auch den Mann im Wagen; derselbe saß sinnend auf dem Vordersitz und blickte zu den Mauern der Stadt auf, über deren unschuldige Einwohner er Zeiten des Schreckens bringen wollte.

Ruben triumphirte. „Da kommt er," sprach er, „schön gerüstet, des Herrn Ehre zu wahren. Jehova mache seinen Arm stark und seine Füße schnell, die Abtrünnigen zu fangen!"

Doch was war das? Das war nicht des Mittags Helle. Sind plötzlich am Himmel zwei Sonnen? Ruben schloß geblendet einen Augenblick das Auge. Als er es wieder öffnete, sah er, wie drunten sich die Pferde hoch aufbäumten, wie der Mann im Wagen nach den Zügeln griff, die dem Rosselenker entfallen waren, aber vergeblich; noch ein Ruck, und der Wagen lag umgestürzt am Boden und sein Insasse kniete im Staube. Er sah, wie seine Diener zuerst erstarrt stille hielten, dann aber, als der Lichtglanz verging, auf ihren Herrn zueilten, erschrocken und zitternd.

Ruben wandte sich ab. „Unglück auf Unglück am heutigen Tag," jammerte er und sank erschöpft nieder. —

„Sieh einmal, wen sie dort die Straße herauf führen," sagte die kleine Mirjam in Juda's Hause zu Sarah. „Der arme Mann, wie mühsam er geht!"

Sarah sah hin. Die Truppe war vor Juda's Hause angelangt, Saulus hielt sich mühsam aufrecht; sie hatten ihn in die Stadt geführt, denn da sein Wagen zerbrochen war, konnte er nicht gefahren werden.

„Wohin befiehlst du, Herr?" fragte ein Diener.

„Ich sehe ja nichts," war die Antwort. „In das nächste beste Haus, ich bin todtmüde."

Die Schaar schwenkte in Juda's Haus ein. Sarah stand unter der Thüre.

„Wen bringt ihr?"

„Unser Herr hat Unglück gehabt, er ist mit dem Wagen gestürzt und muß sich die Augen verletzt haben. Nehmt ihn für kurze Zeit auf. Er ist auch ein Jude."

„Und wie heißt er?" fragte Sarah.

„Saulus," war die Antwort.

Sarah faltete die Hände. „Gott ist gerecht," sagte sie leise. „Führt ihn herein!" —

Einige Tage sind vergangen. Aus dem Verfolger ist ein begeisterter Verkündiger seines Namens geworden. Wie? brauchen wir nicht zu erzählen. Von Saul's Blindheit und Heilung durch Hananja weiß ja jedes Kind. Bis jetzt hat er das Evangelium nur im engsten Kreise, im Hause Juda's verkündet, und Sarah ist aufmerksam zu seinen Füßen gesessen. Unter den feurigen Worten des belehrten Mannes vergaß sie den Schmerz, einen Vater verloren zu haben. Ruben wollte nichts mehr von seiner Tochter hören, sie war für ihn nicht mehr, und Sarah trug es still um Christi willen. In Damaskus war die Bekehrung des Saulus noch nicht bekannt, nur dunkle Gerüchte gingen um, welche die Juden immer noch mit Hoffnung, die Christen mit Schrecken erfüllten.

Nun aber wollte Saulus sich der Gemeinde zeigen.

Schon war die ganze Gemeinde beisammen, als er eintrat und von Hananja als Saulus begrüßt wurde. Nun entstand Unruhe in der Versammlung, man glaubte seinen Augen kaum, den hier zu sehen, von welchem man das Schlimmste befürchtet hatte; manche trauten auch nicht recht und vermutheten eine List, und wieder andere, die noch schwach im Glauben waren, suchten sich davon zu machen, um nicht von ihm erkannt zu werden.

Saulus aber ließ das dunkle große Auge über die Versammlung schweifen und als er nun begann; „Ihr Männer, lieben Brüder!" und eine Rede hielt, markig und kernig, zuerst langsam und bedächtig, dann immer schlagender und treffender, immer feuriger im Ausdruck, wechselnder in der Rede, nur den einen Punkt festhaltend, die Größe des Sohnes Gottes und seine Unwürdigkeit, und endlich schloß: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren; Gott dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen!" — da bemächtigte sich eine große Rührung und Bewegung der Versammlung. Alles Mißtrauen war geschwunden, man suchte seine Hand zu drücken, einzelne Weiber küßten sogar sein Kleid, und nur eine Stimmung beseelte die Versammlung: der Dank gegen Gott, der aus einem Verfolger und Lästerer ein solches Rüstzeug gemacht hatte.

* * *

Wieder ist eine Reihe von Tagen vergangen; Paulus predigt nicht nur den Christen, sondern auch den Juden. Es ist Abend; die Sonne hat eben den letzten Strahl in das Fenster des Häuschens geworfen, in welchem nun im Dunkel Ruben sitzt, den Kopf auf die Hand gestützt und vor sich hin murmelnd: „Unerträglich! Er besiegt uns alle mit der Macht seiner Rede, sein Mund muß verstummen!" Dann lachte er kurz auf: „Den Segen des Hohepriesters haben wir ja zu unsrem Werke!" Und er vertiefte sich in den Inhalt eines Briefes, der vor ihm lag. Nach einer Weile fuhr er, wie mit sich selbst redend, fort: „Ja, ja, das ist ein Rath, wie ihn nur Kaiphas geben konnte, niederträchtig, hinterlistig und gemein! Hätte ihn sehen mögen, als er die Nachricht erhielt, daß sein eifrigstes Werkzeug zu der neuen Sekte hinüber gegangen ist. Muß ihm freilich unangenehm sein, dieser Saulus, dessen Geistestiefe und feurige Beredsamkeit er kennt. Nun, es geschehe, was geschehen soll, nicht dem Hohepriester, sondern Gott zur Ehre!"

Während deß klopfte es an seiner Thüre; nach und nach fanden sich andere fanatische Juden ein, und bald war das kleine Zimmer voll. Ruben begann: „Ihr wißt wohl, warum ich euch entboten habe, — wegen des neuen Nazareners. Nicht genug, daß er durch seine Verkündigung des Gekreuzigten immer mehr Einfältige von dem Glauben ihrer Väter abtrünnig macht, nein, er dringt in unsere Synagoge ein und beweist uns, den Schriftkundigen, daß alle die Verheißungen von Mose bis zum letzten der Propheten auf seinen Nazarener, genannt Jesus Christus, gehen. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir gestehen, daß wir ihm nicht zu widerstehen vermochten. Selbst du, Rabbi" — er wandte sich zu einem finster dreinblickenden Alten — „selbst du mußtest verstummen; er zwang uns, die Logik seiner Schlüsse anzuerkennen; wir konnten der ehernen Kette seiner Folgerungen nicht ausweichen. Gebt acht, laßt ihn vollends erstarken, und er macht den Erdkreis der neuen Lehre unterthan, und dem Gebäude, welches der Lügenprophet aus Nazareth errichtet hat, — Gott stürze es zusammen! — wird er die Stützen, den Grund und den Ausbau geben. Nun frage ich euch: Was soll dem geschehen, welcher seinen Gott verleugnet hat, der unser Gesetz zu Schanden macht vor den Heiden, der falsche Messiasverkündigungen unter sein Volk bringt?"

Ein dumpfes Gemurmel erhob sich. Endlich rief der Rabbi: „Seine Seele soll ausgerottet werden aus dem Volke!"

„Er sterbe!" fielen die Andern ein.

Ruben fuhr fort: „Er soll sterben, aber wie? Wollen wir ihn beim Statthalter verklagen, daß dieser ihm den Prozeß macht —"

„Nein," fiel der Rabbi ein; „die Statthalter sind weichmüthig und furchtsam; denkt an Pilatus, welchen seines Weibes Traum beinahe anderer Gesinnung gemacht hätte."

„Hört, was Kaiphas uns räth," nahm Ruben wieder das Wort, und las ihnen des Hohepriesters Brief vor.

„Und nun," schloß der Rabbi, „hätte also Folgendes zu geschehen: Wir schwärzen den Saulus beim Statthalter an, reden von Aufständen, von Staatsgefährlichkeit und dergleichen, bitten ihn, er möge die Thore durch seine Soldaten bewachen lassen, wir selbst dürfen's ja nicht; und wissen wir einmal sicher, daß er uns nicht aus der Stadt entkommt, dann — bah, es ist schon Mancher stumm geworden, der lange laut geredet hat. Du, Ruben, aber sorge, daß er nicht durch dein Fenster entrinnt, das ist eine gefährliche Ausgangspforte!"

„Hat Saulus einmal dieses Zimmer betreten," rief Ruben betheuernd, „Gott thue mir dies und das, wenn er die Thüre lebend verläßt!"

„Und nun," nahm der Rabbi wieder das Wort, der plötzlich der Leiter der Verschwörung geworden war, „wer soll ihn treffen?"

Allgemeine Stille folgte; so groß ihr Haß war, es wollte doch keiner frischweg ein Mörder werden.

„Nun, laßt uns losen! Mißlingt der Stoß des Ersten, so trifft der des Zweiten; einmal muß er doch treffen!"

Die Loose wurden in eine Schale gelegt und dieselbe geschüttelt; das erste, welches herausfiel, zeigte den Namen Ruben, das zweite den des Rabbi.

„Die Schritte beim Ethnarchen werde ich thun," sagte der Rabbi. „Der Herr mache deinen Dolch scharf, Ruben! Leb wohl!"

Die Versammlung trennte sich; Ruben blieb allein zurück. Auf die Klinge des Dolches, den er prüfend durch die Finger gleiten ließ, fielen die Strahlen des aufgehenden Mondes.

* * *

Wie sie verabredet hatten, so geschah es; der Statthalter ließ sich leicht bewegen, die Thore genauer überwachen zu lassen, um einen gewissen Saulus zu verhindern, sich davon zu machen. Er that es theils aus Gefälligkeit, theils aus Furcht vor den allezeit zu Aufständen geneigten Juden.

Saulus und die Christen ahnten von alle dem nichts; er predigte nach wie vor in den Schulen frei und öffentlich.

Sarah hatte vergebliche Versuche gemacht, sich ihrem Vater wieder zu nähern; die einzige Bedingung, unter welcher er sie wieder aufnehmen wollte, war, daß sie zum alten Glauben zurückkehre. Nun ließ er ihr plötzlich sagen, er sei bereit, sie wieder zu sehen, und sie bitten, den Mann mitzubringen, der so Viele bekehre, vielleicht könne er auch ihm Licht geben. Zugleich bezeichnete er Tag und — seltsamerweise späte Nachtstunde.

Hoch auf jubelte Sarah; von der Ueberzeugungskraft des Saulus hoffte sie alles. Freilich hätte sie es noch lieber gesehen, wenn ihr Vater den Saulus am hellen Tage angenommen hätte. Aber war denn nicht auch Nikodemus bei Nacht zu Jesus gekommen und nachher doch einer seiner freisten Bekenner geworden?

Saulus gab gern den Bitten der Sarah nach; in fieberhafter Aufregung erwartete Sarah die Nacht. Saulus war ausgegangen, um in der Versammlung zu sprechen. Er konnte jeden Augenblick kommen, und dann — das Herz schlug ihr höher, wenn sie dachte, daß sie sie ihren innig geliebten Vater bald als Jünger sehen werde.

Die Stunde nahte. Da kam ein Bote von Saulus und meldete, daß er an diesem Abende verhindert sei, sie möge ihren Besuch aufschieben.

Aber das war ihrem Kindesherzen nicht möglich; sie machte sich auf, um allein, nur von einem Diener begleitet, zu ihrem Vater zu gehen.

In nicht geringerer Aufregung als Sarah war ihr Vater.

„Und es ist doch Meuchelmord!" sprach eine Stimme in ihm, „feiger, hinterlistiger Mord!" Umsonst rief er sich die That einer Jael, einer Judith ins Gedächtniß, umsonst redete er sich ein, daß es nur zur Ehre seines Gottes geschehe. War nicht auch Haß, einfach menschlicher Haß mit im Spiele? war es nicht gekränkte Nationaleitelkeit? hatte er nicht sein Herz der besseren Einsicht verschlossen, der Stimme kein Gehör gegeben, die sagte: Saulus hat Recht, der Geist Gottes redet aus ihm? Und doch, es mußte sein, er hatte sein Versprechen gegeben und sogar geschworen, daß Saulus seine Thüre nicht lebend verlassen solle. Und dann redete er sich ein, es sei ein Gott wohlgefälliges Werk, und steigerte sich so allmählig wieder in den alten Fanatismus hinein; und die Stimme des Gewissens verhallte ungehört.

Dumpf brütend saß er nun da, den Dolch in der Hand. Die Lampe rückte er von sich weg, das Licht that ihm weh, er stellte einen Fächer davor, es war dunkel im Zimmer, seine Tochter sollte die Mordthat nicht mit ansehen.

Da horch! es kamen Schritte die Treppe herauf; krampfhaft vorgebeugt lauschte er, er hörte die Stimme seines Kindes, zum erstenmal wieder nach langer Zeit; sein Herz zog sich zusammen und mit dem Ruf: „Ich kann nicht!" schleuderte er den Dolch von sich, unglücklicherweise gerade in der Richtung der Thüre.

Diese hatte sich im selben Augenblicke geöffnet, und der schneidigscharfe Dolch stak in der Schulter seiner eigenen Tochter.

Der Ruf der Begrüßung erstarb ihr auf den Lippen; mit dem Schrei: „Um Gott, Vater, was hast du gethan?" brach sie zusammen. Der Diener, welcher sie begleitet hatte, entfloh.

Ruben stand starr vor Schrecken, als er sein Kind, schwer getroffen, vor sich liegen sah. Wie irr beugte er sich über sie: „Stehe auf, Sarah, warum liegst du so bleich? Willst du deinen alten Vater nicht begrüßen?"

Als sich aber nichts regte, da kam ihm plötzlich seine Lage zum Bewußtsein; er sprang auf, zerriß seine Kleider und heulte in die Nacht hinaus: „Mörder!" gräßliche Verwünschungen auf sich selbst, die Juden und die Nazarener ausstoßend. Da hört er den schwachen Ruf: „Vater!" und die Stimme seiner Tochter bringt ihn wieder zu sich selbst. Er hob sie sanft auf, legte sie auf das Bett, und war mit Hilfe einer herbeigerufenen alten Dienerin beschäftigt, die

Wunde zu verbinden. Bald sank Sarah in einen unruhigen Schlaf, an ihrem Bette aber saß die ganze Nacht hindurch der alte Mann und betete um ihr Leben.

* * *

Es war gegen Morgen, als Sarah aus ihrem Schlummer emporfuhr. Ihre Augen starr auf ihren Vater gerichtet, fragte sie: „Vater, für wen hattest du den Dolch in Bereitschaft?"

„Frage nicht, mein Kind, schlafe ruhig weiter."

„Antworte mir, Vater!" bat Sarah flehentlich. „Galt der Stoß mir?"

„Nein!"

Ein mattes Lächeln glitt über ihr Gesicht, als ob sie erleichtert wäre, daß ihr eigener Vater doch nicht so weit gegangen. Dann aber fuhr sie fort: „Wen wolltest du treffen, sag' an?"

„Den Verleugner unsres Gottes, den neubekehrten Nazarener, euren Saulus."

„Und drohen ihm noch weitere Gefahren?"

„Zwanzig haben sich das Wort gegeben, ihn zu ermorden."

„O Gott!" stöhnte Sarah, „und er ahnt nichts. Vater, rette ihn!"

„Ich kann nicht, selbst wenn ich wollte, denn die Thore sind bewacht. Es giebt für ihn kein Entrinnen."

„Vater, ich beschwöre dich, rette ihn! O Gott, du kannst nicht zulassen, daß dieses Rüstzeug sterbe!" Ermattet sank sie zurück. — —

Die Wunde war nicht lebensgefährlich; aber die Aufregung zusammen mit der Wunde warfen Sarah in eine Krankheit, deren Ausgang sehr zweifelhaft war. Eines Abends wachte Sarah aus ihren Fieberträumen etwas auf, sah wie ihr Vater auf den Knieen lag, und hörte sein Gelübde, wenn Gott ihm sein Kind lasse, ein Jünger zu werden.

„Vater," rief sie, „ich habe dein Gelübde gehört; aber nicht um einen Preis, den du deinem Gotte vorschreibst, giebt er dir Erleuchtung ins Herz und führt dich den rechten Weg; bedingungslos, ganz und ohne Rückhalt mußt du dich seinem Sohne in die Arme werfen. Willst du?"

„Wird er mich annehmen?"

„Gewiß, wenn du aufrichtig willst, und daß du willst, kannst du zeigen, indem du Saul rettest."

„Sag mir wie? und ich thue es. Aber es giebt keinen Weg, ihn aus der Stadt zu entfernen!"

Doch Sarah zeigte nach dem Fenster: „Dort hinaus!"

Einen Augenblick schien Ruben diesen Gedanken zu erwägen, dann aber verfinsterte sich seine Stirne und er rief: „Mein Gelübde! ich kann nicht!"

„Welches Gelübde?"

„Ich habe beim Herrn der Heerschaaren geschworen, daß Saul, wenn er dieses Zimmer betritt, die Thüre nicht lebend verlassen soll."

Sarah jammerte. „Und das wäre der einzige Rettungsweg gewesen?"

„Gewiß."

Nach einer Weile sagte sie lächelnd: „Vater, wenn Saulus nicht die Thüre, aber das Fenster lebend verließe?"

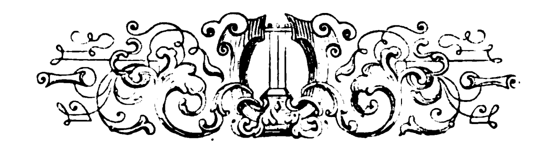
„Kind, Kind, du deutelst! Aber," fuhr er fort, wie mit sich selbst redend, „soll ein Gelübde gelten, das ich im Zorn und in der Verblendung abgelegt? Ich will nicht mehr der alte sein; im neuen Leben gelten neue Gesetze. Ich habe noch nie ein Gelübde gebrochen, Gott wird mir dieses erlassen. Leb wohl, Sarah, ich eile, ihn zu retten." —

Schon dämmerte der Morgen, da betrat Saulus, von Ruben geführt, das Zimmer an der Mauer. Ruben hatte alles in Bereitschaft gesetzt. Drunten harrte ein Pferd, Saulus selbst sollte in einem Korb hinabgelassen werden. Vorher aber ging er auf Bitten des Vaters an Sarahs Bett, legte der Schlafenden die Hände auf die Stirne und betete lange, lange.

Als der Morgen heller wurde, sprengte durch die Ebene ein Reiter und verschwand bald den Blicken Rubens, der am Fenster ihm nachsah.

Drinnen im Zimmer aber rief Sarah seinen Namen. Er trat zu ihr. Sie sagte: „Vater, mir ist so leicht, das Fieber ist gewichen; mir war's im Traum, als ob der Heiland zu mir träte und mich heilte."

„Der Heiland nicht, aber sein treuster Diener!" rief Ruben jubelnd. „Wer so zu seinem Meister beten kann, wie Saulus, der dient keinem Betrüger, sondern einem Gotte. Sarah, mein Kind, erzähle mir von dem Gekreuzigten, daß ich glaube und selig werde!"



Die Organisation der Bisch. Meth. Kirche.

Editor.

III. Die Christtags-Conferenz in Baltimore 1784.

Die vorbereitenden Schritte zur Organisation der Kirche waren geschehen, und es galt nun, derselben eine bestimmte Gestalt, eine ausgeprägte kirchliche Verfassung zu geben.

Zwei Männer hatte sich Gott zu diesem Zwecke ersehen — Francis Asbury und Dr. Thomas Coke.



Francis Asbury in jüngeren Jahren.

Ersterer ward schon vor 1784, nämlich 1771, nach Amerika gesandt und machte die schweren Kämpfe der Kirche während des Unabhängigkeitskrieges durch und ist der einzige englische Prediger, welcher bei den amerikanischen Methodisten ausgehalten hat.

Als Sohn eines Landwirths in Staffordshire, England, wurde er von seiner frommen Mutter in Gottesfurcht erzogen und blieb vor den Lastern der Jugend bewahrt. In einer einfachen Schule lernte er, was zu lernen war, kam in seinem 13. Jahre zu einem Handwerker in die Lehre, wurde durch die Reden eines frommen Methodisten, den die Mutter in's Haus geladen hatte, tief erweckt und begann schon damals das Gebetsleben, das er bis an sein selig Ende fortsetzte.

Er hörte die englischen Methodisten predigen, wurde mit methodistischer Literatur bekannt, bestrebte sich ernstlich, das Heil in Christo zu finden und fand es endlich, als er in seines Vaters Scheune ernstlich um Gnade flehte.

Bald darauf predigte Asbury in einem von

den Wesleyanern zu Gottesdiensten benützten Hause, worüber sich die Leute nicht wenig verwunderten, denn er war damals noch nicht achtzehn Jahre alt. Im einundzwanzigsten Jahre trat er in's Reisepredigtamt, indem er, obwohl noch kein Mitglied der Conferenz, an die Stelle eines abwesenden Predigers trat. Als 26jähriger Jüngling wurde er zum Missionsdienst in Amerika bestimmt, und wie glücklich diese Wahl gewesen, dies lehrt die Geschichte. Voll Glaubens und des heiligen Geistes, bemühte sich Asbury durch unausgesetzten Fleiß seine Kenntnisse nach allen Richtungen hin zu vermehren. Ein klarer Prediger, gestrenger Handhaber der kirchlichen Ordnung, tüchtiger Menschenkenner, unermüdlich thätig, ernst und streng mit sich selbst und anderen, furchtlos, geistesgegenwärtig und mit ungewöhnlicher Weisheit begabt, war Asbury wie von Gott geschaffen, der Kirche in der westlichen Wildniß Halt und ausgeprägte Gestalt zu geben.



Haus, in welchem Asbury seine Jugend verlebte.

Dabei imponirte seine Gestalt. Auf dem am meisten verbreiteten Portrait — das zweite, das wir von ihm in diesen Artikel einschalten — sieht er zwar einem sehr kriegsmüden Soldaten gleich, obwohl er in seinen jüngeren Jahren viel körperliche Kraft und ein volles, frisches Gesicht mit edlen Zügen aufwies.

Mit $50 Reisegeld und guten Kleidern ausgestattet, zog der junge Mann nach schmerzlichem Abschied von Eltern und Freunden mit seinem Reisegefährten Richard Wright über's Meer und landete am 7. Oktober 1771 in Philadelphia, woselbst er von den dortigen Methodisten mit Jubel aufgenommen wurde. Jedoch nicht hier, sondern in New York und Umgegend sollte Asbury seine Wirksamkeit beginnen. Am 13. November 1771 hielt er seine erste Predigt in New York (siehe erstes Bild), war aber nicht damit zufrieden, seine Hauptwirksamkeit blos auf die Städte zu beschränken, wie die Prediger vor ihm, vornehmlich im Winter zu thun gewohnt waren. „Wir müssen über's Land hin," schreibt er, „das Reisesystem hat in diesen Colonien zur Geltung zu kommen, und ich bin entschlossen, für die Vertheidigung einer so segensreichen Einrichtung zu leiden und zu sterben." Ohne Zweifel hat er den richtigen Einblick gehabt, denn der Reiseplan war für jene Tage gewiß unumgängliche Nothwendigkeit.

Im Spätjahr 1772 wurde Asbury von Wesley zu dessen Assistenten oder Superintendenten der amerikanischen Missionen ernannt, und übernahm sofort unter des „großen Gründers" Leitung die Aufsicht über die Gemeinden und die Versetzung der Prediger, in welcher das Reisesystem wahrhaftiglich ausgeführt wurde.

Der andere von Gott zur Organisation der Bisch. Meth. Kirche erkorene Mann ist Dr. Thomas Coke.

Ein Kind reicher Eltern, hatte er auf den englischen Hochschulen studirt und sich der kirchlichen Laufbahn gewidmet, wurde aber, wie so viele andere, vom spekulativen Unglauben angesteckt, und hatte, durch einfache, wesleyanische Laien auf das Heil in Christo hingewiesen, einen gar schweren Kampf mit der Zweifelsucht zu bestehen. Er fand jedoch als armer Sünder während des Gebets eines armen Tagelöhners Friede mit Gott und widmete sich bald darauf, als er Anno 1776 mit Wesley bekannt und ihm der Boden in seiner — der Episcopalkirche — zu heiß geworden, mit seiner ganzen Kraft der Ausbreitung des Methodismus. Gott hatte dem alternden Wesley zu rechter Zeit einen Mitarbeiter erweckt. Fletscher, der Theologe des Methodismus, war todt, Whitefield war todt, der Methodismus aber hatte sich nach fernen Ländern verbreitet und bedurfte zu seiner Erstarkung einer kräftigen Hand. Thomas Coke war diese Hand. Wie Wesley unermüdlich reisend, hat er sich bei den Wesleyanern den Titel des Ministers des Auswärtigen erworben. Er kreuzte 18mal den Ocean, um in Westindien, in Afrika und Asien die Missionsstationen zu besuchen und zu befestigen. Auf dem Meere ist er als 70jähriger Veteran am 3. Mai 1814 gestorben, und sein Grab ist der indische Ocean.

Diesen Mann sandte Wesley als Superintendent, als Bischof nach den Ver. Staaten,

um hier unter Mithilfe anderer ordinirter Prediger die Ordination der Predigtamts-Candidaten zu verwalten und dem Methodismus die kirchliche Verfassung zu verleihen.

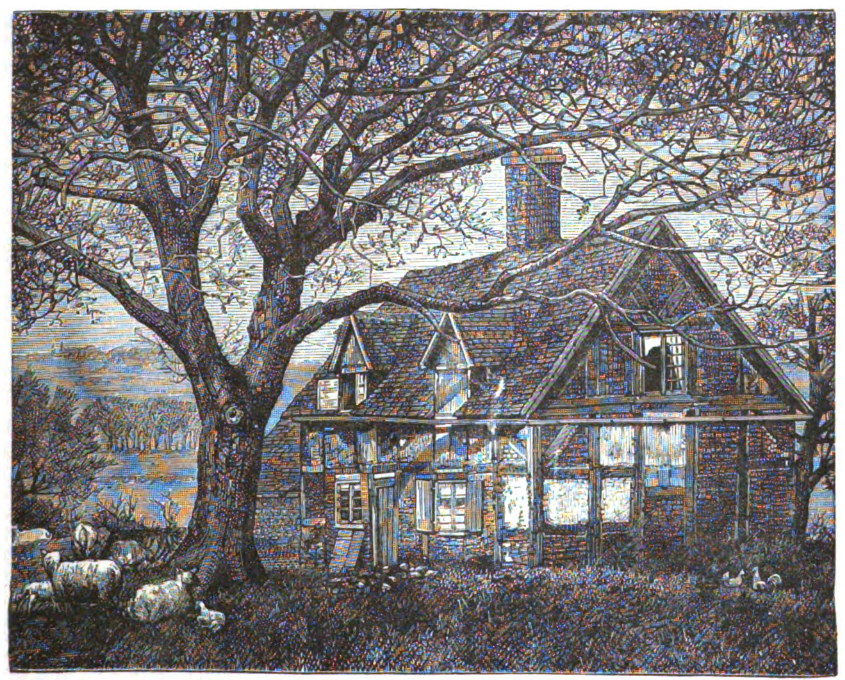
Das hierzu von Wesley ausgefertigte Beglaubigungs-Schreiben ist datirt: Bristol, den 2. September 1784 und enthält unter anderm die Nachricht, daß Wesley an demselben Tage und mit Hilfe anderer ordinirter Prediger Thomas Coke durch Handauflegung und Gebet zum Superintendenten installirt habe, damit er andere Prediger in den Ver. Staaten ordinire, woselbst manche Gemeinden wegen Nichtverwaltung der Sakramente großen Schaden gelitten hätten.

Von diesem geschichtlich merkwürdigen Dokument hat Herr C. D. Waddy aus London jedem Mitglied der ökumenischen Methodistenconferenz (1881) einen sehr gut ausgeführten lithographischen Abdruck zugestellt, den auch wir im Besitz haben. Das Dokument ist in der schönen, großen Handschrift Coke's geschrieben, und von Wesley unterzeichnet. Auf der nächsten Seite finden die Leser diese Urkunde in verkleinertem Maßstab.

Jedoch — hatten denn die armen, von der Kirche getrennten, von der englischen Regierung nicht anerkannten, von den Weltweisen verspotteten und von dem Volk verachteten Methodisten, hatte denn diese Sekte das Recht, eine Kirche zu gründen, Prediger zu ordiniren und die Sakramente zu verwalten? Ist es denn mit dieser Ordination apostolisch zugegangen, darf man denn im eigentlichen Sinne des Wortes von einer Kirche reden?

Weshalb denn nicht?

Wenn es mit der methodistischen Ordination nichts ist, dann ist es auch nichts mit der anglikanischen, lutherischen und reformirten. Denn hier wie dort gehen ordinirte Gottesmänner von einer Kirche aus und ordiniren andere zum Dienst im Reiche Christi. Hier wie dort treten die Ausgetretenen zusammen, um eine Kirchengemeinschaft zu gründen. Hier wie dort spricht ihnen die Behörde, von der sie sich getrennt, das Recht zur Trennung ab und nennt sie Lutheraner, Reformirte und Methodisten — Ketzer. Und hier wie dort beweist sich die echt apostolische Succession durch viele tausende mit Gottes Geist getaufter Männer, welche ihr Amt als vom Herrn empfangen verwalten.



Manwood Haus, Handsworth, Staffordshire, England. Hier hielt Asbury seine erste Predigt.

Der Methodismus beansprucht auf bestem Grunde Gleichberechtigung mit allen andern protestantischen Bekenntnissen, und wer dies nicht zugeben will, wird — auf seinem steifbeinernen Steckenpferdchen sitzend — auf das geschichtliche Zeugniß hin brav ausgelacht.

Die Einrichtungen, die Verwaltung, das Kirchenregiment der Bisch. Meth. Kirche mögen in Vieler Augen durchaus unvollkommen und

To all to whom these Presents shall come, John Wesley, late Fellow of Lincoln College in Oxford, Presbyter of the Church of England sendeth greeting.

Whereas many of the People in the Southern Provinces of North America, who desire to continue under my care, and still adhere to the Doctrines and Discipline of the Church of England, are greatly distrest for want of Ministers to administer the Sacraments of Baptism and the Lords Supper according to the usage of the said Church: And whereas there does not appear to be any other way of supplying them with Ministers:

Know all men, that I John Wesley think myself to be providentially called at this time to set apart some persons for the work of the ministry in America. And therefore under the Protection of Almighty God, and with a single eye to his glory, I have this day set apart as a Superintendent, by the imposition of my hands and prayer, (being assisted by other ordained ministers) Thomas Coke, Doctor of Civil Law, a Presbyter of the Church of England, & a man whom I judge to be well qualified for that great work. And I do hereby recommend him to all whom it may concern as a fit person to preside over the Flock of Christ. In testimony whereof I have hereunto set my hand and seal this second day of September in the year of our Lord one thousand seven hundred and eighty four.

John Wesley

Seal

durchaus nicht wünschenswerth sein. Man mag ob dem Bischofsamt, den zwei Graden der Ordination, dem Predigerwechsel und manchen andern Dingen stutzen und den Kopf schütteln. Aber die Methodistenkirche hatte ein vollkommenes Recht, all diese Anordnungen zu treffen und sie ist deswegen doch mit anderen Protestanten gleichberechtigt; gerade so wie das Lutherthum und die reformirte Kirche ein Recht zu ihren Einrichtungen haben, und dabei doch zum Protestantismus gehören.

Die Lehrfragen gehören nicht zur Organisation, und sei nur vorübergehend bemerkt, daß das Glaubensbekenntniß des Methodismus, so wie es in den Glaubensartikeln der Bisch. Meth. Kirche Ausdruck findet, so intensiv protestantisch ist, daß sich auch die verbissenste Streittheologie noch nicht daran gewagt hat, und in der Methodistenkirche selbst nie Widerspruch darüber entstanden ist, weshalb die Lehrthesen bei der Organisation auch gar nicht zur Berathung kamen. Und zwar nicht etwa wegen Gleichgültigkeit, sondern weil man bereits auf unerschütterlicher protestantischer Basis stand, wobei Haarspalterei, an welcher manche Leute „fett“ werden, allerdings wegfiel.

Am 3. November 1784 landeten Coke und seine Begleiter in New York und reisten noch in derselben Woche südlich, um sich mit Asbury, Garretson, Whatcoat und anderen zu berathen. Sie trafen dieselben in der Umgegend der Barretts-Kapelle, mitten im Urwald Marylands. Garretson diente als reitender Bote, um die Reiseprediger, soweit sie nur erreicht werden konnten, zur denkwürdigen Christtags-Conferenz — der ersten General-Conferenz der Bisch. Meth. Kirche — zusammenzurufen.

Am 17. Dezember kamen die meisten in der Herrn Gough gehörigen, in der Nähe Baltimore's gelegenen Perry Hall an, das Coke das eleganteste Haus im Staate nennt, und trafen Vorbereitungen für die Conferenz, indem die bisher gültigen Regeln, sowie die Conferenz-Geschäftsordnung revidirt wurden.

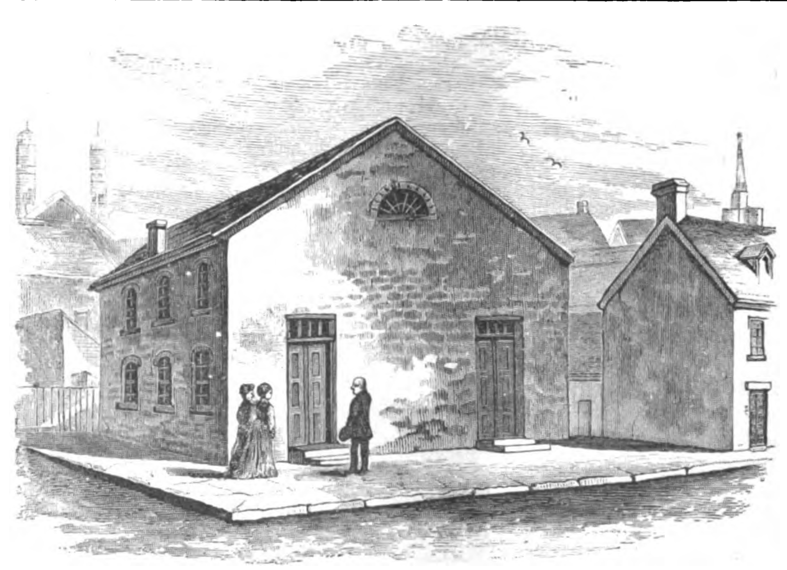
Am 24. Dezember ritt die kleine Gesellschaft nach Baltimore, und um 10 Uhr Morgens desselben Tages ward die erste Sitzung der Christtags-Conferenz unter Vorsitz von Dr. Coke eröffnet, welcher sogleich jenen denkwürdigen Brief Wesleys, datirt den 10. September 1784, die Unabhängigkeitsurkunde des amerikanischen Methodismus vorlegte, welcher übersetzt also lautet:

1) Durch außergewöhnliche Ereignisse sind die nordamerikanischen Provinzen von dem britischen Reiche getrennt worden, und haben einen selbstständigen Staaten-Verband gegründet, so daß England darüber ebensowenig bürgerliche noch kirchliche Autorität auszuüben vermag, wie über Holland. Die bürgerliche Verwaltung liegt in Händen des amerikanischen Congresses und der Staatsgesetzgebungen; aber Niemand übt noch beansprucht irgend welche kirchliche Autorität. Unter diesen eigenthümlichen Verhältnissen verlangen etliche tausend Einwohner dieser Staaten meinen Rath, und zufolge dieses Gesuchs habe ich eine kurze Skizze niedergeschrieben. Lord Kings Bericht über die Kirche der ersten Jahrhunderte hat mich schon vor mehreren Jahren überzeugt, daß Bischöfe und Presbyter in ein und demselben Ordnungsrange stehen, und folglich das gleiche Recht haben, die Ordination auszuüben. Seit vielen Jahren bin ich dringend ersucht



Dr. Thomas Coke.

worden, dies Recht zu gebrauchen und etliche unserer Reiseprediger zu ordiniren. Aber immer weigerte ich mich, nicht allein um des Friedens willen, sondern weil ich entschlossen war, die festgesetzte Ordnung der englischen Nationalkirche, zu welcher ich gehöre, so wenig als möglich zu übertreten. Aber die Verhältnisse in Amerika sind von denen in England sehr verschieden. In Großbritanien fungiren Bischöfe, welche mit gesetzlicher Jurisdiction ausgerüstet sind. In Amerika sind keine oder nur sehr wenige ordinirte Prediger, so daß auf hundert Meilen sich keiner findet, welcher die Taufe und das Abendmahl verwalten kann. Meine Skrupel sind deshalb bezüglich der amerikanischen Staaten zu Ende, und ich glaubte in vollkommener Freiheit handeln zu können — da ich keine Ordnung übertrete, noch in Jemandes Rechte greife — indem ich Arbeiter in die Ernte sende. Demzufolge habe ich Dr. Coke und Francis Asbury als gemeinschaftliche Superintendenten in Nordamerika ernannt. Desgleichen Richard Whatcoat und Thomas Vasey als Aelteste, um unter ersteren Taufe und Abendmahl zu verwalten. Wenn einer



Die Kapelle am Lovely-Gäßchen, Baltimore, Sitz der ersten General-Conferenz 1784.

einen vernünftigeren, schriftmäßigeren Weg anzeigt, jene armen Schafe in der Wüste zu weiden, so will ich ihn gerne einschlagen. Gegenwärtig kann ich keine bessere Methode finden, als die eingeschlagene. Es ist freilich vorgeschlagen worden, die englischen Bischöfe zu ersuchen, einen Theil unserer Prediger für Amerika zu ordiniren. Aber zu diesem Ansinnen kann ich mich nicht verstehen: 1) Weil ich den Bischof von London ersuchte, aber nicht bewegen konnte, auch nur einen unserer Prediger zu ordiniren. 2) Wenn sie wirklich einwilligen, so wissen wir bestimmt, daß sie zu langsam zu Werke gehen, während unsere Angelegenheit keinen Aufschub erleiden darf. 3) Würden die englischen Bischöfe unsere Prediger ordiniren, so würden sie ebenfalls erwarten, Autorität über sie auszuüben, und in welche Schwierigkeiten würde uns dies verwickeln! 4) Da unsere amerikanischen Brüder jetzt gänzlich vom englischen Staate und von der englischen Hierarchie befreit sind, so dürfen wir sie nicht wieder, weder mit dem einen noch mit der anderen verstricken. Sie haben völlige Freiheit, einfach der Schrift und der primitiven Kirche zu folgen; und wir halten es für das Beste, daß sie nun bestehen in der Freiheit, womit Gott sie so wunderbar befreiet hat."

Auf Asburys Antrag faßte die Conferenz den einstimmigen Beschluß, die Bisch. Methodisten-Kirche zu gründen, in welcher Superintendenten, Aelteste und Diakone das Amt verwalten sollten.

Darauf wurden Dr. Coke und F. Asbury — und zwar wiederum einstimmig — zu Superintendenten erwählt, und nachdem letzterer am Samstag und Sonntag, den 25. und 26. Dezember, zum Diakon und Aeltesten ordinirt worden, wurde er am Montag, den 27. Dezember 1784 in feierlicher Weihe als Superintendent eingesetzt, wobei der Ehrw. Otterbein, Gründer der Vereinigten Brüderkirche, assistirte.

Obwohl diese Conferenz blos zehn Tage währte, so wurde während dieser Zeit doch der Grund einer der mächtigsten Freikirchen gelegt. Vom Conferenz-Protokoll ist wenig oder nichts aufbewahrt; aber das Resultat der Verhandlungen erschien in der „Kirchen-Ordnung für die Prediger und andere Mitglieder der Bisch. Meth. Kirche." Philadelphia 1785. Bis dahin waren Wesley's sogenannte "Large Minutes", welche zugleich die speziellen Verordnungen der amerikanischen Conferenzen enthielten, als autorisirte Kirchenordnung anerkannt worden.

So viel Schwierigkeiten dieses Häuflein Missionare auch vor sich sah; so sehr sie erkannten, daß ihr erster und hauptsächlichster Beruf in der Seelenrettung bestand; so arm sie auch waren: so befaßten sie sich schon damals, während dieser Conferenz, mit dem Gedanken, eine höhere Lehranstalt zu gründen, und es kam ein Entwurf zur Annahme, das Abbington Collegium zu errichten.



Das alte Pfarrhaus an der Lightstraße in Baltimore.

Es war nur ein sehr bescheidenes Gotteshaus, die Kapelle am Loveley-Gäßchen in Baltimore, — jetzt German Street — wo die sogenannte Christtags-Conferenz gehalten und die Bisch. Meth. Kirche organisirt wurde; aber jene Grundlegung hat für das Reich Gottes und speziell für Amerika eine so hohe Bedeutung, daß sie noch von Niemand in Abrede gestellt worden ist. Es ist die erste amerikanisch-protestantische Freikirche, die hier in organischer Einheit gepflanzt wird; es ist der Grundstein eines Baues, welcher in einem Jahrhundert zu einem massiven, großen Werk gediehen, und dessen Vollendung noch lange nicht bevorsteht.



Asbury im vorgerückten Alter.

Die Kapelle am Loveley-Gäßchen ist zwar verschwunden, und selbst der Name des Gäßchens existirt nicht mehr. Aber so wie jenes bescheidene, ja armselige Gotteshaus durch die später errichteten Kirchen an Light- und Charlesstraßen ersetzt wurde, so ging von jenem vergessenen Winkel ein von Gott gewirkter Impuls aus, durch welchen das ganze Land mit prächtigen Kirchen und hübschen Kapellen förmlich übersäet ward.

Es war ein Jubelfest des Methodismus, die Christtags-Conferenz im Jahre 1784. Und ein Jubelfest wollen die Söhne und Töchter jener Erstlingsmissionare im Jahre 1884 feiern. Für die deutschen Methodisten wird es ein Doppelfest werden, indem sie zugleich auch das fünfzigjährige Jubiläum der Gründung des deutschen Methodismus begehen.

Den autorisirten Anordnungen gemäß sollen während der nächsten Conferenzsitzungen die ersten Schritte zur Ausführung dieses Doppeljubiläums geschehen.

Mögen die Maßregeln weislich und umfassend sein, und ein Fest veranstaltet werden, welches für Zeit und Ewigkeit reiche Früchte bringt.

Aus Persien.

Fräulein Jewett, eine amerikanische Missionsarbeiterin in Tebris, erzählt folgende romantische, aber wahre Geschichte:

„Fräulein Clark und ich besuchten neulich eine Familie, wo Mann und Frau, beide, Christen und Mitglieder unserer Gemeinde sind. Folgendes ist ihre Geschichte: Musa war ein jüdischer Arzt, der in Schiras lebte und als frommer Israelit alle Gebräuche und Ceremonien seines Volkes streng beobachtete. Seine Frau, ebenfalls eine Jüdin, starb; ebenso alle ihre Kinder. Nun nahm Musa Dienste bei einem persischen Fürsten als dessen Sekretär und siedelte mit ihm nach Ispahan über, wo seine muhammedanischen Freunde sich eifrig bemühten, ihn zum Islam zu bekehren. Alle ihre Versuche blieben jedoch fruchtlos. Endlich beschlossen sie, ihm eine muhammedanische Frau zu geben.

Bella Hanum war ein hübsches Mädchen in Tebris. Der Mann, an den sie verheirathet wurde, hatte noch eine zweite Frau in Ispahan, wohin denn auch sie, nachdem sie drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, geboren, ihn begleiten mußte. In Ispahan aber starb ihr Gemahl und Bella Hanum, fremd im fremden Lande, weinte und weinte, bis sie fast erblindet war. Eine Medizin, die sie brauchte, hätte beinahe ihr Augenlicht vollends zerstört. Nun hörte sie von einem ausgezeichneten Arzt, der vor kurzem nach Ispahan gekommen war und unfehlbar ihre Augen würde heilen können. Sie ließ ihn kommen. Es war Musa, der

Israelit. Die Kur gelang. Aber noch mehr: der Wittwer gewann die Wittwe, in welcher er eine feine und verständige Frau erkannt hatte, herzlich lieb und sagte zu sich selbst: „Wenn ich denn eine Muhammedanerin heirathen muß, so ist diese die beste.“ Seine Liebe wurde erwidert, und die Ehe geschlossen. Das hatte aber keinen Einfluß auf Musas religiöse Ueberzeugung. Nur fürchtete er sich, sie wissen oder merken zu lassen, daß er kein Muhammedaner sei, schloß sich in sein Zimmer ein, las hier seine Bibel und sagte seine Gebete her — so heimlich als möglich. Am Sabbath aber schlich er sich davon und blieb von Hause fort, um nicht irgend welche Arbeit thun zu müssen. Endlich aber erklärte seine Frau, der das alles nicht verborgen bleiben konnte: „Warum thust du so heimlich gegen mich? Ich bin doch nicht dein Feind! Ich liebe dich, deine Religion soll meine Religion sein.“ So entdeckte er sich ihr, und sie bewies, daß sie seines Vertrauens würdig war. Da starb ihr Sohn, und wie nach dem Tode ihres ersten Mannes, weinte und weinte sie, bis ihre Augen — diesmal für immer — dahin waren.

Eines Tages geschah es, daß der englische Missionär Bruce den Musa rufen ließ, um eine schriftliche Arbeit von ihm machen zu lassen. Bald hatte er herausgefunden, daß dieser ein Jude und in der heiligen Schrift Alten Testaments wohl bewandert war. Er disputirte mit ihm, und allmählig gingen dem Israeliten die Augen auf, so daß er in Jesus den Messias erkannte. Das war zunächst aber nur ein Kopf-, noch kein Herzensglaube. Inzwischen war sein Herr, der persische Fürst, gestorben, und damit sein Verdienst in Ispahan zu Ende. Zugleich sehnte sich Bella Hanums Herz nach der Heimath und nach all ihren Freunden und Verwandten in Tebris. So zog denn Musa, der immer ein gefälliger, freundlicher Gatte gewesen war, mit ihr nach Tebris. Hier suchte er sofort den Missionär auf, wurde aber auf so energische Weise von diesem gewarnt, daß er's bei zwei oder drei Besuchen bewenden und sich später nicht mehr im Missionshaus blicken ließ. Einige Zeit darauf, vor jetzt etwa drei Jahren, traf ihn ein bekehrter Armenier Matthias, ein ernster Christ und Aeltester in der Missionsgemeinde, auf der Straße, ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß Musa sich als einen Christen bekannte. „Warum kommst du aber nie in unsre Versammlungen?“ fragte Matthias; worauf Musa erwiderte: „Ich bete und lese daheim, ist das nicht genug?“ Matthias meinte, dies sei allerdings nicht genug, überredete ihn, ihre Gottesdienste zu besuchen, und hier erkannte nun Musa bald, daß er eben doch noch kein Christ sei. Aber er suchte und fand den Herrn, ließ sich taufen und wurde in die Gemeinde aufgenommen. Bella Hanum folgte seinem Beispiel und so sind sie denn beide Christen, sie zwar leiblich blind, im Herzen aber sehend durch den Glauben an ihn, den unsichtbaren Heiland.“ (Bibelblätter.)



Winke für Eltern und Lehrer.

Ordnung.

Dringe auf Ordnung, und ruhe nicht, bis du sie hast. Lerne Ordnung zu würdigen, und du wirst sie höchst wahrscheinlich auch erhalten. Ordnung ist nicht alles, aber es ist ein sehr beträchtlicher Theil in der Führung einer Schule. Ordnung ist ein Vorbote eines guten Unterrichts. Du magst Ordnung ohne Unterricht haben, aber wie wirst du einen ordentlichen Unterricht ohne Ordnung haben. Eine in Zucht und Ordnung gehaltene Schule bietet beiden, Lehrern und Schülern, die Gelegenheit, sich zum gegenseitigen Nutzen und Segen zu werden.

Vorbereitung zum Unterricht.

Es erfordert nicht viele Regeln. Der Anfang dazu ist auch nicht schwierig. Es bedarf keiner großen Geistesgaben, um sich auf den Unterricht vorzubereiten. Alles, was man zu thun hat, ist: zu lesen, zu beten, zu denken; zu lesen, zu beten und zu denken; dann zu beten, zu lesen und nachzudenken; dann zu denken, zu lesen und zu beten. Und dann — lese, bete und denke. Und endlich: lese, bete und denke. Zuletzt aber: lese, bete und denke.

Sonnenlicht im Angesicht.

Sonnenlicht im Angesicht ist ein kräftig wirkender Einfluß, den irgend Jemand ausüben kann auf irgend einen, den er zum Guten reizen will. Ein solches Sonnenlicht ist besonders wünschenswerth für Lehrer, ganz besonders aber für Sonntagschullehrer. Man kann bei einem unartigen Schüler nichts in Anwendung bringen, das so kräftig wirkt, als gerade dieses Mittel.

Was ist Sonnenlicht im Angesicht, fragst du? Ei, es ist das Licht deiner Seele, das, wie die Sonne, aus deinen Augen hervorleuchtet, es

ist die Liebe, die sich auf deinem Angesicht spiegelt. Nur selten findet sich eine Härte des menschlichen Herzens, die sich solch schmelzendem Einfluß zu widersetzen vermag. Du brauchst nicht zu reden und zurechtzuweisen, du darfst nur den Schüler anblicken, wenn du es verstehst, recht zu blicken. Und der rechte Blick ist der Liebesblick. Liebe daher deine Schüler, und leuchte sie an mit einem Liebesblick.

Sind sie unartig, so laß keinen Unwillen in deinen Blicken merken, sondern scheine sie an in Liebe und gutem Willen. Und wenn selbst Bosheit und Haß der Unart zu Grunde liegt, so wird dein Liebesblick diese Hindernisse besiegen.

Der Schreiber dieser Worte erinnert sich sehr wohl, wie er als Lehrer es einst mit einem Knaben zu thun hatte, der mit den widersprechendsten Vorurtheilen gegen seinen Lehrer angefüllt war. Eine Zeit lang setzte sich Wille gegen Wille, und des Knaben Hartherzigkeit wurde immer härter, bis eines Tages der Lehrer jenes Knaben dachte, wie thöricht und sündhaft es für ihn sei, in einem solchen Verhältniß mit seinem Schüler zu stehen. Augenblicklich entschloß er sich, das harte Herz jenes Knaben, das er nicht zu brechen vermochte, zu schmelzen. Sofort fing er an, jenen Knaben zu lieben, und nicht ohne guten Erfolg. Der Knabe war sehr überrascht, zu finden, daß ihm nicht länger widerstanden würde, und die Wirkung war eine wunderbare, denn in kurzer Zeit war der Schüler besiegt, ja völlig besiegt, und einzig nur durch das oben angegebene Mittel.

Der Lehrer schöpfte Licht aus der Lichtquelle Gottes und überschüttete damit seinen Schüler durch die Freundlichkeit seines Angesichts. Es war ein Sieg, in welchem der Herr Sieger ward, indem er beide, Lehrer und Schüler, besiegte.

Versucht es, Lehrer. Leuchtet eure Klassen an. Aber es muß echtes und rechtes Licht sein, das sich aus eurem Angesicht ergießt. Aber dieses Licht muß auch Wärme enthalten.

Und Schüler, macht auch ihr diesen Versuch mit euren Lehrern. Durch Sonnenlicht auf dem Angesicht könnt ihr euren kalten Lehrer erwärmen. Lasset uns einer den anderen anleuchten mit dem Licht aus der Lichtquelle unseres Heilandes, der das Licht der Welt ist, und das Leben wird süßer und angenehmer.

Ein beflügeltes Evangelium.

Eine Sonntagschule ohne Gesang ist wie ein Käfig mit einem stummen Vogel. Haltet die Kanarienvögel in eurer Schule in Thätigkeit. Sie lieben Gesang, und das ist eine große Hülfe. Vergeßt auch nicht, daß diese Sänger einen Einfluß außerhalb der Schule ausüben.

Jedes Lied ist, oder sollte wenigstens, ein beflügeltes Evangelium sein. Diese Sonntagschulgesänge fliegen hinaus, und wie? Die Kinder singen sie nicht nur zu Hause, sondern auch in der Ferne.

Man hört dieselben auf den Eisenbahnen, auf Dampfschiffen, in Kaufläden und an vielen anderen Orten, die dem Prediger des Evangeliums und Sonntagschullehrer unzugänglich sind. Daher haltet den Kindergesang aufrecht, denn derselbe ist der Flügelschlag des beflügelten Evangeliums.

Ueber die Bedeutung der assyrischen Ausgrabungen für die biblische Geschichte.

Für Haus und Herd von Dr. A. Sulzberger in Frankfurt a. M.

Lieber Leser, erschrecke nicht über die Worte „assyrische Ausgrabungen," als ob ich dich in unterirdische Kammern und Gewölbe führen wollte, wo man keine Luft und kein Licht hat; ich möchte vielmehr deine Aufmerksamkeit auf einiges durch die assyrischen Ausgrabungen zu Tage gefördertes lenken und zeigen, welches Zeugniß diese Alterthümer für die Wahrheit der biblischen Geschichte ablegen.

Wie einem jeden Jahrhundert die Lösung einer besonderen Aufgabe zugewiesen ist, so scheint das neunzehnte Jahrhundert sich vor allem durch seine großartigen Erfindungen und Erforschungen auszuzeichnen, so namentlich auf dem Gebiete der Entdeckung egyptischer und assyrischer Alterthümer.

Der Fortschritt auf dem Gebiet der Entzifferung der assyrischen Keilinschriften ist zwar ein äußerst mühsamer und langsamer, aber nichtsdestoweniger ein großer und erfreulicher. Seit mehr als 250 Jahren hat der Occident durch die Angaben von Orientreisenden Kenntniß von dem Vorhandensein gewisser Inschriften. Doch waren noch vor 100 Jahren die Keilinschriften Assyriens und Babyloniens, bis auf einige dürftige Mittheilungen, so zu sagen, unbekannt. Die ersten genauen Abschriften veröffentlichte der ältere Niebuhr. In den vier-

ziger Jahren machte der französische Consul Emil Botta, bei Khorsabad, reiche Funde, welche er in den Louvre, nach Paris, sandte. Seine Arbeit wurde etwa zehn Jahre später von La Place fortgesetzt und ergänzt. Gleichzeitig gelang es dem englischen Forscher, Henry Layard, bei Nimrud, assyrische Königspaläste bloßzulegen; unter seinen späteren Funden ist besonders der Südwestpalast Sanheribs von großer Bedeutung, da dieser die Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal enthielt. Die hier aufbewahrten Werke wurden nicht auf Papyrusrollen, sondern auf weiche Thontafeln geschrieben, die hernach gebrannt und mit besondern Nummern versehen wurden. Nach einer gefundenen Notiz sind diese Tafeln Copien älterer Originale aus Babylon, aus der Zeit Uruks, eines Königs von Ur und eines Zeitgenossen Abrahams. Durch Sanheribs Eroberung kam die Bibliothek nach Assyrien, wo Assurbanipal die auserwählten Schätze, darunter auch die Thontafeln, sammelte, und sie nach ihrem Inhalt sorgfältig aufschichten ließ. Die assyrisch-babylonische Keilinschrift blieb aber unentziffert, bis Henry Rawlinson aus Persien ein Alphabet mitbrachte, welches er aus dort entzifferten Inschriften zusammensetzte. Die durch weitere Expeditionen gewonnenen Schätze assyrisch-babylonischer Alterthümer füllen nun fünf große Säle des britischen Museums zu London. Wem es vergönnt war, nur einige Stunden in diesen Räumen zuzubringen, wird den Eindruck nie vergessen, den diese ehrwürdigen Zeugen früherer Jahrtausende gemacht haben, und welchen seltsamen Contrast man fühlt beim Hinaustreten auf die belebten Straßen der modernen Weltstadt.

Der wesentliche Inhalt der assyrisch-babylonischen Keilinschriften bezieht sich auf die Schöpfung, die Sündfluth und auf die Geschichte der Könige; vom Paradies, vom Sündenfall und von dem Thurmbau befinden sich zwar auch, aber eine geringere Anzahl von Inschriften mit direkter Beziehung.

Um ihres außerordentlichen Interesses willen möchten wir nur beispielsweise einige derselben anführen. Auf einer der erwähnten Thontafeln steht vom König Assurbanipal: „Die Gottheiten haben geoffenbart den Königen vor mir diese Keilschrift, die Offenbarung des Gottes Nebro, des Gottes der höchsten Weisheit. Ich schrieb sie auf Thontafeln; ich bezeichnete und ordnete sie; ich legte sie nieder in meinem Palast zur Belehrung meiner Diener.“ Man vermuthet, daß jeder Schöpfungsakt auf eine besondere Thontafel verzeichnet war, und zwar in der gleichen Reihenfolge wie bei Moses. Auf der ersten Tafel heißt es: Als droben der Himmel nicht aufgerichtet, und drunten auf Erden eine Pflanze nicht aufgesproßt war, auch die Tiefe der Wasser nicht durchbrochen hatte ihre Schranken: Mumu Tiamat (das Chaos) war die Gebärerin ihrer aller. Jene Wasser wurden im Anbeginn geordnet; aber ein Baum war nicht gewachsen, eine Blume hatte sich nicht entfaltet. . . . — Auf der fünften Tafel ist das vierte Tagewerk beschrieben, wo es u. A. heißt: Prächtig war Alles, was hergerichtet war von den großen Göttern . . . er ordnete zwölf Monate von Sternen in drei Reihen, von dem Tage, da das Jahr beginnt bis zum Schluß. Er grenzte ab die Stellungen der Wandelsterne, zu scheinen in ihren Bahnen . . . den Gott Uru (den Mond) ließ er herauskommen, der beschirmte die Nacht . . . daß der Monat keinen Abbruch erleide und seine Dauer regelmäßig sei beim Beginn des Monats, beim Anbruch der Nacht brechen seine Hörner durch, zu scheinen am Himmel, am siebenten Tage fängt er an zu einem Kreise zu schwellen und erstreckt sich weiter nach der Morgendämmerung zu. — Auf der siebten Tafel ist die Erschaffung der Thiere verzeichnet. Der siebente Tag ist, nach einem gefundenen Kalender, als eine Zeit bezeichnet, an dem kein Werk gethan werden soll. Delitzsch übersetzt das Wort sabbatuo mit Tag der Ruhe des Herzens, Ruhetag. Auf völlig defekten Bruchstücken kommt der Name Admi und Adami als Gattungsname vor. Auf einem dieser Thonbruchstücke steht u. A.: Jeden Tag sollst du deinem Gott dich nahen . . . Opfer sollst du deinem Gott in Ehrfurcht bringen. Die Furcht Gottes sollst du nicht lassen, in der Furcht der Engel sollst du leben. — Im britischen Museum befindet sich ein altbabylonischer, geschliffener Stein, auf dem zwei menschliche Figuren dargestellt sind, welche zur Seite des Baumes sitzen und die Hände nach seinen Früchten ausstrecken, hinter der Frau befindet sich eine Schlange. Daß es sich hier um eine Darstellung des Sündenfalles handelt, ist offenbar. — Der Fluthbericht gehört zu dem ältesten Sagenkreis des babylonisch-assyrischen Alterthums, und ist sehr ausführlich und dem mosaischen Berichte in den Hauptmomenten auffallend ähnlich. — Aus der Zeit der Könige bieten jene Inschriften ein so reiches Material, daß man jetzt schon, auf Grund derselben, die Geschichte einzelner Könige schreiben könnte.

Wie sorgfältig die Inschriften dieser Thronfragmente copirt wurden, beweist der Umstand, daß auf den Tafeln, besonders an leergelassenen Stellen, das Wörtchen hibi steht, d. h. ausgelöscht, unleserlich. Zur Zeit der Abfassung der meisten und wichtigsten Inschriften wurde zwar neben dem assyrischen auch das aramäische gesprochen, doch war das erstere vorherrschend, so

daß die assyrische Sprache diejenige der Schreiber war.

Die Bedeutung dieser assyrischen Alterthümer, besonders der Inschriften, für die biblische Geschichte. In der Erhaltung dieser denkwürdigen Monumente, in deren Auffindung und Entzifferung erkennen wir die Hand der gütigen Vorsehung. Es ist in der That ein wunderbares Zusammentreffen von Verhältnissen, wenn in einer Zeit, wie die unserige, in welcher der moderne Zeitgeist das Wort der Offenbarung und die darauf gegründete Religion mit aller Macht zu bekämpfen sucht, die in die Tiefe grabende Wissenschaft eine solche Menge von Denkmälern findet, daß sich die von Seiten der ungläubigen Wissenschaft gegen die Offenbarung erhobenen Bedenken von Tag zu Tag mindern und sich in Beweise für die Wahrheit verwandeln.

Die Geschichtlichkeit und innere Wahrheit des alten Testamentes überhaupt wird durch diese Jahrtausende alten Denkmäler bestätigt; denn jene mit den assyrisch-babylonischen Inschriften verwandten biblischen Geschichten und Erzählungen stehen mit dem ganzen alten Testament in engem Zusammenhang. Auch werden dadurch die maßlosen Angriffe gegen die Wahrheit des Pentateuch insbesondere mit einmal abgeschlagen.

Vom religions-geschichtlichen Standpunkt aus ist es interessant zu bemerken, daß sich in jenen Inschriften deutliche Spuren von einem Monotheismus (Anbetung Eines Gottes) finden, welcher wie ein Lichtschimmer durch die polytheistische Finsterniß hindurchbricht; mit der zunehmenden Gottentfremdung aber mußte jener dem Polytheismus (Vielgötterei) immer mehr weichen. So stimmen diese Zeugnisse mit andern geschichtlichen Wahrnehmungen darin überein, daß bei den Völkern der alten Welt kein Fortschritt, sondern vielmehr Rückschritt, keine geistigere, sondern eine sinnlichere Auffassung des religiösen Gedankens nachzuweisen ist.

Diese wichtige Thatsache widerlegt die rationalistische Hypothese, welche mit Vorliebe gegen die Ursprünglichkeit der biblischen Offenbarung angewandt wird, daß nämlich die Juden, als ein besonders religiös angelegtes Volk, sich zu einer geistigeren Gottesverehrung emporgeschwungen haben sollen. Nicht die heidnischen Traditionen sind die Quelle des Lichts, aus der Israel seine wahre Gotteserkenntniß geschöpft, sondern diese stammte sammt jenen Lichtspuren aus dem Urquell der ewigen Gottesoffenbarung; außerdem war Israel immer bereit, den Irrweg zu gehen, so daß seine monotheistische Religion durchaus keine aus dem Heidenthum entlehnte, vervollkommnete, sondern eine von jenem unabhängige, selbstständige, auf direkter göttlicher Offenbarung beruhende war.

Nach dieser Auffassung einer früheren, vormosaischen, allgemeinen Ur-Offenbarung läßt es sich denn auch erklären, wie es möglich ist, daß, obwohl bei diesen heidnischen Inschriften die Entstehung, die Voraussetzungen, die leitenden Gesichtspunkte von dem hebräischen h. Schriftenthum verschieden sind, dennoch große Parthieen der Urgeschichte von einem einheitlichen Gedanken beherrscht und bestätigt werden. Während dort in der heidnischen Tradition die ursprüngliche Wahrheit sich je länger je mehr in nebelhafte Gestalten und Zerrbilder verlor, kommt sie hier in der positiven Offenbarung der h. Schrift wieder zu ihrer vollen Erscheinung und Geltung.

Diese Inschriften sind ferner für die biblische Chronologie von großem Werth. Durch die Entdeckung der assyrischen Eponymenliste (Beamtenverzeichniß) mit chronikartigen Beischriften erhielt man eine zuverlässige chronologische Grundlage bis zum Jahr 900 v. Chr. Es stellen sich allerdings da und dort zwischen der hebräischen und assyrischen Chronologie Differenzen heraus, die sich aber bis auf ein Minimum reduciren lassen, so besonders bei der Zeit der israelitischen Könige Menahem, Pekah und Hosea. Auch stimmen die Berichte des chaldäischen Geschichtschreibers Berossus mit den Keil-Inschriften überein. So erweisen sich auch vom chronologischen Standpunkte aus die parallelen biblischen Berichte als durchaus zuverlässig.

Der hohe Werth der bisherigen Errungenschaften auf dem Gebiete der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keil-Inschriften wurde vor einigen Jahren von Gutschmid einer scharfen Kritik unterzogen und vieles angefochten und bestritten. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch fortgeschrittenes Studium und neuere Entdeckungen manches früher Unrichtige berichtigt und ergänzt wurde; auch bleibt nach dem eigenen Urtheil der Assyriologen noch ein tüchtiges Stück Arbeit zu thun übrig hinsichtlich der Grammatik und besonders hinsichtlich des Lexikons, ehe man am Ziel dieses ausgedehnten Forschungsgebietes angelangt ist. Die Behauptung Gutschmid's, daß nicht ein einziger babylonischer Satz vollständig erhalten sei, ist dagegen gründlich widerlegt worden durch den Beweis, daß eine bedeutende Anzahl unbeschädigter, vollständiger und grammatisch verständlicher Sätze vorhanden und die richtige Lesung einer Reihe besonders von historischen Texten gesichert ist.

Ein bedeutender Kenner der assyrisch-babylonischen Inschriften sagt daher über jene skeptische Hyperkritik nicht ohne Grund: „Man möge doch nicht gar zu scharf und schnell aburtheilen, und nicht auf Einzelheiten hin, und auf Grund von

scheinbaren oder auch wirklichen Discrepanzen (Verschiedenheiten) mit sonstigen Ueberlieferungen ohne weiteres den Stab brechen, welche in ihren Grundlagen wohl und fest gegründet ist." Noch ist das letzte Wort auf diesem großen Forschungsgebiet nicht gesprochen, so viel geht aber mit Bestimmtheit aus dem bisher Gewonnenen hervor, daß das letzte Wort eine Bestätigung der biblischen Geschichte sein wird.

Laßt überhaupt die Wissenschaft auf ihren verschiedenen Gebieten ihr volles Werk ungehindert thun, die Bibel wird sich nie vor ihren Entdeckungen zu fürchten, wohl aber je länger je mehr dessen zu rühmen haben, daß alles zur Verherrlichung ihres Inhaltes dienen muß.

Inmitten all' dieser stummen und doch so gewaltigen Zeugen der Hinfälligkeit alles Zeitlichen steht das Wort des Herrn in seiner unverwelklichen und unbesiegbaren Kraft da, und weiset uns den sicheren Weg aus der Welt der Vergänglichkeit zum unvergänglichen, ewigen Reich unseres Gottes. Wohl dem, der darauf achtet und von Herzen daran glaubt!

Mit welchen Augen ein Eskimo Europa betrachtet.

Im Jahre 1880 hatte bekanntlich Herr Hagenbeck eine Eskimogesellschaft aus Labrador zu einer Schaustellung in den europäischen Hauptstädten engagirt. Unter jenen Leuten befand sich auch eine christliche Eskimofamilie von der Herrenhutischen Missionsstation Hebron. — Wie man sich erinnern wird, sind sämmtliche Theilnehmer dieser ethnologischen Rundreise in Krefeld und Paris gestorben. Das Oberhaupt der christlichen Familie nun, Abraham, hat Tagebuch-Notizen hinterlassen, die uns einen interessanten Blick in das Seelenleben des Mannes eröffnen. —

Sie mögen darum unseren Lesern hier mitgetheilt werden.

Abraham schreibt: Als wir mit Dampf reisten, waren wir schneller als Fliegende; wir hatten dieselben Plätze wie große Herren (2. Klasse?), und der Zug war so lang, daß beide Enden sehr entfernt von einander waren. Wir fuhren in der Mitte in einem schönen Haus (Waggon), die Fenster konnten wir nicht zumachen; und doch wegen des Windes konnten wir nicht hinaussehen; als ich ein wenig den Kopf hinausgesteckt hatte, schwollen mir meine Augen.

Am Sonnabend den 16. Oktober 1880 kamen wir mit dem merkwürdigen Dampf in Berlin an und wohnten in einem schönen Bretterhaus, das wir uns selbst bauten zwischen den Bäumen (im zoologischen Garten). Das Innere unsres Hauses zu kehren, war fast unmöglich, wegen der (zudrängenden) Menschen, denn, wenn die einen von unsren Herren hinausgejagt wurden, so kamen andere herein. In unsrer Nähe ist ein Musikhaus, auch wunderbar. Die Leute in Berlin wünschten sehr, unser Haus zu sehen. aber nur einige konnten das thun, allen wäre es nicht möglich gewesen. Auch unsre Lehrer (Geistliche der Brüdergemeinde), als sie zum erstenmal kamen, mußten warten, weil sie vor dem Zulauf der Menschen nicht hineinkonnten. Die Umzäunung unsres Hauses wurde oft von dem Menschengedränge zerbrochen. Einmal schickten meine Herren, da sie selbst nichts ausrichteten, mich hinaus, um die Eindringenden zu vertreiben. Da habe ich gethan, was ich konnte. Ich nahm meine Peitsche und den grönländischen Seehundsstecher und machte mich fürchterlich. Da sprangen einige über den Zaun, andere gaben mir schnell die Hand, einer der Herren war wie ein Weinender. Unser Haus hatte die Ulrike (Abrahams Frau) auch von innen verschlossen und den Eingang verstopft und die, welche zum Fenster hereinsehen wollten, wurden mit einem Stück Holz zurückgestoßen.

In Berlin ist es nicht schön, das machen die vielen Menschen und Bäume und Kinder, die auch kommen. Die Luft braust beständig vom Geräusch der Gehenden und Fahrenden.

Am 22. Oktober kamen zwei Bekannte von Br. Hlawatschek (Missionar), freuten sich, uns zu sehen, nannten uns mit Namen und forderten uns zum Singen auf; und weil wir in allerlei nicht unwissend waren, so freuten sie sich groß (sehr), dankten uns sogar und luden uns ein, in ihr Haus und Kirche zu kommen. Aber auszugehen am Tag ist unmöglich, weil wir völlig von Menschen umgeben sind, von sehr verschiedenen Gesichtern.

Den 23. Oktober schneite es fortwährend. Die Kablunat (Europäer) frieren sehr, und auch wir frieren gleichfalls.

Am 25. Oktober haben wir den Lehrer Kern gesehen und einen von den großen Lehrern, welche Lehrer unterrichten.

Am 26. Oktober sind wir in der (Brüder-) Kirche gewesen und haben gemeinschaftlich mitgesungen und gebetet; wir sind alle großvergnügt (gesegnet) und auch unsre Kablunat alle sind erbaut gewesen. Wir Menschen (Eskimo) haben in der Mitte der Kirche mit einander (in Eskimosprache) gesungen: „Jesu geh voran" und das Vaterunser gebetet. Die Versammelten waren durch unsere Stimmen sehr erbaut, und wir wurden fürbittend (dem Herrn) empfohlen. Dann folgte ein Chorgesang: „Frohlockt, wir steh'n getrost voll Zuversicht auf Gott in Zion

fest“ u. s. w. Da wußten wir uns vor Segen keinen Rath, wir alle, und auch sogar die Kablunat. Als der Chor aufhörte, rief der Versammlungshalter nach oben — da fingen die Posaunen an zu blasen: „Kommst du nun, Jesu, vom Himmel herunter auf Erden“ u. s. w. und noch andere Melodien. Als wir fertig waren, wurden wir sehr herzlich begrüßt und uns die Hände gedrückt. Wir hatten vor dem Tisch gesessen.

Später sind die Lehrer noch oft in unsrer Wohnung erschienen und haben gesungen, sogar Frauen, in unsre Hütte kommend, haben mitgesungen und uns sehr auf Jesum hingewiesen.

Eines Abends gingen wir in großen Mänteln und Schuhen in ein großes Haus (das Panoptikum), um uns Schausachen anzusehen. Wir fuhren, in einem Haus (Wagen) sitzend, hin. Als wir ankamen, sahen wir viele Menschen versammelt — aber es waren nur menschenähnliche Personen, so ähnlich, daß nichts zu merken war; ja gewiß! Einige sogar holten Athem, ja einige bewegten sich durch allerlei (eine Einrichtung) im Innern; ja, alles zu nennen ist unmöglich. Auch den Wagen Napoleons haben wir gesehen, ebenso allerlei Flinten. Ja, menschenähnliche, sehr verschiedene (Personen), Nubier, Afrikaner, Chinesen, Juden, Amerikaner, Kalifornier, ja gewiß sehr viele Bewohner der Erde haben wir in Berlin gesehen. Alle Sonntage war Musik in einem großen Haus in unsrer Nähe.

Unsre Mitmenschen (Miteskimo), die Familie Terrianiak (Fuchs), hört auf vergnügt zu sein, weil sie der Leute müde sind. Und wir im andren Haus sind geduldig, obgleich wir auch der Sache sehr müde sind. Alle Abend beten wir, daß uns geholfen werden möge, und dies (Beten) scheint bei uns etwas auszurichten.

Durch einige Kablunat wurden wir zwar verlacht, aber das kümmert uns nicht; mit einigen haben wir gesprochen, weil sie englisch verstanden. Manche haben sich über unsre Nordländer (die heidnische Familie) entsetzt. Ich habe täglich Arbeit und zeichne Menschen, Labrador und Nain.

Am 7. November haben wir Betrübendes gehabt. Unser Gefährte, der ledige Tobias, wurde vom Herrn seines Ungehorsams wegen mit der Hundepeitsche geschlagen. Wenn dies noch einmal geschieht, werde ich nach England schreiben, wie man es mir geheißen hat. (?) Nachher war der Herr sehr freundlich gegen mich, und unseren Frauen wurden seidene Bänder gekauft. Wenn Tobias öfters widerspenstig ist, wird er seine Bezahlung verlieren. Wenn er aber brav ist, wird er einen guten Lohn haben. Nachher war Tobias sehr krank.

Der Teich, auf welchem wir Kajak fahren, ist sehr kalt. Wir müssen stets das Eis entfernen, ehe wir fahren können. Zuweilen ist es sogar sehr kalt.

Die Thiere der Berliner (wohl im Aquarium oder im zoologischen Garten) haben wir auch gesehen, Fische und fast alle Wasserthiere, auch einen Netzek (kleinen Seehund).

Fleisch (Seehundsfleisch) vermissen wir gar sehr, aber mag's sein. Manches ist wohl grade nicht sehr gut; wir essen meistens in der Weise: Früh Kaffee und Schiffsbrod, Mittags Dorsche, Kartoffeln, Bier und Schiffsbrod. Um vier Uhr Kaffee und Schiffsbrod, um sechs Uhr Thee, Häring, Bier und Schiffsbrod.

Die (besuchenden) Kablunat bringen immer Gutschmeckendes mit, was sie uns schenken; große Früchte, die sogar Saft haben (frisches Obst).

An manchen Tagen habe ich auch im Freien gegeigt, weil es die Kablunat so sehr wünschten. Mag's sein, daß ich es auch nicht völlig gut verstehe; das machte ihnen nichts aus.

Man hieß mich beständig meinen Namen schreiben, zuweilen verlangten es sehr viele; einer nahm die Schrift dem anderen weg; allen zu genügen war unmöglich, es waren ihrer zu viele.

Am 10. November schneite es sehr, sogar in Berlin. Täglich hörten wir die Stimmen der Kanonen sehr laut. Man wird aber hier leicht krank an starkem Schnupfen. Bei diesem Unwohlsein wird uns die tägliche Arbeit schwer, dazu ist Sarah, unser Kind, krank und ist zu bedauern, daß sie oft allein bleiben muß. Sie ist aber nicht unwillig, weil sie es schon versteht, daß es nicht anders sein kann. Zuweilen erhalten wir Geld, zwei Pence, zwanzig, fünfzig Pence, manchmal eine Mark, auch Cigarren. — Wie lange ist's doch bis zum nächsten Jahr, wir möchten so gern bald wieder in unser Land zurückkehren, weil wir es nicht aushalten können, immer hier zu sein; ja gewiß, das ist unmöglich. Die Luft braust und dröhnt Tag und Nacht vom Gerassel der Schlitten (Wagen) und den beständig klingenden Stimmen der Dampfpfeifen.

Am 12. November habe ich Br. Elsner wiedergesehen, welcher mit (Kaiser) Wilhelms Lehrer (dem Hofprediger Stöcker) und noch einem Mann zu uns kam. Sie beteten für uns, daß wir nicht vom Herrn abfallen und verloren gehen möchten. Auch einige gläubige Frauen kamen in unsere Hütte und sangen (oder beteten) herzlich. Ja wirklich, die Gläubigen hier in Deutschland sind unsere Geschwister, sie hießen uns sogar Brüder und Schwestern; sie meinten sogar, daß wir nicht verloren gehen möchten und stärkten uns. Sie brachten uns wohlschmeckendes Essen und wollten zugleich auch unseren Seelen Stärkung mittheilen.

Esdroige (Oesterreich). Am 26. November schreibe ich hier in Prag, einer großen Stadt in der Ferne, im Land der Katholiken. Wir sind zwei Wochen hier im Innern eines großen, langen Hauses; wir haben in demselben unser Haus und werden werth gehalten. Auszugehen ist unmöglich, da uns sonst leicht etwas geschehen könnte. Bis jetzt habe ich noch wenige Gläubige gesehen, die aber nicht zu uns (den Brüdern) gehören. Sie haben mit schwacher Stimme gesungen, aus Furcht vor den Katholiken. Auch wir dürfen nur leise singen, und bitten den Herrn, daß er uns bewahre und helfe. Weil sie uns beständig fragen, ob wir Gläubige sind, so können wir es nicht leugnen und bezeugen es beständig. Ja gewiß, wir fühlen die Hülfe des Herrn bei unsrer Furcht.

Eines Tages kamen am Nachmittag so unzählige Soldaten; die großen Wege (Straßen) waren ganz gefüllt; sie trugen Feuer (Fackeln) und Laternen mit einem Griff versehen, auch die Pferde trugen Lichter. (?) Alle machten allerliebst schöne Musik mit Trompeten.

Am 27. November habe ich einen Netzek (Seehund), den man aus Holland zu unsrer Speise hat kommen lassen, in einem Teich mit dem Seehundsstecher geschossen, denn nur so durfte er getödtet werden. Es sahen sehr viele Menschen, ja unzählige zu, und als ich ihn harpunirte, klatschten alle sehr in die Hände, wie die Eidergänse (mit den Flügeln schlagen). Als ich ihn fertig (geschlachtet) hatte, machten die Musiker eine so laute Musik mit Geigen und Flöten, Trommeln und Trompeten (wohl einen Tusch), daß es wirklich der viel Stimmen wegen unmöglich war, mit einander zu reden.

Von Prag sind wir fortgegangen nach Frankfurt (a. Main), wo auch viele Menschen sind. Dort hatten wir zwei Häuser im Freien in einer Umzäunung. Während unserer dortigen Anwesenheit wurden wir Tag und Nacht stets von Soldaten bewacht, die sich ablösten. Auch dort sind wir oft auf dem Teich Kajak gefahren.

Von da fuhren wir in einem Schlitten auf Rädern, mit Pferden (bespannt), wir alle, in der Nacht nach Darmstadt.

In Darmstadt hatten wir ein schönes Haus in einem schönen großen runden Haus, welches der Spielplatz ist zum Schlittschuhlaufen auf Rädern. Dort sind wir oft im Innern des Hauses im Kreis Schlitten gefahren.

Hier hörte eines von uns, Terrianiaks Tochter, Nochasak, auf, zu leben, (sie starb) sehr schnell und schwerleidend (an den Blattern). In einem andern Ort, Crefeld, starb auch ihre Mutter, Paingu, unter schweren Leiden.

Dann entschlief (ebendaselbst) im Frieden auch unser Kind, die kleine Sarah, an schlimmem Ausschlag und Geschwulst des ganzen Körpers nach zweitägiger Krankheit. Sie war in das Krankenhaus gebracht worden, wohin ich sie begleitet hatte. Während ich bei ihr war, war sie bei Bewußtsein und betete das Lied: Ich bin ein kleines Kindelein u. s. w. Als ich fortging, ließ sie ihre Mutter und kleine Schwester grüßen. Als ich sie verließ, schlief sie und ist nicht wieder erwacht, was uns große Ursache zum Dank (gegen den Herrn) war. Noch vor ihrem Tod mußten wir nach Paris abreisen und sind die ganze Nacht und den ganzen Tag unterwegs gewesen.

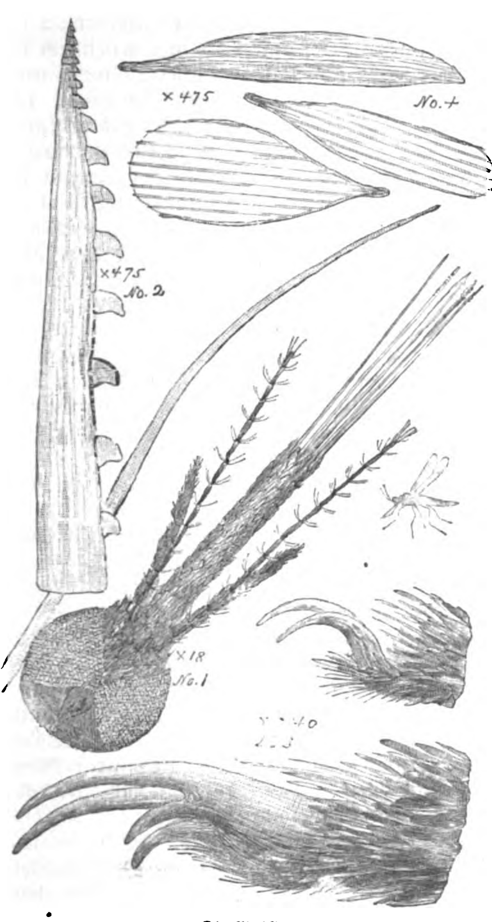
* * *

Soweit Abrahams Tagebuch, wie es jüngst durch das Missionsblatt der Brüdergemeine veröffentlicht wurde. —

Was uns das Mikroskop erzählt.

Für Haus und Herd von Chas. F. Allert.

Heute führe ich den Leser in ein wohlbekanntes Concert. Wer hat nicht schon den eintönigen Melodien der Mücken gelauscht? Wer hat nicht schon die Geduldsprobe bestanden, wenn nach ermüdender Tagesarbeit man das Lager aufsuchte, und der Schlafengel einen einwiegen wollte, aber nicht konnte, vor dem Liedlein: „Ich werd' dich schon finden, Ich werd' dich schon finden!" — welches gewöhnlich vom sanften Alto bis ins schrillste Discant" vorgetragen wird? Nun, das Singen ließe man sich schon gefallen, aber die Mücke gleicht dem italienischen Orgeldreher an der Ecke — sie will Belohnung! Also dies bringt sogleich zum Punkt. Wer die Entwicklungsgeschichte der Mücke kennen lernen will, verweise ich auf Jahrgang 7, Seite 426 dieses Magazins. Hier wollen wir nur besondere Organe berücksichtigen. Auf dem beigegebenen Bilde sieht man bei No. 1 den Kopf 18 Mal vergrößert, mit den Tastern und Fühlern. Die großen zusammengesetzten Augen bedecken beinahe die Hälfte des Kopfes. Der Saugrüssel ist in der Mitte abgerissen, um die in demselben sich befindenden Stechwerkzeuge zu zeigen. Diese Kiefertheile bestehen aus borstenartigen Lanzetten, von denen zwei sich wegen ihrer besondern Beschaffenheit von den andern unterscheiden. Je nach der Specie der Moskitos, sind diese mit kleinen Knollen besetzt, oder sind sägenartig mit Zähnen versehen, oder auch mit Widerhaken, wie No. 2, eine Spitze einer solchen Lanzette, 475 Mal vergrößert, darstellt. Diese sieht wirklich gefährlich aus. Die Zacken und Haken dienen wohl dazu, das unter der Oberhaut liegende Gewebe zu zerreißen, um ein freieres



Die Moskite.

Fließen des Blutes zu verursachen. Während dem Saugen ist der Schlauch bogenförmig gehoben; die in die Haut gedrängten Borsten sind durch eine, auf der Unterseite des Rüssels sich befindende, vom Ende bis zum Kopf laufende Spalte herausgetreten, und werden nach der Sättigung wieder in denselben aufgenommen.

Besonders mannigfaltig finden wir die Füße dieser Insekten. Bei No. 3 werden nur zwei dargestellt. Mit diesen können sie sich an Gegenständen festhalten.

Oben, No. 4, stellt einige Schuppen, womit Beine, Rüssel, Flügel und Leib bedeckt sind, dar. Ihre Form ist verschieden, je nach dem Theil, den sie decken.

Wenn nun diese Musikanten dir einen Besuch abstatten, so wirst du besonders das, was auf dem Bilde steht, dir zu vergegenwärtigen wissen, denn das kommt dir am nächsten.

Die amerikanische Schweiz.

Von Opusculum.

(Hierzu der Stahlstich.)

Die Niagarafälle ausgenommen, ziehen die Gebirgslandschaften im Staate New-Hampshire wegen der Mannigfaltigkeit und Großartigkeit ihrer Scenerien die meisten Vergnügungsreisenden in Nordamerika an. Die White Mountains oder Weißen Berge dehnen sich freilich nur 15—20 Meilen weit aus, sie sind aber die höchsten Erhebungen in Neu-England und — nach den Black Mountains in Nord-Carolina — in den Staaten östlich vom Mississippi überhaupt. Sie entsteigen mit ungefähr zwanzig verschiedenen Gipfeln einem Tafellande, dessen Meereshöhe beiläufig 1,550 Fuß beträgt und welches von mehreren tiefen, engen Thälern durchfurcht wird. Die Gipfel sondern sich in zwei Gruppen, deren östliche als die eigentlichen Weißen Berge bekannt sind, während die westliche den Namen Franconiagebirge trägt; zwischen beiden breitet sich das erwähnte Plateau aus. Die wichtigsten Gipfel der Ostgruppe sind Mount Washington, der höchste von allen 6,285 Fuß, dann die Berge Adams, Jefferson 2c.; jene der Franconiagruppe: Mount Lafayette 5,508 Fuß, Liberty, Cherry Mountain und Moosehillock 4,636 Fuß. An dem Südrande des Plateau ragen Whiteface Mountain, Chocorua Pik, 3,385 Fuß, Red Hill und Ossipee, endlich im Südost der Kearsarge Berg empor.

Vier große Thäler gestatten zu diesem Gebirgslande Zutritt: jenes des Connecticut, des großen Grenzstromes, welcher New-Hampshire von dem westlichen Nachbarstaate Vermont scheidet; das Thal des Androscoggin, der im Norden New-Hampshires entspringt und in jähem Bogen dem Kennebec in Maine zufließt; das hier beginnende Thal des Saco, der gleichfalls in Maine den Ocean erreicht, endlich das Pemigewasset-Thal, eine Abzweigung des Merrimac. Letzterer Strom, welcher aus zwei Quellflüssen entspringt und den ganzen südlichen Theil New-Hampshires bewässert, erhält, wie die übrigen, die Beisteuer vieler Bäche und Flüßchen, hat aber auch zahlreiche Katarakten, welche im Gebiete der Weißen Berge auch den anderen Gewässern eigenthümlich sind.

Wir wählen das Thal des Saco, dessen Durchbruch durch die Berge den berühmten „Notch," eine 2 Meilen lange und stellenweise blos 24—25 Fuß breite Schlucht bildet, als eines der malerischsten, um in die White Mountains einzudringen. Wir befinden uns hier am Nordende des großen See Winnipisiogee, welcher

ziemlich die Mitte des Staates einnimmt, und umgeben von den Sandwich- und Ossipeehügeln mit dem Whiteface- und Chocorua-Pik als höchste Spitzen. Von Centre Harbor, einer beliebten Sommerresidenz am Nordhaupte des Sees, bringt ein regelmäßiger Postdienst die Reisenden nach Conway und durch höheres Hügelland auf ein Hochplateau, von wo man das ganze Höhen-Amphitheater überschaut, bis endlich zu Eaton der Gipfel des Mount Washington deutlich sichtbar wird. Die interessanteste Figur in der Landschaft ist indeß der Chocorua, dessen erster Eindruck geradezu überraschend wirkt. Und wenn nun der Eilwagen im nächtlichen Dunkel dahinrollt, so ist es immer wieder das stolze, scharf geschnittene Profil des Chocorua, welches selbst aus der Finsterniß auftaucht, und tritt man nach langer Waldfahrt wieder ins Freie, so fällt der Blick zuerst auf jenen einsamen Gipfel. Das Städtchen Conway, wo man zu übernachten pflegt, liegt schon im Thale des Saco. Wenige Meilen weiter und der lang geschwungene Mote Mountain und die gebrochenen Umrisse der Rattlesnake Range (Klapperschlangen-Kette) nehmen die wichtigsten Stellungen im Panorama ein, während die Ossipeehügel immer mehr und mehr am südlichen Horizonte dem Blicke entschwinden. Es mag um neun Uhr Morgens sein, wenn die Postkutsche in die Straße am Raude des ebenen Gestades einbiegt, das sich 32—38 Fuß über dem Saco erhebt und, 2 bis 4 Meilen lang bis zum Fuße des Bartlett-Berges ausgedehnt, sich bis an die Rattlesnake-Kette und Mount Kearsarge erstreckt, die kleine Ebene bildend, wo das Städtchen North-Conway am Bergeshange klebt. Am Fuße des Planes breitet sich, das Thal weit aufwärts, der grüne Rasensammet von Wiesen aus, welche die herrlichsten Ulmen, gruppen- oder reihenweise beisammen stehend, beschatten. Hier und dort glitzert der Saco im Morgenscheine, während an anderen Stellen er sich hinter den dunkeln Ahorngehölzen verbirgt. Am nördlichen Ende des Thales sinkt Mote Mountain im sogenannten „Teufels Lehnstuhl" (Devils Arm-chair) zu einem niedrigen Höhenzuge herab und der Bartlett schrägt sich ab, um einer weiten Oeffnung Platz zu machen, aus welcher Mount Washington und die anderen Gipfel der weißen Berge, jeder deutlich vom andern getrennt, in ihrer vollen Breite emportauchen. Während der Anblick des Gebirges vom Norden aus mehr oder minder schroff und großartig sich gestaltet, ist Lieblichkeit der hauptsächlichste Charakterzug im Landschaftsbilde von Conway. Aber nicht blos die Hügel, sondern auch das Dorf selbst und die saftigen Wiesen am Saco erhöhen den milden Reiz dieses wahren Arkadien der White Mountains.

Solch liebliche Thäler giebt es in New Hampshire noch eine ganze Anzahl. Aber es fehlt auch nicht an wilder, großartiger Gebirgsscenerie, z. B. die der Washington- und Kearsarge-Berge, so daß die weißen Gebirge mit Recht die amerikanische Schweiz genannt werden.

Aus der Morgendämmerung der neuen Zeit.

Eine Erzählung aus England.

Für Haus und Herd von W. Köncke.

(Schluß.)

III.

Das Trockenhaus des Färbers stand an dem Eingang eines Thals. Es war ein großes, viereckiges Gebäude ohne Zwischenwände. Einen geeigneteren Raum für Versammlungen unter dermaligen Verhältnissen könnte man sich nicht denken. Ringsum waren Berge, die mit Wald und Dickicht bedeckt waren, wo man leicht einen Versteck und Schutz finden konnte. Im Hause selbst war weder Kanzel noch Tisch; aber in einer Ecke war ein großer steinerner Kessel angebracht, der als Stand für den Vorlesenden oder Redner diente. Stühle oder Bänke fehlten auch, aber dafür hatte man als Ersatz die Trockenseile, welche von einer Wand zur andern in gleichmäßigen Entfernungen gezogen wurden. Diese waren ungefähr vier Fuß vom Boden und zwei Fuß von einander. Wenn sie dem Färber dienten, so hatte er sein Zeug daran geheftet, bis es trocknete; aber in der Versammlung dienten sie als Stütze für die stehenden Zuhörer, die sich darauf lehnten. Durch eine eigene Vorkehrung konnte man diese Seile alle auf einmal auf den Boden herunterlassen, so daß man mit Schnelligkeit hinauskommen konnte. Der Färber hatte oft nach einer solchen Zusammenkunft seine Seile zu reinigen, aber er ließ sich diese Mühe nicht verdrießen, denn der gespendete Segen der Zusammenkünfte diente als reicher Lohn.

Dieser Färber, Lewis Pewter, hatte zwei Söhne, Robert und Richard, der eine zwanzig, der andere zweiundzwanzig Jahre alt. Im Geschäfte des Vaters waren sie ihm seine rechte und

linke Hand; aber so waren sie auch sein rechtes und linkes Auge für die Sicherheit der Heerde, wenn sie im Trockenhaus Versammlung hielt. Bekehrung gaben sie nicht vor, aber sie waren den Mönchen und Priestern nicht hold, und standen jederzeit bereit, für die verfolgten Lollharden einzutreten. Weit und breit war keiner zu finden, der sich erdreistet hätte, mit des „Färbers Jungen" anzubinden.

So bekannt nun auch Johann Brown mit dieser Gegend war, so hatte ihm doch die dunkle Nacht es schwierig gemacht, den schmalen Weg zum Trockenhaus zu finden, aber doch gelang es ihm endlich. Er bog ein, war aber kaum einige Schritte gegangen, so tönte es ihm entgegen:

„Die Losung!"

„Brot und Wein," sagte Johann.

„Alles wohl!" war die Erwiderung.

„Bist du das, Robert?" frug Johann.

„Ich bin's," war die Antwort, und es raschelte sogleich in den Büschen.

„Ist Thomas Mann angekommen?" frug Johann.

„Von dieser Seite nicht, aber es kann sein, daß er von der anderen Seite gekommen ist. Er hielt sich letzte Nacht bei Peter Maples in Meadstone auf. Richard hat die Wache nach jener Seite und wird uns bald darüber berichten können," war die Antwort.

Bald war man bei dem Trockenhaus angekommen; man klopfte, die Thür öffnete sich und sie traten ein. Obzwar es noch früh war, so hatte sich schon eine nicht unbedeutende Anzahl eingefunden.

Als Johann Brown gemeldet wurde, trat der Färber hervor, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte: „Wie bin ich doch so froh, daß du gekommen bist. Thomas Mann wird heute Abend schwerlich kommen. Ich hörte gestern, daß der Amtmann Chilton sein Versteck entdeckt und sich auf den Weg gemacht habe, ihn einzuholen. Sogleich habe ich Rogers zu Pferd nach Meadstone gesandt, es ihn wissen zu lassen. Schon eine gute Weile warte ich auf seine Rückkehr, und immer vergebens."

„Hoffentlich wird weder ihm noch dem Thomas etwas Schlimmes zugestoßen sein. Ich will es den Versammelten mittheilen und sie zum gemeinschaftlichen Gebet für unsere Brüder auffordern," sagte Johann.

Vom Färber unterstützt war er bald auf den steinernen Kessel gestiegen und redete die Versammelten folgendermaßen an: „Geliebte in dem Herrn! Da dieses böse Tage sind, in welchen, unter der Langmuth Gottes, der Antichrist die Gewalt besitzt, die Knechte Gottes zu verfolgen, so ist es angemessen, daß wir unsere Herzen und Hände zu unserem großen König emporheben, daß unsere leidenden Brüder unter dem Schatten seiner Flügel sicher wohnen mögen. Sollte Jemand hier sein, in dessen Herz der Geist Gottes das Verlangen gelegt hat, für Thomas Mann ein Gebet zu sprechen, der nehme sich jetzt die Freiheit."

„Ich habe eine Bitte dem großen Hohenpriester darzubringen," sagte Thurston Littlegage von Buckinghamshire. Er hob seine Hände empor. Alles sank auf die Kniee. Man konnte bald aus den Seufzern und dem Stöhnen merken, mit welchem Ernst die Fürbitte für den Bruder, der sie so oft getröstet hatte, von Allen unterstützt zum Gnadenthron getragen wurde. Als das „Amen" von Mund zu Mund erscholl und alle sich aufgerichtet hatten, stimmte man ein Lied an, das dem Gefühl der Tröstung, das im Gebet gewonnen wurde, Ausdruck gab.

Hierauf nahm Thurston Littlegage das Wort und sagte: „Geliebte in dem Herrn! Ihr thut wohl daran, dem Herrn ein Lied zu singen, denn wir müssen die Liebe Christi anerkennen, welche im Evangelium zu uns spricht: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Uebels wieder euch, so sie daran lügen; seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden!" Jesus hat die Aussicht auf diese Erfahrungen seinen Jüngern gegeben und den Trost einer endlichen gnädigen Erlösung nicht vorenthalten."

Man sang einige Lieder. Sodann nahm Johann Brown seinen mitgebrachten Tractat heraus und las den Versammelten vor. Kaum hatte er recht angefangen, da wurde die Thür schnell geöffnet, und Richard schrie durch's Gebäude: „Ich wittere Unheil von Norden! Eilt! eilt!"

Die Seile fielen auf den Boden, die Thüren nach Süd, Ost und West standen offen, die Versammelten zerstreuten sich und fänden ihr Versteck, der Eine hier, der Andere da. Die Lichter waren eben so schnell gelöscht und die Thüren wieder verschlossen. In einer unglaublich kurzen Zeit war des Färbers Trockenhaus so leer und einsam, als ob keine Zusammenkunft daselbst gewesen sei. Der Färber selbst hatte Johann Brown und dessen Kinder in einem Dickicht neben einem Felsen unweit des Trockenhauses versteckt. Bald hörte man von Norden her das Wiehern eines Pferdes.

„Ei, das ist ja mein Pferd," sagte der Färber. „Rogers kehrt jetzt heim und Richard hat ihn für einen Feind gehalten."

Man hörte bald Stimmen und Gelächter und eine wohlbekannte Melodie ward gepfiffen.

„Alles in Ordnung; Richard giebt soeben das Zeichen, hervor zu kommen," sagte der Färber.

Johann Brown und seine Kinder eilten aus dem Versteck. Die Thür des Trockenhauses stand

wieder offen, und Robert zündete die Lichter wieder an. Den Hereintretenden meldete er sogleich: „Rogers ist wieder da, und einige Freunde sind mitgekommen, wer denkt ihr wohl?“

„Wie können wir das wissen?“

„Thomas Mann und seine Tochter Clara,“ sagte Robert freudig.

„Wie! Was!“ rief Johann Brown und eilte, sie schnell zu bewillkommnen.

„Halt, halt!“ rief der Färber, „hierher, ich will dich hinführen.“

Der Färber zündete eine Fackel an und ging voraus, die Anderen folgten. An der Nordseite angekommen, sah man in dem unstäten Licht der Fackel drei Personen zu Pferde: Clara Mann, ein Mädchen von achtzehn Jahren, Thomas Mann, ihr Vater, und Rogers.

„Thomas!“ rief Johann.

„Johann!“ war die Antwort, und Thomas hatte sich vom Pferd geschwungen und lag in seines Freundes Armen.

Indeß hatte sich die verscheuchte Gesellschaft wieder im Trockenhause eingestellt. Hieher eilte man, denn Alle waren auf die Auseinandersetzung gespannt. So gab denn Thomas Mann vorerst Bericht, wie er von der Gefahr in Kenntniß gesetzt worden sei und sich ohne Säumen zur Flucht angeschickt habe, und wie sie die Hauptstraße gemieden und auf Umwegen gereist seien, weshalb sie so spät ankämen u. s. w.

Nachdem der Bericht vernommen war, sagte der Färber zu Johann Brown: „Wo soll jetzt der Thomas bleiben?“

„Hier werde ich gewißlich nicht bleiben,“ fiel Thomas ein, „Chilton würde mich bald entdecken. Ich muß morgen schon in aller Frühe fort. Peter Maples sagte mir, daß ich wahrscheinlich Thurston Littlegage hier treffen würde.“

„Richtig, er ist hier,“ sagte der Färber. „Er bleibt die Nacht bei mir und will morgen wieder heim. Für dich ist auch noch Platz.“

„So ist's gut. Da ich glaube in Buckinghamshire sicherer zu sein als hier, so werde ich mit ihm reisen.“ Sich an Johann wendend, fuhr er fort: „Aber die Clara kann ich nicht mitnehmen. Ich habe sie mit hierher gebracht, damit sie bei dir bleibt.“

„Oh, wie freut mich das,“ sagte Alice, die Clara umfassend.

„Ich hoffe, sie wird dir und Cousine Elisabeth nicht lange zur Last fallen,“ sagte Thomas. „Ich hoffe und bitte Gott, daß bald bessere Zeiten eintreten.“

„Mache dir deshalb keine Sorgen,“ sagte Johann, „sie soll uns eine rechte Tochter sein. Dein Gott ist mein Gott, und mein Haus ist dein Haus.“

Viele Worte der Liebe und Tröstung wurden hierauf gewechselt. Endlich kam die Stunde des Aufbruchs. Sie beugten sich alle vor Gott, und Thomas Mann betete mit großer Inbrunst und empfahl Alle dem Schutz des allgnädigen Gottes und Heilandes. Sein Abschied von Clara war rührend, denn er schien eine Ahnung zu haben, daß er sie auf Erden nie wieder an seine Brust drücken werde. Mitternacht war eingetreten, als man sich trennte. Wie man vorsichtig zusammengekommen war, so ging man auseinander.

Johann Brown ordnete an, daß Alice und Clara vorausgingen, und er selbst mit dem kleinen Johann in einiger Entfernung folgte. Der Färber flüsterte seinem Sohn Robert ins Ohr: „Ihr werdet wohlthun, darauf zu sehen, daß Johann Brown mit den Seinen sicher heim kommt.“

Ihr jetziger Weg führte sie durch einen dichten Wald, der das Dunkel der Nacht noch erhöhte, so daß die vorausgehenden Mädchen manchmal Mühe hatten, ihn recht einzuhalten. Als sie endlich den Wald hinter sich hatten und ins Freie traten, ging der Mond auf, so daß sie in der Ferne den Kirchthurm von Aschford sehen konnten. Schon hatten sie eine ziemliche Strecke des Weges zurückgelegt, als sie plötzlich durch drei Reiter in Schrecken versetzt wurden, die gerade auf sie zukamen. Offene Felder lagen rechts und links und kein Versteck zeigte sich ihnen. Sie kehren um und eilen nach dem Wald zurück; aber vergebens — die Reiter hatten sie bald eingeholt.

„Ach, schöne Fräulein,“ sagte jetzt einer der Reiter, „fürchtet euch nicht vor uns. Wir thun euch nichts zu Leide.“

„Wir freuen uns auf die angenehme Gesellschaft,“ sagte ein anderer.

„Bitte, Fräulein, wer seid ihr?“ sagte der dritte, ein Mann im mittleren Lebensalter, der durch die breite Schärpe um seine Kleidung bald als ein Diener des Erzbischofs erkannt werden konnte.

„Wir sind von Aschford,“ sagte Alice mit zitternder Stimme.

„Und wie heißen Sie?“ fragte er weiter.

„Wir sind von Aschford,“ sagte Clara ausweichend.

„Ei, so geht ihr ja verkehrt, der Weg nach Aschford geht hier hinaus,“ sagte einer der Herren.

„Und so spät!“ sagte der andere, indem er vom Pferd abstieg. „Ich denke, diese schönen Prinzessinnen der Nacht werden uns danken, wenn wir ihnen die Ehre erweisen, sie zu Pferde zu setzen und sie nach Wye bringen.“

Sein Gefährte folgte seinem Beispiel und sie ergriffen die Mädchen, um ihr Vorhaben auszuführen. Diese aber wehrten sich nach Kräften und schrieen um Hilfe. Jetzt eilte Johann Brown, der seinen kleinen Sohn zurückgelassen hatte, herbei und warf sich mitten unter sie.

„He, meine Herren, was habt ihr hier vor?“ rief er.

„Vater, Vater, hilf!“ schrie Alice.

„Wie!“ schrie jetzt der Mann mit der langen Schärpe, der zu Pferde geblieben war, „wenn ich nicht irre, so sind Sie Johann Brown von Aschford.“

„So heiße ich, Amtmann Chilton,“ sagte Johann. „Muß ich es erleben, daß meine Töchter auf eine solch' unziemliche Weise von Männern wie Walter und William More von Gravesend behandelt werden?“

„Sie schlechter Hund!“ schrie Walter More, „welche Behandlung verdienen Mädchen, die in so später Stunde auf öffentlicher Straße sich herumtreiben?“

„Wir waren bei Freunden in Elmstead auf Besuch, und kehren jetzt friedlich heim. Unschicklich wird das wohl nicht sein. Laßt uns nur mit Frieden,“ sagte Johann.

„Wie heißen die Freunde?“ frug Chilton.

Johann Brown gab keine Antwort.

„Ich befehle, daß Sie den Namen nennen,“ schrie der Vorige mit donnernder Stimme.

„Warum sollte ich das wohl thun?“ frug Johann ruhig. „Ihr geht eure Wege, wir gehen die unsrigen.“

„Nicht doch!“ rief Chilton, ihn vom Pferde aus packend, „Sie sind mein Gefangener; gewiß haben Sie an einer Versammlung der Häretiker theilgenommen. Wir haben Sie schon längst in Verdacht, und jetzt wird wohl die Zeit gekommen sein, Sie ins Verhör zu nehmen. Sie gehen mit nach Wye; diese Herren werden die Fräulein schon in Aufsicht nehmen.“

„Wo ist Ihr Verhaftsbefehl? Sie haben kein Recht, mich gefangen zu nehmen,“ sagte Brown und riß sich von ihm los.

„Was, Sie wollen sich einem Beamten widersetzen? Hier, meine Herren,“ rief er, „nehmt diesen Riemen und schnallt ihn um seinen Hals. Wir wollen schon mit ihm fertig werden.“

Auf dieses Wort ließen die beiden Brüder die Mädchen los, und warfen sich auf den Vater, der sich aber mit aller Macht widersetzte, während die Mädchen vor Furcht schrieen. Wer kann aber Johann Brown's Ueberraschung beschreiben, als er sah, wie auf einmal seine Angreifer nach links und rechts zu Boden stürzten.

„Robert! Richard!“ schrie der überraschte Mann.

„Zwei gegen Einen, ist doch zu toll,“ sagte Robert zu Walter More, der sich eben aufraffte.

„Oh! des Färbers Jungen!“ rief Chilton überrascht, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon.

„So, jetzt packt euch,“ sagte Robert zu den More's, „und laßt euch hier nicht wieder sehen.“ Walter und William More ließen sich das unter den Umständen nicht zweimal sagen, sondern stiegen eilends auf ihre Pferde und jagten Chilton nach.

Robert und Richard gaben nun den Freunden offenes Geleite in ihr Heim nach Aschford.

IV.

Einige Wochen waren verstrichen. Elisabeth saß als eine Genesende zum erstenmale wieder am Familientisch. Alice war in der Küche und traf besondere Vorbereitungen für diese Gelegenheit. Clara beschäftigte sich mit dem jüngsten Ankömmling. Johann Brown, der Vater, war in Geschäften nach London gereist, wurde aber jeden Augenblick erwartet. Jetzt brachte Alice einen großen Kuchen und setzte ihn vor der Mamma auf den Tisch mit der Frage: „Ist das nicht ein prächtiger Kuchen?“

„Ich fürchte, daß du ein wenig zu viel Hefe hineingethan hast,“ sagte die Mutter.

„Ach, wenn der Vater nur käme! Ich weiß, er mag den Kuchen am liebsten, wenn er heiß ist,“ sagte Clara. Sie nannte Johann und Elisabeth jetzt immer Vater und Mutter.

Man hörte feste Tritte.

„Da ist der Vater!“ rief der kleine Johann und eilte zur Thür. Im nächsten Augenblicke hatte die Mutter einige Küsse erhalten, und Johann Brown sagte: „Ich wünsche Glück, gute Mutter, zur Wiederkehr in den Familienkreis. Dem Herrn sei Dank, daß er dich nochmals wieder aufgerichtet hat.“ Dann nahm er Clara das Kind ab und hob es freudig in die Höhe. „Ein prächtiges Kind,“ sagte er, „es ist in den letzten vier Tagen gewiß um einige Zoll gewachsen.“

„Jetzt aber den Kuchen!“ rief der kleine Johann.

Die Mutter schickte sich an, den Kuchen zu zerschneiden, und während Alle sich um die Tafel sammelten, frug sie den Vater bedächtig: „Ist auf der Reise etwas Besonderes vorgefallen? Ich war besorgt, du würdest mit den More's in Gravesend zusammenstoßen.“

„Nein,“ sagte Johann, „ich habe sie weder auf dem Hin- noch auf dem Herwege getroffen; aber auf dem Boot hatte ich eine Unterredung mit einem Priester. Es traf sich, daß wir nebeneinander saßen, und da das Wetter etwas rauh war und das Boot von den Wellen hin und her geworfen wurde, geschah es, daß wir manchmal aneinanderstießen. Der Priester frug mich barsch: „Weißt du auch, wer ich bin? Du sitzest mir zu nahe und auf meinen Kleidern!“

Ich antwortete: „Ich kenne Sie nicht, mein Herr.“ In einem heftigen Ton sagte er: „Ich bin ein Priester!“

„So,“ sagte ich, „was sind Sie denn, ein bestallter Priester, Vicar oder Hauscaplan?“

„Nein, ich bin ein Meßpriester," war die Antwort.

„Was ist denn ein Meßpriester?" frug der kleine Johann seine Mutter.

„Ein Priester, der Messen liest, um Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien," sagte sie.

„Es giebt doch kein Fegfeuer, Mutter?" frug er wieder.

Sie sagte: „Wir lesen darüber nichts in Gottes Wort." Zu ihrem Manne: „Was hast du ihm denn gesagt?"

„Nun," sagte Johann, „ich frug: Bitte, mein Herr, wo befinden sich die Seelen, wenn Sie zur Messe gehen?"

„Das kann ich nicht sagen," war die Antwort.

„Bitte, wo lassen Sie die Seelen, wenn die Messe aus ist?" frug ich.

„Auch das kann ich nicht sagen," antwortete er.

„Wie können Sie wissen, ob die Seele errettet ist oder nicht?" frug ich.

Der Priester schrie mich heftig an: „Geh' weg von mir, du bist ein Ketzer! Ich will dir's schon weisen."

Glücklicherweise kamen wir bald nach Gravesend und wir trennten uns. Als wir landeten, zeigte er mir noch die Faust, und ich sah, wie er sich bei den Umstehenden nach mir erkundigte.

„Gott verhüte, daß uns aus diesem Vorfall etwas Böses erwachse," seufzte Elisabeth.

Leider war die Befürchtung der Mutter nicht unbegründet.

Drei Tage später feierte man ein Familienfest, zu welchem einige Freunde eingeladen waren. Man hatte sich zur Mahlzeit freudig und guten Muthes gesetzt, hatte sich schön unterhalten und die Zeit flog auf's Angenehmste dahin. Da ging plötzlich die Thür auf, und herein trat Amtmann Chilton mit einigen anderen Dienern des Erzbischofs.

Der Priester hatte bei seinen Nachforschungen in Gravesend bald ermittelt, daß Walter und William More ihm behilflich sein könnten, eine ernste Anklage gegen Johann Brown zu erheben. Sie freuten sich über die dargebotene Gelegenheit, Rache zu üben, und gingen mit dem Priester zum Erzbischof von Canterbury, der sogleich einen Verhaftsbefehl gegen Johann Brown ausfertigen ließ, und Chilton befahl, ihn zu vollstrecken. Ich will nicht versuchen, die entsetzliche Scene zu schildern, die Johann Brown's Familienfest in ein Trauerfest verwandelte, aber doch in Umrissen das Bild zeichnen.

Die arme Elisabeth sank in Ohnmacht, als die rauhen Beamten ihren Gatten fortschleppten. Man hatte ihn auf Chilton's Pferd festgebunden. Clara war herbeigesprungen, hatte seine Hände erfaßt und schrie: „Mein Vater, mein Vater!" Ein rauher Diener gab ihr einen Stoß, daß sie auf die Thürschwelle zurückfiel. Als sie sich wieder aufgerichtet hatte, waren sie schon mit ihrem Gefangenen außer Sicht. Sie kehrte trostlos in's Haus zurück, aber sie wurde bald zur Thätigkeit gerufen, denn die Gäste waren in Angst geflohen, die Dienstboten liefen entsetzt und jammernd im Garten umher, Alice saß in einer Ecke des Zimmers bleich und regungslos vor Schrecken und die Mutter lag im Ohnmachtskrampf, während das Kind in der Wiege weinte.

„Liebe Alice," sagte Clara, sie bei der Hand fassend, „schaue auf Jesum und fasse Muth. Sollen wir den Kelch nicht trinken, den er uns reicht? Komm, komm, fasse dich und hilf die Mutter trösten."

Diese festen Worte brachten Alice zur Besinnung — Thränen rollten über ihre Wangen, aber sie richtete sich auf, der Mutter beizustehen. Mit vieler Mühe und Arbeit gelang es ihnen endlich, die Mutter zur Besinnung zurückzubringen. Die Kinder, welche merkten, daß es ruhiger ward, kamen aus ihrem Versteck und warfen sich der Mutter in die Arme.

Aus Furcht vor den Priestern hielten sich die Leute fern, und sie waren daher in ihrem Elend allein. Erst nach einigen Tagen stellte sich der Färber mit seinen zwei wackeren Söhnen ein, Trost und nöthige Hilfe zu bringen. Aufschluß über Johann Brown's Verbleiben konnten sie nicht geben. Sie hatten nur gehört, daß er gefangen genommen sei, aber wo man ihn hingebracht hatte, konnten sie nicht ermitteln.

„Wird man ihn wohl umbringen?" frug Elisabeth.

„Ich denke nicht; sie werden ihn wohl entweder in Wye oder in Canterbury in Haft haben," sagte der Färber.

„Um so bedenklicher für ihn," sagte Elisabeth. „Sie werden ihn foltern. Stärke doch der Herr sein Herz, daß er getreu bleibe bis in den Tod."

„Die Schurken!" sagte Robert, „wenn ich nur wüßte, wo er sitzt, er müßte bald seine Freiheit wieder haben."

„Bitte, seid nicht gegen die Feinde erbittert," sagte Clara, „unser Herr Christus hat für seine Feinde gebeten."

„Ich habe meinen Gatten in des Herrn Hände befohlen," sagte Elisabeth. „Er soll es mit ihm machen nach seinem Wohlgefallen. Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn."

Vierzig Tage vergingen, ehe die arme Familie etwas vom Vater inne ward. Am Freitag vor dem Palmsonntag kam das Dienstmädchen, das in der Stadt gewesen war, ins Zimmer gestürzt, bleich und entsetzt. „Oh," stammelte sie endlich, „ich habe gesehen, wie man Herrn Brown, mit Ketten beladen, ins Gefängniß geschleppt hat."

So schlimm diese Botschaft auch lautete, so war sie doch der Ungewißheit vorzuziehen. Jetzt

wußte doch Elisabeth, wo er sich befand. Ohne zu säumen, machte sie sich auf, um ihn in seinem Kerker aufzusuchen. Auf ihre ernsten anhaltenden Bitten ließ man sie endlich bei ihm ein. Aber welch' ein Begegnen! Da lag er im Stock mit Ketten beladen, bleich, abgezehrt und entstellt. Sie umarmte ihn, und konnte lange vor Schmerz nicht reden. Sie blieb die Nacht über bei ihm und ließ sich nach und nach alles aus den vierzig Tagen der Trennung erzählen. Unter anderem erzählte er, daß er im Gefängniß zu Canterbury gesessen, aus welchem er zum Verhör vorgeführt wurde, bei dem die Bischöfe Wadsham und Fischer als Richter fungirten. Sie stellten allerlei Fragen über religiöse Punkte. Zuletzt verlangten sie, daß ich die Gotteslästerung, daß ein Meßpriester eine Seele nicht aus dem Fegfeuer erretten könne, widerrufe. Ich sagte: „Christus sei einmal geopfert, die Sünden wegzunehmen, und daß durch sein Opfer die Seelen gerettet werden, und nicht durch die eitlen Wiederholungen der Meßpriester."

Kaum hatte ich das Wort gesprochen, so gaben die Bischöfe den anwesenden Gerichtsdienern ein Zeichen. Darauf zog einer mir die Schuhe und Strümpfe aus; ein anderer brachte eine Pfanne mit glühenden Kohlen. Auf diese wurden meine Füße gestellt.

„Jetzt sage, daß die Messe retten kann," schrie der Bischof grimmig.

Ich sagte: „Wenn ich meinen Herrn Christus vor Menschen verleugne, so wird er mich vor meinem himmlischen Vater verleugnen."

Elisabeth zitterte und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen, als er dies erzählte. Endlich faßte sie sich, beschaute seine Füße und sah, wie das ganze Fleisch von den Sohlen weggebrannt war.

„Viel habe ich ausgehalten," sagte Johann, „aber lange nicht so viel, wie Jesus für mich erduldet hat. Er hat mich gestärkt, so daß ich es ertragen konnte. Als die Bischöfe sahen, daß sie mich nicht zum Widerruf bewegen konnten, übergaben sie mich der bürgerlichen Gewalt, und damit sind wir am Ende angekommen. Liebe Frau, dies ist die letzte Nacht auf Erden. Wir werden für immer geschieden."

Elisabeth sagte nichts. Sie wollte ihren Gatten trösten, und nun mußte sie noch von ihm lernen, ihr Herz fassen und auf Gott vertrauen. „Meine Liebe," sagte endlich Johann, „bleibe in Jesu Liebe, erziehe die Kinder in der Furcht des Herrn; Gott wird dein Versorger und Vater sein."

Mit Tagesanbruch erschien schon Chilton und seine Getreuen. Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen, sowohl von den Feinden, als von den Freunden. Die Stunde war gekommen, und man trug den festen, treuen Christenmann, Johann Brown, hinaus zum Scheiterhaufen.

Elisabeth, Alice, Clara und die übrigen Kinder mit einigen Freunden, die den Muth hatten, ihr Mitleid öffentlich an den Tag zu legen, versammelten sich in unmittelbarer Nähe um den Scheiterhaufen, während eine große Menge aus weiterer Entfernung zuschaute.

Nachdem man den Verurtheilten mit einer eisernen Kette an den Pfahl befestigt hatte, zündete man den Holzstoß an. Die Flammen griffen schnell um sich, und je höher sie stiegen, desto stiller ward es. Da wird die Stille durch das Gebet des Märtyrers unterbrochen: „In deine Hände befehle ich meinen Geist! Du, o Herr der Wahrheit, hast mich erlöst!" Die Flammen schlugen höher, hüllten ihn endlich ein und — Johann Brown war bald erlöst. Ein Schauder aber durchlief die Menge — Abscheu gegen die Henker erfüllte manche Brust. Elisabeth und ihre Kinder konnten ihren tiefen Schmerz nicht verbergen, und laute Wehklagen entströmten ihren Lippen.

„Was soll das Jammern da?" rief Chilton. „Kommt, laßt uns die Kinder auch ins Feuer werfen, so wird des Geschlechts ein Ende." Er ergriff mit diesen Worten auch Alice; diese riß sich aber mit einem Schrei des Entsetzens von ihm los. Nie in ihrem Leben hat sie diesen Augenblick vergessen können, und nach vielen Jahren, auf ihrem Sterbebette hat sie seiner noch Erwähnung gethan. Dieser Alice verdanken wir auch die Einzelheiten dieser Geschichte.

So endete Johann Brown, der Märtyrer von Aschford. Im nächsten Jahr, 1518, wurde bei Smithfield, London, ein anderer Mann gerichtet. Zwei Mädchen standen in der Nähe, und mit brechenden aber muthigen Herzen nahmen sie Theil an dem Schicksal des Märtyrers. Die Mädchen hießen Alice und Clara, und der Geopferte war Thomas Mann.

Das chinesische Neujahr.

Für Haus und Herd von C. F. Kupfer, Missionar in China.

Unter den verschiedenen öffentlichen Gebräuchen der Chinesen ist das Neujahrs-Fest, welches diesmal auf den 8. Februar fiel, von besonderem Interesse. Das chinesische Jahr hat zwölf oder dreizehn Monate, je nachdem es ein Schaltjahr ist oder nicht, und da die jährlichen Feste meistens durch die Sonnenwende und das Aequinoctium bestimmt werden, fallen dieselben auf verschiedene Data.

Während des letzten Monats im alten Jahr werden von allen Bevölkerungsklassen große Anstrengungen gemacht, um die nöthigen Vor-

kehrungen zur Feier des Neujahrs-Festes zu treffen. In Folge dessen steigt das Geld im Werthe und alle Geschäfte gehen flott. Landleute bringen ihre Produkte zur Stadt und kehren zurück beladen mit dem zu dieser Zeit unentbehrlichen Weihrauch, Schieß-Material, Wachskerzen, Schweinefleisch, Vermicelli, auf Papier gemalten Küchen- und Thür-Göttern, Mockmoney (Spottgeld) und verschiedenen anderen Kleinigkeiten. Die sonst trägen Bettler kommen schaarenweise in die Städte, eilen von Buden zu Buden, um Geld zu sammeln, damit sie an den üblichen Festlichkeiten Theil nehmen können. Jedermann ist um diese Zeit bemüht, seine Schulden zu bezahlen und seine Rechnungen zu begleichen. Es ist hier unter den Augen unserer Missionäre vorgekommen, daß Männer, die ihre Schulden nicht bezahlen konnten, sich das Leben nahmen, um nicht die Schande zu tragen, am Ende des Jahres Schuldner zu sein.

Acht Tage vor dem Fest werden die Küchengötter abgelöst und gen Himmel gesandt, um ihre Rechnung zu dem Gotte des Himmels zu bringen. Während des Jahres haben sie ihr Amt, über dem Ofen an der Wand hängend, verwaltet und von den Hausbewohnern wenig Achtung genossen; doch ehe sie sich auf die Reise begeben, wird ihnen von ihrer Familie ein Opfer von verschiedenen Gemüsen, Fleisch und Früchten gebracht, damit er den Familienaltar mit einem guten Eindruck verlasse und sein Bericht im Himmel über das Betragen der Familie günstig laute. Am Abend vor Neujahr findet er bei seiner Rückkehr das Haus seiner Familie nach chinesischem Geschmack festlich geschmückt. Wachskerzen brennen und Weihrauch duftet die ganze Nacht; auf jedem Familien-Tischchen liegt ein Opfer von Schweinefleisch, Hühnern, Enten, Fischen und Früchten; außen vor der Thür wird eine Ladung „Firecrackers" nach der anderen abgeschossen, während der Hausvater sich mehrere Male mit dem Haupt zur Erde beugt, für die Segnungen des nun bald verflossenen Jahres dankt und die patronisirenden Götter um ein segensreiches neues Jahr bittet.

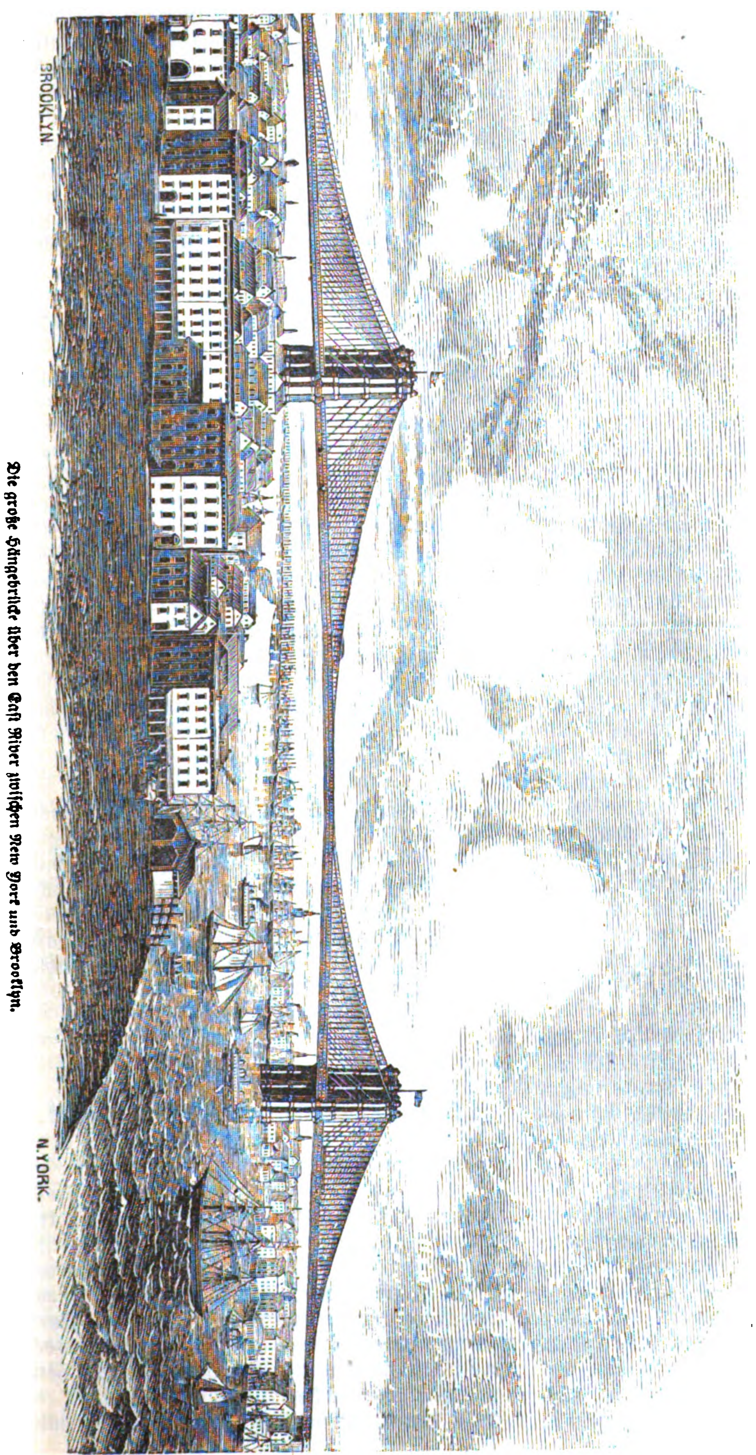
Um Mitternacht giebt ein Kanonenschuß das Zeichen, daß das neue Jahr begonnen hat. Jetzt wetteifert alles im Gratuliren, und sobald der Morgen graut, legen die Männer ihre besten Kleider an (manche borgen sogar Kleider für diesen Zweck), gehen zu ihren Freunden und Verwandten, um sie durch Glückwünsche zu erfreuen, geben den Kindern auch wohl ein kleines Geschenk und eilen dann wieder nach Hause, wo der Rest des Tages mit Trinken und Spielen verbracht wird. Ein merkwürdiger Contrast tritt hier zu Tage. Am Abend zuvor ruht ein höchst feierliches Gepräge auf der ganzen Stadt. Wenn es die letzte Nacht wäre, und das jüngste Gericht unzweifelhaft vor der Thür stände, könnte man nicht ernster gestimmt sein, als dies Volk zu dieser Zeit. Alle Geschäftsläden und Krämerbuden sind geschlossen; die Straßen sind leer; Schiffe, Dschunken und Boote liegen ruhig vor Anker. Begegnen sich am frühen Morgen höher gestellte Personen und gewöhnliches Volk, so werden die ersteren von dem letzteren fast angebetet. Aber siehe, ehe die Wachskerzen verbrannt sind und der Weihrauch verduftet ist, wird schon angefangen zu schwelgen, und dies dauert bei den Meisten mehrere Tage. Wohlhabende fangen ihr Geschäft erst wieder in der dritten Woche an, und wer dieses vermag, wird glücklich geschätzt und hochgeachtet.

Auch werden am letzten Tage des Jahres neue Thürgötter angeheftet. Es sind dies zwei Brüder, die als Thürpächter vergöttert und angebetet werden. Sie sind in bunten Farben auf Papier gemalt; der jüngere, „Wen Chen", wird an den rechten Flügel, der ältere, „Wu Yii", an den linken Flügel der Thür geklebt. Dieses Brüderpaar erscheint in verschiedenen Gestalten. An manchen Thüren stehen sie mit gezücktem Schwert und sehen höchst grimmig aus, an anderen haben sie einen ganz freundlichen Blick und eine Schaar kleiner Kinder um sich. Von trauernden Familien werden sie nicht angebetet, auch dürfen ihre Bilder nicht an deren Thür erscheinen, statt dessen wird ein Stück blaues Papier mit verschiedenen Schriftzeichen über die Thür geklebt.

Vier Tage vor dem Fest wurde eine Prozession zu Ehren des Frühlings veranstaltet. Dieser Aufzug begann im Yamun des Tau-Tai, wo sich eine große Schaar Chinesen versammelt hatte, um den Uebungen zuzuschauen. Im Vorhof des Yamun stand ein Ochse in Lebensgröße, aus Papier gemacht, neben demselben stand ein etwa zwei Fuß hoher Götze. Vor diesem Thiere und Gotte beteten zwei Mandarinen; aber der Gottesdienst, obwohl von hohen Mandarinen ausgeübt, schien höchst gleichgültig. Es ließ sich klar erkennen, daß es ein gezwungener Gottesdienst war, wie ich auch nachher erfuhr. Bei der Uebung war es den Anwesenden verboten, aufzuschauen, dessenungeachtet erschien ihnen aber die ganze Procedur lächerlich. Nach dem Gottesdienst setzten sich die Herren an eine mit allerlei Früchten reich besetzte Tafel, verließen dieselbe jedoch wieder, ohne zu essen, denn es war ein Opfer. Das Thier und der Götze wurden nun im Umzug durch die Stadt getragen; ihnen folgte ein kleines Mädchen mit einem Blumenstrauß, die Mandarinen und eine große Zahl Panier-Träger und Musikanten. Als Frühlingszeichen wird der Buchstabe "chun", Frühling, blühender Handel und Ackerbau, Landeswohlfahrt, bedeutend, auf rothes Papier über jede Thür geklebt.

Die größte Hängebrücke.

Editor.



Die große Hängebrücke über den East River zwischen New York und Brooklyn.

Nach Jahre langen Arbeiten ist die größte Hängebrücke in der Welt der Benutzung übergeben worden.

Ueber die am 24. Mai abgehaltenen Eröffnungsfeierlichkeiten und die dabei gehaltenen im Ganzen recht langweiligen Reden wollen wir hinweggehen, dagegen aber dieses Riesenwerk in Bild und Wort unseren Lesern in Kürze darstellen.

Es ist dies eine Brücke, wie die Welt keine zweite aufzuweisen hat. Sie hat aber auch Summen verschlungen, welche geradezu fabelhaft genannt werden dürfen, und wohl nur in wenigen Ländern für einen derartigen Zweck hätten zusammengebracht werden können.

Der von dem genialen Brückenbauer Röbling berechnete Vor-Anschlag von zehn Millionen Dollars ist mit der Zeit auf über fünfzehn Millionen angelaufen, und statt der fünf Jahre, während welcher der Bau vollendet werden sollte, hat derselbe volle dreizehn Jahre in Anspruch genommen. Diese Unterschiede wurden theilweise durch die im Plan vorgenommenen Veränderungen, theilweise durch andere Umstände verursacht.

Jetzt steht das Riesenwerk vollendet da und überzeugt Jedermann, daß hier eine

Arbeit ausgeführt sei, welche ihres Gleichen auf dem Erdenrunde sucht. So großartig aber wie der Anblick ist, so groß waren auch die zu überwindenden Schwierigkeiten, von denen wohl nur die Wenigsten einen klaren Begriff haben.

Die unter dem Wasser zu verrichtenden Arbeiten waren die schwierigsten und gefährlichsten. Um weit unter dem Flußbett ein festes Fundament zu gewinnen, wurden schwer gearbeitete Holzkästen, sogenannte Caissons, in die Tiefe des Stromes versenkt. Aus diesen Kästen schafften Pumpwerke das Wasser heraus und frische Luft hinein, und so gelang es unter ungeheuren Anstrengungen ein festes Steinfundament zu legen, indem man durch Ausgrabungen das Caisson nach und nach so tief versenkte, bis man auf soliden Fels stieß. Jetzt begannen die Maurerarbeiten, welche derart ausgeführt wurden, daß man die Caissons mit einmauerte und das Ganze mittelst Cement verband.

Welcher Art diese Grundlegung war, davon kann sich auch der Laie eine annähernde Vorstellung machen, wenn er hört, daß der unter dem New Yorker Brückenpfeiler versenkte Kasten 7000 Tonnen oder über vierzehn Millionen Pfund wiegt. Die beiden Pfeiler enthalten 85,159 Kubik-Yard Mauerwerk und sind 276⅔ Fuß hoch.

Die Drahtkabel sind in gewaltigen, 130 Fuß von den Pfeilern liegenden Steinkolossen verankert, deren jeder ein Gewicht von 60,000 Tonnen hat.

Jedes der vier Drahtkabel besteht aus 5296 galvanisirten, geölten Stahl-Drähten von der Dicke eines Achtelzolls. Zur Verarbeitung dieser Drahtmasse wurden zuerst viermal 19 kleinere Bündel gebildet, von denen jedes aus einem 200 Meilen langen Draht bestand, der von Verankerung zu Verankerung 278 Mal hin- und hergezogen wurde. Diese 19 kleineren Bündel wurden alsdann, indem man sie umeinanderschlang und wieder mit Draht umschloß, zu einem Kabel vereinigt.

Im Juni 1877 begann das Legen, oder vielmehr Ziehen der Drähte, eine namentlich anfänglich sehr beschwerliche Arbeit, welche außerdem noch oft wegen ungünstiger Witterung ausgesetzt werden mußte, und deshalb auch erst im Oktober 1878 beendigt ward.

Nach Vollendung der vier Kabel wurde die eigentliche Brücke in Angriff genommen, die mit Ausnahme des Plankenweges ganz aus Stahl besteht, und in New York an Chatham Square beginnt und in Brooklyn an Ecke von Sands und Washington Streets endet. Stationsgebäude mit Wartesälen &c. sind an beiden Endpunkten angebracht. Die gewöhnlichen Pferde-Eisenbahnen werden den Verkehr nicht vermitteln, wohl aber eine durch ein Drahtseil in Bewegung gesetzte, besonders dazu erbaute Brückenbahn. Der 15 Fuß breite Weg für Fußgänger ist in der Mitte der Brücke angebracht, und bedeutend höher, als die übrigen Theile, so daß derselbe eine ausgezeichnete Aussicht gestattet. Die zwei für Fuhrwerke bestimmten Wege haben eine Breite von je 19 Fuß.

Die Spannung zwischen den beiden Pfeilern beträgt 1595½ Fuß, die ganze Brückenlänge — von Auffahrt zu Auffahrt — 5989 Fuß; während die beiden Verankerungen 3460 Fuß auseinander liegen. An den beiden Pfeilern erhebt sich die Brücke 118 Fuß über Hochwasser, in der Mitte des Flusses 135 Fuß. Das Gewicht der vier Kabel beträgt 6,928,346 Pfund, das des ganzen hängenden Theiles der Brücke 6740 Tonnen.

Herr John A. Roebling, welcher die Brücke über den Niagara, sowie die über den Ohio bei Cincinnati und andere Hängebrücken erbaut, fertigte auch den Plan für diese an, beschädigte sich jedoch während des Baues schwer am Fußgelenk und starb bald darauf an der Mundsperre. Sein in alle Pläne eingeweihter Sohn, Washington A. Roebling, übernahm sofort die Oberleitung und führte den Bau mit Hilfe tüchtiger Ingenieure auch glücklich aus, obwohl auch er seine Gesundheit durch den Aufenthalt in den Caissons eingebüßt hatte, und seit 1871 nicht persönlich beim Bau erscheinen konnte. Außerdem kostete dies Riesenwerk etwa 20 Menschenleben, während viele andere, hauptsächlich in den ungesunden Caissons, sich mancherlei Leiden zuzogen.

Die Brücke wurde als Privat- und städtisches (New York und Brooklyn) Unternehmen begonnen, aber im Jahre 1875 durch die Gesetzgebung des Staates New York zu einem öffentlichen Werke gemacht, und auch vom Congreß für eine öffentliche Poststraße erklärt. Fußgänger passiren frei, Eisenbahn-Passagiere dagegen bezahlen 3 Cents per Person.

Laßt sie einander unterrichten.

Für Haus und Herd von J. B.

Dieses war die lancasterische Methode. Joseph Lancaster entlehnte wahrscheinlich seine Idee von Dr. Bell, welcher sie aus Madras in Indien mitbrachte. Lancaster war ein Engländer, welcher im Jahre 1818 in dieses Land kam, in dem er sich, als erfolgloser Mitbewerber des einflußreichen und mehrbegünstigten Dr. Bell vom Lehrfach zurückzog.

Die Unterrichtsmethode, welche als die lan-

casterische bezeichnet wird, ist die, daß die Schüler angeregt werden, sich untereinander zu unterrichten. Dieses mit Erfolg zu thun, erfordert große Geschicklichkeit des Lehrers. Wo aber dieser Plan glücklich durchgeführt wird, erweist er sich im Unterricht als unendlich vortheilhaft.

Sonntagschullehrer könnten zur Abwechselung diese Unterrichtsweise sehr vortheilhaft anwenden. Versuche es zuerst mit einem einfachen Gegenstand, der deinen Schülern bekannt ist und durch wiederholtes Nachsagen ihnen recht geläufig wird. Gehe den Gegenstand mit deiner Klasse einige Male durch, dann lege die Lektion in ihre eigenen Hände, damit sie dieselbe unter deiner Aufsicht auf nachstehende Weise vornehmen. Zum Beispiel, der Gegenstand wäre: die Namen der Bücher der Bibel in ihrer Reihenfolge. Das wäre freilich ein sehr einfacher Gegenstand. Aber seine Einfachheit ist kein Hinderniß im Anwenden verschiedener Unterrichtsmethoden, und zwar immer in Uebereinstimmung mit der lancasterischen Idee.

Indem du die Lektion mit den Kindern einige Male durchgehst, ist zuerst von Wichtigkeit, daß ihnen die Namen der Bücher der heiligen Schrift recht geläufig werden; zweitens, daß sie irgend ein Buch, welches genannt wird, leicht und schnell finden können. „Georg," sage du, „wo steht das Buch Judä? Im alten oder im neuen Testament?" Wir nehmen an, Georg wisse es nicht; und du sagst zu ihm: „Nun denn, Georg, stelle du dieselbe Frage an irgend einen der anderen Knaben." In diesem Augenblick wirst du wahrnehmen, wie sich neues Interesse in der ganzen Klasse regt. Jeder denkt, die Frage möchte an ihn gerichtet werden. Georg stellt die Frage an Wilhelm, welcher antwortet: „Im neuen Testament." „Ist das richtig, Joseph?" sprichst du. Joseph antwortet vielleicht mit etwas Zögern: „Ja!" „Ist w a s richtig, Joseph?" sprichst du freundlich. „Wilhelms Antwort," entgegnet Joseph mit Sicherheit. „Wie lautet Wilhelms Antwort, Georg?" Georg antwortet: „Im neuen Testament." „Auf welche Frage hat Wilhelm diese Antwort gegeben?" frägst du, indem du die Schüler der Reihe nach anblickst. Keiner in der Klasse weiß, wer von ihnen aufgefordert wird, diese Frage zu beantworten, und dadurch wird die Aufmerksamkeit aller angeregt. „Karl, antworte," sagst du endlich. Karl antwortet. „Gut. Nun stelle du eine andere Frage, Karl. Aber nenne keinen, der die Frage beantworten soll, bis du sie gestellt hast. Und ihr Knaben alle, besinne jeder sich auf eine Frage, die er stellen mag, wenn die Reihe an ihn kommt. Seid bereit, wenn die Reihe an euch kommt. Derjenige, welchen Karl auffordert, zu antworten, mag der Nächste sein, eine Frage zu stellen, wenn er die an ihn gestellte Frage richtig beantwortet. Beantwortet er die Frage nicht, so mag er einen andern nennen."

Jetzt hat Karl eine Frage bereit. „Albert," fängt er an. „Nein, nein," fällst du ein, „stelle die Frage zuerst. Und nun richte deine Frage an irgend einen anderen, weil du Albert aufmerksam machtest, und dadurch den andern so viel wie gesagt, sie brauchen nicht aufmerksam zu sein." „Welches Buch kommt zuerst, Hiob oder die Psalmen?" fragt Karl, und in seinem Scharfsinn fordert er ganz unerwartet Albert auf, die Frage zu beantworten, weil dieser nun der Einzige ist, der nicht erwartet, aufgerufen zu werden. Lächelnd willigst du ein. Albert antwortet und stellt eine ähnliche Frage an einen andern. Wenn du deiner Sache gewiß bist, so mögen die Kinder auch an dich Fragen stellen. Also wird das Interesse an der Uebung vermehrt, welche, wenn der Lehrer einen Irrthum machen sollte, nicht weniger interessant sein wird. Machst du aber einen Irrthum, so gestehe es offen ein. Mache aber nicht zu viele Irrthümer. Sind deine Schüler noch ganz jung, so magst du hie und da absichtlich einen Irrthum machen.

Ermuthige deine Schüler hie und da, daß einer des andern Aufmerksamkeit anrege, indem sie nach obigem Beispiel über irgend eine Antwort eine Reihe von Fragen an einander richten. Wechsele je nach Bedürfniß deine Unterrichtsmethoden. Das nur ist ein rechter Unterricht, der das Interesse beständig weckt und wachhält. Daher laß deine Schüler häufig einen den anderen unterrichten.

Wer den Tod aus der Welt schaffen könnte!

Vor 700 Jahren klopfte an das Cisterzienserkloster Loccum eines Tages ein Jüngling aus königlichem Geschlecht und begehrte Einlaß. Waldemar war sein Name; er war der Sohn des Königs von Dänemark. Wie es damals ritterliche Art war, hatte er die Lande auf Abenteuer durchzogen, manches Turnier mitgemacht, manchem Bankett beigewohnt und im Kriege seine Ehre gesucht. Er hatte auch in dem ganzen weltlichen Spiel sein Genüge und seine Freude gefunden. Aber plötzlich kam es ihm in den Sinn, was denn aus ihm werden solle, wenn er hier aus dieser Welt in die Ewigkeit hinein müsse. Damals sagte ihm niemand das einfache Evangelium, wie es St. Paulus dem Kerkermeister, wie es unsere Kirche den armen, betrübten Herzen zuruft: G l a u b e a n d e n H e r r n J e s u m C h r i s t u m, s o w i r s t d u s e l i g. Vielmehr schien ihm nach den Gedanken

der damaligen Zeit kein anderer Weg zur Seligkeit zu bleiben, als daß er der Welt entsage, in ein Kloster gehe, dort in Andacht, Wachen, Arbeiten und Fasten lebe und also seine Seele versorge. So kam er denn als Bittender an die Klosterpforte zu Loccum. Er fand Einlaß, legte sein Rittergewand ab und die Kleidung der Klosterbrüder an, ergriff Schaufel und Kelle, um arbeiten zu helfen und fügte sich willig in alle Regeln und Ordnungen des Hauses. — Da hielt eines Tages ein Troß Reiter vor dem Klosterthor. Als man fragte, wer der sei, der Einlaß begehrte, war die Antwort: „Der König von Dänemark begehrt seinen Sohn zurück und verlangt, eingelassen zu werden." Die Erwiderung lautete: „Einlaß kann der König nicht finden, und den Bruder Waldemar dir zurückgeben oder gar zwingen, daß er zurückkehre, steht nicht in unserer Macht. Da aber dein Sohn noch nicht das bindende Gelübde gethan hat, ist er frei; er kann zu dir vor das Kloster kommen und mit dir reden." Waldemar erschien und trat dem Könige, seinem Vater gegenüber. Der König bat ihn: „Mein Sohn, verlaß die Mauern des Klosters, zieh' mit mir, ich verspreche dir in meinem Reiche alle Ehre und Herrlichkeit." Waldemar aber antwortete: „Das kann ich nicht." Der Vater drang in ihn: „Komm, folge mir, vertausche den Ort der Einsamkeit mit den Gütern der Erde!" Da erwiderte der Sohn: „Vater, ich will mit dir ziehen, wenn du aus deinem Reiche Dänemark eines wegschaffen kannst, was mich schreckt." „Ich will es thun," sprach der König, „so ich es kann:" „Wohlan," erwiderte Waldemar, „kannst du den Tod wegschaffen aus deinem Reiche Dänemark, so will ich mit dir ziehen!" Der König rief voll Schmerz: „Das kann ich nicht." „So ziehe ich nicht mit," erwiderte der Sohn; „denn so lange der Tod in der Welt herrscht, kann ich an der Welt keine Lust haben, oder wenn ich sie genossen hätte, folgte ein ewig Sterben." — Da zog der König ab, und Waldemar blieb im Kloster, betete, arbeitete, fastete, suchte seine Seligkeit zu schaffen, so gut er es verstand, und hat noch ein Jahr oder mehr im Kloster gedient. Da erschollen im Kreuzgange die bekannten Hammerschläge an die dort aufgestellten Bretter, das Zeichen, daß ein Bruder im Sterben liege. Alle Brüder eilten zu der Zelle des Bruders Waldemar. Sein letztes Stündlein war gekommen. Und der Chor der Mönche stimmte den 51. Psalm an: Gott sei mir gnädig! Unter dem Klange dieses Bußpsalmes mit der Verheißung: „Du entsündigst mich mit Ysop" entschlief er.

Ja, wer den Tod aus der Welt schaffen könnte! Dann wären die klug, die ihr Leben genießen und den Becher der Lust bis auf den Grund auskosten. Nun aber der Tod weder aus dem Reiche Dänemark, noch sonst aus einem Reiche hinwegzuschaffen ist, so thun die recht, welche zwar nicht wie der Königssohn im Kloster, aber in rechtschaffener Buße und im Glauben an Jesum Christum den Auferstandenen, welcher dem Tode die Macht genommen, Ruhe suchen für ihre Seelen.

Warum sollten wir in unseren Gemeinden kirchliche Lyceen errichten?

Für Haus und Herd von Fr. Kopp.

Die erste Frage wäre: Was ist ein Lyceum? Der Name stammt aus dem Griechischen, und zwar von den bedeckten Gängen in der Nähe des Tempels Lykeios, in denen Aristoteles einst lehrte. Man kann irgend eine Hochschule also nennen, besonders aber ein Gymnasium. Das „kirchliche Lyceum" ist diejenige Einrichtung in einer Gemeinde, worin jungen Personen, die der Schule entwachsen sind, Gelegenheit geboten wird, in den verschiedenen Gebieten des Wissens sich fortzubilden und solche Kenntnisse zu erwerben, die sie weder in der Sonntagschule noch in der Predigt erlangen, und auch ohne Anleitung sich nicht selbst erwerben können.

Es ist daher auf Seite 162 unserer Kirchenordnung den Vorst. Aeltesten zur Pflicht gemacht, die Erziehungssache in den einzelnen Kirchen vor die vierte Vierteljahrs-Conferenz zu bringen, und besagte Conferenz soll ein Comite ernennen, dessen Vorsitzender der Aufsichts-Prediger ist; und dieses Comite soll, wo immer möglich, ein kirchliches Lyceum für literarische Uebungen errichten, das zugleich Gelegenheit zu gesellschaftlicher Unterhaltung darbieten soll.

Daß die Kirche gute Gründe für diese Anordnung hat, dürfen wir ohne Weiteres annehmen. Diese Gründe genauer zu untersuchen, und sie besonders unsern jungen Leuten anschaulich zu machen, soll die Aufgabe dieses Aufsatzes sein.

Ein solches Lyceum in den Gemeinden soll nicht die eigentlichen Hochschulen entbehrlich machen, sondern vielmehr begabte junge Leute für unsere Collegien vorbereiten. Es sollen dadurch die in der Gemeinde schlummernden Gaben

geweckt, und solchen Personen, die entweder nicht die Mittel oder auch nicht den Beruf haben, eine Hochschule zu besuchen, zu der wünschenswerthen Ausbildung verholfen werden. Wir versuchen daher die folgenden drei Gedanken weiter auszuführen, und zeigen:

1) Daß in einem kirchlichen Lyceum Jünglinge und Jungfrauen angeleitet werden sollen, die schöne, köstliche Jugendzeit weislich zu nützen und auszukaufen.

2) Daß durch ein solches Lyceum der ganze Mensch, nach Leib und Seele gebildet und cultivirt werden kann.

3) Daß aus demselbigen sonst noch viel Segen und Nutzen entspringt für Gemeinden, Sonntagschulen und einzelne Personen.

Die Jugendzeit — oder das Jünglingsalter — ist die wichtigste Zeit des Lebens. Es ist der Lebensfrühling, die Saatzeit für dieses, und meistens die Entscheidungszeit für das ewige Leben. Und, o wie schnell eilt diese Zeit dahin und kehrt nie wieder! „Wie Gold ist deine Frühlingszeit, drum lerne Weisheit kaufen!“ In dieser Zeit werden die Freunde und Gesellschaften gewählt, deren Einfluß uns entweder zum Segen oder zum Fluch wird. Jetzt wird der Charakter gebildet und werden die Gewohnheiten angenommen, die unsere lieben jungen Freunde entweder zu nützlichen oder schädlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen.

Haben sie eine christliche Heimath, werden sie von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern geliebt, geleitet und auf betendem Herzen getragen, dann wird für sie das Lyceum vielleicht nicht so wichtig sein, als für diejenigen, welche dieses herrliche Vorrecht entbehren. Aber wie viele Jünglinge und Jungfrauen giebt es in den größeren Städten, die keinen christlichen Freund, keine Heimath und keinen treuen Rathgeber haben? Gesellschaft wollen sie haben, Gesellschaft werden sie finden. Bieten wir sie ihnen nicht in der Kirche, so bietet sie ihnen die Welt ganz gewiß. Die Saloons, Spielhäuser und Theater sind weit geöffnet — Sonntags und Werktags — bis tief in die Nacht hinein. Von dieser Seite wird Alles aufgeboten, die Jugend anzulocken. Treffend sagt daher der Dichter: „Hier ruft die Welt: Komm, hier ist's gut, auf lauter Lust zu geh'n! Ja, folge nur, spricht Fleisch und Blut, es wird dir wohl ergeh'n.“ Was sind aber die Folgen? „Träume, Schäume, Stich' im Herzen, Höllenschmerzen, ew'ges Quälen, ist die Lust betrog'ner Seelen.“

Das kirchliche Lyceum bietet jungen Leuten gute Gesellschaft, — anziehende — Kopf und Herz beschäftigende Arbeit für ihre freien Stunden. Dadurch wird ihnen die rohe Gesellschaft der Welt entbehrlich, und die vergänglichen Ergötzlichkeiten der Sünde zuwider. Es ist in jedem menschlichen Herzen eine zarte Saite, die nur berührt zu werden braucht; und in jedem jungen Herzen findet sich ein Verlangen nach Glück, nach etwas Besserem; aber diesem Verlangen muß durch Theilnahme entgegengekommen werden. Die Kirche Christi ist berufen, dieses zu thun. Wie jener Bildhauer in einem Marmorblock einen Engel sah, den der Künstler auch wirklich hervorbrachte; so sollten die Christen in den sie umgebenden Jünglingen und Jungfrauen Engel sehen, die sie durch ihre Bemühung, unter dem Beistande des hl. Geistes, der Welt und dem Satan entreißen.

Auch mag durch die gesunde und nützliche Literatur, die durch das Lyceum unter der Jugend verbreitet wird, die leichte und schädliche Roman- und Novellen-Literatur verdrängt, und auf diesem Wege aus manchem träumenden Mädchen eine verständige, einsichtsvolle Frau herangebildet werden. Ebenso mag aus manchem jungen Eckensteher, der mit leerem Kopf die Vorübergehenden angafft, ein tüchtiger Student werden, der seine Abende künftig mit nützlichen Büchern oder in einer christlichen Gesellschaft zubringt.

Es ist wirklich an der Zeit, daß wir der uns anvertrauten Jugend mehr Aufmerksamkeit schenken, und ihr etwas zu denken geben. Je besser der Boden, desto schlimmer das Unkraut. Darum sind auch die begabtesten Menschen, wenn sie nicht die rechte Bahn eingeschlagen haben, die schlimmsten in dummen Streichen. Dieses hat auch der große Staatsmann Bismarck in seinen Studentenjahren handgreiflich gezeigt. Wie in einem fetten Garten im Frühling eine mächtige Triebkraft ist, so in den Herzen begabter junger Leute. Darum, soll das Böse draußen bleiben, so muß das Gute hinein. Streue die Saat nützlicher Gedanken, großer Ideen und edler Grundsätze hinein, so wird das Gemeine weichen. Dieses kann vermittelst eines kirchlichen Lyceums geschehen.

Daß ein solches Unternehmen, wenn es gedeihen soll, Arbeit und Ausdauer von denen erfordert, die es zu leiten haben, ist selbstverständlich. Doch ist es lohnende Arbeit. Die älteren Gemeindeglieder dürfen sie aber nicht gänzlich der Jugend überlassen. Die weisesten, begabtesten und erfahrensten Mitglieder beiderlei Geschlechts müssen diese edle Sache kräftig unterstützen. Aber die jungen Leute müssen die meiste Arbeit thun, sonst machen sie keine Fortschritte; denn „Uebung macht den Meister.“

Das kirchliche Lyceum ist für Manchen ein Ersatz der Hochschule, die er Umstände halber nicht besuchen kann.

Durch den Gebrauch einer guten, ausgewählten Bibliothek können Kenntnisse erworben und

gesichert werden, die mehr werth sind, als Gold und Silber.

Durch die schriftliche Ausarbeitung von Vorträgen und Aufsätzen wird der Styl gebildet, die Sprache veredelt und der Schreiber geübt, sich kurz und bündig und in logischem Zusammenhange auszudrücken.

Durch freie Reden wird die Beredtsamkeit entwickelt, die Schüchternheit und Aengstlichkeit benommen, die Phantasie und das Gedächtniß zur Thätigkeit angeregt, und die Seele erwärmt und begeistert.

In den Debatten wird das Urtheil der Redner geschärft, die Selbstbeherrschung gelernt, der feine, schlagende Witz cultivirt und die Kunst gepflegt, auch die andere Seite geduldig anzuhören, und erst dann ein Urtheil abzugeben, wenn man beide Seiten gehört und betrachtet hat.

Durch die Deklamationen wird das Gedächtniß gestärkt, das passende der körperlichen Bewegungen, die Richtigkeit der Betonung und die reine Aussprache sich angeeignet.

Die Beantwortung der aufgeworfenen Fragen übt den Scharfsinn, und regt zu schnellem und klarem Denken an.

Die Kritik, wenn sie ächt, unpartheiisch und gründlich ist — scharf in Bezug auf die Sache, schonend in Bezug auf die Person — veredelt den Geschmack und fördert die Ausbildung aller Anlagen.

In den Geschäfts-Versammlungen lernen die Mitglieder die Geschäfts-Ordnung und die parlamentarischen Regeln kennen; lernen Reden und Schweigen zu rechter Zeit; werden von Rechthaberei und Eigensinn geheilt — da die Majorität entscheidet, welcher sich ein jedes unbedingt zu fügen hat.

Und diese Vortheile sind doppelt werthvoll für uns Deutsche, die wir sonst so wenig Gelegenheit haben, uns in der lieben Muttersprache zu üben; darum sollte in dem Lyceum einer deutschen Gemeinde *unserer Sprache* ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Wie freudig sollten unsere deutsch-amerikanischen jungen Leute sich in der schönen, reichen, melodischen Sprache ihrer Eltern üben. Dieses ist um so nothwendiger, da die Meisten in ihrer Muttersprache eine viel unvollkommenere Ausbildung empfangen haben, als in der englischen.

Die Bibliothek mag ebensowohl englische als deutsche Bücher enthalten, aber zugleich auch gute Wörterbücher, damit aller Stoff leicht in die deutsche Sprache übertragen werden kann. Welche Hülfe wäre dieses für unsere Sonntagschulen! Denn unsere künftigen Superintendenten, Beamten und Lehrer müssen größtentheils aus unsern gegenwärtigen Sonntagschülern kommen. Wo könnten sie aber leichter die nothwendige Vorbereitung empfangen, als in einem Lyceum? In Verbindung mit demselben könnte auch eine deutsche Abendschule organisirt werden, wo von fähigen Personen, für eine angemessene Vergütung, gründlicher Elementar-Unterricht ertheilt würde.

Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß durch diese Gelegenheit in manchem Jüngling, der den Beruf für's Predigtamt in seinem Innern fühlt, die schlummernde Gabe geweckt wird. Dieses würde dann bald in der Gemeinde bemerkt werden und so könnte er aus dem Lyceum in ein Collegium befördert und dort zu einem tüchtigen Prediger vorbereitet werden.

Die Zeit ist nahezu vorüber, wo uns Deutschland unsere Prediger erzieht. Männer wie Nast, Jakobi, Liebhart, Koch, Paulus und Gebhardt, die in Deutschland ausgebildet, aber in unserer Kirche bekehrt — durch Gottes Gnade mit den Gaben des hl. Geistes ausgerüstet — auserwählte Rüstzeuge wurden, — werden immer seltener. Wir müssen unsere künftigen Arbeiter für die uns anvertraute große, herrliche Mission, nachdem sie der Herr vermittelst unserer Kirche erweckt, bekehrt und berufen hat, meistens selber ausbilden und vorbereiten, wozu wir auch unsere Anstalten haben.

Wenn wir die große deutsche Einwanderung betrachten, die in den Nordwesten hereinströmt, so erinnern wir uns an das Wort des Herrn: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter wenige; darum bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."

Wissen ist Macht. Moses, Paulus, Luther, Wesley hätten ohne wissenschaftliche Ausbildung nie das thun können, was sie thaten. Im Hinblick auf die Bedürfnisse der Gegenwart sind daher Lyceen in unseren Gemeinden nothwendig.

Aber nicht nur für Prediger und Sonntagschularbeiter sind Kenntnisse von großem Werth. Jedem Glied sind sie von Nutzen. Wie viel leichter kann ein kenntnißreicher Jüngling und eine gebildete Jungfrau durch die Welt kommen, als die Unwissenden! Wie viel besser kann eine wohlunterrichtete Mutter ihre Kinder zum Guten anleiten und christlich erziehen, als eine, die nichts gelernt hat! Wie viel größeren und wohlthätigeren Einfluß übt der gebildete Geschäftsmann aus, als der ungebildete.

Allerdings kann das Lyceum nur die Gaben ausbilden, nicht geben; denn man hat den Trichter noch nicht erfunden, womit man Verstand in einen leeren Kopf eingießen kann.

Auch sittlich und moralisch wirkt ein Lyceum heilsam auf seine Mitglieder. Alles Rohe, Freche und Gemeine wird hier abgeschliffen. Alles was lieblich ist, was wahrhaftig, was ehrbar, was keusch, was wohl lautet, wird genährt. Höflichkeit, Bescheidenheit, Redlichkeit, Anstand und

Mäßigkeit wird gelehrt und empfohlen. Auch die Kunst muß dazu helfen, diese Versammlungen recht anziehend zu machen. Besonders wird der Gesang gepflegt, wozu ja auch hinlänglich Talente vorhanden sind.

Aber auch das Gesellschaftliche findet in dem kirchlichen Lyceum seine Berechtigung. Junge Leute beiderlei Geschlechts treffen sich hier in der Gegenwart von älteren Personen. Alle belehren, erbauen und erheitern sich gegenseitig, und dient eins dem andern mit seiner besonderen Gabe. In der Pause, die gewöhnlich 10 bis 15 Minuten dauert, können Besucher eingeführt und Bekanntschaften angeknüpft werden. Freund und Freund haben da Gelegenheit, ihre Gedanken auszutauschen. Auch sehe ich keine Gefahr, wenn hier verwandte Seelen einen Freundschaftsbund für's ganze Leben schließen, da ein Freund oder eine Freundin in dem kirchlichen Lyceum gefunden, wahrscheinlich viel besser und zuverlässiger ist, als die man auf dem Tanzboden und in dem Theater findet. An einem solchen Ort mag man wohl sagen: „Hier ist's gut sein. Lasset uns Hütten bauen!"

Wie weit man es in einem kirchlichen Lyceum in dem Studium der Wissenschaften bringen kann, das hängt größtentheils von dem Bildungsgrad der Mitglieder ab. Doch sollten die Erwartungen nicht zu hoch gespannt werden. Wenn der Verein gedeihen soll, dann muß von unten angefangen werden. So muß auch das geringste Talent geschätzt und benützt werden. Die „Jungfern-Reden" sollte man mit der größten Theilnahme anhören. Bischof Simpson sagt: „Wer unten an der Leiter anfängt zu steigen, der kommt oben an; wer aber oben anfängt, hört gewöhnlich unten auf." Dieses ist der Fall bei Vereinen wie bei einzelnen Personen.

Unter den hauptsächlichsten Studien eines Lyceums sollten sein: Die Kirchengeschichte, die Weltgeschichte, die Geschichte der Ver. Staaten, sowie Biographien berühmter Männer und Frauen aus Kirche und Staat.

Von den Wissenschaften sollte besonders Astronomie, Botanik und Geologie getrieben werden.

Die Seelenlehre ist ebenfalls ein wichtiges Studium.

Die deutschen Klassiker, hauptsächlich die Dichter, sollten gelesen und aus den schönsten Stücken Deklamationen vorgetragen werden.

Auch dürfen die Zeitfragen besprochen werden; vor Allem, was sich auf Staatsangelegenheiten, Tagschulen, Hochschulen, Kirche, Moral und Religion bezieht.

Wer kann es ermessen, welch' weitreichender Nutzen einem solchen Unternehmen entspringen mag?

Es eröffnet den jungen Personen einen Blick über das große Gebiet des Wissens, und erweckt in ihnen ein Verlangen, so viel als möglich davon in Besitz zu bekommen. Es zeigt ihnen, wie sie die Stunden und Minuten, welche sie früher verloren und verschwendet haben, nützen können, so daß ihnen von nun an die unfruchtbaren Momente des Lebens blühen wie eine Rose, und die sonst wüsten Tage lieblich erscheinen wie ein Lustgarten.

Es leitet sie auf die grünen Auen der Poesie und zu den frischen Wassern der Erkenntniß Gottes, seiner Weisheit, Güte und Liebe.

Es bereichert ihr Gedächtniß mit Factas aus der Geschichte, den verschiedenen Wissenschaften und Kenntnissen aller Art.

Es ziert ihre Reden mit den Gracien der Rhetorik, und macht dieselben gewichtig durch die Klarheit der Logik.

Es weckt in ihnen einen Durst nach mehr Erkenntniß, den sie auch versuchen zu stillen; und dieser Fortschritt von Licht zu Licht, von Klarheit zu Klarheit verschafft ihnen einen Genuß und ein Vergnügen, von dem der Uneingeweihte keine Ahnung hat. Was aber die Hauptsache ist, so mögen diese Uebungen und dieses Studium die Stufe werden, von der sie emporsteigen von der Erkenntniß der Schöpfung zu dem Schöpfer, und von der Liebe zur Wissenschaft zur Religion. Denn ächte Wissenschaft war von jeher eine Verbündete der Religion.

Die Kirche bedarf in unserer Zeit eine besondere Anziehungskraft für die heranwachsende Jugend, da die Welt alles aufbietet, sie in ihre Netze zu locken. Viele unserer früheren Sonntagschüler sind gegenwärtig in der Welt, oder fühlen sich wenigstens nicht mehr zu Hause in der Kirche, welche sie doch von Kindheit auf gepflegt und unterrichtet hat. Sie haben scheinbar vergessen, wie viel sie einer christlichen Erziehung und dem religiösen Unterricht zu verdanken haben. Es sollte nicht also sein. Sie sollten keinen Platz auf Erden lieber haben, als die Kirche ihrer Eltern und Lehrer. Sind Prediger und Gemeinden ganz unschuldig an diesem Uebelstande? Haben die älteren Glieder der Kirche, die Vorsteher, Eltern und Lehrer auch die Vorrechte der Kirche immer nach Gebühr geschätzt? Haben sich auch unsere jüngeren Gemeindeglieder gegenseitig gereizt und angezogen, und die Kirche ihrer Wahl so angenehm gemacht, daß es in Wahrheit hieß: „Wie fein und lieblich, wenn unter Brüdern, wenn unter Schwestern die Eintracht wohnt!" Haben unsere eigenen jungen Leute die jugendlichen Besucher der Kirche und Sonntagschule auch stets freundlich aufgenommen und in ihrer Gesellschaft willkommen geheißen? Das Lyceum soll auch dazu dienen, daß junge Leute, die frisch von Deutschland kommen, einen Ort finden, wo sie mit offenen Armen empfangen werden.

O Geliebte, wenn es uns auch nicht möglich ist, das Versäumte nachzuholen, und das, was wir verdorben haben, wieder gut zu machen, so können wir doch ein neues Blatt in unserer Lebensgeschichte beginnen, und von nun an treuer sein, als zuvor. Soll dieses geschehen? Der Herr gebe Gnade dazu!

Die älteren Mitglieder eines solchen Lyceums sollten ihre ganze Seele in dieser Sache haben, und brünstige Liebe zu der theuren Jugend in ihren Herzen empfinden. Jedes Mitglied muß, wenn das Lyceum erfolgreich sein soll, wenn immer möglich, auf dem Posten sein, und die Arbeit liefern, für die es Gaben und Talent hat.

Diese Arbeit erfordert, wie jede andere im Reiche Gottes, große Selbstverläugnung. Wir müssen daher jene herzlose Ausrede Kain's: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?!" bis dahin verweisen — „wo der Pfeffer wächst."

Wer thätigen Antheil nimmt an diesem edeln Werke, wird nicht nur selber Fortschritte machen in allerlei Weisheit, Erkenntniß und Erfahrung, sondern auch manche sonst nie empfundene Freude genießen, und zugleich ein gutes, Gott gefälliges Werk thun, indem er Andere anleitet und anspornt, höhere Lebensziele in's Auge zu fassen und zu verfolgen.

Den Freunden der Sonntagschule sollte diese Gelegenheit ganz besonders willkommen sein, da es leider bekannt ist, daß viele junge Leute den Schulen entwachsen, und statt sich der Kirche anzuschließen, in die Welt hineingerathen, wo in wenigen Jahren der in ihr Herz gestreute Samen des Wortes erstickt und keine Frucht bringt für die Ewigkeit. Welch ein Glück wäre es, wenn für solche Seelen das Lyceum die Brücke würde in's Reich Gottes.

So sollten auch christliche Eltern, die den Einfluß auf ihre erwachsenen Söhne fast ganz verloren haben, eine solche Gelegenheit willkommen heißen, und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. Eine so herrliche Gelegenheit, wo der gewaltigen Energie des jugendlichen Gemüthes die geeignete Thätigkeit angewiesen, der brausende Geist unserer Jünglinge in die rechte Bahn geleitet, ihre unbändigen Leidenschaften gezügelt und ihr noch schwankender Charakter befestigt und gebildet werden kann, ist ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit.

Den größten Nutzen und Segen von dem Lyceum werden jedenfalls dessen thätige Mitglieder selber haben. Aber da die Uebungen öffentlich vorgenommen werden, und Jedermann das Recht hat, denselben beizuwohnen, so wird es auch nach anderen Richtungen und in weiteren Kreisen Segen stiften. Die Kirche will durch diese, wie durch alle ihre Anstalten missioniren. Manchem wird hier über die wichtigsten Fragen Aufschluß gegeben. Manchem geht ein neues Licht auf in Bezug auf das unermeßliche Gebiet des Wissens, und er wird angeregt zum Denken und Forschen. Mancher wird in dem Lyceum einen angenehmen und genußvollen Abend erleben, der ihm sonst langweilig gewesen wäre, oder den er in einer zweifelhaften Gesellschaft zugebracht hätte.

Besonders ist noch zu erwähnen, daß ein solches Lyceum zu gewissen Zeiten seine Exhibitionen und Festlichkeiten hat, wo dessen Mitglieder in Bezug auf Wissenschaft, Beredtsamkeit, Gesang und Musik das Beste zu bieten versuchen werden; und es ist zu hoffen, daß dadurch auch die angezogen werden, welche immer gerne etwas Neues hören, und häufig dahin laufen, wo irgend ein Chor, eine Sängerin oder ein Leierkasten zu hören ist. Auch mögen zu Zeiten fähige Personen von anderwärts berufen werden, um Vorträge über wichtige Gegenstände zu halten. Wir sollten Alles in Bewegung setzen, um unsere Kirchen so interessant, nützlich und anziehend zu machen, als es nur einen Ort diesseits des Himmels geben kann. Alle unsere Versammlungen sollten ein Vorhof des Himmels und ein Nachgeschmack des Paradieses sein.

Das Ziel ist ein hohes. Bedenken wir aber, wie viele edle Kräfte und Pfunde der Herr unseren Gemeinden verliehen hat, und wie viele gute Anlagen nur für das zeitliche und nicht für das ewige, nur für das persönliche und nicht für das allgemeine Wohl angewendet werden, so drängt sich mit Macht die Frage in unserer Seele auf: „Herr, was willst du, das ich thun soll?" Betrachten wir aber die große Schaar der uns anvertrauten kräftigen Jünglinge und blühenden Jungfrauen, und überblicken wir die schönen Klassen in unseren herrlichen Sonntagschulen, so muß uns die Seele schwellen, der Muth wachsen und das Herz warm werden. Schauen wir aber auch nach oben zu dem, der diese theuren Seelen mit seinem Blute erkauft hat, so fassen wir Vertrauen, gehen getrost an die Arbeit mit der Bitte: O Herr hilf, o Herr, laß wohl gelingen! Amen.

Wie der König von Schweden besiegt wurde.

Für Haus und Herd von E. Magaret.

Im Jahre 1659 sah es im Lande Dänemark traurig aus. Der Winter war mit ungewohnter Strenge aufgetreten, und Handel und Verkehr lagen danieder. Die Häfen waren

vom Eise versperrt und eine feindliche Armee verheerte das Land von Meer zu Meer. — Das Eis war an Dänemark zum Verräther geworden. Es hatte eine Brücke gebildet, so sicher und fest, daß Carl Gustav, der König von Schweden, seine Truppen über den großen Belt führen konnte, dessen sonst so unruhige und stürmische Fluth nun einer starren weißen Fläche glich. — Das war in der That ein kühnes Wagstück, und die Dänen zitterten bei dem Gedanken, welch' ein Mann dieser schwedische König sein müsse. So unrecht hatten sie darin nicht, Carl Gustav besaß einen wilden, ungestümen Charakter. „Ein Fürst sollte beständig Krieg führen," hatte man ihn einmal sagen hören, „denn damit amüsirt er seine Unterthanen, und jagt seine Feinde in Schrecken." — Er hatte Polen verwüstet, mit Preußen gefochten und war nun in Dänemark eingefallen.

Wohl hatten die Dänen ihrem kriegerischen Nachbar gegenüber jeden Anlaß zum Streit mit peinlicher Sorgfalt vermieden, aber wenn man den Krieg nur um des Krieges willen liebt, so ist eine Ursache bald gefunden.

„Erst wollen wir Dänemark erobern, und dann die Gerechtigkeit unserer Sache beweisen," sagte Carl Gustav, als er seine Truppen musterte.

Die Dänen vermochten nur geringen Widerstand zu leisten, ihre Feinde waren zu zahlreich und ein Ort nach dem andern fiel in die Hände der Schweden.

Die kleine Stadt Nyköping gehörte zu den letzten, die erobert wurden. Heldenmüthig hatte sie für ihre Freiheit gefochten, mußte sich aber schließlich doch ergeben, und Carl Gustav forderte eine schwere Geldsumme als Entschädigung für die Mühe, welche ihm die Eroberung gekostet hatte. Aber Nyköping war arm, und gegenwärtig, in Folge der harten Zeiten und der Belagerung, sowie des Ankaufs von Munition, welche nun doch nutzlos vergeudet war, noch ärmer; — es konnte die auferlegte Contribution nicht zahlen.

„Dann muß sie brennen," entschied der schwedische König kurz. „Unsere Truppen sollen sich einige Tage darin einquartiren, und dann giebt's ein Freudenfeuer, an dem ganz Dänemark sich wärmen kann."

Der nächste Tag war ein Sonntag. — Nun war Carl Gustav ein lutherischer Fürst und ein eifriger Bekenner des Christenthums. Saß er ja auf dem Throne des großen christlichen Helden Gustav Adolph; sein Volk war ein religiöses Volk, und seit seinem Regierungsantritte hatte er die Rolle eines christlichen Königs gespielt. Daß es eine bloße Rolle war, bewiesen sein Leben und seine Handlungen nur zu deutlich.

An diesem Sonntagmorgen jedoch wohnte er mit vielen seiner Offiziere in einer der dänischen Kirchen dem Gottesdienste bei. Er trug eine einfache Uniform, welche in keiner Weise seinen hohen Rang offenbarte, und Niemand erkannte ihn, als er seinen Sitz in der Versammlung einnahm. Aber die Leute wußten, daß die anwesenden Fremdlinge Schweden waren, und in der Trauer und Trostlosigkeit ihres Herzens mußten sie in Gemeinschaft mit den Männern vor Gott knieen, welche ihnen bitteres Unrecht zugefügt und ihre Liebsten und Theuersten erschlagen hatten. Selbst des Predigers Herz bebte vor Entrüstung bei diesem Anblick. Laut ertönten seine beredten Worte, als er von der Grausamkeit der Menschen gegen einander redete, von der unersättlichen Gier, welche Feuer und Schwert in ein friedliches Land gebracht, von der Abscheulichkeit nutzlosen Blutvergießens, und von Gewalt und Raub, die häufig sogar im Namen des Friedensfürsten verübt werden.

„Wenn der nächste Sonntagmorgen graut," fuhr er fort, „wird unsere Stadt in Asche liegen, und wir werden heimathlose Wanderer auf Erden sein. Aber besser so! Besser verarmt und frierend und hungrig, als in Ruhm und Ueppigkeit mit einem solchen Brandmal im Gewissen. Der Mann, den ich auf der ganzen Welt am wenigsten beneide, ist unser erbarmungsloser Eroberer."

Noch weit mehr redete er, und dann wurden seine Worte sanfter und sein Auge strahlte voll himmlischen Lichts, als er zu seiner weinenden Heerde von dem Troste redete, der ihnen auch jetzt noch geblieben sei. Gefehlt hätten sie und seien irre gegangen; in den Tagen des Glücks hätten sie ihres Gottes vergessen, und jetzt sei diese harte Prüfung gekommen, sie zu ihm zurückzubringen; diese schweren Leiden seien von dem gesandt, der sich wie ein Vater über seine Kinder erbarmet.

Leises Schluchzen tönte durch die Kirche, als die Predigt zu Ende war, dann vernahm man das Geräusch vieler Fußtritte, dazwischen ein leises Klirren von Stahl, und die Versammlung ging auseinander.

Auch der Prediger eilte nach Hause, und trotz alles dessen, was er geredet hatte, war sein eigenes Herz düster und traurig. Mit einem schweren Seufzer warf er sich in seinen weiten ledernen Sorgenstuhl, während die alte Aufwärterin, die für seine geringen Bedürfnisse sorgte, mit Liebe und Achtung auf ihn blickte.

„Ihr seid übermüdet," hob sie an, „ich will das Mittagessen auftragen; hernach könnt Ihr ruhen, bis zum Abendgottesdienst."

„Dies ist keine Zeit zum Schlafen," erwiderte er, während er an das Elend dachte, welches auf Nyköping ruhte, und welches er lindern sollte, soweit es seine armen Worte vermochten.

Ein lautes Klopfen an der Thüre weckte ihn

aus seinem Sinnen. Die alte Wärterin öffnete eilig. Vier schwedische Soldaten standen vor ihr.

„Sagt dem Pastor Lenöus, daß der König heute mit ihm zu Mittag speisen wird!“

„Der König?“ stammelte die alte Frau erschrocken.

„Zu dienen! Der König von Schweden, — und auch von Dänemark, wenn es ihm so gefallen sollte,“ versetzten die Soldaten kurz.

Der Prediger hatte sich erhoben, und war unbemerkt näher getreten: „Sagt dem Könige,“ hob er mit milder Würde an, „daß mir das Elend meines Vaterlandes Nichts übrig gelassen hat, als eine Handvoll Erbsen und ein Stückchen Speck. Es wäre Vermessenheit, ihn mit solcher Speise zu bewirthen. Das sagt ihm!“

Wieder setzte er sich in seinen Lehnstuhl, verdrießlich und aufgeregt. Carl Gustav, obwohl ein König, konnte niemals ein willkommener Gast unter seinem Dache sein. Und dennoch sollte er ihn diesmal bewirthen. — Es klopfte wieder, und ein Offizier trat ein, den der Prediger des Morgens in der Kirche unter den Schweden gesehen hatte. Gewiß war er mit einer Botschaft von seinem Herrn gekommen. Aber er legte den Helm ab und ließ sich schweigend nieder.

„Ich habe den König benachrichtigt, daß er unmöglich unter meinem geringen Dache speisen kann,“ begann der Prediger endlich, während er seinen ungebetenen Gast mit unruhigen Blicken betrachtete.

„Erbsen und Speck, so lautete, denke ich, der Küchenzettel,“ versetzte der Schwede, „ein gutes Mittagessen. Ah, ich sehe, da ist es! Laßt uns zugreifen, mein Freund! Ich bin der König, — ein einfacher Mann, wie Ihr seht, aber hungrig, nehmt mein Wort dafür.“

Sprach's und zog seinen Stuhl an den Tisch, während dem Prediger nach den Regeln der Höflichkeit nichts anderes übrig blieb, als seinen Gast zu bewirthen. Erbsen und Speck und hartes, braunes Brot wurden dem König vorgesetzt, der es sich vortrefflich schmecken ließ.

„Setzt Euch, Freund,“ sprach Carl Gustav, „ich bin gekommen, um mit Euch über Eure Predigt von heute Morgen zu reden. Setzt Euch, sage ich und eßt. Mit einem hungrigen Manne läßt sich schlecht disputiren.“

Konnte nun auch der Prediger nicht essen, so konnte er doch reden; das sollte der König bald erfahren. Kühn und unerschrocken legte er seinem Besucher die Dinge an das Herz, welche er in seiner Predigt berührt hatte. Er fragte ihn, welchen Nutzen oder Vortheil Schweden von dem Brande Nyköpings haben würde, einer Stadt, deren alleinige Schuld in Carl Gustavs Augen ihr Muth und ihre Armuth sein könnte. Er hob hervor, daß die Geschichte grausame Siege verdammt, den barmherzigen Sieger dagegen mit Beifall und Ehre krönt; er bat den König, des edlen Hauses eingedenk zu sein, dem er entsprossen, eines Hauses, als dessen hellsten Stern man Gustav Adolph betrachte, den barmherzigen Sieger. So offen und eindringlich redete er, daß des Königs halb spöttische, halb neugierige Stimmung in Reue und Scham überging. Die Einwendungen, die er machen wollte, über das Kriegsglück, über die Beute, welche er seinen Soldaten versprochen hatte, erstarben auf seinen Lippen. Er starrte Lenöus ein paar Minuten mit offenen Augen an, und brach dann in ein lautes Gelächter aus.

„Dänemark sollte Euch zu seinem Kanzler machen,“ sprach er, „Ihr seid ein Donnerssohn. Ich dachte, Ihr solltet Eure erste Predigt widerrufen, und jetzt habt Ihr mir eine andere gehalten!“

„Ich habe Euch gepredigt, Majestät,“ war die Erwiderung, „aber Gott allein kann Euch ein mildes Herz geben.“

Mit einem leichten Lächeln und etlichen halb spöttischen Bemerkungen verabschiedete sich der König, und der Prediger öffnete die Bibel, um sein Gemüth für den Abendgottesdienst zu sammeln.

„Ich fürchte, ich bin ein unwürdiger Knecht des großen Königs da droben, wenn mich die Gegenwart des Königs von Schweden so aufregen kann,“ seufzte er wieder bei sich selbst. „Lehre mich, Herr, deine Gemeinschaft immer inniger zu fühlen, und dir zu vertrauen in Allem, was da kommen mag.“

Als sich an jenem Abende die trauernde Gemeinde zum letzten Male, wie sie meinten, in der kleinen lutherischen Kirche versammelt hatte, wurde dem Prediger ein zusammengefaltetes Papier überreicht. Es enthielt Nichts, als die folgenden Worte:

„Ich besiegte Dänemark. — Lenöus besiegte mich. — Nyköping ist gerettet!“

Herzinniger Dank stieg an jenem Abende aus dem kleinen Kirchlein zu Gott empor. — Der Prediger hatte als Lektion einen Abschnitt aus dem ersten Kapitel der ersten Epistel Pauli an die Corinther gewählt, und seine Stimme zitterte, als er die Worte las:

„Die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind . . . . . Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist, auf daß, wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn!“



Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blüh'n;
Sie alle treu zu warten,
Ist einzig sein Bemühn.
Der gönnt er sanften Regen,
Und jener Sonnenschein;
Das nenn' ich treues Pflegen,
Da müssen sie gedeih'n.

Juni ist der schönste Monat im Jahr, in Pracht und Herrlichkeit prangt die geschmückte Natur, daß selbst ein Dichter entzückt über diesen Anblick ausrief:

Die Lilien und die Tulipan,
Die sehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seide.

Warum hat der große Schöpfer die vielen Blumen erschaffen? Haben sie eine Mission?

Ein kleiner Knabe schaute durch das Gitter eines schönen Gartens; die Tochter des Hauses, die eben in demselben auf und ab ging, bemerkte ihn.

„Möchtest du gerne einige Blumen haben?" Er bejahte es. Sie ging, und holte ihm einen niedlichen Strauß. Der Knabe dankte dem Mädchen, und eilte davon. Dies war der Wendepunkt in seinem Leben. Er schämte sich seiner Lumpen, suchte sich Beschäftigung, lernte fleißig und wurde ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft.

Nach Verlauf von Jahren stand ein gutgekleideter Herr an demselben Gartenthor. Eine Dame am Arm ihres Mannes ging im Garten spazieren. Der Herr am Gartenthor fragte die Dame, ob sie ihn kenne? Sie erinnerte sich nicht, ihn je gesehen zu haben. Der Herr fragte sie, ob sie sich noch erinnere, als kleines Mädchen einem zerlumpten Knaben eine Handvoll Blumen gegeben zu haben? Sie bejahte es. Jener Knabe bin ich, und die Blumen, die sie mir gaben, und Ihre freundlichen Worte halfen mir das zu werden, was ich bin.

Am 30. Mai ist Dekorations-Tag. Da werden die Gräber der Lieben mit Blumen geschmückt; ach — es geht mir da, wie Julius Sturm sagt:

Da fing mein Herz zu klopfen an,
So schmerzlich und so bange;
Ein Strom von bittern Thränen rann
Heiß über meine Wange.

Der Lieben hab' ich still gedacht,
Die grüne Hügel decken,
Und die der Lenz mit seiner Macht
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

Unser Besuch. Vor beinahe zwölf Jahren entschlossen wir uns — meines Mannes Schwester und ich — bei einer Freundin, welche etwa sieben Meilen entfernt wohnte, einen Besuch zu machen; und wir beeilten uns, am Tage vor der Abreise die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Wir kochten und backten, damit die Tante, die während unserer Abwesenheit die Haushaltung führte, nicht viel zu besorgen hätte. Drei Kinder wollten wir zu Hause lassen, und nur das kleine, anderthalb Jahre alte Baby mit uns nehmen. Es war ein heißer Augusttag, aber wir waren nicht langsam; um acht Uhr war das Haus in Ordnung und wir bereit, die Reise anzutreten. Unsere Pferde waren jedoch wegen der großen Hitze in keiner Eile, so daß es zehn Uhr wurde, ehe wir bei unserer Freundin eintrafen. Sie und ihr Mann bewillkommneten uns herzlich.

„Richard," sagte unsere Freundin Susanna zu ihrem Mann, „willst du so gut sein und etliche von den besten Kartoffeln ausgraben, und einen Arm voll Holz hacken?"

„Recht gerne," sagte er und ging.

„Mein Mann," sagte sie uns, „beabsichtigt nach dem Städtchen zu gehen, um einige Geschäfte zu besorgen, und ich wollte ihm seine Lieblingsspeise — Aepfel-Klöße — kochen; sie sind jetzt beinahe fertig, so daß er essen kann; wir essen dann später.

Wir waren natürlich zufrieden; weil aber Küche und Besuchs-Zimmer eins waren, so weckten, wir müssen's gestehen, die frischgekochten, dampfenden Klöße unseren Appetit merkwürdig.

Die Stunden flohen schnell dahin; es wurde ein, zwei, drei, ja beinahe vier Uhr. Ein fettes Huhn war geschlachtet und zubereitet worden, dazu verschiedenerlei Gemüse, Pasteten und Kuchen. Aber — wie hungrig war ich! Die Freundin hatte in der Zwischenzeit dem Kinde etwas Kuchen gegeben, und ich hätte die „Brosamlein", welche von des Kindes Hände fielen, mit Heißhunger verschlingen können. Endlich war das Essen fertig, der Tisch gedeckt und wir warteten auf die Zurückkunft des Hausherrn. Unsere Freundin setzte sich einige Augenblicke hin. Den ganzen Tag hatte sie dazu verwendet, um uns zwei Frauen eine Mahlzeit zu bereiten. Um fünf Uhr kam der Mann nach Hause, und wir setzten uns, um zu essen.

Um sechs Uhr befanden wir uns auf dem Heimwege. Noch eine gute Strecke von zu Hause hatten wir das Mißgeschick, daß der eiserne Reif von einem der Wagenräder sprang, und wir nicht weiter konnten. Die Sonne ging unter, und das Kind war zu schwer, um es zu tragen, und wir selbst waren so sehr müde. Wir borgten einen leichten Wagen und kamen endlich um neun Uhr wohlbehalten zurück. Der Tante war es angst und bange geworden, und sie befürchtete mit den Kindern, daß uns auf dem Wege ein Unglück zugestoßen sein müsse. Der Vater war abwesend. Die Kühe wurden an jenem Abend natürlich nicht mehr gemolken. Als wir der Tante von unserm späten Mittagessen erzählten, sagte sie, daß selbst meine Augen ein hungriges Aussehen hätten.

Die Lehre, welche wir aus dieser Geschichte ziehen, ist diese:

Wenn Freunde uns besuchen, laßt uns mehr darauf sehen, wie wir es denselben angenehm und behaglich machen, und weniger darauf, wie wir groß erscheinen.

Katarrh, Erkältung im Kopf und in der Nase, kann im Anfangs-Stadium sehr gemildert und öfter durch folgendes einfache Mittel vollkommen geheilt werden: Man nimmt einen Theelöffel voll Kochsalz, thut es in ein Glas lauwarmen Wassers, gießt etwas davon in die Hand und zieht es durch die Nase in den Kopf hinein; man fährt damit fort, bis der Inhalt des Glases aufgebraucht ist. Die Verschleimung der Nasenhöhlen und Luftröhren wird alsbald gemildert. Man wiederholt dieses einfache Mittel täglich dreimal: Morgens nach dem Aufstehen, Mittags und Abends vor dem Schlafengehen. Abends reibe man sich die Nase mit ungesalzener Butter, Gänsefett oder Schmalz ein. Hat man sich stark erkältet, so kann man noch ein heißes Fußbad dazu nehmen. Dieses Rezept stammt von einem erfahrenen Arzt, und hat schon Manchen geholfen.

Lemon-Pie. Man nehme eine Citrone (Lemon) und reibe die Außenseite der Schale (nur das Gelbe, das Weiße der Schale ist bitter), und dann drücke man den Saft in eine Tasse. Darnach nimmt man eine große halbe Tasse weißen Zucker, einen Eßlöffel gesiebtes Mehl, das Gelbe von einem Ei, einen Theelöffel voll Butter und sechs Eßlöffel voll süße Milch, rühre es gut durcheinander und gieße es in einen mit Teig belegten Teller (Pie crust); man backe den Pie in einem ziemlich heißen Ofen. Dann nehme man das Weiße vom Ei und eine halbe Tasse pulverisirten Zucker, verklopfe es gut durcheinander bis es recht leicht wird, streiche es mit einem dünnen Messer über den Pie und stelle ihn dann eine Minute in den Ofen. Ist das Feuer zu heiß, so läßt man den Backofen offen stehen. (Dies nennt man frosting.)

Nudeln. Man nehme 4 Eier, 4 Eßlöffel voll süße Milch und gesiebtes Mehl genug, um einen steifen Teig zu machen. Man thue Eier und Milch zusammen in eine Schüssel, rühre das Mehl nach und nach hinein, lege den Teig auf einen mit Mehl bestreuten Tisch oder auf ein Nudelbrett, und verarbeite den Teig gehörig mit der Walze, während man beständig Mehl unterstreut. Je länger und steifer der Teig verarbeitet wird, desto besser werden die Nudeln. Nachdem der Teig dünn genug gerollt ist, schneide man ihn in schmale Streifen und hänge dieselben am Ofen oder in der Sonne zum Trocknen auf. Bis man das letzte Stück ausgerollt hat, ist das erste bereits trocken genug. Dann bestreue man dasselbe nochmals mit Mehl, rolle es zusammen und schneide es mit einem dünnen Messer in Nudeln von der gewünschten Feinheit. Diese Nudeln können sogleich gekocht werden, oder man kann sie trocknen und für späteren Gebrauch aufbewahren. Will man die Nudeln nicht zur Suppe gebrauchen, so koche man dieselben eine halbe Stunde in Wasser, dem ein wenig Salz zugesetzt ist und schütte dann das Wasser ab. Jetzt gieße man wieder kochendes Wasser darüber, und nachdem auch dieses abgegossen ist, stelle man die Nudeln einen Augenblick auf den Ofen. Wenn man sie dann in einer Pfanne mit etwas Butter backt und mit gekochten Zwetschen und Kalbsbraten auftischt, so hat man ein herrliches Essen.

Cookies. 1½ Tasse weißen Zucker, 1 Tasse Butter, 1 Ei, 1 Theelöffel Saleratus, ein wenig Muskatnuß, ½ Tasse süße Milch und gesiebtes Mehl soviel als der Teig hält. Ei, Zucker und Butter werden gut durcheinander gerührt. Darnach rührt man den Saleratus in die Milch und gießt dies in den Teig. Zuletzt setzt man die geriebene Muskatnuß hinzu. Unter fortwährendem Zusetzen von gesiebtem Mehl verarbeitet man den Teig so lange, bis er steif genug zum Ausrollen ist. Nachdem er dann mit einer Walze recht dünn ausgerollt ist, sticht man mittelst einer Blechform oder eines Trinkglases kleine Scheiben aus. Diese legt man in eine lange Pfanne, welche ein wenig mit Butter oder Schmalz geschmiert sein muß, und stellt sie in einen heißen Ofen; während sie backen, legt man eine andere Pfanne voll, und so fort, bis kein Teig mehr da ist. Sie müssen schnell backen, dürfen aber nicht anbrennen. Man nimmt sie sorgfältig mit einem dünnen Messer aus der Pfanne, und legt sie zum Abkühlen auf ein umgedrehtes Mehlsieb.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. Juli. Josua 1, 1—9.

Josua, Moses Nachfolger.

1. Platz: Das Gefilde Moab, gegenüber von Jericho, östlich vom Jordan.

2. Zeit: Am Schluß der Wanderung Israels durch die Wüste, kurz nach Moses Tod, etwa 1450 vor Christi Geburt.

3. Namen- und Worterklärung: Josua, mit seinem ursprünglichen Namen: Hosua = Hilfe, der Sohn des Nun, aus dem Stamme Ephraim, in Egypten geboren, damals etwa 90 Jahre alt. Der hebräische Name Josua heißt: „Jehova ist Hilfe" oder „Heiland", also ganz dasselbe wie der griechische Name Jesus. Er heißt hier Moses Diener, d. h. sein Gehülfe und später sein ausdrücklich hiezu berufener Stellvertreter in der Leitung des Volks.

Mein Knecht Mose, die höchste Ehre auf Erden ist die, nicht ein Herr, sondern vielmehr ein Knecht des höchsten Herrn zu sein. Und zeuch über diesen (vor dir liegenden) Jordan, was den Israeliten vor Moses Tod nicht erlaubt war, jetzt aber war es Zeit, daß Josua in Moses Amt eintrete. Das ich ihnen gegeben, d. h: schon vor 400 Jahren durch die den Patriarchen gegebenen Verheißungen zu geben versprochen und nun auch wirklich eingeräumt habe. So weit eure

Fußsohlen traten, also keinen Fußbreit ausgenommen, sondern das ganze Land, soweit sie es einnehmen, sollen sie es auch besitzen. Wie ich Mose geredet habe. Es werden nun die Grenzen angegeben: Im Süden: die Wüste Zin, vgl. 4 Mos. 34, 3, als Scheidewand gegen Edom; im Norden: der Libanon, den man von dem gegenwärtigen Standort Israels ganz gut sehen konnte, daher: „dieser" Libanon; im Osten: das große Wasser Phrat, d. h. der Strom Euphrat; im Westen: das Mittelländische Meer. Das Land der Hethiter, d. h. der Nachkommen des Heth, des zweiten Sohns von Kanaan, die den ganzen inneren oder mittleren Theil Kanaans bewohnten und daher als Repräsentanten aller kananitischen Stämme genannt sind. Niemand widerstehen, nämlich von den jetzigen Bewohnern. Wie ich mit Mose gewesen bin. Auch schon dieser verdankte seine Weisheit, seinen Einfluß auf das Volk und seine Uebermacht über dessen Feinde nur Gott allein, und ebenso soll es nun auch dem Josua gehen. Das Land austheilen, in zwölf Theile, nach der Zahl der Stämme. Ihren Vätern, d. h. Abraham, Isaak und Jakob, und zwar schon von 1 Mos. 15, 18 an. Nach dem Gesetz, gemeint ist das ganze Gesetz Moses, wie es in den vier letzten Büchern Moses ausführlich geschrieben ist, das durch Mose, als den Knecht Gottes, also in Gottes Auftrag und kraft göttlicher Vollmacht, wie allem Volk, so auch für den künftigen Leiter desselben, Josua, gilt als unverbrüchlicher Befehl: auch er darf also nicht nach eigenem Gutdünken handeln. Gerade für ihn war namentlich der die Fürsten und Führer Israels angehende Theil desselben ganz besonders wichtig. Weder zur Rechten u. s. w., weil das Gesetz selbst der gerade richtige Weg ist. Nicht von deinem Mund kommen, d. h. theils um es still zu lesen, theils um es laut dem Volk zu verkündigen und einzuschärfen. Wird dir's gelingen, das Geheimniß und die Bedingung alles göttlichen Segens ist der Gehorsam gegen sein Wort. Weislich handeln, also nicht blos der Plan, sondern auch die Ausführung wird recht werden. Ich habe dir geboten, eben in den zunächst vorangehenden Worten.

4. **Allgemeines:** Auf die 5 Bücher Mose folgt das Buch Josua, so genannt, weil es hauptsächlich von ihm handelt, vielleicht auch von ihm selbst geschrieben ist, mit Ausnahme von 15, 13—19 und 19, 40—47, was erst nach seinem Tode eintraf (vgl. Richter 1, 10—15. 18, 1 ff. 27—29) und Kap. 24, wo dieser selbst erzählt ist. Erst hier in diesem Zusatz von fremder Hand (Samuels?) bekommt auch Josua den höchsten Ehrentitel, den das A. T. kennt: „Knecht des Herrn" (24, 29). Er selbst nennt nur den Moses so, sich selbst aber immer nur „Moses Diener". Der Grundgedanke des ganzen Buches ist: Jehovahs Volk in Jehovahs Land. Dieses Land soll gerade diesem Volk als ein freies Gnadengeschenk der göttlichen Liebe zu Theil werden und jedem seiner Glieder dadurch vor Augen treten, wie Gott allein sein Reich auf Erden zu Stand bringt, und zu welcher großen Herrlichkeit sein königliches Priestervolk auserkoren sei.

5. **Zur Erklärung und Erbauung:**

a) Josuas Berufung. V. 1 und 2. Wer im Reiche Gottes etwas ausrichten will, muß dazu von Gott berufen sein, vor allem innerlich, oft auch durch andere Menschen, Lebensführungen u. s. w., dann aber auch diesem Rufe treu und willig folgen, sich von Gott leiten lassen durch sein Gewissen, durch Gottes Geist, durch das stille Eingreifen seiner Hand, durch frommer Freunde Rath u. s. w. Eigene Wege zu gehen, bringt meist zu keinem guten Ziel und Ende, niemals wahres Glück und inneren sicheren Frieden. Berufen von Gott war Josua schon 4 Mos. 27, 22—34 (lesen!) und zwar nach Moses Bitte nach V. 18 als ein Mann, in dem der Geist (Gottes) ist. Als einen solchen hat er sich bewiesen schon im Kampf gegen Amalek (2 Mos. 17, 8—16) und bei den Kundschaftern (4 Mos. 14, 8. 9). Durch Moses Handauflegung wird nun aber Josua noch weiter als besondere Ausrüstung für seinen künftigen schwierigen Beruf mit demselben Geist der Weisheit und der Kraft wie Moses selbst ausgerüstet (5 Mos. 34, 9), denn wo Gott viel verlangt, da giebt er auch viel. In dem schönen Zeugniß, das Moses über Josua ausspricht (5 Mos. 31, 3—6), zeigt sich Moses neidlose Demuth, der gerne zurücktritt und Josua Platz macht.

Parallelen zwischen Moses und Josua: Bei Beiden gleicher Zweck (Leitung und Führung des Volkes), aber verschiedene Weise und Werkzeuge: Moses ein Prophet, Josua ein Kriegsmann; beim Zug durch die Wüste galt es heiliges Dulden, beim Eintritt in Kanaan heiliges Kämpfen. Gott braucht verschiedene Werkzeuge und wählt sie sich, erzieht und bildet sie sich heran nach freier Wahl seines Willens und nach seiner eigenen Weisheit: was sie selber dabei zu thun haben, ist immer nur Eines: treue Knechte und Haushälter über Gottes Geheimnisse zu sein. So treu hat auch Josua Gott gedient, daß in seiner ganzen Geschichte kein einziger Fehltritt von ihm berichtet wird; daher auch nur er allein mit Mose gewürdigt wird, den heiligen Berg Sinai zu besteigen.

Schon bisher hat Josua sich also als ein Mann von Muth, Glauben und Einsicht bewährt, er ist keine verzagte, schwache Natur, sondern ein entschlossener Held. Aber, bisher von Moses mächtig getragen und unterstützt, soll er jetzt allein die ganze schwere Last auf sich nehmen, die selbst jenem gewaltigen Mann manchmal fast zu viel werden wollte (4 Mos. 11, 11 ff.); da mag sich wohl auch in ihm einige Zaghaftigkeit regen, wie sie auch später sich, z. B. Jos. 7, 6, zeigt; daher ihm auch Moses selbst und nachher das ganze Volk Muth einspricht. Der beste Muth kommt ihm aber aus dem festen Glauben an Gottes Treue und Verheißung. Dieser Trost treibt alle Furcht aus, daher kommt es auch bei ihm so wenig, als beim Apostel, zum Verzagen.

Dieser ächte Muth hat zur Wurzel die Demuth: er erkennt neben der Größe seiner Aufgabe die eigene Kleinheit und Ohnmacht, die eigene Schwachheit, in der Gottes Kraft desto herrlicher sich offenbart (2 Cor. 12, 9). Wie ganz anders die meisten anderen Kriegshelden und Heerführer, die Fleisch für ihren Arm halten! Aber Gott widerstehet den Hoffährtigen, nur den Demüthigen giebt er Gnade und den Aufrichtigen läßt er's gelingen! Auch Josua muß warten, bis Gottes Stunde für ihn schlägt, er drängt sich nicht eigenmächtig auf und vor, son-

dern tritt nur ein in die ihm schon nach Gottes Ordnung bestimmte Stellung nach Moses Tod. Auch Gottes Knechte müssen sterben, keiner ist für Gott unentbehrlich, und keiner unersetzlich; er selbst füllt die Lücken wieder aus, aber nur nach seinem Rath und Willen.

b) Josuas Aufgabe, V. 3—6, ist eine doppelte: Eroberung und Vertheilung des Landes. Beides war schwer: die Kanaaniter, ein großes Volk in festen Städten, kriegerisch und mit dem Lande wohl vertraut (4 Mos. 13, 29 ff. 5 Mos. 9, 1. 2). Und wenn es schon bei Vertheilung von ein paar Äckern Landes oft unter Brüdern nicht ohne Noth und Streit abgeht, wie viel schwieriger war dann die eines ganzen Landes unter ein ganzes Volk, das nie zufrieden war! Und nun noch wie viel mehr die ihm gleichfalls (V. 8) befohlene Erfüllung und Aufrechterhaltung des Gesetzes bei diesem ungläubigen, ungehorsamen und halsstarrigen Volke voll Undank!

Das Land selbst gehörte faktisch allerdings den Kanaanitern als derzeitigen Bewohnern, rechtlich aber Israel, als dem Träger der Verheißung, oder vielmehr dem Gott Israels, dessen Eigenthum die ganze Erde ist, und der über seinen Besitz verfügen kann und darf nach unbeschränkter königlicher Machtvollkommenheit. Und für Israel war gerade dieses Land das einzig rechte: in der Mitte zwischen Morgen- und Abendland gelegen und doch zugleich fast inselartig abgeschlossen, diente es gleich trefflich der Abschließung des Volks von dem verderblichen Umgang mit den benachbarten heidnischen Nationen (vgl. Jos. 5, 2. 5) und doch auch dem freien Verkehr nach allen Seiten, sofern es im Mittelpunkt der alten Welt lag, ohne doch, wie z. B. andere Hauptländer, wie Egypten oder Syrien, ein bloßes Durchzugsland oder das unsichere Schlachtfeld der Welteroberer zu sein. In der Mitte der am frühesten civilisirten Kulturvölker (Egypter, Babylonier und Assyrer, sowie Meder und Perser, Phönizier, Griechen und Römer, sowie der Araber) gelegen, und mitten unter die Völker gesetzt (Hesek. 5, 5), und doch nicht unmittelbar von den großen Handels-, Kriegs- und Verkehrsstraßen berührt, ist Kanaan gleichsam eine Friedens-Insel mitten im Völkerocean der Welt, abgeschlossen nach innen, nach außen frei und offen. Wunderbare Weisheit Gottes in der Wahl auch schon des Ortes für jedes Volk (Apostelgesch. 17, 26), und nicht minder auch für jeden Einzelnen, den er gerade dahin stellte, wo er ihn brauchen will, und wo der Mensch seine Kräfte und Gaben am besten entfalten und benützen kann.

In Egypten war Israel zum Volk herangewachsen, in der Wüste erzogen und gezüchtigt, geprüft und geläutert worden, hatte am Sinai sein Gesetz und seine Verfassung erhalten, jetzt bekommt es noch das letzte, was ihm zu einer selbstständigen nationalen Existenz fehlte: ein seinem Charakter, seiner Stellung und Aufgabe angemessenes Land; das Land seiner Väter, reich an heiligen Erinnerungen, Mahnungen und Warnungen, worauf sie zwar kein menschliches Recht hatten, das sie aber als verheißenen Segen ihres Erbtheils, als göttliche Schenkung und Gnadengabe, um so höher schätzen sollten. Der Größe dieser Gabe entspricht nun aber auch die der Aufgabe seiner Eroberung und wiederum der Größe dieser göttlichen Forderung die seiner Verheißung. Das oft wiederholte Versprechen göttlicher Hilfe soll ihn trösten, vgl. V. 5—6. 7. 9, ebenso später 6, 2. 8, 1. 10, 8. 11, 6; denn in Gottes Munde sind das alles nicht blos leere Worte, so wenig als die Verheißungen, die er uns im N. T. in noch weit größerem Maße giebt, z. B. Phil. 4, 6 (ganz ähnlich Joh. 7, 6) und die sich in der Gabe des heiligen Geistes, als des rechten Trösters (Joh. 14, 26) zusammenfassen. Aber auch bei uns ist, wie bei Josua der Erfolg geknüpft an die Erfüllung einer Bedingung, nämlich der des Glaubensgehorsams.

c) Josuas Richtschnur, V. 7—9, soll das „Buch des Gesetzes" sein; Gott verlangt dabei ein Dreifaches von ihm: Er soll darüber nachsinnen (vgl. Ps. 1, 2. 5 Mos. 6, 6—9. Ps. 119, 9), d. h. es in seinen Gedanken, im Herzen und Gewissen bewegen, und zwar unablässig; er soll es bewahren, nicht als einen todten Schatz, sondern als eine lebendige Kraft; und er soll es befolgen, darnach thun, indem er seinen eigenen Willen dem Willen Gottes unterordnet.

Es soll ebenso auch bei uns vom Hören des Worts zum Horchen (genauen Aufmerken) und Gehorchen kommen, nicht blos Wirkenlassen auf's Gefühl und den Verstand, nicht blos es behalten im Gedächtniß oder Nachsprechen mit Worten, sondern es herrschen lassen über den Willen, in unserem ganzen Thun und Lassen, Werk und Wandel. Dann wird auch bei uns alles wohl gehen, denn wer nach Gottes Wort sich richtet, handelt weislich und glücklich, wer seinen eigenen Kopf durchsetzt, thöricht und vergeblich. Wer richtig wandeln will, der unterwerfe seinen eigenen Verstand und Willen im Gehorsam dem Wort und Willen Gottes, so hat er auch den Segen seiner Gemeinschaft, seines Friedens und seiner Gnade zu genießen. Es ist, besonders in schwierigen Umständen, ein großer Trost, zu wissen: hier hat mein Gott mich hingestellt, und so hat er mich geheißen zu handeln; also fällt auch die Verantwortung nicht auf mich, sondern auf ihn, der Erfolg steht in seiner Hand, ich selbst habe nicht auf diesen, sondern nur auf Gottes Wort, nicht auf meine Wünsche, sondern nur auf Gottes Willen zu sehen. Das giebt Muth und Stärke, nicht in unserer, sondern in Gottes Kraft (Eph. 6, 10).

Auch wir im N. T. haben am Wort Gottes einen noch viel helleren und herrlicheren Leitstern für all unser Thun, vgl. 2 Tim. 3, 16 ff., gerade wie wir ein noch viel höheres Ziel haben, als blos das irdische Kanaan, vgl. Hebr. 11, 40. In dies himmlische Kanaan führt aber nur Jesus als der wahre Josua.

Parallelen: Nicht Moses, der Mann des Gesetzes, das dem Sünder nur Fluch bringt (Gal. 3, 10) und darum nicht zur Ruhe führen kann, sondern Josua, ein Mann mild und weich, und doch ein Held des Glaubens, stark in Krieg und Sieg, leitet Israel über den Jordan: nicht Gesetz und Gesetzeswerk macht selig, sondern Gottes freie volle Gnade in Christo Jesu, aber nicht ohne Kampf gegen innere und äußere Feinde. Wie Jesus ohne Sünde war, so hat auch von Josua die Schrift keinen einzigen Fehltritt zu melden. Josua ist der Vollender von Moses Werk (Jos. 11, 15), auch Jesus hat das Gesetz vollendet, nicht blos selbst

vollständig erfüllt, sondern ihm als blos äußeren Buchstaben ein Ende gemacht. Indessen war auch jene Vollendung durch Josua noch keine ganz vollständige (vgl. Jos. 17, 12. 23, 5), daher konnte er auch noch nicht die wahre bleibende Ruhe und Ruhestatt geben (Hebr. 4, 8. 9). Diese bringt nur Jesus: er allein schafft innere Ruhe (Matth. 11, 28), d. h. Frieden mit Gott (Röm. 5, 1), und zwar durch das Eine völlig genügsame Opfer (Hebr. 10, 14); wie Josua ein Heerführer ist, so ist auch Er der „Herzog unserer Seligkeit" (Hebr. 2, 10), als Anfänger und Vollender unseres Glaubens.

Sonntag, 8. Juli. Josua 3, 5—17.

Der Durchzug durch den Jordan.

1. Zeit: Etwa 1450 vor Christo; 3 Tage (Jos. 1, 11) nach der Geschichte der letzten Lektion (vgl. Kap. 3, 2).

2. Platz: Am Jordan, in der Nähe seiner Mündung in's todte Meer.

3. Zusammenhang: Auf die Geschichte der letzten Lektion folgt zunächst Josuas Anordnung zum Uebergang über den Jordan (Kap. 1, 10—18), namentlich mit Bezug auf die Verproviantirung des Volks und die Haltung der Stämme Ruben, Gad und halb Manasse (1, 12 ff.), die bereits das Ostjordanland, das frühere Gebiet der Amoriterkönige Sihon und Og zu Basan als ihr Stammeserbe empfangen hatten (4 Mos. 34), nun aber doch auch dem übrigen Volke bei Eroberung des Westjordanlandes helfen sollten (4 Mos. 32, 16 ff. 5 Mos. 3, 18 ff.); sowie das Gelöbniß des ganzen Volkes zu gleicher Treue gegen Josua wie gegen Moses. Ferner, Jos. 2, die Geschichte von der Aussendung und Rettung der beiden Kundschafter nach Jericho durch die Rahab; und endlich der Aufbruch des Volkes von Sittim (Jos. 2, 1) bis an die Uebergangsstelle am Fluß und Rast daselbst (Kap. 3, 1—4) nebst vorläufigen Bestimmungen für den Durchzug.

4. Namen- und Worterklärung: Josua sprach zum Volk und ließ ihm durch die Hauptleute (Kap. 1, 10. 2, 2) sagen: Heiliget euch u. s. w. theils äußerlich: durch Waschungen, Kleiderwechsel &c., vgl. 1 Mos. 35, 2. 2 Mos. 19, 14, theils und ganz besonders innerlich durch Zubereitung der Herzen für die zu erwartende That Gottes, die ausdrücklich als ein Wunder angekündigt wird, und als solches offenbar das Seitenstück zum Durchzug Israels durch das rothe Meer (2 Mos. 14, 21 ff.) bilden soll, womit die Verheißung 1, 5 ausdrücklich bestätigt und erfüllt wird, und nicht minder ein Vorbild zu 2 Könige 2, 8. Ins Wasser des Jordans. Hieher einiges Geographische: Der Name Jordan bedeutet im Hebräischen: „Der Herabfließende" (wie unser deutscher „Rhein" vom Wort „rinnen"); er ist der einzige Hauptfluß Paläſtinas, daher immer der Jordan genannt. Ursprung: Am Südabhang des Libanon (5 Mos. 27, 3), am Fuße des großen Hermon (5 Mos. 3, 9) aus mehreren kleinen Quellbächen. Lauf: von Nord nach Süd, etwa 8 Meilen östlich vom Gestade des Mittelmeeres und mit diesem ziemlich parallel, zuerst durch die vom Libanon ausgehenden Gebirgszüge, wo er bereits mehrere Zuflüsse aufnimmt, dann durch die Ebene bis in den 2½ Stunden langen und 1 Stunde breiten See Merom (Jos. 11, 5. 7), von hier in kräftigem Fall und schnellem Lauf zwei Meilen abwärts in den reizenden, spiegelklaren, etwa 3 Meilen langen und 1½ Meilen breiten Alpensee von Genezareth (Jos. 12, 3. 13, 27), auch See Tiberias oder Kapernaum, oder galiläisches Meer genannt, wo er seinen Schlamm absetzt, und dann in unzähligen Krümmungen und Windungen mit 27 größeren und über 80 kleineren Wasserfällen zwischen steilen, nackten Felsenwänden hindurch mehr als 13 Meilen weit südwärts fließt, wo er eine Menge größerer oder kleinerer Seitenbäche aufnimmt und endlich mit großer Geschwindigkeit in's todte Meer (Salzsee) mündet, dessen Bett 1230 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Die Jordanebene selbst bildet ein Gefilde oder Blachfeld, oft mit Dornen und Klippen, zuweilen aber auch mit Bäumen und Schilfrohr besetzt; das Wasser ist fischreich, aber nicht sehr kalt, daher zum Trinken nicht sonderlich geeignet, wiewohl es lange aufbewahrt werden kann und frisch bleibt; die reißende Strömung ist für die Schifffahrt sehr gefährlich. — Was die V. 10 genannten einzelnen Volksstämme betrifft, so waren die Hethiter die Nachkommen von Heth, dem zweiten Sohne Kanaans, und wohnten etwa in der Mitte von Paläſtina, die Heviter, gleichfalls von Kanaan stammend, im Nordwesten, die Pheresiter (deutsch: Dörfler) durch's ganze Land zerstreut in kleinen Dörfern oder Gehöften auf dem platten Lande, die Girgasiter wahrscheinlich im Südosten vom See Genezareth; die Amoriter (Bergvölker), von syrischer Abkunft, gehörten zu den Urbewohnern Paläſtinas und hatten das ganze Gebiet zwischen Jabbok und Arnon inne, wurden aber theilweise schon unter Moses unterworfen, während die Jebusiter die Gegend um Jerusalem inne hatten und bis zur Eroberung unter David festhielten (vgl. 2 Sam. 5, 6. 8).

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Die Vorbereitung des Volkes (V. 5—7). Wo immer der Herr etwas Großes mit uns vorhat, gilt es, zuvor sich ihm willig zu weihen und zu heiligen, damit ihm kein Hinderniß im Wege stehe. Gerade an dem Wunder, das er dort an Israel gethan, konnte und sollte man ein ganz besonderes heiliges und herrliches Walten Gottes über Josua und dem Volke erkennen, daher solche Wunderthaten sich auch gerade in diesem Buch so oft wiederholen, vgl. Kap. 2, 9. 6, 6. 5, 13. 10, 12 ff. Von Seiten Josuas gilt es blos, diesen Verheißungen Gottes zu glauben (wie schon 1, 11 zeigt), und in diesem Glauben Gottes Weisungen folgen. Das Volk selber aber soll sich heiligen durch Gebete und Opfer für den „Heiligen in Israel", der sich unter ihm offenbart, denn es ist sein Werk, das jetzt geschieht, nicht das ihrige. Die Priester, als Nachkommen Aarons, hatten mit den V. 3 genannten Leviten, nicht blos die genannten Opfer und Waschungen zu verrichten, sondern auch insbesondere die heiligen Geräthe der Stiftshütte zu besorgen, vornehmlich die Bundeslade mit den Gesetzestafeln und dem Gnadenstuhl oder Sühndeckel, wo Jehovah unter den Cherubim in der

Wolke wohnte, die also die sichtbare Stätte seiner unsichtbaren Gegenwart, sozusagen seinen Thron unter seinem Volke bildete. Sonst war das Tragen derselben das Geschäft der Kahathiter (4 Mos. 3, 31), diesmal sollen die Priester selbst es thun, zum Zeichen, daß Gott etwas Besonderes vorhat.

Gehet vor dem Volk her, noch nicht über den Jordan selbst, sondern zunächst nur bis an denselben, aber an der Spitze des Zuges. Wenn die Bundeslade sich erhob und voranzog (4 Mos. 10, 33 ff.), sollte das übrige Volk ihr nachfolgen, wie früher der Wolkensäule, die sonst das Heer anführte (2 Mos. 13, 21 ff.) und sich, wenn dasselbe stillstand, auf die Stiftshütte niederließ (2 Mos. 40, 43 ff. 4 Mos. 9, 15 ff.), jetzt aber seit dem Einzug in Kanaan nicht mehr erscheint, da Israel jetzt dieses äußeren Zeichens nicht mehr bedurfte. Zwischen der Bundeslade und dem Volk war nach V. 4 ein Zwischenraum von 2000 Ellen, die Länge eines Sabbathweges, theils zum Zeichen der Unnahbarkeit Gottes für das sündige Volk, theils damit das Volk den wunderbaren Weg, den Gott ihm jetzt bahnte, genau ansehen und sich zum Bewußtsein bringen konnte, was unmöglich war, wenn es selbst dicht hinter der Bundeslade einhergezogen wäre.

Der Herr sprach zu Josua, durch inneren Zuspruch seines Geistes. Dich groß zu machen, eben weil er selbst seine eigene Ehre nicht suchte, giebt sie ihm Gott desto reichlicher, zugleich in der Absicht, ihm Respekt und Gehorsam bei dem Volk zu verschaffen. So stehet still, sobald ihre Fußspitzen das Wasser des seine Ufer überfließenden Jordans betraten, sollten sie stehen bleiben, bis das ganze Volk drüben war, damit dieses aus seiner Entfernung, V. 4, gehörig beobachten könnte, wie in diesem selben Augenblick das Wasser sich vor ihm theile und ihm freien, trockenen Durchzug gestatte.

b) Die Verheißung des Herrn (V. 7—13). Dabei sollt ihr merken, nämlich eben an diesem Wunder, dessen Zweck auch hier darin besteht, das Volk zum Glauben zu bewegen an ihren Gott, als den lebendigen, gegenüber den todten Götzen der Heiden; als diesen Lebendigen zeigt er sich eben in seinem Thun.

Vor euch austreiben wird ꝛc. An Israel zeigt Gott seine segnende Güte, an den Heiden seine strafende Gerechtigkeit. Schon 5 Mos. 7, 16 ist ausdrücklich geboten, daß diese, deren Gesammtname Kanaaniter voransteht, als Zusammenfassung der übrigen durch die weiteren Einzelnamen noch besonders bezeichneten Stämme, nicht geschont werden sollten, woran sich auch Josua, Kap. 6, 21, in vollem Gehorsam hält. Das geschah nicht ungerechter und grausamer Weise, sondern nach 5 Mos. 9, 4, um ihres gottlosen Wesens willen, das gerade bei ihnen eine furchtbare Höhe der Rohheit und Unreinigkeit erreichte. Gott aber ist als der heilige, auch ein eifriger Gott, 5 Mos. 4, 24, und ein verzehrendes Feuer, Hebr. 12, 29. Er hatte das bereits begonnene Strafgericht über diese Völker (1 Mos. 15, 16) in Langmuth und Geduld nochmals verschoben, ihnen in Sodoms Untergang den heiligen Ernst seiner Gerechtigkeit, durch Abrahams, Isaaks und Jakobs Wohnen unter ihnen, den Segen seiner Gemeinschaft und Liebe so reichlich predigen lassen, und doch versanken sie immer tiefer in den entartetsten, sittenlosesten Götzendienst; jetzt kommt die volle Strafe: wo Feuer und Schwefel vom Himmel nicht mehr ausreichen, bedient er sich des Schwertes der Feinde. Israel ist ein Werkzeug seiner züchtigenden Hand, wie schon so manches andere Volk, ohne es zu wissen; jenes aber soll sich's bewußt werden, und daraus lernen, sich vor Gott zu fürchten und sich warnen zu lassen (5 Mos. 8, 19 ff.)

Früher hatte Gott das Land den Kanaanitern gegeben, nicht zum unbedingten Eigenthum, sondern nur bedingungsweise zur Verwaltung, sie sind dessen unwürdig geworden, nun vertreibt er sie und setzt Andere an ihre Stelle, was in Bezug auf jene ein Akt göttlicher Gerechtigkeit ist, ist in Bezug auf Israel ein Akt göttlicher Gnade: Gott hat das Recht des Befehls und sie haben die Pflicht des Gehorsams. Zwölf Männer, deren Aufgabe Kap. 4, 1 ff. berichtet wird.

Die Fußsohlen der Priester waren nackt, denn sie hatten die Bundeslade barfuß zu tragen. Abreißen, wie ein Faden, d. h. von unsichtbarer Hand so aufgehalten werden, daß es wie auf Einem Haufen stehen bleibt, gerade als wäre ein Damm quer über den Fluß gezogen, an dem sich die Wellen aufstauen, während das ununterbrochene Abfließen des unteren Wassers das Strombett trocken legte und einen freien Durchgang ließ.

c) Der Verlauf des Zuges (V. 14—17). Die ganze Zeit der Ernte, gemeint ist die erste, früheste (Gersten-) Ernte, im März und April, wo der Fluß in Folge der Regengüsse und Schneeschmelze im Libanon gerade seinen höchsten Wasserstand erreichte, und in der Nähe der nach Jericho hinüberführenden Furt (Kap. 2, 7), etwa 10—12 Fuß Tiefe bei 80—100 Fuß Breite hat; bei Ueberschwemmungen war aber nicht blos das Flußbett selbst mit Wasser erfüllt, sondern die ganze umliegende Ebene des Jordangefildes überfluthet, die oberhalb Jericho etwa 2, unterhalb sogar 3—4 Stunden breit ist. Die Worte: sehr ferne von u. s. w. sollten wörtlich übersetzt heißen: sehr ferne (nämlich von der Uebergangsstelle) bei der Stadt (Adam), die zur Seite, d. h. östlich von Zarthan am Jordan liegt, etwa 9 Meilen nördlich von der obengenannten Furt. Und verfloß, floß ab, so daß das Strombett nun ganz trocken dalag.

Also ging das Volk hinüber, an der die Wasser gleichsam zurückhaltenden Bundeslade (Kap. 4, 18) vorüber. Was einst Moses (2 Mos. 14, 16 ff.) durch seinen Stab beim rothen Meer bewirkte, das bewirkt hier Josua durch die Bundeslade am Jordan, denn diese war jetzt nach Gründung des Reiches Israel im Lande Kanaan das sichtbare Sinnbild und der Ort für die Gnadengegenwart und Herrlichkeit Gottes; auch hier wirkte also Gott nicht außer, sondern gerade in den Gnadenmitteln und durch sie. Erst als das Volk ganz in Sicherheit war, ging auch die Bundeslade vollends hinüber (Kap. 4, 10); schon deshalb also, um die sie tragenden Priester nicht allzulang im Wasser stehen zu lassen, mußte das Volk beim Durchmarsch eilen (4, 10), wozu ohnehin die Angst vor dem drohenden Wasserberg trieb, sowie die Furcht, von der Finsterniß überfallen zu werden. Aber auch bei aller Eile nahm der Zug einer so großen Menge, voran Ruben, Gad und halb Manasse (4, 12 ff.), mindestens ½ Tag in Anspruch, auch bei noch so dichter Aufstellung.

Der Lehrer mag bei dieser Geschichte noch zur Anwendung derselben und zu weiterer Erbauung beifügen, daß dieselbe eine doppelte Bedeutung hat: a) als Vorbild für die gnädige Leitung Gottes überhaupt, der alle Hindernisse aus dem Wege räumt, auf dem er die Seinigen führt (nicht aber bei selbsterwählten Wegen, wo er im Gegentheil die Schwierigkeiten sehr oft noch häuft, um vor ihnen zurückzuschrecken und aus ihnen wieder auf den rechten Weg des Gehorsams zurückzuleiten). Wer aber auf seinen Pfaden und an seiner Hand wandelt, dem gilt auch der Trost seiner Verheißung in Jes. 43, 2. Ps. 91, 11 u.s.w. b) als Sinnbild, insbesondere für den letzten schweren Gang über den Todesjordan und durch das dunkle Thal, wo uns vor allem der Ernst der Mahnung gilt, auch uns äußerlich und innerlich bereit zu halten, bis Gott uns zu sich ruft. Als Mittel dazu ist uns sein Wort gegeben, das uns nach Ps. 23, 4 auch bei diesem Wege Stab und Stecken, und nach Ps. 119, 105 unser Licht und Leuchte auf allen Wegen ist, und auf das hier auch schon Josua, V. 9, das Volk hinweist. Die Bundeslade freilich brauchen wir nicht mehr, weil der Herr selbst vor uns herzieht und uns Bahn bricht, auch durch Noth und Tod, bis er uns als der rechte Josua in das rechte Kanaan geführt hat. Beim Wandern durch die Wüste dieser Welt aber gilt's kämpfen und leiden, eilen und warten, gehorchen und beten, wachen und arbeiten — bis seine Stunde der Erlösung schlägt.

Sonntag, 15. Juli. Josua 5, 10—6, 5.

Israel zieht vor Jericho.

1. **Zeit:** Etwa 1450 vor Christi Geburt, nach 5, 10 im Monat April.
2. **Ort:** Die Jordanebene in der Umgegend von Jericho.
3. **Zusammenhang:** Die Denkzeichen des wunderbaren Durchzugs durch den Jordan: a) Josua richtet im Bett des ausgetrockneten Jordans selbst, da wo die Priester mit der Bundeslade gestanden hatten, 12 Denksteine auf und b) ebenso 12 andere, die gleichfalls mitten aus demselben genommen worden waren, jenseits am rechten Ufer desselben (Kap. 4, 1—24). Nach der Lagerung des Volkes in Gilgal (4, 19), auf dem Gefilde Jericho, wird durch eine allgemeine Beschneidung, die während des Wüstenzuges unterblieben war, weil der Bund Gottes mit Israel, dessen äußeres sichtbares Zeichen sie bildete, durch Israels Sünde aufgehört hatte, wenn auch nicht dem Namen, doch der Sache nach, das Volk selbst wieder in seiner Gesammtheit in den Bund aufgenommen, denn nur das Bundesvolk kann das Bundesland erben (Kap. 5, 1—9). Demselben Zweck dient dann auch die sofort berichtete Feier des Passah, als des Bundesmahles (5, 10 ff.), das nur der durch die Beschneidung schon im äußeren Verhältniß zu Gott als Same Abrahams (1 Mos. 17, 14) Stehende genießen darf. Ist die Beschneidung der Eintritt in seine Gemeinschaft, so ist das Passah die Erhaltung und Stärkung in derselben. Verhältniß der beiden Sakramente des A. T. zu einander und zu denen des N. T.
4. **Wort- und Namenerklärung:** Gilgal, der Name bedeutet: „Abwälzung", nämlich der „Schande Egyptens" (V. 9) d. h. der natürlichen Unreinigkeit der Heiden durch die Beschneidung; die Stadt, die auch später noch so heißt (2 Sam. 19, 15. 40. Mich. 6, 7), lag in der Jordanebene, sehr nahe schon bei Jericho selbst, und war das erste befestigte Standquartier (Lager) Israels im Westjordanland.

Das Passah war gestiftet zur Erinnerung an den Auszug Israels aus Egypten, 2 Mos. 12, 3—11. Merkwürdig trifft auch der Zeit nach der Uebergang über den Jordan mit dem Durchzug durch das rothe Meer und dem ihm unmittelbar vorangehenden Passah zusammen. Der erstere geschah nach Jos. 4, 19 am 10. Tage des ersten Monats (im israelitischen Kirchenjahr, nämlich des Monats Abib oder Nisan), also an demselben Tag, an dem 40 Jahre zuvor die Aussonderung des Passahlammes geschehen war (2 Mos. 12, 1 ff.). Die hier erzählte Passahfeier war im Ganzen die dritte: die erste 2 Mos. 12, 28, die zweite 4 Mos. 9, 5, und fand ganz genau nach den Bestimmungen des Gesetzes am 14. Nisan Abends (2 Mos. 12, 18. 3 Mos. 23, 5. 4 Mos. 28, 16. 5 Mos. 16, 6) statt; dieser Abend ist der dem Hauptfest der ganzen Passahwoche, das auf den 15. Abib fiel, vorangehende Abend, denn die Israeliten zählen vom Abend, nicht vom Morgen an, das Fest des 15. begann also schon am Abend des 14. mit der Passahmahlzeit. Am andern (zweiten) Tag des Passah ist also der 16., an dessen Morgen nach 3 Mos. 23, 9 ff. die Erstlingsgabe der neuen (Gersten-) Ernte dargebracht wurde; vor dieser Weihe durfte nur Ungesäuertes von den aus dem Ostjordanland mitgebrachten Vorräthen (Kap. 1, 11), also von altem Mehl gegessen werden, erst jetzt genossen sie zum erstenmal als die künftigen Herren des Landes von seinem Getreide, d. h. der neuen Ernte. Sangen = am Feuer gedörrte oder geröstete Aehren, 3 Mos. 2, 14.

Das Manna, ihre bisherige wunderbare Speise während der 40 Jahre in der Wüste (2 Mos. 16, 14) hörte auf, vielleicht nachdem es schon in der letzten Zeit, je mehr sie sich dem fruchtbaren Lande näherten, immer spärlicher gefallen war, jetzt aber ist es plötzlich und für immer aus, zum Zeichen, daß die Wüstenwanderung selbst endgültig und völlig abgeschlossen ist, und eine neue oder vielmehr wieder die alte natürliche Ordnung der Dinge beginnt, denn Gott thut keine Wunder mehr, wo man die natürlichen Mittel und den ordentlichen Weg gebrauchen kann und darum auch soll, nämlich den der Arbeit, die er segnen will.

Bei Jericho war, vielleicht unter den Mauern der wohlbefestigten Stadt (6, 1) umherging, um zu erspähen, wo sie am leichtesten zu erobern wäre, hob er seine Augen auf, vom Erdboden, wohin er in Gedanken mit seiner schwierigen Aufgabe beschäftigt, blickte. Ein Mann, d. h. eine menschenähnliche Gestalt, gegen ihm stund = ihm gerade gegenüber in den Weg trat. Das bloße Schwert in seiner Hand, also in kriegerischer Gestalt, als Sieger über Gottes Feinde, als Werkzeug seiner Strafgerichte. Wie Jehovah selbst der unsichtbare König Israels ist, so ist er auch sein (un-

sichtbarer) Oberste, Feldherr und Kriegsführer, der aber jetzt zu diesem besonderen Zweck und bei diesem wichtigen Anlaß auch in sichtbarer Gestalt erscheint. Ging (näher) zu ihm, weil er ihn für einen wirklichen Krieger hielt.

Der Fürst über das Heer des Herrn. Im ganzen A. T. heißt Gott: Herr Zebaoth, d. h. Herr der Heerschaaren, worunter nicht blos die Sterne, sondern auch die Engel des Himmels gemeint sind, als das himmlische Heer Gottes (vgl. 1 Mos. 32, 1 ff. Ps. 148, 2); aber ebenso hat er auch ein irdisches Heer unter sich, nämlich eben Israel als sein Volk (2 Mos. 7, 4. 12), über das er gerade jetzt den Oberbefehl anzutreten gekommen ist. Zeuch deine Schuhe aus &c. als Zeichen der Ehrfurcht im Morgenland gebräuchlich, ganz dieselbe Weisung wie 2 Mos. 3, 5, womit er sich also als denselben Gott bezeichnet, der dort mit Mose aus dem brennenden Busch geredet. That also, neben der äußeren Ehrerbietung aber auch zugleich innerlich sein Herz bereitend für die weitere Offenbarung Gottes (Kap. 6, 2 ff.).

Jericho, damals die bedeutendste Stadt des ganzen Jordanthals, und der Schlüssel zum heiligen Lande, lag in der Nähe der Nordspitze des todten Meeres, am Südende des Jordanlaufs, gegen Westen hin, da wo die Ebene ihre größte Breite hat, in einer fruchtbaren, 3 Stunden langen und 1 Stunde breiten Oase mit reichlich fließenden frischen Quellen, vgl. 2 Kön. 2, 19 ff. 1 Kön. 17, 3. Wegen der tiefen und abgeschlossenen Lage gedeihen dort die herrlichsten Tropenpflanzen: Balsambäume, Datteln, Rosen, besonders auch Palmen, daher die Stadt auch die „Palmenstadt" hieß (5 Mos. 34, 3. Richter 1, 16. 3, 13); sie hatte bis in spätere Zeiten eine starke Ausfuhr von Handelsartikeln (namentlich Balsam), und daher unter den Römern ein Oberzollamt (Luk. 19, 2). In deine Hand gegeben, Gott ist der Höchste, dem alle Macht gebührt; in Folge dieser Hingabe soll nun auch die Stadt trotz V. 1 ohne alle Anstrengung in Israels Hände fallen. Alle Kriegsmänner = waffenfähige Mannschaft und zwar unter Begleitung der Priester mit der Bundeslade, 3, 6. 4, 11, und unter Anführung der Stämme Ruben, Gad und halb Manasse, wie schon beim Uebergang über den Jordan; der Umzug erfolgte 6 Tage hinter einander jeden Tag einmal, am 7. Tag dagegen siebenmal; bei jedem einzelnen Umzug bliesen die Priester die 7 Posaunen des Halljahrs, große, einen starken, weithin dröhnenden Ton von sich gebende Hörner, die sonst nur bei Eröffnung des Halljahrs, d. h. des alle 49 Jahre wiederkehrenden Erlaßjahrs (3 Mos. 25, 8 ff.) geblasen wurden. Die Siebenzahl als heilige Bundeszahl, war hier Israel ganz besonders bedeutsam. Bläst und tönet, d. h. jetzt beim letzten Umzug noch länger und lauter, als vorher, so daß dieser durchdringende, langhingezogene Ton weithin zu hören ist (2 Mos. 19, 3). Das Volk (Heer) soll hineinfallen, über die eingestürzten Mauern weg, stracks vor sich, d. h. jeder gerade da, wo er sich eben befindet, ohne Rücksicht.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Israels Bundesfeier, 5, 10—12: Auch zum Eingang ins himmlische Kanaan gehört eine Beschneidung, aber nicht die mit der Hand am Fleisch geschieht, sondern die des Herzens durch den heiligen Geist. Ebenso haben auch wir Christen im N. T. ein noch viel herrlicheres Passah, als Israel im A. T., vgl. 1 Cor. 5, 7.

Vergleichungspunkte: Beidemal ein Opferlamm, beidemal Blutbesprengung, dort nur der Häuser, hier der Herzen und Gewissen, beidemal eine Errettung, dort aus der Knechtschaft Egyptens, hier aus der Sünde; Passah und Abendmahl sind beide ein Mahl der Erinnerung, der Gemeinschaft, der Stärkung auf und für die Reise, dort durch die Wüste, hier durch's Leben; und wie Israel einst dort ein Manna hatte, so haben wir Christum als das wahrhaftige Brod des Lebens, das vom Himmel kommt, vgl. Joh. 6, 32. 35.

b) Jehovahs Besuch, 5, 13—15. Nach Kap. 6, 2 ist dieser Fürst über das Heer des Herrn Niemand anders als Jehovah selbst, der auch sonst schon oft als der Bundesengel oder der Engel des Angesichts, in dem Jehovas Name, d. h. sein persönliches Wesen selbst wohnt, den Patriarchen oder dem Moses erschienen war, ganz gemäß der wiederholten göttlichen Verheißung, daß er ihn vor seinem Volk hersenden werde, vgl. 2 Mos. 14, 19. 23, 21. 30; und zwar richtete sich dabei die Art und Weise seiner Gegenwart, seine leibliche Gestalt und Erscheinungsform immer genau nach den betreffenden Umständen: Dem Nomaden Abraham erscheint er als pilgernder Fremdling und Gast seines Hauses, dem Moses auf Horeb und Sinai als Gesetzgeber und Bundesgott, dem Kriegsmann Josua als Feldherr und Kriegesfürst. Josua, obwohl er ihn nicht gleich von Anfang an kennt, ist doch nachher sofort bereit, auf sein erstes Wort hin nicht blos ihm zu glauben, sondern sich auch in ehrerbietigem Vertrauen ihm unterzuordnen und zu Diensten zu stellen. An seinem Wort also erkennt er seine göttliche Vollmacht und Herrlichkeit, auch für uns ist sein Wort seine höchste, wirksamste und untrüglichste Offenbarung, daraus wir ihn und sein göttliches Wesen, wie seinen göttlichen Willen am besten und einzig sicher erkennen können, aber dies Wort fordert auch von uns vor allem Demuth und Gehorsam. Gott erscheint den Seinen auch heute noch in allerlei Weise, oft auch in Menschengestalt, z. B. in der von treuen Eltern, Lehrern und Freunden, die uns warnen, mahnen und trösten, da gilt's die Augen öffnen, daß man ihn erkenne; und wie dort zu Josua, kommt er auch zu uns am liebsten in der stillen Einsamkeit, in Stunden äußerer oder innerer Noth, und nicht, wenn wir müßig und träge sind, sondern bei der treuen Arbeit und Pflichterfüllung in unserem Beruf. Wo Gott zu uns redet, muß es um uns und in uns stille werden. Diese Erscheinung Jehovahs war für Josua die Bürgschaft und der sichtbare Beweis der Wahrheit des Wortes in Kap. 1, 9. Zu beachten ist, daß diese sichtbaren Selbstoffenbarungen Gottes nur noch bei Josua und den Richtern vorkommen, schon Samuel hört nur noch seine Stimme (1 Sam. 3), und so auch alle Propheten, David und Salomo &c.

c) Jerichos Belagerung, Kap. 6, 1—5: Es erfolgt nun der erste Kriegsbefehl des himmlischen Heerführers durch den Mund des irdischen an das Volk. Daß gleich die erste festeste Stadt Palästinas so ganz ohne Mühe und Blutvergießen, ohne einen einzigen Schwertstreich in Israels Hand

fiel durch ein ganz eigenthümliches, einzigartiges, fast absonderliches Wunder, war sehr wichtig für das Volk als Bürgschaft für das Gelingen auch seiner ferneren kriegerischen Unternehmungen, die eben jetzt erst recht begannen, also als Glaubensstärkung, andererseits aber auch als Mittel zur Beugung und Demuth, um allem falschen, fleischlichen Vertrauen auf eigene Kraft und Weisheit, allem Rühmen ihres Muthes, ihrer Einsicht, Macht und Ausdauer gleich von Anfang an gründlich vorzubeugen. Für die geringen menschlichen Mittel, die Josua damals zu Gebote standen, war ein solcher Erfolg geradezu eine Unmöglichkeit. Aber die Eroberung geschah auch nicht durch irgend welche natürlichen Kräfte (etwa Erdbeben, oder gar Furcht und Schrecken der Einwohner), sondern durch unmittelbares Eingreifen Gottes. Sie sollen erkennen, daß es nicht ihre eigene Gerechtigkeit und Stärke ist, der sie den Sieg verdanken (5 Mos. 9, 4—6), sondern Gottes Macht und Gnade allein (2 Mos. 15, 3), daher die Bundeslade als Sinnbild seiner Gegenwart, die Posaunen in Priesterhand als Sinnbild des Herabrufens der göttlichen Hilfe. Der Blick auf das, was Gott schon gethan hat und noch heute thut, soll ihnen Muth und Kraft geben auch für die Zukunft, und so auch uns, vgl. Ps. 44, 1—3, wörtlich hier erfüllt. Von Seiten Gottes war die Eroberung Jerichos die Erfüllung seiner Verheißung, V. 5, von Seiten Israels aber eine That des Glaubens (Hebr. 11, 30). Und zwar war dieser Glaube gebunden an den strengsten Gehorsam gegen alle einzelnen Verordnungen, die gerade im Gegensatz gegen die Großthaten anderer Welteroberer und ihre glänzenden Siege sich auf lauter Dinge bezogen, an denen sich gar nichts von den sonst so gerühmten menschlichen Tugenden der Tapferkeit, des Muths, der Vaterlands- und Freiheitsliebe, des Heldensinns und der Feldherrnkunst zeigen konnte. Keine menschliche List, Kraft, Klugheit oder Berechnung sollte den Sieg hier erzwingen, sondern Gottes Treue gegen Israel und Israels Treue gegen Gott allein.

Sonntag, 22. Juli. Josua 7, 10—26.

Israels Niederlage bei Ai.

1. Zeit: 1450 vor Christo, kurze Zeit nach der Eroberung Jerichos.

2. Ort: Das Lager Israels bei Gilgal (5, 9) in der Nähe von Jericho.

3. Zusammenhang: Die Eroberung und Zerstörung Jerichos (6, 6—27), wobei nur das Haus der Rahab verschont wurde (6, 25); wenn Josua vom Geist Gottes ergriffen und ganz im Einklang mit dem Gebot Gottes, 5 Mos. 13, 17, um mit allem Ernst den über Jericho verhängten Bann zur vollen Ausführung zu bringen, schwört, daß diese Stadt nie wieder aufgebauet werden soll (Jos. 6, 26), so ist dies nicht so gemeint, daß überhaupt das Wiederaufrichten von Häusern verboten sein soll, denn er selbst theilt nachher Jericho gleich anderen bewohnten Städten dem Stamm Benjamin zu (Kap. 18, 21), und auch Richter 3, 13 und 2 Sam. 10, 5 erscheint es wieder als bewohnt, sondern nur, daß es keine befestigte Stadt mehr werden dürfe: die so wunderbar niedergefallenen Mauern sollen sich nie wieder erheben, sondern ihre Trümmer für alle Zeiten ein Denkmal der göttlichen Macht und Gerechtigkeit bleiben; daher denn auch später das angedrohte Strafgericht bei Uebertretung dieses Gebots auch wirklich erfolgt (1 Kön. 16, 34).

Erst Jesus brachte dem verwüsteten Jericho wieder den rechten Segen, Luk. 19, 1—10. Jos. 7, 1 bis 9 berichtet Israels Niederlage vor Ai in Folge der Versündigung Achans. Ai, dieselbe Stadt wie Aja (Neh. 11, 31) und Ajath (Jes. 10, 28), aber eine andere, als das jenseit des Jordans gelegene Ai (Jer. 49, 3), lag 5—6 Stunden von Jericho bei Beth-Aven (18, 21), südöstlich von Bethel (1 Mos. 12, 8. 13, 3), und wäre, wenn es auch nicht eine so ganz unbedeutende Stadt war, doch mit 2—3000 Mann leicht zu erobern gewesen, wenn nicht auf Israel ein Bann gelegen hätte. Die Sünde Achans bestand darin, daß er trotz der ausdrücklichen Warnung Josuas (Kap. 6, 17. 18), sich an dem verbannten Gute Jerichos vergriff, vgl. 3 Mos. 27, 28 ff. Dieses sollte unwiderruflich dem Herrn als Eigenthum verfallen sein, d. h. alles Lebendige vernichtet, alles Uebrige aber als Beute in den Schatz des Herrn abgeliefert werden (Jos. 6, 19), um zur Unterhaltung der Stiftshütte und zur Bestreitung des Gottesdienstes zu dienen; die widerrechtliche Aneignung und Antastung desselben war ausdrücklich als verderblich für ganz Israel bezeichnet worden (vgl. 5 Mos. 13, 17), nicht blos für den Thäter selbst, daher kam nun auch wegen Achans Diebstahl, in dessen Person sich ganz Israel am Verbannten vergriffen hatte (Jos. 7, 1), der Zorn Gottes auch über ganz Israel; seine Niederlage, selbst einem schwächeren Feind gegenüber, war um der Ehre Gottes willen nothwendig, aber auch, damit das Volk des Bannes inne werde, der um des einzelnen Verbrechers willen auf der ganzen Gemeinde lastet. Daher thut auch Josua im Namen des ganzen Volkes Buße (Kap. 7, 6 ff.).

4. Wort- und Sacherklärung: Da sprach der Herr, wahrscheinlich vom Gnadenstuhl der das Volk begleitenden Bundeslade herab (2 Mos. 24, 12. 25, 22), so daß es auch die anderen Aeltesten hören konnten, die als Stammes-, Geschlechts- und Familienhäupter, d. h. als Repräsentanten des ganzen Volkes dabei waren (V. 6). Stehe auf aus dem Staub (V. 6), wohin er sich von tiefem Schmerz ergriffen mit zerrissenen Kleidern als Zeichen der Trauer und Buße (5 Mos. 14, 2) geworfen hatte. Israel hat sich versündigt, die Schuld des Unglücks liegt an euch, nicht an mir, als wäre meine Treue gegen mein Volk wankend geworden. Verläugnet, d. h. das schon Gestohlene auch noch verheimlicht und unter ihr Geräthe gelegt, d. h. zu eigenem Brauch und Nutzen verwendet, obwohl es Gott und seinem Dienst gehörte.

Denn sie sind im Bann, durch die widerrechtliche Aneignung des Verbannten, d. h. der Vernichtung geweihten, sind sie selbst und alle ihre Habe dem Verderben geweiht, stehen unter Gottes Zorn und strafender Gerechtigkeit, so daß sie seinem Gericht unterworfen und preisgegeben sind; die Sünde fällt dem Sünder auf das Haupt und dem Rächer

anheim. Den Bann aus euch vertilget, durch Vertilgung und Ausrottung dessen, der die ganze Gemeinde befleckt hat (V. 15). Heilige das Volk, daß es vor mir erscheinen könne (V. 14), stelle es durch Absonderung von der Sünde wieder aufs neue als ein gereinigtes in das rechte Verhältniß zu mir, vgl. Kap. 3, 5. Sollt ihr euch früh herzumachen, zum Heiligthum, damit sich herausstelle, wer der Schuldige ist. Ein Stamm nach dem andern, natürlich nicht der ganze Stamm, sondern nur die Aeltesten. Der Herr treffen wird, nämlich durch's Loos, und so als denjenigen bezeichnen wird, dem der Uebelthäter angehört; das Loos bestand wohl aus kleinen mit den betreffenden Namen beschriebenen Täfelchen oder Scherben, die aus einer Urne gezogen wurden. Hier wurde das Loos viermal geworfen: über die Stämme, die Geschlechter, die Familien und die einzelnen Hausväter derselben. Mit Feuer verbrennen, nach 3 Mos. 20, 2. 14 war die Verbrennung der Leiche des außerhalb des Lagers Gesteinigten, 5 Mos. 17, 5, eine Verschärfung der Strafe. Den Bund des Herrn überfahren = gebrochen, also am Herrn selbst sich versündigt hat, aber auch am ganzen Volk, sofern er eine Thorheit in Israel begangen (1 Mos. 34, 7), d. h. eine Schuld auf dasselbe gewälzt hat; jede Sünde ist zugleich Thorheit, weil sie in einer Empörung gegen den allwissenden und allmächtigen Gott selbst besteht, vor ihm bleibt nichts verborgen, 4 Mos. 32, 23, und nichts ungestraft. Und ward getroffen u. s. w. Also eine Art Gottesurtheil, vielleicht auch dadurch vermittelt, daß die Hohepriester nach besonderer göttlicher Erleuchtung durch das Licht und Recht einfach den betreffenden Namen aufriefen. Der Stamm Juda, also gerade der hervorragendste, aus dem später die Haupt-Könige Israels stammten.

Mein Sohn, so redet Josua als älterer Mann und Vater seines Volks, der mit dem Ernst seines richterlichen Amtes die Milde eines priesterlichen Herzens verbindet. Die Ehre, die ihm als allwissendem und untrüglichem Gott gebührt, giebt er ihm dadurch, daß er durch offenes Geständniß anerkennt, daß Gott wirklich den Schuldigen an's Licht gebracht habe. Das Lob, das er ihm als gerechtem Richter schuldig ist, aber dadurch, daß er sich willig unter seinen Urtheilsspruch beugt. Sage mir, als Stellvertreter Gottes, und läugne nicht, denn damit würdest du nur Gott selbst zum Lügner machen. In dem Bekenntniß vor dem ganzen Volk liegt zugleich ein Akt der Selbstdemüthigung, wenn es auch allerdings als ein verspätetes und erzwungenes, nachdem die Wahrheit schon bekannt war, keinen Anspruch mehr auf Schonung und Erlaß der Strafe begründete. Wahrlich = ja, es ist wahr, was das Loos an den Tag brachte, schon während jenes Vorgangs, V. 16 ff., war ihm allmählig immer mehr die anfängliche Herzenshärtigkeit bei Verübung des Diebstahls gebrochen, jetzt vollends wird er weich durch Josuas mildes und doch ernstes Wort. Der babylonische Mantel war ein aus kostbaren Stoffen mit Goldfäden durchwobenes Gewand, wie man sie namentlich in Babylon, der reichsten und luxuriösesten Stadt der alten Welt, trug und verfertigte, von dort wahrscheinlich durch Karawanen nach Jericho gebracht und etwa einem der dortigen Fürsten gehörig. Güldene Zunge = Spange, in Form einer Zunge, 200 Sekel (ungemünztes) Silber, etwa = $175. Zur Hütte Achan's, seinem Kriegszelt.

Alle Kinder Israel waren natürlich nicht einzeln da, aber vertreten durch ihre immer noch seit V. 16 anwesenden Repräsentanten. Vor den Herrn, d. h. vor die Bundeslade, um zu bezeugen, wem sie rechtmäßig gehören (Kap. 6, 19). Achan, den Sohn (hier = Nachkomme, Urenkel) Serahs rc. Dieses erste Verbrechen gegen Gott, als dem Heerführer Israels und dem Herrn Kanaans, mußte mit besonderer Strenge zum abschreckenden Beispiel für Andere bestraft werden. Sammt dem Silber rc., die als entweihtes Gut nicht mehr für den Gotteschatz taugten (Matth. 27, 6). Seine Söhne und Töchter rc. Zwar ist 5 Mos, 24, 16 verboten, die Strafe eines Verbrechers auch auf seine Familie auszudehnen, aber hier hatte Achan den Kap. 6, 17 auf alle Einwohner Jerichos gelegten Bann auf sich geladen, so daß derselbe nun auch ihn und alle die Seinen in gleichem Umfang treffen mußte (6, 21), möglicherweise hatten sich Jene aber auch wenigstens als Hehler dabei betheiligt. Alles, was er hatte, gemäß dem ausdrücklichen Befehl V. 15. Hinauf, vor dem Lager bei Gilgal lag im Süden eine durch die Ebene von Jericho sich hinziehende Anhöhe, dann erst ging es in das unterhalb derselben befindliche Thal, westwärts vom todten Meere und nach diesem sich hinziehend. Achor (= Betrübniß), diesen Namen empfing es erst nachher zum Andenken an diesen traurigen Vorfall, vgl. V. 26. Kap. 15, 7. Betrübt hast, so betrübe dich, also zu ganz gerechter Vergeltung, 2 Mos. 21, 23 ff. Einen großen Steinhaufen, um auch ihre Asche vom Erdboden zu vertilgen, und zugleich als beständiges Schandmal des geschehenen Verbrechens und Warnungszeichen für Andere. Achor wurde später sogar der Name des Achan selbst, 1 Chron. 2, 7, mit leichter Aenderung der Buchstaben.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Der Fehlschlag vor Ai, V. 10—15. Vor allem wichtig ist hier der biblische Grundsatz über Sünde und Strafe: daß die Sünde des Einzelnen der ganzen Gemeinde zur Last fällt, erklärt sich einerseits aus dem Wesen der Gemeinde, als eines einheitlich gegliederten, in sich selbst fest zusammenhängenden Ganzen, andererseits aber auch aus dem Wesen der Sünde selbst, um die sich's hier handelt. Das gegebene Gebot, 6, 17—19, hatte die ganze Gemeinde betroffen, darum war auch sie als ein geschlossenes Ganzes für pünktliche Befolgung desselben verantwortlich. Daß ein Einzelner in ihr es doch übertreten konnte, war ein Beweis davon, daß der Geist der ganzen Gemeinde nicht mehr so war, wie er sein sollte, daher seine Einzelschuld zugleich auch eine Gemeinschuld, die das ganze Volk so lange bedrückte und im Erfolg hemmte, bis das ausgeartete Glied vom Leibe der Nation ausgestoßen und entfernt war.

Die gute oder böse That des Einzelnen ist wegen der innigen und unlösbaren Verbindung, in der er selbst mit dem Ganzen steht, zugleich auch die That der Gemeinschaft, die ihr zum Segen oder Verderben gereicht, wie umgekehrt auch wieder der Einzelne an

dem Fluch oder Segen, der auf dem Ganzen liegt, Antheil nimmt, selbst dann, wenn er persönlich frei von Schuld wäre (vgl. Pred. 9, 2). In Wahrheit war ja aber gerade hier der Bestrafte auch der Schuldige, und zwar in dem Grade, daß seine Sünde dem ganzen Volk den Charakter der Heiligkeit nahm, den es als Bundesvolk Gottes sich hätte bewahren sollen. Daher mußte auch das Volk so lange für den Uebelthäter einstehen und mit ihm die Strafe seiner Schuld tragen, bis er ermittelt und bestraft war, vgl. 5 Mos. 21, 1—9. Wo ein verborgener Bann ist, da ist kein Segen, das zeigt sich im Leben der Völker, der Familien, der Einzelnen.

Zugleich war aber die Niederlage vor Ai auch eine Demüthigung für den Stolz Israels, das diesen Feind im hochmüthigen Vertrauen auf die eigene Stärke verachtet, und wegen seiner Schwäche gering geschätzt, und in dieser fleischlichen Sicherheit eigenmächtig und ohne Befehl Jehovahs, als seines obersten Kriegsherrn (Kap. 5, 13 ff.) angegriffen hatte.

Dieser Ungehorsam wird nun gestraft, und zwar um so empfindlicher, als sie gleich am Anfang der Eroberung des Landes besiegt werden, und dadurch den ohnehin furchtbaren Feinden noch der Muth wächst (vgl. V. 7—9). Erst wenn der Bann weicht, kann der Sieg wieder kommen, aber ohne Gott ist alles andere eitel. Darum gehört zu allem Vornehmen die Bitte Ps. 139, 23; und nach jeder auch unwissentlichen Verschuldung, gilt es immer wieder, neu sich zu reinigen und zu heiligen und durch tägliche Buße Vergebung suchen und finden durch Christum, der Gottes Zorn gesühnt und unsere Schuld gebüßt hat, so daß er uns wieder gnädig sein kann (Röm. 5, 8); er ist der rechte Josua, der für uns bittet.

b) Der Diebstahl des Achan, V. 16—23. Wenn der verborgene Bann weichen soll, so muß man vor allem der Wahrheit die Ehre geben, nicht Sünde und Schuld läugnen, oder wenigstens verstecken, verkleinern, beschönigen und entschuldigen, d. h. auf Andere abwälzen wollen, sondern sie offen auf sich nehmen, reumüthig vor Gott, nöthigenfalls auch vor Menschen gestehen, und aufrichtig sein, denn nur den Aufrichtigen kann es gelingen (Spr. 2, 7). Mit der äußeren Entdeckung des Schuldigen war die Sache noch nicht abgethan, es gehörte dazu auch sein eigenes freiwilliges Bekenntniß, und zwar als einer Verfehlung gegen Gott selbst, vgl. Ps. 51, 6. Hiezu gehört aber vor allem eine genaue Erkenntniß derselben als der eigenen That, hervorgehend aus der bösen Lust, vgl. 1 Mos. 3, 6. Jak. 1, 14 ff. Matth. 15, 19, daher auch schon die 10 Gebote gerade mit dem Verbot der letzteren, als der Wurzel und Quelle alles Unrechts schließen. Bemerkenswerth ist der Stufengang des Bösen, V. 21: Sehen — gelüsten — nehmen — verheimlichen. Der erste Schritt zur Sühnung des Unrechts ist neben der Anerkennung der bösen Gesinnung und Handlung, die Wiedererstattung der Schuld, V. 23, vgl. Luk. 19, 8 und die Warnung des Herrn gegen Geiz, Geldgier und Habsucht, Luk. 12, 15.

c) Das Strafgericht von Achor, V. 24 bis 26: Nicht immer kann, auch bei ernster Buße, die äußere Strafe der Sünde erlassen werden, hier am allerwenigsten, wo es sich um eine das ganze Volk betreffende Schuld handelt, die durch ein hervorstechendes, warnendes Beispiel göttlicher Strafgerechtigkeit gesühnt und gebüßt werden muß. Gerade in einer so wohlgeordneten Gemeinde, wie Israel noch unter Josua war, muß die strengste Kirchenzucht herrschen, ganz ähnlich wie nachher in der ersten apostolischen Christenheit (Apostelgesch. 5). Wo nur eine einzige Unkrautpflanze den schönen Garten Gottes verwüstet, kann und soll sie darum auch noch ausgerissen werden, ehe sie sich vermehrt. Wo aber, wie auf dem Acker der Welt, schon des Unkrauts so viel ist, daß es nicht ausgerauft werden kann, ohne den damit noch vermischten guten Samen mit zu zerstören, gilt das Wort Matth. 13, 24 ff., aber die Strafe folgt dann in der Ewigkeit nach, 1 Cor. 6, 10.

Sonntag, 29. Juli. Josua 8, 30—35.

Die Vorlesung des Gesetzes.

1. Zeit: 1450 vor Christo, kurze Zeit nach der Eroberung Ai's.

2. Ort: Das Thal Sichem zwischen den Bergen Ebal und Garizim, auf der Höhe des Gebirges Ephraim gelegen, ungefähr in der Mitte des heiligen Landes.

3. Zusammenhang: Die Belagerung und Eroberung Ai's, Kap. 8, 1—29. Diese kann nun, nachdem Israel wieder im rechten Verhältniß zu Gott steht, gelingen, aber im Gegensatz gegen die frühere fleischliche Sicherheit und stolze Verachtung des Feindes, muß jetzt das ganze Heer sich rüsten. Israel soll zwar auch hier nur durch den Herrn siegen, aber ohne daß sich seine Wunderhilfe wie bei Jericho wiederholt; statt solcher außerordentlicher Mittel muß es jetzt auch seine eigene Kraft brauchen lernen. Ja es muß nun sogar zu einer erlaubten und von Gott ausdrücklich befohlenen Kriegslist seine Zuflucht nehmen: Josuas scheinbare Flucht verleitet die Bewohner ihm nachzusetzen, und indessen rückt ein verborgener Hinterhalt in die Stadt ein und verbrennt sie; auch die Bewohner werden vernichtet, Vieh und Beute aber unter Israel vertheilt. Dieses zieht dann mit Josua nordwärts bis in's Thal Sichem, 20 Meilen weit, ohne von den erschrockenen Kanaanitern aufgehalten zu werden.

4. Sach- und Worterklärung: Da, nämlich nach glücklich erlangtem Sieg über Ai, und ohne Zweifel auch das benachbarte Bethel, wo sie nun im Herzen des ganzen Landes standen, was sie einerseits zu besonderem Dank, andererseits zu desto größerer Bundestreue verpflichten mußte.

Baute einen Altar nach dem Befehl Gottes, 5 Mos. 11, 29 ff. 27, 2 ff., welche Anordnungen hier genau befolgt werden; es ist der erste Altar in dem neueroberten Lande, an demselben Ort errichtet, wo schon Abraham bei seinem Eintritt in Kanaan, da wo Gott ihm zum erstenmal mit seiner Verheißung entgegen gekommen war, einen solchen errichtet hatte, 1 Mos. 12, 6. 7.

Auf dem Berge Ebal, der nach 1 Mos. 33, 18, nördlich von Sichem lag, also der Garizim

südlich. Ebal, der Berg des Fluches, ist nackt und kahl, Garizim, der Berg des Segens, grün und fruchtbar. Daß jener gerade es ist, wo das Gesetz auf den Altar eingegraben und das Opfer dargebracht wird, hat seinen bedeutungsvollen Grund eben darin, daß Gesetz und Opfer in nächster Beziehung zum Fluche stehen: jenes bringt und schärft den Fluch, dieses heilt und tilgt ihn weg. Im Gesetzbuch, nämlich 5 Mos. 27, 4 ff. Josua wollte, dem Wort des Herrn (Jos. 1, 17) gehorsam, mit der Ausführung jenes Befehls nun nicht mehr länger zögern, denn seine Vollziehung sollte geschehen vor Eroberung des (ganzen) Landes. Einen Altar von ganzen Steinen, genau nach der dort gegebenen Vorschrift, vgl. 2 Mos. 20, 25. Absichtlich blieben die Steine roh und unbehauen, damit nicht durch das Anbringen von Figuren dem heidnischen Bilderdienst Vorschub geleistet und das Herz vom Opfer auf den Altar, also von der Hauptsache auf Nebendinge abgezogen werde.

Und opferte, nach 5 Mos. 27, 6 ff. Im ganzen Alterthum war das Opfer ein Hauptbestandtheil des Gottesdienstes: einerseits als Hingabe irgend eines werthvollen Gutes an Gott, ein Zeichen der völligen Weihe und Hingabe der ganzen Person und Habe in den Dienst Gottes, andererseits, wenigstens bei den blutigen Opfern, ein Sinnbild des stellvertretenden Opfertods der Opferthiere für den schuldigen Menschen zur Versöhnung der zürnenden Gottheit. Beide Seiten treten besonders hervor in den beiden hier genannten Hauptarten der Opfer: Brand- und Dankopfer. Bei jenen war die Sprengung des Opferbluts an den Altar und die Verbrennung des ganzen Thieres die Hauptsache, jenes als Sühnemittel, dieses als Weiheakt, bei den anderen wurde ein Theil des Opferfleisches bei der nachher folgenden Opfermahlzeit theils von den Opfernden selbst, theils von den Priestern als Stellvertreter Gottes verzehrt, worin die durch das Opfer wieder hergestellte Friedens- und Liebesgemeinschaft mit Gott dargestellt ist. Auch hier fand ein solches Opfermahl statt, denn wie der Herr nach Ps. 23, 3 den Seinen selbst im Angesicht ihrer Feinde einen Tisch bereitet, so dürfen auch sie sogar mitten in Feindesland seine Liebe und Gnade genießen, und sich als sein Bundesvolk zu ihm bekennen und an ihm erfreuen. Auch die Opfermahlzeit ist also, wie die Bundesmahlzeit, 1 Mos. 26, 30. 31, 46. 54 und 2 Mos. 24, 11, eine Bundesbesiegelung. Das Volk erscheint dadurch als die Familie und Hausgenossenschaft Gottes.

Auf die Steine, die entsprechend der Weisung 5 Mos. 27, 2 neben dem Altar aufgerichtet und mit Kalk getüncht worden waren. Das Gesetz Mose, damit kann hier schwerlich das ganze Gesetz gemeint sein, vielmehr war es wohl nur ein Auszug desselben, vielleicht nur die 10 Gebote, als die Grundlage des ganzen Bundesgesetzes, oder wahrscheinlicher, die Worte des Segens und Fluchs (5 Mos. 27. 28), welche nachher vorgelesen wurden. Eben damit dies Vorlesen nicht blos einen flüchtigen Eindruck mache, sollen sie nun auch, wie die 10 Gebote selbst, in Stein gehauen werden, zum ewigen Angedenken. Die Aeltesten sind auch hier, wie schon Kap. 7, 6, die einzelnen Familienhäupter, die Richter dagegen die höheren Beamten des ganzen Volks, vgl. 2 Mos. 18, 13—27, alle mit einander, also die Repräsentanten der 12 Stämme; ihnen gegenüber bilden die Priester aus dem Stamm Levi, die auch hier, wie schon 3, 3 und bei anderen besonders feierlichen Gelegenheiten statt der gewöhnlichen Leviten selbst die Bundeslade trugen, die Repräsentanten Jehovah's.

Die Fremdlinge sind gegenüber den Einheimischen, d. h. den geborenen Israeliten, Angehörige anderer Völker, die entweder schon von Egypten aus, oder erst in der Wüste sich an Israel angeschlossen hatten, vielleicht Kriegsgefangene. Die Aufstellung war die, Bundeslade mit den Priestern und Leviten mitten zwischen den beiden Bergen im Thale, zu beiden Seiten aber an den Höhen hinauf je sechs Stämme: Simeon, Levi, Juda, Isaschar, Joseph, Benjamin am Garizim, und Ruben, Gad, Asser, Sebulon, Dan und Naphthali am Ebal.

Das Volk zu segnen, darnach aber auch den Fluch über die Ungehorsamen auszusprechen, vgl. 5 Mos. 27, 11 ff. Doch steht bedeutungsvoll das Segnen voran, weil Gott lieber segnet, als straft, und durch die Liebe zur Dankbarkeit verpflichten will. Ließ er ausrufen, d. h. laut und deutlich durch die Priester verkündigen; auf die Segnungen antworteten die Stämme am Garizim, auf den Fluch die am Ebal mit lautem Amen, vgl. 5 Mos. 27, 11 ff. Vor der ganzen Gemeinde Israels, d. h. der sie repräsentirenden Männer, aber auch Weiber und Kinder fehlen nicht, dazu dann noch die unter ihnen wandelten, d. h. sich dem Gemeindeverband durch Beschneidung angeschlossen hatten.

Das Amen des Volks dient wie beim Schwur zur Bestätigung, wie man dort den Eid auf sich nimmt, und sich zum Halten desselben, aber auch zu allen seinen guten oder schlimmen Folgen verpflichtet, so nimmt hier das Volk das ganze Gesetz auf sich, und verpflichtet sich zum Gehorsam, aber auch zu seinen guten oder schlechten Folgen, je nachdem es das Eine oder Andere wählt. Vor dem Fluch ist es aber nur so lange sicher, als es in der Gemeinschaft mit Gott bleibt; darum ist gerade auf dem Berg des Fluches der Opferaltar errichtet. So wird Israel Segen und Fluch vorgelegt, daß es den Segen erwähle, und zugleich ist durch diese Vorlesung des Gesetzes das eroberte Land geweiht als ein solches, in dem Gottes Gesetz und Recht allein und ausschließlich gelten soll.

5. Zur Erklärung und Erbauung ist hier nur noch weniges beizufügen:

a) Der Altar, V. 30. 31. Wo Gott dir Gutes erwiesen, da vergiß des Dankes nicht, der beste Dank ist aber die Weihe zu seinem Dienst. Jeder Altar mit seinem Opfer ist eine Erinnerung an das große Opfer von Golgatha, 1 Petri 3, 18, wodurch unsere Schuld gebüßt ist. Unser rechtes Opfer ist das Opfer unseres Herzens und Lebens, Röm. 12, 1.

b) Das Gesetz, V. 32. Wir sollen es nicht mehr in steinernen Tafeln, sondern vom Geist Gottes in die fleischernen Tafeln des Herzens geschrieben haben, vgl. Psalm 119, 11. Nur dieser Geist giebt dann auch Kraft zum Halten, es ist für uns

kein todter Buchstabe mehr, sondern lebendiges Gewissensgesetz.

c) Die Vorlesung, V. 33—35: Das Gesetz soll nicht blos auf den steinernen Tafeln in der Bundeslade ruhen (1 Kön. 8, 9), sondern in lautem, lebendigem Wort in die Herzen dringen, namentlich auch der Kinder, 1 Mos. 18, 19. Sein Hauptinhalt ist nach 5 Mos. 6, 5: Liebe Gottes und des Nächsten. Es liegt an unserer eigenen freien Wahl, ob wir den Segen oder den Fluch empfangen; angeboten ist uns beides, gezwungen sind wir zu nichts.

Chronik der Gegenwart.

Ein fürstlicher Tod. Wir gehören nicht zu denen, welche förmlich Jagd machen auf jede, wenn auch nur geringste, Billigung oder Bezeugung des Christenthums von Seiten der Großen dieser Welt. Wir glauben und wissen, daß das Christenthum auch ohne alle Kaiser, Könige, Dichter und Künstler bestehen kann und siegen wird, und haben deshalb nie an der Sucht gelitten, einige Brosamen vom Tisch der Gewaltigen für das Christenthum zusammen zu lesen.

Wenn aber zum Beispiel ein Fürst christlich stirbt, so darf und soll das wenigstens ebensowohl berichtet werden, als das gottselige Ende eines Holzhauers.

Da ist kürzlich Friedrich Franz II., regierender Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der Neffe des deutschen Kaisers, zu seinen Vätern versammelt worden. Und so innig und feierlich sind seine Anordnungen für sein letztes Stündlein gewesen, daß sein Tod ein wahrhaft fürstlicher genannt werden darf.

„Um 3 Uhr Morgens," sagt der Bericht, „nahm er mit seiner Gemahlin und der Großherzogin Mutter das Abendmahl und schlief, schwächer und schwächer werdend, gegen 10 Uhr unter den Klängen der Orgel und dem Gesang des Schloßchors ein, welcher auf seinen Wunsch die Choräle: „Wenn ich einmal soll scheiden" und „O Herr, laß dein lieb' Eng'lein" anstimmte."

Kaiser, Kanzler und Sozialreform. Ueber die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland wird viel geredet, und auch viel Staub aufgewirbelt. Die Rothen schreien sich beinahe heiser und werfen der Regierung fortwährend vor, daß sie nichts in dieser Sache thue.

Daß der deutsche Kaiser sammt seinem Reichskanzler ernstlich bemüht sind, etwas zur Linderung der Noth zu thun, wird nicht nur nicht anerkannt, sondern sie werden in ihrem Bestreben nicht einmal vom deutschen Reichstag unterstützt. So wenig denken die Herren Abgeordneten an die Fürsorge für die arbeitenden Klassen, daß der Kaiser in seiner letzten Botschaft daran mahnen mußte. Er hat Eile — der Reichstag nicht. In letzterem kommt die Parteipolitik in erster Linie, und dann erst der Arbeiter.

Es soll vor allem eine Unfallversicherung für die Arbeiter zu Stande kommen, wozu selbstverständlich die Fabrikbesitzer beizutragen hätten. Das aber wollen sie nicht. Auch über das Krankenkassenwesen ist nichts zu Stande gekommen.

So schreit man denn hin und her und beschuldigt die Regierung; während der alte Kaiser doch in seiner Botschaft sagt:

„Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten Uns, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen unter einander zu fördern, so lange Gott Uns Frist giebt zu wirken."

Man soll Jedermann, und gewiß einem Kaiser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das ruhige Urtheil der Welt wird dahin gehen, daß obiges ein wahrhaft kaiserlich Wort ist, und solche Gesinnung vom Reichstag die willigste Unterstützung finden sollte.

Zerbröckelung Englands. John Bright, der bekannte englische Redner und Staatsmann, prophezeit seinem Vaterlande nichts Gutes, und wenn man sein Vorhersagen ruhig betrachtet, muß man sich gestehen, daß er so unrecht nicht hat. In einer kürzlich gehaltenen Rede sagte er etwa folgendes:

Augenblicklich herrschen die 35 Millionen Einwohner Großbritanniens über ungefähr 250 Millionen auf dem ganzen Erdenrunde. Dieser Zustand ist unnatürlich und auf die Dauer unhaltbar. Zunächst werde Canada einen Antheil an der Regierung verlangen. Dann wachse Australien an Einwohnerzahl und Reichthum so sehr an, daß es fast dem Mutterlande gleichkomme, und bald das Bedürfniß der Selbstständigkeit verspüren müsse, trotz aller Anhänglichkeit an das Tausende von Meilen entfernte England.

Noch gefährlicher für Großbritannien sei das indische Problem. Die Eroberung und Erhaltung von Indien habe England unendliches Geld gekostet, habe es genöthigt, die Besitzungen am Cap einzunehmen und unzählige Kriege in Südafrika, China, Persien, Afghanistan und anderen Orten zu führen; selbst der Krimkrieg sei theilweis mit Rücksicht auf das indische Reich entstanden, und soeben habe seinetwegen noch der egyptische Krieg stattgefunden. Alle diese Kriege hätten zur Hintenansetzung der zehn Gebote geführt und augenblicklich noch herrsche in England der Grundsatz, daß Indien ausschließlich durchs Schwert behauptet werden müsse.

Und doch deute der natürliche Verlauf der Dinge darauf hin, daß Indien selbst über kurz oder lang seine Selbstständigkeit begehren müsse, daß seine 200 Millionen Einwohner nicht mehr länger von den 35 Millionen beherrscht sein wollten. Wenn einmal dort englische Sprache, Literatur und Wissen-

schaft überall zum Durchbruch gekommen sei, würden auch in den so gebildeten Geistern der Indier seine Forderungen erwachen, welche von der Literatur unzertrennlich seien; die Forderungen der Freiheit und Selbstständigkeit.

Herr Bright ging dann auf das sociale Elend in seinem Mutterlande über, wies nach, daß in dem wegen seiner Sparsamkeit und seines Wohlstandes gerühmten Schottland ein Drittel der Bevölkerung in elenden einzimmerigen Häusern wohne, und beschwor schließlich die Anwesenden, die Nationalpolitik in Zukunft menschlicher zu gestalten. Wie dem gesellschaftlichen Elend abgeholfen werden könnte, dafür weiß der Philosoph und Staatsmann Bright kein Mittel; dies hindert aber nicht, ihm, weil er den Muth hatte, den englischen Großen die Wahrheit zu sagen, Anerkennung zu zollen.

Unverschämt, wie immer, benehmen sich die verbissensten Römlinge auch bei dem Herannahen des Lutherjubiläums, und wollen den deutschen Protestanten vorschreiben, wie dasselbe gehalten werden solle. Würden die „Schranken" überschritten, so könnte, meint einer von ihnen, sich sogar der dreißigjährige Krieg wiederholen!!

Das klingt ja wie eine Kriegserklärung. Man fürchtet sich jedoch heutzutage vor solchem Geschrei nicht mehr, ja ganz und gar nicht mehr und lacht darüber. Die deutsche Presse leuchtet diesen Unverschämten gehörig heim. So z. B. sagt „Der deutsche Reichsbote" aus Berlin: „Wenn wir Protestanten erst soweit wären, daß wir aus Rücksicht auf Rom Luther aus der Reihe unserer großen deutschen Männer streichen müßten, dann würden wir auch bald dahin kommen, mit der Reformation und der evangelischen Kirche in die verborgenen Winkel zu flüchten — und Rom würde breit mitten in Deutschland hintreten, und sich als die Herrin Germaniens geberden. Sollte dies das Resultat des Kulturkampfes sein? — Wir danken! So wenig wir 1852 den Katholiken wehrten, ihr Bonifaciusfest zu feiern, so wenig sollen sie uns das Lutherfest wehren. Die Parität des Staates werden wir dabei nicht antasten; es wird Niemand einfallen, vom Staate die Anordnung oder materielle Unterstützung einer Lutherfeier zu verlangen; aber wir Lutheraner, wir evangelische Christen und evangelische Gemeinden werden es uns nicht nehmen lassen, unseren Luther nicht blos als Reformator, sondern auch als großen deutschen Mann und Förderer deutscher Kultur zu feiern. Was wir da an ihm feiern, sind keine subjektiven Ansichten, sondern sind historische Thatsachen, die vor aller Augen liegen, welche auch die ehrlichen Katholiken nicht leugnen können."

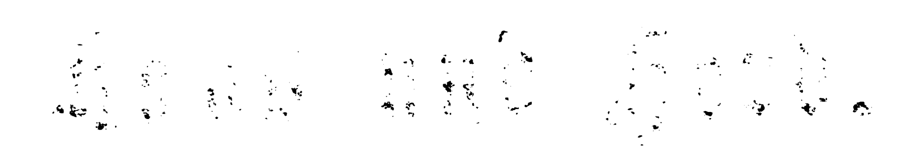
Wahr gesprochen hat der „Straßburger Volksfreund", indem er in einem Artikel, in welchem von der „amerikanischen Concurrenz" gesprochen wird, sagt:

„Können unsere Bauern mit ihren Früchten Amerika die Stange halten? — Antwort — Nein. Und warum Nein? Weil durch die Bank die Amerikaner thätiger, gewandter, sparsamer sind als unsere Landleute; weil sie beinahe keine Steuern zahlen, und einen nicht ausgenutzten Boden haben; weil endlich sie ihre Früchte auf sehr großen Plätzen mit vortrefflichen Maschinen bauen, schneiden, dreschen und weiter in die Meerhäfen befördern. Welche Vortheile uns gegenüber! Um welchen Preis liefern sie den Doppelzentner Weizen erster Qualität? Nach New York geliefert 10,25 Mark; nach Mannheim geliefert nebst Zoll 21,10 Mark; also der Zentner 10,55 Mark.

Wie können nun unsere Bauern mit ihrem vorjährigen nassen Weizen, den Niemand begehrt, aufkommen? Und wäre er auch trocken und gut, der amerikanische ist heller, sauberer, besser. Die Lage unserer Ackerleute ist also eine so bedenkliche, daß es nicht Wunder nimmt, wenn sie von Jahr zu Jahr zurückgehen. Selbst auch, wenn der Zoll auf fremden Weizen erhöhet würde, so könnte es die Zustände nicht viel bessern, denn Amerika treibt seinen Fruchtbau immer stärker, verbessert immer seine Transportmittel, so daß jährlich mehr Weizen nach Europa eingeführt werden kann, und derselbe stets wohlfeiler werden muß. Wie helfen? Nach Amerika gehen? Das thun manche, recht viele; das bessert Europa nicht. Nur folgender Rath ist zu geben: Liebe Landleute — spielt die Herren nicht, laßt die Wirthshäuser in Ruhe, legt den Staat ab, lehnt kein Geld auf Zinsen und tretet zusammen, um Hilfskassen zu bilden. Und du Regierung, keine neue Steuern mehr, aber die alten herabgesetzt und die alles verschlingende Armee vermindert. Sonst kommt der amerikanische Wolf und verschlingt euch mit Haut und Haaren. Dixi!

Kalifornien, welches schon so reich an Schätzen ist, und wo die landwirthschaftliche Produktion bereits bedeutend den Mineralreichthum überragt, gewinnt durch die Einführung des Oelbaums in seinen südlichen Theilen eine neue ergiebige Kulturpflanze. Ein gewisser Cooper hat denselben seit einiger Zeit im großen Maßstabe in Santa Barbara angepflanzt und damit sehr günstige Resultate erzielt. Die drei Jahre alten Bäume sind schon ergiebig; im fünften Jahre werfen sie bereits einen Gewinn ab, im sechsten Jahre sind alle früheren Auslagen bezahlt, die Amortisation ist vollständig. Von Jahr zu Jahr steigert sich der Ertrag des Baumes, und das kann ein Jahrhundert anhalten. In Kleinasien kennt man Oelbäume, die ein Alter von 1200 Jahren haben, und sie tragen noch. Die besten Bäume Coopers, welche acht Jahre alt sind, trugen per Acker 2000 Gallonen Oliven. Da nun acht Gallonen Oliven eine Gallone Oel liefern, so erhält man vom Acker 250 Gallonen Olivenöl. Dieses Oel wird zu fünf Dollar per Gallone verkauft; mithin trägt der Acker Oelbaumpflanzung 1250 Dollar jährlich.

Geh aus mein Herz u. ſuche Freud'
In dieſer lieben Somerszeit
An deines Gottes Gaben. pp



der [illegible]

Wer hätte [illegible] Muthl [illegible] Der [illegible] lassung, oder di [illegible] gelahmt; Hind [illegible] aufgethürmt; d [illegible] oder am Ende i [illegible] macht.

Aus diesen [illegible] schwermüthige [illegible] nicht zum rechten [illegible] strengungen d [illegible] uns wie den [illegible] Jerusalem und [illegible] vom vielen Wa [illegible] was das Schli [illegible] eigenen Herzen, [illegible] liegenden Aufg [illegible] sie aßen, und w [illegible] ten doch nicht m [illegible]

Da ließ ihm [illegible] sagen: „Und nu [illegible] getrost alles Vo [illegible]

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | August 1883. | Achtes Heft.



Woher kommt der rechte Arbeitsmuth?

Editor.

Wer hätte nicht schon das drückende Gewicht der Arbeits-Muthlosigkeit empfunden? Der Körper ist vielleicht nicht in der richtigen Verfassung, oder die Schwungkraft des Geistes auf irgend eine Weise gelähmt; Hindernisse und Widerwärtigkeiten sind ringsumher aufgethürmt; der mit Recht erwartete Erfolg ist ausgeblieben, oder am Ende ist es gar die Sünde, so uns anklebt, welche träge macht.

Aus diesen und anderen Ursachen überkommt uns oft eine schwermüthige Mattigkeit, eine entnervende Traurigkeit, welche nicht zum rechten freudigen Thun kommen lassen, und allen Anstrengungen das Gepräge der Schlaffheit aufdrücken. Es ergeht uns wie den Israeliten, welche unter Serubabel und Josua Jerusalem und das Haus des Herrn bauen sollen; aber müde vom vielen Wandern, erdrückt von mancherlei Kämpfen und — was das Schlimmste — unsicher gemacht durch Zwiespalt im eigenen Herzen, besaßen sie eben so wenig Kraft als Lust zur vorliegenden Aufgabe. „Sie säeten viel, und es brachte wenig ein; sie aßen, und wurden doch nicht satt; sie kleideten sich, und konnten doch nicht warm werden.“

Da ließ ihnen Gott der Herr durch den Propheten Haggai sagen: „Und nun, Serubabel, sei getrost; sei getrost Josua; sei getrost alles Volk im Lande und a r b e i t e; denn ich bin mit euch, spricht der Herr Zebaoth. Nach dem Worte, da ich mit euch einen Bund machte, da ihr aus Egypten zoget, soll mein Geist unter euch bleiben. Fürchtet euch nicht.“

Der Blick des Propheten schaut über die vorliegenden Kämpfe und Schwierigkeiten hinweg, zurück nach den Tagen, in welchen Gott sein Volk erwählte und einen Bund mit ihm machte, gemäß dessen sie in glühender Liebe, wie Abraham auf das Wort der Verheißung, muthig vorwärts pilgerten zur Stadt, die Gott zum Baumeister hat, und die Schmach Christi höher achteten, als alles andere.

Dieser innigste Bund des Herzens mit Gott, dieses Aufgehen in ihm, dieses gänzliche Erfülltsein von seinem Geist, ist auch für uns die rechte Quelle des Arbeitsmuthes, aus der wir immer wieder neue Kraft schöpfen, wenn Müdigkeit und Mattigkeit uns beschleichen wollen.

Alle anderen Ursachen und Antriebe zur Thätigkeit tragen den Keim der Fäulniß und der Vergänglichkeit in sich. Die Selbstsucht mag in fieberischen Anstrengungen sich ergehen, oder mit der größten Energie anfassen; wird aber gewöhnlich gar schnell nachlassen, sobald sie sich nicht in Erreichung ihres Zieles belohnt sieht. Das rein menschliche, von Gott abgetrennte Pflichtgefühl kann höchstens eine mechanische Bewegung erzeugen, und wird, wenn es darauf ankommt, die Feuerprobe kaum bestehen. Das Muß der Nothwendigkeit ist die allerjämmerlichste Triebkraft zur Arbeit: ein löcherichter Brunnen, der niemals Wasser hat. Und im bloßen Gewohntsein zur Arbeit, wenn nicht auch der innere, lebendige Impuls hinzukommt, degradirt sich das Menschenkind zu einem Lastthier, das nur mit Widerstreben die Bürde trägt.

Die lebendige, nie versiegende Quelle des frischen Arbeitsmuths ist da zu finden, von wo alle lebensvollen Antriebe ausgehen — bei dem dreieinigen Gott. Sein Wesen ist Leben, Licht und Liebe. Wer ihn in seiner ganzen Fülle — soweit dies Menschen ermöglicht ist — in das Herz aufgenommen; wer sich ihm ergeben hat mit Leib, Seele und Geist; wer ihn in sich sein ganzes großes Werk im kindlichen Glauben thun läßt: der wird für seinen irdischen und geistlichen Beruf, in göttlichem Leben und Licht und in göttlicher Liebe einen immer sprudelnden Born in sich haben, woraus der rechte Arbeitsmuth fließt.

1) Eine der drückendsten Fesseln frischer, anhaltender, gottgewollter Thätigkeit ist der durch Sünde verursachte Herzens-Zwiespalt; dieser Wurm, der nicht stirbt, wenn wir nicht bereit sind, ihn durch die Gnade tödten zu lassen, und der in unsere besten Anstrengungen irgendwelche zersetzende Fäulniß hineinträgt.

Wenn jedoch göttliches Leben in Hülle und Fülle ein Menschenkind erfüllt, da muß der Modergeruch des Todes — die Sünde, verbannt sein; denn wer in ihm ist und bleibet, der sündiget nicht. Die innere Disharmonie ist vernichtet; das gegenseitige Verklagen und Entschuldigen der Gedanken hat aufgehört; der Mensch wird sozusagen wie aus einem Guß; kennt nur ein Lebens-Element, und das ist Gott, nur einen Lebensweg, und der ist Gott, und nur einen Lebenszweck — Gott.

Ist nun dieses Einswerden mit göttlichem Leben keineswegs ein trostloses Einerlei, so ist es auch nicht eine blos beschauliche Ruhe. Der ernste, feste Glaubensbund des Gewissens mit Gott erzeugt zwar im tiefinnersten Menschenwesen den ungestörten, völligen Frieden. Dasselbe Gottesleben aber wird zu gleicher Zeit der innere Impuls zu solch' beständigem Wirken sein, wie es vom Urquell dieses Lebens gewollt ist.

Gesundes Gottesleben im Herzen wird sich deshalb nicht blos in innerer Beschaulichkeit und Anbetung kund thun, sondern muß sich — wie Gott selbst — in richtiger Wirksamkeit äußern. Es entfaltet seine Triebkraft im bescheidensten irdischen Beruf; es weiht die geringste Arbeit, denn dieselbe liegt auf dem Wege zum großen Ziele; es verwandelt sozusagen das Unscheinbarste in einen Hebel zur Erreichung des Endzwecks, durchzieht unser ganzes Dasein, so verborgen und unscheinbar es auch sein mag, mit dem Odem Gottes, und weckt auf diese Weise mannigfachen, reichen, vom belebten Gewissen aus gewirkten Arbeitsmuth — selbst in den kleinsten Dingen.

Ein von Gottes Leben gänzlich erfülltes Herz wird ferner dem Tode der Sünde gegenüber, wie sich derselbe in der Welt darstellt, niemals rasten können. Diese Rastlosigkeit darf weder mit peinlicher Unruhe, noch mit Fanatismus bezeichnet werden, denn sie ist nur die natürliche Aeußerung des das ganze Wesen erfüllenden lebendigen Gottes. Solches Menschenkind wünscht nicht allein die Vernichtung der Sünde in der Welt, denkt nicht blos an die Bekehrung der Welt, sondern wird nothwendigerweise fortwährend von Innen heraus angetrieben, Handreichung zu thun, damit in der Welt der Modergeruch des Todes dem Leben weiche. Da braucht es nicht immer und immer wieder des Vorwurfs, der Mahnung und des Aufraffens vom Fall in die Unthätigkeit. Nein — der rechte Wecker zur unaufhörlichen Wirksamkeit, Gott der Herr selbst, lebt im vollsten Sinn des Wortes in der Seele, verbannt die Trägheit und führt zur Arbeit. Soll dieselbe im Winkel oder auf der Hochwache der Welt gethan werden; ist es ein schwaches Kindlein oder ein Großer in Israel, der sie thut; werden die Menschen etwas davon erfahren oder nicht, das bleibt sich gleich. Zur vorliegenden Arbeit ist der Muth vorhanden; sie wird, so weit die Kräfte reichen, auch gethan, denn das

inwendige Leben äußert sich in solcher Wirksamkeit.

Freilich hat der Tod der Sünde Uebel in die Welt gebracht, unter denen auch der von göttlichem Leben erfüllte Mensch zu leiden hat, und um derenwillen er oft in seiner Thätigkeit gehindert wird. Krankheit lähmt die Kräfte; das Alter schwächt die Unternehmungslust, und mancherlei andere lähmende Einflüsse liegen gleichsam in der Luft, über welche wir oft keinerlei Controlle haben, die aber unserem Muth, unserer Wirksamkeit entgegen treten.

Wird sich auch unter diesen Umständen das göttliche Leben im Herzen als Quelle erweisen, aus welcher der rechte Arbeitsmuth fließt?

Gewißlich — und zwar bis zu solchen Schranken, wo Gott selbst spricht: Bis hierher und nicht weiter.

Einmal werden manche körperliche, den Arbeitsmuth lähmende Umstände von einem mit Gottes Leben erfüllten Menschen vermieden werden. Er wird nicht krank oder unwohl sein deswegen, weil er seinen Launen oder Lüsten oder Capricen nachgegeben hat. Sein in Gott lebender Geist wird gleichsam über den Körper Wache halten, und demselben auf diese Weise manches Geschwächtwerden ersparen, welches leichtfertigere Christenmenschen zur Beeinträchtigung ihres Arbeitsmuths erfahren müssen.

Kommen aber die Tage, die uns nicht gefallen, so wird in einem Menschen, voll von göttlichem Leben, der Arbeitsmuth noch lange nicht schwinden. Ist die Kraft für große Wanderungen nicht mehr hinreichend, so reicht dieselbe doch noch bis zum Nachbar. Wird die Stimme nicht mehr in der großen Gemeinde gehört, so verkündigt sie das Heil im kleinsten Kreise; sind Schranken gesetzt, welche nicht weggeräumt werden können, so äußert sich der rechte Arbeitsmuth innerhalb derselben, und wird nie in entnervende Traurigkeit verkehret, selbst dann nicht, wenn man nur stille halten und sprechen kann: Dein Wille geschehe. Nie hat Adolph Monod inniger und erfolgreicher geredet, als in den kurzen, auf seinem Todtenbett gehaltenen Ansprachen. Nie hat Bunyan mehr gewirkt, als dann, da er in das Gefängniß zu Bedford eingesperrt wurde, denn hier in der Beschränkung kahler Kerkermauern schrieb er größtentheils die Pilgerreise.

2) Nebst dem göttlichen Leben ist dem Gott gänzlich geweihten Menschen auch viel Licht bescheert, welches ebenfalls zur Stärkung des Arbeitsmuthes dient.

Licht, kräftiges Licht — vor allem betreffs der Verheißungen Gottes. „Immanuel, Gott mit uns!" Das ist der große Bund, den Gott mit uns gemacht hat. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende;" also erfrischt der Herr unsern Glaubensmuth, und setzt hinzu: „Mein Geist soll unter euch bleiben." Wer aber könnte diese und andere Verheißungen besser fassen und zur Anfeuerung seines Glaubensmuthes benützen, als der, welchem das Licht Gottes ungetrübt von Herzensunreinigkeit in die Seele schaut? Verpfändet sich ja doch der, welcher unumschränkt das ganze Wesen durchwohnt, beständig dazu, daß nach des Vaters Willen das Reich beschieden werden soll. Weshalb dann bangen und einer unfruchtbaren Traurigkeit Raum geben? Nein — „sei getrost, heißt es da, sei getrost und arbeite." Arbeite, gerade mit dem Worte, das ich dir gebe, dem der Verheißung. Alle andern Stützen sind kein nütze. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. — Solches ist das Gotteslicht, das in eine Gott gänzlich ergebene Seele heller scheinet, als in irgend einem anderen Herzen, und den Arbeitsmuth aufrecht erhält.

Diese ungetrübte, durch nichts im Herzen gestörte göttliche Erleuchtung verhilft auch zur richtigen Weltanschauung, und diese wiederum zu frischer Lust am Wirken.

Es giebt nach rechts und links eine Weltanschauung, die nothwendigerweise unseren Arbeitsmuth schwächen muß.

Wer sich die Welt oberflächlich mit sanguinischen Augen betrachtet und leichthin sagt: so gar schlimm steht es nicht, und die Menschen werden schon nach und nach besser werden, wird höchst wahrscheinlich keine Lust zum gottgewollten Wirken haben, auch wenn er den Herrn Jesum Christum bekennt.

Einer andern Weltanschauung gemäß hätten Sünde und Laster in dem Maße überhand genommen, daß eigentlich nur wenig für die Welt zu hoffen wäre, es wäre die Geschichte des Menschengeschlechts eine so unentwirrbare Verwickelung, ein solcher Wirrwar von Irr- und Kreuzwegen, daß die gegebenen Mittel unmöglich zur Lösung des sündlichen Knotens auszureichen vermöchten. Auch diese Weltanschauung muß unwillkürlich den Arbeitsmuth abschwächen.

Obwohl wir nun weit entfernt sind, Jemandes Gnadenstand abmessen zu wollen, glauben wir doch, daß eine völlig in Gott lebende Menschenseele durch Gottes Licht eine von den angeführten verschiedene Weltanschauung gewinnt, welche anstatt lähmend einzuwirken, freudigen Glaubens- und Arbeitsmuth einflößt. Sie erkennt die Größe der Sünde und des Lasters; sie ist den wirren Gängen der Völker gegenüber nicht blind und weiß, daß sie vielfach von Gott abkommen; sie klagt über die Schäden der Kirche, Gott zeigt ihr aber auch die Siege der Gnade — in vielen tausenden reinen Charakteren, in der Verbreitung des Evangeliums über die ganze Erde; in der Weckung des Gewissens unter den Völkern, selbst wenn sie noch nicht ganz dem

Worte unterthan geworden sind u. s. w. Ein von Gott gänzlich gesund gemachtes Herz wird sich auch zu einer gesunden Lebens- und Weltanschauung hindurchwinden, und im Lichte der Ewigkeit wissen, daß die Arbeit jedenfalls nicht vergeblich ist, und eben deshalb von geheiligtem Arbeitsmuth angefacht und getragen sein.

3) Die Liebe Gottes, die völlige, in ein geheiligt Herz ausgegossene Liebe, ist der dritte göttliche Zufluß zur Quelle des rechten Arbeitsmuthes.

Sie höret nimmer auf. Wenn die Hoffnung wanken will und der Glaube zagt, so faßt die Liebe, die reine Liebe zu Gott und den Menschen zu, und läßt nimmer ab. Sie kann nicht muthlos werden; sie muß lieben und arbeiten.

Sie träget alles, glaubet alles, hoffet alles und duldet alles. Und wo hat denn da die Unlust zur Arbeit noch Platz? Wo ist denn noch Raum zu matter Entnervung und zagendem Nichtsthun?

Sie ist stärker wie der Tod, und geht in der Macht ihrer himmlischen Stärke von Kraft zu Kraft, von einer Arbeit zur andern, von Liebesthat zu Liebesthat, und schöpft selbst aus dem ermüdendsten Wirken Muth zu neuer Thätigkeit.

Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Die Furcht, daß man sich am Ende in diesem unablässigen, arbeitsmuthigen Streben vor der Zeit aufreibe. Sie weiß, daß dies nicht, oder nur sehr selten geschieht. Und wenn auch. Wäre es denn im Ganzen ein so schrecklich Unglück? Sie hat ja keine Furcht vor dem Tode und geht durch denselben nur zur ewigen Liebe.

Die völlige Liebe weiß nichts von dem Urfeind des christlichen Arbeitsmuthes — der Menschenfurcht. Furchtlos und treu, aber immer liebend thut sie, was sie nicht lassen kann. Gott der Herr ist bei ihr drinnen; was können ihr da die Menschen thun? Dem Urquell der ewigen Liebe gegenüber sind sie doch nur ganz kleine, armselige Wesen. „Deshalb vorwärts," so heißt die Losung — mit dem Arbeitsmuth der Liebe. Wird sie gehört, so freut sie sich; schmäht man, so läßt sie sich nicht erbittern; bleiben die Menschen gleichgültig, so wird sie desto inniger; muß sie durch böse Gerüchte, so vergiebt sie. Sie geht in der Löwen Höhle; sie duldet den heftigsten Widerspruch; sie fürchtet sich nicht vor Königen und hat keine Bangigkeit vor den Weisen dieser Welt. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus, und mit dieser schwindet ein großer Feind des Arbeitsmuthes.

Und nun, mein lieber Leser, wollen wir uns prüfen, wo die Ursache unserer öfteren Arbeitsmuthlosigkeit zu suchen ist, und alsdann zum Lebensborn gehen, wo wir in Fülle schöpfen können — den rechten Arbeitsmuth.



Die Pfahlbauten.

Für Haus und Herd von Dr. C. Riemenschneider.

Man schrieb den 31. December 1870. Ein überaus ereignißvolles Jahr schickte sich an, von der Bahn der Geschichte abzutreten, um seinem Nachfolger die zahllosen Fäden des bunten Gewebes, zu welchem sich die Geschicke der einzelnen Menschen, der Nationen und Länder vereinigten, in die Hand zu geben. Ach, wie viel Schmerzen, welch' unsägliches Weh hatte auch dieses Jahr wieder neben den Freuden, den Erfolgen der Menschheit auf den Blättern der Geschichte buchen müssen! Wie manche Hoffnung mußte es zu Grabe tragen, wie mancher freudigen Erwartung die ersehnte Erfüllung versagen! In wie manche Heimstätte der Trauer konnte auch die Sonne des neuanbrechenden Jahres nicht das Licht des Trostes hineinleuchten lassen!

Wer kennt nicht die schöne Sitte, welche namentlich dem deutschen Volke eigen ist, die letzten Stunden vor dem bevorstehenden Jahreswechsel in trauter Vereinigung mit Freunden zuzubringen? So finden wir denn auch gerade an diesem Abende jenes Kränzchen, in dessen Kreis wir uns bei einer früheren Zusammenkunft eingeführt sahen, wieder versammelt, und zwar in dem Hause des würdigen Vorsitzers, des Pfarrers Zimmermann. Doch die Zahl der Anwesenden ist eine weit größere, indem die einzelnen Vereinsmitglieder, zufolge des besonderen Anlasses und einer freundlichen Einladung von Seiten der Frau Pfarrerin, in Begleitung ihrer Gemahlinnen, sowie ihrer älteren Söhne und Töchter sich eingestellt hatten. Vor Freude strahlte das milde Antlitz des Geistlichen und seiner liebenswürdigen Gattin, welche ihm so lange schon eine treue Gehülfin gewesen war, als sie das muntere Treiben der Jugend überschauten, und unwillkürlich schweiften ihre Gedanken in die Ferne, gedachten sie eines geliebten Sohnes,

welcher, dem Rufe seines Meisters getreu, vor Jahren in ferne Heidenländer hinausgezogen, der blühenden Tochter, welche dem geliebten Gatten über das Weltmeer in die neue Heimath gefolgt war, des jüngsten Sohnes, welchen der Ruf des Vaterlandes aus den Hörsälen der Universität in das Getümmel des Krieges hinausgetrieben hatte, und der jetzt vielleicht auf einsamer Wacht im Feindeslande des lieben Vaterhauses, der theuren Eltern gedenken mochte.

Da es bereits zu spät war, nach gewohnter Weise den Abend durch ein geselliges Mahl zu eröffnen, so begnügte sich die Wirthin des Hauses damit, trefflichen Kaffee mit Gebäck unter den Versammelten umherreichen zu lassen.

„Werthe Herren und Damen," so begann der Pfarrer, nachdem die Anwesenden eine Zeitlang der geselligen Unterhaltung sich hingegeben hatten, „ich brauche Sie nicht erst zu versichern, welches Vergnügen es meiner theuren Gattin und mir bereitet, Sie an diesem letzten Abende des Jahres in unserm Heim zu begrüßen. Diese an sich schon feierlich ernsten Stunden sind durch die besonderen Verhältnisse, unter welchen wir leben, noch ernster geworden. Dunkle, trübe Schatten suchen sich auch in unsern Kreis hereinzudrängen, doch laßt uns sie bannen! Begegnen wir den Heimsuchungen, welche unser Land betroffen haben, mit vertrauensvoll gläubigem Blicke auf den allmächtigen Weltenlenker, der Alles zum Besten hinausführen wird! Es ist unser Wunsch, daß diese Abendvereinigung, unter so ernsten Zeitläuften sie auch stattfindet, doch allen unsern Freunden, den alten wie den jungen, stets in freudiger Erinnerung verbleiben möge. Wir werden nunmehr dazu schreiten, die gewohnten Uebungen unseres Kränzchens zu eröffnen, und es freut uns, zur Theilnahme an denselben auch die werthen Damen, sowie unsere jungen Freunde einladen zu dürfen. Als Gegenstand der gemeinsamen Besprechung wurde bei der Zusammenkunft des vorigen Monats „Die Pfahlbauten" aufgestellt. Wir hatten — es sei mir diese Bemerkung gestattet — damals keine Ahnung davon, daß wir uns gerade an diesem Abende oder in so liebenswürdiger Gesellschaft wieder zusammenfinden würden. Doch unser werther Herr Professor, der Referent des Abends, wird es sicherlich verstehen, auch diesem scheinbar so hölzernen und mit dem besonderen Anlasse, dem wir diese schöne Vereinigung zunächst verdanken, in keinem Zusammenhange stehenden Thema, Seiten abzugewinnen, welche auch das Interesse unserer Damen, unserer Jugend in lebhafter Weise wachrufen werden."

So eingeführt, erhob sich der Professor und begann nach der üblichen Anrede sofort auf das ihm zugewiesene Thema einzugehen.

„Wir sind naturgemäß dazu geneigt, an Abenden, wie der heutige es ist, Rückblicke anzustellen auf die Vergangenheit. Zu kaum irgend einer andern Zeit taucht das Erlebte in solch' scharfen Umrissen, in solch' feierlichem Ernste vor dem Geistesauge unserer Erinnerung auf. Diese dem Menschen eigenthümliche Neigung, beim Jahresschlusse Ereignisse oft längst verflossener Jahre wie im bunten Kaleidoskop sich vorzuführen, benutze ich nun, um Sie, werthe Herren und Damen, einmal über einen Zeitraum von Jahrtausenden hinweg in die Vergangenheit zurückzuversetzen, und ich hege gar keinen Zweifel, daß in uns Allen durch eine denkende Betrachtung jener altersgrauen Fernen manch' anregender Gedanke auch für die unmittelbare Gegenwart wachgerufen werden könne.

Wie es zu jener Zeit, auf welche wir Bezug zu nehmen gedenken, in Europa aussah, welche Zustände damals in demselben herrschten, wer vermöchte es zu sagen? Die Geschichte läßt uns hierüber vollkommen im Dunkel, und einzig der Alterthumsforscher kann uns bis zu einem gewissen Grade über Leben, Sitten und Bräuche der ältesten Bewohner unseres Continentes Auskunft geben durch Mittheilungen, die er aus aufgefundenen Pfeilen und Messern, aus Scherben und Geräthschaften erschließen muß. Nur diese mit Aufbietung des größten Scharfsinnes, der beharrlichsten Ausdauer ausgeführte Forschung vermag es, Lichtstrahlen in die dichte Finsterniß hineinzuwerfen, in das Dunkel, das uns entgegenstarrt, sobald wir in die Zeiten einzudringen versuchen, welche weiter zurückreichen, als die Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die wir in Bilder- und Buchstabenschrift, etwa bis in's Jahr 2200 v. Chr., verfolgen können. Wie Großes durch diese vielfach belächelte „Maulwurfsarbeit" zu Tage gefördert werden kann, bezeugen auf's Schlagendste die zahlreichen Entdeckungen, welche neuerdings die Energie eines Schliemann aus dem dunkeln Erdenschoße an das Tageslicht hervorgezaubert hat.

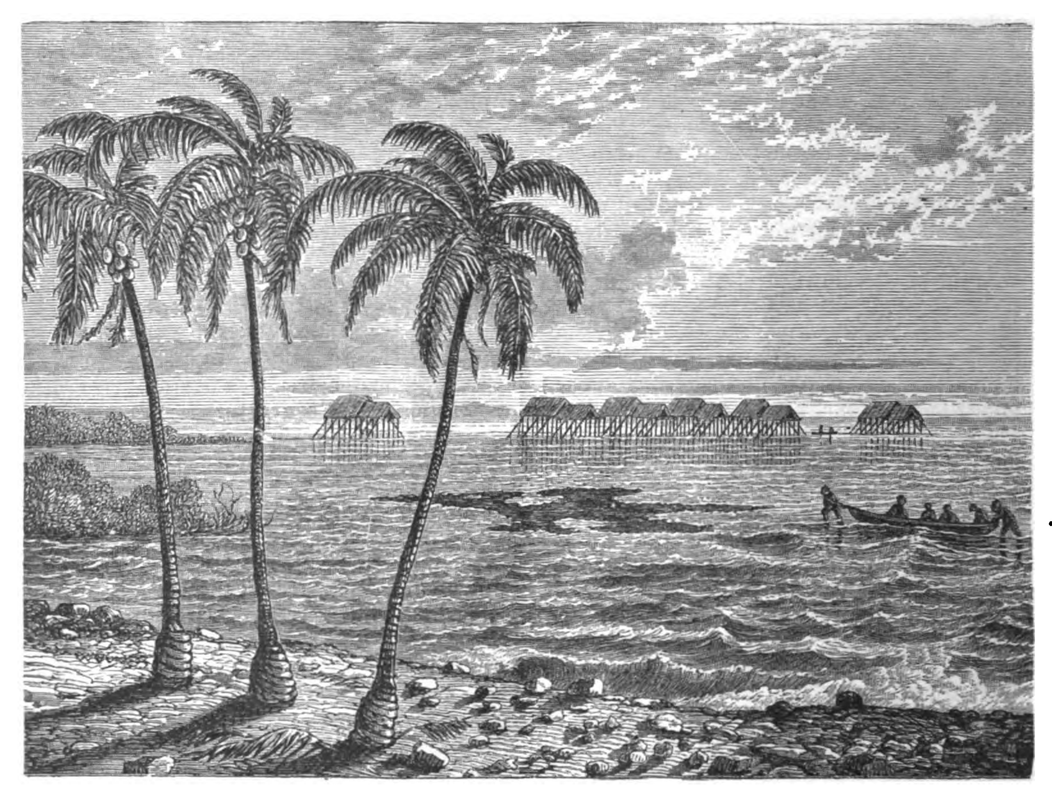
Unter allen Funden nun, welche uns, Fußtapfen gleich, den Weg in das Nachtgebiet des in der Urzeit herrschenden Culturlebens andeuten, haben zweifelsohne die sogenannten Pfahlbauten die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Versuchen wir, ehe wir auf eine nähere Beschreibung derselben eingehen, oder die Ergebnisse feststellen, welche aus der Erforschung derselben hervorgegangen sind, die Culturperiode näher zu bestimmen, der sie angehört haben müssen, so ist es die der sogenannten Steinzeit. Die Eis- oder Gletscherperiode war zum Abschluß gekommen. Die ältesten in Europa nachzuweisenden Einwohner, die Höhlenmenschen, hatten während derselben ihr ärmliches Dasein unter steten Kämpfen mit den gefräßigen und gefährlichen Ungeheuern der Mammuthzeit kümmer-

lich zu fristen gesucht. Nun trat eine neue Bevölkerung mit höherer Culturfähigkeit in ihre Erbschaft ein.

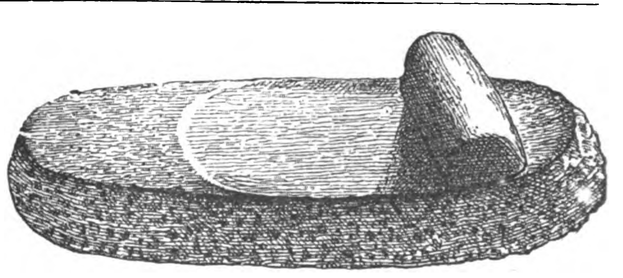
Von welcher Herkunft und Rasse jene Ureinwohner auf europäischem Boden gewesen sein mögen, ist selbst der Vermuthung entrückt. In den Pfahlbauern dagegen wollen Einige die Sprößlinge der großen arischen oder indogermanischen Familie erkennen, während Andere die Hypothese als die wahrscheinlichere verfechten, es seien Menschen finnischer Abstammung gewesen, welche wenigstens die älteren der Pfahlbauten errichteten, und diese seien dann später von dem ersten Vorstoße der gewaltigen indogermanischen Völkerwanderung nach Europa, den Kelten, vertrieben und allmälig in ihre jetzigen Wohnsitze, das heutige Finnland zurückgedrängt worden.

So viel in Kürze über die Zeit der Pfahlbauten und die Abstammung ihrer Bewohner. Es war nun im Winter 1854, als zu Meilen am Züricher See gewisse Uferbauten vorgenommen wurden. Bei dem ungewöhnlich niedrigen Wasserstande stieß man beim Graben auf eine zwei und einen halben Fuß dicke Moderschicht unter dem Schlamme, in der Steinbeile, verschiedene rohe Geräthe aus Thon, Horn, Holz und Knochen lagen und dicke Eichenpfähle eingerammt waren, welche Reihen bildeten. Der Schulmeister des Dorfes, dem dieses höchst auffallend erschien, berief sofort den Alterthumsforscher Dr. Ferdinand Keller an Ort und Stelle. Da alle jene aufgefundenen Gegenstände unter dem Niveau des mittleren Wasserstandes begraben lagen, so folgerte dieser Gelehrte daraus, daß an dieser Stelle, wo die Pfähle eingerammt sind, in das Wasser hineingebaut worden war, und daß die Bauten als Zufluchtsstätten für Menschen und Thiere und als Arsenale und Magazine für die Vorräthe von Steinwaffen Steingeräthe benützt wurden. Die nahezu drei Fuß dicke Schichte der Culturreste deutete ferner darauf hin, daß es sich nicht nur um ein kurzes, vorübergehendes Verweilen an dem betreffenden Orte, sondern um einen bleibenden Aufenthalt daselbst gehandelt hatte. Seither sind diese Ueberreste menschlicher Wohnungen unter dem ihnen von Keller gegebenen Namen der Pfahlbauten in der ganzen Welt bekannt geworden. Späterhin wurden dann zuerst in den See'n und Torfmooren der ebenen Schweiz, sodann in Italien, Frankreich, Deutschland (Bayern und Mecklen-



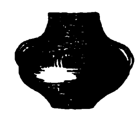
Pfahlbauten.

burg), England und Irland, Oesterreich und Ungarn ähnliche Pfahlbauten nachgewiesen, was zu dem Schlusse berechtigt, daß diese eigenthümliche Weise, Wohnungen und Magazine auf dem Wasser zu bauen, in grauer Urzeit fast überall in Europa gebräuchlich war, eine Vermuthung, welche durch das gewichtige Zeugniß des griechischen Geschichtsschreibers Herodot bekräftigt wird. Noch im fünften Jahrhundert v. Chr., berichtet er, hätten die Völker Thraciens dieselbe Sitte gekannt. „Zusammengefügte Bretter," so sagt er an der betreffenden Stelle, „stehen auf hohen Pfählen mitten im See, und haben vom Lande nur einen schmalen Zugang durch eine einzige Brücke. Sie wohnen aber auf folgende Art. Jeder hat auf dem Gerüste seine eigene Hütte, in der er lebt, und eine Fallthür, die durch die Bretter in die See hinabführt. Die kleinen Kinder binden sie an einem Fuße mit einem Stricke an, aus Sorge, daß sie hinunterfallen könnten."


Handmühle.

Ich hatte mir, werthe Herren und Damen, zur Verdeutlichung des über die Pfahlbauten Gesagten einige Illustrationen aus meiner Sammlung ausgewählt, welche ich Ihnen zur Ansicht vorzulegen gedachte; aber, wie ich sehe, fehlt mir leider gerade die Darstellung der Pfahldörfer, so wie wir sie uns etwa vorzustellen haben. Ich kann mir dieses nur so erklären, daß mein kleines Söhnchen, der bildersüchtige Albert, sich in meiner Abwesenheit, wie er es oft thut, in meine Studirstube hineinschlich und die betreffende Illustration an einen andern Ort verlegte."

„Erlauben Sie, Herr Professor," sagte hier der Vorsitzer, „mich däucht, in einer Missionsschrift einst gelesen zu haben, daß auch die Bewohner mehrerer Inseln des Stillen Oceans bei der Anlage ihrer Heimstätten in ähnlicher Weise zu verfahren pflegen, und ich glaube, jene Zeitschrift hatte der Beschreibung zugleich eine bildliche Darstellung der Pfahlbauten, wenn ich mich des Ausdrucks bezüglich dieser Wohnungen bedienen darf, beigegeben. Wenn es Ihnen angenehm ist, so werde ich das betreffende Heft aus meiner Bibliothek herbeischaffen, und es möchte die dort gegebene Illustration vielleicht als Ersatz für die Ihnen fehlende gebraucht werden können."



Thongefäße.

Der Referent nahm das Anerbieten mit Dank an, reichte dann die Zeitschrift mit einigen erklärenden Bemerkungen und Zusätzen zur Ansicht umher und fuhr hierauf in seinem Vortrage weiter fort.

„Die einzelnen Hütten von länglich viereckiger Form maßen gewöhnlich siebenundzwanzig Fuß in der Länge und zwölf Fuß in der Breite. Man nimmt an, daß oft nicht weniger als dreihundert solcher hölzerner Bauten in einer Ansiedelung vereinigt waren, und somit ein Dorf von etwa eintausend Einwohnern und darüber bildeten. Zählte man doch an manchen Stellen mehrere Hunderttausende von Pfählen, welche in der angeführten Weise in den Boden eingerammt worden waren.

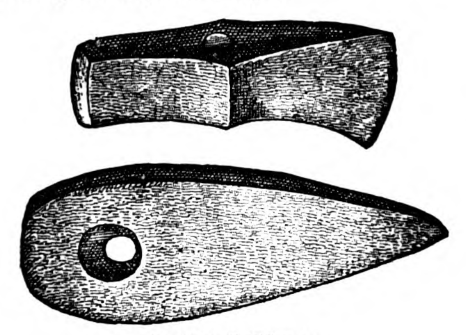
Die sehr dicht neben einander stehenden Pfähle waren durch eingezapfte Roste verbunden. Die Hütten selbst bestanden aus leichteren Balken, mit Fachwerk von Aesten, deren Zwischenräume mit Lehm und Moos ausgefüllt wurden. Sie hatten wahrscheinlich Strohdächer und jedenfalls Gallerien umher, welche durch eine schmale und zuweilen sehr lange Brücke mit dem Lande verbunden waren.

Ich sehe, meinen jungen Freunden schwebt die Frage auf den Lippen, weshalb wohl diese Bauten mit unsäglicher Anstrengung im Wasser aufgeführt wurden. Die Antwort wäre wohl die, daß jene Pfahlbauern sich auf diese Weise zu schützen suchten, weniger vor den reißenden Thieren, denn Bär, Luchs und Wolf, die damals häufig waren, greifen den Menschen nur selten und nur vereinzelt, nicht aber in seinen Wohnungen an, als vielmehr vor den Nachbarn, indem wahrscheinlich, wie jetzt noch bei den Wilden auf ähnlicher Civilisationsstufe, steter Krieg Aller gegen Alle wüthete. Doch mögen auch noch andere Gründe, wie z. B. die Erleichterung des Fischfangs mit eingewirkt haben. Den Verkehr bewerkstelligten sie vermittelst großer aus Baumstämmen zugehauener und gehöhlter Kähne.

Gehen wir nun, nachdem wir in möglichster Kürze eine Beschreibung der Bauten gegeben haben, zu den Bewohnern derselben und ihrer Lebensweise über.

Um hier mit einiger Genauigkeit vorgehen zu können, dürfen wir nicht unbeachtet lassen, daß der Zeitraum, in welchem Pfahlbauten errichtet und bewohnt wurden, sich durch mindestens zwei Jahrtausende hinzieht, daß also in dem Leben und den Culturleistungen der Bewohner sich im

Verlaufe dieser langen Periode gar mannigfaltige Aenderungen und Entwickelungsstufen herausgebildet haben müssen."



Geglättete Beilhämmer.

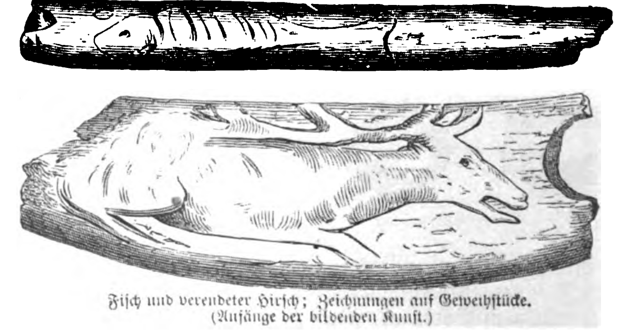
„Herr Professor," warf hier die Gattin des Pfarrers ein, „es wollte mir schon oft scheinen, als ob die Herren Geologen und Geognosten, wenn es sich darum handelt das Alter der Erde oder auch einzelner Culturepochen zu bestimmen, sehr häufig den Mund allzuvoll nähmen, ja einander in ganz ungeheuerlichen Zahlen zu überbieten suchten. Würden Sie vielleicht die Güte haben uns mitzutheilen, auf welche Weise die Gelehrten zur Berechnung der Zeit bezüglich der Pfahlbauten gelangt sind?"

„Mit dem größten Vergnügen. Doch sei hier gleich zum Voraus bemerkt, daß es sich bei allen diesen Zeitangaben nur um das Ungefähr handeln kann, und daß ein Unterschied von hundert oder auch mehr Jahren dabei nicht in's Gewicht fallen darf. Was nun die Pfahlbauten anbetrifft, so hat man in erster Linie die Zeitberechnung auf die Thatsache gegründet, daß unter den Funden an verschiedenen Stellen Gegenstände zur Erscheinung kamen, welche bezüglich ihrer Entstehung sich durch die drei großen Culturperioden der Stein-, der Bronce- und theilweise auch der Eisenzeit hinziehen. Sodann glaubt man in der Torfbildung, welche nach und nach die Bauten dieser Gattung in den verschiedenen Mooren überwucherte, einen wenigstens annähernd richtigen Maßstab zur Berechnung des Alters der frühesten Pfahldörfer gefunden zu haben. Alles dieses in Betracht gezogen, scheint es mir durchaus nicht übertrieben, die ersten Anfänge dieser eigenthümlichen Wohnstätten auf etwa zweitausend Jahre zurückzudatiren.

Gleich von den ältesten Pfahlbauern läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie bereits aus dem Zustande der Barbarei sich emporgearbeitet hatten, insofern sie schon mit Fischfang, Jagd, Viehzucht und bis zu einem gewissen Grade auch mit Ackerbau sich befaßt haben müssen. Auf den Fischfang wies sie ja das Element hin, auf dem sie sich heimathlich einzurichten verstanden. Daß sie ferner der Jagd und der Viehzucht nachgingen, bezeugen die überaus zahlreichen Knochen-Ueberreste von Jagd- und Hausthieren. Nach den eingehenden Untersuchungen Rütimeyer's, welche derselbe in seinem überaus lehrreichen Werke „Die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz" niedergelegt hat, sollen sechsundsechszig Arten von Wirbelthieren in diesen Funden repräsentirt sein, nämlich sechsundzwanzig Säugethiere, siebzehn Vögel, drei Reptilien und zehn Fische. Am reichlichsten fanden sich die Reste von Hirsch und Kuh vor. Neben diesen beiden Thiergattungen muß auch allen Erscheinungen nach das Schwein überaus zahlreich vertreten gewesen sein. Weit spärlicher war das Reh, die Ziege, das Schaf, sowie der Fuchs und der Marder, noch spärlicher das Pferd und der Esel. Zu den Thieren, auf welche der Pfahlbauer auch wohl Jagd zu machen pflegte, gehören der Bär, Wolf, Ur, Bison, das Elen, die Gemse, der Steinbock. Die Knochen des Hirsches wurden ihrer Härte wegen vornehmlich zur Herstellung von Werkzeugen für stechende und schneidende Instrumente benutzt.

Auch in der Bebauung des Ackers, sagten wir, seien die Pfahlbauern nicht ungeübt gewesen. Dieses können wir daraus ersehen, daß sie verschiedene Getreidearten, wie den Weizen, die Gerste und die Hirse kannten und aus diesen durch Zerreiben zwischen Steinen und vermittelst Handmühlen, von denen ich Ihnen hier eine Abbildung vorlege, das Mehl gewannen, welches sie zur Bereitung ihres Brotes bedurften. Vielfach finden sich sodann auch die Ueberreste von getrocknetem Obste vor, was uns, da die Aepfel an Größe entschieden die Früchte des wilden Apfelbaumes übertreffen, darauf schließen läßt, daß schon zu jenen Zeiten die Obstcultur eifrig betrieben worden sei.

Es bliebe uns noch schließlich die Aufgabe, nachzuweisen, bis zu welchem Grade die mechanische Fertigkeit bei jenen alten Bewohnern Europas sich entwickelt hatte, da gerade diese



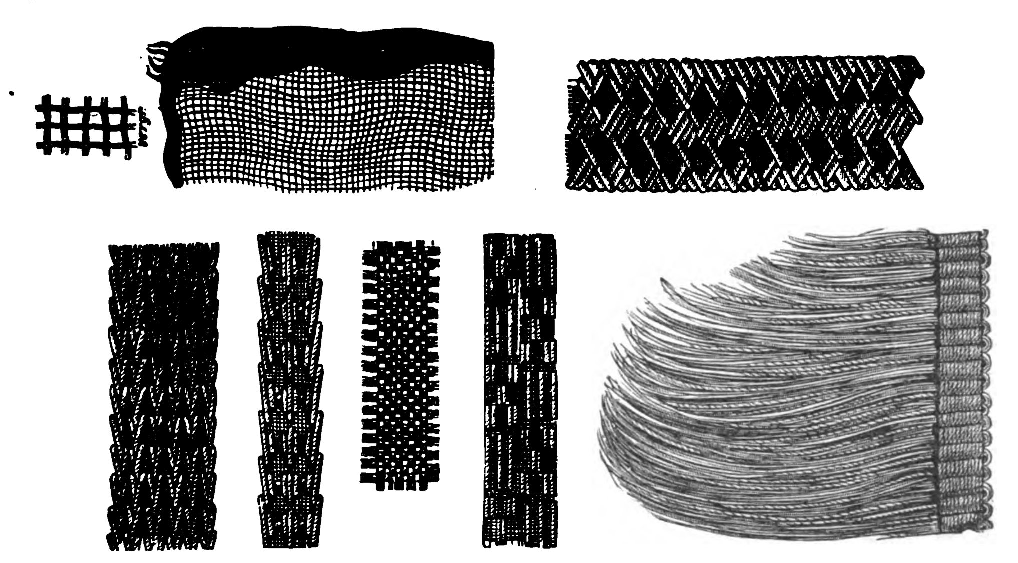
Fisch und verendeter Hirsch; Zeichnungen auf Geweihstücke.
(Anfänge der bildenden Kunst.)

einen Hauptfactor in dem Culturleben eines Volkes bilden muß, über dessen geistiger Befähigung und geistigen Leistungen wir sonst gänzlich im Dunkeln gelassen sind. Und hier vor Allem haben wir in unserem Nachweise den verschiedenen Zeitperioden Rechnung zu tragen, in welchen die überaus zahlreichen Pfahlbauten erstanden sind. Genaue Untersuchungen haben dargethan, daß in den ältesten Zeiten derselben die Metalle noch gänzlich unbekannt waren, daß man es aber trotzdem verstand, selbst die härtesten Steine zu schleifen und zu bohren. Die Geräthschaften und Waffen dieser Periode sind demnach größtentheils aus diesem spröden Material, wie dem Feuerstein, der wahrscheinlich aus dem heutigen Frankreich importirt wurde, dem Grünstein, Serpentin, Quarze hergestellt worden. Wir erwähnen hier nur der Pfeilspitzen, Messer, Beile, die in überaus großer Anzahl in denjenigen Schichten aufgefunden wurden, welche aus dieser ältesten Culturepoche der Pfahlbauten herzuleiten sind. Auf der Illustration hier, welche ich in meiner Hand halte, finden Sie die getreue Darstellung zweier geglätteter Beilhämmer, die einst von der Hand eines jener Pfahlbauern hergestellt worden sind.

Außerdem finden sich gar mannigfaltige Geräthe, die aus Knochen, Zähnen, Holz und besonders Hirschhorn angefertigt wurden. In späterer Zeit, da der Kunstsinn und die Kunstfertigkeit in hohem Grade sich ausgebildet hatten, pflegte man wohl, wie wir aus dieser Illustration ersehen, dann und wann diese Horngeräthe mit Zeichnungen, etwa eines Hirsches oder eines Fisches zu schmücken.

Durch den Bedarf des täglichen Lebens angeleitet, wurden auch schon in den frühesten Zeiten rohe Geschirre aus ungeschlämmtem Thon hergestellt; ja wir finden den Fortschritt in der Entwickelung zu einer solchen Höhe gediehen, daß man auf hölzernen Webstühlen eigene Gewebe aus Flachs bereitete. Das Bild, welches ich Ihnen jetzt zur Besichtigung überreiche, wird ohne Zweifel das besondere Interesse der Damen erregen, indem es Geflechte und Gewebe aus verschiedenen Zeiten der Pfahlbauten zur Anschauung bringt.

Im weiteren Verlaufe der Pfahlbautenperiode, in der immer neue Ansiedelungen dieser Art erstanden, traten die Bewohner in das Zeitalter der Bronce ein, und in Folge der Kenntniß des Metalls hob sich auch der Culturzustand derselben ungemein. Die Instrumente, nunmehr aus Bronce bestehend, wurden, wie aufgefundene Gußformen beweisen, an Ort und Stelle gefertigt, und die Bearbeitung derselben zu einem hohen Grade künstlerischer Vollendung geführt.



Geflechte und Gewebe aus den Pfahlbauten.

Endlich giebt es einige Stationen, welche noch in der Eisenzeit fortbestanden; ja, an einer Stelle des Neuenburgersees hat man nur Eisengeräthe gefunden, deren Form auf die älteste gallische Zeit hindeutet, und mit den Waffen identisch ist, welche die Gallier in ihren Kämpfen gegen die Römer benutzten. Und so wären wir in der Geschichte der Pfahlbauten bei der Zeit der letzten Entwickelungsstufe angelangt."

„Wie ist es zu erklären, Herr Professor, daß diese Bauten, die einst, wie Sie sagten, über ganz Europa hin verbreitet waren, so spurlos verschwinden konnten, daß man nicht einmal die

geringste Kunde mehr von denselben besaß, und daß nur wie von ungefähr eine Culturperiode von zwei Jahrtausenden wieder zur Kenntniß der späten Nachwelt kommen mußte?" Mit dieser Frage wandte sich eine der Damen der Gesellschaft an den Referenten.

„Meine Herren und Damen, um diese gewiß sehr sachdienliche Frage unserer geschätzten Freundin zu beantworten, verweise ich Sie auf dem Wege der Analogie auf das Geschick jener unglücklichen Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä, deren einstige Existenz gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschheit geschwunden war, bis auch sie durch das blinde Ungefähr auf's Neue an die Oberfläche traten und unsern staunenden Blicken die Cultur längst entschwundener Zeiten enthüllten.

In ähnlicher Weise, wenn auch in weit langsamerem Prozesse sind wohl auch die Bauten, welche als Thema unserer Besprechung dienten, von der Bildfläche geschichtlichen Lebens verschwunden. Viele der Pfahlburgen der Steinzeit wurden zum Theil freiwillig verlassen, wahrscheinlich infolge der Ueberwucherung des Torfes, meistens aber wurden sie durch Feuersbrünste zerstört. Weitaus die große Mehrzahl jedoch fand wohl ihren Untergang zur Zeit jenes gewaltigen Völkerandrangs, der, einem entfesselten Meere gleich, sich von Osten her ergoß, und in seinem Völkerschwall die ganze bisherige Bevölkerung Europas verschlang. — Die Pfahlbauern waren kleine, in dem allzu harten Kampfe um das Dasein verkümmerte, zurückgebliebene Gestalten, wie die für unsere Hände viel zu kurzen Griffe der Waffen und Geräthe darthun. Vor den übermächtigen Kelten wichen sie fast ohne Kampf zurück, verbrannten jedoch vor ihrem Rückzuge ihre bisherigen Behausungen, die Pfahlburgen, um den Verfolgern das Nachdringen und das Festsetzen im Lande zu erschweren. Zu der Annahme, daß die Bauten von den Bewohnern selbst und nicht in oder nach dem Kampf eingeäschert wurden, berechtigt uns der Umstand, daß nirgends das Skelett auch nur eines Menschen gefunden worden ist, was unmöglich wäre, wenn die verzehrende Gluth in der Hitze der mörderischen Schlacht ihr zerstörendes Werk begonnen und vollendet hätte. So hatte die Menschheit vergessen, daß es einst Pfahldörfer gab. „Nur die Flüsterstimme der Sage," schreibt ein Historiker schön, „wußte noch zu erzählen von dem Völklein scheuer Zwerge, welche im Wasser oder in Höhlen wohnen oder in die Berge flüchten vor dem Andrang der überlegenen Menschen."

Und nun, meine Herren und Damen, haben wir den Rückblick in die altersgraue Vorzeit gethan. Steigen wir nun aus der Modergruft der Erstorbenen wieder zur Gegenwart empor, deren Puls noch voll Lebenskraft schlägt, in deren großem Lebensorganismus auch wir einen Theil bilden, eine Stelle gefunden haben! Vier Jahrtausende mögen verrauscht sein, seit der erste Pfahl am stillen Gelände des Sees in den Boden eingerammt wurde. Völker erstanden seither, Völker verschwanden. Die Physiognomie der gesammten civilisirten Welt ist zu verschiedenen Malen eine andere geworden; aber der alte Gott lebt noch, ja noch mehr, er ist derselbe; denn tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag. Mit diesem Gedanken lasset uns, wenn auch unsere Herzen von banger Sorge beschwert sein mögen, in das neue Jahr hineintreten, und möge das Morgenroth des ersten Sonnen-Aufgangs uns ein Symbol des Friedens sein, der Wohlfahrt, des Segens, den Gottes Gnade uns im neuen Jahre reichlich schenken wolle!"

Mit der Beendigung des Referats waren, wie gewöhnlich, so auch jetzt die Uebungen des Kränzchens zum Abschluß gekommen. Die letzte Stunde des scheidenden Jahres brachten die Glieder der Gesellschaft in der ihnen am meisten zusagenden Unterhaltung zu: die Jugend in fröhlichem Scherzen und heiteren Unterhaltungsspielen, die Erwachsenen theils in fortgesetzter Besprechung des Gehörten, theils auch in ernster Unterredung über die Zeichen der Zeit, über die Erfahrungen des beinahe verflossenen, die Erwartungen auf das bald hereinbrechende Jahr.

So nahte die feierliche Mitternachtsstunde heran. Kurz ehe die Standuhr zum zwölften Stundenschlage ausholte, rief der Hauswirth alle Anwesenden zusammen. In ernstem Gebete beugten sich Aller Häupter. Bewegten Herzens ließ der Geistliche die Stimme des Dankes gegen Gott laut werden; Worte der Fürbitte entflossen seinem beredten Munde für die von so schweren Leiden heimgesuchte Menschheit; heißes Flehen brach sich da Bahn, daß Gott in Gnaden das neu beginnende Jahr mit dem so sehr ersehnten Frieden, der Rückkehr der Geliebten krönen möchte. — Es schlägt zwölf, und in unwillkürlichem Schweigen verharrt die ganze Gesellschaft, bis der letzte Schlag verklungen ist, worauf sie alle wie aus einem Munde den theuren, dem deutschen Herzen so lieb gewordenen Choral anstimmen: „Nun danket Alle Gott." Dann segnet der Geistliche mit aufgehobenen Händen und leuchtenden Blicken das neue Jahr ein in den Worten des alttestamentlichen Segensspruches: „Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden!"

Sich gegenseitig ein fröhliches Neujahr wünschend, gehen die Versammelten nun auseinander.



Bestelle dein Haus!

Von P. L.

Er schrieb sich eigentlich Sebastian Hüfner, wenn er sich nämlich überhaupt schrieb, was aber, seitdem er diesen seinen Namen unter seine letzte Visitationsschrift in der Schule — nicht ohne Anstrengung — gesetzt hatte, im Ganzen sehr selten bei ihm vorkam. Im Dorfe nannten sie ihn „Bästele", wie man seinen Großvater auch geheißen hatte. Er war nämlich klein von Person, wie Zachäus der Zöllner. Auf den Maulbeerbaum aber war er noch nicht gestiegen, um Jesum zu sehen, es gab freilich im Dorf auch keinen Maulbeerbaum; Bästele sollte das erst später lernen. Ein Zolleinnehmer war er auch nicht, wohl aber ein Zollausgeber. Außer den jährlichen Abgaben und Steuern, die er nie schuldig geblieben ist, bezahlte er jeden Samstag Morgen gegen 7 Uhr seine zwei Kreuzer Pflastergeld an die alte Frau in dem kleinen Häuslein mit der niedrigen Veranda. Dieses kleine Häuslein stand am Thore der großen Stadt, und in die große Stadt fuhr Bästele pünktlich jede Woche auf den Kornmarkt. Schräg gegenüber von dem Häuslein, durch die breite, staubige Landstraße, den Graben mit seinem grünen Gras und einen angenehmen Fußpfad getrennt, lag ein ummauerter Platz. Bästele erinnerte sich nicht, das Thor in dieser Mauer jemals offen gesehen zu haben, und da übermäßige Neugierde sein Fehler nicht war, fragte er nicht viel darnach, was hinter der Mauer liege; er richtete sich auch auf seinem Wagen nicht auf, um über die Mauer zu schauen, so oft er schon vorbeigefahren war. An den Thorpfosten rechts und links stand eine Inschrift; die auf dem rechten Thorpfosten war für Bästele eben so unleserlich, wie das „Mene, mene, Tekel, Upharsin" für die Chaldäer in Babylon; die aber auf dem linken Thorpfosten buchstabirte sich Bästele im Lauf der Zeit zusammen. Die Inschrift lautete: „Bestelle dein Haus!" Und gegenüber auf dem andern Pfosten stand dasselbe in hebräischer Sprache. Nun werde ich meinen lieben Lesern kaum noch zu sagen brauchen, daß das Thor nirgends anders hin führte als in den Judenkirchhof.

Bästele aber wußte das immer noch nicht, und dieweil er mit der deutschen Rechtschreibung zeitlebens auf gespanntem Fuß stand, so las er die drei Worte nach seiner Manier, nämlich nicht: „Bestelle," sondern „Bästele dein Haus."

Das war nun freilich weder lautrichtig, noch tonrichtig, noch sinnrichtig, hätte der Schulmeister gesagt, wenn ihn Bästele um die Sache gefragt hätte. Aber zum Sinniren brachte die Inschrift den Bästele doch; ja er sah, seitdem er die Inschrift heraus hatte, die alten verwitterten Buchstaben andächtiger an, als das moosüberwachsene Steinkreuz, das oben an der Haldenstaige stand, und von dem die Leute sagten, es bezeichne den Ort, wo in uralter Zeit ein Wanderer sei erschlagen worden. Das Kurioseste war nämlich dem Bästele das, daß gerade sein Namen auf dem Pfosten stehen sollte; und warum nicht eben so gut dastehen könnte: „Hansjörg dein Haus!" oder „Michel dein Haus!" war ihm ein schwer zu ergründendes Räthsel. Schließlich beruhigte er sich bei dem Gedanken: „Es zielt eben auf dich."

„Es zielt schon wieder auf dich," sagte er an einem Samstag Morgen, indem er einen halbscheuen Blick dem Pfosten zuwarf und in der Westentasche die Kreuzer zusammensuchte, um sie der am Thorhäuslein harrenden alten Frau einzuhändigen. „Es zielt schon wieder auf dich, und Bästele, diesmal weißt und merkst, was es zu bedeuten hat, und dein Haus behältst du; da steht's ja, daß es dein Haus sein und bleiben soll, wie es deines Vaters und deines Großvaters Haus gewesen ist."

Es lag an jenem Morgen eine schwere und sorgenvolle Woche hinter unserm Bästele. Am Dienstag war ihm plötzlich eine alte Schuld gekündigt worden, von der er gemeint hatte, es habe mit ihrer Heimzahlung noch gute Weile; am Mittwoch hatte er, wie er die Kupferkreuzer in der Westentasche zusammensuchte, die Gulden und die Thalerscheine in seiner Schublade zusammengeklaubt; am Donnerstag sagte er sich, daß all sein baares Geld nicht hinreiche, um auch nur die Hälfte der Schuld zu decken, und hatte mit seiner Frau eine längere Unterredung gehabt, nach der er aber eben so klug war wie vorher. Und am Freitag war ein Herr aus der Stadt angekommen mit schwärzem Hut, schwarzseidener Halsbinde, schwarzem Bart und gelocktem Haupthaar und bot ihm Geld an, so viel er nur haben wolle, gegen gute Sicherheit versteht sich. Zum Schluß hatte er fallen lassen, er würde auch auf einen Hausverkauf eingehen, und er wüßte für den „Herrn Hüfner" ein viel tauglicheres Anwesen, das mehr in der Nähe der Stadt gelegen wäre und dem „Herrn Hüfner" überhaupt besser anstünde, als das altmodische Ding in dem lumpigen Dorfe. Bästele griff sich zuerst an den Kopf und fragte sich, ob denn eigentlich er der Herr Hüfner sei, der in

der nächsten Zeit so grausam viel Geld brauche, um eine Schuld zu bezahlen; dann hatte er dem Versucher einen Finger gereicht, aber dieweil sein Weib, das auch dabei stand, ihm zublinzelte wie eine Eule, wenn sie ins Sonnenlicht schauen muß, hatte er schließlich nicht Ja und nicht Nein gesagt, sondern die Hand und mit ihr den Finger zurückgezogen. Das aber hatte er versprochen, er wolle am nächsten Markttag bei dem Herrn selbst in der Stadt vorsprechen und weiter mit ihm in der Sache reden.

Dem Leser wird nun das Selbstgespräch Bästeles kein Räthsel mehr sein. Er brauchte übrigens keinen besonderen Gang zu thun, um sein Versprechen zu halten. Denn als er in den „Stern", das Wirthshaus, wo er gewöhnlich einstellte, kam, saß der Schwarzgelockte schon fest am Tisch, hatte eine Flasche Rothen vor sich stehen, ein volles Glas und ein leeres, und warf dem Herrn Hüfner grüßend einen verständnißinnigen Blick zu. „Ist Ihnen über Nacht ein guter Gedanke gekommen, Herr Hüfner?" flüsterte der Schwarzgelockte, nachdem Bästele bedächtig neben ihm Platz genommen hatte. „Heute Nacht nicht; aber dafür heute Morgen," sagte Bästele, indem er das leere Glas, das sein Gegenüber eben auch voll schenken wollte, mit dem gebogenen Zeigfinger ihm zurückschob und einen Schoppen Bier vor sich auf den Tisch pflanzte. „Und?" fragte der Schwarzgelockte, die geneigte Weinflasche noch in der Hand haltend. „Mein Haus behalt ich; denn mein Haus ist mein," sagte Bästele ruhig, aber mit einer solch feierlichen Bestimmtheit, daß der Schwarzgelockte unwillkürlich fragte: „Wo steht das geschrieben?" — „Wo es geschrieben steht? draußen am Metzgerthor, schräg gegenüber von dem Häuslein, wo man das Pflastergeld bezahlt." Der Schwarzgelockte sah ihn verblüfft an, denn er kannte den Ort, und wußte sogar, was hinter der Mauer lag. „Aber, wie so, Herr Hüfner?" — „Mein Haus behalt ich," sagte der Bästele noch einmal, trommelte an die Fensterscheiben und sah auf die Gasse hinaus, wo die Schwalben über das Pflaster huschten. Er dachte im Stillen an die Schwalben, die in seinem Haus ihr Nest gebaut hatten. „So erklären Sie mir doch, Herr Hüfner!" — „Ich muß auf den Kornmarkt," sagte Bästele, „sonst verpasse ich die beste Zeit," trank seinen Schoppen aus und ging. „Es ist doch nichts umsonst," sagte er, als er auf dem Heimweg Nachmittags an der sonderbaren Inschrift vorbeifuhr. —

Die Schuld war bezahlt, eine alte Base, die Bästele ungern und nach langem Besinnen angesprochen hatte, war ihm behilflich gewesen. Die Inschrift las Bästele noch tiefsinniger als zuvor, so oft er vorüber fuhr. „Ich weiß nicht, warum mir's heute so gar arg heim pressirt," sagte er zu einem ihm bekannten Reisegefährten, der am Metzgerthor bei ihm aufgesessen war. „Bästele, dein Haus, ja es zielt wieder auf dich," setzte er halblaut hinzu, so daß es der Kamerad nicht beachtete. „Wirst deinen neuen Ofen probiren wollen, man kann heute Abend gerade das Einheizen leiden," sagte der Kamerad. „Bin nicht zufrieden mit dem neumodischen Ding, wollt', ich hätte meinen alten deutschen Ofen noch." — „Aber der neue versperrt weniger Platz und frißt nicht so viel Holz." — „Frißt mehr, sag ich dir; es ist mit den alten großen Oefen, wie mit den Hunden." — „Wie das?" — „Wenn du einem Hund einmal tüchtig zu fressen giebst, so ist er zufrieden und lauft nicht jede Minute an dich her, um einen Brocken aufzuschnappen. So ist's mit den alten Oefen gewesen. Man hat sie einmal oder zweimal am Tage tüchtig gefüttert, dann hat's gehalten; die neumodischen Kanonen kommen mir vor wie die Hunde, die jeden Augenblick einen Brocken wollen." Der Kamerad lachte; sie rollten weiter. Ein Wirthshaus stand am Wege, an dem Bästele sonst nicht vorbeigekommen war, ohne einen kleinen Aufenthalt zu machen. Und die Pferde, die ihres Herrn Gewohnheit besser kannten, als er selbst, bogen schon rechts in den Hof ein. Der Kamerad stand bereits auf, um auszusteigen. „Ich kehre heute nicht ein," sagte Bästele und zog die Pferde nach links. Im Wirthshaus öffneten sich die Fenster: „Komm nur herein in die warme Stube, kannst noch lange genug erfrieren, wenn du die Staige hinauf kommst," riefen wohlbekannte Stimmen von drinnen heraus, „und 's ist eben frisch angestochen."

Der Kamerad war vom Wagen herab gesprungen. „Nur einen Schoppen," sagte er, „ich hole dich noch ein, wenn du heute den Besondern machen willst. Fahre langsam den Berg hinauf." „Bästele dein Haus!" sagte der auf dem Wagen vor sich hin, und fort ging's. Da lag sein Haus. Die Gassen waren menschenleer, seine Kinder waren noch in der Schule; seine Frau war in ein Nachbarhaus gegangen, den Knecht hörte er in der Scheune Futter schneiden. Er besorgte selbst rasch die Pferde und trat, um sich zu wärmen, in die Stube. Ja die war auch warm. Ein Gluthauch und dicker Qualm schlug ihm aus der geöffneten Thüre entgegen. Der neumodische Ofen war etwas zu gut geheizt worden, und der Flachs, den seine Frau am Ofen hatte dörren wollen, stand in hellen Flammen; schon glimmte das Getäfel in der Nähe des Ofens. Bästele raffte die halbverkohlten glimmenden Stengel auf einen Haufen zusammen, warf ihn in die Mitte des Zimmers und stürzte den Tisch darüber, daß Messer, Gabel und Löffel in der Schublade zusammenklirrten. Dann holte er aus der Küche einen Kübel und

warf den Wasserschwall über das kohlende Getäfel. Jetzt riß er die Fenster auf. Mit gekreuzten Armen stand der Mann vor dem umgestürzten Tisch. „Bästele dein Haus!“ sagte er; „hätte mich das nicht heimgetrieben, so ständ’ ich heute Abend vielleicht auf einem Brandplatz.“ Gezankt hat er an diesem Abend mit Niemand, und das war seiner Frau, als sie heimkam und über der schrecklichen Neuigkeit die Hände zusammenschlug, das wunderbarste. —

Man roch in der Stube Bästeles längst nichts mehr vom Brande, durch die offenen Fenster zog die milde Frühlingsluft; es war wieder ein Samstag und Bästele war auf dem Kornmarkt. Als er diesmal an der Inschrift vorbei und der Heimath zufuhr, stand das Thor offen; drinnen in dem ummauerten Platz stand eine ansehnliche Versammlung, seltsame fremdländische Laute, aus dem Munde eines lebhaft gestikulirenden Mannes, drangen über die Mauer. Bästele verstand keine Silbe davon, so viel aber verstand er, daß es sich hier darum handle, die sterbliche Hülle eines Erdenpilgers in die Gruft zu senken.

„Wen begräbt man da?“ fragte er einen Vorübergehenden. „Den Herrn Baruch Löwensteiner,“ lautete die Antwort. Bästele kannte den Namen; es war der Schwarzgelockte. In tiefe Gedanken versunken fuhr er weiter, das Wirthshaus an der Straße war glücklich vorüber; es ging die Haldenstaige hinauf. Langsam trabten die Pferde. Die blühenden Gebüsche am Wege nickten im warmen Frühlingswinde und streuten ihren gelben Staub dem Fuhrmann auf Kappe und Schulter; der schüttelte ihn nicht ab; er nickte gleichfalls, er war eingeschlafen. Das war ihm noch nie begegnet, so lange er in die Stadt fuhr. Da, oben am Steinkreuz, scheuten die Pferde, Bästele wurde durch einen heftigen Stoß vom Wagen geschleudert, das Vorderrad ging ihm über den Fuß, er wollte sich aufraffen und nach dem Leitseil greifen, er vermochte es nimmer, aber sein Fuß war ins Leitseil verwickelt, und so wurde er von den ganz rasend gewordenen Thieren sammt dem Wagen geschleift, bis es einigen aus dem nächsten Dorf herbeigeeilten Männern gelang, sie zum Stehen zu bringen.

Man hob den übel Zugerichteten auf seinen Wagen und fuhr ihn langsam nach Hause. „Doppelter Beinbruch und bedenkliche Knochenzersplitterung; einen kurzen Fuß wird er behalten,“ sagte der Doktor, als er spät in der Nacht aus Bästeles Haus ging.

Bästele schwebte geraume Zeit zwischen Tod und Leben. Das erste, was er nach langen, bangen Tagen ausdrücklich verlangte, war, man solle den Pfarrer holen. Er wunderte sich, als man ihm sagte, der Pfarrer sei gleich in den ersten Tagen nach dem Unfall bei ihm gewesen; er wußte nichts mehr davon. „Es ist ein guter Herr,“ dachte er bei sich selbst; „er kommt mir im Augenblick in’s Haus, und ich hab’s oft ein halbes Jahr anstehen lassen, bis ich ihm in die Kirche gegangen bin.“ — Der Bästele stand also noch so, daß er meinte, man gehe „dem Herrn Pfarrer“ in die Kirche, ein Standpunkt, den mehr Leute theilen, als man glaubt.

Der Pfarrer kam, er griff, nachdem das Uebliche gesprochen und Rede und Gegenrede ein wenig in’s Stocken gerathen war, nach der Bibel, die auf dem Brett über dem breiten Fenster lag. Leis blies er den Staub vom Deckel und schlug auf — den Propheten Jesaja, das achtunddreißigste Kapitel. Er fing an zu lesen: „Zu der Zeit ward Hiskia todtkrank.“ Bästele seufzte schmerzlich auf. Der Pfarrer fuhr fort: „Und der Prophet Jesaja, der Sohn Amoz, kam zu ihm und sprach zu ihm: So spricht der Herr: Bestelle dein Haus; denn du wirst sterben und nicht lebendig bleiben.“ Der Pfarrer wollte schnell weiter lesen, aber Bästele rief: „Jetzt versteh ich’s, Herr Pfarrer. Ja, ja, so heißt’s bei mir, und deswegen hat es dreimal auf mich gezielt.“ Der Pfarrer blickte den Kranken verwundert an, er glaubte nicht anders, als er spreche noch einigermaßen im Fieber. Weil nun aber Bästele wie der König Hiskia zu der Wand sein Angesicht wandte, so las der Pfarrer weiter, das Gebet Hiskiä. Als es im dreizehnten Vers lautete: „Aber er zerbrach mir alle meine Gebeine, wie ein Löwe,“ seufzte Bästele noch einmal. Erst bei den Worten des siebzehnten Verses: „Du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück,“ wandte der Kranke das Angesicht wieder langsam um und sah dem Pfarrer getrost und zuversichtlich in’s Auge. Das Kapitel war zu Ende gelesen. Ein Wort gab das andere, Bästele erzählte dem Pfarrer von der Inschrift am Judenkirchhof, und wie er sie so falsch gelesen und doch eigentlich richtig verstanden habe.

Bästeles Bein war bald wieder geheilt; wer ihn nicht gerade darum ansah, merkte es nicht einmal, daß er beim Gehen ein wenig hinke. In die Stadt auf den Kornmarkt fuhr er am Samstag nach wie vor; aber eben so pünktlich ging er am Sonntag Morgen in die Kirche, während er sonst den Sonntag Vormittag dazu benützt hatte, mit den Geschäften und Geschäftchen vollends fertig zu werden, die über den Kornmarkttag liegen geblieben waren. Wir können nicht sagen, Bästele sei deswegen in seinem Vermögensstand zurückgekommen, aber das können wir sagen, daß er in anderem, was köstlicher ist als Gold und viel feines Gold, voran kam.

Am Sonntag Nachmittag fragte er von jetzt an darnach, was seine Kinder die Woche über

in der Schule gelernt hatten. Und als ihm einmal sein jüngstes Töchterlein die Geschichte von der tödtlichen Krankheit des Königs Hiskia erzählte, standen dem Vater Thränen in den Augen; das Kind wußte nicht warum.

Als nach einigen Jahren im Dorfe die Kirchhofmauer hergerichtet wurde, meinte Bästele, man sollte am Thor eine Inschrift anbringen lassen, man wisse nicht, wozu das gut sein könne. Er durfte jetzt in solche Sachen wohl drein reden; er war unterdessen Kirchenältester geworden. „Und was wollen wir hinschreiben?" fragte der Pfarrer. „Wenns auf mich ankommt," sagte Bästele lächelnd, „schreiben wir auf den linken Pfosten mit schwarzen Buchstaben: „Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht lebendig bleiben." „Und auf den rechten?" frug der Pfarrer, „etwas Hebräisches wollen wir nicht hinschreiben lassen, denn das verstehen bei uns die Leute nicht." „Auf den rechten Pfosten," sagte Bästele, „setzen wir mit goldenen Buchstaben die Inschrift: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben."

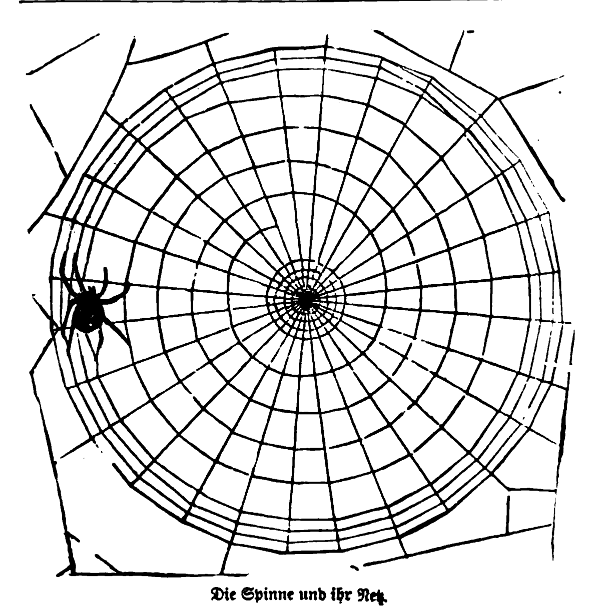
So geschah's. Seit fünfzehn Jahren kann jeder, der am Kirchhofe vorüber geht, diese beiden Inschriften lesen. Und seit fünf Jahren kann man drinnen im Kirchhof auf einem einfachen Kreuze lesen: „Hier ruht Sebastian Hüfner, Bauer." Die erste Inschrift ist an ihm wahr geworden, und wir glauben, die zweite auch.

Kleine Räuber und ihre Burgen.

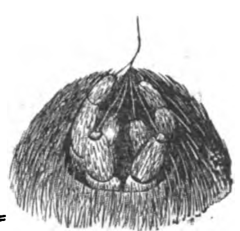
Für Haus und Herd von Sylvius.

Obschon wir von ihnen im Allgemeinen wenig zu befürchten haben, so sind keineswegs alle von ihnen so harmlose Gesellen. Es ist aber das Entsetzen, welches so viele nervenschwache Individuen des zarteren Geschlechtes beim Anblick einer Spinne erfaßt, mehr im angeborenen (?) Vorurtheil, als in der wirklichen Gefahr begründet. Es giebt aber auch Personen des stärkeren Geschlechtes, in denen so ein Arachnide ein Gefühl des Unbehagens hervorrufen kann, zumal, wenn es ihm eingefallen ist, unerwartet den Nacken zu recognosciren. Es ist aber gewöhnlich nicht so schlimm gemeint. Der Abscheu, den viele von uns vor den Spinnen haben, ist von ihnen unverdient. Was Schönheit anbetrifft, so hält die Spinnenfamilie gut einen Vergleich mit weniger verhaßten Thierchen aus. Manche von den bunten, scheckigen und schwarzen sammethaarigen Spinnen sind gewiß ganz prächtig, wenn wir nur unser Vorurtheil so weit überwinden kön-




Die Spinne und ihr Netz.

Am Hinterleibe befindet sich der Spinnapparat, welcher aus einer Anzahl von Drüsen besteht, die eine klebrige Materie absondern, welche in der Luft alsbald trocknet. Jeder Faden besteht aus mehreren dünneren Fäden, welche sich, so wie sie von den Spinndrüsen ausgeschieden werden, zu einem einzigen verbinden. Alle echten Spinnen haben Spinndrüsen und spinnen Netze, aber nicht alle zu demselben Zwecke. Manche spinnen Netze, um ihre Beute darin zu fangen, während andere Wohnungen für sich selbst und ihre Jungen weben. Die Kunstfertigkeit der Spinnen im Bau ihrer Fangnetze und Wohnungen ist bewundernswürdig. Es ist geradezu räthselhaft, wie sie ihre leichten Suspension-Brücken bauen können. Sie wissen sich


Spinnapparat.

nen, daß wir es zu glauben vermögen. Und des Interessanten bietet uns diese Architektenzunft in Körperbau, Kunstfertigkeit, Lebensweise &c. nicht wenig.

Spinnen sind in mancherlei Abarten über die ganze Welt zu finden, aber am häufigsten in tropischen Ländern, wo sie auch am größten sind.

In ihrem Körperbau sind sie alle einander sehr ähnlich. Während bei den Insekten Kopf und Brust durch einen Einschnitt getrennt sind, sind sie bei den Spinnen zu einem einzigen Stück vereint. Spinnen haben also keinen Hals. Dieser aus Kopf und Brust bestehende Vorderleib ist mit einem hornartigen Schilde von gewöhnlich ovaler Form bedeckt. Vorderleib und Hinterleib sind durch einen dünnen Stengel mit einander verbunden. Der Hinterleib ist gewöhnlich weich und schwülstig. Jedes der acht Beine besteht aus sieben Gelenken, wovon die letzten mit Haken versehen sind, an denen sich wieder kammartige Zähne befinden.


Der Fuß einer Spinne, vergrößert.

Der Freß-Apparat der Spinnen ist ein sehr complexer. Die Beißzangen sind mit beweglichen Haken versehen, durch welche beim Beißen eine mehr oder weniger giftige Flüssigkeit fließt.

Spinnen haben meistens acht Augen, deren Lage jedoch bei verschiedenen Arten eine sehr verschiedene ist. Etliche Gattungen haben blos sechs Augen und einige Arten nur zwei.

gewöhnlich zu helfen. Neulich wollten wir ein wenig experimentiren. Wir fingen eine Spinne und setzten sie auf ein senkrecht stehendes Stück Holz in der Mitte eines mit Wasser gefüllten Zubers. Bald fand sie aus, daß sie sich auf einer Insel befand. Allein sie war in keiner Verlegenheit. Sie machte sich einfach an's Spinnen und benutzte den Luftzug, um den Faden an's jenseitige Ufer fliegen zu lassen. Sobald wie es ihr schien, der Faden müsse lang genug sein, zog sie ihn stramm und versuchte seine Stärke. Es war gelungen und sie verließ ihren unwirthlichen Aufenthaltsort.

Die meisten Spinnen hüllen ihre Eier in einen runden Sack, den sie aufreißen, sobald die Jungen ausgekrochen sind. Manche tragen diesen Eiersack beständig mit sich. Man hat nahezu 2000 Eier in einem einzigen Sack gefunden. Einige Gattungen zeigen sogar einen bedeutenden Grad von Mutterliebe ihren Jungen gegenüber.

Das Weibchen ist oft bedeutend größer als das Männchen, und es ist nicht selten der Fall, daß das Männchen vom Weibchen aufgefressen wird. Die Spinnen sind überhaupt sehr kampflustig und in ihren Zweikämpfen verlieren sie öfters welche von ihren Gliedern, die aber wieder wachsen. Sie häuten sich auch etliche Male, ehe sie völlig ausgewachsen sind.

Ihre Beute tödten die Spinnen mit ihren giftigen


Nest einer Vogelspinne.

Freßzangen. Der Biß der größeren Gattungen wird auch von Menschen gefürchtet, da er schmerzhaft ist und Entzündung, Geschwulst und Fieber verursacht. Ja es sind Fälle vorgekommen, wo selbst der Tod die Folge war.

Eine Gattung von Spinnen lebt im Wasser und webt ihr Nest zwischen den Zweigen und Blättern der Wasserpflanzen. Die gemeine Wasserspinne Europa's, ein höchst interessantes Thierchen, ist von brauner Farbe und mit dichtem Haarwuchs überkleidet. Zwischen den Haaren sammelt sich Luft in Bläschen, um der Spinne beim Tauchen zum Athmen zu dienen. Der Biß dieser Spinne wird mit Recht gefürchtet.

Das Nest, welches diese Spinne baut und bewohnt, ist höchst kunstfertig und interessant. Es besteht aus einem länglichen Loche im Boden, welches mit einem seidenartigen Gewebe austapezirt ist. Ueber dem Eingang hängt ein runder Deckel, der mit einer Art Angel befestigt ist. Dieser Deckel besteht aus zwei Lagen seidenartigen Materials, zwischen welchen sich eine Lage Erde befindet, um dem Ganzen Gewicht zu geben. Der Deckel paßt ganz genau in die Oeffnung. Da gewöhnlich etwas Moos darauf wächst, so



Der Ameisenlöwe und seine Falle.

Das Nest ist ein domförmiges Gewebe unter dem Wasser, mit der Oeffnung nach unten, und ist immer mit Luft gefüllt.

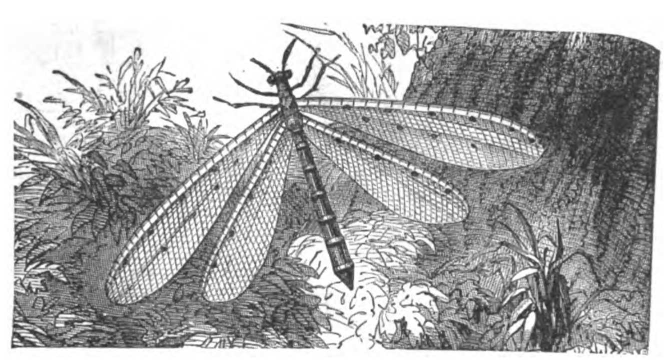
Vielleicht die größte Spinne ist die Vogelspinne von Surinam, die ihren Namen daher hat, weil sie selbst auf Vögel Jagd macht, und sie verzehrt. Es haben zwar manche Beobachter dieses geleugnet, allein es ist zu klar erwiesen, daß es Thatsache ist. Die Vogelspinne ist zwei Zoll lang, sehr haarig und fast ganz schwarz. Mit ausgestreckten Füßen nimmt sie einen Raum von einem Fuß im Durchmesser ein. Sie besitzt sehr starke Freßzangen, die von manchen Personen als Zahnstocher gebraucht werden, in dem Glauben, daß sie Zahnschmerzen heilen können.

ist das Nest schwer zu entdecken. Manche Spinnen verfertigen nebst der äußeren Thüre noch eine zweite innere, welche sie zuhalten, wenn irgend ein Feind eindringen will. Die echte Vogelspinne baut kein Netz, um ihre Nahrung zu fangen, sondern sie springt auf ihre Beute. Sie ist überhaupt sehr schnell und besitzt bedeutende Sprungkraft.

Einige von den tropischen Spinnen bauen sehr starke Netze, die selbst kleine Vögel festhalten. Sir J. E. Tennent schreibt, daß, während er zu Pferde in Ceylon reiste, oft ein einziger Spinnenfaden ihm den Hut vom Kopfe riß.

Ehe wir für dieses Mal von unserem lieben Leser scheiden, wollen wir ihn noch mit einem

anderen kleinen Raubgesellen bekannt machen, dessen Geschicklichkeit, Fleiß und Ausdauer unsere Bewunderung verdienen. Es ist der Ameisenlöwe. Das häßliche, hülflose Geschöpf, wie es auf unserem Bilde zu sehen ist, hat zwar nichts Löwenartiges an sich. Das Kriechen allein scheint ihm schon eine Last zu sein, und es bewegt sich gewöhnlich nur rückwärts. Man sollte nicht meinen, daß die Ameisen viel von diesem „Löwen“ zu fürchten haben, und doch werden sie ihm sehr oft zur Beute. Seine Schwerfälligkeit wird durch seine Kunstfertigkeit völlig aufgewogen.



Der Ameisenlöwe verwandelt.

Zunächst wollen wir uns den sonderbaren Kauz etwas näher betrachten. Er ist etwas über einen halben Zoll lang. Der Leib ist verhältnißmäßig sehr groß und der Kopf klein und flach. Er hat sechs Beine, die aber nur schlechte Dienste zu leisten scheinen. Dagegen besitzt er ansehnliche Freßzangen.

Er ist gewöhnlich in sandigem, lockerem Boden im mittleren und südlichen Europa daheim. Um sich die nöthige Nahrung zu verschaffen, gräbt er eine trichterförmige Grube, in der er sich aufhält, um Ameisen und andere Insekten, die etwa hineinfallen, aufzufangen und zu verzehren. Zuerst macht er eine kreisförmige Furche, indem er seinen Körper in den Sand drückt und dann mit einem Vorderfuße Sand auf seinen flachen Kopf schaufelt, und diesen mit einem plötzlichen Ruck des Kopfes etliche Zoll weit fortschnellt. Auf diese Weise arbeitet er im Kreise immer weiter, bis er endlich eine Grube zu seiner Zufriedenheit ausgegraben hat. Dadurch, daß er nur mit einem Fuße arbeitet, gewinnt das Loch die trichterförmige Gestalt. Würde er mit beiden Vorderfüßen graben, dann würde er eine cylindrische Grube bekommen, die aber gar nicht zweckentsprechend wäre.

Kommt ihm ein Stein in den Weg, so macht er merkwürdige Anstrengungen, ihn auf seinen Kopf zu bringen und ihn fortzuschnellen. Ist der Stein zu groß, so sucht er ihn auf seinen Rücken zu bringen und ihn fortzutragen. Oft rollt der Stein wieder von seinem Rücken, allein er versucht es unermüdlich immer auf's Neue. Doch es geschieht auch, wenn er den Stein nicht bezwingen kann, daß er endlich sein Unternehmen aufgiebt und eine neue Grube an einer günstigeren Stelle anfängt.

Ist die Grube vollendet, so verkriecht er sich im Sande am Boden derselben, und läßt blos seine Freßzangen hervorblicken. Hier lauert er nun geduldig auf seine Beute. Er hat auch nicht lange zu warten, denn siehe, da kommt schon eine neugierige Ameise, die gern wissen möchte, was denn das alles zu bedeuten hat. Sie blickt über den Rand in die Grube hinein und wagt sich ein wenig weiter, aber der lose Sand weicht unter ihr, und sie stürzt hinab, um von den bereit gehaltenen Freßzangen aufgefangen zu werden. Höchst interessant ist es, wenn die Ameise nicht ganz hinunter gefallen ist, und Anstrengungen macht, wieder heraus zu kommen, was ihr aber schwerlich gelingt, denn der hungrige „Löwe“ schaufelt schnell Sand auf seinen Kopf und wirft ihn der armen Ameise nach, bis sie endlich herabrollt und ergriffen wird. Dann tödtet er sie und saugt sie aus. Er ist jedoch nicht sehr wählerisch, und ist auch zufrieden, wenn er irgend ein anderes Insekt in seiner Falle fangen kann. Nach beendeter Mahlzeit schnellt er die Haut des ausgesogenen Insektes so weit als möglich aus seiner Höhle hinaus und besieht sich mit seinen sechs Augen den Schaden, den sein Schloß im Kampfe erlitten hat und bessert es aus. Dann verkriecht er sich wieder und lauert auf den nächsten Besuch.

Nachdem er zwei Jahre seines Lebens auf diese Weise gefristet hat, verkriecht er sich gänzlich im Sande, spinnt sich ein und verpuppt sich. Da bleibt er dann etwa zwei Monate lang ruhig liegen, bis er endlich verwandelt als eine schöne große Fliege hervorkriecht und ein neues Leben anfängt.



Prügel und Ohrfeigen.

Von Pastor O. Funke.

Schon mehr als einmal sind wir aufgefordert worden, auch einmal etwas über Strafen zu schreiben, und zwar in solcher Manier, daß Klein und Groß Nutzen davon habe.

Dieweil aber dies ein etwas heikeliges Kapitel ist, und dazu gar nicht so leicht, wie es sich auf den ersten Blick ansieht, ist es immer bei Seite geschoben worden.

Da fanden wir heute ein Stück darüber im „Deutschen Kinderfreund" aus Pastor Funke's Feder und dachten beim Lesen — das thut für Jung und auch für Alt.

Hier ist das Stück, das gewiß mit großem Interesse gelesen werden wird, obwohl es ganz einfach geschrieben und gar nicht philosophisch auf Ursache und Wirkung eingeht, sondern frischweg die Sache erzählt, zu welcher sich jeder seine Randglossen selbst machen kann. „Aber, ihr Herren," hat mein Professor öfters gesagt, „Pädagogik ist doch da d'rin."

Die allermeisten Kinder meinen, es sei ein Unglück, wenn man Schläge bekommt. Nun, ein Unglück ist's, wenn man welche bekommen muß, aber ein Glück ist's, wenn man sie denn auch wirklich bekommt. Das ist gar ein dummes Kind, was darüber heult und mault. Du sollst vielmehr Vater und Mutter die Hand küssen, daß sie dir solche Liebe erweisen und dir so fein eingebläut haben, daß „die Sünde der Leute Verderben" ist. Du sollst auch dabei gedenken, daß die Schläge, die du bekommst, den Eltern viel weher thaten als dir, der darüber weinte. Aus diesen und vielen andern Ursachen sollst du also danken für die Züchtigung. Ich wenigstens muß heute noch sagen, daß aller Kuchen, Marzipan, Pfeffernüsse und Liebesküsse mir nicht so nützlich gewesen sind wie die Schläge. Doch nun will ich euch erzählen! Also:

Mein Vater bekam einmal Besuch von einem vortrefflichen Herrn, einem Buchhändler aus Elberfeld, Namens Mebus. Herr Mebus war ein kleiner Mann, hatte aber einen großen Buckel oder Höcker. Unglücklicherweise hatten wir Jungens nun in der Geographiestunde gerade von dem Berge Melibocus, der im Odenwald liegt, gehört. Auch hatte der Lehrer gesagt, daß man diesen Berg scherzweise Hocus Melibocus nenne. Was Wunder nun, wenn uns der Name Mebus an Melibocus und der Höcker des Herrn Mebus an Hocus erinnerte? Als nun der liebe Mann wieder das Haus verließ, riefen wir nichtsnutzigen Jungens ihm nach: „Hocus Melibocus! Hocus Melibocus!" grade so wie vor 2500 Jahren die flegelhaften Burschen in Bethel dem ehrwürdigen Elisa nachschrieen: „Kahlkopf, komm herauf!" Dafür nun wurden ihrer 42 von den Bären aufgefressen. Nun, so schlimm erging es uns gerade nicht. Aber die Strafe blieb auch uns nicht aus. Denn kaum hatten wir unser „Hocus Melibocus" gerufen, gerufen, so ertönte ein schriller Pfiff. Den kannten wir. Er kam vom Vater, der am offenen Fenster gestanden und alles gehört hatte. Alsobald wandelte sich die böse Freude in bitteres Leid. Denn als wir gesenkten Hauptes in des Vaters Studirstube traten, der älteste voran und dann ich und so weiter, — da stand er schon da mit der Reitpeitsche, und es gab Schläge, „die hatten sich gewaschen," die Striemen aber, die sie machten, konnte man nach acht Tagen noch nicht wegwaschen.

Als wir alle unsere Portion bekommen hatten, fragte er: „Wißt ihr, warum ihr geprügelt seid?" Wir antworteten, alle durcheinander heulend: „Ja, Vater, ja!" Unser Gewissen sagte es uns. Ihr aber, lieben Kinder, seht, daß ich's auch heute noch weiß.

Nachdem also der Vater sein Strafamt verwaltet hatte, trat die Mutter ihr Lehramt an. Sie nahm uns in die stille Kammer und zeigte uns, wie häßlich wir uns benommen hätten.

Ja, ich weiß wohl, daß es schwer ist, wenn einem ein Witz einfällt, ihn herunterzuschlucken. Und wir meinten ja, auch einen brillanten Witz zu machen, als wir „Hocus Melibocus" schrieen. Aber man sollte sich doch lieber die Zunge abbeißen, als mit seinem Witz einem Menschen wehe thun. Geradezu teuflisch aber ist es, wenn man Leute verspottet um ihrer Gebrechen willen. Selbst wenn wir einen Menschen sehen, der sein Elend verschuldet hat, z. B. einen Verbrecher, der in Ketten über die Straße geführt wird, oder einen Betrunkenen, der von einer Seite der Gasse zur andern wankt — auch da sollen Kinder niemals hinterher laufen und lachen. Aber nun vollends, wenn ein Mensch nicht an seinen Gebrechen schuld ist. Ich denke an Blinde oder Taubstumme, oder an solche, die Säbelbeine haben oder einen Buckel, oder die ausnehmend häßlich oder sehr dumm sind. Kennt ihr solche Menschen? Habt ihr auch Mitschüler, bei denen das eine oder das andere oder etwas Aehnliches zutrifft? — Ihr alle ruft jetzt: „Ja! ja! freilich! freilich!" Und der eine denkt an den N. N. und der andere an die N. N. — Nun denn, wenn wir solchen Menschen begegnen, so

sollen wir zu allererst Gott danken, daß er uns nicht so ein Leiden gegeben hat. Wir sollen uns fragen: Was wolltest du denn machen, wenn du so einen Buckel hättest? Du bist doch nicht besser als der da! O, lieber Vater im Himmel, ich bin zu gering deiner Barmherzigkeit und Treue! — Sodann aber sollst du gedenken, wie der liebe Heiland gerade mit solchen Unglücklichen am freundlichsten war. Willst du aber den Herrn liebhaben, mußt du's auch so machen wie er. Geradezu in's Gesicht aber schlägst du ihm, wenn du den Unglücklichen spottest. Dagegen sagt er: „Was ihr Gutes gethan habt einem unter diesen meinen Geringsten, das habt ihr mir gethan."

Nimm dir also heute ernstlich vor, alle leidenden Menschen mit doppelter Liebe und Zartheit zu behandeln, ihnen immer ein freundliches Gesicht zu machen und zu helfen, wie und wo es möglich ist. Das wird deinem Vater im Himmel und allen braven Menschen auf Erden wohlgefallen. Warte nicht darauf, bis auch du erst Hiebe mit der Reitpeitsche bekommst, sondern laß dir die Hiebe, die Pastor Funke vor 37 Jahren bekommen hat, zur Lehre dienen. Alsdann kann ich mich um so besser über die meinigen beruhigen, und sie sind nicht nur mir, sondern auch dir gesund gewesen.

Doch nun die andere Prügelgeschichte. Die war nicht so schlimm wie die erste; es gab auch keine mit der Reitpeitsche, sondern nur eine Ohrfeige; es war auch nicht, weil wir etwas Böses gethan hatten, sondern weil wir etwas Gutes, was wir hätten thun sollen, nicht gethan hatten. Mein Bruder und ich wanderten mit meinem Vater durch einen schönen Wald. Unterdeß erzählte er uns eine sehr schöne Geschichte, daß wir ganz begeistert davon waren. Als wir nun so auf seine Geschichte lauschten, als wäre es ein Himmelsgesang, kamen wir an einer alten Frau vorbei, die war häßlich und runzelig, und ihre Kleider zerlumpt. Sie hatte altes Holz gesammelt, und quälte sich gerade damit ab, ihr Bündel auf den Kopf zu heben. Ob sie nun zu schwach oder das Bündel zu stark war, genug, es ging nicht. Als mein lieber Vater nun sah, daß wir das sahen, gab er: Patsch! Patsch! erst dem Bruder Bernhard, dann mir eine saftige Ohrfeige. Darauf ging er hin und half der alten Frau ihr Holz auf den Kopf bringen. Wir schauten ihn unter Thränen verwundert an. Er aber sagte: „Wisset ihr nicht, wofür ihr in der Welt seid? Die Menschen sind da, um sich unter einander zu dienen, und wenn sie das nicht thun, so ist's gar nicht darin auszuhalten." Nun, meint ihr nicht, daß mein Vater recht hatte? Freilich, die Ohrfeige verdarb uns damals die schöne Räubergeschichte, aber sie lehrte uns eine andere Geschichte, die noch viel schöner ist. Johannes Kap. 13 steht geschrieben, wie Jesus Christus seinen Jüngern die Füße wäscht, gerade als ob er ihr geringster Diener wäre. Dieses Fußwaschen laßt euch einmal ordentlich in's Deutsche übersetzen, damit ihr lernt, was das den kleinen und großen Leuten, die im 19. Jahrhundert leben, sagen will. Unser Herr Christus ist ein Diener der Menschen gewesen, ein Diener der Freunde und der Feinde bis zu seinem letzten Odemzug. Ja, er sagte, daß er nur dazu gekommen wäre, um zu dienen. Er hat aber auch gesagt: „Wie der Meister, so der Jünger!" Wer zur Herrlichkeit Jesu kommen will, der muß auch den Menschen dienen wollen.

„Ja, mit was denn? wo denn? wie denn? wann denn?" höre ich fragen. Nun darüber könnte man eine lange Rede halten, aber man kann's auch kurz machen, und das will ich thun. Wem's Ernst ist, der greift zu, wo er kann und thut, wie er kann, um hier und da ein Körnlein Elend in ein Körnlein Freude zu verwandeln. Wer fleißig betet für seine Mitmenschen, thut schon was, und der wird auch immer ein freundliches Gesicht und einen freundlichen Gruß für sie haben. Christenmenschen aber sollten immer freundlich aussehen und nicht wie alte Uhus und Eulen dreinschauen. Aber nicht nur freundlich aussehen, sondern auch freundlich sein, dienstfertig und gefällig. Sich also zu beweisen, fehlt's nimmer und nirgends an Gelegenheit. Bald ist's, daß man der kleinen Geschwister sich annimmt (statt sie zu tyrannisiren), bald daß man der vielgeplagten Mutter beispringt, bald daß man einen kranken Freund besucht, oder einem unbegabten Mitschüler hilft, jetzt daß man für die Mission etwas von seinem Taschengeld opfert, jetzt daß man armen Leuten im Auftrag der Eltern etwas bringt; bald — doch halt! sonst gerathe ich doch noch in eine lange Rede.

Bittet nur den Heiland um ein demüthiges Herz, das nicht zu stolz ist, um zu dienen. Stolz ist immer etwas sehr Dummes, und helfen ist immer etwas Ehrenvolles, gleichviel ob man einer alten, häßlichen Frau oder einer holden Mutter hilft. — Bitte du den lieben Gott ferner um ein liebevolles, erbarmungsreiches Herz, um ein Herz, das nicht immer sinnt, wie es will Freude haben, sondern Freude machen. — Glaube mir, auf diesem Wege wirst du das glücklichste, fröhlichste Menschenkind von der Welt, wirst überall ein Stück Sonnenschein und Blumenduft mit hinbringen und nicht nur andere beglücken, sondern auch glücklich sein, mehr denn eine Prinzessin, die etwa das Dienen nicht versteht.



Ruhestündchen.

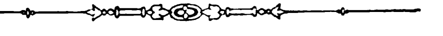
Für Haus und Herd von Paul Eugen.

Vorüber ist des Tages Last,
Die Arbeit ist gethan,
Es bricht mit seiner süßen Rast
Der Feierabend an;
Geordnet hast das Stübchen du,
Die Lampe angebrannt,
Und nimmst nun, eh' du gehst zur Ruh,
Dein liebes Buch zur Hand.

Die Hand, die treu gewaltet hat,
Im schweren Dienst der Pflicht,
Wie hält sie froh das leichte Blatt
Empor zum Angesicht;
Das Auge, das sich viel gemüht
Mit angestrengtem Blick,
Wie kehrt's, von Freudenglanz durchglüht,
Zum alten Freund zurück! —

Jetzt irrt's von Zeil' zu Zeile fort,
Von Seit' zu Seite hin,
Jetzt ruht es hier, jetzt rastet's dort
Mit stillvergnügtem Sinn,
Bald eilt's mit raschbeschwingtem Schritt
Zum blüthenreichen Hain,
Bald sammelt's mit bedächt'gem Tritt
Der Weisheit Schätze ein.

Jetzt lauscht in stiller Lust das Ohr
Der Dichtung süßem Sang,
Jetzt tönt's durch's Herz wie Engelchor
Ein ernster Glockenklang —
Der töne fort durch deine Ruh! —
Und wachst du morgen auf,
Beginnst mit neuer Treue du
Den sauren Tageslauf! —



Thätige Nächstenliebe.

Skizze aus dem amerikanischen Pfarrleben.

Für Haus und Herd von G. Baum.



Wie oft und wie viel hört man im menschlichen Leben die Frage, wer ist denn mein Nächster? aufwerfen und in allen Schattirungen einer frivolen oder sentimentalen Welt-Anschauung beantworten.

Das Gefühl reiner, wahrer Humanität wird aber nicht immer nur durch lose Worte, sondern auch durch die herzlose That gehöhnt, indem Viele kalt und erbarmungslos an dem Unglücklichen, ihrem Nächsten, vorüberschreiten und ihn hilflos seinem Schicksale überlassen, ja sogar, wie die Erfahrung lehrt, die zu seiner Rettung getroffenen Anstalten zu hintertreiben suchen.

Dein Nächster, mein Freund, ist derjenige Mensch, der deiner Hilfe, deines Beistandes bedürftig ist, und lässest du ihm diese angedeihen, so hast du das höchste Gebot erfüllt und mit der That und Wahrheit bewiesen, daß du deines Christennamens und deines göttlichen Meisters würdig bist. Doch wozu viele Worte über diesen Gegenstand; hier ein Beispiel, wie schlichte und einfache Bergbewohner diese Frage auffaßten und beantworteten.

Conrad Keller, ein braver, fleißiger Arbeiter, der katholischen Kirche angehörend, lebte mit seiner Frau und 6 Kindern mehrere Jahre inmitten meiner Filialgemeinde zu Buena Vista, Ky., als Erzgräber. Unermüdlich war der kränkliche Mann bestrebt, durch seiner Hände Fleiß seinen Lebensunterhalt zu erwerben, allein das Glück floh seine Schwelle, weshalb er endlich mißmuthig Feierabend machte und sich im Jahre 1868 einem benachbarten Hochofen zuwandte, in der Hoffnung, dort ein besseres Auskommen zu finden. Ein zerfallenes Blockhäuschen an der Bullcreek nahm die christliche Nomadenfamilie in seinem luftigen Raum auf, und bildete den Centralpunkt der neuen Heimath. Frischen Muthes ging der wackere Mann an seine Arbeit. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchwühlte er der Erde Schooß nach metallenen Schätzen, und schon schien es, als wollte er sich nach Jahre langem, schwerem Ringen Fortunas Gunst dauernd erwerben, und den harten Kampf um's „Sein" siegreich bestehen, als ein heimtückischer Gast sich bei ihm einstellte, und ungestümen Einlaß begehrte. Es war die Auszehrung. Schon längst hatte der arme Mann den unheimlichen Schleicher in seinen Gliedern verspürt, allein der starke Erhaltungstrieb und der eiserne Wille hielt ihn darnieder, und die liebende Seele verbarg den Seinigen die Größe der drohenden Gefahr. Doch schließlich erlag das Wollen dem Vollbringen.

Im Herbst 1871 mußte sich der Aermste auf's Siechbett legen, auf welches ihm schon nach wenigen Monaten sein treues Weib, das von derselben zerstörenden Krankheit ergriffen wurde, folgen mußte.

Nun feierte das Elend seinen Carneval, wozu die Noth und der Jammer ihre fratzenhaften Masken und die Sorge ihre herzzerreißende Musik lieferten.

Wohl suchten die Kinder, so gut es ging, ihr trauriges Dasein zu fristen und für die unglücklichen Eltern das Allernothwendigste herbeizuschaffen, jedoch für die Dauer waren sie diesem ungleichen Kampfe nicht gewachsen, ihre zu schwachen Kräfte mußten unterliegen und dem Mangel die absolute Herrschaft einräumen.

Von Seiten der keineswegs mit irdischen Reichthümern gesegneten Nachbarn geschah manches zur Linderung der hartgeprüften Familie, aber diese Liebesspenden waren eben doch nur einzelne Tropfen der Mildthätigkeit, welche auf dem Glühsteine der Noth spurlos verdampften.

Höher und höher stieg die Fluth des Elends in dem kleinen Hüttchen an der Bullcreek, und die Wetter der Trübsal brausten Unheil verkündend um seinen Giebel.

Verloren! Verloren! Wer rettet mich?

Ein lichter Hoffnungsschimmer dämmert in der Seele des Vaters auf: Der Gedanke an seine protestantischen Freunde ist sein letzter Zufluchtsort. Mit zitternder Stimme giebt er seinem ältesten Kinde, einem zwölfjährigen Mädchen, den Auftrag, nach Buena Vista zu gehen und dem Onkel Pastor (so nannten die Kinder den Pfarrer), wenn sie ihn treffe, zu erzählen, wie es ihnen ergehe. Kind, seufzte der Kranke, verläßt er uns, so sind wir verlassen, und wir müssen Hungers sterben.

Wohlbehalten erreichte das zum Skelett abgemagerte Kind die Marke, an der der Eltern Blick mit vertrauender Zuversicht hing. Gott der Herr lenkte seinen Schritt, und es traf zur rechten Zeit, am Vorabend des Sonntags, ein, und fand den Onkel Pastor. Mit thränenerstickter Stimme erzählte das bejammernswerthe Kind die trostlose Lage der Ihrigen und bat um meinen baldigen Besuch.

Sofort wurde ein reitender Bote mit den nöthigen Lebensmitteln und dem freudig erregten Kinde nach der Jammerstätte abgeschickt. Am nächsten Morgen nach beendigter Predigt trug ich meiner Gemeinde in schmuckloser Farbe die Nothlage der Keller'schen Familie vor, und forderte zu einer thatkräftigen Unterstützung auf. — Keller ist zwar, wie ihr alle wißt, Katholik, aber was hindert uns das, er ist in Noth und in Folge dessen unser Nächster, wir müssen helfen. Mit diesen Worten verließ ich den Altarraum und ging collectirend durch die Reihen. Als ich zurückkehrte, hatte ich 72 Dollars in Unterschriften gesammelt, welche Summe von der „Coal und Iron Co." bei Heller und Pfennig ausbezahlt, und überdies noch durch eine schöne Liebesgabe an Lebensmitteln vergrößert wurde.

Die opferwillige Gesinnung meiner Gemeinde hatte sich auf's Neue erprobt, und setzte mich in Stand, Balsam in den Leidenskelch der bedrängten Familie träufeln zu können, und das grauenhafte Gespenst, die Sorge um das tägliche Brot, von ihnen ferne zu halten.

In wenigen Worten dankte ich den fröhlichen Gebern, allen Gottes reichen Vatersegen wünschend und bittend, auch ferner der Bedrängten gedenken zu wollen.

Wenige Monate nach diesem Ereignisse, das im Mai stattfand, begruben wir das Keller'sche Ehepaar, und zwar größtentheils auf Gemeindekosten, auf unserem Friedhofe zu Buena Vista.

Sagt, war das keine thätige Nächstenliebe? Gehet hin und thut desgleichen.

Die Bedeutung des Spiels und der Unterhaltung im Kindes- und Jugendleben, und wie sind dieselben zu leiten?

Editoriell.

I.



Gespielt ist worden und wird werden, seit und so lange es Kinder giebt, das ist eine unwidersprechlich gewisse Thatsache der alltäglichen Erfahrung in Vergangenheit und Gegenwart, und das sichere Ergebniß eines wohlberechtigten und allgemein giltigen Schlusses aus derselben auf und für alle Zukunft. Auch die strengste Erziehung wird dasselbe weder aus der Welt schaffen können noch wollen, wenn anders sie überhaupt noch Sinn und Herz für das Kindesleben sich bewahrt hat, offene Augen und richtiges Verständniß für die wahren Bedürfnisse und die naturgemäßen Mittel seiner Entwickelung besitzt und sich durch keine falschen Voraussetzungen über Ziel und Zweck der letzteren, und keine einseitigen und übertriebenen Befürchtungen theils wirklicher, theils auch nur eingebildeter Gefahren des Spiels für die unbefangene Würdigung und Behandlung dieses Gegenstandes im Verhältniß zur Jugenderziehung überhaupt, beziehungsweise seines Werthes und seiner Bedeutung für dieselbe von vornherein Ohr und Mund verschließen und für seine praktische Anwendung die Hände binden lassen will.

Indessen wird eine Erziehung rechter Art sich nicht damit begnügen, das Spiel als eine Art nothwendiges Uebel, das sie doch nicht ganz verhindern oder unterdrücken kann, einfach nur stillschweigend zu gestatten und gewähren zu lassen, weil es auf einem nun einmal vorhandenen Naturtrieb des Kindes beruht, der sich doch niemals völlig ausrotten und selbst mit allen Verboten und Strafen nicht gleichsam mit der Wurzel ausreißen läßt, sondern immer wieder sich irgendwo Luft und irgendwie Befriedigung verschafft, sondern sie wird, statt blos dabei stehen zu bleiben, ihn wenigstens möglichst unschädlich zu machen und ihm nur den ungefährlichsten und eingeschränktesten Raum zu gönnen, sich

vielmehr über sein Wesen selbst und seine Berechtigung, sowie über die Grenzen derselben und über Umfang, Art und Weise seiner Verwendung für eine gesunde und harmonische Erziehung selbst Rechenschaft zu geben suchen. Sie wird also sich bestreben, denselben nicht nur nöthigenfalls zu beschneiden, wenn er allzu üppig fortwuchern will, sondern auch zu pflanzen und zu pflegen, wo er gar nicht genügend vorhanden, verkümmert oder verwildert ist, ihn einerseits einzudämmen, wo er das gute Land zu überschwemmen droht, aber auch andererseits als ein befruchtendes Element einem harten Boden zuzuführen, ihn nicht blos zu überwachen, sondern zu leiten und zu lenken, zu wecken und zu ordnen, zu nähren und zu beschäftigen, kurz ihn auf allen Punkten so zu bilden, daß er in den Dienst der Erziehung selbst als fördernde und belebende Kraft hereingezogen und für sie möglichst gewinnbringend benützt werden kann.

An die erste Frage: Darf gespielt werden? reiht sich also sofort die zweite an: Soll gespielt werden? und falls dies bejaht wird, die dritte, warum, womit und wie dies zu geschehen hat. An und für sich ist ja sogar auf die erste Frage die Antwort noch nicht von selbst gegeben, denn daraus, daß der Spieltrieb vorhanden ist, folgt ja noch lange nicht, daß er auch nothwendig befriedigt werden muß. Dies wäre vielmehr nur dann der Fall, wenn alle in der Natur des Kindes liegenden Neigungen und Anlagen noch vollkommen rein und gut und unverdorben durch die Sünde geblieben wären, aber das ist ja leider nicht der Fall, und eben darum ist gerade von Seiten einer ernsten und entschieden christlichen Erziehung jene Frage, ob das Spiel überhaupt für das Kind heilsam und ihm auch nur im bescheidensten Maß zu gestatten sei, schon vielfach verneint worden.

Man hat, und gewiß in den meisten Fällen mit der besten Absicht und in der festen Ueberzeugung, dadurch nur für das wahre Wohl der Kinder zu sorgen, auf so Vieles hingewiesen, was zum mindesten gesagt, das Spielen als etwas höchst Bedenkliches erscheinen lasse: wie es träg und arbeitsscheu, leichtsinnig und zerstreut, genußsüchtig, leidenschaftlich u. s. w. mache, wie so viel edle Zeit, die zu Wichtigerem und Nöthigerem angewandt werden könnte, sei's zum Lernen oder zu einer nützlichen Arbeit, nutzlos vertändelt werde, wie das Kind dadurch frühzeitig schon an eine Menge wechselnder Reize gewöhnt, und so dem zufriedenen, einfachen Sinn, dem stillen Fleiß und der häuslichen Sitte und Ordnung, kurz gesagt: dem Ernst des Lebens, zumal eines Christenlebens, entfremdet werde.

In dem allem liegt gerade für gewissenhafte Eltern allerdings nicht blos eine gewisse, sondern sogar sehr viel Wahrheit; aber doch noch nicht die ganze Wahrheit. Sicherlich, wenn das Spiel blos „die Zeit vertreiben“ soll, die ohnehin so schnell enteilt, so ist es entschieden vom Uebel, und es giebt dann weit Besseres und Edleres, um sie auszufüllen, aber gerade das fragt sich noch, ob das Spiel nicht auch noch zu gar manchem anderen dient, als zum Zeitvertreib. Daß das Arbeiten und Lernen die beiden Hauptaufgaben des Jugendalters sind, ist ganz gewiß, nur folgt daraus weder, daß nur sie allein sich in die ganze Zeit des Kindes theilen dürfen, noch auch daß die nöthigen Zwischenpausen wieder nur mit fast ebenso anstrengender Thätigkeit besetzt und damit ihrer wohlthatigen Wirkung wieder beraubt werden sollen und nicht vielmehr einer leichteren Erholung Raum gegeben werden kann und muß, die, wie eben das Spielen, zwar die Kraft nicht ganz in Ruhe setzt, sondern noch immer in Anspruch nimmt, ihr aber freiere Bewegung gönnt, sie übt und nach anderen Seiten und Richtungen hin beschäftigt und eben damit wenigstens mittelbar dem Lernen und Arbeiten selbst wieder zu gut kommt, theilweise sogar unmittelbar dasselbe fördert und darauf vorbereitet, wie z. B. durch so vieles, was Kinder zunächst nur zu ihrer Unterhaltung aus allerlei Stoffen und mit den mannigfachsten Werkzeugen verfertigen, und sich dabei „spielend“ oft recht hübsche Fertigkeiten und praktisches Geschick, Geschmack, Pünktlichkeit und Ausdauer erwerben.

Wenn ferner allerdings nicht zu läugnen ist, daß von manchen Spielen die oben genannten Ausstellungen gelten, so müssen allerdings diese ganz entschieden unterlassen werden, aber darum doch noch nicht alle Spiele überhaupt. Denn nicht im Spielen selbst an und für sich, sondern hauptsächlich nur in seiner falschen Anwendung, in seinem Mißbrauch und Uebermaß, im Mangel an Aufsicht, Zucht und Ordnung beim Spielen und an richtiger Ueberwachung und Leitung desselben liegt der Fehler. Auch möchte sich doch noch sehr fragen, ob bei völliger Unterlassung desselben, falls dieselbe überhaupt durchgeführt werden könnte, nicht noch weit schlimmere Uebelstände zu Tage träten. Sind denn die unbeschäftigten Kinder, die entweder vor Langeweile gar nicht wissen was sie anfangen sollen, und in dumpfem, stumpfem Nichtsthun ihren Tag verbringen, oder die nicht wissen, was für Unfug sie anrichten sollen, und in nichtsnutziger Rohheit oder tollen Streichen verwildern, vielleicht sittlich besser als die, die bei einem sonst unschuldigen Spiel sich erfreuen und erfrischen?

Was die ernste und nützliche Arbeit anbelangt, so ist allerdings ganz richtig, daß sie schon auf den ersten Blättern der Bibel den Menschen nicht blos als eine Strafe, sondern gerade als Heilmittel und Segen verordnet wird, und die oft scharfe, aber gleichwohl sehr gesunde Würze des

Lebens und auch schon des Kinderlebens bildet, ohne welche selbst das Spiel auf die Dauer weder schmeckt noch gut bekommt, — aber man wird darum doch nicht im Ernst in dieser harten Arbeit „im Schweiß des Angesichts“ und ihrer sauren Mühe das einzige Ziel eines menschenwürdigen Daseins sehen wollen; man wird, selbst wenn man dies vom vielgeplagten Manne am Ende noch erwarten zu können glaubt, es doch nicht in ganz gleichem Maß auch schon vom Kinde verlangen, daß ihm schon die Arbeit an sich, und zwar nur sie allein und ausschließlich volle Befriedigung, Genuß und Genüge gewähre.

Seine ganze Zeit und Kraft wird man ja doch in jedem Fall nicht für die Arbeit in Anspruch zu nehmen vermögen; es bedarf ja gerade zur neuen Sammlung und Spannung derselben, und zwar je jünger es noch ist, desto mehr, theils der Ruhe, theils der Erholung durch eine wechselnde Thätigkeit; und gerade dazu ist das Spielen das beste und zuträglichste Mittel, als ein mittleres zwischen Ruhe und Arbeit, wo die Kraft weder ganz brach liegt, noch überanstrengt wird, wohl aber in Bewegung bleibt, und zwar in zwangloser, freier, selbstgewählter, worin sie eben am besten gedeihen und sich harmonisch ausbilden kann. Während die eigentliche Arbeit immer nur gewisse einzelne und zum Theil sehr beschränkte Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten der Kinder, und auch diese nur zwangsweise und oft ohne alle Rücksicht auf das richtige Maß und eine billige Schonung in Anspruch nimmt, bringt das Spiel eine allseitigere Entfaltung derselben, und namentlich auch solcher Gaben oder Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, die dort oft ganz unbenützt und ungeübt bleiben.

Es weckt und hebt überhaupt die gesammte freie Selbstthätigkeit des Kindes und fördert und sichert dadurch eine von außen völlig ungehemmte Entwickelung einer ganzen Menge von Keimen gesunden Lebens, die hier, in der Luft der freien Selbstbestimmung, aber auch Selbstbeschränkung, ganz anders wachsen, als unter Drang und Druck einer anbefohlenen Leistung. Nicht als ob des Kindes Willen ganz ohne Zaum und Zügel, ohne Zwang und Zucht bleiben sollte, aber allerdings soll er und muß er irgendwo ein Gebiet der Freiheit haben, wo er sich selber Ziel und Aufgabe stecken, Gaben und Kräfte brauchen und üben lernen soll und kann, wenn anders es einmal zur rechten tüchtigen und selbstständigen Stärke und Festigkeit des Charakters kommen soll. Weiß doch jeder Lehrer und Erzieher, wie frisch und froh alles „Freiwillige“ geschieht, diese Lust darf man also dem Kinde, wenn anders nur sonst dafür gesorgt ist, daß es bei seinem Spiel keinen Schaden an Leib und Seele nehme, nicht verkümmern oder rauben; darauf ruht zum großen Theil der Duft und Glanz der Freude, der über dem Paradiese seiner Kinderspiele schwebt. In ihnen, die seine eigene kleine Welt bilden, fühlt und hat auch das Kind schon etwas von einer Wonne schöpferischen Waltens und Gestaltens, wie es jenes bekannte Wort der Schrift (Sprüche 8, 31) der weltbildenden Weisheit Gottes zuschreibt, die „auf dem Erdboden spielt, und ihre Lust hat an den Menschenkindern,“ aber auch etwas von jenem selig in sich befriedigten Leben und Weben in den Geschöpfen seiner kleinen Hand, womit der Herr selbst einst ruhte von allen seinen Werken, und er sah sie an — „und siehe da war alles sehr gut!“ Solche Lust und Freude des „Gelingens“ steigert nicht blos seine Kraft und Thätigkeit, sondern giebt zum großen Theil auch die fast ausnahmslos gewisse Bürgschaft, daß ein Kind, das sein Spiel mit Ernst betreibt, einst auch seine Arbeit mit Ernst betreiben wird.

Für seine spätere Tüchtigkeit ist also durch die auf's Spiel verwandte Zeit und Kraft nicht nur nichts verloren, sondern unendlich viel gewonnen. Lehrt es das Spiel, das es noch ganz seiner Kraft und seiner Neigung nach Belieben anpassen kann, ohne jener zuviel zumuthen, oder diese durch eine fremde Autorität beschränken lassen zu müssen, überhaupt einmal seine eigene Kraft kennen, schätzen, messen und brauchen, so wird es auch da, wo es einmal wirkliche Anstrengung derselben gilt, und wäre es nur die Anstrengung des Gehorsams, d. h. der freiwilligen Unterordnung des eigenen Willens unter einen berechtigten fremden, eben durch jene ihm schon bekannte Freude des „Gelingens“ selbst das Schwere leichter vollbringen, und das augenblicklich Unangenehme wenigstens erträglich und auf die Dauer sogar als einen Segen empfinden lernen.

An und mit dem Spiel erwacht und erwächst Muth und Lust des Thuns, Freudigkeit und Selbstvertrauen zu der eigenen sich frei bewegenden, aber auch bewährten, erprobten und geübten Kraft. Läßt man aber diesem Trieb nach Selbstthätigkeit diesen freien Spielraum der Bewegung und Entfaltung nicht, so verrostet entweder die Kraft im Müßiggang, der bekanntlich aller Laster Anfang ist und in jener thatenlosen Langeweile, die die giftigste Schlange unter den bunten Blumen des Kinderlebens ist, die tödtlichste Feindin alles echten Kinderglücks und die fruchtbare Mutter der schlimmsten Zerstörerinnen seiner unschuldigsten Freuden, oder sie verzehrt und zersplittert sich und verpufft in Kindereien und Thorheiten oder gar wirklichen Schlechtigkeiten, während sie dort versumpft, stumpft sie hier sich vor der Zeit ab, wird vergeudet und verlottert in Unfug, schlimmen Streichen oder leerem Tand.

Jene allzu nüchterne Ansicht, welche den

Schwerpunkt der Erziehung überhaupt nur in die Nützlichkeit und Brauchbarkeit für's Leben setzt, wird übrigens der Kindernatur eben so wenig völlig gerecht, als z. B. eine einheitliche Verstandescultur, die, wie jene auf praktische Fertigkeiten, auf bloße theoretische Kenntnisse den Hauptnachdruck legt. Beide verkennen und vernachlässigen gleicherweise die ebenso werthvollen Kräfte, Anlagen und Interessen des Gemüths und des Herzens, und dürfen somit keinen Anspruch darauf machen, eine allseitige und völlig harmonische Ausbildung der gesammten geistigen Fähigkeiten des Kindes bewirken zu können. Geben sie nach dieser Richtung hin zu wenig, so fordern sie in einer andern zu viel, sofern sie schon vom Kinde verlangen, was höchstens dem gereiften Manne zukommt, sondern dort schon eine völlige, nöthigenfalls gewaltsame Unterdrückung auch der sonst berechtigten Triebe, die doch erst hier auf wahrhaft sittlichem Wege durch freiwillige Selbstverläugnung und Weltentsagung zu Stande kommen kann und soll.

Am ehesten noch könnte die Sorge der „Verweltlichung" durch das Spielen oder doch die etwaige Gemeinschaft der Mitspieler einen ernstlichen Einwand gegen dasselbe stichhaltig begründen können, und wo eine derartige Gefahr wirklich vorhanden ist, oder doch zu befürchten steht, da wird wenigstens die christliche Erziehung eine doppelt sorgfältig überwachende Aufsicht über Spiel und Spielgesellschaft zu führen haben, aber andererseits wird doch auch der oft so falsch und äußerlich gefaßte Begriff der Welt und Weltflucht in viel zu schroffer, beschränkter und einseitiger Weise und dazu noch praktisch ganz unvollziehbar und unhaltbar auf das Spiel angewendet.

In Wahrheit handelt es sich ja für den Christen gar nicht etwa blos um ein leibliches, sondern vielmehr um ein inneres, geistiges Fernhalten der Welt und Fernbleiben von ihr, und bei aller, im täglichen Leben und Verkehr auch außerhalb des Spiels für die Kinder doch niemals ganz zu vermeidenden Berührung mit derselben, um die Verpflichtung, selbst mitten in der Welt, doch nicht von der Welt zu sein, sondern über ihr zu stehen. Eine bloße klösterliche Absperrung erfüllt diese Aufgabe um so weniger, als die „Welt" bekanntlich nicht blos außer und neben uns, sondern leider auch in uns ist; hier helfen also wieder nur Bildungsmittel höherer sittlicher Art von Grund aus, die der Erziehung helfend und hütend zur Seite stehen müssen: die Zucht und Ordnung des Hauses, die Schärfung des Gewissens, die behütende Fürbitte und andere Elemente eines christlichen Familienlebens. Wähnt aber die Erziehung auch ohne diese Kräfte und Mittel schon durch das bloße Versagen des Spiels die Grundlage für die Bildung eines christlichen Charakters legen zu können, so überschätzt sie die Wirkung eines bloßen Verbots und unterschätzt den Gegner, mit dem sie zu kämpfen hat, der tausend andere Zugänge zum Kinderherzen und hundert verborgene Schlupfwinkel in ihm selber hat; nicht minder aber auch die Tragweite der im Spiel selbst liegenden bildenden und erziehenden Kräfte.

Man braucht noch lange nicht den irrigen Traum einer unversehrt gebliebenen „Unschuld" der Kindesnatur zu theilen und kann doch in dem von Gott selbst jedem unverkünstelt und unverbildet gebliebenen Kinde thatsächlich eingepflanzten Spieltrieb etwas an sich Berechtigtes, und darum auch für eine solche Erziehung, welche die natürlichen Anlagen, Kräfte und Hilfsmittel keineswegs einseitig überspannen will, höchst Beachtenswerthes und Fruchtbares finden, nämlich das Verlangen, die Lust und Liebe zur eigenen Thätigkeit, die im Spiel ja die Hauptsache ist, ganz abgesehen von dem, was durch dieselbe etwa geschaffen oder dargestellt wird.

Wie wenig dem spieleifrigen Kinde an den Gegenständen und Hervorbringungen seines Thuns liegt, zeigt die tägliche Erfahrung: es wirft nach kurzer Lust des Beschauens seine Kartenhäuschen selbst wieder ein, um mit ganz gleicher ungeschwächter Freude mit ihrem Bau auf's neue zu beginnen. Das beweist schlagend genug, daß das Interesse beim Spiel nicht außerhalb der Thätigkeit liegt, in ihren Ergebnissen, wie z. B. bei der Arbeit, oder auch beim Lernen, sondern innerhalb derselben. Darin liegt aber auch unverkennbar ein nicht leicht mißzuverstehender Wink, daß und wie sich die Erziehung dieses Spieltriebs zu bemächtigen hat, nämlich so, daß sie ihn zwar wohl in geordnete Bahnen weist, aber nicht ersticken und tödten darf, um seine Kraft zwar wohl zu zähmen, aber nicht zu lähmen.

Nicht der Spieltrieb oder das Spiel an sich selbst, nicht einmal das Spielzeug, so gefährlich es oft werden kann, ist das Sündige, sondern die falsche Anwendung des Letzteren, und die verkehrte Richtung, die der Erstere einschlägt und das Uebermaß oder der Mißbrauch, die mit dem Zweiten getrieben werden.

Eine still und geordnet spielende muntere Kinderschaar bietet doch wahrlich kein geringeres, sondern ein sittlich edleres Bild dar, als der faule Tagedieb, der über allerlei losen und lockeren Plänen brütet, oder der frech sich herumtreibende, lärmende Gassenjunge, der sich nur an Unordnung, oft sogar Unanständigkeit erfreut. Man sorge nur bei Zeiten dafür, daß jener Drang nach freier und darum freudiger eigener Thätigkeit sein richtiges Strombett finde, so wird er weder zum stürzenden Gießbach wer-

den, der alle Schranken der Zucht überbraust, noch zum stehenden Wasser, aus dem sich die dumpfe Luft verpesteter Dünste entwickelt, sondern man wird Gewinn und Förderung genug daraus ziehen, nicht blos für den augenblicklichen und äußeren Nutzen, sofern ja sehr viele Spiele durch Uebung in allerlei Fähigkeiten und Kunstgriffen eine ausgezeichnete Vorschule für das spätere Leben und eine Vorbereitung für seine mannigfaltigsten Aufgaben und Pflichten darbieten, sondern auch einen bleibenden Segen durch Entwickelung einer Menge der verschiedenartigsten Fähigkeiten, Kräfte, Anlagen, Kenntnisse und Tugenden.

(Schluß folgt.)

Dankgebet der Schnitter.



Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Ps. 106, 1.

Maximilian Julius Leopold, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, als Herzog und Christ.

Für Haus und Herd von Wilhelm Pfäffle.

Es ist ein uralter, wohlverdienter Ruhm des Braunschweigischen Fürstenhauses, daß es sich durch warme, wirksame Christenliebe, durch gemeinnützige Wohlthätigkeit, biedermännischen Sinn und wahren Heldenmuth immer vorzüglich ausgezeichnet hat.

Diese Tugenden hatte auch Leopold geerbt. Sein christliches Leben, so kurz es auch war, ist mit den herrlichsten Thatbeweisen davon erfüllt. Darum verdient es in der Geschichte edelmüthiger, nützlicher, verehrungswürdiger Menschen einen Platz.

Maximilian Julius Leopold wurde schon frühe durch den Unterricht in der Religion zu gütigen, tugendhaften Gesinnungen geleitet. Er empfing diesen Unterricht von einem der ersten christlichen, weisen und gründlichsten Religionslehrer — von dem gelehrten Jerusalem.

In seinem siebzehnten Jahre legte er sein Glaubensbekenntniß mit einer Ueberzeugung und Freudigkeit ab, welche alle Zuhörer erbaute.

Er ist nicht gewichen von den Grundsätzen des Christenthums, die er in der Jugend als die seinigen feierlich erklärte, er ist ihnen im reiferen Alter als einer heiligen Regel gefolgt und treu geblieben, bis er in Christi Sinn starb.

Er bezeugte mit Freudigkeit und seine Worte waren wie Felsen. Er bezeugte zu mehreren Malen seinem ältesten, geliebtesten Lehrer, daß er von der Wahrheit der christlichen Religion gewiß überzeugt sei, daß er sie für das größte Geschenk Gottes, für das größte Gut der Menschheit achte, und daß er sie für alles in der Welt nicht hingeben wolle. Ein anderes Mal versicherte er, er würde das Christenthum hochschätzen, wenn es auch nicht solche Gründe für seine Wahrheit hätte, weil er sich dabei besser befände, als bei den Subtilitäten der Christusverächter. Er erkannte den Werth der Religion aus dem rechten Gesichtspunkt und suchte sie zu dem rechten Zweck zu nutzen.

Deshalb aber achtete er dennoch jeden Fortschritt der Wissenschaft. Er hörte gern Männer, die verschiedene Meinungen in Religionssachen hatten, mit einander reden.

Lebhafte Ueberzeugung hatte er insbesondere von der Vorsehung und Unsterblichkeit, diese, sagte er mehrmals, muß mir nur Niemand wegräsoniren, denn die kann ich nicht missen.

Er dachte daher auch oft und ernstlich an die Vorsehung und Unsterblichkeit. Mit seinen Vertrauten unterredete er sich gern darüber, mit Würde und mit Feuer sprach er davon; gewöhnlich rissen ihn diese Gegenstände so hin, daß kein einzig anderer neben ihnen seine Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Fleißig und sehr andächtig feierte er den öffentlichen Gottesdienst; mit tiefer Ehrfurcht genoß er das heilige Abendmahl und hielt auch sorgfältig darauf, daß seine Soldaten den Gottesdienst nicht versäumten. Er that dies im Frieden und im Krieg.

Von seinem thätigen Eifer, diejenigen, die den Trost der Religion in Leiden nicht kannten und suchten, auf denselben aufmerksam und darnach begierig zu machen, ist folgendes Beispiel mitgetheilt.

Der Lieutenant G. vom herzoglich braunschweigischen Leibregiment, welchem der Prinz Leopold damals als Oberster vorstand, war aus Mangel hinreichenden Religionsunterrichts in der Jugend und durch Lesen vieler Schriften von Voltaire, Spinoza u. s. w. ein Religionsverächter geworden. Er fiel in eine tödtliche Krankheit. Er hatte große Furcht vor dem Tode, und konnte sich mit seinen freigeisterischen Meinungen nicht beruhigen. Er klagte seine Angst, forderte Trost und schien jeden Strahl der Beruhigung freudig anzunehmen; aber nur von keinem Geistlichen, der ihm stärker diese Trostgründe sagen konnte, wollte er etwas hören.

Der gute Prinz erfuhr den Zustand des an Körper und Seele leidenden jungen Mannes, trug dem Garnisonsprediger K. auf, denselben als Freund zu besuchen und ließ den Kranken bitten, ihn als einen solchen anzunehmen. Gerührt von des vortrefflichen Fürsten Fürsorge, nahm er ihn gütig auf, und entdeckte ihm seine Zweifel gegen die Religion. Der Prediger überzeugte ihn von Zeit zu Zeit immer mehr von der Wahrheit der christlichen Religion. Er erkannte sie zuletzt mit solcher Gewißheit, daß er zum Beweis seiner festen Ueberzeugung das heilige Abendmahl genoß — und nun erwartete er sein Ende mit christlicher Geduld und völliger Ergebung in den Willen Gottes.

Auf seinem Sterbebette segnete er den frommen jungen Fürsten, als den Retter seiner Seele, und erbaute durch sein Beispiel die Umstehenden.

Er sorgte aber nicht blos für Einzelne, sondern für die Wohlfahrt seines ganzen Regiments. Er that es mit einer Geschäftigkeit, Heiterkeit

und mancher Aufopferung, die allen Befehlshabern zum Muster zu empfehlen sind. Vorzüglich ließ er sich die Versorgung der Invaliden desselben mit einer außerordentlichen Wärme und Betriebsamkeit angelegen sein.

Zu ihrem Besten unterhielt er einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Es konnte kaum eine Stelle für sie ledig werden, so erfuhr er es schon, und dann beeiferte er sich unermüdlich, ihnen dieselbe zu verschaffen. Erhielt einer ein Amt in der Finanzverwaltung und konnte die erforderliche Sicherheit nicht stellen, so leistete der Herzog die Bürgschaft für denselben, oder lieh und schenkte ihm oft die Summe dazu.

Vielen anderen gab er zu dem königlichen Gnadengehalt noch monatliche Zulage.

Auch die Kranken des herzoglich braunschweigischen Leibregiments, dessen Kommandeur er ehemals war, behielt er immer im liebreichen Andenken. Als er in preußische Dienste trat, schrieb er dem Arzt desselben: Ist Ihnen mein Andenken lieb, so will ich es Ihnen dadurch empfehlen, daß Sie ferner fortfahren, für die armen Kranken des bisher von mir kommandirten Regiments als Arzt zu sorgen.

Sobald der Herzog zum Regiment gekommen, besorgte er für die jüngeren Offiziere und Junker, Lehrstunden in der Orthographie, Geschichte, Geographie, Mathematik und französischen Sprache. Sie zum Fleiß bei diesem Unterricht zu ermuntern, war er selbst dabei zugegen, und damit sich keiner schämen möchte, gut und richtig schreiben zu lernen, setzte er sich mitten unter sie, schrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt ward, und war der erste, der demselben sein Papier zur Korrektur gab. Dies hatte nun die vortrefflichste Wirkung auf den Fleiß dieser jungen Krieger. Dieser Unterricht dauerte bis zum Feldzug im Jahre 1778. Er äußerte von Zeit zu Zeit, daß er denselben wieder veranstalten wolle; aber unbekannte Hindernisse hielten ihn doch von der Ausführung ab.

Indessen hatte er den menschenfreundlichen Entschluß gefaßt, ein Versorgungs-Haus zu stiften, darin der Soldaten Wittwen und Kinder, um sie zugleich zu ernähren und nützlich zu beschäftigen, stets Arbeit für guten Lohn finden sollten. Erst war er willens, eine Wittwenkasse für die armen Hinterlassenen der verstorbenen Soldaten zu errichten, aber nachdem er in einer Zusammenkunft mit den Vorstehern der Armen-Anstalten sich darüber berathschlagt, wurde er überzeugt, daß durch ein solches Versorgungs-Haus mehreren Personen und auf eine gemeinnützigere Art geholfen werden könne.

Das unvergeßliche Denkmal der fruchtbarsten Wohlthätigkeit — wir können sagen gegen die Menschheit — ist jedoch die preiswürdige Schulanstalt, die er gestiftet hat.

Er bestellte einen Lehrer für diese Schule, und sorgte für dessen recht ansehnlichen Gehalt. Die Compagnie-Chefs gaben demselben monatlich zwölf Thaler, ermuntert durch ihres Befehlshabers Beispiel, der ihm acht Thaler gab, auch immer alle nöthigen Bücher und Schreibmaterialien schenkte.

Das Schulhaus wurde den 26. Januar 1778 öffentlich eingeweiht. Mehr wie fünfhundert Soldatenkinder, die bisher ohne allen Unterricht gewesen waren, erhielten denselben nun gänzlich frei. Die immer wachsende Anzahl der Schüler — denn auch andere Arme durften ihre Kinder in die Schule schicken — machte einen zweiten Lehrer nothwendig.

Er sorgte bei der Stiftung dieser Schul-Anstalt für den besten Unterricht in derselben. Er hatte selbst viele Schriften über die Erziehung gelesen; am meisten gefiel ihm die Methode des edlen Herrn von Rochow, und darum wählte er dieselbe.

Er sandte seinen damaligen Feldprediger, den Herrn E. R. Prozen, nach Rekahn, nahm alles in Augenschein, forschte jedem kleinen Umstand der vortrefflichen Rochow'schen Lehrart nach, ließ sich über alle Punkte derselben unterrichten, und führte alles für seine Regimentsschule Zweckmäßige und Anwendbare darin ein.

Als am 6. Januar 1783 bei einer öffentlichen Prüfung der gute Fortgang dieser Schulanstalt recht sichtbar geworden war, schrieb er gleich an diesem Tage einen Brief an einen seiner alten geliebten Lehrer in Braunschweig, voll starker Zeugnisse, wie eine wichtige Angelegenheit dieselbe seinem Herzen sei, welche große Belohnung er in der guten Frucht seiner kostbaren und mühsamen Arbeit finde.

Auch außerhalb des großen Wirkungskreises seiner Schulanstalten war er thätig, gute Erziehung zu befördern. So unterstützte er manche fähigen Jünglinge, die sich den schönen Wissenschaften und Künsten gewidmet hatten, auf Schulen, Akademien und Reisen. Er ließ viele arme verwaiste Kinder auf seine Kosten Handwerke lernen und zu guten, brauchbaren Menschen erziehen. Einst fand er in Frankfurt zwei Kinder, die ganz verlassen umherirrten und bettelten. Er nahm sich ihrer an, und schickte sie an die braunschweigischen Armenanstalten. Bei ihrer Abreise ging er Morgens um fünf Uhr trotz der sehr rauhen Witterung selbst zum Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut gegen das Wetter verwahrt wären. Als er dies nicht fand, zog er seinen eigenen Ueberrock aus, wickelte sie in denselben, sah sie erst abfahren und ging dann im Regen ohne Ueberrock nach Hause. Bei seiner letzten Anwesenheit in Braunschweig ging er selbst nach dem Waisenhause, ließ die Kinder, deren Namen er genau behalten hatte, rufen,

erkundigte sich nach ihrem Betragen und ermahnte sie, fleißig zu sein, und sich in allen Stücken gut aufzuführen, dann wolle er weiter für sie sorgen.

Im Wohlthun kannte er keine Ermüdung. In Braunschweig und an anderen Orten haben viele Nothleidenden Wohlthaten von ihm empfangen, auch gab er gerne durchreisenden Dürftigen, so daß gewiß der größte Theil seiner Einnahmen zu Werken der Liebe angewendet worden ist.

Um sich von dem Elende der Leidenden desto näher zu überzeugen, und dasselbe desto gewisser völlig heben oder doch erleichtern zu können, erforschte er es selbst. Er besuchte die Unglücklichen in ihrer Hütte, ging selbst an ihr armseliges Krankenlager und veranstaltete für sie dann mit vielem Eifer nach ihren Umständen zweckmäßige Hilfsmittel und erforderliche Pflege.

Wie oft ging er nicht auf Böden und Kammern viele Treppen hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen, nie zufrieden, als bis ihnen geholfen war.

Reich war auch sein Leben an den Tugenden, die die Früchte unumschränkter thätiger Herzensgüte sind. Er begegnete einem jeden, auch denen, die weit unter ihm waren, mit Höflichkeit, Herablassung und Leutseligkeit. Mit den ärmsten und geringsten Leuten sprach er freundlich.

Seinem Herzen war es nicht möglich, mit Vorsatz einem Menschen eine mißvergnügte Stunde zu machen. Er hatte viel Lebhaftigkeit und Gabe des Witzes, aber nie mißbrauchte er dieselbe zum kleinsten Spott über seinen Nebenmenschen.

Eine edeldenkende Fürstin gab ihm unter Thränen, die sie bei der Nachricht seines Todes vergoß, das laute Zeugniß: Ach der gute Prinz! Nie habe ich aus seinem Munde ein Wort zum Schaden oder bitteren Tadel anderer Leute gehört. Das Meiste, was ich von ihm gehört habe, war, daß er Andere vertheidigte, alles zum besten kehrte und für Leute, die Hülfe nöthig hatten, bat und sprach.

Daß er nicht aus eitler Ruhmsucht, oder um Aufsehen zu machen, große und gute Handlungen verrichtete, dies zeigte er auch, als man über die Thüre des auf seine Kosten erbauten Schulhauses die Aufschrift gesetzt: „Leopold'sche Garnisonsschule". Er befahl, daß sie wieder weggenommen werde, und ließ das Haus mit dem einzigen Worte „Garnisonsschule" bezeichnen.

Er überließ sich keiner strafbaren herrschenden Leidenschaft, sondern lebte beständig in wahrer Mäßigkeit und Strenge gegen sich selbst.

Gegen seine Eltern empfand er die zärtlichste kindliche Liebe. Seinen Erziehern und Lehrern bewies er unveränderte Dankbarkeit. Mit einigen derselben unterhielt er ununterbrochen einen vertraulichen Briefwechsel, und immer sprach er von ihnen mit Werthschätzung und Freude.

Wenn er nach Braunschweig kam, besuchte er liebreich alle seine alten Bekannten; und diejenigen, welche ihm in seiner Kindheit und Jugend Dienste geleistet — waren sie auch sehr weit unter ihm — ließ er zu sich kommen oder ging selbst zu ihnen und unterhielt sich mit ihnen sehr leutselig.

Für seine Bedienten sorgte er wie ein Vater. Er gab ihnen ein beständiges gutes Beispiel; er antwortete einem Manne, der ihm seine Verehrung wegen seiner guten Gesinnungsart aufrichtig bezeugte: Ich darf nicht unrecht thun — es wäre für mich doppeltes Unrecht, denn ich habe so gute redliche Leute um mich; ich würde sie betrüben oder verschlimmern.

Angelegentlich bekümmerte er sich um die Versorgung derselben nach ihrem Tode, und bat oft die Seinen um diese Wohlthat.

Sein ganzes Leben war die würdigste Vorbereitung zum Tode, denn sein Herz war von Ehrfurcht für die Religion erfüllt, und in seinen Handlungen folgte er ihren Anweisungen, auf Christum zu trauen, christlich und gut, rechtschaffen und menschenfreundlich zu sein.

Am Tage vor seinem Tode war noch bei der Tafel seine letzte Unterhaltung von der Unsterblichkeit und dem Zustand der Seele nach dem Tode, davon er so oft und so gern sprach.

Am Morgen seines Todestages zeigte er statt seiner sonst gewöhnlichen Lebhaftigkeit eine außerordentliche Ruhe des Geistes. Es befremdete dies seine Bedienten, da die Gefahr der Wasserfluth sich immer vergrößerte, und viele Einwohner der Vorstadt schon in hoher Noth waren. Als einer derselben deswegen sagte: So ruhig habe ich Ew. Durchlaucht noch nie gesehen, antwortete er: Das ist gut, man muß oft ruhig sein; vorzüglich muß man bedacht sein, und alles wohl überlegen, wenn Gefahr da ist. Daß er nach seinen Worten auch hier gehandelt, daß er die Gefahr, welche der Stadt drohte, bedacht, alle dabei zu bemerkenden Umstände wohl überlegt, die wirksamsten Rettungsmittel gewählt, und Verfügung getroffen, daß sie an dem Orte gebraucht werden sollten, wo sie am nöthigsten waren. Dies beweist der Brief, den er an den Herrn Oberst von Frankenberg kurz vor seinem Hingang zum Rettertode geschrieben, und den man auf seinem Schreibpulte fand.

Diese besondere ruhige Gemüthsverfassung an seinem letzten Morgen liefert die Ursache über den Grundsatz und das Gefühl, weshalb er sich in Todesgefahr wagte. Wahrlich nicht aus rascher Unbedachtsamkeit. Auch waren schon einige Leute sicher über den ausgetretenen Strom gekommen, und er befahl den Schiffern, gerade denselben Weg einzuschlagen. Er brauchte also

alle bedachtsame Sorgfalt. Starkes Vertrauen auf Gott, das er immer in der Gefahr empfand, und eine gewisse Erwartung, durch sein leuchtendes Beispiel Andere zu begeistern, brachten ihn zu dem Entschluß, den Nothleidenden mit Beiseitesetzung aller eigenen Gefahr zu Hilfe zu eilen. — Immer stärker wurde sein Mitleidsgefühl, so wie mit der Fluth die Noth der Unglücklichen stieg. Und — länger widerstehen konnte er demselben nicht, als eine Mutter vor ihm niederfiel und ihn händeringend anflehte, er möge ihre Kinder retten lassen. Er riß sich aus den Händen seiner weinenden Familie, die ihn nicht von sich lassen wollte, und eilte an's Ufer zur Rettung. Das Volk fleht ihn an, sich nicht in Gefahr zu begeben. Aber er antwortet: „Was bin ich mehr, wie ihr? Ich bin ein Mensch wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an!" Nach diesen Worten, die werth sind mit goldenen Buchstaben in den Zimmern aller Großen zur beständigen Erinnerung angeschrieben zu stehen, steigt er in den Nachen, und will die Freude empfinden, die er sich immer als die größte aller Freuden gedacht, und von Gott als eine Wohlthat erfleht hatte — will Menschen vom Tode erretten. Entschlossen und herzhaft wagt sich der Menschenretter in die reißende Fluth, indem er zuletzt noch heiter und freundlich die Menge grüßt, welche am Ufer ihm zitternd nachsieht. —

Gott! Heiliges Dunkel verbirgt uns jetzt noch deine weisen Rathschlüsse! In seinem menschenfreundlichen Heldengeschäft sinkt er in die Tiefe, und stirbt in dem Augenblick des Sinkens — stirbt im Sinn und Vorsatz, im wirklichen edelmüthigen Bestreben, Retter unglücklicher Menschen zu werden. Er stirbt aus mächtigem, untilgbarem Gefühl des Mitleidens.

In jenen Fluthen versinkt er und stirbt den Rettertod. Sein Leben hatte er gewidmet dem Nutzen der Menschheit, sein Leben läßt er im Dienste der Menschheit.

Papa Oberlin's Pastoral-Besuch beim Keßlertoni.

Für Haus und Herd bearbeitet von E. M.

Ein lieblicher Sommerabend ruhte auf den Wiesen und Gärten des Dorfes Waldersbach. Die Wälder prangten im schönsten Grün, der muntere Forellenbach, selbst einer Forelle gleich, plätscherte daher, als freue er sich seines Daseins; kurz das im Winter so rauhe Steinthal war geschmückt, wie eine Braut, als Oberlin, an der Seite seiner jungen Frau, von einem Ausfluge nach Belmont heimkehrte. Seine Seele war mit ernsten, aber zugleich freudigen Gedanken erfüllt. Er hatte am Tage zuvor über den letzten Theil des 25. Kapitels im Evangelium Matthäi gepredigt, in welchem Jesus in großartigen Bildern von dem jüngsten Gerichte und der endlichen Scheidung der Gerechten und der Gottlosen redet. Mit gewaltigen, ernsten Worten hatte er den Untergang derer geschildert, die in ihrem Sündentaumel dahinsterben, er hatte hingewiesen auf den Wurm, der nicht stirbt, und das Feuer, das nicht erlöscht, und mit besonderem Nachdruck betont, daß wohl tausend Pforten in die Hölle hinein, aber nicht eine einzige hinausführt. Eine jener verderblichen Tanzhöhlen, welche damals in Bellefosse eröffnet worden und dem eifrigen jungen Prediger als Förderin der herrschenden Sittenverderbniß ein Dorn im Auge war, hatte ihn veranlaßt, seinen Pfarrkindern nicht den Vater der Liebe und des Erbarmens, wie das seinem sanften Charakter so nahe lag, sondern den zürnenden Gott der Rache zu zeigen, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Seine Worte hatten einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer gemacht, und auf seinem Besuche hatte er aus dem Munde Vieler etwas von der wunderbaren Kraft des göttlichen Wortes vernommen, welche sie in ihren Herzen verspürt hatten, — eine herrliche Ermunterung für einen Seelsorger, beim Rückblick auf den harten Boden, den nach mühevollem Ackern und Pflügen endlich ein wogendes Meer von grünen Halmen schmückte.

„Liebe Frau," rief er plötzlich, sich zu seiner Gattin wendend, die ein Sträußchen Frühlingsblumen in der Hand sinnig neben ihm einherschritt, „siehst du jene Hütte am äußersten Rande des Dorfes? Wie es scheint, ist der Keßlertoni wieder von seiner Wanderfahrt heimgekehrt. Ich wünschte, er wäre gestern in der Kirche gewesen. Der arme Mensch geht selten ins Gotteshaus, kommt er aber einmal, dann nimmt er den Prediger genau auf's Korn, und hat mir hie und da schon ein paar Bemerkungen hingeworfen, die ich wahrlich nicht an den Spiegel gesteckt habe!"

„Der Keßlertoni," versetzte die Gattin, „war

gestern anwesend; gerade als wir die Kirche betraten, hinkte er mit seinen schiefen Beinen die Treppe zur Emporbühne hinauf; es ist seltsam, daß du ihn nicht bemerktest."

„Der Anblick dieses Menschen," fuhr Oberlin fort, „zwingt mir stets ein Lächeln ab. Bei meinem Amtsantritt hier gehörte er zu meinen entschiedenen Gegnern, der keine Gelegenheit zum Spott unbenutzt vorübergehen ließ. Als ich ihm einst nebst einigen seiner gleichgesinnten Kameraden, die ein recht unzüchtiges Lied mit einander sangen, einen derben Verweis gegeben und kaum den Rücken gewandt hatte, so rief er mir nach: "Que veut donc ce Jean Foudre d'Oberlin?" (Was will doch dieser Hans Narr Oberlin?) Ich aber wandte mich ruhig um und erwiderte, ihn scharf ins Auge fassend: "Mon ami, je ne m'apelle pas Jean Foudre, je m'apelle Jean Frederic Oberlin!" (Mein Freund, ich heiße nicht Hans Narr, sondern Johann Friedrich Oberlin)!" Seit jener Zeit hat er sich verändert. Er kommt mir äußerlich mit allem Respekt entgegen, hat er aber an meinen Predigten etwas auszusetzen, so bin ich gewiß, daß er's an den rechten Mann bringt. Wie wär' es, wenn du von hier den Weg nach Hause und zu den Kleinen allein fortsetztest. Ich will noch schnell zum Keßlertoni hinab; ich muß wissen, was er von meiner gestrigen Predigt denkt — der närrische Kauz. Der sagt, was er meint, und wenn er mich lobt, schlafe ich heute noch einmal so gut!" Mit diesen Worten eilte der kleine Mann raschen Schrittes ins Dorf hinunter, während die zarte Gestalt der Gattin sich dem freundlichen von Bäumen beschatteten Pfarrhause zuwandte, auf dessen Schwelle zwei kleine Kinder sie jubelnd begrüßten.

Unterdessen hatte Oberlin die Hütte des Keßlertoni erreicht, aus deren Thür der heisere Ton eines melancholischen Volksliedchens klang. Der Keßlertoni stand mit dem Rücken der Thüre zugewandt am rußigen Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte. Oberlin dachte unwillkürlich an die Zeit, wo er als armer Student sich sein Wassersüppchen über seiner Lampe gekocht hatte. So hatte ihn vor Jahren sein Vorgänger, der edle Pfarrer Stuber, getroffen und beim Anblick der so zubereiteten Mahlzeit ausgerufen: „Sie sind mein Mann! Sie sind der rechte Pfarrer für's Steinthal!" Doch Oberlin war nicht der Mann, auf diese Weise seinen Gedanken lange nachzuhängen. „Guten Abend, mein Freund!" rief er dem Keßlertoni zu, der sein bärtiges und rußiges Gesicht langsam dem Prediger zuwandte. „Nur einen Augenblick Geduld," rief er, „dann stehe ich zu Diensten!" Sprach's und nahm behutsam den Kessel vom Feuer, schüttete die dampfende Suppe in eine zerbrochene irdene Schüssel, rieb sich die Hände gewissenhaft an seinen Beinkleidern ab, welche unmöglich dunkler und befleckter werden konnten, als sie schon waren, und stellte sich mit seinen sichelförmigen Beinen und einem verschmitzten Lächeln im Gesichte vor dem Pfarrer hin, als wollte er sagen: „So, jetzt kann das Examen losgehen!"

Oberlin hatte sich unterdeß ein wenig in der Hütte umgesehen, die nur spärlich vom Abendroth erleuchtet war. Rechts an der Wand stand das Schleifrad, welches den Keßlertoni stets auf seinen Wanderungen begleitete; an den Balken der Decke hingen zahlreiche Büschel getrockneter Pflanzen, und über der Bettstelle, die schöner war, als man es in dieser raucherfüllten Hütte hätte erwarten mögen, hing eine Tafel auf der in großer Frakturschrift mit tausend seltsamen Schnörkeln die Worte standen: „Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen." Doch herrschte in diesem engen, dumpfen Gemach eine Reinlichkeit, die mit den Beinkleidern des Keßlertoni im entschiedensten Widerspruche stand. Eine Weile blickten sich die beiden Männer schweigend an, es schien, als wollte keiner das Gespräch beginnen.

„Herr Pfarrer, mit Verlaub!" platzte endlich der Keßlertoni heraus, „machen Sie's kurz, ich weiß, warum Sie gekommen sind. Sie wollen eine Steuer sammeln, aber bei mir wird nichts abfallen!"

„Eine Steuer?" rief Oberlin erstaunt. Er spürte, daß eine Schelmerei unterwegs sei, aber wo die Geschichte eigentlich hinaus wolle, wußte er noch nicht.

„Ha! die Steuer, welche Sie heute in Belmont gesammelt haben. Ich saß ganz hinten in der dunklen Ecke von Michel Marschall's Stube, als sie von Haus zu Haus wanderten. Hätte ich mich meiner schmutzigen Kleider nicht geschämt, ich hätte der Frau Pfarrerin die Hand küssen mögen. Wie herzlich empfing sie mich, als ich ihr an einem rauhen Märzabende einen Korb brachte, wie freundlich redete sie mit mir, während ich mich halberfrorenen Menschen ein wenig wärmte! O die ist ein Engel, wie es sonst keinen in unserem rauhen Thale giebt! Gott segne sie!"

Bei diesen Worten schimmerte es feucht unter den langen Wimpern des Keßlertoni. Er aber schluckte die hervorbrechenden Thränen gleichsam hinunter, und machte dabei eine abscheuliche Grimasse, als wollte er damit seine eben geredeten Worte verhöhnen.

Oberlin fühlte sich seltsam bewegt bei diesem Lobe, welches der Keßlertoni seiner Frau zollte. Hatte er doch noch auf dem Heimwege an ihrer Seite eine so innige Liebe zu ihr empfunden, wie kaum in den ersten Tagen ihres ehelichen Glücks. Wie schön war sein Leben durch sie

geworden! welche liebliche Häuslichkeit hatte sie ihm bereitet! Doch faßte er sich schnell und sagte: „Welch närrisches Geschwätz; ich habe heute mit keinem Gedanken an eine Steuer gedacht. Anstatt einzusammeln, hat meine Frau manche Gabe der Liebe ausgestreut!"

„Nur sachte, nicht so hitzig," fiel ihm der Keßlertoni ins Wort, „ich habe die Kinderkäpplein und Kinderstrümpflein wohl gesehen, welche die Frau Pfarrerin der armen Kindbettnerin im letzten Häuschen des Dorfes gebracht hat. Aber ich bleibe dabei, Sie Herr Pfarrer haben eine Kollekte gehoben, eine Steuer von guten Worten, von Lobsprüchen, von Danksagungen für Ihre gestrige Predigt. Die Steuer ist gut ausgefallen, nicht wahr? Hätte ich so schwer zu schleppen gehabt wie Sie, ich wäre nicht so schnell den Berg wieder herabgekommen, und meine Abendsuppe wäre noch nicht gekocht. Aber nochmals mit Vergunst, Herr Pfarrer! bei mir fällt Nichts ab. Wenn Ihnen der Mund nach Dank wässert, so schlucken Sie's nur ganz herzhaft hinunter!"

Damit nahm der Keßlertoni den Deckel von seiner Abendsuppe, roch hinein und schnalzte mit der Zunge.

Oberlin saß wie erstarrt auf seinem Stuhle. Er hatte im Wortkampf mit Gegnern manchen Sieg gefeiert, und jetzt sollte dieser rauhe Scheerenschleifer ihn verhöhnen, er hätte ihn beim Kragen nehmen und derbe schütteln können! Und doch, hatte nicht dieser Teufelsbraten seine innersten Gedanken erlauscht, hatte sich nicht beim Lobe seiner Pfarrkinder der Geist des Hochmuths in sein Herz geschlichen, und konnte er zu seinem Gegner in Wahrheit sagen: Du lügst!"

Einen Augenblick kämpfte er mit dieser inneren Erregung; bald aber gewann seine bessere Natur die Oberhand, und er begegnete mit ruhigem Auge den Blicken des Keßlertoni, der sich wieder mit seinem Zwittergesicht vor ihn hingestellt hatte.

„Hört, Freund!" hob Oberlin mit ruhiger Stimme an, „Ihr habt mir soeben eine Lektion ertheilt, für die ich Euch viel danke, aber jetzt laßt mich heim!"

„Nein," rief der Keßlertoni ganz kleinlaut, „nein, Herr Pfarrer, so lasse ich Sie nicht fort; ich bin freilich ein rauher, wüster Geselle; aber meinen Sie denn, daß ich Sie nicht auch lieb habe? — Wie glücklich war ich, als Pfarrer Stuber zum ersten Male zu uns ins Steinthal kam. Mir war's, als sähe ich eines Engels Angesicht. Ich hätte ihn auf Händen tragen mögen. Als er uns aber verließ, und sein Nachfolger, Pfarrer Stober, Gott sei's geklagt, mit rohen Füßen niedertrat, was sein Vorgänger gesäet und gepflanzt hatte, damals bin ich an meinem Gott irre geworden, der Blitz hat in mein Leben geschlagen, und ich trage die Todeswunde in mir. Als Herr Stuber wiederkam, hat er sie nicht mehr heilen können, und auch Sie, Herr Pfarrer, werden's schwerlich fertig bringen. Daß ich Sie aber lieb habe, nicht wahr, das glauben Sie mir? Bleiben Sie noch, ich will Ihnen mein Herz ausschütten, Sie sollen hören, wie es mir ergangen. Vielleicht gelingt es Ihnen mit Gottes Hilfe, mich wieder zurecht zu bringen.

Dabei rückte er Oberlin den Stuhl hin, den jener verlassen hatte, setzte sich vor ihm auf den Schemel und hob an: „Mein Geburtsort ist nicht Waldersbach, sondern drüben Solbach, woselbst meine Eltern zu den Begütertsten im Dorfe gehörten. In meinem zehnten Lebensjahre brachen Leid und Kummer über uns herein. Drei meiner Geschwister sanken in kurzer Aufeinanderfolge ins Grab, und meine Mutter, eine herzensgute, kreuzbrave Frau, überlebte den Schlag nicht lange, kein Lächeln kam mehr auf ihre Lippen, und eines Morgens fanden wir sie todt im Bette. Von da an folgte ein Unglück auf das andere, der Vater war entmuthigt und ließ Alles gehen, wie es gehen wollte, meine Brüder liefen oft Tage lang in zerrissenen Kleidern mit den Gaishirten auf den Bergen umher. Die einzige Schwester, selbst an der Auszehrung leidend, war nicht im Stande, dem Hauswesen ordentlich vorzustehen, und zwei Jahre später mußten wir sie auch nach dem Gottesacker von Foudav tragen. Während des folgenden harten Winters, wo es uns an allen Ecken fehlte, nahm uns der Vater mit in den Wald, um einen umgefallenen dürren Baum heimzuholen. Die Sonne schien hell auf den hartgefrorenen Schnee, der eisige Wind blies uns schneidend um die Ohren und in der Ferne heulten die Wölfe. Als wir uns bemühten, den Baum mit vieler Anstrengung auf den Schlitten zu schaffen, brach die Stange, die mein Vater in der Hand hielt. Er fiel zu Boden, der Baum über ihn; wir hörten einen furchtbaren Schrei, und dann nichts mehr. Mein ältester Bruder, der mit unaussprechlicher Liebe am Vater hing, warf sich über ihn mit tausend Küssen; allein der Vater war tödtlich getroffen, er regte sich nicht mehr. Einige Nachbarn, die ich zur Hülfe geholt, führten die Leiche auf dem Schlitten ins Dorf. Wenige Tage später war auch mein ältester Bruder eine Leiche; der Jammer um den Vater hatte ihn getödtet. Mein einziger noch lebender Bruder kam zu einer Tante nach Foudav, aber auch er wurde bald hinweggerafft. Als ich in sein Grab hinunterschaute, mußten sie mich mit Gewalt fortführen, ich wäre sonst hinuntergesprungen, ich wollte nicht mehr leben. Mein Oheim aber von Waldersbach faßte mich in seinen Arm und weinte so herzlich mit mir, daß ich mich besänf-

tigen ließ, und in sein Haus zurückkehrte. Oft aber brannte ich durch und lief nach meiner Mutter Grab, um mich recht satt zu weinen.

Lange dauerte es, bis die Wunden vernarbten, ein tiefes Heimweh erfüllte mein Herz und ein heimlicher Groll gegen Gott, der mir Alles genommen hatte. Ja, Herr Pfarrer, wer's nicht erfahren hat, der weiß nicht wie es thut, allein zu stehen. Meine Tante, eine stille, besonnene Frau, sorgte für mich wie eine Mutter, aber die ganze, volle, reiche Mutterliebe hatte sie doch nicht für mich. Diese besaß ihr einziges Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, mit hellen Haaren und blauen Augen und einem fröhlichen Wesen, das mir stets wie ein verkleidetes Königskind vorkam. Als ich das erste Mal weinend und heulend mit zerlumpten Kleidern in die Stube trat, flüchtete sie sich scheu hinter die Mutter, und wollte mir um keinen Preis die Hand geben. Nachdem sich der erste Widerwille gelegt, ging sie doch scheu an mir vorüber. Wie gerne hätte ich sie oft getragen, wenn wir Abends vom Felde heimkehrten und sie müde war, aber ich durfte sie nicht anrühren, und nach und nach schien es fast, als ob etwas von ihrem Widerwillen gegen mich auch der Mutter Herz erfüllen wollte. Ich versuchte alles Mögliche, ihre Gunst zu erwerben; ich brachte ihr die schönsten Erdbeeren, die köstlichsten Brombeer-Sträußchen, die lieblichsten Waldblumen, die glänzendsten Steinchen; ich pfiff die Lieder, die sie gerne hörte, ich machte ihr Käfige für kleine Vögel im Winter, und ihr Lämmchen nahm ich in meine besondere Pflege. Allein nichts wollte helfen, sie war und blieb fremd gegen mich. Ich grämte mich darüber so sehr, daß ich beschloß, mich aus dem Staube zu machen und mein Glück anderswo zu probiren. Schon war alles zur Flucht bereit; die Gegend lag vom Abendroth übergossen, fast wie heute. Aus Fouday klang die Glocke herüber; mir war es wie der Ruf meiner Mutter, ihr Grab wollte ich noch einmal sehen, ehe ich auf immer die Heimath verließ. Ich hatte mich vor die Thür gesetzt und erwartete thränenden Auges die Rückkehr der Familie vom Felde. Da ertönten eilige Schritte hinter mir. Es war mein Oheim. So entstellt hatte ich ihn noch nie gesehen. Sein Gesicht war verstört und sein Athem keuchend.

„Was ist geschehen, Vetter?" rief ich entsetzt. — „Das Lieschen," erwiderte er athemlos, „das Lieschen ist im Walde verloren; wir suchen's schon seit zwei Stunden, ich rufe die Nachbarn, uns suchen zu helfen." — „Und wo? wo?" frug ich hastig. — „Im Felswald hinter Solbach, am Bärenstein!" Ich hatte genug gehört. Mit einem Sprunge war ich beim Hunde, den ich von der Kette löste, und dann ging's schnellen Laufes über Stock und Stein dem genannten Platze zu.

In diesem Augenblicke steckte ein munterer, schlankgewachsener Knabe seinen Lockenkopf zur Thüre herein; es war Oberlin's ältester Sohn, der später als einer der Ersten den Heldentod für's Vaterland starb.

„Nur herein! mein lieber Fritz!" rief Oberlin freundlich. „Nicht wahr, die Mutter schickt dich. Ist etwas zu Hause vorgefallen?"

„Ich soll dir sagen, daß ein lieber Gast aus Straßburg angekommen ist, den Namen aber darf ich nicht nennen; es wird dir eine frohe Ueberraschung sein!"

„Gut," erwiderte Oberlin, „ich werde kommen. Der Gast mag sich ein wenig gedulden, meine Pfarrkinder haben stets den Vorrang. Zuerst muß ich mein Geschäft mit meinem lieben Freunde Keßlertoni abmachen! Fahrt fort," setzte er hinzu, als sich der Knabe mit freundlichem Gruße verabschiedet hatte, „ich bin gespannt zu hören, ob Ihr das Kind gefunden habt!" Allein dem Keßlertoni ging es wie den Bäumen, die, wenn sie im ersten frischen Saft durch eine Reifnacht gestört werden, nicht so bald wieder zum fröhlichen Grünen und Blühen kommen können. Es wollte ihm nicht mehr so recht von Statten gehen, und nur durch eine Reihe eingeschalteter Fragen gelang es Oberlin, den weiteren Fortgang der Begebenheit zu vernehmen.

Der Keßlertoni hatte nämlich früher in den Bergen hinter Solbach eine liebliche Höhle gefunden, mit einem so schmalen Eingange, daß sich ein erwachsener Mensch nicht hindurch zwängen konnte. Inwendig aber bildeten die Felsen Bänke, die er mit schönem Moose bedeckt hatte, und von oben blickte der Himmel freundlich hinein. An diese Höhle hatte er beim ersten Worte von Lieschens Verschwinden denken müssen. Dort mußte sie sein! Und wirklich, dort lag sie. Man sah, sie hatte geweint, und war über dem Weinen eingeschlafen. Der Knabe brachte das erwachende Mädchen, das seine beiden Aermchen um den Hals seines Retters legte, den Eltern im Triumph zurück. Von da an war des Kindes Natur wie umgewandelt; es hing mit außerordentlicher Liebe an dem Knaben, so daß die Mutter hätte fast über den Neffen eifersüchtig werden können.

Nach seiner Konfirmation lernte der Keßlertoni in Rothau das Schlosserhandwerk und pfuschte nebenher in mancherlei Künste. Niemand verstand es besser wie er, Messer und Scheeren zu schleifen und niedliche Körbe zu flechten. An den Sonntag Nachmittagen aber trieb er sich am liebsten in den Bergen umher, und suchte verschiedene Heilkräuter, die zwischen den Felsen wachsen. Abends führte ihn dann sein Weg nach Waldersbach zum Onkel, wo das kleine Lieschen zur lieblichen Jungfrau heranwuchs. An die Stelle des freundlichen Verkehrs war scheinbar

freilich wieder die frühere Blödigkeit getreten, wenn auch einzelne Worte und Blicke in seinem Herzen wieder frohe Hoffnungen aufkeimen ließen. Das eine Wörtlein, das beide im Herzen trugen, blieb unausgesprochen, und so zog der Jüngling im einundzwanzigsten Jahre in die Fremde hinaus mit tiefem Leid in der Seele. Erst nach sechs Jahren kehrte er zurück, um seine frühere Gespielin Lieschen als die Gattin eines Anderen wiederzufinden. Vater und Mutter waren schnell hintereinander gestorben, und sie hatte in ihrer Verlassenheit einem älteren Manne ihre Hand gegeben; ja die Hand, aber nicht das Herz. Kurz nach der Geburt ihres ersten Sohnes war ihr Mann gestorben, und sie selbst fühlte sich kränker und kränker. Keßlertoni, dem ihr ganzes Herz gehörte, kam gerade noch zeitig genug, ihr die Augen zuzudrücken. Sterbend empfahl sie ihm ihren Sohn. Mit ihm zog er nach ihrem Tode als nächster Erbe in das leergewordene Haus, und wandte seine ganze Liebe dem verwaisten Kinde zu, das unter seiner Pflege fröhlich heranwuchs.

„Und was ist aus diesem Kinde geworden?“ fragte Oberlin, als der Keßlertoni einen Augenblick wie erschöpft in seiner Rede innehielt.

„Das ist es eben,“ rief dieser, indem er von seinem Schemel aufsprang. „Sehen Sie, Herr Pfarrer, da diese Feuermale auf meinem Arm!“ Er streifte den Aermel auf. „Als der Blitz in unser Haus schlug, da habe ich das Kind aus den Flammen gerissen! Und nochmals,“ setzte er mit erstorbener Stimme hinzu, „wollt' ich in die Flammen hineingreifen, könnt' ich ihn retten. Aber dazu bin ich zu schwach.“ Er gerieth in ein krampfhaftes Schluchzen. Erschüttert stand Oberlin neben ihm. „O, wie hatte ich den Knaben so lieb,“ hob der Keßlertoni endlich wieder an, „nur gar zu lieb, Herr Pfarrer! Ich wollte ihm die fehlende Mutterliebe ersetzen. Was er that, fand ich vortrefflich, alle seine Unarten ließ ich ihm durchgehen, und dadurch habe ich ihn von Grund aus verdorben. Zwölf Jahre alt, machte er schon die tollsten Streiche. Ein bildschöner Bursche aber war es, schlank gewachsen, wie eine Tanne. Kein Baum war ihm zu hoch, keine Mauer zu steil. In die Schule jedoch war er nur selten zu bringen, und der arme Schulmeister und unser guter Pfarrer hatten ihre liebe Noth mit ihm. Er wollte einmal keine Ordre pariren, und häufig mußte ich Fürbitte für ihn einlegen, damit er nicht aus der Zahl der Konfirmanden ausgeschlossen wurde!“

„Dem wollte ich den Starrkopf gebrochen haben, dem Schlingel!“ brach Oberlin aus, dem es schon eine Weile in allen Gliedern zuckte. „Den wollte ich gegerbt haben, daß er weich geworden wäre wie Saffianleder! Auf einen groben Klotz gehört ein scharfer Keil!“

„O, Herr Pfarrer!“ versetzte gelassen der Keßlertoni, „es hätte auch fehlen können. Hart Eisen wird nicht durch Hammerschläge weich, sondern durch's Feuer. Als Herr Pfarrer Stuber ins Steinthal kam, was war das für eine schöne Zeit. Ein kleines, dünnes Männchen, aber die Liebe Gottes im Herzen. Der brachte „den Stab Sanft“ mit. Ich muß immer daran denken, wie er das Herz meines Wildfangs gewann. Der stürmte einmal an der Spitze seiner Bande einem armen Juden nach, der keuchend seinen Sack durch's Dorf schleppte. Fast hätte er dabei den Pfarrer Stuber umgerannt, der eben aus dem Hause eines Kranken kam. „Mein Sohn,“ redete ihn dieser mit der freundlichsten Miene an, „willst du mir einen Gefallen thun? Ich sehe, du bist ein starker Junge, der fest auf seinen Beinen steht. Mich aber hat eben mein altes Uebel, der Schwindel, überfallen; gieb mir deine Hand und führe mich ins Pfarrhaus, und sage deinen Kameraden, sie sollen den armen Juden in Frieden ziehen lassen. Es lag eine solche Anmuth in den Worten des jungen Pfarrers, daß mein Sohn aus einem wilden Steinbock in ein Lämmlein verwandelt wurde. „Nicht wahr,“ setzte Pfarrer Stuber hinzu, als Georg ihn behutsam an die Thüre des Pfarrhauses geleitet hatte, während die Schaar der Knaben hinterdrein folgte, „es ist doch viel schöner einem Bruder einen Dienst zu leisten, als einen armen Menschen zu quälen!“ Von diesem Augenblicke an war mein Sohn wie umgewandelt. Ja, Pfarrer Stuber hat ihn herumgekriegt, und ich habe Freudentage erlebt, als wandelte ich im Paradiese. Das rauhe Steinthal ist mir durch Pfarrer Stuber in einen Garten Gottes verwandelt worden. O, wäre er bei uns geblieben. Als wir seine junge Frau auf den Kirchhof trugen, und er zerknirscht und doch gottergeben am Grabe stand, hätte ich vor Herzeleid gleich sterben mögen, und als er dann krank von uns fortzog, da erlosch der Glanz Gottes, der eine kurze Zeit unser Thal erleuchtet hatte, und es ward wieder Nacht. Als ich unter Thränen von ihm schied, hat er von der Wand über seinem Schreibtische jene Tafel abgenommen, auf der die Worte stehen: „Mit meinem Gott will ich über die Mauer springen,“ und mich dringend gebeten, recht über meinen Sohn zu wachen. „Es wird einen harten Kampf geben,“ setzte er hinzu. In meinen Sohn aber war ein böser Geist gefahren. Er wollte nicht glauben, daß Pfarrer Stuber uns verlassen könnte. Als er aber wirklich schied, da packte ihn ein grimmiger Zorn. „Und nun,“ rief er aus, „nun will er uns sitzen lassen!“ Der alte Trotz zog wieder in seine Seele ein, und mit diesem einen Teufel sieben andere, wie uns das Evangelium berichtet. Man mußte sagen: „Es ward ärger mit ihm.“ Die Lüste der Jugend

kamen, es kamen Spiel und Tanz. Herr Pfarrer, ich habe mit meinem Sohn einen harten Kampf gekämpft, auf Leben und Tod. Ich kann sagen, ich bin wie Jakob, der die ganze Nacht mit dem Engel rang, aber ein Israel bin ich nicht geworden. In meine Nacht ist der Glanz der Morgenröthe nicht hineingedrungen. Mein Georg ist noch immer „der verlorene Sohn." — Ich bin ihm nachgegangen auf allen seinen Wegen, ich habe in alle Dornen hineingegriffen, in denen sich sein Leben verstrickt, ich habe meinen letzten Acker verkauft, um seine Schulden zu bezahlen, so daß mir zuletzt außer den Kleidern auf meinem Leibe nichts geblieben ist, als diese Tafel und dieses Bett, in dem seine Mutter gestorben ist. Als ich ihn einst auf Sündenwegen antraf, habe ich mit ihm gerungen; er hat mich an einen Felsen geschleudert, daß mein Bein gebrochen, und hat mich liegen lassen, und ist mit lachendem Munde fortgegangen, fort! fort! Gott weiß wohin! Und doch! — — Und doch!" —

Er stand auf und zündete mit einem Stücklein Kienholz die Oellampe an. Bei ihrem Schein sah man, daß sein ganzes Gesicht mit Angstschweiß bedeckt war. Langsamen Schrittes trat er auf Oberlin zu, dem es war, als stände er einem Wahnsinnigen gegenüber.

„Und doch," hob nach einer Weile der Keßlertoni wieder an, „wenn heute mein Georg an meine Thüre pochte, und wäre er mit Lumpen bedeckt, und spräche nur das eine Wörtlein: „Vater!" oder wenn er auch gar nichts spräche und mich nur anschaute, als wollte er sagen: „Vergieb mir." O, Herr Pfarrer, Sie kennen ja besser als ich das Gleichniß vom verlorenen Sohn. O goldenes 15. Kapitel des Lukas! meine Thränen haben dich in meiner Bibel ausgelöscht, aber mit goldenen Buchstaben stehst du in meinem Herzen. „Da er noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihn um den Hals und küssete ihn." Und meinen Sie nicht, Herr Pfarrer, daß nicht auch ich meinem einzigen Sohne entgegenliefe und ihn küssete, daß nicht auch ich riefe: „Mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden!" Und wenn ich, der Keßlertoni, mit dem trotzigen und von jahrelangem Harm verbitterten Herzen, wenn ich meinem noch schlechteren Sohne verzeihen würde, wie? Herr Pfarrer, sollte unser Herrgott im Himmel, dessen Herz die ewige Liebe selber ist, sollte der nicht einem Sünder vergeben, der aus der Qual der Hölle zu ihm riefe? Für den wäre kein Erbarmen mehr? Wie, keine Himmelsleiter sollte aus diesen schauervollen Tiefen führen? Es sollte ein Plätzchen in der großen Gotteswelt geben, das nicht vom Strahl der ewigen Liebe erleuchtet wäre, wo nur Qual und Verzweiflung wohnt? Und Sie, Herr Pfarrer, wollten droben bei den Engeln sitzen und Hallelujah singen, während drunten in der Qual das Geheul der Verbannten ertönte? Und ich, wenn mich Gott in Gnaden annähme, sollte mich freuen können, und mein Georg, das Kind, das einzige meiner Geliebten, sollte rettungslos in der Höllengluth brennen? O nein! Das hat uns Pfarrer Stuber nie gepredigt. Nein, da sage ich nicht Amen. Da will ich bis zum letzten Athemzug protestiren! O, wenn mein Sohn jetzt anklopfte . . ."

Mit steigender Erregung hatte der Keßlertoni diese Worte gesprochen, und Oberlin's eben noch so strenge Züge waren mild und milder geworden. Seine Wangen waren feucht, und der starke Mann schaute bittend zu dem Keßlertoni, als wollte er ihm sagen: „Lieber Bruder, ich verstehe dich."

„O, wenn er jetzt anklopfte!" schluchzte der Keßlertoni. Und horch! es klopfte in der That. Und auf der Schwelle erschien ein Mann in schwarzem Kleide und weißer Halsbinde. Mit freudigem Staunen begrüßten Oberlin und Keßlertoni den eintretenden Pfarrer Stuber.

„Also Sie," rief Oberlin, „sind der bei mir gemeldete Gast. Entschuldigen Sie."

„Liebe Freunde," unterbrach ihn Pfarrer Stuber, „verzeiht mir! ich habe vielleicht in den paar Minuten, in denen ich zögernd vor der Thüre stand, dies und jenes zu hören bekommen, das nicht für meine Ohren bestimmt war. Mich hat ein Doppeltes hierher getrieben: Mich verlangte, Sie zu grüßen, Herr Pfarrer! Auch bringe ich Ihnen, nebst den besten Segenswünschen von Straßburg, manch' liebe Gabe für Ihre Pfarrkinder. Und auch für Euch, mein lieber Keßlertoni, habe ich gute Botschaft. Ich habe einen Brief von Eurem Georg erhalten. Er hat viel Schweres durchgemacht, und seine Seele ist mürbe geworden. Gott hat ihn gerettet, und ich soll Euch sagen, noch ehe er zurückkehrt, wie es ihn kränkt, daß er Euch so bitteres Leid bereitet hat!"

Der Keßlertoni kniete nieder. Seine Lippen bewegten sich. Es war ein stilles Buß- und Dankgebet. Pfarrer Stuber aber fuhr mit freudigem Munde fort: „Unser treuer Vater im Himmel, ihr lieben Freunde, hat unsern Augen vieles verborgen, und unser Geschäft ist es nicht, das Verborgene zu durchdringen, sondern in Demuth, Glauben und Liebe seine Strafen und seine Segnungen hinzunehmen.

Bewahren wir uns den gründlichsten Schrecken vor seinen Strafen, die schwerer sind als Menschen es ahnen mögen; aber halten wir auch fest an seiner Liebe, die uns zu sich zieht aus lauter Erbarmen, und bewahren wir stets in unseren Herzen die zwei schönen Sprüche: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde," und was er will, das will er nicht blos

heute und morgen, sondern das will er in alle Ewigkeit; und der andere Spruch lautet: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott." Kommt morgen zu mir ins Pfarrhaus, lieber Keßlertoni, da sollt Ihr den Brief hören; wir aber, lieber Oberlin, wollen die Frau Pfarrerin nicht länger auf uns warten lassen. Gute Nacht!"

Als die beiden Männer beim klaren Mondlicht zum Pfarrhause hinaufstiegen, beide mit tiefbewegter Seele, hielten sie einen Augenblick vor der so freundlich erleuchteten Kirche. Oberlin faltete seine Hände und rief: „Herr mache meine Seele stille! Du, der du die Liebe bist, vergieb mir wo ich gefehlt, wo ich zu strenge gewesen bin, wo ich mit Unverstand geeifert habe; verkläre mich zu deinem Bilde!" und feierlich, wie eine Stimme von Oben, klang Stuber's Amen durch die stille, mondbeglänzte Nacht.

Der erste Küchenzettel am eigenen Herd.

Aus dem „Daheim" bearbeitet.



Wir kamen von der Hochzeitsreise. Fröhlich waren wir vor vier Wochen den Rhein hinuntergefahren, hatten Belgien durchreist und waren schließlich nach Paris gekommen, wo wir uns für den Rest unserer freien Zeit festgesetzt hatten. O, es war gar zu schön gewesen! — Jetzt war's vorüber. — Wir saßen im Eisenbahnkoupee erster Klasse, und nisteten uns zurecht zur langen ununterbrochenen Rückfahrt nach der Heimath.

Behaglich schmiegte sich mein junger Gatte ins Eckplätzchen, während ich, plaidumhüllt und wohlgeschützt vor Zugluft, an seiner Seite saß.

„So," sagte er freundlich, — „nun geht's heimwärts, liebes Herz, aber es ist eine lange Fahrt durch eine meistentheils recht langweilige Gegend, da ist's am besten, man verschläft das Pläsir! — Komm, mach dir's recht bequem an meiner grünen Seite; wirst wohl müde genug sein von all dem Gehetz des Abreisens. — So — und nun schlaf wohl!"

Schlafen? Es war ja heller Tag und ich war so munter wie nur je. Ich hätte für mein Leben gern unsere Pariser Eindrücke in Ruhe mit ihm durchgeplaudert, aber mein Peter schien müde zu sein, und ich wollte als gute Frau seine Ruhe nicht stören. So schmiegte ich mich denn gehorsam an seine Seite und schloß die Augen. — Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Leise verließ ich meinen Platz und setzte mich meinem bereits eingeschlummerten Eheherrn gegenüber und träumte von der Zukunft.

Ach, wie hübsch würde es sein, mit ihm einzuziehen ins neue Haus! Eigentlich war es ein altes. Im Erdgeschoß waren die Geschäftslokale und oben unsere künftige Wohnung, die kaum ein paar Büchsenschüsse vom heimathlichen Haldenhof entfernt lag. Die liebe Schwester Martha hatte gewiß in unserer Abwesenheit unser Heim recht wohnlich eingeräumt. „Sie wird doch das gestickte Eckbrettchen von meiner Herzensfreundin da fest gemacht haben, wo mein Epheustock am besten gedeihen kann? Und die Bilder aus meinem Mädchenstübchen werden sie hoffentlich alle mit hinüber genommen haben?" — Wie würde es nett sein, mein Reich zu durchforschen und immer neue Entdeckungen zu machen, — denn es mußten inzwischen von Vettern und Basen, Freundinnen und Verwandten allerlei hübsche Hochzeitsgeschenke eingelaufen sein!

Auf mein neues Klavier freute ich mich ganz besonders. Ich wollte recht fleißig üben. Peter hatte mir während der Brautzeit oft gesagt, ich hätte Talent zur Musik. Wie würde er sich nun freuen, wenn ich nicht, wie andere junge Frauen, mein Gelerntes wieder vergessen, sondern im Gegentheil recht fleißig fortstudiren würde. O, es sollte mir schon gelingen, eine gute Hausfrau zu sein, und doch nicht zu versinken in der Prosa! Jeden Morgen wollte ich Klavier spielen und singen und hernach mit der Näharbeit in dem Garten sitzen. Denn einen Garten hatten wir auch. — Er bestand aus ein paar Blumengruppen von Rasengrund umgeben, einigen netten Sitzplätzchen im Gebüsch und einem großen Stück Gemüseland. Das Haus hatte früher lange unbewohnt gestanden und der Garten war arg vernachlässigt worden. Das hatte unsere Haushälterin, die Trine, mit scharfem Auge sofort erkannt und hatte sich, zu Nutz und Frommen unseres künftigen Haushalts, der Sache bei Zeiten angenommen. Sie hatte einen Gärtner hingeschickt, der unter ihrer Leitung den Boden wieder urbar machen mußte. Nun war er schön bepflanzt mit allerlei Gemüse; — ich hatte mich selber dafür interessirt und Vater hatte eine lange Rechnung für meine landwirthschaftlichen Bestrebungen bezahlt. Kurz vor unserer Hochzeit war ich einmal an Peters Arme all den jungen Pflanzungen nachgegangen. Damals waren

die Beete mit den grünen Erbsen grade in voller weißer Blüthe gestanden. — Halt! Jetzt hingen die Stauden gewiß voll grüner Schoten! Das war ja herrlich! — Da war ja gleich für den Tisch gesorgt. Erbsen, leckere grüne Erbsen würden unser erstes Gemüse sein, die schmeckten mir zu Hause immer so gut. „Ob Peter sie wohl auch gerne mag?" — Und ehe ich mich versah, hatte ich meinen Schläfer bereits am Aermel gezupft und zwar so ernergisch, daß er erschrocken auffuhr.

„Lieber Peter, ißt du gerne grüne Erbsen?"

„Ei, warum denn nicht?" brummte er etwas mißmuthig, „aber was ist denn los, daß du mich weckst, und wie kommst du überhaupt auf die Erbsen?"

Er war aber so schlafbefangen, daß er bald wieder in Morpheus Arme zurückgesunken war. In Morpheus Arme! Und sein junges Weib saß neben ihm und langweilte sich! Nein, sie langweilte sich nicht. Wenn man lieben und freundlichen Gedanken nachhängen kann, ist man in guter Gesellschaft.

Also die Erbsen, das stand nun fest, die mußten herhalten zum ersten Mittagsmahl am eigenen Herd. Was würde ich aber dazu kochen lassen? Einen Braten? Dann hatte ich aber keine Suppe und wahrscheinlich würde man für die Erbsen auch etwas Fleischbrühe haben müssen. Also Fleischbrühe, Fleischbrühe, das mußte die Grundlage sein, auf die sich dann weiter bauen ließ. — Armer Peter, du schläfst so ruhig und weißt nicht was dich bedroht, weißt nicht, daß du ein gesottenes Stück Ochsenfleisch vorgesetzt bekommen sollst, als erste Mahlzeit im eigenen Heim.

Da ich nun im Reinen war über meinen ersten Speisezettel und voll Zufriedenheit mit mir selbst und mit der schönen, schönen Welt, so setzte ich mich sachte wieder an seine Seite, legte meinen Kopf an seine Schulter und schlief ebenfalls ein.

Wir schliefen aber nicht, bis wir daheim anlangten. Nein, solch ein verschlafenes, langweiliges Ehepaar waren wir denn doch nicht. Wir verlebten im Gegentheil nach beendigter Siesta noch ein paar gute, frohe Stunden im Koupee, — die letzten Stunden der schönen Hochzeitsreise! Aber sie verrannen, eine um die andere, und ehe wir's uns versahen, waren wir an der unserem Wohnorte zunächstliegenden Bahnstation angelangt.

„Willkommen daheim!" — „Grüß Gott, grüß Gott!" — Nun gab's ein Küssen und Umarmen! Der Vater war selbst gekommen mit Schwester Martha, uns im Wagen abzuholen. Während der kurzen Fahrt ging's an ein überstürztes Fragen und Erzählen, wobei natürlich vom Geringfügigsten zuerst und vom Wissenswerthesten zuletzt gesprochen wurde.

„Du, — deine Babette ist noch nicht angelangt!" — Mit dieser Schreckenskunde fuhr auf einmal Martha zwischen all das Reden hinein.

Babette war meine künftige Haus- und Küchenmagd. „Eine perfekte Köchin, auch in allen übrigen Hausgeschäften wohlbewandert," hatte in der Zeitung gestanden. Darauf hin hatte ich sie engagirt und den ersten Juli als Eintrittstag festgesetzt. Der war vorüber, aber meine Babette hatte er nicht gebracht.

„Ja, was fange ich denn nun an?" fragte ich ziemlich kleinlaut.

„Ei, ich schicke dir morgen früh die Trine, um Kaffee zu kochen. Zu heut Abend aber und morgen zum Mittag seid ihr natürlich unsere lieben Gäste!" — Ich athmete auf, obwohl das Wort „Gäste" mir wie ein Stich ins Herz gedrungen war. Bald darauf hielt der Wagen vor dem heimathlichen, mit wilden Reben umrankten Hofthor. Es war mit bunten Lampen erleuchtet, meine Brüder, der Primaner und der Tertianer sammt den Dienstleuten standen darunter und riefen uns ihr „Vivat" entgegen.

Sie hatten ein ordentliches Fest veranstaltet zu unserm Willkommen. Ach, wie muthete mich alles wieder an, so lieb, so traut. — Es war gar schön gewesen in Paris, aber über die Heimath ging eben doch nichts. Heimath, Heimath über alles!

Aber nun war es spät geworden und wir sollten ja im eigenen Hause schlafen. Die Brüder zündeten unter Lachen und Scherzen Fackeln an, um uns heim zu geleiten. Ich hatte mitgelacht bis jetzt, nun aber fuhr mir's plötzlich wie ein heißes Weh durch's Herz: Gute Nacht, Vaterhaus. — Ich war ja nur zu Gaste gewesen!

Ich hatte mir die Geschichte eigentlich ganz anders gedacht. — Die dumme Babette war an allem schuld. — In mein eigen Heim hatte ich zuerst den Fuß setzen wollen; — ich hatte es ja mit Martha so abgeredet, ehe ich abreiste. Sie hätten uns dort erwarten und in den festlich erleuchteten Räumen mit uns zu Tische sitzen sollen. — Nun zogen wir ein ins dunkle, leere Haus; denn die Brüder zogen lachend und singend mit ihren Fackeln von dannen, als sie uns kaum nothdürftig Licht angesteckt hatten.

„Komm, Herz, jetzt sehen wir uns schnell noch unsere Stuben an!" — „Bei einem einzigen Kerzenlicht! Nein, Peter, — jetzt will ich nichts als schlafen, schlafen! Morgen ist auch ein Tag!" — — „Ach, gottlob, daß du da bist, Trine!" rief ich erleichterten Herzens unserem alten Faktotum vom Haldenhof am frühen Morgen entgegen. Sie kam mir zum erstenmal im Leben wie ein Engel vor, trotz ihres breiten, blatternarbigen Gesichtes.

Sie hantirte eine kurze Zeit in der Küche unter all dem nagelneuen Geräthe, dann brachte

sie uns den duftenden Kaffee ins niedliche, reich bekränzte Eßzimmer. Die Sonne schien so freundlich hinein und mein Gatte strahlte ordentlich vor Vergnügen. Ach ja, hier war auch gut sein; — man mußte sich nur erst an die neue Umgebung gewöhnen. Für einstweilen kam sie mir freilich noch ein Bischen fremd vor.

„Ich überlasse meine kleine Hausfrau nun ihren Geschäften," sagte Peter, nachdem wir aller Orten Umschau gehalten hatten. — „Zwar thut mir's leid, dich am ersten Morgen schon allein lassen zu müssen, allein ich habe so viele Wochen verbummelt, und muß nun eilends nach dem Rechten sehen, drunten im Kontor. Du weißt, Kind: das Geschäft vor allem!"

Ach, jetzt sprach er schon von Geschäften! Ich mußte mich wohl oder übel drein schicken, ich war nun eben eine Kaufmannsfrau! Wir nahmen zärtlichen Abschied, als gälte es eine lange Trennung; dann blieb ich allein, ganz allein; denn die Trine war nach gethaner Arbeit in aller Stille wieder fortgegangen.

Ich fing an, unsern Reisekoffer auszupacken, aber — ich wußte ja gar nicht wohin mit all meinen Siebensachen, und niemand war da, mir zu rathen. Jeder Schrank, jedes Schubfach war mir eine fremde Welt. Ich setzte mich betrübt auf den Koffer.

Hatte Peter mich nicht vorhin wieder seine „Hausfrau" genannt! Nein, wahrhaftig, er sollte sich in mir nicht täuschen! Ich sprang auf und ging nochmals ans Werk mit neuem Muthe und siehe da, es gelang. Endlich war alles untergebracht und höchst praktisch in die verschiedenen Spinden und Fächer vertheilt. Dabei war mir der frische, keke Lebensmuth wieder gekommen und die Freude am eigenen traulichen Daheim. Die Freude wollte aber zum Ausdruck kommen, und da war niemand, dem ich mein volles Herz ausschütten konnte. Einem plötzlichen Impulse folgend, flog ich an mein Klavier.

„Es brechen in schallendem Reigen
Die Frühlingsstimmen los,
Sie können's nicht länger verschweigen,
Die Wonne ist gar so groß — —"

Mendelssohns frühlingsduftiges Lied schallte frisch und tiefempfunden durch den stillen Raum. Ich hatte es noch nie so schön gesungen! Ob wohl Peter mich hören konnte? Eben war ich an der Wiederholung der „Wonne, die gar zu groß ist", als ich die Thüre hinter mir leise gehen hörte. Wie schwoll mir das Herz in der jungen Brust! — Die Klänge meines Jubelliedes hatten den lieben, guten Peter also wirklich hinter seinem Schreibtisch hervorgelockt und er kam jetzt hinauf, um ihnen zu lauschen, um mir zu danken! So recht herzensfroh wandte ich den Kopf nach ihm, während ich zum zweiten Vers präludirte. — Der Peter stand in der Thüre, die Feder hinterm Ohr. Ich blickte in ein verlegen lächelndes Gesicht. — Meine Hände sanken von den Tasten.

„Liebes Kind, nicht wahr, du bist so gut und versparst deine Gesangübungen auf später. Du störst uns. Man hört unten jeden Ton und — das genirt mich vor meinem Personal! — Von zwölf Uhr an ist das Kontor geschlossen bis zwei Uhr, dann magst du singen und spielen nach Herzenslust!"

Er bückte sich nach seiner Feder, die so gefällig gewesen war, zur Erde zu fallen; dann ging er. Und ich? — In meinen Kinderjahren hatte ich ein einzigesmal vom Vater eine tüchtige Ohrfeige erhalten, die war mir in lebendiger Erinnerung geblieben; — ich hatte das Gefühl, als hätte ich soeben die zweite bekommen. Ich schloß das Klavier und blieb lange still davor sitzen, — endlich stand ich auf und griff mechanisch nach meinem Strohhut. Gesenkten Hauptes schritt ich durchs Zimmer, den Korridor entlang und die Treppe hinunter in den Garten. — Es war ein wunderschöner Sommermorgen, und er übte seine Macht auf mein Gemüth. Gottlob, da stand ich ja im Freien, da war Natur, da waren Büsche und Bäume, Grün und Blumen, da war frische Luft, wie daheim — ach, wie daheim! — Und über dem allen wölbte sich ein strahlend blauer Himmel.

Ich schritt die sauberen Kieswege entlang. Mein Auge, das zuerst achtlos über alles hingeblickt, blieb da und dort hängen, — ich begann mein kleines Revier mit prüfendem Blick zu mustern. Sie hatten mir daheim immer nachgesagt, daß ich mich im Garten einzig und allein für die Rosengruppen und Resedenbeete, und höchstens etwa noch für die Erdbeerpflanzungen, die Himbeer- und Stachelbeerbüsche interessire. Hier in unserm Garten — ich nannte ihn schon unsern Garten, zum Unterschiede von Vaters Garten — war mir auf einmal alles interessant, sogar das Gemüseland, ja, dieses sogar ganz besonders. Prüfend betrachtete ich die Salatköpfe, die jungen Kohlpflanzen, die Bohnen, die zu blühen begannen. Halt, — da waren ja die Erbsenbeete! Richtig, sie hingen voll grüner Schoten! Ich öffnete eine. „Im richtigsten Stadium," sagte ich mit Kennermiene. „Heute Abend, während Peter auf dem Bänkchen seine Zeitung liest, holst du dir ein niedliches Körbchen und pflückst die Schoten. Der wird Augen machen, wenn er dich so häuslich wirken sieht! — Ja Peter, ich will feurige Kohlen auf deinem Haupte sammeln, als Rache für dein Betragen von vorhin. — Und wie wird das der Babette imponiren, wenn sie wahrnimmt, daß die Frau bereits mit eigener Hand den Gemüsebedarf zur ersten Mahlzeit in die Küche geschafft hat!"

Als Peter kam, mich zum Mittagessen nach dem Haldenhof zu geleiten, war ich wieder in bester, frohester Laune.

Mit neuem Jubel begrüßte man uns dort. Es war augenscheinlich, daß sie mich recht sehr vermißt hatten. Peter sollte es nur auch bemerken, das war ihm ganz gesund.

„So Kind, und nun laß dir's recht gut schmecken im alten Nest," sagte der Vater, indem er vergnüglich die wieder vollzählige Tafelrunde überblickte. — Das hatte ich auch im Sinn — ich hatte einen wahren Wolfshunger mitgebracht.

„Das ist aber des Guten und Festlichen fast allzuviel," rief ich aus, als nach der Suppe duftende Fleischpastetchen aufmarschirten.

„Ei, das thun wir nicht anders, wenn unser Kind heimkommt," lächelte der Vater.

„Aber was bringt die Trine denn da noch Gutes?" fragte ich beim zweiten Gang und lüftete mit dem Vorrecht des Kindes vom Hause den Deckel der eben vor mich hingestellten Gemüseschüssel. Welcher Schreck! — es waren grüne Erbsen! — —

Um die Welt hätte ich keine essen können! Mein Appetit war verschwunden, weggewischt! — Desto besser schmeckten die Erbsen und der rohe Schinkenaufschnitt, den es dazu gab, meinem Peter. Ich hätte ihn schlagen mögen, ihn und Martha, die die Erbsen bestellt und Kathrine, die sie aufgetragen und die Köchin, die sie gekocht hatte!

Der ganze Nachmittag war mir verdorben, — ich mußte mir die größte Gewalt anthun, um nichts merken zu lassen. Aber sie merkten es doch und sahen mich ängstlich und fragend an.

Mit der Abendpost kam die Babette an mit einem grasgrünen Koffer. Ich empfing sie meiner neuen Hausfrauenwürde gemäß und gab ihr meine ersten Befehle.

Es ward Abend und Nacht. Ich betete das Vaterunser. „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Ich hatte das früher immer so gedankenlos gesagt, — ach, ich lebte ja bis jetzt wie die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen noch ernten, und die der himmlische Vater doch nähret, aber jetzt, — jetzt mußte ich selber für das tägliche Brot sorgen. Wie schrecklich! — Ach, was gab es denn noch für täglich Brot außer grünen Erbsen? Ich zerquälte mein Gehirn, aber es fiel mir nichts auch nur halbwegs Passendes oder Ausführbares ein, und erst in vier Tagen war Markttag!

„Du hast heute einen vernagelten Kopf! Die grünen Erbsen haben dir die Stimmung verdorben, morgen wirst du sicher Rath wissen." Dieser tröstliche Gedanke wiegte mich endlich in Schlummer.

Peter war am frühen Morgen ins Kontor gegangen, in dieses abscheuliche Kontor, das ich bereits von Herzen zu hassen begann. Ich saß noch am Kaffeetisch in tiefen Gedanken, — da trat zaghaften Schrittes die neue Babette herein.

„Ich möchte mir erlauben zu fragen, was ich zu Tisch zurichten soll?"

Ach, ich quälte mich ja eben mit der Lösung dieser Frage.

„Ich sage es Ihnen später; räumen Sie nur erst den Tisch ab." — Da kam der Briefträger. Einen, zwei, drei Briefe für mich! Wie nett, daß Emmy, Pauline und Anna, meine intimsten Pensionsfreundinnen daran gedacht hatten, mich schriftlich im neuen Heim zu begrüßen. Ich las und las.

„Dürfte ich vielleicht noch einmal ans Mittagessen erinnern?" flötete es in der geöffneten Thüre!

Nein, das war unausstehlich!

„Ach was! Ich habe im Augenblick keine Zeit. — Ich muß durchaus schnell ausgehen. — In einer halben Stunde komme ich wieder und werde Ihnen dann die nöthigen Befehle geben."

„Aber — —"

„Bitte, kein 'aber'! Holen Sie mir meinen Hut!"

Ich rannte davon! Unterwegs mußte mir ja etwas einfallen! Aber es fiel mir nichts ein. Wie ein Alp lag mir's auf der Brust. Unversehens stand ich vor dem Hinterpförtchen des Haldengutes. Sollte ich wirklich hineingehen und Martha fragen, oder die Trine, was ich kochen lassen solle? Sie werden mich auslachen und Peter wird es erfahren, und ich werde mich zu Tode schämen!

Da war eine kleine Bank im Gebüsch. In wenigen Schritten war sie erreicht. Um meine mühsam behauptete Fassung war es geschehen; — bitterlich weinend sank ich auf das Bänklein nieder und barg mein Gesicht in beiden Händen.

„Mariechen, was ist dir geschehen?" klang es plötzlich angstvoll dicht neben mir. Ich hob erschrocken das thränenüberströmte Gesicht und blickte in Marthas treue blaue Augen. Ich hatte vor Schluchzen ihr Kommen nicht gehört.

„O Martha, Martha! Warum habe ich doch geheirathet!" schluchzte ich an ihrem Halse.

„Aber so sprich doch, du armes, armes Mariechen! Ich hab' dir's gestern schon angemerkt, daß etwas nicht ist, wie es sollte!"

„Ach, es ist ein Unglück! Ich hätte es nie thun sollen, niemals! Der Peter —"

„Ist ein abscheulicher Mensch, wenn er dich quält und beleidigt, dich, unsern Sonnenschein, unser Allerliebstes," brauste Martha in schwesterlicher Entrüstung auf! „Aber wir werden dich schützen, wir werden nicht dulden, daß er dich ins Unglück bringt."

„Ach nein," — brachte ich endlich hervor,

„nicht er mich, aber ich, ich bringe ihn ins Unglück!“

„Du hast dein Herz nicht gekannt, du liebst ihn nicht!“ — In Marthas Kopf spukte vermuthlich bereits ein ganzer Roman, ein Ehestandsdrama!

„Gewiß liebe ich ihn. Der Peter ist ja auch ganz unschuldig,“ stieß ich hervor, „aber du, Martha, o, du Martha, bist an allem schuld!“

„Ich? — Marie, für was hältst du mich? — Du bist eifersüchtig?“

„Ach was! — Aber was brauchtest du ihm auch gleich grüne Erbsen vorzusetzen, da ich's ja selber thun wollte. Ich kann ihn doch nicht damit zu Tode füttern! Und jetzt fragt mich die Babette den ganzen Morgen, was ich kochen soll — und ich weiß es ja nicht — und ich bin eben gar keine Hausfrau — und der Peter erwartet es doch von mir — und er wird herauf kommen und essen wollen — und es wird nicht gekocht sein — und er wird sich unglücklich fühlen, daß er keine gute Hausfrau hat — und — und“

Weiter kam ich nicht. Ein herzliches Gelächter unterbrach meinen Redestrom. —

Meine Thränen versiegten. Martha hatte sie rasch getrocknet und als ich mit Peter an jenem Mittag im lieben, alten Vaterhaus abermals mit zu Tische saß, da lachte ich schon wieder herzlich mit.

Ich bin trotz all und alledem schließlich doch noch eine leidliche Hausfrau geworden. Der Peter hat es mir hundertmal wiederholt, daß er sich nie eine bessere gewünscht habe. — Viel liebe Gäste haben seither an unserm Tisch gesessen und es ist ihnen wohl geworden bei uns. Das größte Festmahl aber hat mir kein solches Kopfzerbrechen mehr gemacht, wie mein erster Küchenzettel am eigenen Herd.

Winke für Eltern und Lehrer.

Betet für einander.

Lehrer, betet für einander. Nicht nur die Arbeit soll eine gemeinschaftliche sein, sondern auch gemeinschaftliches Gebet soll vor dem göttlichen Gnadenthron gepflegt werden. Durch vereinigte Thätigkeit wird eine Schule stark und fest, wie ein massiver Bau; aber dann verbindet diesen Bau mit der eisernen Stange des gläubigen Gebets.

Stärket eure Hände gegenseitig durch Verbindung derselben vor Gottes Gnadenthron.

Nur Einer.

Ein Denker kann einen so köstlichen Gedanken hervorbringen, aus welchem selbst eine große Menge Licht schöpft. Eine Stimme kann einen großen Saal voll andächtiger Zuhörer mit glorreichen Worten der Weisheit und Kraft erfüllen. Ein entschiedener Wille kann einen Plan entwerfen, einen Ort bereiten, Zweck und Absicht ersinnen, woraus ein herrliches Werk und ein glorreicher Einfluß entstehen mag. Eine Person kann eine Sonntagschule einen ganzen Winter hindurch unterhalten. Er kann das Schulhaus öffnen, ein Feuer anzünden, jedes Kind freundlich empfangen, es nöthigen, wieder zu kommen und andere mit zu bringen. So kann eine Person anderen dienen und sie zum Guten begeistern.

Leser, bist du es, der das könnte, und der es unterläßt?

Illustrationen, wie man dieselben gewinnt.

Erzeuge sie selbst. Schöpfe nicht sogleich aus Büchern, obwohl du auch da schöpfen magst, nachdem du dich selbst erschöpft hast. Die lebendigsten Illustrationen wachsen in deinem eigenen Seelengarten. Doch können sie nicht spielend gesammelt werden, wie Blumen auf Frühlingsmatten. Sondern du mußt sie erzeugen.

Aber wie? Nimm die Lektion und bemeistere sie. Präge alle darin enthaltenen Thatsachen deinem Gemüthe ein, und halte sie dann fest. Aus diesen Thatsachen ziehe alle darin enthaltenen Lehren. Nachdem du dich so recht in die Lektion hinein gelebt hast, so ziehe aus derselben eine oder zwei Hauptlehren. Dann mache dich an irgend einen Schüler, um ihm die Lektion zu erklären, und die daraus gezogenen Lehren einzuprägen. Beobachte ihn genau während du ihm Unterricht ertheilst, und wenn er kein Interesse zeigt, so ruhe nicht, bis du seine Aufmerksamkeit hast. Dann mache ihm die Lektion recht klar. Und wenn er irgend einen Theil nicht versteht, so erkläre ihm denselben, indem du einen Vergleich machst mit etwas, das er versteht. Mache ihm die Sache klar auf eine ihm faßliche Weise, in einer ihm verständlichen Sprachweise, in einem Ton und in Worten, die er verstehen muß.

Bei solch ernsten Versuchen wirst du Illustrationen aus dir herauspressen. Sie werden oft plötzlich in dir auftauchen. Und wenn du des Sonntags andere Kinder in dieser Lektion unterrichtest, so werden die also gewonnenen Illustrationen dir zu Gebote stehen.

Versuche daher den Plan, deine eigenen Illustrationen zu erzeugen.

Die Mutter und ihre Söhne.

Folgendes inhaltsreiche Schreiben enthält eine ganze Predigt in einigen wenigen Sätzen. Es ist eine Predigt an die Söhne, die also lau-

tet: „Unter allen Liebesverhältnissen der Welt ist keines, das die aufrichtige Liebe eines erwachsenen Sohnes zu seiner Mutter übertrifft. Es ist reine und edle Liebe und gereicht beiden, Mutter und Sohn im höchsten Grad zur Ehre. Ich meine nicht blos pflichtgemäße Zuneigung; sondern eine solche Liebe, die alle Höflichkeit, Artigkeit und Hochachtung gegen seine Mutter zur Schau trägt, aus welcher jeder erkennen kann, daß der Sohn förmlich in seine Mutter verliebt ist. Nächst der Liebe des Mannes ist nichts, wodurch das Leben einer Frau so geziert und mit Ehren gekrönt wird, als durch die Liebe und Hingabe eines Sohnes zu seiner Mutter. Und ich lernte noch nie einen jungen Mann kennen, der sich in seine Mutter verliebte und dann schlecht ausfiel. Irgend ein Mann mag sich in eine blühende Jungfrau verlieben und mag durch die ihr erwiesene Höflichkeit das bekümmerte, tiefgekränkte Weib schändlich vernachlässigen. Aber der Sohn, der in seine Mutter in ihrem Mittelalter verliebt ist, ist ein wahrer Held, der später sein eigenes Weib im Herbst ihres Lebens, wo sie anfängt hinzuwelken, eben so getreulich lieben wird, als er es im Frühling ihres Lebens that."

Gebt ihnen etwas zu thun.

„Ich will auch etwas thun," sprach ein kleines Mädchen, indem es sein Brüderchen beobachtete, wie es Lehmkugeln fabrizirte. Laßt eines Kindes Bitte nicht unbeachtet, wenn es spricht: „Ich will auch etwas thun." In des Kindes Köpfchen ist ein großes Rad, das dreht sich um, um und um. Es ist das rastlos thätige Gehirn. Lege ein Band an dieses Rad, und laß es eine Maschine in Bewegung setzen, laß es etwas thun, und das rastlose Gehirn ist zufrieden. Bezeichne nicht jede Unruhe des Kindes mit Unart und Bosheit. Denn die Gährung des Geistes muß sich irgendwie Luft machen. Die Geistesthätigkeit des Kindes findet Stoff zum Nachdenken in irgend einer Geschichte, die du ihm erzählen magst, oder vielleicht auch darin, einen Mitschüler am Haar zu zupfen, ohne dabei etwas Böses zu beabsichtigen.

Eine Danzgeschichte.

Wat höltst du vun't Danzen?

De Buer Meyer har den Herrn Jesum Christum von Harten leev, un darum wull he in sin Hus von nicks weten, dat na de Welt schmecken deh, denn so sä he: Wenn man von en Minschen veel hölt, denn ladt man doch nich den Fiend mit in, sonnern wenn man sien Gast ehrt, denn ladt man sien Frünn in. Sien Fru weer ok en ganz christliche Fru, aver ehr Christendom weer sehr lilla, un as nu ehr Dochter Fieken heranwuß, da leet se dann und wann so mit fallen: De mutt doch ok to Danz, sünst kriegt se ja keen ordentlichen Mann. De ole Buer bruste gewaltig up un sä: so'n Mann, as se vun'n Danzsaal halen deh, wull he in sie Hus nich hebben. He har vör de Rumlungerers sien Geld nich spart. Aver de Fru leet noch nich na un blev darbi, dat weer nu mal so. Bi den Danz lehr se de jungen Lüd am besten kenn, un en Mann müß Fieken doch ok hebben. En Christ müß so veel in de Welt mitmaken, wat nich recht weer, wat em doch nich schaden deh. Da sä de ole Buer: „Mudder, du weest doch, wat up den Danzsaal vör en Giftluft is. Walt du denn din eegen Dochter vergiften?" Da sä de Olsch: „Vadder, de Herr Jesus hett ja sülben seggt, de Christen schulln Gift nehmen, un dat kunn ehr nich schaden." „So, Mudder, fleutst du ut dat Lock? Wenn de Düvel irst mit Bibelsprüch kümmt, denn is de Sak gefährlich." „Ja," sä de Olsch, „du hest man den rechten Globen nich, denn uns Pastor hett seggt: Was aus dem Glauben kommt, ist nicht Sünde." „Mudder, kannst du denn in'n Globen Gift eten?" „Ja, Vadder," antwort de Olsch, de mark, dat de Mann week weer, „dat kann ick, denn wenn uns Herrgott dat will, kann dat mi nich schaden!" „Wöllt avtöben!" sä de Ol un dreih ehr den Rüch to. De Olsch aver grien: „Di krieg ick wol!" —

Aver ditmal kreeg he ehr. Sünnabend wör Klümp un Melk eten. Da seggt de Olsch, as se bi de Melk seeten: „J, wat is dat hüt mit dat Eten? Ick hev dot doch sülvst torecht matt, un dat schmeckt doch so narrsch." Fieken seggt: „Ne, Mudder, ick kann dat nich eten." „Dern," seggte se, „et man to, wi könnt doch de ganze Kumm voll nich weggeten." As se noch en halven Teller voll ut har, sä de Olsch: „Ne, ick weet nich wat dat is, dar mutt Sott rinfulln sien. Ick kann dat ok nich eten." „Ja," sä Fieken, „mi ward ganz schlecht to Mod. Dat is man god, dat Vadder nicks eten' mag." „Ne," seggt de ole Meyer, „ick schull mi woll wahrn, ick kann keen Gift verdregen." „Wat," seggt de Fru, „du hest mi doch wol nicks in de Melk kregen!" „Veten scharpen Kram hev ick daran kregen, ick wull mal probiren, ob du so'n starken Globen hest, dat du Gift verdregen kannst." Da smeet de Fru den Lepel hin un schreeg: „He hett uns vergift, Fieken, et nicks mehr, he hett uns vergift!" „Mudder," seggt de Ol, „du säst ja, du kunnst Gift verdregen." „Ach," seggt de Olsch, „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Lop doch flink na den Doktor hin, he schull flink herkamen." Der Bauer aber sagte: „Dar will ick

mi wol för wahrn, irst will ick sehn, ob du Gift verdregen kannst." „Büst du mit Minschenhut övertrocken? Wult du uns starven laten?" Dabei rannte sie zur Thür hinaus und schrie: „Peter, lop gliek na den Dokter hin, he mutt sofort herkamen." As de Knech weg weer, schimp se ehrn Mann, aver de bleev darbi, se weer ja schuld, se künn ja Gift verdregen.

As de Dokter köm, keek he den Buern an un sä: „Meyer, wat hept Se an de Melk kregen?" „Gift! Herr Dokter." „Meyer, dat is nich möglich!" „Herr Dokter, ick wull blos versöken, ob min Fru dat verdrägen kunn." De Fru schreeg lut up un sä, de Dokter schull ehr doch wat ingeven. De Dern un de Knech weern ut de Kök kamen, dat weer en greulichen Upstand. „Meyer," sä de Dokter, „wat hept Se ehr denn för Gift geven?" „Beeten Tabakssaft, Herr Dokter." Der Doktor lachte laut und sagte: „Na, wenn dat wieder nicks is, dann beruhigen Se sik. Ick will Se en paar Pfeffermünzdrüppen verschrieven." „Ja, Fru," sagte Meyer, „du hest wol nu noog. Mit dat Giftprobiren gefallt di dat wol nich!" Un dat gefull de Fru nich, denn se schäm sik. Von dat Danzen hett sie nich werrer spraken, erst muhl se noch en Tied lang mit ehrn Mann, naher müß se sülvst daröver lachen un sä immer: „Wer har dat dech dacht, dat uns ol Vadder son Grappen in'n Kopp har."

Schull nu en von de Lesers en Fru hebben, de ok glöven deit, dat se Gift verdrägen kann, denn kannst du dat Mittel woll probiren. Aver segg ja nich, dat ick di dat seggt hev, sünst kunn mi dat ok gahn as en Paster in't Schleswigsche, de för sin Puckel bang wör.

(Kropper kirchl. Anzeiger.)

Blumensprache.

Wie der Kaiser die Kornblume, so soll der Kronprinz die Maiblume sehr lieb haben, während die Königin Luise die mattrosa „Mädchenröthe", eine jetzt fast aus der Mode gekommene Rose liebte.

Von Schiller wird erzählt, daß er die Lilie allen andern Blumen vorzog, die Lilie, die schon Moses zur Verzierung der Leuchter im Heiligthum des Herrn erwähnt, die Salomo als Krone der Säulen in seinem Tempel angab, die einzige Blume, die dem Namen nach eng mit dem Andenken an unseren Heiland verbunden ist.

Luther wählte die dunkelrothe Rose, zugleich das Bild der Liebe, des Schmerzes, der Schönheit, des Leidens, des Schweigens, als seine Lieblingsblume und als sein Wappenschild, verbunden mit einem Herzen und dem Spruch:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unter'm Kreuze steht.

Uhland liebte die Apfelblüthe, Klopstock die Lindenblüthe mit ihrem Wohlgeruch, während Freiligrath an der bescheidenen weißen Blüthe des Waldmeisters das größte Wohlgefallen fand. Die berühmte Frau von Staël trug fast immer ein Lorbeerzweiglein in der Hand und spielte mit demselben.

Welch eine beredte Sprache sprechen doch diese Blumen, wenn wir nach ihnen die Eigenschaften ihrer Bewunderer abmessen wollten; ob wir wohl allzu weit das Ziel verfehlten? Aber wenn Jemand dich nach deiner Lieblingsblume fragen würde, die zugleich den inneren Zustand deines Herzens kennzeichnen sollte, welche würdest du wählen? Besinne dich recht, und wenn du eine gewählt hast, dann gieb sie in die Pflege des himmlischen Gärtners. Er wird schon dafür sorgen, daß sie wachse und gedeihe, und dich einst noch mit süßem Wohlgeruch erfreue im schönen Garten des Paradieses.

Christliche Gleichheit.

Was die Socialdemokraten wollen, hat das Christenthum längst. Nur daß dort ein Jagen nach einem vergeblichen Schein die Herzen bethört, hier aber ewige Güter genossen werden.

Komm und siehe, lieber Leser!

Es ist der zweite Mittwoch im vergangenen November. Eine evangelische Landgemeinde Schlesiens feiert das heilige Sakrament in ihrem einfachen Gotteshause. Es geht bei der Feier zu wie sonst, nur daß heut ausnahmsweise die besten Kniekissen auf der Altarstufe aufgelegt sind. Wer kniet dort? Einfache Landleute, Männer und Frauen, Verheirathete und Unverheirathete, Reich und Arm, Alt und Jung: im Kreise umgeben die Feiernden den Altar vorn, rechts und links. Wen erblickt das Auge des Beschauers aber rechts auf der einfachen Lederpolsterung, wie sie rechts und links an den Altarseiten befestigt ist? Eine Gestalt, einfach wie die andern alle — es ist der Generalfeldmarschall Graf von Moltke. Ein fleißiger Besucher des unter seinem Compatronat als Besitzer der Herrschaft Creisau stehenden Gotteshauses zu Gräditz, feiert er heut — wie in der Regel zu Fuß den Kirchweg gewandert, und zwar heut ganz einsam — am Tisch seines Himmelskönigs die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Kinder Gottes.

Im Schatten.

Der Name „Texas." Ueber den Ursprung des Namens Texas erzählt eine Dame in einem Philadelphier Blatte folgende Legende, wie sie einst vom General Sam Houston mitgetheilt wurde, der sie wiederum einem alten Indianerhäuptlinge zu danken hatte: „Zur Zeit, als die Spanier Mexiko invadirten und plünderten, verließen viele Rothhäute gemeinsam das Land ihrer Väter und zogen dem Sonnenaufgange zu. Sie überschritten den Rio Grande und, ohne Kenntniß von dem Lande, das vor ihnen lag, betraten sie die großen, salzigen Marschen. Viele Tage zogen sie so traurigen Muthes hin, ohne hinreichendes Wasser und Wild zu finden. Die Hitze nahm zu; die kleinen Wasserläufe trockneten ein; das Gras verdorrte und viele alte Leute und Kinder erlagen den Qualen des Durstes. Nach vielen Wochen mühseligen Wanderns kam eines Tages eine Schaar junger Männer, die voraus geritten war, eilig zurück mit dem Rufe: „Vorwärts, vorwärts! wir haben Wasser gefunden." — Neuer Muth beseelte die verzagten Herzen und obzwar Nichts zu sehen war, als eine scheinbar endlose Ebene, so eilte doch Alles auf die in einer geringen Entfernung harrenden Männer zu, die auf alle erdenkliche Weise die Herannahenden anspornten, ihre Schritt zu beschleunigen. Endlich war die Stelle erreicht, wo die Posten standen — und zu ihren Füßen rauschten die klaren Wasser des Colorado und erklangen in himmlischer Melodie. — Am jenseitigen Ufer aber, so weit der Adlerblick der Indianer nur immer reichen konnte, streckte sich eine grüne Ebene aus, auf der zartes Blaugras, vom Winde leicht bewegt, in üppiger Pracht unter der tropischen Sonne wogte. Wie Inseln erhoben sich in diesem grünen Wiesenmeer hie und da dichte Gruppen hundertjähriger Bäume, und friedlich weideten dazwischen Heerden von Büffeln und Edelwild, unbekümmert um den ihnen nahenden Menschen, den sie wohl zum ersten Male sahen und als ihren Feind noch nicht kennen gelernt hatten. Alle Müdigkeit, Hunger, Durst, die überstandenen Drangsale — Alles, selbst die Todten waren vergessen! Die Wanderer sanken beim Anblicke des herrlichen Landes, das vor ihnen lag, auf die Knie und riefen dankerfüllt: „Tchas, Tchas," das indianische Wort für Paradies, woraus sich Texas gebildet hat."

Die Bitte des Bräutigams. Der brave Peter hatte der zierlichen Katharina die Ehe versprochen. Katharina indeß zeigte sich schon als Braut trotz ihrer Zierlichkeit als überraschend grob und herrschsüchtig. — So kam's, daß der brave Peter mit recht leidmüthigem Ausdruck dem Traualtare sich nahte. Andächtig hörte er zu, wie der Pfarrer der Katharina die ehelichen Pflichten klar legte, und als die Rede mit den Worten schloß: „Denn er soll Dein Herr sein," da preßte der brave Peter voll wehmüthiger Vorahnung die Worte heraus: „Ach, wenn der Herr Pfarrer das meiner Katharina noch einmal sagen wollte!"

Theures Nachdenken. In der Rechnung eines Advokaten für einen seiner Klienten fand sich der folgende Posten: „In der Nacht aufgewacht und über Ihren Prozeß nachgedacht......10 Mark."

Getrumpft. — **Fremder:** „Hier scheinen viele Schafe zu sein; da kommt wohl auf jedes Haus ein Paar?" — **Bauer:** „Bei uns sind die Schaf in den Ställen und net, wie's bei Ihnen scheint, in den Häusern!"

Luther als Jäger. Um sich nach langem Sitzen und strenger Arbeit eine Bewegung zu machen, besuchte Luther 1533 den Erbmarschall Herrn von Löscher, auf dessen Gut zu Pretsch. Dieser nahm ihn mit auf die Jagd. Allein während die Andern dem Wild nachgingen, blieb Luther auf seinem Wagen sitzen, nahm die Bibel hervor und legte den 147. Psalm aus. Als er wieder nach Wittenberg zurückgekommen war, sandte er dem Herrn von Löscher die Auslegung mit folgender Zuschrift: „Als ich neulich bei Euch war und Ihr mir große Ehre und Freundschaft verzeigtet, mich auch mit auf die Jagd führtet, hielt ich zugleich auf dem Wagen meine geistliche Jagd, und legte den 147. Psalm aus, welches mir die allerlustigste Jagd und das edelste Wild ist. So ich nun das heimbrachte, habe ich es Euch wollen anzeigen, auf daß ich nicht mit bösem Gewissen solch' Gut, auf Eurem Boden gewonnen, heimlich bei mir behielt und nicht allein undankbar, sondern auch schädlich erfunden würde. Ich schicke Ew. Gnaden dasselbe ganz und gar und behalte doch auch das meine ganz und gar. Denn solch' Wild läßt sich wunderlich unter Freunden theilen, daß es Jeder ganz kriegt und dem Andern nichts abgeht."

Wider die Etikette. König Friedrich Wilhelm III. hat sich das nicht genug zu schätzende Verdienst erworben, daß er jene steife, bis ins Unnatürliche gehende Etikette, in welcher zu seiner Zeit die deutschen Höfe als treue Nachahmer französischer Thorheiten sich zu überbieten suchten, bis auf das geringste Maß zurückführte, und schon als Kronprinz gab er zahlreiche Beweise, wie verhaßt ihm diese, ein herzliches Familienleben störenden steifen Förmlichkeiten waren. Als einst die Oberhofmeisterin von Voß ihm darüber Vorwürfe machte, da er seine Gemahlin Luise lieber „seine Frau" als „Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin" nannte, sagte er: „Nun gut, liebe Voß. Will gehorchen. Melden Sie mich Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Kronprinzessin und fragen Sie an, ob ich die Ehre haben dürfte, Hochdieselbe zu sprechen." Die ob solcher Bekehrung glückliche Oberhofmeisterin geht langsam, steif, feierlich, ganz wie es die Etikette vorschrieb, um den Befehl zu erfüllen; als sie aber bei der Kronprinzessin eintrat, saß Friedrich Wilhelm schon Arm in Arm neben „seiner Luise" und rief der entsetzten Dame entgegen: „Ja, liebe Voß, Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprin-

zessin sind erst in einer Stunde zu sprechen, und diese Zeit denke ich bei „meiner lieben Frau“ zu verweilen.“ Bei einer projektirten „Auffahrt“ schrieb das Hofzeremoniell vor, daß der Kronprinz mit seiner Gemahlin in einem sechsspännigen Staatswagen mit der Oberhofmeisterin, zwei Kutschern und drei Leibjägern in Gala auffahren mußte. Frau von Voß hatte den Kronprinzen daran erinnert und war überglücklich, daß dieser zu allem Ja sagte. Zur festgesetzten Zeit fuhr der Wagen vor — die Oberhofmeisterin bestieg nach Vorschrift das geräumige Fahrzeug — da gab Friedrich Wilhelm den Kutschern einen Wink, mit der Dame allein davon zu fahren, er selbst aber setzte sich mit „seiner Luise“ in einen einfachen Zweispänner, welcher auf seinen Befehl hinter dem Galawagen hielt.

Eine drollig-komplizirte kleine Straßenszene berichten Wiener Blätter. Die Verwickelung begann damit, daß in der Taborstraße eine Magd einen Hund im Spiel zum Fenster hinausstieß. Der Hund fiel auf den Tschako eines eben vorübergehenden Infanteristen, wodurch dem Marssohne die Kopfbedeckung so tief über's Gesicht gedrückt wurde, daß von diesem nur das Kinn zu sehen war. Der Hund war schon längst mit heilen Knochen wieder in die Wohnung seines Herrn hinaufgeeilt, als Kopf und Antlitz des Vaterlandsvertheidigers durch einen gutherzigen Passanten vom Tschako endlich befreit wurden, worauf der Soldat seinem humanen Helfer eine Ohrfeige applizirte. Der freundliche Passant war natürlich ob solchen Dankes für seine Mühe ganz perplex. Der Soldat aber, als er von der mittlerweile angesammelten Menschenmenge belehrt wurde, daß nicht der Passant, sondern ein herabgestürzter Hund ihm den Tschako ins Gesicht gedrückt habe, verlor auch jetzt nicht seine Schlagfertigkeit, indem er dem mit so üblem Danke belohnten Mann zurief: „Wann haben's Hundel fallen sehen auf gaiserliche Tschako, warum haben's nit liebe Hundel auffangte mit Händ.“ Wandte sich um und ging stolz seiner Wege.

Kameele in Amerika. Jetzt ist endlich der einst schon unter Präsident Pierce vom damaligen Kriegsminister Jefferson Davis gemachte und seither wiederholte Versuch, das Kameel als Lastthier auf westlichen Ebenen der Ver. Staaten zu acclimatisiren, gelungen. Auf einer „Ranch“ am Carsonfluß in Nevada befinden sich gegenwärtig 26 Kameele, welche alle, mit Ausnahme von zweien, an Ort und Stelle aufgezogen worden sind. Vor Jahren war eine Kameelherde auf Kosten der Ver. Staaten nach Nevada gebracht worden, aber alle Thiere, mit Ausnahme von zweien, starben weg. Die jetzige Heerde ist die Nachkommenschaft dieses Paares. Ihre Eigenthümer sind Franzosen, die in Algier etwas von der Kameelzucht gelernt haben. Sie finden diese nicht schwieriger als die Zucht anderer Hausthiere. Was die Nahrung betrifft, begnügen sich die Kameele bekanntlich mit Wüstenpflanzen, die kein anderes Thier anrührt. Die Kameele werden zum Transport von Salz aus den Marschen nach den sechzig Meilen entfernten Ansiedlungen gebraucht, und einige von ihnen sind im Stande, eine Last von tausend Pfund zu tragen.

Das Regensburger Rathhaus. Dieser interessante düstere und wunderlich zusammengesetzte Bau, dessen älterer Theil aus dem 14. Jahrhundert stammt, enthält in einem der winkeligen Vorsäle zu jenen Hauptsälen, in denen von 1663 bis 1806 der deutsche Reichstag sich versammelte, folgende lateinisch und deutsch abgefaßte Ermahnung (admonitio) an die Rathsherrn:

Ein jeder Rathsherr der do gath
Von seines amths wegen in Rath
Soll sein on alle boß Affekt
Dadurch sein Hertze wird bewegt,
Als Feindschaft, Zorn und Heucheley,
Neidt, Gunst, gewaldt und tyranney
Und sein durchaus ein gleich person
Dem armen und dem reichen Man,
Auch sorgen für die gantz gemein,
Derselben nutz betrachten rain,
Dann wie er richten wirdt auf erden
So wird in Gott auch richten werden
Am Jüngsten Tag nach seinem rath,
Den er ewig beschlossen hat.

Matth. Claudius über den Tod. 'S soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen, und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dünnen Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedes Mal kalt über'n Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß Sie'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Muth zu dir, du alter Ruprecht Pförtner! Daß du auch einmal kommen wirst, meinen Schmachtriemen aufzulösen, und mich auf bess're Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe zu legen.

Die Alten soll'n ihn abgebildet haben als 'n Jäger im Mantel der Nacht, und die Griechen als 'n Jüngling, der in ruhiger Stellung, mit gesenktem trüben Blicke die Fackel des Lebens neben dem Leichname auslöscht. Ist'n schönes Bild, und erinnert Einen so tröstlich an Hain, seine Familie und namentlich an seinen Bruder: wenn man sich da so den Tag über müde und matt gelaufen hat und kommt nun den Abend endlich so weit, daß man's Licht auslöschen will — hat man doch nun die Nacht vor sich, wo man ausruhen kann! und wenn's denn gar den andern Morgen Feiertag ist!! 'S ist das wirklich ein gutes Bild von Hain; bin aber doch lieber beim Knochenmann geblieben. So steht er in unsrer Kirch', und so hab' ich'n mir immer von kleinauf vorgestellt, daß er auf'm Kirchhof über die Gräber hinschreite, wenn eins von uns Kindern 's Abends zusammenschauern that, und die Mutter dann sagte: der Tod sei über's Grab gegangen. Er ist auch, so dünkt mir, recht schön, und wenn man ihn lange ansieht, wird er zuletzt ganz freundlich aussehen.

Nun die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fallt mir und meinen Freunden nicht hart.

Der Gänsekrieg. Eine kulturhistorische Merkwürdigkeit ist der beinahe siebenjährige sogenannte Gänsekrieg in der württembergischen Stadt Backnang. Ums Jahr 1607 verbot Gericht und Rath daselbst sämmtlichen Einwohnern das Gänsehalten,

weil die Gänse auf den Feldern großen Schaden anrichteten. Da baten die Weiber der Stadt im Jahre 1610 den gerade anwesenden Herzog Johann Friedrich um Aufhebung des Verbots, weil durch dasselbe „ihre habende Bett-Gewand feindlich geschwächt werden, indem sie dieselben weder jährlich mit neuen Federn erfrischen, geschweige jemals neue Betten machen könnten." Sie erlangten zwar einen günstigen Bescheid, allein der Magistrat gab nicht sogleich nach und ließ von den durch das erhaltene Reskript kühner gewordenen Weibern die Rädelsführerinnen in Verhaft nehmen, bis zuletzt auf wiederholte Vorstellungen der Weiber beim Herzog die gefangenen Frauen in Freiheit gesetzt wurden, und die Stadt im Februar 1612 eine Gänseordnung bekam.

Doktor: „Ich kann aber nicht finden, daß Sie krank sind, mein Lieber!"

Schuhmachermeister: „Das bin ich auch nicht, Herr Doktor; Sie lassen aber das ganze Jahr so Vieles bei mir anfertigen und da dachte ich mir: jetzt mußt du den Herrn Doktor doch auch einmal zu dir rufen, damit er auch bei dir etwas verdient."



Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Raupen auf Johannisbeeren-Sträucher. Weil in vielen Gegenden unseres Landes die Johannisbeeren-Ernte von ziemlicher Bedeutung ist, erlauben wir uns (so schreibt der Germantown Telegraph) wieder auf ein einfaches Mittel aufmerksam zu machen, wodurch die Raupen leicht entfernt werden können. Man begieße die Sträucher einfach mit Wasser, bis dieselben recht durchnäßt sind, und man lasse dann gesiebte Kohlenasche dick darauf fallen, dieses wiederhole man ein oder zwei mal wenn nothwendig, jedesmal am frühen Morgen. Wäre die Quelle dieses einfachen Mittels nicht so zuverlässig, so hätten wir wohl wenig darauf gerechnet; so aber — machten wir selbst die Probe damit. Die Raupen waren uns bereits einen Tag voraus; doch sahen wir ein, daß dieses am Ende noch besser ist, weil es die Wirksamkeit des Mittels am schnellsten entscheiden würde.

Nun — unsere Sträucher wurden gehörig durchnäßt, gesiebte Kohlenasche darüber gestreut, und das Resultat ließ nichts zu wünschen übrig. Die Raupen verließen sich sofort, und unsere Johannisbeeren-Ernte war eine vollkommene und reiche. Die Stachelbeeren-Sträucher wurden dabei übersehen und waren selbstverständlich ganz zerfressen und konnten deshalb nicht zur Vollkommenheit kommen. Hier nun ist ein einfaches Mittel gegen diese Pest; es ist leicht zu haben und kostet nichts als ein wenig Arbeit; wer es nicht anwendet, verdient es, wenn er keine gute Ernte dieser edlen Beeren erhält.

Viehzucht. Man halte das Vieh mehr unter Dach. Die europäischen Farmer sind seit lange gezwungen, ihr Vieh hauptsächlich der Düngergewinnung wegen, zu füttern und dabei hat es sich herausgestellt, daß bedeckte Höfe am vortheilhaftesten sind. Die Bauten sind nicht so kostspielig, als es beim ersten Anblick scheinen mag. Gute Schuppen groß genug, um 100 Stück Rindvieh unterzubringen, können für $1000 bis $1500 erbaut werden, je nach der Gegend und den Preisen für Material und Arbeit. Hinreichende Vorkehrungen für Ventilation und die Ableitung des auf das Dach fallenden Regens sollten getroffen werden. Die Futterersparniß der Thiere in Folge der warmen Stallung im Winter, ist sorgfältig veranschlagt worden, und beträgt mindestens ein Zehntel der ganzen verzehrten Quantität. Die Bereitung und das Aufbewahren des Düngers gehört zu den wichtigsten Arbeiten des Farmers. Die verlustbringendste Einrichtung ist, wenn der Dünger in einem großen Hof umherliegt, wo er gefriert und von den Thieren in den Koth getreten wird. In dieser Ersparniß allein geben die bedeckten Höfe einen guten Ersatz für das angelegte Kapital.

In Europa, dort wo man keine Busch- oder Waldgegenden hat, wird das Vieh im Sommer früh Morgens auf die Weide getrieben und nach neun Uhr in die Schuppen; um zwei Uhr Nachmittags wird es wieder nach der Weide getrieben. Das Vieh ist dann geschützt, und der brennenden Mittagshitze nicht ausgesetzt; und der Eigenthümer erzielt noch ein gut Theil Dünger. Die meisten Grundeigenthümer in Europa haben nur wenig Land, es ist aber reich und fett, und gut bearbeitet und es liefert den Eigenthümern deshalb einen netten Ertrag.

Garten- und Hühnerzucht für Frauen. So manche Frauen oder Töchter der Farmer möchten gern einige Dollars verdienen und für diese wird ein Blatt aus meiner Erfahrung von Nutzen sein. Im vorigen Frühling waren es vier Jahre, daß mir die Benutzung eines kleinen Feldes für den Garten überlassen wurde. Unsere Familie war klein und ich besorgte alle Arbeiten selbst, so daß ich von früh Morgens bis spät Abends zu thun hatte. Die Baareinnahmen waren gering, aber recht willkommen und seit Jahren war die Küche zum erstenmale mit frischen Gemüsen versorgt. Außer dem obigen begann ich im Frühling mit neun Hühnern und konnte sie mit $16 für verkaufte Eier und junge Hühner kreditiren; nebenbei hatten wir genug für den eigenen Tisch. Es ist vortheilhaft, einige frühe Küken, die im September und August geschlachtet werden können, aufzuziehen. Bessere Resultate ergaben sich im nächsten Jahre. Nach Abzug der Miethe, Kosten für Samen und Aushülfe betrug der Reingewinn vom kleinen Garten $20, außer den Gemüsen, die wir im Sommer und Winter selbst

gebrauchten. Der Gewinn an Kraft und Gesundheit läßt sich nicht in Dollars und Cents ausdrücken. Viele scheinen ein Vorurtheil gegen eine derartige Thätigkeit der Frauen zu haben, als ob dieselbe in irgend einer Weise erniedrigend wäre. In meinem eigenen Falle wirkte das Nachdenken, welches für die Sicherung des Erfolges nothwendig wurde, belehrend und machte den Wunsch nach Erlangung anderer praktischer Kenntnisse rege.

(Am. Agr.)

Thätigkeit der Frauen. Wenn man auf dem Lande herum fährt und eine Farm antrifft, wo der Platz vor dem Hause schön und in geschmackvoller Weise ausgelegt ist, oder auch in Städte, so kann man oft das Verdienst den Frauen zuschreiben. Wenn die Frau entschlossen ist, daß der Platz verschönert werden soll, geschieht es meistens. In Stadt und Land plagt und müht sich ein mancher Mann ab, um sich und den Seinen das Leben zu fristen, während Frau und Tochter „zu Hause" manche freie Stunde haben. Aber — war es nicht immerhin unter den amerikanischen Frauen eine Herabwürdigung, wenn sie gesehen wurden mit einem Besen in der Hand, Spaten oder Rechen. Es freut mich zu sehen, daß diese großartige Idee so nach und nach anfängt zu weichen.

Was für einen prachtvollen Garten Sie haben, sagte die Nachbarin: Ja — aber der Garten muß gepflegt sein. Der Rasenplatz ist so grün, so frei von Unkraut. Aber sie sagte der Nachbarin, daß sie manchmal in Garten geht, nachdem es geregnet hat, und zieht das Unkraut heraus, damit es nicht wuchert und überhand nimmt, und in dieser Arbeit ermüdet sie nicht. Ja, sagte die Nachbarin, aber ich fühle so schwach. Aber die Luft stärkt, sie solle nur Morgens eine Stunde hinausgehen und im Garten arbeiten. Sie wird bewogen, ihre Gesundheit verbessert sich und ihr Garten verschönert sich. Dieser Einfluß der Frauen beschränkt sich nicht auf das eigene Gehöft, sondern in vielen Ortschaften haben die Frauen das Verschönern der öffentlichen Plätze und Straßen bewirkt. Mit Laubbäumen besetzte Straßen und schattige Parks sind entstanden durch den Einfluß einiger unternehmender Frauen, welche Vereine gründeten und hier eine Thätigkeit fanden, gegen welche kein ernstlicher Einwand erhoben werden konnte. Man denke sich die schattigen Alleen im alten Vaterland, der Reisende und Wanderer ist geschützt vor der brennenden Sonnenhitze. Und hier auf unsern Pikes und Landstraßen könnten wir nicht ähnliche Einrichtung haben?

Jelly Cake. 3 Eier, 1 Tasse feinen weißen Zucker, 1 Tasse gesiebtes Mehl, 2 Eßlöffel voll süße Milch, 1 Theelöffel voll Cremortartari, ½ Theelöffel voll Soda.

Man rührt Eier und Zucker gut durcheinander, bis es leicht wird, rührt die Soda in die Milch und den Cremortartari in das Mehl, siebt es mit einander durch ein Sieb, und rührt es in den Teig; man backt es in einer langen flachen Pfanne und bestreicht den Kuchen, nachdem man ihn heiß aus der Pfanne genommen, mit Jelly und rollt ihn auf.

Silver Cake. 2 Tassen feinen weißen Zucker, ½ Tasse Butter, 2½ Tasse Mehl, ¾ Tasse süße Milch, ½ Theelöffel voll Soda, 1 Theelöffel voll Cremortartari, das weiße von 8 Eiern und ½ Theelöffel voll Vanilla.

Man rührt Zucker und Butter gut durcheinander, die Soda rührt man in die Milch, Cremortartari und Mehl wird durch ein Sieb gesiebt, und das Weiße von den Eiern wird auf einer flachen Schüssel zu einem Schaum geschlagen; nachdem man Milch und Soda in den Teig gethan, thut man etwas Mehl und hernach etwas vom Eierschaum hinein, dann wieder etwas Mehl und hernach wieder etwas vom Eierschaum, zuletzt die Vanilla; man geht behende und sorgfältig damit um und läßt den Kuchen eine Stunde backen.

Das Gelbe von den 8 Eiern gebraucht man für Goldkuchen, den man auf nämliche Weise bereitet, nur nimmt man noch ein frisches Ei. Das Gelbe von den Eiern ist nicht so reichhaltig wie das Weiße.

Gasoline Oefen. Die entsetzliche Hitze! Mit diesem Ausruf kommt Mann und Kinder ins Haus; das Haus ist ein wahrer Backofen. Dem will ich abhelfen und ob die „Hausfrau" willig ist oder nicht, sie muß sich fügen und mit dem Mann hingehen und sich einen Gasoline Ofen ansehen. Nun wie gefällt dir dieser Ofen? So möchte mancher fragen — ich kann sagen, er entspricht ganz und gar seinem Zweck; kein schwarzer Ruß, keine Hitze, ein gut gekochtes Essen und die Arbeit geht natürlich leichter von Statten; ich konnte kaum glauben, daß ich so gut backen und braten könnte in diesem Ofen wie in einem andern, und so holte ich mir die Januar Nummer 1883 H. u. H. und versuchte es mit Cup Cake und wirklich der Kuchen hätte nicht besser gebacken werden können in einem Backofen, ebenso ein Kalbsbraten. Dann waschen und bügeln, man denke sich die Hitze im Monat Juli und August.

Bei diesen Oefen fühlt man die Hitze nicht und waschen und bügeln ist eine Leichtigkeit. Sind die Oefen sicher? Ich glaube, sie sind. Das heißt wer die Gebrauchs-Anweisung befolgt. Die Myers Mfg. Co. des Jewel Gasoline Vapor Stove Chicago giebt uns die Versicherung, und ich hörte unlängst Personen sagen: Wir möchten nicht ohne diesen Ofen sein, und ebenso Frauen, die gezwungen sind den ganzen Tag in der Küche zu stehen, und die diesen Ofen ein ganzes Jahr hindurch gebraucht haben.

Von mancherlei Sommerblumen. Es giebt eine große Zahl solcher Blumen, welche am besten da gesäet werden, wo sie aufwachsen sollen; es sind des diejenigen, welche das Verpflanzen nicht gut vertragen; man säet sie auch gerne ziemlich spät im Jahre, damit sie, die in den ersten Tagen ihres Lebens ziemlich empfindlich sind, nicht von einem plötzlich eintreffenden Nachtfrost für immer dahingerafft werden.

Hierher gehört vor allen anderen eine unserer schönsten Schlingpflanzen, die Trichterwinde, Ipomaea purpurea L. von Südamerika, mit windendem Stengel und trichterförmigen oder röhrigen Blumen, die in den verschiedensten Farben vorkommen, wie Weiß, Rosa, Inkarnat, Violett, Blau in allen Abstufungen, dreifarbig u. s. w. Sie erscheinen an sonniger Stelle vom Juli bis September und länger, halten sich aber nur bei Tage offen; im Monat Juni gesäet, blühen die Pflanzen auch selbst noch im Monat Oktober.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Aug. Josua 20, 1—9.

Die Freistädte.

1. Zeit: Etwa 1445 vor Christi Geburt, nach der Eroberung von ganz Kanaan.

2. Ort: Siloh (Deutsch: Ort der Ruhe, Friedensstadt), 17 Meilen nördlich von Jerusalem, zwischen Bethel und Sichem gelegen. Dorthin wurde das Lager Israels mit der Bundeslade verlegt, dort auch die Stiftshütte errichtet, die bis zur Wegnahme der Bundeslade durch die Philister (1 Sam. 4) daselbst blieb. Das bisherige Lager in Gilgal wird abgebrochen, doch ist das Kap. 9, 6 genannte Gilgal schwerlich das in der Jordansaue nahe bei Jericho gelegene Gilgal (4, 19), die erste Reisestation des Volkes nach dem Uebergang über den Jordan, sondern wahrscheinlicher eine 3 bis 4 Meilen südlich von Sichem auf einer Anhöhe gelegene Stadt gleichen Namens, mit weiter Aussicht nach allen Seiten und so ziemlich im Mittelpunkt des ganzen Landes gelegen, also sehr geeignet zum befestigten Ausgangs- und Rückzugspunkt Israels bei der Eroberung. Von hier aus war denn auch die Verlegung des ganzen Lagers und Heiligthums nach dem nicht mehr allzufernen Siloh nicht mehr so schwierig.

3. Zusammenhang: Zwischen dieser und der vorigen Lektion liegt eine Reihe bedeutender Ereignisse und wichtiger Vorgänge: Zuerst die Geschichte des Vertrags mit den Gibeonitern, die heimlich mit List sich in den Bund mit Israel einschlichen, um nicht gleich den übrigen Kanaanitern vernichtet zu werden, sowie ihre Bestrafung für diesen Betrug (Kap. 9); ferner die Eroberung der südlichen Hälfte Palästinas durch die Schlacht von Beth-Horon gegen die Amoriter und ihre Fürsten unter der Führung des Königs Adonizedek von Jerusalem (Kap. 10), sowie der nördlichen Hälfte durch die Schlacht am See Merom gegen den König Jabin von Hazor (Kap. 11). Endlich nach einem Verzeichniß sämmtlicher besiegten Völker und Fürsten (Kap. 12) die ausführliche Geschichte von der Vertheilung des ganzen Landes (Kap. 13 — 19), das nach siebenjährigem Kampf, wenn auch noch nicht vollständig, doch wenigstens den Hauptplätzen nach, sich in Israels Hände befindet. Waren auch noch nicht alle Stämme überwunden und ausgerottet, namentlich nicht die Philister im Süden, und noch manche Festung von ihnen besetzt, so war doch die Arbeit im großen Ganzen gethan, und das noch übrige sollte von den einzelnen Stämmen Israels ja in dem ihnen durchs Loos zufallenden Gebietstheil vollends nachgeholt werden. Die Vertheilung geschieht nach Gottes Befehl (4 Mos. 34, 17) durch den nunmehr etwa hundert Jahre alten Josua selbst (Kap. 13, 1) und den Hohepriester Eleasar (Sohn Aarons), sowie die einzelnen Stammesältesten (Kap. 14, 1), wobei besonders die Rede Kalebs (V. 6—12) hervorzuheben ist, wegen ihres starken Gottvertrauens und kräftigen Glaubensmuthes. Jetzt, wo das ganze Land auf diese Weise in den festen Besitz Israels übergegangen ist, soll nun auch die schon 4 Mos. 35, 6. 9—34 und 5 Mos. 19, 1—13 gegebene Verordnung über die Freistädte ausgeführt werden (vgl. auch 2 Mos. 21, 13).

4. Wort- und Sacherklärung: Redete mit Josua, nach Beendigung der Verloosung der Stammesgebiete und der Vertheilung des Landes vor der Stiftshütte (Kap. 19, 51), es geschah entweder unmittelbar, sei's durch eine innere Stimme oder äußerlich hörbar aus dem Allerheiligsten heraus, oder am einfachsten und natürlichsten durch den Mund des Hohepriesters (Eleasar, dem Gott es durch das „Licht und Recht" geoffenbart hatte. Gebet unter euch u. s. w., d. h. bestimmet die nachher genannten Städte für diesen schon durch Moses euch von mir bekannt gemachten Zweck. Unversehens und unwissend, also aus Irrthum und ohne böswilligen Vorsatz, etwa durch einen unvorhergesehenen Zufall, durch Ungeschicklichkeit, in Folge eines Mißverständnisses, u. s. w. Vor dem (ihm nachfolgenden) Bluträcher. Nachdem Gott, 1 Mos. 9, 6, auf den Mord selbst die Todesstrafe gesetzt hatte, war, so lange noch kein geordnetes Staatsleben bestand, die Vollziehung derselben Sache der Familie, und fiel als heiliges Recht, und darum auch ebenso heilige Pflicht zunächst den Blutsverwandten des Ermordeten zu, wie noch heut zu Tage bei den meisten Völkern des Orients, namentlich auch den Arabern. Der Begriff persönlicher Rache ist also von der Sache völlig fern zu halten, sie ist vielmehr eine freilich noch sehr unvollkommene Gesetzesform, wonach der Bluträcher (Hebr. Goel, Hiob 19, 25 mit „Erlöser" übersetzt, also soviel als: der mir nach dem Tode mein Recht verschafft) nach Gottes Willen und in seinem Namen (vgl. Ps. 9, 13. 2 Chron. 24, 22) und mit eigener Lebensgefahr an dem Mörder die Wiedervergeltung übt. Zwar finden sich im A. T. auch Spuren ungerechter Blutrache, aber sie werden immer entschieden mißbilligt (1 Mos. 34. 2 Sam. 3, 27—39. 14, 7, dagegen 2 Kön. 14, 6). Die gerechte Blutrache aber machte jedenfalls die bei andern Völkern oft so häufigen, Jahrhunderte lang andauernden Familienfeindschaften ꝛc. unmöglich. Der vorsätzliche Mord fiel, wenn er nicht aus Nothwehr geschah, unbedingt der Blutrache anheim. Um aber einem Mißbrauch der letzteren auch bei unvorsätzlichem Todtschlag vorzubeugen, wurden die Freistädte errichtet. Weil jene alte Sitte, auf einem an sich richtigen Gedanken ruhend, weder ganz ausgerottet werden sollte noch konnte, sollte sie doch wenigstens so gemildert werden, daß keine grausame Willkür dabei mit unterlaufen konnte; zwar war der absichtliche Mörder für völlig vogelfrei erklärt und konnte, auch ohne Rechtsspruch, von dem dazu bevollmächtigten Bluträcher erschlagen werden, wo er ihn auch traf, aber dem unabsichtlichen Todtschläger wenigstens sollte Schutz vor bloßer Leidenschaft, Zorn und Haß so

gut als möglich gewährt werden. Die hiezu bestimmten Freistädte, nach 4 Mos. 35, 6 und 13, sechs an der Zahl, von denen aber die 3 hier zuletzt genannten und im Ostjordanland gelegenen schon von Mose selbst ausgelesen worden waren (vgl. 5 Mos. 4, 41—43), waren an den hervorragendsten Hauptpunkten des Landes derart vertheilt, daß sie von allen Seiten desselben leicht zugänglich und in höchstens sechs Stunden zu erreichen waren. Die Straßen führten in gerader Linie auf sie hin, damit der Bluträcher dem Verfolgten nicht vorlaufen, durch abkürzende Nebenwege zuvorkommen oder einen Hinterhalt legen konnte; auch mußten diese Straßen stets gut erhalten und mit Merkzeichen versehen sein, so daß sich der Flüchtling nicht verirren konnte; denn auf dem Wege dahin (5 Mos. 19, 6), oder auch bei zu frühem Verlassen der Freistadt (4 Mos. 35, 25 ff.) durfte jener ihn tödten. Damit aber die Freistädte nicht als Schutzorte für Schuldige mißbraucht werden konnten, mußte sich der Flüchtling sofort nach seiner Ankunft einem Gericht unterziehen, vor der Stadt Thor, als dem gewöhnlichen Zusammenkunftsort für derartige Sitzungen und dort seine Sache ansagen, d. h. die Art und Weise wie es dabei zugegangen melden, damit man darnach beurtheilen könnte, ob ein vorsätzlicher Mord, oder nur ein unvorsätzlicher Todtschlag vorliege. Und zwar geschah dies Verhör durch die rechtskundigen Priester und Aeltesten der Stadt, war aber zunächst nur ein vorläufiges, wodurch dem Flüchtling, wenn er unschuldig befunden wurde, erst ein zeitweiliger Schutz gegen den ihm nachjagenden und nun vor der Freistadt mit ihm zusammentreffenden Bluträcher auf solange gewährt wurde, bis die Gemeinde seines Heimathorts, wo die That geschehen war (4 Mos. 35, 24 ff.), wieder durch ihre Aeltesten (5 Mos. 19, 12 ff.) die Sache näher und endgiltig untersucht hatte. War ein absichtlicher Mord erwiesen, so wurde er jetzt dem Bluträcher unnachsichtlich ausgeliefert, und selbst der Altar schützte ihn nicht vor der gerechten Strafe (2 Mos. 21, 14), viel weniger ein Lösegeld (4 Mos. 35, 31); lag keine Schuld vor, so mußte der Verfolgte bis zum Tod des Hohepriesters, der zur Zeit der That das Amt verwaltete, in der Freistadt bleiben, auch dieser Zwangsaufenthalt, getrennt von seiner Familie, seinem Geschäft, Besitz &c. konnte nicht durch Geld abgekauft werden (4 Mos. 35, 25), es war eine Art Strafe auch für den unfreiwilligen Todtschlag. Erst mit dem Tod des Hohepriesters und dem Amtsantritt seines Nachfolgers erlosch das Recht des Bluträchers völlig; er durfte sich jetzt an dem Todtschläger auch dann nicht mehr vergreifen, wenn dieser wieder in seine Vaterstadt oder den Ort der That zurückkehrte (V. 26 ff.), während er vorher außerhalb der Freistadt, deren schützende Mauern er blos bis auf eine gewisse kurze Entfernung verlassen durfte, seiner Hand verfallen war. Heiligten sie, d. h. sonderten sie aus und weihten sie zu diesem von Gott verordneten Zweck, und zwar diesseits des Jordans (V. 14). Kedes (sonst Kades) in der nördlichsten Landschaft Galiläa gelegen, vgl. Kap. 12, 22. 19, 37; der Name bedeutet: Heiligthum. Sechem, sonst Sichem, liegt 34 Meilen nördlich von Jerusalem zwischen Ebal und Garizim, eine der ältesten Städte des Landes, schon von Jakobs Zeiten her bewohnt. Kiriath-Arba, d. h. Stadt des Arba, früherer Name des von Arba (Jos. 14, 15) erbauten Hebron, zwanzig Meilen südlich von Jerusalem (Kap. 10, 3) gelegen, gleichfalls eine sehr alte Stadt, Begräbnißplatz der Patriarchen; der Name Hebron bedeutet: Freundschaft. Da Jericho liegt, gegen den Aufgang = von Jericho aus gegen Morgen, in der Wüste auf der Ebene = in der dürren Steppe der amoritischen Hochebene, Bezer, 20 Meilen nördlich von Hesbon, östlich vom Jordan. Ramoth in Gilead, d. h. die Höhen von Gilead, ursprünglich den Amoritern gehörig, später die Todesstätte des Königs Ahab (1 Kön. 22), 13 Meilen südlich von Jabbok. Golan im Norden, dem alten Basan gelegen, 12 Meilen nördlich vom See Genezareth, der Name (deutsch: Kreis) wurde später die Bezeichnung der ganzen Landschaft Gaulanitis; also auch jenseits des Jordans lagen die dortigen drei Freistädte ziemlich gleichmäßig vertheilt im Süden, in der Mitte und im Norden und sämmtlich leicht zugänglich.

5. Zur Erklärung und Erbauung ist hier nur noch wenig beizufügen:

a) Der Bluträcher, V. 1—6: sein Amt ist nicht das der menschlichen Rache, sondern der göttlichen Strafe nach dem gerechten Maßstab der Wiedervergeltung, und in Uebereinstimmung mit dem von Gott selbst über das Blutvergießen verhängten Gericht, 1 Mos. 9, 6. Wir Christen freilich sollen und dürfen niemals uns selber rächen, sondern haben das Gericht dem gerechten Gott, aber auch der von ihm verordneten und eingesetzten menschlichen Obrigkeit zu überlassen, vgl. Röm. 13, 4. Gott selbst macht hier aber auch einen Unterschied zwischen absichtlicher und unabsichtlicher Sünde, und demgemäß auch der Strafe (2 Mos. 21, 13). Er will, daß es bei allem ehrlich und ordentlich zugehe, daher die Einsetzung der gerichtlichen Behörde zur Untersuchung des Falles, damit keine Willkür und Leidenschaft, Zorn, Neid und Haß, Hader, Feindschaft und daraus entstehende Parteilichkeit den Thatbestand verwirre und das Urtheil besteche.

b) Die Freistädte, V. 7—9: Hier ist hauptsächlich die sinnbildliche Anwendung auf Christus hervorzuheben, nach Hebr. 6, 18. Sein Kreuz ist die rechte Freistadt für den Sünder. Die Sünde die wahre Ursache unserer Noth und Verlegenheit, Röm. 5, 12. Der Satan der Ankläger, der uns verfolgt. Christus der wahre Hohepriester, Hebr. 9, 11. 12, der zugleich das heilige Opfer selbst ist, und dessen Tod uns volle Freiheit bringt. Außer ihm sind wir aber nirgends sicher, Apostelg. 4, 12. Aber man muß zu ihm fliehen in Buße, Glauben und Gebet; sein Gnadenthron ist uns immer nah, steht offen und ist leicht zugänglich, den Weg wissen und kennen wir wohl, aber man muß ihn auch wirklich gehen. Dort haben wir volle und bleibende Freiheit und Sicherheit. Zeigt die Blutrache uns wohl einerseits, daß das Menschenleben in Gottes Angesicht etwas Werthvolles ist, aber auch andererseits, daß das Menschenherz von Natur grausam und hart ist, so zeigt uns die Freistadt, daß Gottes Herz dem Unschuldigen eine offene Zuflucht bietet, und daß er selbst den Schuldigen lieber frei läßt, als straft, wenn er nur Buße thun will. Damit ist seine Gerechtigkeit keineswegs verletzt, denn ihr ist durch das vollgiltige Opfer Christi

und sein stellvertretendes Leiden und Sterben genug gethan, nun kann er seine Gnade walten lassen. Wer diese verachtet, für den bleibt nur das Gericht übrig und die ewige Strafe, die ihn dann mit vollem Rechte trifft, denn der Mensch ist für sein Thun und Lassen verantwortlich.

Sonntag, 12. Aug. Josua 24, 14—29.

Josua's letzte Tage.

1. Zeit: 1450 vor Christo.

2. Ort: Sichem, zwischen Ebal und Garizim (vgl. V. 1 und Kap. 8, 30ff.).

3. Zusammenhang: Kap. 21: Die Verordnungen über die 48 Levitenstädte (4 Mos. 35, 7), welche durch das ganze Land vertheilt dem Stamme Levi, der als Priesterstamm kein eigenes Stammerbe erhielt, als Wohnsitze innerhalb der übrigen Stammgebiete dienen sollten, und zwar vertheilt nach dem Loose und mit Rücksicht auf die spätere Zunahme der Bevölkerung. Am Schluß des Kapitels ist zu bemerken die V. 45 bestätigte Erfüllung der göttlichen Segensverheißung. Kap. 22: Entlassung und Rückkehr der Stämme Ruben, Gad und halb Manasse in ihre schon von Moses ihnen jenseits des Jordans angewiesene Heimath. Josua lobt sie (V. 3) wegen ihrer Treue gegenüber ihren Brüdern und ihres Gehorsams gegen Gott (vgl. 4 Mos. 32, 17ff.), er ermahnt sie (V. 5), ganz ähnlich wie schon Moses, 5 Mos. 13, 4, und segnet sie. An der Grenze errichten sie (V. 26) einen Altar, nicht, wie die übrigen Stämme meinen, zum Zweck eines eigenen falschen Gottesdienstes, sondern nach V. 34 als Zeugen des gemeinsamen wahren Gottesdienstes, d. h. als Denkmal und Zeichen, daß sie der Jordan weder in religiöser noch in politischer Beziehung von ihren Brüdern zu trennen vermöge. Kap. 23, 1 — 24, 13: Josuas letzter Landtag: Von seinem schweren nunmehr mit Eroberung und Vertheilung des Landes beendeten Tagewerk zieht sich Josua in sein Erbtheil (Kap. 19, 10), die Stadt Thimnath-Sarah auf dem Gebirge Ephraim zurück, um nachdem er den göttlichen Beruf und Auftrag erfüllt, in Ruhe und Frieden seinen Lebensabend zu feiern; beim herannahenden Ende versammelt er aber zum Abschied nochmals die Aeltesten (Stammeshäupter), und dann auch das ganze Volk bei der Bundeslade, um es nach dem göttlichen Befehl bei seinem Amtsantritt (Kap. 1, 1—9), zu ermahnen und ähnlich, wie es auch schon Moses im Gefilde Moab vor seinem Tode gethan (5 Mos. 1, 6 — 30, 20), nur in gedrängterer Form, sein Bundesverhältniß mit Gott zu befestigen durch Erinnerung an seine bisherigen Gnadenführungen und Warnungen vor Abfall durch Vermischung mit den Kanaanitern.

4. Sach- und Worterklärung: Die Götter, denen eure Väter (Vorfahren) gedient haben jenseits des Wassers, d. h. des Euphrat und Tigris, gemeint sind also die Götzen, Theraphim (1 Mos. 11, 29. 31, 19), die neben dem Dienst des wahren Gottes selbst in der Familie Tharah's, so lange sie noch in ihrem alten Stammlande Mesopotamien lebte, verehrt wurden. Und in Egypten, wo Israel auch den egyptischen Götterdienst sich angewöhnt hatte, vgl. 3 Mos. 17, 7 und die Geschichte mit dem „goldenen Kalb" in der Wüste. Und dienet dem Herrn, Jehovah, allein und ausschließlich. Gefällt es euch aber nicht, denn sie sollen dazu nicht gezwungen sein, es steht in ihrer eigenen freien Wahl, aber sie selbst müssen sich jetzt entscheiden, welches von beiden sie vorziehen. So erwählet euch heute, noch ehe ihr euch durch ein feierliches Wort des Versprechens für immer bindet; welchem Gott, genauer: welchen Göttern, weil es sich gegenüber dem Einen lebendigen Gott Israels bei den Heiden um ihre vielen todten falschen Götzen handelt, Josua meint natürlich nicht, daß die Wahl der letzteren das Richtige wäre, stellt sie aber frei. Die Amoriter (= Bergbewohner), die früheren Bewohner Syriens und frühesten Besitzer des hl. Landes, von den Kanaanitern abstammend, und als einer ihrer ältesten und bedeutendsten Stämme oft als Gesammtbezeichnung aller Kanaaniter gebraucht, wohnten jenseits des Jordans im Osten, zwischen dem Arnon und Jabbok, und waren schon von Moses besiegt worden. Ich aber und mein Haus 2c.: wir wollen in jedem Fall, wie nun auch eure Wahl ausfallen mag, Gott dem Herrn treu bleiben. Da antwortete das Volk, das in seinen Stammeshäuptern und -Vertretern vor Josua versammelt war. Aus dem Diensthaus, der harten Knechtesarbeit und dem Frohnzwang, vgl. 2 Mos. 20, 2. 5 Mos. 5, 6. Große Zeichen, Wunder u. s. w. in der Wüstenwanderung und bei Eroberung des Landes. Auf dem ganzen Weg, 40 Jahre lang; unter allen Völkern, also namentlich den Amalekitern, Edomitern, Moabitern, Midianitern, Philistern und Amoritern, mit denen sie bisher zu kämpfen gehabt hatten. Ausgestoßen vor uns, so daß wir jetzt den Boden des hl. Landes betreten, ja in Besitz nehmen durften. Wir auch, wie du und dein Haus, V. 15. Denn er ist unser Gott, der Gott der Patriarchen, der Bundesgott Israels, und wohl werth, daß wir ihm treu bleiben (V. 14). Josua sprach zum Volk, er freut sich zwar von Herzen dieses Entschlusses, weiß aber wohl, wie der Mensch in augenblicklicher Rührung und oberflächlicher Begeisterung zwar wohl gerne und willig etwas verspricht, nachher aber doch wieder oft genug der Versuchung erliegt, selbst dann, wenn er es anfangs aufrichtig und gut gemeint hat, weil er ohne gründliche und völlige Bekehrung zum Halten des Guten zu schwach ist. Ihr könnet dem Herrn nicht dienen, aus blos menschlichem Vorsatz und mit eurer eigenen Kraft, es sei denn, daß ihr euch ernstlich und ganz entschieden bekehret, und allem abgöttischen Wesen ein für allemal gänzlich den Abschied gebet, dem Herrn allein weihet und übergebet, und er selbst euch mit der Kraft seines hl. Geistes dazu hilft und beisteht mit seiner Gnade. Ein eifriger (eifersüchtiger) Gott, der nicht mit sich blos spielen läßt (Gal. 6, 7), nicht schonen wird, d. h. sie nicht einfach übersehen und nur so hingehen lassen wird, so daß ihr also nicht etwa meinen dürfet, mit seinem Dienst einen Wandel im Fleisch und nach den Gedanken und Lüsten eures eigenen Herzens verbinden zu können. Wenn ihr

aber den Herrn verlasset, was bei blos halber Bekehrung und halbem Glauben unfehlbar sehr schnell geschehen wird, weil sich dann alsbald der ganze Unglaube festsetzt. Wird er sich wenden, eine andere Stellung als bisher euch gegenüber einnehmen. Nachdem er euch seither so viel Gutes gethan hat, wie ihr selbst, V. 17ff., von ihm gerühmt habt. Darum bedenkt es lieber noch einmal, was ihr jetzt versprachet, und nehmet das Gelöbniß entweder ganz und ernst, oder besser wieder ganz zurück, wenn ihr es nicht von ganzem Herzen und mit allen Kräften zu halten fest entschlossen seid. Nicht also: wir nehmen unsere Erklärung (V. 18) nicht zurück, sondern rc., d. h. es ist dies unsere feste, wohlerwogene Absicht, und wir wissen recht gut, wozu wir uns damit verpflichten. Ihr seid Zeugen über euch (selbst) = bei etwaigem Abfall von Gott und den üblen Folgen desselben werdet ihr wider euch selbst zeugen müssen, daß euch mit den Strafen, die euch dann dafür unfehlbar treffen müssen, nichts als nur euer Recht geschieht, und ihr euch also in diesem Fall die Schuld nur selber zuzuschreiben habet. Die fremden Götter sind nicht von wirklichen Götzenbildern zu verstehen, die sie etwa damals noch heimlich bei sich geführt hätten, wie ihre Väter in der Wüste (Amos 5, 25. Apostelg. 7, 42 ff.), sonst hätte Josua sich dieselben sicherlich herausgeben lassen und sie verbrannt, wie einst Moses das goldene Kalb, oder vergraben, wie Jakob, 1 Mos. 35, 4, vgl. 1 Sam. 7, 4; sondern es handelt sich hier bei dem Volke, das damals im Großen und Ganzen wenigstens noch frei von äußerem grobem Götzendienst war, wenn auch vielleicht schon Einzelne angefangen hatten, sich mit den Göttern der umliegenden Heiden zu schaffen zu machen, wie es später das ganze Volk that, vielmehr zunächst um völlige innere Lossagung von allem heidnischen und abgöttischen Werk und Wesen, damit die Herzen sich ganz und unbedingt dem Dienste Gottes ergeben. Die Worte sind aber absichtlich so gewählt, weil es gerade dort in Sichem, Josephs Begräbnißplatz (vgl. V. 32 und 2 Mos. 13, 19), gewesen war, wo Jakob schon jene Reinigung seines Hauses vom Götzendienst vorgenommen hatte, wo Gott mit ihm und schon mit Abraham geredet und sich den Patriarchen geoffenbart hatte, wo schon nach dem Einzug in Kanaan das Gesetz aufgerichtet worden war (Kap. 8, 30 ff.), wohin jetzt von dem nur wenige Meilen südlich gelegenen Siloh, der heiligen Stätte der Stiftshütte, die Bundeslade hergeholt worden war (vgl. zu V. 26), gerade an diesem Ort mußte diese Ermahnung doppelt großen Eindruck machen, wenn sie mit denselben Worten zu derselben Sache verpflichtete, die schon in grauer Vorzeit der Stammvater des Geschlechtes hier vollbracht hatte. Und das Volk sprach, jetzt zum drittenmal, vgl. V. 16 und 21, wird das Gelöbniß feierlich wiederholt. Machte einen Bund = erneuerte das Bundesverhältniß Israels mit Jehovah, und legte ihnen Gesetze und Rechte vor, machte sie aufs neue zu treuer Erfüllung ihrer heiligen Bundespflichten verbindlich, sicherte ihnen aber auch aufs neue die pünktliche Erfüllung aller Bundesrechte von Seiten Gottes zu, vgl. 2 Mos. 15, 25. Schrieb dies alles, das bisher nur mündlich Verhandelte, ins Gesetzbuch Gottes, d. h. in eine besondere Urkunde, die er dem bereits abgeschlossenen und in der Bundeslade verwahrten Gesetzbuche Moses (5 Mos. 31, 9. 24 ff.) noch beifügte. Unter einer Eiche oder Terebinthe, vielleicht dieselbe, die schon Abrahams Zelt einst beschattet hatte, und wo dieser einen Altar errichtete (1 Mos. 12, 6 ff.). Schon deshalb war dies eine geweihte Stätte (1 Mos. 35, 4), daher ist beigefügt: bei dem Heiligthum des Herrn = im Bereich desselben. Doch deutet dieser ganz bestimmte Ausdruck noch auf etwas mehr hin, nämlich auf die Anwesenheit, wenn nicht der ganzen Stiftshütte, doch mindestens ihres heiligsten Stücks der Bundeslade, die (nach V. 1 „vor Gott getreten") dorthin geschafft worden und eben zu diesem ganzen besonders feierlichen Vorgang hier aufgestellt worden war. Soll Zeuge sein zwischen uns, d. h. wider uns, wenn wir nicht halten, was wir versprochen. Denn er hat gehöret, neben ihm war ja das Gesetz verlesen worden; der Stein ist also als lebendiger Zeuge der Worte Gottes, V. 2 ff., gedacht, vgl. Habak. 2, 11. Luk. 19, 40, er ist also ein beständiger Mahner an das Gelübde und fortwährender Warner vor seiner Uebertretung. Also (ent-)ließ Josua rc., nachdem er seinerseits alles gethan hatte, was in seinem Vermögen, Amt und Beruf stand, um Israel in der Treue gegen Gott zu befestigen; die eigene freie Wahl und Entscheidung muß er ihm freilich eben so gut, wie einst schon Mose (5 Mos. 30, 15 ff.), selbst überlassen. Eine förmliche Niederlegung seines Amtes bedurfte es für Josua nicht, weil für ihn nicht, wie einst für Moses, ein eigentlicher besonderer Amtsnachfolger von Gott berufen worden war; für das Einziehen in das ihnen schon durch's Loos zugetheilte Erbe brauchte Israel keinen Führer mehr, wie einst zur Eroberung des Landes, das konnte durch die gewöhnliche Stammesobrigkeit geschehen. Nach dieser Geschichte, jedenfalls nicht mehr sehr lange nachher. 110 Jahre alt, nach gewöhnlicher Rechnung 10 Jahre nach Eroberung des Landes (Kap. 11, 18), also etwa im Jahr 1435 vor Christo, nach ungefähr 18jähriger Regierung.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Die Wahl, V. 14. 15: Die Forderung der Treue gegen Jehovah gründet sich auf die Erinnerung an seine Treue gegen das Volk, vgl. V. 2—13, wo Josua demselben die ganze Kette göttlicher Wohlthaten in seiner bisherigen Geschichte vorhält, alle die vielen unverdienten Gnadenerweisungen, die es von Alters her bis jetzt im Leiblichen und Geistlichen durch die Hand seines Gottes empfangen hatte (ähnlich 5 Mos. 30, 15 ff. 5, 32). Auch für uns ist die beste, reinste und stärkste Triebfeder des Gehorsams die Dankbarkeit. Der Grundgedanke ist also: Treue um Treue! Gott war euch treu, so seid und bleibet nun auch ihr treu gegen Gott. Erst dies macht den Gehorsam zu einem freiwilligen; ein blos äußerlich aufgezwungener und abgenöthigter Dienst mit widerwilligem und getheiltem Herzen gefällt Gott nicht und bringt dem Menschen keinen Segen. V. 2—13 hat Josua Gott reden lassen durch seine Thaten, jetzt redet er selber: Das Hauptgewicht legt er auf die Worte getreulich und rechtschaffen, d. h. ohne Heuchelei und Scheinfrömmigkeit, in Einfalt und Wahrheit des Herzens und mit lauterem Sinn. Aeußerlich verehrte ja Israel den Herrn schon jetzt, grober

Götzendienst kam nur ausnahmsweise noch vor, aber das Herz war doch noch nicht ganz und ungetheilt dem Herrn übergeben. Die in der Tiefe der Seele jetzt noch im Verborgenen schlummernde Neigung zu „fremden Göttern", von der er durch Erleuchtung des heil. Geistes sehr wohl wußte, daß sie nur zu bald aufwachen und Israel zur Theilnahme am Heidenthum der Nachbarvölker verführen werde, will er womöglich jetzt schon im Keimen ersticken und tödten, darum treibt er das Volk zu einer förmlichen und feierlichen Entscheidung: entweder dem Herrn ganz und völlig, oder jetzt schon gleich und bestimmt den fremden Göttern sich zu ergeben. Und zum Zeichen, welche Wahl er von ihnen erwartet, geht er ihnen mit seinem eigenen guten Beispiele ermunternd voran. Also weg mit aller Halbheit des getheilten Herzens! Gott achtet die Freiheit an Jedermann, läßt auch Jedem die Freiheit zum Abfall und Unglauben, freilich so, daß er dann auch die Strafen seines Ungehorsams tragen muß (V. 19ff.). Wer das will, der thue es auf seine eigene Gefahr, spare sich dabei aber die völlig vergebliche Mühe, daneben auch noch zum Schein sich fromm stellen und Gott und der Welt zugleich dienen zu wollen! Wer aber ein Kind Gottes sein will, der sei es auch ganz und mit der That und Wahrheit! Ich und mein Haus spricht Josua als der ächte Hauspriester und Hausvater, der wo es die Entscheidung für's höchste gilt, für die Seinen eintritt und mit ihnen Ein untrennbares Ganzes bildet; aus diesem frommen Hausregiment kam dann auch sein gesegnetes Volksregiment. Soll's mit einem Volke wohl gehen, muß es bei den Familien und Einzelnen mit dem Guten anfangen. Fürchtet Gott und dienet ihm! mit der Gottesfurcht fängt aller wahre Segen an; aus der rechten Herzensrichtung folgt die rechte Handlungsweise ganz von selber, es geht im Reich Gottes von Innen nach Außen, nicht umgekehrt: der wahre Gottesdienst ist eine Anbetung Gottes im Geiste (vgl. Joh. 4, 24).

b) Die Entscheidung, V. 16—18: Die muthige Sprache des Glaubens: das sei ferne von uns! Er bespricht sich nicht lange mit Fleisch und Blut; aber seine Wuth darf kein Strohfeuer bleiben! Den Herrn verlassen kann blos der, der ihn schon gehabt hat; Warnung vor dem Abfall. Wer Gott verläßt, den verläßt Gott auch, und wer herrscht dann über ihn? Was bleibt ihm dann allein übrig? Auch mitten in der Christenheit giebt es ein feines Heidenthum, wo man „anderen" Göttern statt dem rechten Gott allein dient, mögen jene nun Namen haben, welche sie wollen. (Beispiele:) Denn Er ist unser Gott, darum hat er ein wohlerworbenes Recht auf unsere Seele: schon durch die Schöpfung sind wir sein, noch mehr durch die Erlösung.

c) Die Warnung, V. 19 und 20, ist nöthig; denn Josua weiß wohl, wie sehr das Menschenherz von Natur zum Wankelmuth geneigt ist, ein festes Herz kann nur die Gnade schaffen, vgl. Hebr. 13, 9. Um ihnen die Sache ja recht ernst und wichtig zu machen, erinnert er sie an drei Wahrheiten: Gott ist heilig, eifrig (meint und nimmt es ernst) und gerecht. Nicht geschont wird die Sünde, wenn und so lange sie nicht in aufrichtiger Buße bereut und Gottes Gnade in wahrem und lebendigem Glauben demüthig und heilsbegierig gesucht wird, sondern der Mensch ganz oder halb in der Sünde noch beharren will; im andern Falle dagegen ist volle Vergebung möglich und angeboten (Ephes. 1, 7), ähnliche Warnung vor Rückfall und Doppelherzigkeit. Matth. 6, 24.

d) Der Bund, V. 21—29: Jeder Bund beruht auf gegenseitiger Liebe und schließt Pflichten und Rechte in sich (ausführlich im Einzelnen: Ehebund, Freundschaftsbund, Bundesgenossen u. s. w.) Unser Bundesmittler ist Christus; als der Gottmensch, in dessen Person Gott uns Menschen nahe tritt, daß wir Menschen Gott nachkommen können. Zum Schluß wäre hier sehr passend ein Rückblick auf Josuas Leben und Charakter. In wiefern verdient er den Ehrennamen (V. 29): „Knecht des Herrn?" Er ist wie kaum ein anderer Held der heiligen Geschichte frei von Eigenwillen, voll demüthigen Gehorsams, gläubigen Vertrauens und gewissenhaftester Treue und Pünktlichkeit in Gottes Dienst. Vorsichtig und bedächtig wo er selbst handeln muß, denn er führt des Herrn Kriege für das Volk des Herrn, ist er rasch und entschlossen, wo der Herr ihn schickt. Sein Muth ist Demuth, seine Stärke Glauben, seine Weisheit Gehorsam und Furcht des Herrn. Ein weiches, aber doch nicht weichliches und schwächliches Gemüth und ein mildes Herz vereinigt sich in ihm wunderbar mit unerbittlicher Strenge und heldenhafter Kühnheit, selbst Schärfe und Härte gegenüber den Feinden Gottes, und die lauterste Einfalt mit Klugheit und Gewandtheit, wo es Gottes Sache gilt. Im Reiche Gottes ist nur der groß, der da weiß, daß er in sich selbst nichts ist und diese Größe hatte Josua, wie vielleicht kein Zweiter in Israels ganzer Geschichte.

Sonntag, den 19. August. Richter 2, 6—16.

Israels Abfall.

1. **Einleitung:** Diese Lektion giebt eine allgemeine Uebersicht über den Zustand Israels seit Josuas Tod (etwa 1435 vor Christo) während der ganzen Richterzeit ungefähr 330 Jahre lang, nicht 450, wie es nach Apostelgesch. 13, 20 scheinen könnte. Diese zu hoch gegriffene Zahl entsteht nur dann, wenn man einfach alle Zeitangaben im Buche der Richter zusammenzählt, als ob die dadurch bezeichneten Ereignisse nacheinander verliefen, während sie doch in Wahrheit vielfach nebeneinander hergehen, so sind z. B. die Bedrückungen des Ostjordanlandes durch Amoriter und die Heldenthaten Jephthas und seiner Zeitgenossen gleichzeitig mit der Bedrückung des Westjordanlandes durch die Philister und den Ereignissen unter Simson. Daß dieß der wirkliche Verlauf ist, zeigt das genaue und sichere Datum 1 Kön. 6, 1, hiernach zwischen dem Auszug aus Egypten und dem Tempelbau Salomos 480 Jahre liegen, davon können aber

auch die Richterzeit allein unmöglich 450 fallen, sondern nach den geschichtlich nothwendigen Abzügen für die Zeit der Wüstenwanderung, der Eroberung Kanaans, der Wirksamkeit Samuels und der Regierung Sauls und Davids höchstens noch 330—320 Jahre. — Zu Josuas Lebzeiten war Israel im großen Ganzen noch von derselben Gesinnung wie sein Führer durchdrungen; seine ganze spätere Geschichte bietet keinen Zeitraum mehr dar, wo es durchweg von solchem Eifer für Jehovah, von so gewissenhafter Treue gegen das Gesetz, von solchem Glaubensmuth und so ernster Gottesfurcht beseelt gewesen wären, wie in jener „Zeit der ersten Liebe." Bald aber wurde es anders, nicht durch Gottes, sondern durch seine eigene Schuld. Von Gott aus waren ihm alle Bedingungen zu einem gedeihlichen Volks- und Staatsleben gegeben: ein fruchtbares, herrliches Land, die wahre Religion, das göttliche Gesetz und eine Verfassung, deren unmittelbares unsichtbares Haupt der Herr selbst und deren Seele des Volkes Gehorsam gegen ihn war. Die äußeren Feinde waren besiegt, aber die inneren nicht: die Sünde. Josua hatte noch vor seinem Ende darauf gedrungen, daß nach Gottes ausdrücklichem Befehl alle Kanaaniter ausgerottet werden sollten. Aber Israel folgte nicht und daher kam sein ganzes Unglück: das ganze Buch der Richter zeigt uns die Ohnmacht und den Druck Israels und die Macht seiner Feinde. So schnell erfüllten sich in einer ganzen Reihe von Unglück und Noth aller Art die schon durch Josua (Jos. 23, 13ff.) gedrohten Strafgerichte Gottes. An den noch übrig gelassenen Kanaanitern hätte Israel seine Treue gegen Gott zeigen und üben sollen, jetzt werden sie statt dessen Gottes Zuchtruthen für sein ungehorsames Volk, (Richter 2, 3. 22. 3, 1. 4.), weil es gerade das was Gott 5 Mos. 7, 2—4 ausdrücklich verboten hatte, dennoch that. (Richter 3, 5—7.) Nicht nur vertrieben sie die Kanaaniter nicht, (1, 27ff.), sondern begünstigten sie statt völliger Ausrottung derselben vielmehr damit, sie im Lande auch ferner ungestört wohnen zu lassen und blos zinspflichtig zu machen, sondern sie wohnten auch selbst unter ihnen, traten mit ihnen in Verkehr und Gemeinschaft, ja sie verheiratheten sich mit ihnen, statt jede Berührung mit diesem entarteten gottlosen und verfluchten Geschlecht zu meiden, lebten mit ihnen und gesellten sich zu ihnen in der engsten Verbindung als Blutsfreunde und dienten ihren Götzen, gaben also das große Vorrecht Israels und seinen herrlichen Vorzug vor allen andern Nationen, das Volk göttlichen Eigenthums zu sein, schmählich dahin! Ein Jeder that nur noch was ihm recht däuchte, d. h. er handelte nur nach seinem eigenen Belieben und Vortheil (21, 25), daher hatte Gott einen Gräuel an seinem Erbe (Psalm 106, 40) und sein Zorn ergrimmte über ihn. Hatte Israel die Kanaaniter nicht vertreiben wollen, so will nun auch Gott zur Strafe für Israel sie nicht vertreiben (Richter 2, 3). That das Volk Buße, so erweckte ihm Gott allerdings immer wieder Richter (2, 18) oder „Heilande" (3, 9. 15), d. h. Heilbringer, Erlöser, Helfer, aber ihr Beistand dauerte immer nur kurze Zeit, denn Israel fiel zum Dank für die erfahrene Rettung immer wieder aufs neue ab (2, 19), daher mußte er immer wieder neue Noth kommen lassen, wie er ja überall, wo der Mensch sich nicht durch Güte ziehen läßt, den Ernst braucht. Die Buße war nicht ernst und nachhaltig, nicht aufrichtig und demüthig genug, nur die schlimmen Folgen ihrer Sünde bereuten sie, nicht aber ihre Schuld (wie Judas im Unterschied von Petrus), ihr Glaube war nicht fest und beständig genug und zeigte sich nicht im Gehorsam, darum dauerte auch das Glück nie lang, sondern machte dem Unglück immer wieder Raum. Aber trotz des Volkes Untreue bleibt Gott selbst ihm immer treu und es jammerte ihn seines Volkes (10, 16. 2, 18) und er erweckte ihm immer wieder neue Helfer. Die Richter hatten also kein stehendes Amt, es gab keinen eigentlichen Richterstand, sondern sie wurden nur in außerordentlichen Fällen der Noth und Gefahr jedesmal neu von Gott selbst unmittelbar berufen, durch seinen Geist vgl. 3, 10. 6, 34. 11, 29. 14, 6. 19. 15, 14. und ausgerüstet mit seiner Kraft (6, 14. 16), oft ganz wider ihren Willen (wie z. B. Gideon); ihr Werk war also ganz und gar ein Werk des Gehorsams und des Glaubens, vgl. Hebr. 11, 32ff. Sie waren vor allem Kriegshelden und dabei oft Leute mit manchfaltigen Fehlern und Sünden (wie z. B. Simson), die aber dem Rufe Gottes unweigerlich folgten, selbst mit Verleugnung des eigenen Lebens (vgl. Kap. 12, 3); man kann sie neben den (eigentlichen) Propheten des Worts, die Propheten der That nennen; wenn sie ihre Aufgabe gelöst und den Sieg erfochten hatten, blieben sie auch in Friedenszeiten meist noch an der Spitze des Volkes als eine Art Obrigkeit bis an ihren Tod, vgl. 4, 5. Von ihnen hat das Buch der Richter seinen Namen, weil es von ihren Thaten berichtet, nicht aber weil es von ihnen selbst geschrieben ist. Dieß geschah vielmehr erst später, jedoch nach 1, 21 vgl. mit 2 Sam. 5, 6. 7 noch vor Davids Zeit, nach jüdischer Ueberlieferung vielleicht durch Samuel; auch die Stelle 18, 30 weist nicht nothwendig auf eine spätere Abfassung etwa erst nach der assyrischen Gefangenschaft zur Zeit des Jesajas. Das Buch stellt hauptsächlich die göttliche Vergeltung ins Licht: wie glücklich war Israel immer, wenn es dem Herrn folgte und wie unglücklich, wenn es ihm nicht folgte! Wie gnädig war Gott auch noch gegen das ungehorsame elende Volk, aber auch wie heilig und gerecht! Es beginnt als unmittelbare Fortsetzung des Buches Josua mit Josuas Tod und den sogleich darauf folgenden Ereignissen, nämlich dem Krieg den der Stamm Juda an der Spitze der übrigen Stämme gegen die Kanaaniter unter dem König Adonibezek führten, den sie mit Hilfe des Stammes Simeon besiegten und sein Land eroberten. Benjamin dagegen ist säumiger, verbannt zwar Bethel, kann aber die Jebusiter in Jerusalem und auf dem Berg Zion nicht überwinden; die anderen Stämme vollends, namentlich Dan, lassen sich von den Kanaanitern theils ganz verdrängen, theils dulden sie sie wenigstens in ihrem Gebiet (Kap. 1). Darauf folgt Kap. 2 eine kurze Inhaltsangabe des ganzen Buchs und ein prophetisches Bild vom künftigen Zustand des Volkes als Frucht seines gegenwärtigen Verhaltens. Auf die Strafpredigt des auch hier gleich zu Anfang wie schon Jos. 5, 13ff. erscheinenden Engels des Herrn erfolgt zwar die Reue

des Volks, aber doch nicht über die Sünde selbst, sondern nur über die gedrohte Strafe, daher bleibt diese Buße auch ohne Erfolg, es wird nachher nur noch schlimmer (V. 19).

2. **Wort und Sacherklärung:** Das Volk von sich gelassen hatte, von dem in Sichem abgehaltenen Landtag, vgl. die letzte Lektion und den Bericht Jos. 24, 28 ff. Die Kinder Israel, stehender Name des ganzen Volks in allen seinen 12 Stämmen als Nachkommen der 12 Söhne des einen Jakobs. Das Land einzunehmen, das sie schon seit etwa 15 Jahren erobert hatten, je nach dem ihnen gefallenen Loos zu besetzen. So lang Josua lebte, etwa noch 20 Jahre lang, mochte sein persönlicher Einfluß unter den Aeltesten Israels fortgedauert haben, die beim Einzug in Kanaan noch jungen Männer und Augenzeugen aller Großthaten Gottes an seinem Volk gewesen waren, wie z. B. des Uebergangs über den Jordan, der Eroberung Jerichos, der Unterjochung der Kanaaniter 2c. (Kurze Repetition!) Der Ehrenname „Knecht des Herrn" ist absichtlich beigefügt, um an Josuas große Treue im Dienste Gottes zu erinnern. In den Grenzen 2c. der Platz ist nicht genau angegeben und unbekannt. Timnath Heres soviel wie Timnath Serah (Jos. 19, 50. 24, 30), eine Stadt in Ephraim, 14 Meilen von Jerusalem, Josuas Geburtsort. Der Name ist beidemal derselbe, nur mit Umstellung der Buchstaben und bedeutet: Sonnenstadt (vgl. Richter 1, 35: Berg Heres = Sonnenburg), wahrscheinlich mit dem alten Gestirndienst der ursprünglichen Bewohner, der heidnischen Kanaaniter, zusammenhängend. Nach den alten jüdischen Schriftauslegern wurde er aber beibehalten als Erinnerung an den Sonnenstillstand als Josuas Hauptwunder (Joh. 10, 12 ff.). Das Gebirge Ephraim ist nicht ein einzelner Gebirgszug, sondern das ganze Gebirgsland, von welchem dann der eine Gipfel Gaas besonders genannt ist, weil nördlich von ihm das Grab lag.

Ein anderes Geschlecht; die Kinder und Enkel von Josuas Zeitgenossen, daß sie aber nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich „andere" waren und zwar schon viel schlimmere, zeigt eben die vorangehende Strafrede des Engels Gottes. Das den Herrn nicht kannte, nämlich aus eigener Erfahrung wie jene, und ihn nicht mehr fürchtete; aber nicht blos aus unverschuldeter Unkenntniß, sondern nach 3, 7 weil sie seiner vergessen, also das Wenige, was sie etwa noch von ihm wußten durch Hörensagen, vollends ganz in den Wind schlugen. Bemerkenswerth für den schlechten religiösen Zustand der Richterzeit ist, daß sich während dieser mehr als 300 Jahre kein Priester hören läßt, von Bundeslade und Heiligthum gar nie die Rede ist und das Volk höchstens gelegentlich einmal Opfer und Gottesdienst hielt. Sie thaten in dieser stolzen Verachtung des Herrn (vgl. 5. Mos. 8, 17) je länger, je mehr übel an dem Herrn, fielen in allerlei Sünde und Schande, namentlich den gräulichsten heidnischen Götzendienst, und dienten (den) Baalim, d. h. den verschiedenen „fremden Göttern" (Mehrzahl) der Kanaaniter, in deren Land sie wohnten, obwohl Gott ihnen dieß Land zum Erbe geschenkt hatte, und derer die um sie her wohnten, z. B. der Syrer, Sidonier, Moabiter, Ammoniter und Philister (10, 6). Je und je, d. h. immer aufs neue wieder. Baal und Astharoth (5 Mos. 16, 21), die Hauptgottheiten der Phönizier und Kanaaniter, sowie der Syrer, deren Dienst mit schändlicher Unzucht verbunden war. Namentlich die Stämme des Nordens fielen demselben anheim; wenn auch der Jehovahdienst nie ganz aufhörte oder förmlich abgeschafft wurde, erkannte man doch in falscher Toleranz den der heidnischen Nationalgötter neben ihm und als mit ihm gleichberechtigt an und vermischte beide mit einander, vgl. z. B. die Geschichten in Kap. 17 und 18. Der Zorn des Herrn ist nicht fleischliche Leidenschaft, sondern heiliger Eifer gegen die Sünde, also völlig gerecht und verbunden mit ebenso heiliger Liebe, die des Volkes wahres Bestes suchte. Gab sie dahin, als wohlverdiente Strafe. Die sie (be)raubten, d. h. ausplünderten und überhaupt als übermüthige Sieger, als Eroberer des Landes und Unterdrücker des Volks ganz nach ihrer Herrscherlaune behandelten. Verkaufte sie, gab sie in ihre Macht und Gewalt, da er sie doch ursprünglich zu seinem Eigenthum sich erkoren und erworben hatte. Nicht mehr, wie einst unter Josua. Ihnen (voraus) gesagt und geschworen, wenn auch nicht jedesmal mit einem besondern Eid. (Vgl. 3 Mos. 26, 17. 5 Mos. 28, 20. 25). Jedenfalls waren sie also gewarnt und Gottes Drohungen sind auch ohne Schwur als Worte des Wahrhaftigen so gewiß und sicher wie der festeste Eid. Richter aufweckte, nach seiner Gnade, um sie nicht ganz zu Grunde gehen zu lassen, sondern ihnen immer wieder Gelegenheit zur Buße und Besserung zu geben und durch Erweisung seines allmächtigen Beistands sie zu dankbarer und gehorsamer Gegenliebe zu bewegen. Man zählt im ganzen 14 solche Richter, dazu die Richterin und Prophetin Deborah; doch regierten sie nicht ununterbrochen nacheinander, sondern in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, wie ja auch nicht der ganze Zeitraum als durchaus nur mit Abfall und Gottlosigkeit erfüllt zu denken ist. Zwischen den Zeiten der Verwirrung und Noth gab es immer auch wieder Perioden der Ruhe, des Glücks und Friedens, wo kein Richter nöthig war, ein anderesmal gab es wieder mehrere Richter zu gleicher Zeit in den verschiedenen Theilen des Landes. Es war also ein beständiger Wechsel von Abgötterei und Unterjochung Israels, dann wieder Rückkehr des gezüchtigten Volkes zu seinem Gott und Errettung, bis wieder neuer Ungehorsam neue Noth und Strafe brachte; so offenbarte sich hier ebenso Gottes Gerechtigkeit im Gericht gegen die Abtrünnigen, als seine Barmherzigkeit in der Begnadigung der Bußfertigen.

3. **Zur Erklärung und Erbauung:** a) Israels Glück, V. 6—10: Es dauert nur so lang als Israel treu gegen Jehovah blieb, denn nur aus dem Gehorsam blüht der wahre Segen, vgl. das schöne Bild des Frommen in Ps. 1, 3; Sprüche 4, 18. Sie blieben im Bund, so lang sie Gottes gedachten, mit der Gottvergessenheit aber fängt der Ungehorsam und das Unglück an; das rechte Mittel wider die Gottesvergessenheit ist das Andenken an seine Gnadenerweisungen und Liebeswohlthaten, Ps. 78, 4. Durch fleißigeres Erinnern an dieselben und besseres Behalten derselben

in einem dankbaren Herzen hätte auch dies neue Geschlecht mehr von dem alten Bundesgott wissen und ihm treuer anhangen können: Undank die Wurzel des Abfalles.

b) Israels Unglück, V. 11—16. Es stammt aus dem Abfall, der in V. 12 nach seinen 3 Stufen gezeichnet ist: Verlassen des Herrn, Anbeten der Götzen, Erzürnen Gottes. Die Thorheit des Götzendienstes, Ps. 115, 4 ff. Aber diese Uebertretung gleich des ersten und grundlegenden unter den zehn Geboten kommt auch jetzt noch unter den Christen, wenn auch nicht mehr in grober, doch in feiner Form vor (Beispiele); ist aber auch so vor Gott gleich strafbar. Für Israel folgte die Strafe für dieses „Uebelthun vor dem Herrn" (Kap. 3, 7), vor dem er sie doch schon 5 Mos. 6, 14 gewarnt hatte, unmittelbar und sogleich der Sünde auf dem Fuße nach; manchmal kann sie auch lang auf sich warten lassen, kommt aber dann endlich doch und ganz gewiß, denn die Sünde ist und bleibt der Leute Verderben, denn Gott läßt seiner nicht spotten, und nur dem Gehorsam ist Segen verheißen, 5 Mos. 28, 1, dem Abfall der Fluch gedroht, Jos. 23, 16. Gottes Strafe soll Buße wirken, vgl. Richter 10, 10—15, dann erbarmt er sich auch wieder gerne, V. 16 und Klagelieder 3, 31. 32.

Sonntag, 26. Aug. Richter 7, 1—8.

Gideon's Heer.

1. **Zeit:** Etwa 1445 vor Christi Geburt.

2. **Ort:** Der Hügel Moreh, oder der „kleine Hermon", in der Mitte zwischen dem Berg Tabor (im Norden) und den Bergen Gilboa's, sowie der Ebene Jesreel (im Süden) auf dem Westufer des Jordans im späteren Galiläa gelegen.

3. **Zusammenhang:** Es gehen vorher: Die Unterdrückung durch die Mesopotamier und die Errettung durch Athniel (3, 1—11), die Unterdrückung durch die Moabiter und die Errettung durch Ehud (V. 12—30), die Unterdrückung durch die Philister und die Errettung durch Samgar (V. 31), die Unterdrückung durch die Kananiter und die Errettung durch Debora mit Hilfe des Barak und der Jael (4, 1—5, 31) nebst dem herrlichen Triumphlied der beiden Ersten. Sodann von Kap. 6, 1 an Gideons Vorgeschichte, nämlich V. 1—10 die Unterdrückung durch die Midianiter und die Erweckung Israels zur Buße durch Sendung eines Propheten; V. 11—24 die Berufung Gideons zum Richter durch die Erscheinung des „Engels des Herrn" (wie Kap. 2, 1 ff.) unter der Eiche (Terebinthe) zu Ophra im Gebirge Ephraim, im Stamme Manasse, bei der Dreschtenne seines Vaters Joas. Er fordert ein Zeichen der göttlichen Sendung, und es wird ihm zu Theil durch das aus dem Felsen flammende Feuer, das sein Opfer verzehrt zum Beweis, daß es der Herr selbst ist, der mit ihm redet und ihn als sein Werkzeug beruft und annimmt; V. 25—32: Als Vorspiel seines Richteramts beginnt Gideon zuerst mit Zerstörung des Baalstempels (Altar und Hain) in Ophra und Errichtung einer Opferstätte für Jehovah, trotz der damit verbundenen Gefahr (V. 30), wobei er statt seines ohnehin schon bedeutsamen Namens Gideon (der Fällende, Mähende), den noch bezeichnenderen Jerubbaal (Widerstreiter Baals) erhält zur Ermuthigung und Stärkung seines nach V. 27 anfänglich noch schwachen Glaubens; V. 33—40: Gideon sammelt ein Heer aus den nördlichen Stämmen Asser, Manasse, Sebulon und Naphthali; aber vor dem Angriff auf den übermächtigen Feind versichert er sich nochmals des göttlichen Beistands, um seiner göttlichen Berufung vollständig sicher zu sein, durch das doppelte Zeichen an seinem Widderfell. Dieses wird ihm, obwohl aus einer Anwandlung des Kleinglaubens gefordert, dennoch nach der liebevoll erziehenden und auch zum schwachen Glauben sich gnädig herablassenden Weisheit Gottes gewährt. Aber wie er hier Gott gleichsam versucht hat, so versucht nun auch Gott ihn wieder und stellt seinen Glauben und Gehorsam auf die Probe, um die Lauterkeit seines Vertrauens und die Festigkeit seiner Treue zu prüfen. Damit beginnt die Lektion.

4. **Wort- und Sacherklärung:** Mit Gideon, aus dem zum Stamm Manasse gehörigen Geschlecht der Esriter (vgl. 4 Mos. 26, 30 ff. Jos. 17, 2) stammend, beginnt die zweite Periode der Richterzeit. Lagen in der ersten zwischen den Zeiten der Noth und des Krieges immer wieder kürzere Zeiten der Ruhe und des Friedens z. B. Kap. 3, 30 von 80, Kap. 5, 51 von 40 Jahren, so bietet die zweite das Bild eines fast ununterbrochenen fortwährenden Kampfes. Denn Israel hatte es jetzt mit einem seiner schlimmsten Feinde, den Midianitern, zu thun, wegen ihrer furchtbaren Streitmacht (Kap. 8, 10) und verheerenden Raubzüge (6, 2—6), die sie von ihrem Stammland im Südosten von Kanaan, zwischen dem Gefilde Moab und dem Golf von Akaba aus über das ganze Land ausdehnten, in Bundesgenossenschaft mit anderen gefährlichen Nachbarvölkern, den Amalekitern und den räuberischen wilden Beduinenschwärmen des Morgenlandes (6, 3). So war die siebenjährige Unterdrückung durch dieselbe (6, 1) eine der härtesten Nothzeiten, die Israel jemals durchgemacht, und die darum auch eines Glaubenshelden wie Gideon zum Retter und Richter bedurfte. Er macht sich, durch das Wunder am Widderfell im Glauben gestärkt, von dem Ort, wo dieses sich ereignet hatte, frühe auf, also ohne Zaudern und Zögern im Gehorsam, und lagerte sich am Brunnen Harod, d. h. einer Quelle bei der gleichnamigen Stadt (2 Sam. 23, 25) am nordwestlichen Abhang der Berge Gilboa's gelegen, am Fuße des Felsens, auf dem die Stadt Jesreel war (1 Sam. 29, 1 und 1 Kön. 21, 1). Das feindliche Heer dagegen stand nördlich von ihm hinter den Hügeln der Warte im Grunde, besser: hinter dem Hügel Moreh (s. oben), bis hinunter in die westlich davon sich ausdehnende Ebene Jesreel (1 Sam. 28, 4). Der Herr aber sprach, durch innere Eingebung seines heiligen Geistes, zu Gideon, dem sein Heer von 32,000 Mann (V. 3) gegenüber dem der Midianiter von 135,000 (8, 10), viel zu klein vorkam: Des Volkes ist mit nichten zu wenig, sondern im Gegentheil noch zu viel, denn Israel möchte sich sonst rüh-

men wider mich, wenn seine eigene Heeresmacht den Sieg erfechten würde, während doch alles darauf ankommt, daß dieser auf eine so außerordentliche, wunderbare und übermenschliche Weise gewonnen wird, daß angesichts der völligen natürlichen Unmöglichkeit desselben ein solches Rühmen gar nicht aufkommen kann, sondern Israel klar und deutlich erkennen muß, daß die Erlösung nur durch Gottes Hand geschieht (Ps. 44, 2 ff.) So laß nun ausschreien, nach Vorschrift des Gesetzes, 5 Mos. 20, 8. So werden gleich von vornherein auf die einfachste, natürlichste und ungezwungenste Weise, d. h. durch freiwilligen Austritt, die untauglichen Elemente aus dem Heer ausgeschieden, alle Muthlosen und Feigen (wer blöde und verzagt ist). Vom Gebirge Gilead, dies kann hier unmöglich das im Ostjordanland gelegene und sonst gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnete Bergland zwischen dem Lande Basan und dem Flusse Jabbok sein, es ist am wahrscheinlichsten anzunehmen, daß ein gewisser Theil des Gebirges Gilboa gemeint ist (vgl. zu V. 1), der auch den Namen Gebirge Gilead führte, vielleicht derjenige, der im Gebiete Manasse's lag, zu welchem auch das Geschlecht Gilead gehörte, 4 Mos. 36, 4, und dessen andere Stammeshälfte ja jenseits des Jordans wohnte. Aber auch jetzt, nach Entlassung von mehr als zwei Dritteln, wird von Gott eine weitere nochmalige Ausscheidung derer, die zum bevorstehenden Kampfe nicht ganz tüchtig waren, angeordnet, welcher ausschließlich nur im Vertrauen auf Gottes Hilfe allein geführt werden sollte (Jer. 17, 5). Führe sie, die zurückgebliebenen 10,000 (V. 3), ans Wasser, an die am Fuß der Anhöhe entspringende Quelle (V. 1). Prüfen, d. h. die Ausscheidung vornehmen, will diesmal Gott selbst, damit Gideon nicht etwa durch eigene Wahl fehlgreife, er thut es aber so, daß die Betreffenden selbst die Probe bestehen müssen. Und er führte das Volk hinab, da der Brunnen Harod alsbald einen Teich von 40—50 Fuß Durchmesser bildet, aus dem sich sofort ein ziemlich großer Bach ergießt, so hatte das Heer wohl Platz dazu, daß sich alle zugleich zum Trinken niederließen. Wie ein Hund lecket, d. h. nicht erst viel Umstände macht, sondern nur ein wenig Wasser mit der hohlen Hand schöpft, nur soviel er zur höchsten Nothdurft braucht, um den ärgsten Durst für den Augenblick zu stillen, und im Stehen schlürfen kann, nur damit die am Gaumen klebende Zunge wieder etwas angefeuchtet wird. Welcher auf seine Knie fällt, d. h. sich ganz dazu einrichtet, um recht bequem und viel trinken zu können, so daß der Durst gründlich gelöscht wird, auch wenn er dabei viel Zeit verliert. Letzteren ist es also mehr um's Trinken, als um den Kampf zu thun, den Ersteren dagegen umgekehrt; sie bleiben in voller Waffenrüstung stehen und genießen die kärgliche Erfrischung nur vorübergehend und in dem für das äußerste Bedürfniß nöthigen spärlichsten Maße, und beweisen sich dadurch als rechte, allezeit zum Kampf bereite und tüchtige Streiter (1 Cor. 9, 25 ff.). An seinen Ort, wo jeder hingehört, in die Heimath. Und sie, diese 300 Auserwählten, nehmen von dem ursprünglich für das ganze Heer bestimmten Proviant nur so viel mit sich, als sie selber tragen konnten und für sich gebrauchten, um sich nicht noch mehr aufzuhalten und unnöthig zu beschweren. Die Posaunen sind die Kriegshörner, deren wohl im ganzen Heer so viel vorhanden waren, daß jeder der 300 eins bekam (V. 16). Stärkte sich mit (den) 300 Mann, d. h. versah sich genau mit so viel Soldaten, als er nach des Herrn eigenem Bescheid brauchte (V. 7), um Israel zu erlösen. Sie alle waren, gleichviel ob sie sonst zu den Muthigen oder Feigen, den Starken oder Schwachen gehörten, von ernstem Willen und ganzem Eifer für die Sache Gottes und des Volkes beseelt, und darum gelang ihnen auch mit dem Heldenwort des Glaubens (V. 20) der vollständige Sieg, wie der Rest des Kapitels vollends berichtet.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Die Vielen, V. 1—3: Bezeichnend steht gleich zu Anfang bei Gideon auch sein anderer Name: Jerubbaal mit Bezug auf Kap. 6, 32, mit welcher That er sich gänzlich und entschieden vom Götzendienst abgewandt und völlig losgesagt hatte. Dasselbe muß auch bei uns vorausgehen, ehe wir fähig und tüchtig sind des Herrn Kriege zu führen, und als Gottesstreiter den Sieg seines Reichs zu erkämpfen: Der Herr aber sprach, auch hier tritt wieder vor allem eigenen Willen des Menschen Gottes Thun und Leiten in den Vordergrund; die Sache ist sein, darum will und muß auch er allein sie lenken, und zwar gerade mit den Mitteln und auf den Wegen, die aller menschlichen Klugheit, Vernunft und Berechnung schnurstracks zuwider sind, aber gerade in der scheinbaren Thorheit Gottes Weisheit, und in der menschlichen Schwachheit seine Kraft um so herrlicher offenbaren. Möchte sich rühmen: Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade. Durch einen allzu leicht und nur mit eigener Macht gewonnenen Sieg wären sie nur stolz, hochmüthig, eitel und sicher geworden, aber sie sollen vielmehr lernen, daß Gott für sie streitet, als der rechte Kriegsmann, und daß seine Rechte allein den Sieg gewinnt und behält, vgl. Ps. 83, 19, und zwar nur nach dem in seinem Reiche geltenden Grundsatz, 1 Sam. 14, 6. Sachar. 4, 6 und 2 Chron. 14, 11 ff. Blöde und verzagt ist das natürliche Menschenherz meist in Unglück und Gefahr, daher Gott hier es durch seine wiederholten Wunderthaten zu stärken und zu ermuthigen sucht (vgl. Kap. 6, 36 ff. 7, 9 ff.), um so unverantwortlicher war es aber auch, daß trotzdem so Viele noch feig und muthlos blieben. Wie oft geschieht das auch heute noch durch unsern Kleinglauben und Undank, der der „vorigen Wunder" nicht gedenkt. Aber das Herz ist zugleich auch ein „trotzig Ding", übermüthig und ruhmsüchtig bei Glück und Wohlergehen, darum muß Gott es beugen.

b) Die Wenigen, V. 4—8: Zum Werke Gottes braucht es allerdings Muth, doch hängt das Gelingen von diesem allein ebenso wenig, als von der großen Zahl ab, sondern von Gottes Gnadengegenwart und Segen, und von des Menschen selbstverleugnender völliger Glaubenshingabe an den Herrn. Gilt es des Herrn Sache, so müssen die vielen Halbherzigen, Trägen und Verzagten, die ihr nur schaden und die Kraft und Entschlossenheit der Muthigen schwächen, hemmen und hindern würden, erst entfernt werden, besonders da, wo es einen ent-

schiedenen Schritt und Kampf für ihn gilt; in Friedenszeiten mag man auch Jene um der Liebe willen noch tragen, aber für die Kampfestage des Reiches Gottes taugen sie nichts. Jene 300 sind ein Vorbild derer, die als rechte Gottesstreiter und Himmelspilger frei und los vom Irdischen ihr Antlitz richten nach der oberen Heimath und der „kleinen Herde", für die es heißt: „Fürchte dich nicht!" — Was des Christen Stärke in Schwachheit ist, zeigt Phil. 4, 13.

Chronik der Gegenwart.

Was die Wirthe wollen. Wenn die Temperenzleute in den Ver. Staaten Schritte zur Unterdrückung des Handels in berauschenden Getränken thun, dann schreien sich die Wirthe heißer darüber, daß die Freiheit beeinträchtigt werde, setzen aber hinzu: „Die Regulirung des Handels und Besteuerung desselben lassen wir uns gefallen."

Will man nun den Handel besteuern und reguliren, so schreien sich die Wirthe wieder heiser und brüllen, daß es eine unerhörte Ungerechtigkeit sei, Jemanden besteuern zu wollen, dem man nicht auch zugleich Erlaubniß, nämlich Lizenz, gebe.

Wird aber Lizenz mit hoher Gebühr ertheilt, wie z. B. kürzlich in Illinois, so geht das Gebrüll erst recht los, wie sich Jederman überzeugen kann, obwohl viele deutsche Bürger des Staates Illinois von Herzen für diese hohe Lizensgebühr einstehen.

Was wollen denn die Wirthe eigentlich? Offenbar nichts anderes als Lizenz, für welche sie einen verschwindend kleinen Betrag oder am liebsten nichts entrichten möchten, oder mit andern Worten: Sie beanspruchen den vollen Schutz des Staates; sie wollen nicht bloß die Berechtigung ihr Gewerbe zu treiben, sondern auch, daß das Gesetz dasselbe gutheißt. Das verstehen sie nämlich unter Lizenz, und dafür wollen sie eine lächerliche Bagatelle zahlen. Sie möchten unter ihre Thüren stehen und sich als Wohlthäter des Vaterlandes anstaunen lassen, dem Arbeiter die Cents, und den Familien das Brot entziehen, unsere Jugend ruiniren, die Armenhäuser und Strafanstalten füllen, und dafür aus reinstem Patriotismus — einige wenige Dollars bezahlen.

Das wollen die Wirthe.

Ist es da ein Wunder, wenn hunderte und tausende, die bisher wähnten, man könne den Handel mit berauschenden Getränken einschränken, das Panier der Prohibition aufziehen!

Solcher Macht, solcher Unverschämtheit, solch immer gesteigerten Ansprüchen, diesem eingefleischten Eigennutz gegenüber giebt es im letzten Grunde doch nur ein Mittel, und das heißt Prohibition, Ausrottung des Handels mit berauschenden Getränken. Und dazu wird es unter Gottes Beistand auch früher oder später im ganzen Land noch kommen, selbst dann, wenn die politischen Parteien nicht Hand anlegen wollen.

Eine gute Gelegenheit für die Demokraten in Ohio. Man sagt immer und immer wieder, daß viele, viele Männer in der demokratischen Partei sich befänden, die für Ruhe und Ordnung am Sonntag und — wenigstens — möglichste Beschränkung des Handels mit berauschenden Getränken einstünden.

Wir wollen solches auch gern glauben, denn die Behauptung kommt von glaubwürdiger Seite. Sehen aber ließen sich diese erhabenen Grundsätze in dem demokratischen Gebiete bis heute nur vereinzelt und selten.

Jetzt haben die Demokraten Gelegenheit in Masse dafür auszurücken. Der Bannerträger der demokratischen Partei Herr Hoadly ist der große Advokat der Wirthe, welche das Scottgesetz, das sie nur besteuert, umwerfen wollten, und auf ihr Panier geschrieben haben: „Freier Sonntag, und freier Schnapps?" Die Plattform der Ohio-Demokraten ist von Anfang bis zu Ende eine Wische-Wasch voll von Widersprüchen und sagt mit der Anempfehlung eines Linzenzgesetzes auch betreff des „starken Getränks" blutwenig.

Jetzt ihr wackeren Demokraten heraus!

Eine junge Hinduwittwe Namens Pandita Ramabai bereist gegenwärtig alle größern Städte Britisch-Ostindiens, um Vorlesungen zu halten über die Lage der Frauen in Indien sowie über die geeignetsten Mittel, dieselbe zu verbessern. Diese äußerst unterrichtete Dame ist die Tochter eines gelehrten Brahminen und war einige Jahre mit dem Dr. Batu vermählt, einem ebenfalls hochbegabten Mann, der seine Studien an der Universität von Kalkutta gemacht hatte und voriges Jahr von der Cholera weggerafft wurde. Frau Pandita, die bereits durch ihren Vater mit allen Schätzen der Sanskritliteratur vertraut gemacht worden war, erwarb sich mit Hülfe ihres Gatten auch die ausgedehntesten Kenntnisse in der indischen Geschichte und lernte daraus, daß vor alten Zeiten die Frauen in Indien sich durchaus nicht damit begnügten, ihre Stunden nur mit den Angelegenheiten des Haushalts, mit Putz oder allerhand eiteln, nichtssagenden Kleinigkeiten auszufüllen, wie es jetzt zu geschehen pflegt, sondern daß sie an der allgemeinen Geisteskultur theilnahmen und viele von ihnen sich einen Namen als Gelehrte und in den Wissenschaften Bewanderte zu erwerben wußten. Pandita Ramabai besitzt eine hinreißende Beredtsamkeit, und so viele Anhänger sie einerseits für ihr Unternehmen zu begeistern verstanden hat, so viele grimmige und erbitterte Feindschaften sind ihr andrerseits dadurch entstanden, daß man sie für eine Aufwieglerin gegen die durch die Gewohnheiten geheiligten Gebräuche des Landes hält. Merkwürdigerweise findet sie weit mehr Parteigänger unter dem männlichen Geschlecht als unter den Frauen, für deren Bildung und geistige Erhebung sie so wacker kämpft.



R. HINSHELWOOD

WALDESRUHE.



all wohin das Auge sieht, und was das Beste daran ist, es ist jene solide, dauerhafte Schönheit, die nicht blos flüchtig für den ersten Augenblick besticht und aus der Ferne mit buntem



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. September 1883. Neuntes Heft.



Waldesruhe.

Von Margarete Treu.



O Waldesruhe, Waldesfrieden,
Mein Herz und Sinn erquicke du,
Laß träumend mich die Welt vergessen
In deiner weihevollen Ruh!

Viel helle Lichter tanzend funkeln
Im Sonnenstrahl von Ast zu Ast,
Lichtgrün die Zweige mir sich neigen,
Wie um zu schirmen meine Rast.

Rings ist's so wundersam, so stille,
Nur Rauschen leis den Wald durchzieht,
Die Heerdenglocken ferne klingen,
Ein Vöglein singt sein frohes Lied —

O schöner Wald! So laß mich träumen
Bis mir das Herz voll Sonnenschein,
Und lehr mich deinen Frieden tragen
In meines Lebens Kampf hinein!



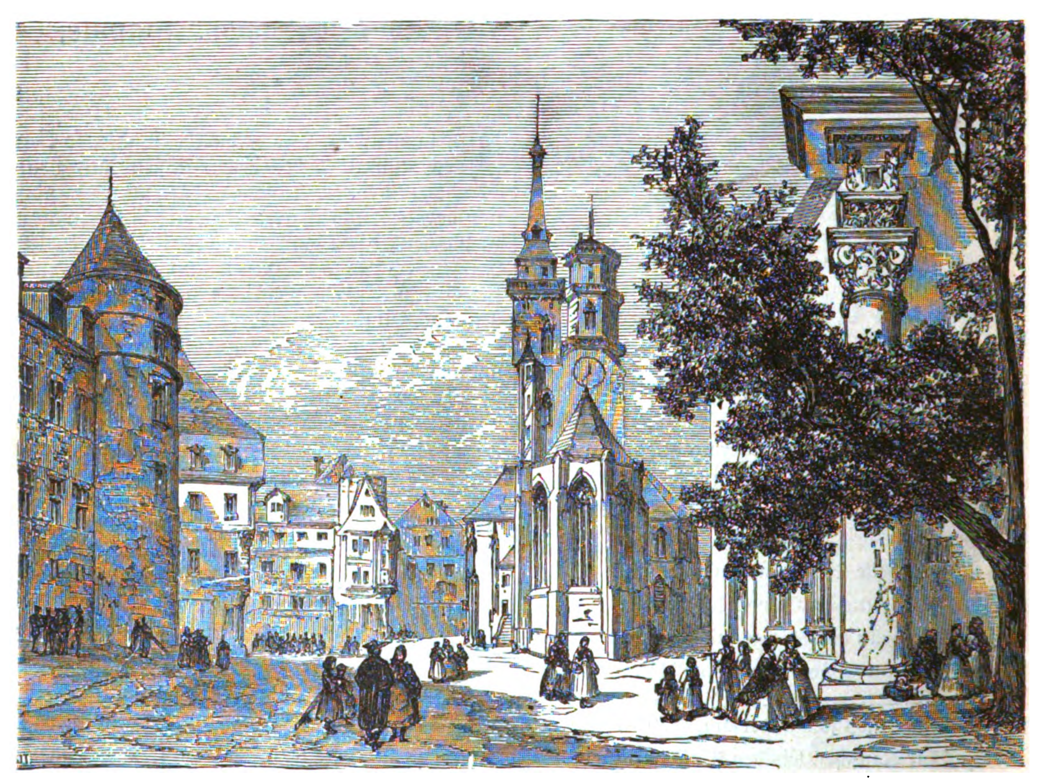
Aus dem Schwabenländle.

Von P. H.

Ja, schön ist es, das Schwabenländle, so klein es auch ist neben den „Größen" des Deutschen Reiches, so schön, daß man es, ohne sich gerade einer groben Uebertreibung schuldig zu machen, schon gar manches liebe Mal einen Garten Gottes auf Erden genannt hat, und einem echten Schwabenkinde darf es wohl recht heimelich ums Herz werden, wenn es in der fremden Ferne seiner gedenkt. Schön ist's, wunderbar schön nicht blos „drunten im Unterland", wo der Neckar rauscht und seine klaren Wellen durch reichgesegnete Fluren, an dichtbevölkerten Dörfern und freundlichen Städtchen vorüber, zwischen Wäldern von Obstbäumen, fruchtbaren Getreidefeldern und weinbepflanzten Rebenhügeln hingleiten läßt, auch nicht blos droben am Bodensee mit seinen plätschernden Wogen, seinen blühenden Gestaden und seinem gewerbreichen Handels- und Hafenplatz mit der herrlichen Fernsicht hinüber in die Alpenlandschaft auf dem Schweizerufer, sondern nicht minder schön auch in der dunklen Tannennacht des Schwarzwalds, wo die klaren, frischen Gebirgsbäche rinnen, jetzt in tosendem Strudel über die Felsenzacken springend, jetzt still durch saftig grüne Bergwiesen und üppiges Weideland sich schlängelnd, jetzt laut und geschäftig die sausenden Räder der Sägemühlen treibend, ja schön sogar droben auf der „rauhen Alb", deren Gipfel hoch aufragen zum schweigenden Abendhimmel und gleich einer Reihe von Riesengestalten vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern vor uns stehen, die stummen Zeugen einer glänzenden Vergangenheit, einer großen Gegenwart und will's Gott! noch auf lange Zeit hinaus auch einer gesegneten Zukunft.

Ja, schön ist's im Schwabenländle, fast überall wohin das Auge sieht, und was das Beste daran ist, es ist jene solide, dauerhafte Schönheit, die nicht blos flüchtig für den ersten Augenblick besticht und aus der Ferne mit buntem

Farbenglanze blendet, sondern die immer aufs Neue wieder, ohne durch grellen Reiz zu ermüden, den Sinn fesselt und die Seele erquickt, weil sie durch kunstlose Anmuth und stille ungeschminkte Lieblichkeit zum Herzen spricht, und ohne sich ungesucht aufzudrängen, doch immer wieder in lebensvollem Wechsel bei jedem neuen Blick eine ungeahnte Tiefe ihrer verborgenen Herrlichkeit offenbart — bescheiden und anspruchslos wie ein frischer Waldstrauß aus einfachen Feldblumen, mit würzigem Duft und dem kühlenden Thau des Morgens.



1. Stuttgart mit der Stiftskirche und dem alten Schloß.

Für eine kurze Schilderung von „Land und Leuten" in Württemberg empfiehlt es sich wohl am besten, eine rasche Wanderung durch seine Gaue zu machen, mit ein paar Streifzügen über seine Höhen, durch seine Thäler und einer flüchtigen Rast und Umschau an den bedeutendsten Punkten. Wir beginnen wie billig mit der gegenwärtigen „Residenz" Stuttgart, das, wie schon sein Name und Stadtwappen, ein Pferd mit seinem munteren Füllen, besagt, ursprünglich nichts als ein Stutengarten, d. h. ein Gestüt mit den nöthigen Pferdeweiden, Stallungen und Gehöften war, und jetzt die schöne Hauptstadt des schönen Landes mit nahezu 130,000 Einwohnern ist. Gar lieblich liegt sie eingebettet zwischen den sanft ansteigenden Hügeln der sie rings in schön geschwungenen Linien umschließenden Rebenberge, wenn man von der „neuen Weinsteige" aus, die in kühnen bogenförmigen Windungen von den „Fildern", der berühmten Heimath des berühmten schwäbischen Sauerkrauts, in den muldenartigen Thalkessel Stuttgarts herabführt, auf sie herniederschaut, mit ihren ragenden Thürmen und ihren rauchenden Kaminen, ihrem Kranz von blühenden Gärten und fruchtbaren Obstbäumen, dem Gewirr von engen und buckeligen Gassen und Gäßchen im Kern der Altstadt, wo noch der „alte Graben" und die dunklen Durchgänge der „Stadtmauer" an die früheren Befestigungen erinnern, und mit den breiten, geraden, hellen Straßen und geräumigen Plätzen der neuen Stadttheile, die sich rings umher vor den Thoren im Kreise gelagert und angesiedelt haben, hier mit schimmernden reichausgestatteten Läden und Kaufgewölben, Markthallen und Handelshäusern, dort mit herrlich gelegenen Villen und prachtvollen Landsitzen in reizendem Geschmack gebaut, die sich von der Thalsohle aus an den Hügelketten emporziehen.

Kein Wunder, daß man Stuttgart seiner lieblichen Lage und herrlichen Umgebung wegen schon oft, wenn auch vielleicht etwas kühn, mit dem stolzen Florenz verglichen hat: wer von dem rauheren Norden kommt, den mag es wohl hier zum erstenmal wie eine Vorahnung von dem sonnigen Süden anmuthen, wenn er in lauer Sommernacht an dem großen Schwanenteich hinter dem Residenzschloß steht, dessen mannsdicker, hoch emporgeschleudeter Wasserstrahl im milden Mondlicht wie Silber glänzt, und ihn aus den dunklen duftigen Kastanien, zwischen eine Stunde entfernten, von Kurgästen aus aller Herren Länder, namentlich auch Amerikanern, stark besuchten Badeort Cannstatt führt, und mit seinen verschlungenen Wegen, lauschigen Ruheplätzchen, herrlichen Baumgruppen, sammtgrünen Rasenflächen, fürstlich ausgestatteten Gewächshäusern und Blumenbeeten, Teichen, Statuen, Pavillons u. s. w. jedem Spaziergänger offen steht.

Von dem schönen „neuen Schloß“, der königlichen Residenz, in reinstem und reichstem Rennaisancestyl erbaut, die Kuppel des Mittel-

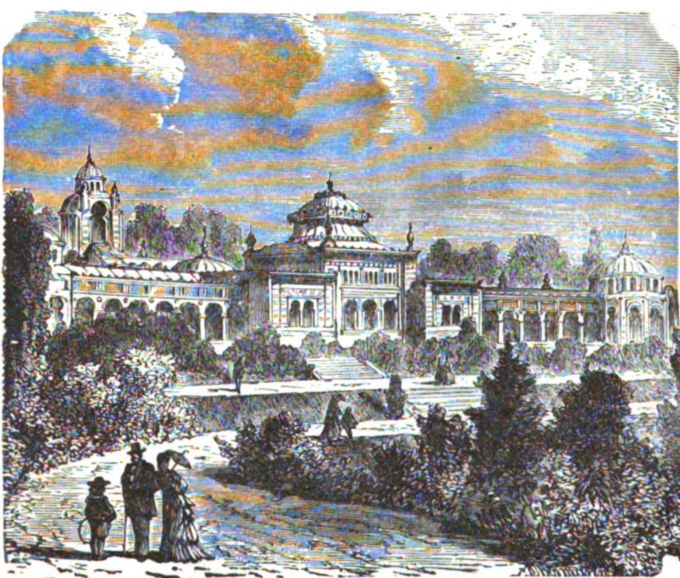


2. Stuttgart, die neue Garnisonskirche.

blühenden Citronen- und Orangenbäumen vertheilt, die weißen Marmorbilder wie stumme Geister der Vorzeit grüßen. Nur eines fehlt — Stuttgart hat leider keinen Arno, sein Neckar fließt erst eine starke halbe Stunde entfernt bei der Vorstadt Berg an ihm vorüber, die aber durch eine Pferdebahn eigentlich schon ganz mit der Hauptstadt selbst verwachsen ist. Wer die staubige Chaussee vermeiden und sich einen Natur- und zugleich Kunstgenuß gönnen will, wie ihn vielleicht nur wenige deutsche Hauptstädte darbieten, der wandert zu Fuß durch die schattigen „Anlagen“, einem prachtvoll angelegten und wohlgepflegten königlichen Park, der nach dem baues geschmückt mit einer großen vergoldeten Fürstenkrone, zwischen den beiden stattlichen Seitenflügeln mit ihrer fast verschwenderischen Fülle und Zierde von Bildwerken aller Art in Stein und Bronze, dem geräumigen, sonnenbeschienenen Hof und davor den „Schloßplatz“ mit seinen beiden rauschenden Springbrunnen und der hohen, schlanken „Jubiläumssäule“ in der Mitte, einem Monolith von schwäbischem Schwarzwaldgranit, dessen Seiten die Reliefbilder der Kämpfe und Siege der Württemberger unter ihrem tapferen Kronprinzen und späteren König Wilhelm gegen den französischen Erbfeind in wohlgelungenen, lebensvollen Gruppen

und prachtvoller Ausführung in Erzguß zeigen, gewahrt man leider auf unserem Bilde (1) nichts.

Und doch ist diese mit bunten Blumenparquets und Teppichgärtnerei im feinsten Geschmack ausgelegte Fläche ihrer ganzen Länge nach begrenzt von der stylvollen Facade des „Königsbaus" mit seiner im edelsten Maß und klassischem Formensinn gehaltenen Säulenhalle mit ihren kunstreichen Kapitälen von vollendeter Schönheit, unstreitig der schönste öffentliche Platz der Hauptstadt, der den Fremden fast unmittelbar an der Pforte des nahegelegenen reichgeschmückten Bahnhofs mit seinen hohen, weitgespannten, glasbedeckten eisernen Hallen empfängt und sofort auf eine der verkehrsreichsten und glänzendsten Hauptstraßen führt.



8. Die „Wilhelma" bei Canstatt.

Dagegen sieht man links den dicken Eckthurm des „alten Schlosses", das sich zwar an Pracht und Größe mit dem neuen nicht messen kann, aber doch mit seinen Zinnen, Portalen und Quadermauern einen stattlichen Anblick gewährt, und jedem Württemberger als einstiger Stammsitz und Wohnort seiner alten erlauchten Grafen und Herzöge lieb und theuer ist, deren einem, Eberhard im Bart, im engen Schloßhof mit seiner breiten, gewaltigen Freitreppe, auf der man früher selbst zu Pferde bis auf die ringsum laufende Gallerie gelangen konnte, ein Denkmal errichtet ist. Innerhalb des Hauptgebäudes selbst befindet sich die „Schloßkapelle", ein wahres Schmuckkästchen edelster Baukunst im strengsten gothischen Styl, mit prachtvollen Glasgemälden in den hochgewölbten Bogenfenstern und Rosetten, mit gold- und farbenreichem Schmuck der Kreuzbögen und Deckenwölbungen, kunstvollen Holzschnitzereien an Kanzel, Altar und Chorstühlen, wo der beredte Mund Gerok's, des Sängers der „Palmblätter", Sonntag um Sonntag eine dichtgedrängte Schaar um die Predigt des Evangeliums sammelt. In der Mitte des Bildes erhebt sich die altehrwürdige Stiftskirche mit der Gruft der königlichen Familie und der vergoldeten Kanzel, auf der einst Brenz, der Reformator Württembergs, das lautere Gotteswort verkündigte und bis vor Kurzem der edle, fromme, auch in weiteren Kreisen wohlbekannte Prälat Kapff sein lebenswarmes Zeugniß erschallen ließ, wo vom Kranze des runden Thurmes noch jeden Morgen und Abend ein Choral wie ein Friedensgruß von Oben an das unruhige Menschengewühl da drunten in den staubigen Straßen und auf den lärmenden Plätzen in hellem Posaunenschall herniedertönt, während nicht weit davon in einer anderen Hauptkirche, zu St. Leonhardt, Jahrzehnte lang in großem Segen der geistgesalbte Dichter Albert Knapp wirkte, an derselben Stätte, wo vor ihm und theilweise noch mit ihm die beiden Hofacker, die beiden Rieger und so mancher andere aus der Schaar der württemberger „Pietisten" vom guten alten Schlag und von echtem Korn und Schrot, die in den Wegen des schriftkundigen Bengel, des tiefsinnigen Oetinger, des liederreichen Hiller, des originellen Flattich u. s. w. einhergingen, und gemäß dem Loosungswort des schwäbischen Fürstenhauses „furchtlos und treu", die göttliche Wahrheit des lebendigen Christenglaubens mitten unter dem Unglauben und der Lüge einer geistig todten Welt aus persönlicher Herzenserfahrung predigten. Noch heute blüht und reift der von ihnen ausgestreute fruchtbare Same in den stillen Kreisen der sogenannten „Stundenleute", die fast im ganzen Lande, selbst im kleinsten abgelegensten Dörflein sich sammeln und ohne viel Lärm als Licht und Salz zu wirken noch nicht aufgehört haben.

Und man zehrt in Württemberg nicht blos von den Schätzen der Vergangenheit aus der Zeit der frommen Väter, man gedenkt auch vielfach in liebewarmem und glaubensstarkem Sinn der geistlichen Noth der Gegenwart mit ihren theilweise so ganz anders gewordenen Bedürfnissen und neuen Verhältnissen. So wuchs mit

der zunehmenden Bevölkerungsziffer Stuttgarts, wenn auch noch lange nicht in völlig genügendem Maßstab mit ihr, die Zahl seiner Gotteshäuser nicht blos um die große, prächtige Garnisonskirche (Bild 2), einer verjüngten Nachbildung des berühmten Speyerer Doms im edelsten romanischen Rundbogen- oder Basilikastyl aus buntem Sandstein erbaut, sondern auch um die noch weit schönere rein gothische Johanneskirche am sogenannten „Feuersee“, in dem sie sich mit ihren schlanken, himmelanstrebenden Pfeilern, Säulen, Spitzbögen und der kunstvoll durchbrochenen Thurmnadel mit ihrer Kreuzesblume spiegelt, wozu noch manche andere schmucklosere Predigtplätze und Kapellen, der Saal der evangelischen Gesellschaft u. s. w. kommen.

Stuttgarts nächste Umgebung gehört unstreitig zu den reizendsten Gegenden Württembergs. Vor uns öffnet sich das liebliche Neckarthal, dort steht der Rosenstein mit seinem Tunnel und der sich unmittelbar daran anschließenden Hängebrücke für die Eisenbahn, dann die königliche Villa mit ihren ausgedehnten Gärten und Terrassen, und durch einen Park mit ihr verbunden, der sich theilweise unmittelbar am Neckar hinzieht, die sogenannte Wilhelma (Bild 3), ein vom König Wilhelm mit verschwenderischem Luxus und orientalischer Pracht im maurischen Styl erbautes, der Alhambra nachgeahmtes Bad mit fürstlich ausgestattetem Lustschloß voll der kostbarsten Fresken, Statuen, Bildwerken, Waffensammlungen und anderen Kunstwerken aller Art. Aus der Ferne winkt der „rothe Berg“ herüber mit seiner kleinen griechisch-katholischen Kirche, der Ruhestätte der edlen Königin Katharina, der „Mutter des Landes“ und seiner hohen Wohlthäterin, einer Prinzessin des russischen Kaiserhauses. Dann drängt sich in diesem dichtbevölkertsten und fruchtbarsten Landestheil Dörfchen an Dörfchen und Stadt an Stadt, alle sauber und reinlich, gewerbreich und verkehrsreich, meist in Gärten und Obstwäldern versteckt, durch's immer mehr sich erweiternde Neckarthal malerisch hingestreut, bald an die Rebenhügel sich anlehnend, bald zwischen Laubwälder oder Fruchtfelder hingeschmiegt, ein Panorama, wie es sich kaum sonstwo auf so beschränktem Raume bieten wird.



4. Heilbronn, Marktplatz und Rathhaus.

Nach einer anderen Seite hin ragt über dem nahen Ludwigsburg, dem schwäbischen Potsdam, früher der glänzenden Hofhaltung von Grafen und Herzögen, jetzt einer langweiligen, einförmigen Militärstadt mit ihren Kasernen und Exerzierplätzen, das Jagdschloß Solitude auf waldbewachsener Höhe empor, einst



5. Schwäbische Hochzeit.

geistvollen aber eigensinnigen und launischen fürstlichen Schulmeisters, der Schiller's glänzendes Genie in seiner Dressur-Anstalt, der „Karlsschule", zum Mediziner ausbilden wollte; nicht allzufern davon Leonberg, die Heimath Schellings, des Philosophen, und weiterhin Weilerstadt, der Geburtsort des Astronomen Keppler. Doch wir können sie hier nicht alle aufzählen, die mehr oder minder berühmten Orte des Schwabenländles; weder Waiblingen im stillen Remsthal, die einstige „Pfalz" Karls des Großen, noch die geräuschvolle Fabrikstadt Eßlingen, nicht einmal Württemberg's Kleinod, das Schillerstädtchen Marbach, können wir eingehender schildern, wo noch das kleine bescheidene „Schillerhäusle" steht, während es das riesige Erzstandbild seines großen Sohnes an die Residenz abtreten mußte, nur zwei Punkte am Neckar wollen wir noch besuchen, an seinem Unterlauf Heilbronn, an seinem Oberlauf die Landesuniversität Tübingen.

In Heilbronn, dessen Rathhaus mit

der Schauplatz üppiger Hoffeste im Geschmacke Ludwig XIV., aber auch der „Salon" mit seiner Erziehungsanstalt und das stille Kornthal mit seiner von aller Verbindung mit der Landeskirche unabhängigen, unter keinem Schutz, aber auch keinem Zwang des Staatskirchenthums stehenden blühenden freien Gemeinde und ihren „Instituten" und endlich etwas weiter entfernt die Festung Hohenasberg, wo der kühne Dichter Schubert, der Sänger der „Fürstengruft", in Haft lag, und deren prachtvolle, weitreichende Rundsicht sicherlich für die Staats-Gefangenen eine ganz besondere Verschärfung ihrer Freiheitsstrafe war.

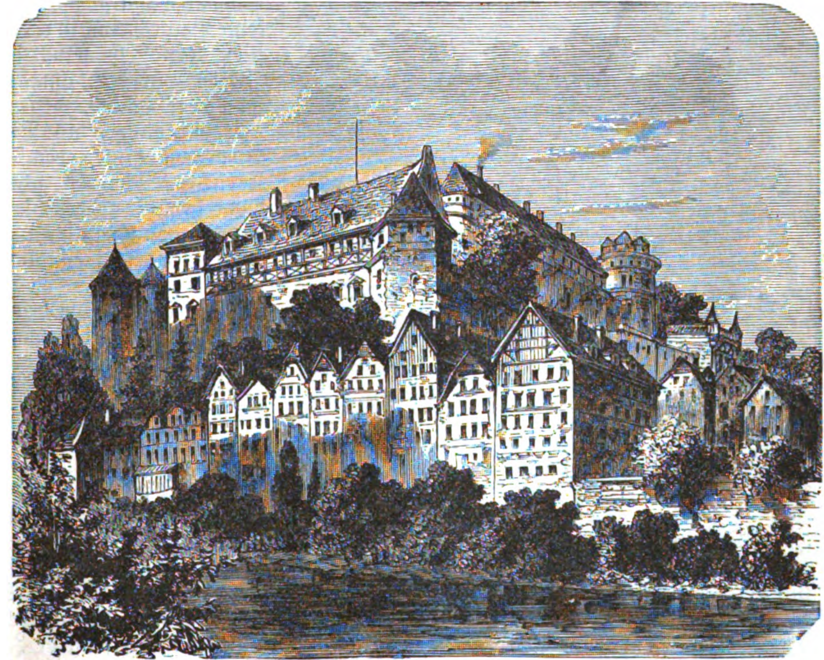
Wieder nach einer anderen Richtung hin liegt das reizende Hohenheim, die jetzige Akademie für Landwirthschaft, früher der berühmte Landsitz des Herzogs Karl und seines „Franzeles", jenes



6. Das „Wildbad" im Schwarzwald.

seiner säulengeschmückten Halle und Treppe und der großen astronomischen Uhr (Bild 4) am Marktplatz bei der alten Kilianskirche steht, von der ein naives Heilbronner Kind voll Bewunderung einem fremden Gaste rühmte: „Sie ist von Stein, und ist hier gemacht,“ erinnert der schon halbzerfallene „Götzenthurm“, sowie das nahe, an dem von hier an für kleine Dampfboote schiffbaren Fluß gelegene, malerische Soolbad Jaxtfeld an den Helden des Bauernkriegs, den Götz von Berlichingen „mit der eisernen Hand.“ Es ist ein gar munteres, leichtlebiges und lustiges Völtlein, schon mit dem rascheren fränkischen Blut versetzt, das dort auf dem Salzbergwerk Wilhelmsglück. Dort sieht man noch manche originelle Volkstrachten der alten „Sieder“, wie sie der Hochzeitszug auf Bild 5 zeigt, die Braut mit der sogenannten „Schappel“, einer Krone aus Flittergold, und die Frauen in den großen, hohen „Radhauben“ von schwarzem Sammet mit Silberschnüren und einem schleierartigen Seidenflor. Noch näher gegen die württembergische Grenze hin liegt das sonnige Tauberthal mit dem Bade Mergentheim, dem früheren Deutschordensstift.

Weniger mild und warm als in diesen anmuthigen Niederungen ist es auf dem Schwarzwald. Seine schönsten Parthien und höchsten



7. Tübingen, das alte Schloß.

„Wartberg“ mit seiner herrlichen Fernsicht um große Feuer tanzend, unter munterem Sang und Klang seine berühmten Herbstfeste feiert.

In kurzer Entfernung ist Weinsberg mit seiner „Weibertreue“ und dem traulichen Dichterheim des gemüthvollen „Geistersehers“ Justinus Kerner, dahinter die Ruinen von Löwenstein und am Fuße derselben das alte Kloster Lichtenstern, jetzt eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, und ein Armenschullehrerseminar nach dem Muster von „Vater Zeller“ in Beuggen bei Basel, auch einem „württemberger Magister“, eingerichtet.

Wieder nicht allzuweit entfernt ist das „Hohenlohische“, hauptsächlich aber die frühere Reichsstadt Hall mit ihrer schönen Michaeliskirche, ihren wohleingerichteten Salinen und dem nahen Gipfel finden sich allerdings nur im südlichen Theil, im „badischen Oberland“, aber auch der nördlichen schwäbischen Hälfte fehlt es nicht an Landschaften von eigenthümlichem Reiz und theilweise wildromantischer Schönheit. Hier hören die sanften Hügelzüge mit ihren weichen Wellenlinien auf und machen schrofferen Höhen und steileren Felsen Platz, alle bedeckt mit den dunklen immergrünen Tannenwaldungen, die von tiefen Einschnitten, enggewundenen Thälern und schmalen Rinnsalen durchzogen, in denen die Wildbäche vom Gebirge herniederschäumen, meilenweit, oft in unabsehbaren Flächen, Wipfel an Wipfel und Stamm an Stamm, darunter gewaltige Riesen, die sogenannten „Holländer“, die in ungeheuren Flößen den Rhein hinab nach Holland auf die Schiffswerften gehen, sich aus-

dehnen, mit ihren dichten Schatten, ihrem schwellenden Moosteppich, ihren nadelglatten Fußpfaden, ihren rauchenden Kohlenmeilern, ihren üppig wuchernden Heidelbeerbüschen und ihrem erquickenden Harzduft. Frische Luft und frisches Wasser giebts hier in Hülle und Fülle, und wer ein weltfremdes und staubfreies Ausruheplätzchen für heiße Sommertage, ein stilles Asyl aus Lärm und Unruhe heraus sucht, der findet es sicherlich hier bei dem einfachen armen fleißigen Völklein der Schwarzwälder, die freilich, wie ihre Heimath, auch manchmal etwas Rauhes, Hartes und Schroffes haben können, und viel verschlossener, fast unzugänglicher sind, als sonst die „gemüthlichen" Schwaben im fröhlichen, freundlichen Unterland oder auch im lebenslustigen Oberland mit seinem frischen, freien, genußfähigen Menschenschlag.

Freilich darf er dann nicht gerade nach dem belebten und berühmten Wildbad gehen (Bild 6), das einst dem streitbaren Eberhard dem Greiner mit seinem warmen Quell die Wunden heilte, die ihm manch erbitterter Kampf seines fehdereichen Lebens schlug, jetzt aber ein großartiges Mode- und Luxusbad geworden ist, wenn er die echte und unverfälschte Schwarzwaldnatur genießen will, sondern in eines der kleineren und doch so ungemein lieblichen und heimelichen Badeörtlein wie Teinach mit der Burg Zavelstein, Liebenzell, Herrenalb, alle nicht weit entfernt von Calw, wo der „Missionsvater" Dr. Barth wohnte, wirkte und starb, und vom Kloster Hirsau mit seiner berühmten Ulme, die aus dem zerfallenen Gemäuer hervorgewachsen, die ganze Ruine malerisch überschattet, oder er muß beim schönen Städtlein Freudenstadt den hohen Kniebis mit seinem Ausblick auf den Rhein besteigen, der wie ein Silberband am fernen Horizonte sich hinzieht.

8. Lichtenstein.

Bald nachdem das schmucke Schwarzwaldkind, der Neckar, seine Bergesheimath verlassen hat, fließt er, noch selbst ein kecker, „flotter Bursche", am alten Tübingen vorbei, dessen Schloß „Hohentübingen" uns Bild 7 zeigt. Von dem hinter demselben gelegenen „Schänzle" schweift das Auge hinüber zu den blauen Bergen der Schwäbischen Alb, wo ganz besonders freundlich die vielbesuchte und auch vielbesungene „Wurmlinger Kapelle" herübersieht, während sich vom „Oesterberg" aus der Blick ins stille, romantische Ammerthal öffnet. Unter den „alten Häusern" von Tübingen, die fast unmittelbar am Flußufer in der „Neckarhalde" liegen, ist unstreitig das berühmteste das „theologische Stift", aus welchem schon so manche „Größe" hervorgegangen ist, nicht etwa blos ein Hegel, ein Strauß und Baur, sondern auch der originelle Schriftforscher Joh. Tob. Beck, der grundgelehrte Dorner, ein Köstlin, Christlieb und wie sie alle heißen mögen, die Vertreter der theologischen Wissenschaft, die fast jede der bedeutenderen deutschen Universitäten sich aus dem Schwabenlande geholt hat, und die ihren Lehrstühlen sämmtlich zur Zierde gereichten und in ihrer persönlichen Wirksamkeit wie in ihren Schriften den Beweis liefern, daß, wenn es ehedem zum Ruhm und zur Ehre der Schwaben gehörte, im Kriege das Reichsbanner vorantragen zu dürfen, jenes graue, ehrwürdige „Stipendium", das der fromme Herzog Christof aus einem Augustinerkloster in eine Pflanzstätte akademischer Studien umgeschaffen, noch heutzutage dafür sorgt, daß ihre Nachkommen auch auf den Schlachtfeldern geistiger Kämpfe und Bewegungen noch nicht in den letzten Reihen und im Hintertreffen stehen.

Auf dem „Wöhrd“, das mit einer mehrfachen schattenreichen Baumreihe eingefaßt ist, erhebt sich das Denkmal des Patrioten und Dichters Ludwig Uhland, unfern der langjährigen Stätte seines Wirkens, sein Grab liegt nicht weit von dem des Tonsetzers und Direktors der „Tübinger Liedertafel“, Friedrich Silcher, des gemüthvollen Sängers der „Loreley“ und der „Schwäbischen Volkslieder“ und in der Nähe ruht auch die edle und sinnige Erzählerin Ottilie Wildermuth, deren gastliches Wohnhaus manch fröhlichem Kreis junger Herzen zum anregenden Mittelpunkt diente.

Außerordentlich lieblich und anziehend ist die Umgebung von Tübingen mit ihren freundlichen Dörfchen und Städtchen, mit Rottenburg, dem Sitz des Bischofs und dem katholischen Priesterseminar, weiterhin die Bäder Niedernau und Imnau, von wo aus man leicht nach Horb und Nordstetten gelangen kann, der Heimath Berthold Auerbachs und dem Schauplatz der meisten seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

Doch wir können uns hier nicht mehr allzu lange aufhalten, wenn wir noch einen Streifzug nach der rauhen Alb und einen Gastbesuch in Oberschwaben machen wollen. Jene verdient allerdings ihren Namen „stellenweis“ reichlich, entschädigt aber dafür auch wieder durch die eigenartige Schönheit der Landschaft. Hier giebt es nicht blos weitgestrecktes Weideland, sondern auch am Fuße der hohen Berge prachtvolle Wiesenthäler, die wie z. B. das Lenninger Thal, in der Kirschenblüthe ein Wanderziel vieler heiterer Frühlingsgäste bildet, und auf ihren Höhen herrliche Waldungen, wie diejenigen von Urach, dem alten Stammschloß des Hauses Württemberg, mit seiner „Burg“, seinem „Wasserfall“ und seinem „Mädelesfelsen“. Andere interessante Punkte sind die Teck bei Kirchheim und in der Nähe Bad Boll, wo der fromme Pfarrer Blumhardt seine weithin bekannte segensreiche Liebes-, Glaubens- und Gebetsarbeit that, der Neuffen bei Nürtingen, die Achalm bei Reutlingen und vor allem das Schlößlein „Lichtenstein“ (Bild 8), um welches Wilhelm Hauff's gleichnamige reizende Dichtung einen unvergänglichen poetischen Schimmer gewoben, und die benachbarte Nebelhöhle, das Versteck des Herzogs Ulrich.

Nach einer anderen Richtung hin liegt Blaubeuren mit seinem „Blautopf“, einem stillen See von wunderbarer tiefblauer Farbe, und weiterhin die alte freie Reichsstadt Ulm, jetzt Bundesfestung, an der von hier an auf größeren Kähnen, den sog. „Ulmer Schachteln“, schiffbaren Donau, hauptsächlich berühmt durch sein „Münster“ *), eines der großartigsten Baudenkmale des Mittelalters, leider mit noch unvollendetem Thurm, aber mit einem Mittel-Schiff, das höher als das irgend einer anderen Kirche Deutschlands ist, selbst den Kölner Dom nicht ausgenommen, und einer Grundfläche, die einen Sitzraum für 15—18,000 Personen darbietet. Nur ein kleines Denkmal der Achitektur innerhalb des schwäbischen Landes, doch schon dicht an der badischen Grenze gelegen, ist ihm noch ähnlich, ja ebenbürtig: die alte Cisterzienser-Abtei Maulbronn bei Bretten, dem Geburtsort Philipp Melanchthons, des praeceptor Germaniae, dessen geistige Heimath Tübingen und Wittenberg wurden, mit dem sagenberühmten „Faustthurm“ an seinem See.

*) Früher in Haus und Herd abgebildet.

Von Ulm aus öffnet sich die flache aber außerordentlich fruchtbare „Oberschwäbische Hochebene“, die allmählich bis nach dem Bodensee hin sich senkt; nicht allzu ferne von seinen Gestaden ragt der einsame Hohentwiel empor, wo Scheffel's „Eckehardt“ spielt, aus der Vorzeit berühmt durch seinen „Kommandanten“ Conrad Wiederhold und den frommen und edlen Joh. Jak. Moser, der dort gefangen saß und manches gottinnige Lied an die Wände seiner Kerkerzelle schrieb. Ein ganz besonders liebliches Stücklein des Württemberger Landes ist endlich auch die sog. „Baar“ bei Tuttlingen, gegen das „Sigmaringische“ hin, wo das obere Donauthal mit den Klosterruinen von Beuren liegt. Doch damit genug! Gott segne das Schwabenvolk und sein ganzes schönes „Ländle“, daß es von ihm auch fernerhin immerdar heißen möge, wie es vor Alters hieß: „Hie gut Württemberg allewege!“

Wo fehlt's? Eines Tages blieb ein Schnellzug bei einer kleinen Station stehen; als der Aufenthalt sich verlängerte, fragte einer der Reisenden den Portier: Was giebt's? Ist kein Wasser mehr da? — Wasser genug, antwortete dieser, aber es kocht nicht!

Wir haben auch Wasser genug in unserem Lande, wir haben das lebendige Wasser, die Bibel; es giebt auch viele gläubige Pfarrer und eine schöne Anzahl gläubiger Laien; aber alles dies kocht nicht! Wir sind oft lau. Laßt uns eins werden und bitten, der Herr möge uns ein neues Leben schenken durch seinen h. Geist. Denn ein furchtbar schreckenerregendes Wort ruft auch uns der Herr zu: „Das sagt der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Creatur Gottes: Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! So aber, weil du lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde .... Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt.“



Die Dynamitverschwörungen.

Von Franz von Holtzendorff.

Nur selten geschieht es, daß Verbrecher, die sich zur Begehung großer Missethaten verschworen haben, ihr Opfer vorher warnen und auf das Dasein ihrer Verschwörung aufmerksam machen. Als ein bekannter Führer der irischen Fenier auf amerikanischem Boden den Engländern den Dynamitkrieg erklärte und mit der planmäßigen Vernichtung englischer Fabriken und Seeschiffe öffentlich drohte, waren nur wenige geneigt, in diesen Ankündigungen etwas anderes zu erblicken, als einen prahlerischen, auf ängstliche Gemüther berechneten Einschüchterungsversuch. Nur zu bald haben sich jene Drohungen wenigstens so weit verwirklicht, daß an der Ernstlichkeit des geplanten Vernichtungskrieges nicht mehr gezweifelt werden kann. Das englische Parlament handelte angesichts der so unvermuthet enthüllten Sachlage mit der entschlossenen Ruhe und Geistesgegenwart **eines** Mannes, indem es ohne alle Erörterungen und ohne parlamentarische Ceremonieen binnen wenigen Stunden ein neues Straf-Gesetz gegen Mißbrauch der Sprengstoffe durch alle Stadien der Berathung in beiden Häusern hindurcheilen ließ.

Bis vor wenigen Monaten war man fast überall in Europa geneigt, das Vorkommen politischer Dynamitverschwörungen als ein Privilegium russischer Staatszerrüttung zu betrachten und dagegen die Anwendung einer freien, repräsentativen Staatsregierungsweise als Heilmittel zu empfehlen. Engländer vornehmlich glaubten bis vor kurzem mit unerschütterter Ueberzeugungstreue daran, daß politischer Mord und Verschwörung als Merkzeichen der Tyrannei und Knechtschaft anzusehen seien, von denen freie Staaten verschont bleiben. Und sie hatten in der That damit vollkommen das Richtige getroffen, insofern sie zunächst stets nur an Großbritannien, an England und Schottland dachten, gleichzeitig aber auch vergaßen, die Probe ihres Lehrsatzes an Irland zu machen, um zu erkennen, daß dort die Kehrseite hervortrat. Moderne politische Verfassungsformen konnten in Irland jene wirthschaftlichen Verwüstungen, kirchliche Unterdrückungen, gesellschaftliche Knechtungen nicht heilen, die unzertrennliche Erscheinungen der englischen Eroberung in früheren Jahrhunderten gewesen und bis zu der Katholikenemancipation und der neueren Ackergesetzgebung geblieben waren.

Die neueste Dynamitverschwörung der Iren entbehrt trotz scheinbarer Neuheit in den Augen aufmerksamer Beobachter der Auffälligkeit. Seit Jahrhunderten unaufhörlich fortschleichend, unversöhnlich gegen England ankämpfend, war dieselbe lediglich darauf bedacht, einen durch Reformgesetze der Engländer vorbereiteten Friedensschluß durch Zusammenraffung aller Leidenschaften des irischen Volkshasses zu einer gewaltigen Anstrengung und durch Verwendung der neusten **Verschwörungstechnik** zu verhindern.

Diese neueste Technik des Verschwörungswesens war durch den russischen Nihilismus unzweifelhaft erheblich vervollkommnet worden. An Stelle des Dolches und der Pistole war als Verbrechenswerkzeug Dynamit, Nitroglycerin und Schießbaumwolle getreten, an Stelle der Beunruhigung von Hausbewohnern und Spaziergängern durch den mörderischen Gebrauch vereinzelter Schießwaffen der planmäßig unterhaltene Terrorismus ganzer Städte und Länderstrecken durch die Ankündigung Leben vernichtender Feuerwerke, durch Explosion von Sprengstoffen; an Stelle der Hinopferung einzelner dem Tode geweihter Parteifeinde die rücksichtslose Tödtung und Verstümmelung zufällig an öffentlichen Plätzen versammelter Volksgruppen in der Hoffnung, gleichzeitig einen anwesenden Feind in der Menge mitzutreffen.

Die einzelnen Bestandtheile aus denen sich derartige Verbrechensunternehmungen zusammensetzen, sind vielleicht ebenso alt, wie die Verwendung des Schießpulvers selber. Jeder Fort-

schritt menschlicher Erkenntniß, jede neue technische Erfindung muß es sich gefallen lassen, auch für verbrecherische Zwecke ausgenützt zu werden. Das ist so unvermeidlich, daß es nach einiger Zeit telephonirte Injurien ebenso gut geben wird, wie Beleidigungen auf offenen Korrespondenzkarten der Post.

Was man auffällig finden kann, ist nicht sowohl die Benützung der Sprengstoffe zu den Verschwörungszwecken der heute kämpfenden Zerstörungsparteien, wie gerade umgekehrt das frühzeitige Auftauchen ähnlicher Unternehmungen. Ich selbst habe vor langen Jahren nach mehr als zweihundertjähriger Volkspraxis in den Straßen von London den alten Reim wiederholen hören, der an die Pulververschwörung des Guy Fawkes erinnerte: Remember, Remember the fifth of November!

Es ist unnöthig, der Höllenmaschine, der sich Fieschi gegen den König Ludwig Philipp bediente und der Bombe zu gedenken, die in der Rue Lepelletier zu Paris gegen den Wagen Napoleons III. geschleudert wurde. Kein Land Europas ist von der Benützung der Sprengstoffe zu politischen oder gemeinen Verbrechenszwecken verschont geblieben. Nur darin tritt eine Veränderung hervor, daß in neuester Zeit die explosive Vernichtungspraxis sich weiter ausdehnt, in schnellerer Wiederholung geübt und als Mittel bürgerlicher Kriegführung verwerthet wird, nachdem die internationale Kriegführung der Staatsgewalten den Sprengstoff als Mittel der massenhaften Lebensvernichtung für patriotische Zwecke längst gerechtfertigt hatte.

Insoweit schulte sich der unrechtmäßige Bürgerkrieg und das Verbrechen gleichsam an den technischen Fortschritten auf den Kriegswerften und in den pyrotechnischen Laboratorien. Dem vervollkommneten Torpedo, der seiner Verwendung im Seekriege der Zukunft harrt, setzt sich die leicht tragbare Dynamit-Patrone oder die Sprengbombe für Verbrechenszwecke zur Seite.

Auffallender als die Thatsache, daß Sprengstoffe immer häufiger verbrecherischem Mißbrauch unterliegen, ist die Wahrnehmung, daß geheime politische Verschwörungen keineswegs nur in despotisch regierten Staaten vorkommen. Es ist wahr: Verrath, Lüge und Verschwörung haben ihre Heimath in dem Rachebedürfniß frevelhaft geknechteter Menschen, ihren Anlaß in der Heimlichkeit der Kabinetsregierungen, die dem Geiste volksthümlicher Freiheit widerstreben, ihre Lebensluft in dem Kerkerdunst der Willkürherrschaft. Sie gedeihen selten in dem Licht der Oeffentlichkeit. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sich auch in freien Staaten gelegentlich solche, die das Vertrauen auf den ruhigen Fortgang staatlicher Reformgesetzgebung verloren haben, zu verzweifelten Unternehmungen verschwören. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwor man sich in Schottland und England zu Gunsten der vertriebenen Stuarts. Trotz republikanischer Regierungsformen bestanden zur Zeit der französischen Revolution und bestehen gegenwärtig sozialistische Verschwörungen in Paris. Und selbst in Nordamerika sind politische Geheimbünde nicht so selten gewesen, wie man meinen sollte.

Der Unterschied zwischen den einzelnen Staaten im Verhältniß zu dem Vorkommen von Verschwörungen offenbart sich dagegen in dem Grade der Gefährlichkeit, der im umgekehrten Verhältniß steht zu der Oeffentlichkeit, Redlichkeit und Freiheit des Volkslebens, zu dem Entwickelungsstande der politischen Moral. In diesem Lichte betrachtet, muß eine Verschwörung, die sich bestimmter Zerstörungswerkzeuge bedient, in Rußland, in der Türkei und in Spanien viel gefährlicher erscheinen, als in Deutschland oder Belgien.

Kaum zu bezweifeln ist auch, daß gewisse Völker auf ihrer geschichtlichen Entwickelungsbahn eine hervorragende Anlage zu politischen Verschwörungen offenbart haben, eine sie auszeichnende Vorliebe für Konspirationen als Eigenart ihres Charakters aufweisen. Oft genug ist auf die besondere Häufigkeit der Verschwörungen in der Geschichte der italienischen Städte und des italienischen Fürstenthums hingewiesen worden. Noch heute bestehen in einer dem Rechtsleben und der öffentlichen Ordnung vielfach hinderlichen Gestalt die Camorra und die Maffia als weitverzweigte Geheimbünde auf dem Boden des ehemaligen neapolitanischen Königreichs, als Verbindungen, in denen sich gelegentlich politische Zwecke mit den niedrigsten Interessen eines rohen und gemeinen Eigennutzes mischen.

Was man an dem Süditaliener seit langer Zeit wahrgenommen, gilt auch von dem Iren, wobei es völlig dahingestellt bleiben mag, ob die Vorliebe und das Geschick des Iren für Verschwörungen als ursprüngliche Mitgift der Volksnatur, oder als ein langsam herangereiftes Produkt der Leidensgeschichte aufzufassen ist, welche mit der englischen Eroberung der Insel beginnt. Schon zu Cromwells Zeiten zeigte sich diese Neigung in verhängnißvoller Weise. Im vorigen Jahrhundert war die Verschwörungspraxis der „Weißen Burschen“ (white boys) und „Bandmänner“ hoch entwickelt. Die Gesetzgebung blieb unter König Georg III. erfolglos bemüht, der Einschwörung solcher Bundesbrüder mit harten Strafbestimmungen entgegenzuwirken. Noch heute gilt in England der Grundsatz, daß jede Vereinigung von zwei oder mehr Personen zur Verfolgung unerlaubter Zwecke ohne weiteres als strafbar zu verfolgen ist.

In ein neues Stadium trat die irische Verschwörungspraxis, als, vornehmlich nach 1848, die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Millionen rachedurstiger Iren ein für England unerreichbares Asyl verschaffte. Kurzsichtige erblickten in diesem Vorgange nur eine wohlthätige Entvölkerung der verarmenden Insel. In Wirklichkeit entstand auf diese Weise eine Verbindung der national-irischen Verschwörung mit einem auswärts hausenden Feinde, der über eine zügellose Presse, ein ungehindertes Versammlungsrecht und ansehnliche Geldmittel verfügte. Hatte sich Irland im vorigen Jahrhundert auf französische Hilfe verlassen, so verläßt es sich heute auf den nationalen Rückhalt amerikanischer Iren, und man kann wohl behaupten, daß troß des Atlantischen Oceans die Feindseligkeit dieser den Engländern gefährlicher ist, als ehemalige Bedrohung durch französische Landungen. Irische Auswanderer haben die alten geheimnißvollen Organisationen in die neue Welt verpflanzt. Ueberall gedeiht hier der Hibernische Orden, in dessen weiteren Rahmen sich die socialistischen Verschwörer der Molly Maguires einfügten.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Organisation der Molly Maguires, die als große weitverzweigte Mörderbande während des Zeitraumes von 1854—1878 einige pennsylvanische Grafschaften terrorisirte, alt-irischen Mustern nachgebildet war und auch heute noch in den Hauptpunkten in Irland festgehalten wird; Raub, Gewaltthat, Bedrohung, Plünderung, Eigenthumszerstörung und Mord, Meineid und Bestechung gelten den Mitgliedern irischer Geheimbündnisse als durchaus zulässige, ja als verdienstvolle Mittel des Bandenkrieges gegen England, gegen welches alle Leidenschaften geschichtlich überlieferten Rachedurstes, religiöser Intoleranz, nationaler Selbstständigkeitsträume und agrar-socialistischer Erbitterung sich vereinigt haben, um der grünen Insel zu ihrer politischen Unabhängigkeit zu verhelfen.

In der Organisation dieser geheimen „Logen" oder Gesellschaften, die mancherlei Ritual aus dem Freimaurerorden entlehnt zu haben scheinen, treten bisher folgende Grundzüge hervor: Unbedingte durch den Bundesschwur übernommene Verpflichtung zur Geheimhaltung, deren Verletzung durch Todesstrafe oder Verfehmung an den Mitgliedern gerächt wird, hierarchische Unterordnung der niederen Stufen unter die höheren, Verpflichtung, den Befehlen unbekannt bleibender Führer blinden Gehorsam zu leisten, Bildung kleiner Ortsgruppen, deren Angehörige sich überall durch geheime Zeichen schnell erkennen und verständigen, Ausführung der Morde und Gewaltthaten durch Delegirte entfernter Logen, die plötzlich am Thatorte erscheinen und ebenso schnell wieder verschwinden, in den seltensten Fällen daher vor Gericht identifizirt werden können, sorgfältige Vorbereitung des Alibi-Beweises für die von der Justiz ergriffenen Missethäter.

Selbst der Feigling gewinnt im Rückhalte solcher Organisation ein Machtgefühl, das ihn befähigt, das Wagniß todeswürdiger Verbrechen zu bestehen. Jeder Gegner des Geheimbundes muß auf die Zusendung eines sog. Sargzettels mit der Todesdrohung und die gelegentliche Ausführung dieses Todesurtheils gefaßt sein. Polizeibeamte, Richter, Geschworene und Zeugen genügen ihrer amtlichen Pflicht nur unter beständiger Lebensgefahr für sich selber und ihre Angehörigen, und die Gerechtigkeit fordert die Anerkennung, daß getreue Pflichterfüllung gegenüber dem geheimnißvoll im Dunkeln schleichenden Mörder noch größeren Muth erfordert, als Pflichtübung des Soldaten in einer unglücklich verlaufenden Schlacht.

Jahrzehnte hindurch hat dieses auch in Italien geübte System des Terrorismus die Justiz lahm gelegt, nachdem der Kampf gegen sizilianische Räuberbanden und die mit ihnen verschwisterte geheime Gesellschaft der Maffia von der italienischen Staatsregierung aufgenommen worden war. In diesem Kampfe bewährte sich, was auch die Engländer gegenüber den Iren erfahren mußten, daß es weniger auf die Härte der Strafgesetze, als auf die Zuverlässigkeit der Polizei und die Pflichttreue der Strafprozeßorgane ankomme. Insbesondere hat sich in entscheidenden Augenblicken das Institut der englischen Kronzeugen bewährt. Das Versprechen der Straflosigkeit an solche, die als Mitschuldige an Verschwörungen betheiligt waren, hat selten seine Wirkung verfehlt und meistentheils zu einer Ueberführung der Mordgesellen verholfen. Auch in den letzten Prozeßverhandlungen gegen die irischen Verschwörer, die im Mai 1882 Lord Cavendish und seinen Sekretär Bourke ermordet hatten, würde eine Verurtheilung der Verdächtigen schwerlich vor dem Schwurgericht zu ermöglichen gewesen sein, wenn es nicht gelungen wäre, durch Zusicherung der Straflosigkeit Kronzeugen zu gewinnen und von diesen die Enthüllung des Komplotts zu erlangen.

Was die neueste Wendung der Dynamit-Verschwörung gegen England anbelangt, so läßt sich kaum erwarten, daß der Erfolg, politisch genommen, ein größerer sein werde als derjenige der agraren Mordthaten. England läßt sich nicht einschüchtern, weil die Nation der Ueberzeugung ist, daß die Festhaltung von Irland eine Lebensfrage für das Vereinigte Königreich bedeutet. Jede gelungene Explosion würde nur dazu beitragen, den Zorn der Bedrohten zu steigern, die Wachsamkeit einer in ihren höchsten Interessen

gekränkten Nation zu verschärfen, die Neigung zu einer allmählichen Tilgung irischer Nothzustände zu mindern und den Lebensunterhalt jener Hunderttausende von Iren, die in englischen Fabriken Arbeit fanden, ernstlich zu gefährden. Immerhin bleibt die irische Dynamitverschwörung ein für England gefährlicher Vorgang. Je schneller es einer einsichtigen Staatsregierung gelingt, in Irland eine hinreichend breite Bevölkerungsschicht aus zufriedengestellten Landbewohnern durch weise und gleichzeitig entschlossene Reformen zu schaffen, desto eher wird sich England von der alten Plage der Verschwörungen und der neuen Gefahr der Explosivattentate befreien.

Vorbereitungen zum Doppelfest.

Editor.



Wer ein Fest, sei es auch nur ein ganz geringes, feiern will, darf die Vorbereitungen dazu nicht vergessen; denn so groß auch die Festbegeisterung sein mag, wird dieselbe den gewünschten Erfolg nicht erzielen, falls nicht auch zugleicher Zeit die ganze Anordnung und Ausführung gründlich durchdacht und vorbereitet ist.

Die deutschen Methodisten wollen im Jahre 1884 bis 1885 ein großes Doppelfest feiern, von welchem man hofft, daß es sowohl bedeutende geistliche Segnungen bringen als zum äußerlichen Gedeihen beitragen soll.

Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß diese Ziele erreicht werden können. An Ursachen zu innigster Dankbarkeit fehlt es wahrlich nicht; die zur Ausführung eines solchen Festes nöthigen Kräfte, Mittel und Gelegenheiten sind reichlich vorhanden; das Festthema ist ein sehr reichhaltiges und vielseitiges, denn es soll ja die Organisation der Bisch. Methodistenkirche und der fünfzigjährige Bestand des deutschen Methodismus zugleich gefeiert werden.

Folgt nun diesen gewiß günstigen Vorbedingungen gebetvolles, bedachtes und einheitliches Anordnen, so ist der Erfolg des Doppelfestes wenigstens zu dreiviertheilen festgestellt.

Aber welches sind denn die zu treffenden Anordnungen?

1) Im Auftrag der General-Conferenz haben die Bischöfe die Bestimmung getroffen, daß die im Jahre 1883 abzuhaltenden Conferenzen Jemanden ernennen, um als Eingang zur Jubiläumsfeier während der Sitzung des Jahrs 1884 eine Jubiläumspredigt zu halten.

2) Soll in den '83er Conferenzsitzungen ein aus Predigern und Laien bestehendes Comite zur Anordnung der Jubiläumsfestlichkeiten ernannt werden. — Die Einzelheiten der Feier, sagen die Bischöfe, könne die 1884er General-Conferenz näher bestimmen.

Soweit geht der offizielle Bericht der Bischöfe betreffs der Anordnungen.

Da nun die deutschen Methodisten das Vorrecht haben, das Doppelfest von 1884 bis 1885 zu feiern (von Spätjahr zu Spätjahr der genannten Jahre), so könnte ein solches Comite in den deutschen Conferenzen Anno 1884 ernannt werden.

Sicherer, umfassender und gedeihlicher wird jedoch die Vorbereitung getroffen werden, wenn jede deutsche Conferenz im Jahre 1883 das Jubiläums-Comite ernennt, denn alsdann hat dasselbe hinreichend Zeit, einen gründlichen Plan auszuarbeiten.

Da nun mancherlei Anfragen an mich gestellt worden sind betreffs der Zahl, der Zusammensetzung und der Arbeit dieser Comites, so erlaube ich mir, meine persönliche, und es darf hinzu gesetzt werden, durchdachte Ansicht darüber auszusprechen, welche selbstverständlich für Niemanden maßgebend ist.

Da die Distrikte des deutschen Werkes geographisch sehr zerstreut liegen, so kommt es darauf an, das Jubiläums-Comite mit Rücksicht auf die Distrikte zu ernennen, so daß vor allem jeder Distrikt dazu sieht, daß in jeder Gemeinde eine Jubiläumsfeier abgehalten wird. Zu diesem Endzweck würde der Vorst. Aelteste mit einem Prediger und einem Laien, oder zwei Predigern und zwei Laien von jedem Distrikt ein passendes Comite bilden.

Das Gesammt-Comite mancher Conferenzen würde zwar durch solche Anordnungen etwas zahlreich werden. Für den praktischen Zweck wäre diese Einrichtung jedoch die passendste.

Wenn nun die Jubiläumsfeste der einzelnen Gemeinden nicht alle um dieselbe Zeit gehalten werden, was auch gar nicht nöthig, da ja ein ganzes Jahr Zeit gegeben ist, so kann jede Gemeinde — und wenn nöthig auch von anderen Distrikten — die wünschenswerthen Kräfte zur Abhaltung ihres Jubiläumsfestes erhalten. Auch ist es eben so wünschenswerth als möglich, daß

in großen Städten und andern Centralpunkten Unionsversammlungen gehalten werden, z. B. am Sonntag Nachmittag, wobei jedoch daran festzuhalten ist, daß in jeder Gemeinde ein Jubiläum gefeiert wird.

Alle diese Einrichtungen zweckmäßig und taktvoll zu treffen, dies ist die Aufgabe der Jubiläums-Comites, und zwar ist dieselbe keine geringe.

Sodann gehört zur gehörigen Vorbereitung das Sammeln des historischen Materials. Es soll ein geschichtliches Ereigniß gefeiert werden. Die deutschen Methodisten sollen auf Grund ihrer Geschichte darauf aufmerksam gemacht werden, wie große Ursache sie zur innigsten Dankbarkeit gegen Gott haben, und wie sehr sie verpflichtet sind, sich in gebetsvoller und gänzlicher Weihe ihm hinzugeben.

Zu diesem Endzweck sollte die in losen Blättern und Erinnerungen zerstreute Geschichte jedes Distrikts zusammengestellt werden, wodurch auch zugleich die Grundlage zu einer Geschichte des deutschen Methodismus hergestellt wäre.

Endlich bedarf es noch einer Vorbereitung. Es wird nämlich erwartet, daß die Dankbarkeit gegen Gott den Herrn sich nebst anderm auch in Darbringung der Dankopfer beweise, zu welchem Zwecke die Bischöfe vornehmlich die Erziehungssache benamt haben.

Obwohl nun die deutschen Methodisten ein freigebiges Geschlecht sind, so muß doch darauf gesehen werden, daß in nächster Zeit außer den gewöhnlichen Collektionen keine neuen bedeutenden Sammlungen vorbereitet werden. Die Bischöfe bitten z. B. die Kirche, womöglich noch vor dem Jubiläumsjahre die Kirchenschulden abzutragen und auch in anderer Weise sind die Finanzangelegenheiten so zu leiten, daß die Jubiläumsgaben keine allzuschwere Bürde werden.

Der deutsch-amerikanische Methodismus hat in den letzten Jahren nach allen Seiten und in alle Weltgegenden so bedeutende Summen gegeben, daß Billigdenkende gewiß keinen Vorwurf daraus machen können, wenn jetzt, da es sich darum handelt, unabweisliche Bedürfnisse in Amerika zu erfüllen, die deutschen Methodisten sich als kluge Haushalter auch auf ihre Jubiläumsgaben vorbereiten.



Die letzten Tage der Rebellion.

Bearbeitet von Prof. C. Rippert.

General P. H. Sheridan giebt in der Juli-Nummer der „North American Review" folgenden interessanten Bericht in Bezug auf die Uebergabe der Lee'schen Armee:

. . . In der Zwischenzeit blieb mein Streifcorps nicht müßig; es marschirte der Eisenbahn entlang in der Erwartung, die Züge mit den 30,000 Rationen zu treffen, um welche der Feind in der Nacht vom vierten telegraphirt hatte. Grade ehe dasselbe Appomatox Station erreichte, stieß es auf fünf Eisenbahnzüge, welche langsam in der Richtung von Burkesville Junktion sich fortbewegten, und deren Bemannung nicht recht wußte, wo General Lee war. Meine Leute bewogen den Führer durch eine Beschreibung des traurigen Zustandes der konföderirten Armee vorwärts zu fahren. Unser Abmarsch am Morgen des achten fand vor Sonnenaufgang statt; nachdem wir nur wenige Meilen zurückgelegt hatten, holte uns Major White vom Streifcorps ein mit der Nachricht, daß die Proviantzüge sich östlich von Appomatox Station befänden, und daß es ihm gelungen sei, sie eine kleine Distanz weiter zu bringen; er fürchte aber, daß sie wieder zur Station zurückfahren würden. Diese Nachricht wurde sogleich Crook, Merritt und Custer mitgetheilt, und der Letztere, der die Avantgarde führte, wurde beauftragt, eine Rückfahrt der Züge unter allen Umständen zu verhindern, indessen ich vorandrängte, um mich mit ihm zu vereinigen. Ehe Custer die Station erreichte, schickte er zwei Regimenter auf einem Umwege an die Bahn jenseits der Station, mit dem Befehle, das Geleise zu zerstören, und sich die Züge zu sichern. Dies wurde ausgeführt; aber als der Hauptkörper unseres Vortrabs auf der Station ankam, zeigte es sich, daß auch die Avantgarde der Lee'schen Armee eilig heranrückte. Es entspann sich ein hitziges Gefecht. Der Feind wurde zurückgetrieben, vierzig Geschütze erobert und vierhundert Gepäckwagen verbrannt. Die Eisenbahnzüge, deren wir uns gleich im Anfange bemächtigt hatten, wurden von Lokomotivführern, die wir unter unseren Soldaten hatten, besetzt; ihre Freude, eine Gelegenheit zu haben, ihren früheren Beruf auszuüben, war so groß, daß sie die größte Confusion herbeiführten, indem sie die Züge das Geleise auf und ab laufen ließen, und dabei einen solchen Lärm mit den Dampfpfeifen machten, daß ich im Begriffe war, den Befehl zum Abbrennen der Züge zu geben. Endlich jedoch brachten wir sie vom Platze zu


Der Mensch lebet nicht vom Brod allein,
sondern von einem jeglichen Wort das
aus dem Munde Gottes gehet. Math.4.4.

unserem Nachtrab, der etwa zehn bis fünfzehn Meilen rückwärts lag und mit der Infanterie unter Ord und Gibbon der Cavallerie folgte. Die Cavallerie setzte das Gefecht die ganze Nacht hindurch fort, und drängte den Feind zurück in die Gegend von Appomatox Courthaus, eine Entfernung von ca. 4 Meilen. Sie ließ ihm auf diese Weise keine Ruhe und deckte zugleich die Schwäche der Angreifer.

Ich erinnere mich noch lebhaft des kleinen Hauses grade südlich von der Station, wo das Hauptquartier der Cavallerie rastete, oder besser, Halt machte, denn von Rast war in der Nacht des achten keine Rede. Depeschen gingen zurück zu unserem verehrten Führer Gen. Grant, und Ord wurde aufgefordert, mit seiner ermüdeten Infanterie voranzumarschiren. Morgen kam in aller Wahrscheinlichkeit das Ende unserer Beschwerden; aber die Ankunft der Infanterie war nöthig, um uns den Erfolg doppelt zu sichern. Merritt, Crook und Custer waren abwechselnd zur Stelle. Glückseligkeit herrschte in jedem Herzen. Unsere langen und ermüdenden Arbeiten nahten sich dem Schlusse; unsere Gefahren waren überstanden. Es gab keinen Schlaf; nur sehr wenig hatten wir in den vorhergehenden acht oder neun Tagen geruht. Vor Sonnenaufgang kam Gen. Ord und zeigte das Herannahen seiner Truppe an. Nach einer eiligen Berathung über die von den Ankommenden zu nehmende Stellung waren wir im Sattel, und davon ging es an die Front in der Nachbarschaft von Appomatox Courthaus. Als wir uns dem Dorfe näherten, sahen wir eine starke Linie konföderirter Infanterie herankommen, die sogleich zu feuern anfing. Ich ritt auf eine kleine Anhöhe, von welcher ich eine gute Aussicht auf den avancirenden Feind hatte, und schickte sogleich Gen. Merritt Befehl, Custer's und Devin's Divisionen zurückfallen zu lassen, und dabei zugleich unsere rechte Flanke zurückzuziehen, um auf diese Weise Ord's und Gibbon's Infanterie frei zu stellen. Crook und Mackenzie auf der äußersten Linken wurden aufgefordert, Stellung zu behalten. Dann galoppirte ich zurück und theilte Gen. Ord meine Beobachtungen mit. Kaum hatte die Schlachtlinie des Feindes den Hügel erreicht, auf welchem ich meine Recognoscirung gemacht hatte, und von welchem aus Ord's Truppen in der Entfernung zu sehen waren, so hielt derselbe plötzlich an und machte eine Bewegung rückwärts auf einen ungefähr eine Meile entfernten Höhenzug. Bald darauf kam ich von Gen. Ord her wieder an die Front und ritt auf Gen. Merritt's Fahne auf der rechten Flanke der Linie zu. Als ich sie erreichte, gab ich Befehl zum Avanciren, und jede Standarte richtete sich nach der Front. Als wir zur Linken der feindlichen Schlachtlinie vorbeijagten, öffnete er ein schweres Artilleriefeuer. Doch wir schenkten den tödtlichen Geschossen keine Aufmerksamkeit und erreichten unter wildem Geschrei einen Punkt in einiger Entfernung von seiner Rechten und beinahe gegenüber von Appomatox Courthaus. Vor uns in einer Thalniederung lag Gen. Lee mit dem Reste seines Heeres. Gute Organisation schien nicht vorhanden zu sein, mit Ausnahme der Vorhut unter Gen. Gordon, die schon am Gefechte betheiligt gewesen war, und der Nachhut des Gen. Longstreet, welche weiter oben im Thale lag. Wir waren eben bereit, einen kühnen und kräftigen Angriff den grasigen Abhang hinab zu machen, als ein Adjutant des Gen. Custer, voller Aufregung, den Hut in der Hand, auf mich losstürzte mit der Botschaft seines Vorgesetzten: „Lee hat sich ergeben! Feuert nicht; die weiße Flagge ist aufgehißt."

Befehl wurde ertheilt, die Vorbereitungen zum Angriff zu beendigen, aber nicht zu feuern. Zur Linken nach Appomatox Courthaus blickend, sah ich eine große Truppe in der Nähe der konföderirten Linie, die sich auf jenen Punkt zurückgezogen hatte. Gen. Custer war noch nicht zurück und vermuthend, daß er sich bei jener Truppe am Courthause befinde, galoppirte ich, gefolgt von meinem Stabe, den engen Bergrücken hinab. Das Courthaus lag in einer Entfernung von ungefähr dreiviertel Meilen. Die höheren Offiziere, welche wir dort trafen, waren Gen. J. B. Gordon und Gen. Cadmus M. Wilcox, der Letztere ein alter Armeeoffizier. Kaum hatten wir uns gegrüßt, als ein heftiges Feuern in der Front unserer eigenen Cavallerie begann, welche wir vor wenigen Minuten verlassen hatten. Gen. Gordon schien darüber beunruhigt zu sein. Ich bemerkte: „General Gordon, Ihre Leute haben auf mich geschossen, als wir hierher ritten und haben unzweifelhaft dasselbe mit Custer's und Merritt's Mannschaft gethan. Es ist gerade so gut, wir fechten die Geschichte aus." Auf diesen Vorschlag ging Gen. Gordon nicht ein. Ich frug dann: „Warum schicken Sie nicht einen Adjutanten hinüber, damit das Feuern aufhört? Sie verletzen die weiße Fahne!" Er sagte: „Ich habe keinen Adjutanten zur Verfügung." Ich erwiderte: „Sie können einen meiner Stabsoffiziere haben," und rief Lieutenant Vanderbilt Allen, um sich bei Gen. Gordon zu melden und seine Befehle zu überbringen. Die Befehle lauteten, sich zu Gen. Geary zu begeben, welcher eine kleine Brigade der Süd-Carolina-Cavallerie kommandirte, und ihn aufzufordern, das Feuern zu unterlassen. Lieutenant Allen ritt mit seinem Auftrage davon, wurde aber, als er denselben dem Gen. Geary ausrichtete, zum Gefangenen gemacht, mit der Bemerkung, daß er sich nicht um die weiße Fahne kümmere, und daß seine Leute von Süd Carolina sich niemals ergeben würden.

Nach der ersten Begrüßung sagte Gen. Gordon: „Gen. Lee bittet um einen Waffenstillstand während der Verhandlungen, die er seit gestern mit Gen. Grant führt."

Ich erwiderte: „Ich war von diesen Verhandlungen unterrichtet und fand es sonderbar, daß, während diese Verhandlungen vor sich gehen, Gen. Lee diesen Morgen den Versuch machte, meine Linien zu durchbrechen, um zu entfliehen. Ich kann mich auf nichts Anderes einlassen, als daß Gen. Lee sich dem Gen. Grant bei seiner Ankunft ausliefert. Ich habe nach ihm geschickt. Wenn diese Bedingung nicht angenommen wird, setzen wir die Feindseligkeiten fort."

Gen. Gordon sagte: „Gen. Lee's Armee ist erschöpft. Seine Uebergabe ist außer Zweifel."

Gen. Wilcox, den ich gut kannte, da er als Hauptmann die Compagnie führte, welcher ich als Kadett auf der Kriegsschule angehörte, ging auf sein Pferd zu und sagte, indem er seinen Sattelranzen ergriff, scherzend: „Hier, Sheridan, nimm diesen Ranzen; ein altes Hemd und ein Paar Hosen sind darin. Du hast alles Andere verbrannt, was ich in der Welt besaß, und du kannst dies auch noch haben." Er spielte auf die Zerstörung der Gepäckwagen an, die schon seit einigen Tagen vor sich ging. Als die obigen Bedingungen angenommen waren, kam jede Armee überein, zu bleiben, wo sie war, bis Gen. Grant kam, nach welchem ich meinen Adjutanten, Oberst Newhall, geschickt hatte. Gen. Gordon und Wilcox begaben sich darauf zurück zu Gen. Lee und versprachen binnen dreißig Minuten wieder an Ort und Stelle zu sein. Während ihrer Abwesenheit stieß Gen. Ord zu mir am Courthaus. Nach Verlauf von dreißig oder vierzig Minuten kam Gen. Gordon in Begleitung von Gen. Longstreet zurück. Der Letztere, welcher Lee's Nachhut auf der Farmville Straße befehligte, war beunruhigt, daß Gen. Meade, welcher von Farmville aus folgte und nicht wußte, was in der Front vorging, einen Angriff auf seine Truppe machen könnte. Um dies zu verhindern, schlug ich vor, daß der Chef meines Stabes, Gen. Forsyth, begleitet von einem konföderirten Offizier, sich durch das feindliche Heer zu Gen. Meade begebe, und ihn von der Sachlage benachrichtige. Er ging sogleich ab in Begleitung von Oberst Fairfax, von Gen. Longstreet's Stab, stieß auf die Avantgarde der Potomacarmee und unterrichtete sie von den gegenseitigen Bedingungen.

In der Zwischenzeit begab sich Gen. Lee in das McLean'sche Haus in dem Dorfe Appomatox Courthaus. Ich bin nicht gewiß, ob Gen. Babcock von Grants Stab, der vor Grant ankam, hinübergegangen war, um ihn zu sehen oder nicht. Wir hatten einige Stunden gewartet und ich glaube, ungefähr gegen zwölf oder ein Uhr kam Gen. Grant. Gen. Ord, ich und viele andere Offiziere befanden sich auf der Hauptstraße an einem Punkte, von welchem aus Lee's Armee sichtbar war. General Grant ritt heran und grüßte mich mit: „Sheridan, wie geht es Ihnen?"

Ich antwortete: „Recht gut, ich danke Ihnen."

Er frug dann: „Wo ist Lee?"

Ich erwiderte: „Dort unten im Thale ist seine Armee; er ist in jenem Hause, bereit, sich Ihnen zu ergeben."

Gen. Grant, der noch zu Pferde saß, sagte: „Kommen Sie, lassen Sie uns hinübergehen." Er richtete an Gen. Ord dieselbe Aufforderung und wir alle gingen mit nach dem McLean'schen Haus. Mit Gen. Grant traten in dasselbe, so viel ich mich erinnere, die Generäle Ord, Rawlins, Seth Williams, Ingalls, Babcock, Parker und meine Wenigkeit; unsere Begleitung und die Stabsoffiziere blieben vor der Thüre und auf der Verandah. Als wir den Parlor betraten, stand Gen. Lee mit seinem Adjutanten, Oberst Marshall, vor uns. Der erste Gruß galt Gen. Seth Williams, welcher Lee's Adjutant gewesen war, als er der Kriegsschule vorstand. Gen. Lee wurde hierauf dem Gen. Grant vorgestellt und dann den übrigen von uns. Gen. Lee war mit einer nagelneuen, grauen Uniform bekleidet und trug einen schönen Degen. Auf seinem Gesichte ruhte der Ausdruck der Erlösung von einer schweren Bürde. Gen. Grants Uniform war bestaubt; er trug kein Schwert. Nachdem einige Worte gewechselt wurden zwischen denen, die Gen. Lee persönlich kannten, zogen sich alle Offiziere zurück, mit Ausnahme eines Stabsoffiziers des Gen. Grant und des Oberst Marshall, der mit Lee kam. Kaum waren wir fünf Minuten aus dem Zimmer, als Gen. Babcock an der Thüre erschien und sagte: „Die Uebergabe hat stattgefunden. — Sie können wieder hereinkommen."

Als wir eintraten, schrieb Gen. Grant an einem kleinen, hölzernen, länglich-runden Tisch die Bedingungen der Uebergabe. (Ich kaufte später den Tisch von Herrn McLean und schenkte ihn der Frau G. A. Custer.) Gen. Lee saß, seine Hände auf den Degen gestützt, zur Linken des Gen. Grant, seinen Rücken an einen kleinen mit Büchern bedeckten Tisch lehnend. Während Gen. Grant schrieb, unterhielt sich Gen. Lee und sein Adjutant mit den anwesenden Offizieren; er nahm aus seiner Brusttasche zwei Depeschen, welche ich ihm während des Vormittags gesandt hatte und die ihn benachrichtigten, daß ein Theil seiner Cavallerie die getroffenen Bestimmungen verletzte, indem sie sich langsam zurückzogen. Ich hatte keine Zeit, Copien davon zu machen, als ich sie abschickte, und bat ihn, mir sie zurück zu geben. Er händigte mir sie ein mit der Be-

merkung: „Es thut mir leid. Es ist möglich, daß meine Cavallerie die Bestimmungen nicht völlig verstand."

Es nahm ungefähr eine Stunde in Anspruch, die Bedingungen festzusetzen und zu unterzeichnen; als dies geschehen war, verabschiedete sich Gen. Lee mit einem Händedruck von Gen. Grant, bestieg sein kleines, graues Pferd und ritt, nochmals mit dem Hute grüßend, zum Thore hinaus seinem Heere zu. Bei seiner Ankunft dort hörten wir wildes Hurrahrufen, das sich von Truppe zu Truppe fortzupflanzen schien und das entweder ihm selbst galt oder der Ausdruck der Befriedigung war, welche seine letzte Handlung als Soldat zur Folge hatte.

Ein Abenteuer.

Skizze aus dem amerikanischen Pfarrleben.

Von G. Baum.

Ein schwüler Augusttag des Jahres 1869 hatte seinen Kreislauf vollendet und war in dem Abgrund der Vergangenheit auf ewig schlafen gegangen. Die Nacht breitete ihre dunklen Fittige über die nach Regen und Erfrischung lechzende Erde. Die leise Brise, die mit Einbruch der Dunkelheit sich erhoben, wirkte wohlthuend auf die abgematteten Menschen, und lockte sie in hellen Haufen in's Freie. Am sternenbesäten Firmament tauchten graue Wölkchen auf, welche mehr und mehr sich verdichteten, bis sie endlich einen Riesenschleier bildeten, wodurch nicht nur die Finsterniß bedeutend verstärkt, sondern auch die Aussicht auf baldigen Regen gehoben wurde.

Gemüthlich plaudernd lag ich mit einem Freunde unter einem der großen Apfelbäume des Pfarrgartens, als unerwartet die Gartenthür aufgerissen wurde, und ein Mann in eiliger Hast auf uns zuschritt.

„Der hat's eilig," murmelte mein plattdeutscher Zeitregulirungscontroleur; „gewiß noch eine Hochzeit, ach wenn ich doch auch nur ein Pfarrer wäre."

„Abwarten, Freundchen!"

„Guten Abend, ist hier der Herr Pfarrer?" fragte der Ankömmling.

„Jawohl, hier liegt er," erwiderte ich etwas kleinlaut, denn ich traute bereits dem Landfrieden nicht.

„Wo denn?"

„Hier im Gras, was ist denn los?"

„Herr Pfarrer, einen schönen Gruß von Frau Ebersberger und Sie möchten so gut sein und augenblicklich zu ihr kommen."

„Geht nicht, bald ist's neun Uhr, am Himmel steht ein G'witter und nach der Loßlick sind es zwölf geschlagene Meilen."

„Aber Herr Pfarrer, sie treibt's nimmer lang und wünscht Sie noch einmal zu sprechen."

„Wirklich? Dann muß ich zuletzt doch noch meine Mary satteln. Freund Hero, willst Du mich begleiten, Du möchtest ja doch so gern Herrn Pfarrer spielen?"

„Besten Dank für die Ehre, glückliche Reise, ich schlage mich seitwärts in die Büsche und träume, wenn's geht, von besseren Zeiten, wo die Pfarrer noch ruhig schlafen durften und nicht nöthig hatten, bei Nacht und Nebel irrlichternd durch die weite Gotteswelt zu wandern."

Eine halbe Stunde später saß ich in voller Feldausrüstung im Sattel und eilte mutterseelenallein im raschen Trabe über Berg und Thal dem fernen Ziele zu. Die Nacht war rabenschwarz und ließ mit jedem Momente den Ausbruch eines schweren Gewittersturmes erwarten. Am wolkenbegrenzten Horizonte sprühte eine elektrische Batterie feurige Blitze, welche in schauerlichem Zickzack das dichte Gewölb durchfurchten und ihr flammendes Spiel mit den erregten Lüften trieben. Das Brausen des Windes und das Rauschen des Waldes hin und wieder mit Hundegebell vermischt, bildete das Trio, das die öde Stille der finstern Nacht belebte.

Elf Uhr war längst vorüber, als ich den Höhenzug der Williamscreek überschritten und in das wasserreiche Thal der Brushcreek einbog. Vorsichtig ritt ich dem Bache entlang, der durch sein geheimnißvolles Murmeln sonderbare Empfindungen in mir wach rief und mich unwillkürlich an der Hand seliger Erinnerung in meiner Kindheit früheste Tage zurückführte, wo ich oft Stunden lang süßen Grauens den Geistergeschichten einer betagten Magd unseres Hauses lauschte. Ein geistlicher Erlkönig zog ich meine Straße, die mir bald endlos vorkam. Die Welt schien ausgestorben, denn nichts Lebendes ließ sich hier in dieses Thales Gründen hören; doch — horch, was ist das? Hundegekläff! Gottlob!

Behutsam folgte ich der Richtung des Schalles, bis eine Fenz ihr stummes Halt gebot.

Sofort schickte ich ein kräftiges Halloh auf's Gerathewohl in die düstere Nacht hinaus. Ein zweites und drittes folgte. Endlich Geräusch; ein Licht wurde sichtbar und eine Gestalt in primitivstem Nachtanzuge machte ihr Erscheinen und fragte nach meinem Begehr.

„Guten Abend! Bin ich auf dem rechten Wege nach der Loßlick?"

„Jawohl, halten Sie sich rechts, in einer halben Stunde haben Sie sie erreicht."

„Danke, gute Nacht!" und fort ging's.

Eine halbe Stunde mochte etwa verflossen sein, als ich plötzlich an meiner Seite Hundegebell vernahm. Voll Freude darüber, daß ich mit Gottes Hilfe meinen Bestimmungsort erreicht und endlich aus dem Unwetter erlöst werde, richtete ich mich hoch auf im Sattel, lüftete den triefenden Wasserrock und rief das übliche Halloh.

Ein Knarren der Hausthüre belehrte mich, daß mein Ruf vernommen wurde, und wenige Sekunden später tönte mir das stereotype: "What is the matter, Sir?" entgegen.

„Ist das die Loßlick?"

„Nein, die Loßlick liegt zwei Meilen von hier; halten Sie sich rechts, dann kommen Sie sicher hin."

Kurios, — habe ich die Stimme nicht früher schon gehört? Doch — gute Nacht! und wieder ging es vermeintlich dem Ziele zu. Spähenden Auges beugte ich mich vorwärts, um ja sicher den angewiesenen Curs einzuhalten, und hopp! hopp! ging's über Stock und Stein der alten Ebensberger zu, und — Licht! Licht! jubelte es in mir auf, als ich nach einiger Zeit Lichtschimmer in der Ferne erblickte. Rascher trieb ich mein müdes Pferd an, um so schnell als möglich aus dem Sattel und der unfreundlichen Nacht zu kommen.

Freudig schmetterte ich mein Halloh! dem Hause zu und erwartete Einlaß. Fast geräuschlos öffnete sich die Thür, unter der — Gott sei bei uns! ich halte zum dritten Male vor ein und demselben Hause — ein Mann mit dem Lichte in der Hand erscheint. Langsam hob er sein flackerndes Lampenlicht in die Höhe, so daß es seinen vollen Schein auf mich warf; aber kaum wurde der Mann meiner ansichtig, als er voller Schreck sich umwandte, die Thür mit aller Macht in's Schloß warf und verriegelte.

Das Licht verlosch und alles war still wie das Grab. Ich hatte, Gott weiß wie oft, ein und dasselbe Haus umkreist, und dreimal an demselben Punkt gehalten und um Auskunft gebeten. Der Mann glaubte ohne Zweifel jetzt an einen Geisterspuk, vielleicht an den wilden Jäger, der in dieser stürmischen Nacht seine losen Neckereien mit ihm zu treiben sich erlaube, oder gar als Unglücksbote für sein Haus sich anmelde.

Was sollte ich thun? Langsam ritt ich vorwärts. Ein Uhr war vorüber. Das Sturm-Concert war in seiner höchsten Entwicklung begriffen. Der Regen floß in Strömen, der Donner rollte und unheimlich zuckten die leuchtenden Streifen des Blitzes durch die Luft.

Beim grellen Feuerschein eines Blitzstrahls gewahrte ich einen Heuschober. Schnell entschlossen stieg ich ab, band mein Pferd an einen Baum, schwang mich über die Fenz und suchte hinter dem Heuhaufen Deckung vor den entfesselten Elementen. Ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich, als ich hier so verlassen und allein in finsterer Nacht Zeuge des grauenhaften Naturschauspiels war.

Längere Zeit lehnte ich an dem duftenden Heu, bis die Natur ihre Rechte geltend machte. Ermattet sank ich in die Knie und entschlief unter dem Brausen der empörten Naturkräfte. Als ich wieder erwachte, zeigte sich im Osten ein blasser Lichtstreifen, und verkündigte der noch schlummernden Menschheit den Anbruch eines neuen Tages. Steif und naß bis auf die Haut erhob ich mich von meinem unfreiwilligen Lager, sprach mein Morgengebet und suchte dann mein Roß auf, welches aber keineswegs seinem Reiter entgegenwieherte. Trübselig wie sein Herr stand das treue Thier da, und senkte gedankenschwer den Kopf zur nassen Erde. Wieder ging es vorwärts, aber diesmal mit einem bessern Erfolg. Mein räthselhafter Weg mündete schon nach wenigen Ackerlängen in ein wahres Labyrinth, dessen einer Strang, den ich beharrlich verfolgt hatte, in langen Schlangenwindungen in den Weg, den ich gekommen, auslief.

Gegen vier Uhr erreichte ich das Ebensberger'sche Haus, wo man höchst erstaunt war, daß ich schon zu solch früher Stunde an Ort und Stelle eintraf. Wohlweislich behielt ich mein nächtliches Abenteuer für mich, erfuhr aber später auf einer Hochzeit, daß es in der Brushcreek nicht geheuer sei. So habe z. B. der lange Kohlenheinrich vor Jahr und Tag in einer grausigen Sturmnacht einen schwarzen Reiter gesehen, der dreimal vor seinem Hause gehalten, und dann plötzlich spurlos verschwunden sei.

Die alte Ebensbergerin wurde bald nachher heimgerufen; sanft, und wie ich hoffe, als ein Kind Gottes, schlummerte sie hinüber in eine andere, bessere Welt, wo es keine Irrwege mehr giebt.



Aus dem Leben einer Erzieherin.

Uebersetzt aus dem Lettischen.

Wie, klagst Du über Einsamkeit? —
Zu noch Einsamer'n geh';
Und danken sie Dir je,
Daß sie verlassen nun nicht mehr
Dann trägt sich Einsamkeit nicht schwer
Du nahmst ihr all' ihr Weh.

Mitten im Sommer, auf dem Friedhof selbst, feiert in Livland der evangelische Geistliche „Todtenfest" mit seiner Gemeinde. Da knieen sie rings um ihn her in stillem Gebet an den grünen Hügeln, weithin rauscht der Wald sein urewiges Lied — denn mit Vorliebe sind alle Friedhöfe in Livland tief in die Waldesstille hineingebettet, wo irgend dies geht — und gewaltig dringen die Worte vom „ewigen Leben" in die todtbetrübten Seelen. Besonders ist es ein Pastor, der in weiten Kreisen als segenbringend bekannt und geliebt wird, und nicht besser glauben die Letten ihn ehren zu können, als daß sie in ihrer bilderreichen Sprache von ihm sagen: „Er ist ein Mann wie eine Eiche, er hat eine Stimme wie ein Löwe, und er streut das Wort Gottes aus wie Dünger." Ihnen — den Landbewohnern — ist damit am besten die fruchtbringende Kraft seiner Worte bezeichnet.

So feierte man an einem sonnigen Junimorgen „Todtenfest" in Marienburg. Weit über die Friedhofs-Eingänge hinaus stand und kniete dichtgedrängt die andächtige Menge, und schmetternder Lerchensang mischte sich mit den feierlichen Chorälen. Hier, wo der schattende Wald sich den sogenannten „Todtenberg" hinaufzieht, hatten einst Schweden und Russen so hart um livländischen Besitz gestritten, daß unzählige Gefallene der streitenden Heere dem Berge den Namen gegeben für alle Zeiten, und friedlich ruhen Freund und Feind tief unter den stillen Schläfern, deren Gedenken man heut feierte.

An einen Grabhügel gelehnt stand mit gefalteten Händen eine einsame weibliche Gestalt. Nach ihrer Kleidung gehörte sie zu den gebildeten Klassen, und ihr schwarzes Gewand, wie das noch kaum sprießende Grün des Grabhügels ließen schließen, daß hier der Tod sein Opfer erst kürzlich gefordert hatte. Und so war es auch. Die einsam Trauernde hatte seit sieben Jahren im Hause des verwittweten Arztes zu Marienburg dessen einziges Kind, ein Töchterchen erzogen, und gerade als die holde Else fast erwachsen dem Vater das Haus verschönern sollte, rief ein höherer Wille sie dorthin, wohin die Mutter ihr schon lange vorausgegangen. Der namenlose Schmerz des Vaters ließ sich kaum durch die angestrengteste Thätigkeit übertäuben; auch heut war er zu einem Schwerkranken, über vier Stunden entfernt, geeilt, und Rosalie König, die treue Pflegerin der früh Heimgegangenen, stand allein am Grabe ihres Lieblings. Tief bewegt nahm sie nicht allein noch einmal Abschied von dem geliebten Kinde, das ihr viel mehr angehörig gewesen, als sonst ein Kind seiner Erzieherin; sie nahm auch Abschied von dem Lande, in dem sie nach ihres Vaters Tod eine zweite Heimath gefunden.

Seit zehn Jahren war Rosalie Erzieherin im Auslande gewesen; ihre Kräfte fingen an zu erlahmen, und nur in der Heimath, in ihrem lieben Deutschland, glaubte Rosalie wieder genesen zu können, körperlich wie geistig, denn das Weh um Else's Tod hatte sie schwer getroffen. Als mit tröstendem Wort der Geistliche ihr beim Schluß des Gottesdienstes die Hand reichte, wünschte er ihr zugleich eine glückliche Reise, denn noch an demselben Abend sollte Rosalie ihren weiten Heimweg von mehr als zweihundert Meilen antreten. Ihr Herz schlug höher bei dem Gedanken, wieder deutschen Boden betreten zu dürfen — sie meinte, es müsse Alles viel schöner geworden sein seit damals, wo sie fortgezogen, denn inzwischen hatte ja Deutschland seine glorreichen Kämpfe gekämpft, denen man wie eigenen Triumphen in den Ostseeprovinzen zugejubelt hatte, wahrlich, es war Rosalie in der Fremde oft ein beglückender Gedanke gewesen, daß auch sie voll frohen Stolzes sich eine Deutsche nennen durfte — wie herrlich dachte sie es sich, ihr kühnes Volk nun wieder zu sehen.

Es war ihr eigentlich nicht ganz klar, wen sie sich bei diesem „Wiedersehen" denken sollte. Ohne Eltern und Geschwister, ja selbst ohne sonst Verwandte wiederzufinden, dachte sie an jenen unbestimmten weiten Kreis von Bekannten, die einst so gern das gastliche Haus ihres Vaters aufgesucht, mit denen sie das Examen gemacht oder confirmirt war. Nur mit einigen hatte sie immer seltenere Briefe gewechselt, und Niemanden hatte sie ihr Kommen angekündigt, als allein Frau Stephan, der alten Portierfrau in ihrem einstigen Elternhause, mit der Bitte, ihr womöglich in demselben Hause ein möblirtes Stübchen zu miethen und ihre Be-

dienung zu übernehmen. Das wenigstens war geglückt; es war drei Treppen hoch noch ein Zimmer frei, und so durfte sie unter demselben Dache ausruhen, unter dem sie einst glücklichere Tage gesehen hatte. Damals glaubte sie, weil ihr Vater Hausbesitzer sei, könnten Nahrungssorgen ihr nicht nahe treten. Aber als nach seinem Tode dies Haus verkauft werden mußte, fand es sich, daß Rosalie von dem Wenigen, was ihr blieb, nicht leben konnte, und so war sie ganz zufrieden, von einer liebenswürdigen, livländischen Familie als Erzieherin mitgenommen zu werden.

Frau Stephan hatte in ihrer Jugend in Rosaliens Elternhause gedient, und weil sie den Portier geheirathet, war sie auch nie herausgekommen aus den bekannten Räumen. Wohl sah sie ein gut Theil älter aus, als sie Rosalie mit aufrichtiger Freude am Wagenschlag begrüßte; aber es war viel zu schön, von einem bekannten Menschenkinde so froh „willkommen" geheißen zu werden, als daß Rosalie die äußere Veränderung in Frau Stephan's Antlitz sonderlich bemerkt hätte. Wie tief rührte es sie, in dem hochgelegenen Stübchen einige Andenken, die Frau Stephan sorgsam gehütet hatte, für sie aufgestellt zu finden, einige Bilder, ein kleines eisernes Cruzifix — o, wachten doch unzählige Erinnerungen auf bei dem Anblick dieser Dinge.

Als Rosalie nach der erregenden Begrüßungsscene begann nach den alten Bekannten zu forschen — wie viel hatte sich geändert! Von manchen war die Spur nicht mehr aufzufinden, und als sie begann, die wenigen, mit denen sich Beziehungen aus der Vergangenheit wieder anknüpfen ließen, in den nächsten Tagen aufzusuchen, da mußte sie mit Schmerz erkennen, wie fremd sie in der Heimath geworden, wie gleichgültig es den meisten schien, ob sie wiedergekommen, ob sie dort geblieben wäre. Die Wohlmeinendsten schienen keine Zeit für sie übrig zu haben. Das Leben in der großen Stadt trieb so ruhelos vorwärts, immer vorwärts; erschrocken fragte sich Rosalie: woher nehmen alle diese hastigen Menschen eine stille Stunde zur Einkehr bei sich selbst, oder wie machen sie es, daß sie ohne solche Stunden leben, gedeihen, alt werden können?

Leider hatte seit ihrer Abwesenheit auch der Werth des Geldes eine erschreckende Aenderung erfahren. Was früher für sie gereicht hatte, genügte heut nicht mehr; ihr mitgebrachtes, kleines Kapital schwand so schnell, daß sie nach wenigen Wochen die Nothwendigkeit einsah, sich nach einer neuen Stellung umzusehen. Eine Zeitungsanzeige, in welcher eine Dame gesucht wurde, Mutterstelle zu übernehmen bei zwei jungen Mädchen, schien ihr besonders geeignet, und sie machte sich auf, sich dem Vater der Kinder vorzustellen.

Als sie dorthin kam, mußte sie warten, bis einige Damen, die früher als sie gekommen, gegangen waren; dann ließ man sie in ein elegantes Zimmer eintreten. Der Hausherr kam ihr einige Schritte nachlässig entgegen, und indem er das pince-nez aufsetzte, um sie schärfer zu beobachten, versicherte er ihr, sie werde sich vermuthlich sehr glücklich fühlen, falls sie ihm genügte. Sie fragte nach den halbverwaisten Töchtern; sie waren vorläufig in einer Pension. Als sie bedauerte, dieselben nicht sehen zu können, antwortete man ihr ungeduldig, es sei ganz gleichgültig, wie sich ihr Verhältniß zu diesen Kindern gestalte, dem Hausherrn müsse sie vor allen Dingen gefallen, ihn müsse sie unterhalten können durch Musik u. s. w., und als Rosalie, tief verletzt von dem Ton der Unterhaltung, aufstand zum Gehen, versicherte man ihr, sie könne von Glück sagen, wenn man sie berücksichtigen würde unter den vierhundert Meldungen, die eingegangen seien.

Tief gedemüthigt verließ Rosalie das Haus; als aber jeder Tag ähnliche Enttäuschungen brachte, als sie überall dem übermäßigsten Stellenzudrang von Unbeschäftigten begegnete, als dem redlichen Willen sich nützlich zu machen, jede Möglichkeit abgeschnitten schien, sein Ziel zu erreichen: da sank ihr der Muth, da überschlich sie das volle Weh der Vereinsamung, und zum ersten Mal durchbebte sie der verzweifelnde Gedanke: „Hört der Helfer in der Noth, hört der Vater der Wittwen und Waisen nicht mehr meine angstvollen Gebete? Ist es nicht der Trauer genug, so gar einsam zu stehen unter all' diesen Millionen — muß ich auch noch zu Grunde gehen aus Mangel an Thätigkeit?

Das kleine Cruzifix auf ihrer Komode redete dann wohl in seiner stummen Sprache zu ihr: „Trug der große Dulder am Kreuz nicht Schwereres als du? War er nicht noch verlassener von allen Menschen, verleugnet von seinen Freunden? Aber er war gehorsam bis zum Tode am Kreuz; er that den Willen seines Vaters im Himmel — thue desgleichen!"

Dann kam wohl auf kurze Zeit Frieden in ihr sorgenvolles Herz, und die vergebliche Arbeit begann auf's Neue am nächsten Morgen.

Fast schämte sich Rosalie vor Frau Stephan, daß es ihr gar nicht gelingen wollte, eine Stellung zu finden, und es war ihr gar nicht sehr lieb, als an einem Abend, an dem sie unbemerkt in ihr Zimmer schlüpfen wollte, Frau Stephan ihr auf dem Fuße folgte. Sie zündete ihr die Lampe an und reichte ihr einen Brief, der heut in einem an Frau Stephan adressirten Brief eingetroffen mit der Bitte, die mangelnde Adresse

an Fräulein Rosalie hinzuzufügen, wenn sie dieselbe wisse.

Rosalie öffnete den Brief und las. Weßhalb zitterten aber plötzlich ihre Hände so heftig? Weßhalb rollte langsam Thräne um Thräne die blasse Wange herab? Weßhalb preßten sich auf einmal Rosaliens Lippen so innig auf diese Schriftzüge? Frau Stephan fand des Wunderns kein Ende.

„Sie haben sie gekannt," — sagte endlich Rosalie mit von Thränen erstickter Stimme, „Sie haben diese liebe Pauline auch noch gekannt. Es ist nun mehr als zwanzig Jahre, als sie hier, damals ein siebzehnjähriges Mädchen ernste Studien machte, um als Erzieherin fern von Berlin ihren Lebensberuf zu finden. Sie war nur wenig älter als ich, und noch immer erinnert sie sich der frohen, schönen Stunden in meinem Elternhause. Jetzt ist sie verheirathet an einen Landgeistlichen.

„Sie schreibt mir, ihre Gesundheit sei gebrochen durch die Anstrengungen ihres früheren Berufes, und sie danke Gott täglich, daß sie nun ausruhen dürfe von so schwerer Arbeit, gehegt und gepflegt von der Liebe ihres Gatten und ihrer Töchterlein; da habe sie wieder und wieder an mich denken müssen, denn es sei noch Raum in ihrem Hause zu einer bescheidenen Feierabendruhe für mich, falls ich derselben bedürfe, wie sie nach eigener Erfahrung wohl annehme. Sie bittet so herzlich, ich möge kommen, wo immer diese Zeilen mich finden möchten; sie bittet so warm, ihr Haus als mein Heim fortan anzusehen, wenn es mir nicht zu still und bescheiden sei, daß ich zu ihr reisen und sie wiedersehen muß, die Gute, ob ich auch nicht immer bei ihr bleiben werde. Das ist der Heimathsgruß, den ich in der Ferne dunkel ersehnte, und der mir bisher so gar schmerzlich fehlte."

Es war ein grauer, unfreundlicher Herbsttag, an dem Rosalie vor dem weinumrankten Pfarrhause vorfuhr, aber drinnen war es doch wie lichter Sonnenschein, als die beiden Freundinnen nach so langen Jahren sich wiedersahen. Drei Töchter, von denen die jüngste kaum fünf, die älteste noch nicht zwölf Jahre alt war, ließen mit kindlich frohem Geplauder die Sorge um die kranke, sichtlich leidende Mutter nicht zum Ausdruck kommen. Sie führten ihren lieben Gast durch Haus und Garten, Feld und Flur, und als die Abendandacht alle Hausgenossen um das Sopha einte, auf dem die kranke Hausfrau ruhte, da schien es Rosalien kaum glaublich, daß sie erst seit Stunden und nicht schon seit Jahren diesem traulichen Hausstande angehörte.

Auch dem Prediger schien es eine Wohlthat, sich gegen Rosalie über manche Sorge auszusprechen zu dürfen, mit der er seine kranke Gattin nicht beunruhigen wollte. Vor längerer Zeit hatte er sich um eine einträglichere Stelle in B. beworben, und gerade jetzt, wo seine Gattin leidender war, wo man den Gedanken an einen Umzug längst aufgegeben, gerade jetzt erfüllte man des Predigers Gesuch. Freilich konnte er es ablehnen, aber die Nähe besserer Aerzte, der Schulunterricht, den er mit seiner Gattin bisher selbst gegeben, und die bessere Einnahme bei immer steigenden Ausgaben, das waren doch gewichtige Gründe gegen eine Ablehnung. So kam es, daß jeder im Hause Rosalie gern zu seiner Vertrauten machte, und sie selbst wurde nicht nur heimisch, sondern geradezu unentbehrlich.

Da trat ernst und schrecklich in den warmherzigen Menschenkreis ein Bote Gottes, den Niemand so schnell erwartet hatte — es war der Tod der Frau Pauline, die still und ohne schweren Kampf in einer Nacht die müden Augen schloß und die Sorge des Umzugs entschied.

Kaum wenige Wochen hatte Rosalie sich der treuen Jugendfreundschaft hingeben dürfen, und wieder hieß es nun für sie, sich einen eigenen Weg zu suchen.

Wohl half sie treulich, so lange es etwas zu helfen gab, aber in B. war sie ja überflüssig; die Kinder besuchten die Schule, und die alte Dörte, welche auf dem Lande den Hausstand besorgte, zog mit nach der Stadt und sorgte in alter Treue. Rosalie zog wieder in ihr hoch gelegenes Stübchen, aber neben der Trauer im Herzen war doch wie ein stilles Glück das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem verwaisten Hausstand mit ihr gezogen. Sie hatte es aufgegeben, eine andere Stellung zu suchen, und gab Privatstunden, die ihre Existenz sicherten. Ihre liebsten Stunden waren freilich die, welche sie aushelfend den Kindern ihrer heimgegangenen Freundin gab. Zuweilen hörte der trauernde Vater diesen Stunden zu, wie sie häufig den Religionsstunden, die er selber gab.

Das gemeinsame Werk, wie die gemeinsame Anschauung über die höchsten Dinge vereinten sie mehr und mehr, und als das Trauerjahr vorüber war, da kam ein Tag, ein wunderbarer Tag in Rosaliens Leben, den sie längst für unmöglich gehalten, an dem Paulinens Gatte sie bat, die Nachfolgerin ihrer schwesterlichen Freundin und die Mutter ihrer Kinder zu werden.

Welch eine lichtvolle Bahn öffnete sich plötzlich der einsamen Heimathlosen. Nicht um Jugend und Schönheit, nicht um Geld und Gut, um der Treue willen, die sie der Freundin und ihren Kindern bewiesen hatte, wollte ihr der, der sie schätzen gelernt, ein Führer durch dieses Leben zu einem höheren und schöneren werden. Wie süß war es, wenn ihre Pflegekinder sich an sie schmiegten und schelmisch sich übten, sie in kurzem „Mutter, liebe Mutter" zu nennen. So Viele hatten gesagt, wie schwer es sei; ihr schien

es leicht und beglückend, alle Wärme ihres Herzens an diese Aufgabe verschwenden zu dürfen. Ihre kleinen Ersparnisse, die sie zum eigenen Lebensbedarf sich gescheut anzugreifen, griff sie jetzt gern an, und gab sie reichlich aus zu einer eigenen Ausstattung, damit das Vorhandene den Töchtern erhalten bleibe als ein Andenken an ihre Mutter.

Da lag endlich das grauseidene Brautkleid bereit auf dem Sopha, in acht Tagen sollte Rosalie still getraut werden. Sie wollte es nur noch dem Verlobten zeigen, ob es so ihm lieb sei; freundliche Bilder der Zukunft füllten ihre Seele, hinter ihr, weit hinter ihr lagen die Tage der Einsamkeit und des Verlassenseins.

Da, welch' hastige Schritte nahten sich dem hochgelegenen Stübchen! Das waren nicht des Predigers Schritte, und vor der Thür hielt man an — tönte nicht leises Schluchzen herein? Doch — da öffnete sich die Thür, und an Frau Stephan's Hand trat mit verstörtem Gesicht die zwölfjährige Marie herein. Sie versuchte sich die rothgeweinten Augen zu trocknen; aber es half nichts, die Thränen strömten nur um so reichlicher beim Anblick ihrer künftigen Mutter. Mit dem lauten Aufschrei: „Todt liegt der Vater daheim, ein Herzschlag endete sein Leben," stürzte das Kind an ihre Brust.

Sprachlos sank Rosalie auf das Sopha hin, daß das Brautkleid rauschte und knisterte. Dunkel war es um sie her und in ihr. Man sprach zu ihr; aber sie vernahm es nicht. Lange, lange starrte sie vor sich hin; da fiel ihr Blick auf das kleine Cruzifix ihr gegenüber. „Sei getreu bis in den Tod," sprach es zu ihr; in ihr dagegen antwortete eine halbbewußte Stimme: „aber es ist zu schwer, ich kann nicht mehr." — „Ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," rief der Mann der Schmerzen ihr wieder zu.

Hatte sie doch diese Bitte oft genug in ihrem Leben ausgesprochen, aber so schwer wie in diesem Augenblick hatte dieselbe ihr nie geschienen. Dunkel war es im Zimmer geworden, knisternd flammte dann und wann ein rother Schein hoch empor aus dem Feuer, welches Frau Stephan gegen die Herbstkühle angezündet. Da tauchten aus der Dämmerung kleine, theilnehmende Gestalten auf und umschlangen Rosalie mit ihren Armen; bittend, tröstend flüsterten sie ihr tausend liebevolle Worte zu, und ehe sie es gemerkt, hatten diese sie mit den kleinen Armen wie mit lieblichen Banden, an warmpochende Kinderherzen gezogen.

„Du bleibst doch bei uns. — Du läßt uns nicht allein, nicht wahr? Du bist uns nun Vater und Mutter," so klang es leise, bald weinend, bald kosend ihr zu.

Und der rothe Schein, der eben wieder das Cruzifix umleuchtete, brach auch die Nacht ihrer Gedanken, jetzt erst erkannte sie Gottes Wege.

Ja, ihr und ich, wir trennen uns nicht mehr, ihr köstliches Erbe der theuren Heimgegangenen. Die Hand eures Vaters, die mich und euch leiten und stützen sollte in diesem Leben, sie soll uns nach sich ziehen zu einem höheren Leben."

Und so ist es geblieben. Rosalie lebt noch heute mitten unter uns in dem Gewühl der Hauptstadt mit ihren drei Pflegekindern; höchst eingeschränkt und bescheiden muß sie leben, aber die Freudigkeit ist in ihr nicht ausgeblieben für die Schwere ihrer Aufgabe. Sie unterrichtet, so weit ihre Kräfte es gestatten; ein kleiner Zuschuß zum Haushalt ist aus dem Erbe der Kinder entstanden. Das Gefühl der Vereinsamung und des Verlassenseins ist für immer von ihr genommen, und unter dem Druck der Gegenwart keimen still und heimlich Hoffnungen für die Zukunft wie Frühlingsblüthen unter dem Schnee. Möchten ihr die Kräfte zu ihrer gesegneten Thätigkeit nicht früher versagen, bis diese noch ferne Zukunft erreicht ist, oder möchte ihr unerwartete Hilfe zu Theil werden! Wenn sie die Gräber der Heimgegangenen besucht, bringt sie nicht Rosen und Lilien, sie bringt drei junge Menschenknospen mit, die sie pflegt mit heiliger Liebe.

Wenn aber der Herbst mit seinen ersten Schneeflocken einkehrt, wenn, wie an jenem Schreckensabend, die rothe Gluth des wärmenden Feuers das Zimmer beleuchtet, dann hören die Nachbarn oft ein fremdes, trauriges Lied singen, was Rosalie in fröhlichen Tagen einst in Livland kennen lernte:

Es sind viel tausend Flocken gefallen über Nacht,
Der Winter ist gekommen, ach, ehe wir's gedacht.
Leis gehen alle Räder, schwer rinnt des Stromes Lauf.
Im Feld ein jeder Pfahl hat ein weißes Käpplein auf,
Ich weiß nicht, was mir ahnet, mein Herz ist trüb und weh,
Ach, über Nacht ein Unglück kommt oft wie erster Schnee.



Ein Opfer der Leidenschaft.

Von W. Eßlinger.

Vollendet in vier Fortsetzungen.

I.

Es beschleicht den deutschen Einwanderer immer eine stille Wehmuth, denkt er an das alte Heim mit allem, was er dort erlebt. Wie könnte er auch seiner Heimath vergessen, wo er die heitersten Tage seines Lebens, die Tage seiner Kindheit, verlebt hat. Knüpfen sich doch an jene Zeit die schönsten und reinsten Erinnerungen, und wie so mancher hätte gar gerne noch einmal jene lieblichen Tage zurückgerufen. Und doch giebt es Menschen, die undankbar genug, ihre Heimath vergessen, oder sich ihrer gar schämen können. Wir bedauern die armen Verblendeten natürlich, denn sie verdüstern sich ja dadurch ihr eigenes Leben. Es muß doch ein Mensch von ziemlich niederer Gesinnung sein, der seinen Eltern kein dankbares Herz bewahrt, da sie ihn doch mit so viel Liebe und Selbstverleugnung gepflegt und großgezogen haben.

Unter all den deutschen Königreichen, Herzogthümern und Fürstenthümern steht das liebliche Schwaben mit seinen gemüthlichen und gutherzigen Bewohnern bezüglich der Schönheit der Natur mit in der ersten Reihe. Manches Herz schlägt dem friedlichen Ländchen dankbar zu, auch wenn es im fernen Westen weilt; denn zur Heimath wird die Fremde doch gar selten. Es muß den althergebrachten Gebräuchen schwäbischen Dorflebens ein eigenthümlicher Zauber zu Grunde liegen, der nicht so leicht schwindet.

Im Schwabenland giebt es noch manches friedliche Dörfchen, wo noch nie das Dampfroß vorüber schnaubte, die Bewohner eigentlich kaum recht wissen, was eine Eisenbahn ist. Und sie sind, richtig betrachtet, schwerlich zu bedauern. Haben sie das tägliche Brot, was sollten sie mehr wünschen? Das ist ja eben die Grundlage des Glücks, wenn der Mensch zufrieden ist. Das fortwährende Rennen und Jagen nach Besitz macht nur immer das Begehren größer, und mit der Begierde vermehrt sich auch die Unzufriedenheit. Daher glaube ich nicht, daß der rastlos strebende Amerikaner so glücklich ist, als der zufriedene Landmann in Deutschland. Je mehr sich der Mensch von der modernen Strömung, die nur Geld und Neuerungen will, mit fortreißen läßt, desto unglücklicher wird er. Auch unser Schwabenland wird nicht von diesem einreißenden Uebel verschont. Viel Unheil hat schon jetzt die Socialdemokratie angerichtet und droht noch größeres Verderben zu bringen. Wie kann das auch anders sein? Haben doch diese Männer der Neuerungen bei sich selbst mit aller Religion aufgeräumt, und versuchen das auch bei andern zu bezwecken; wo ihnen das gelingt, muß natürlich eine Hölle geschaffen werden, denn ohne Religion ist der Mensch kein Mensch mehr.

Auch in dem Dorfe K., wohin ein Theil der Erzählung uns versetzt, hat sich schon manche Veränderung bemerklich gemacht. Einst wohnten dort stille, zufriedene Leutchen, die treu an altem Brauch und Glauben festhielten. Das ist anders geworden. Heftiger streiten sich jetzt die Männer in den Schenken über politische Fragen, als das früher geschah. Auch die jungen Mädchen möchten sich gerne so viel als möglich nach der Mode richten, denn das lange, enganliegende Kleid der Stadtmädchen gefällt ihnen besser, als ihr kurzes, bequemes Röcklein. Wie so einfach waren doch die Leutchen früher. Was kümmerte sie die Welt draußen! Sie ging ja so wie so ihren Lauf, und ihnen war es ganz behaglich zu Muth in ihrem bescheidenen Heim. Nur im Falle der Nothwendigkeit machte man zu Fuß die Reise nach der nahegelegenen Oberamtsstadt, oder besuchte auch Gefreundte außerhalb des Dorfes. Und jetzt fühlt sich mancher Bursche zu beengt in dem kleinen Dörfchen, und ihn gelüstet nach der Welt draußen. Dort winken ihm goldene Berge. Der Verblendete! Wie wenig weiß er von jener Welt, nach der er sich sehnt! Hätte er einen rechten Begriff von ihr, er ließe Fremde eben Fremde sein und nährte sich ehrlich in der Heimath.

Wie viel Falschheit herrscht da draußen! Da mißtraut einer dem andern; einer sucht den andern zu übervortheilen. Hier gilt noch das Manneswort, draußen muß alles durch Namensunterschrift und Siegel beglaubigt sein. Und das wollte man etwa Glück nennen? — Warum denn den Mann beneiden, der vielleicht eine einflußreichere Stellung hat, als wir? es fragt sich ja noch lange, ob wir sie überhaupt ausfüllen könnten.

Dem Landmann ist vom Schöpfer die Aufgabe geworden, den Acker zu bebauen, und das sollte er nie vergessen. Sein Beruf ist gewiß ein edlerer, als er selbst mitunter glaubt. Je fröhlicher und strebsamer er den Samen ausstreut und in der Ernte das reife Korn in seine Scheunen führt, desto größer wird der Wohlstand des Landes. Warum sollte er auch um seiner Arbeit

wollen verachtet werden? Das muß ein eitler Thor sein, der geringschätzig auf den Landmann heruntersieht. Des Landmanns Beruf ist ehrlich und ehrenwerth. Der Spekulant darf sich jedenfalls nicht mit ihm auf gleiche Stufe stellen, denn unter seinem Besitz ist gar mancher unehrlich erworbene Dollar. Aber das ist nun eben einmal der Zeitgeist, man möchte das Geld spielend eintreiben und scheut die ehrliche Arbeit.

Jedenfalls wäre es eine große Gottesgnade, wenn unser friedliches Dörfchen in Zukunft vor dem einreißenden Verderben bewahrt bliebe. Noch Manches trägt den Stempel des Alterthums. Die alte steinerne Kirche sah wohl schon manches Jahrhundert kommen und schwinden und immer noch steht sie ehrwürdig da. Hoch droben auf der Spitze ist ein eiserner Hahn, der nicht nur als Zierde dient, sondern auch Wetterprophet ist. Die Bauern verstehen es auch vortrefflich, sich nach ihm zu richten. Und wie so feierlich schallt am Sonntag das Geläute der Glocken über die ganze Mark hin. Dabei wird einem so andächtig zu Muth, denn die Glocken haben eine gar mächtige Stimme. Mir will es scheinen, als ob heutzutage so viele, auch solche, die sich Christen nennen, nichts von jener heiligen Ehrfurcht wüßten; und doch sollte sie der wahre Geist empfinden. Das Heilige sollte uns immer recht heilig und Gott als der Erhabene ein Gegenstand heiliger Ehrfurcht sein. Der Landmann ist mit seinem einfältigen Glauben jedenfalls besser, als so mancher Prahler mit seinem Unglauben, der doch kaum weiß, warum er ein Ungläubiger ist. Gar oft bringt es eben die allgemeine Mode mit sich.

Friedlich ist dieses Dörfchen auch noch in anderem Sinne; denn Mutter Natur hat es ringsum durch tiefe Thäler umfriedet. Hieher drang wohl nie der grausame Krieg und das war eine Wohlthat. Wie keck und reizend liegt es droben auf seiner Anhöhe, daß es schon von der Ferne gesehen werden kann. Drunten im Thale fließt langsam der wasserreiche Bach und treibt die Dorfmühle, die immer so fröhlich klappert bei Tag und Nacht. Zu beiden Seiten des Baches ist es im Frühling und Sommer prachtvoll grün, blau, gelb und weiß. Im Herbste aber hört man frohen Jubel in den Weinbergen.

II.

Es war Palmsonntag und kaum war der Nachmittagsgottesdienst zu Ende, als auch schon Alles dem Thale zuströmte. Das geschah aber nicht immer so, nur weil heute Palmsonntag war. Unten im Thale bei der Ziegelei, nahe der steinernen Brücke, ordnete sich der Zug. Da ließ ein älterer Mann seine mächtige Stimme erschallen, indem er ein Lied anstimmte. Alle fielen ein und sangen aus voller Brust jenes so trostreiche Lied des frommen und vielgeprüften Gerhard:

„Wie soll ich Dich empfangen
Und wie begegnen Dir,
O aller Welt Verlangen,
O meiner Seele Zier?
O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Leuchte bei,
Damit, was Dich ergötze,
Mir kund und helle sei."
u. s. w.

Langsam bewegte sich jetzt der Zug singend thalaufwärts. Wie so blau und klar war der Himmel, und wie so herrlich das Grün! Die Frühlingsluft war so mild und die Sonne schien so angenehm warm; an den Bäumen sah man bereits die ersten Blüthen, oder doch wenigstens die hervorbrechenden Knospen; überall war Leben, auch die Vöglein sangen ihr Frühlingslied, und da sollte der Mensch sich nicht freuen, inmitten dieses Jubels, dieser Pracht? Er müßte ja ein Herz von Stein haben. Daher jubelten auch die Jungen so laut und sprangen lustig auf den Wiesen. Der Choral der Alten schallte weithin. So ging der Zug das Thal hinauf bis zu einer hölzernen Brücke, die alt und gebrechlich genug war, und deßhalb auch erst untersucht werden mußte, ob sie noch dienstfähig sei. Ein alter Bürger hielt zuerst eine Rede und dann wurde der Bach überschritten. Drüben ging es dann wieder singend thalabwärts.

Oben in den Weinbergen stand ebenfalls eine Menschenmenge, theils dem Gesang zu lauschen, theils sich der Natur zu freuen, manche waren eben auch gekommen, weil andere kamen. Ueberdies war es ja auch ein ganz besonderer Tag des Jahres.

Zwei Weiber standen flüsternd ein wenig abseits. Ihr Gespräch drehte sich um gar vielerlei, was sie nichts anging, doch gerade deßhalb schwatzten sie um so lieber darüber. Sie erzählten sich Wahres und Unwahres, was da und dort passirt und auch nicht passirt war, wer der Lise und der Anne den Hof mache, mit wem Herrenbauers Gottfried den Sonntag zuvor in den Feldern spazieren ging, ob Meyer's Frieder wohl mit der rundwangigen Kathrine bald Hochzeit mache und wie reich die Aussteuer sein werde, wo da und dort Mann und Weib sich gezankt hatten. Das alles interessirt ja die Frauen weit mehr als die Männer. Die beiden Weiber hatten offenbar jetzt ein wichtiges Thema gefunden, denn ihre Augen zwinkerten so gewichtig und geheimnißvoll und zuweilen schielten sie verstohlen nach der Richtung, wo die Menge stand.

„... Und wie hoch er den Kopf trägt, seit er Bürgermeister geworden ist. Er ist doch gar

zu eingebildet. Sieh' nur, wie stolz er dort steht," sagte im Flüsterton die Eine.

Die Andere nickte beistimmend und wieder schielten sie hinüber. „Ich hörte sagen, er sei gegenwärtig viel öfter im Hirsch und komme meist betrunken heraus. Sein Weib läßt er allein daheim sitzen; es geschieht ihr auch ganz recht, denn sie dachte sich ja auch so groß, als sie ihn erhielt. Er soll öfters Streit mit ihr haben, das wundert mich auch nicht. So treiben sie's nicht lange, dann wird ihnen schon ihr Stolz vergehen, wenn sie eines Tages einsehen müssen, daß sie verarmt sind."

„Ach, du lieber Himmel, wie ist es doch ein Unglück, wie Leute durch so ein Aemtchen so eingebildet werden. Er sieht Unsereinen kaum mehr an!"

So ging das Geflüster fort, bis der Bürgermeister so ziemlich als Lump gebrandmarkt war; denn das ist gewöhnlich der Schluß solcher Gespräche. Er stand nichtsahnend dort bei der Menge und blickte gedankenvoll hinunter in's Thal und hinüber in den Wald auf der andern Seite. Man hätte von seiner Haltung aus allerdings auf ein stolzes Herz schließen können. — Doch dürfen wir dem Geschwätz der Weiber dort nicht nur so ohne Weiteres Glauben schenken. Sehen wir uns den Mann ein Bischen genauer an.

Er war ein Mann von schönem Bau und aufrechter Haltung; der Blick war träumerisch und verrieth ein tiefes Gemüth; der Gesichtsausdruck zeugte von viel Ehrgefühl, aber um so weniger Festigkeit. Jeder mußte ihn als einen schönen Mann anerkennen, so vollkommen war die Gestalt von etwas mehr als Mittelgröße. Stolz und eingebildet war er nicht gerade, hatte aber die üble Gewohnheit, mehr scheinen zu wollen, als er eigentlich war. So giebt es noch manche außer ihm. Zudem war es seine Art, still und in sich gekehrt, seine Wege zu gehen. So konnte es wohl kaum ausbleiben, daß ihn Mancher stolz nannte, in schlimmerem Sinne, als er es wirklich war.

Seit einem Jahre war er Bürgermeister des Dorfes. Eigentlich war er nur Gemeindeschatzmeister, doch ist es in jener Gegend des Schwabenlandes gebräuchlich, diesen „Bürgermeister" zu nennen, während sich der Ortsvorsteher auf den Titel „Schulze" nicht wenig zu gute thut; das macht ihn ja auch eines Hauptes länger als andre Leut'. Seit Jakob — denn das ist der Name des Bürgermeisters — sein wichtiges Amt verwaltete, war es eine ausgemachte Sache bei Vielen, daß er nicht wenig von sich denke. Der Höhergestellte muß ja in den meisten Fällen eingebildet und stolz sein, ob er es nun ist oder nicht, es gehört mit zum Amt.

Ganz Unrecht hatten indeß die Weiber in den Weinbergen nicht, denn ein kleines Fünkchen Wahrheit hat in den meisten Fällen auch die Verläumdung, nur daß dieses Fünkchen so gar klein ist. Jakob kam sich in der That etwas größer vor als früher; doch das wäre noch manchem Andern so gegangen. Jakob suchte jetzt mit aller Gewandtheit, die ihm zu Gebote stand, den Herrn zu spielen und das nimmt sich immer sonderbar aus an einem Landmann. — Schon seit einiger Zeit war Jakob einer der eifrigsten Gäste im „Gasthaus zum Hirsch," während er früher am liebsten am heimathlichen Herd weilte. Oft hatte ihn sein Weib gebeten, zu Hause zu bleiben, aber ihre Bitten fanden taube Ohren. Es war ihm bei ihr zu langweilig und im „Hirsch" fand er immer lustige Gesellschaft und das zog ihn so unwiderstehlich an.

Manch glückliches Jahr hatten sie in schönster Eintracht mit einander gelebt und Freud und Leid redlich getheilt. Die trauten Abende am Familienherd waren immer die schönsten gewesen. Da war Jakob Bürgermeister geworden und seitdem war er immer seltener ganze Abende zu Hause. Das schöne Band, das bisher alle in Liebe und Einigkeit umschlungen hielt, drohte zu zerreißen. Nur allmählich, Schritt für Schritt, war es so weit gekommen. Anfangs hatten Amtsgeschäfte Jakob in das Gasthaus geführt, dann die Liebe zur Gesellschaft und schließlich wurde es ihm zur Leidenschaft.

Ein Wirthshausbruder wollte Jakob nicht werden, beileibe nicht. Lange hielt er auch kräftigen Widerstand und war immer zeitig zu Hause. Aber sein Weib schaute bekümmert in die Zukunft, denn sie kannte ihren Mann zu gut, um sorglos sein zu können.

Es war an einem kühlen Herbstabend, als Jakob wie gewöhnlich mit seinen alten Freunden im „Hirsch" saß. Die Unterhaltung war gerade recht lebhaft geworden, als die Glocken auf dem Thurme die zehnte Stunde verkündigten. Das war die Zeit, wo Jakob gewöhnlich nach Hause ging; denn diesen Gefallen konnte er seinem Weib nicht verweigern. Somit erhob er sich auch heute, um gute Nacht zu wünschen. Schon oft hatten seine Genossen versucht, ihn länger zu halten; doch bis jetzt ohne Erfolg. Aber heute waren sie fest entschlossen, ihn unter allen Umständen zu halten.

„Wirst uns doch jetzt nicht verlassen wollen, da wir in der besten Unterhaltung sind. Ich laß noch eine Flasche Achtundsechziger kommen," sagte ein untersetzter Mann mit kleinen, grauen Augen und aufgedunsenem Gesicht, dessen nicht sehr kleine Nase den fleißigen Trinker verrieth und den wir unsern Lesern als den unlängst hier seßhaft gewordenen Müller vorstellen.

„Ich kann nicht länger bleiben, ich hab' ver-

sprochen, um zehn Uhr nach Hause zu kommen," sagte Jakob nach seiner Mütze greifend.

„Bist doch nicht gar unter dem Pantoffel?" warf jetzt der rauhe Dorfschmied ein. „Fürchtest dich doch nicht ausgezankt zu werden? Man muß sich von seinem Weibe nicht ganz und gar regieren lassen."

Da überflog Zornesröthe das Antlitz Jakobs. Er senkte das Haupt, wie in Nachdenken versunken. Hatte der Schmied nicht gesagt, er sei unter dem Pantoffel? Und war er's denn nicht? Fast wollte es ihm jetzt so scheinen. Er liebte sein Weib, aber unter dem Pantoffel wollte er nicht sein. Und er wollte es nie und nimmer sein! In seinem Innern stritten zwei Stimmen; die eine mahnte: „Geh nach Hause," die andere sprach immer stärker: „Bleib, sei doch kein Narr. Sie lachen dich ja aus!" Was war da zu thun? Ging er, so gab er stillschweigend zu, daß er unter dem Pantoffel sei; blieb er, so that er schweres Unrecht und betrübte sein Weib. Unschlüssig stand er da.

Das merkten die Andern und benützten die günstige Gelegenheit, denn die Versucher sind immer wachsam. Alle stürmten jetzt mit ihren Bitten auf ihn ein und verhießen eine lustige Stunde. Lange sollte es ja nicht währen, alle wollten bald nach Hause, nur jetzt noch nicht. Und Jakob ließ sich überreden und blieb. Der dicke Müller bestellte eine Flasche Achtundsechsziger, der Schmied wurde auch freigebig, was nur selten vorkam, und nun wurde lustig getrunken, aber auch heftig raisonnirt. Jakob wurde bald beduselt und seine schwache Seite gewann die Oberhand. An sein Weib und seine Kinder zu Hause dachte er nicht mehr. Bald bezahlte auch er Flasche auf Flasche, und die Gesellschaft trank und stritt immer heftiger. Rasch verflog die Zeit.

Werfen wir einen Blick in Jakobs Wohnung. Dort saß ein bleiches Weib einsam und verlassen vor einem Tisch, den Kopf auf die Arme gestützt — es war Christine, Jakobs Weib. Die Kinder schliefen fest und nur sie wartete noch auf den Vater. So lange war er aber auch noch nie ausgeblieben. Wie war doch dem harrenden Weib so schwer um's Herz, und dazu gesellten sich noch schmerzliche Ahnungen, welche sie gegen Niemand auszusprechen wagte. Aengstlich horchte sie auf das kleinste Geräusch, und schaute gar betrübt zuweilen hinaus in die mondhelle Nacht, aber enttäuscht kehrte sie wieder an ihren Platz am Tische zurück. Lange noch sollte sie so warten. Die Thränen standen ihr in den Augen, als sie seufzte: „O dieses unheilbringende Amt, das mir die Ruhe und die Liebe meines Mannes raubt. Früher weilte er gerne zu Hause, wenn er sich müde gearbeitet hatte; jetzt ist er immer fort und heute warte ich umsonst auf seine Ankunft. Mir wird so bang um's Herz, wenn ich an die Zukunft denke." So saß sie lange und weinte still und klagte dem Vater droben ihre Noth, bis ein leichter Schlummer sie ihren Kummer auf einen Augenblick vergessen ließ.

Sie hatte noch nicht lange geschlummert, als sie plötzlich erschreckt emporfuhr. Die Hausthüre war heftig zugeworfen worden, und von der Treppe her vernahm sie schwere, unsichere Tritte. Einen Augenblick später wurde die Stubenthüre aufgerissen und über die Schwelle stolperte ihr Mann. Und wie starrten seine Augen so gläsern sie an, daß sie bis ins Innerste erbebte. Christine hatte ihn noch nie so gesehen. Als sie erschrocken und ängstlich ihn anblickte, murmelte er mürrisch vor sich hin, und Christine glaubte ihn etwas über „nicht unter dem Pantoffel sein wollen" zu verstehen. Hatte sie ihm denn Ursache gegeben, so zu sprechen? Hatte sie ihn nicht immer geliebt?

Ohne sich zu entkleiden schlief Jakob ein und erwachte am andern Morgen mit schwerem Kopfe und dem Gefühl größten Elends.

Der Friede war jetzt von der stillen Familie gewichen. Jakob hörte nicht auf die Bitten seines Weibes, antwortete überhaupt nur selten, denn in nüchternem Zustand wollte er nicht gerade grob gegen sie sein; nur sollte sie wissen, daß sie ihn nicht unter dem Pantoffel halten könne. Als ob daran das brave Weib überhaupt gedacht hätte!

Jakob war nie früher gegen sein Weib so abstoßend gewesen, er hatte sie aufrichtig geliebt. Aber von jetzt an wurde er immer liebloser. Oft und oft wiederholte sich jener Abend, nur mit dem Unterschied, daß Jakob sich jetzt nicht mehr nöthigen ließ, sondern freiwillig blieb. Er wollte seinen saubern Brüdern den Beweis liefern, daß er nicht unter dem Pantoffel sei. Gegen sein Weib verharrte er in trotzigem Schweigen, jedenfalls das Peinlichste für eine liebende Gattin.

Ein kalter Winter folgte. Der eisige Wind pfiff so stark, daß die Fenster klirrten. In solcher Zeit ist es am behaglichsten im warmen Zimmer beim Ofen. Zu diesem Zwecke haben ja die deutschen Landleute besonders hergerichtete Ofenbänke. Dort sitzen dann nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer gerne beisammen. Diese sprechen mit Vorliebe über die mit dem Mann auf's Engste verwobene Politik. Dazu rauchen sie ihre Pfeife und trinken ein Gläschen Wein oder Apfelmost, zuweilen auch mehr. Draußen bekümmert sich ja das Weib noch nicht um politische Fragen. In solcher Gesellschaft der Landleute werden Mängel in der Gemeindeverwaltung besser besprochen, als in offener Rathssitzung, denn es ist ein fast allgemeiner Fehler der Menschen, daß sie da schweigen, wo

sie sprechen sollten und auch umgekehrt. Diese Ofenbankpolitik findet nur selten ihren Weg aus den vier Wänden, und die Pläne, die da d'rin entworfen werden, fallen draußen meistens der Vergessenheit anheim. Auch die Jugend versammelt sich gerne. Die Mädchen sitzen beisammen und spinnen, und ordentliche Burschen erhalten Zutritt und schaffen Unterhaltung. Da schnurren dann die Rädchen und die Spulen füllen sich mit dem starken Faden, der in dauerhafte Leinwand verwandelt werden soll.

Wer weniger häuslich gesinnt ist, sucht in den Schenken seinen Zeitvertreib, und zu diesen gehörte jetzt Jakob. Früher war ihm im Winter die Ofenbank zu Hause der liebste Platz gewesen, aber das war leider anders gekommen. Im „Hirsch" fand er sich oft mit dem dicken Müller und dem rauhen Dorfschmied und noch anderen Spießgesellen zusammen. Es verstand sich bald von selbst, daß Jakob als der Reichste und Wohlhabendste auch am meisten bezahlte, und er glaubte damit etwas besonders Großes zu thun. Wohin aber sollte das führen? Jakob war allerdings einer der Höchstverzehnteten im Dorf, aber wie die meisten Landleute hatte er wohl hinreichend Lebensmittel und noch mehr, aber wenig Geld. Die Zechschulden wurden immer größer. Dazu kam noch das verderbliche Spiel. Anfangs wurde es allerdings nur zum Zeitvertreib getrieben, bald aber um Geld, und endlich wurde es zur folgenschweren Leidenschaft.

Und wie ging es zu Hause? Jakob wurde immer schroffer und liebloser gegen sein Weib. Ihre Thränen konnten ihn nicht rühren. Auch die Kinder, für die er noch große Zuneigung hatte, blickten den mürrischen Vater scheu an. Er war ja auch ganz anders geworden, und das merkten sie wohl. Sah er die scheuen Blicke, dann wurde er nur noch mehr gegen sein Weib erbost, der er alles zuschrieb, und mitunter murmelte er: „Glaubt sie denn, ich sei ihr Knecht geworden, als ich sie heirathete? Jetzt bringt sie es auch noch so weit, daß die Kinder mich fürchten. Sie soll's noch büßen." Dabei blickte er so mürrisch vor sich hin, daß man hätte glauben können, er sei bereit, dreinzuschlagen. Das ließ er sich allerdings nie zu Schulden kommen. Solch mürrische Stimmungen kamen gewöhnlich vor, wenn er in der Nacht betrunken nach Hause kam, und die Kinder am Morgen wegen seines verstörten Aussehens erschreckt ihn mieden.

(Fortsetzung folgt.)



Am Montblanc.

Editor.

Obiger Titel ist mit Bedacht gewählt; denn erstiegen habe ich den Bergkönig Europas nicht. Das scheint mir, falls kein wissenschaftlicher Zweck vorliegt und man solche „Aufstiege" nur unternimmt, um sagen zu können, man sei droben gewesen — denn doch ein gar zu waghalsiges Unternehmen, welches das Wort in Erinnerung bringt: „Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darinnen um."

Aber hin mußte ich zu dem in seiner Art unvergleichlichen „Weißen Berg", da ich doch einmal in der Schweiz war. Wie ein König winkte er mir von Genf aus, wohin uns unvermeidliche Geschäfte führten und wo wir die Freunde, die wir suchten, nicht fanden.



L'Argentiers-Gletscher. Gläsernes Meer. Le Flégère. Dom. Gletscher des Bossons.

Montblanc-Kette.

Ein Platz auf einer Diligence der französischen Compagnie, welche Reisende, Gepäck und Briefe von Genf nach Chamonix zum Fuß des Montblancs befördert, wird bestellt. Ich sage auf einer Diligence, denn diese Gefährte sind der Aussicht wegen eigenthümlich eingerichtet. Im untern Wagentheil wird das Gepäck aufbewahrt, während auf der breiten Wagendecke Sitze für 24 Passagiere hergerichtet sind, die ein leichtes Dach gegen Sonne und etwaigen Regen schützt.

Meine Karte weist auf einen Ecksitz in erster Reihe. Als ich aber komme, ist derselbe von Jemand aus einer amerikanischen Reisegesellschaft mit charakteristischer Freiheit in Beschlag genommen. Ohne etwas zu sagen nehme ich den nächsten Platz in erster Reihe ein. Aber auch das ist den verwöhnten amerikanischen Touristen nicht genehm. Sie erwarten noch Andere, und hätten daher gern für ihre ganze Gesellschaft die besten Plätze herausgefischt, obgleich jedem Passagier der Platz beim Ankauf des Billets auf demselben angewiesen ist. Da wird nun mit der bekannten Zungengeläufigkeit d'rauf los geschwatzt und gerathen, wer und was der Fremdling eigentlich sei, wo er wohl herkomme — aus Frankreich, Deutschland oder Holland, und was man mit ihm anfangen soll. Das ging so eine Zeitlang hin und her, wie ein preußisches Schnellfeuer, während dessen der Berichterstatter mit möglichst dummer Miene stumm dasitzt wie ein Felsblock. Als das „Geknatter" aber gar zu stark wird, zieht er in aller Ruhe seinen Passagierschein aus der Tasche und bittet die Dame in der ersten Ecke, allergefälligst zu lesen. — Aber diese komisch verblüfften Gesichter! Französisch lesen kann zufällig Niemand von der ganzen Gesellschaft, und es muß verdolmetscht werden. Jedermann blieb jedoch auf dem eingenommenen Platze, und wir wurden gute Reisegenossen.

Jetzt geht's hinaus aus dem heißen Genf — denn es ist der Julimonat 1881 — dem Hochgebirge zu. Acht Pferde vor der Diligence, ein guter Kutscher, ein Condukteur und 24 wißbegierige, nach dem Montblanc verlangende Passagiere. Also fahren wir auf der guten Straße dahin.

Nur wenige Meilen von der Stadt wird die Grenze überschritten, oder eigentlich überfahren, und wir sind auf französischem Gebiet, einem Stück von Savoyen nämlich, welches Napoleon III. nach dem 1859er Kriege zu Frankreich geschlagen. Es ist historischer Grund. Durch dieses Thal der Arve, das hinauf zum Montblanc zieht, zogen in vielfachen Kämpfen die Schaaren der katholischen Herzöge von Savoyen gen Genf, der Ketzerstadt, um dieselbe Rom unterthan zu machen, was aber nicht geschah, bis endlich die Metropole der südwestlichen Schweiz ihre Unabhängigkeit errang. In jenen Bergen



Genf.

südlich von der Arve beteten die Waldenser zu ihrem Gott; dort wurden sie von Schergen und Soldaten von Schlucht zu Schlucht, von Gletscher zu Gletscher getrieben, bis sie auf der letzten Spitze Halt machen mußten, um in blutigem Kampfe ihre Peiniger zurückzuwerfen, oder zu unterliegen. In den alten längst verwehten Alpenhütten dieser Berge ward das theure Wort Gottes von jungen fleißigen Händen verhundertfacht, um dann in Höhlen, auf verborgenen Matten, im Urwald und im ärmlichen Heim als Brot des Lebens Kraft zum Kampf zu spenden.

Treu wie Gold, fest wie Stahl, kindlich im Glauben und eifrig in der Liebe gegen Freund und Feind, haben jene Männer und Frauen mit ihrem Blut eine Geschichte in jene Berge geschrieben, welche durch nichts verwischt werden kann. Sie sind, menschlich gesprochen, unterlegen, diese waldensischen Helden und Heldinnen;

Rom hat nicht nur in den Thälern, sondern auch in den Hochgebirgen Savoyens sein Kreuz aufgepflanzt, und erst in jüngster Zeit wurden weit drinnen im Gebirg unter dem Schutze der freiheitlich gesinnten italienischen Regierung wieder einige waldensische Gemeindlein gesammelt — die Nachkommen der glaubensstarken Väter.

Es ist komisch und traurig zugleich, wie wenig die feine überseeische Reisegesellschaft von all' dieser reichen Geschichte weiß. Die meisten derselben meinen fest und bestimmt, daß den Schweizern auch dies Stück Wunderland gehöre. Von den Vadois haben sie wohl einmal im Montblanckette, an welcher aller Augen sich laben. Von senkrecht aufsteigenden Bergwänden stürzen dicht am Fahrweg oder weiter hin in den Schluchten krystallhelle Bäche, die im Fall in Wasserstaub verspritzend und vom Sonnenlicht illuminirt, das herrliche Farbenspiel des Regenbogens zeigen. Majestätische oder bizarre Felsbildungen krönen viele Berge, und weiter hinten auf den höchsten der Riesen blinken die schneebedeckten Kuppen, als ob sie von Meisterhand aus glänzendem Alabaster gemeißelt worden. Dicht neben den Schneefirnen ragen schwarze Felsnadeln himmelan, welche so senkrecht anstreben, daß weder Schnee noch Eis an ihnen haften bleiben.



Gletschertisch.

„Harper" gelesen. Aber diese Vadois irgendwo in der Geschichte und Geographie zu placiren, daran zu denken — ach nein. Die Geschichte fängt ja — wie einer einmal sagte, Anno Domini 1776 an. Doch sind die Touristen von „drüben" willige und dankbare Zuhörer.

Wer vorher die Schweiz gesehen, dem bietet das Arve-Thal in seinem untern Lauf nichts Ungewöhnliches, obwohl es auch hier schon gar prächtig genannt werden darf. Weiter oben aber ist dasselbe der romantischste Theil Savoyens und eines der herrlichsten Alpengebiete.

Um 7 Uhr Morgens sind wir ausgefahren. Etwa um 11 Uhr — so zu sprechen — wird das Thal enger und enger; die Bergriesen rücken [illegible]s und links näher, und vorn im Südosten von Zeit zu Zeit die alles überragende

Im engen Thalgrund prangt das frischeste Wiesengrün, schmucke und gut gepflegte Nadelwaldungen bedecken die Berghalden, und aus und über denselben, nahe der Schneegrenze, schauen die Matten wie Oasen ins Thal, auf denen dann und wann ein fröhlicher Hirte die Schalmei bläst; denn jedes Fleckchen urbarer Erde muß der Mensch hier benützen, wenn nicht zum Ackerbau, so doch für die Weide, und überall tönt die Glocke der weidenden Kuh.

Die Luft wird reiner, alpenartiger; sie kömmt von den Eis- und Schneegefilden, und ist erfüllt vom Balsam der Nadelhölzer und dem Duft der Wiesen. Nur in den Alpen findet sich diese immerwährende Frische der Natur, nur dort in ihren Hochthälern athmet man diese eigenartige, balsamische Luft. In andern Gebirgen dagegen,

z. B. den amerikanischen, brennt sozusagen das frische Grün aus und die Atmosphäre liegt schwül auf dem Wanderer.

Nein, es ist keine bloße Sucht und Caprice, daß die Leute in die Alpen pilgern; denn wer nicht auf dem Rigi still hält, sondern eindringt in das Hochgebirge, der erhält hier etwas für Leib, Seele und Geist, was wo anders so leicht nicht zu finden ist.

Wir athmen tief und leicht; wir können uns nicht satt sehen an diesen majestätischen mit Firnen gekrönten Bergformen, und an den kosigen Wiesen und Matten; wir heben den Blick zum azurblauen Himmel und sprechen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte."

Reich zwar ist dieses Land nicht. Die Thalgründe sind schmal, und an den Bergen muß jedes Körnlein dem Boden abgerungen werden. Darum trifft man auch von Genf bis Chamonix, eine Strecke von 60 Meilen, nur einige wohlhabende Ortschaften. Die Einwohnerschaft dieser Thäler ist im Ganzen arm. Hier ist der arme Savoyardenknabe zu Hause, den wir in der Jugend so oft mit dem Murmelthiere sahen, und der, trotzdem er in der Fremde mehr Brot bekömmt, daselbst vor Heimweh nach seinen Bergen beinahe stirbt. Hier begegnen uns auch die Cretins, mit dem mißgestalteten Kopf, die in all die Naturherrlichkeit hineinstarren, als ob dieselbe gar nicht vorhanden.

Arme, schmächtige Kinder laufen weite Strecken neben der Diligence her, um einen Centime (1/5 Cent) zu erhaschen. Da thut sich denn die Nationaltugend der Amerikaner kund! Sie können nicht genug geben. Erst fliegen die kleineren Geldstücke, dann die größeren und endlich Frankenstücke (20 Cts.). „Es ist ja gar zu schrecklich, wie verhungert diese Kleinen aussehen," sagt eine amerikanische Dame, „haben wir denn nichts zu essen?" Und richtig — es finden sich gebratene Hühner, gutes Brot, Kuchen u. s. w. Der Condukteur wird durch den Dolmetscher gebeten anzuhalten. Es ist zwar ganz und gar gegen die Regel. Aber die Rührung überkömmt den Mann. Er läßt den Wagen halten, und da klettern denn diese amerikanischen Damen herab und füttern an der staubigen Landstraße Savoyens ein Herdlein Bettelkinder. Mir liefen heiße Zähren über die Wangen als ich das sah, und vergessen war die amerikanische Reisefreiheit, vergessen, daß man nicht wußte, wo die Waldenser wohnten, und in meinem Herzen sprach eine Stimme: „Gott segne das amerikanische Volk. Es sind trotz alledem Christenmenschen."

Mittag ist gemacht, und höher hinauf geht's in die Gebirgswelt. Zur Abkürzung des Weges führt die neue Landstraße zwölf Meilen von Chamonix, nordwärts ab vom Arvethal durch eine wilde Schlucht. Kaum erreicht hier die Mittagssonne die Schluchtsohle und himmelhohe Felsenwände ragen rechts und links auf, und hoch oben auf denselben sind gleich Adlerhorsten kleine Villen reicher Engländer und Franzosen hingezaubert. Nur auf weiten Umwegen können diese Wohnstätten erreicht werden, droben aber muß der Anblick ein überwältigender sein. Hie und da bei Wendungen der Schlucht guckt der



Bossons-Gletscher.

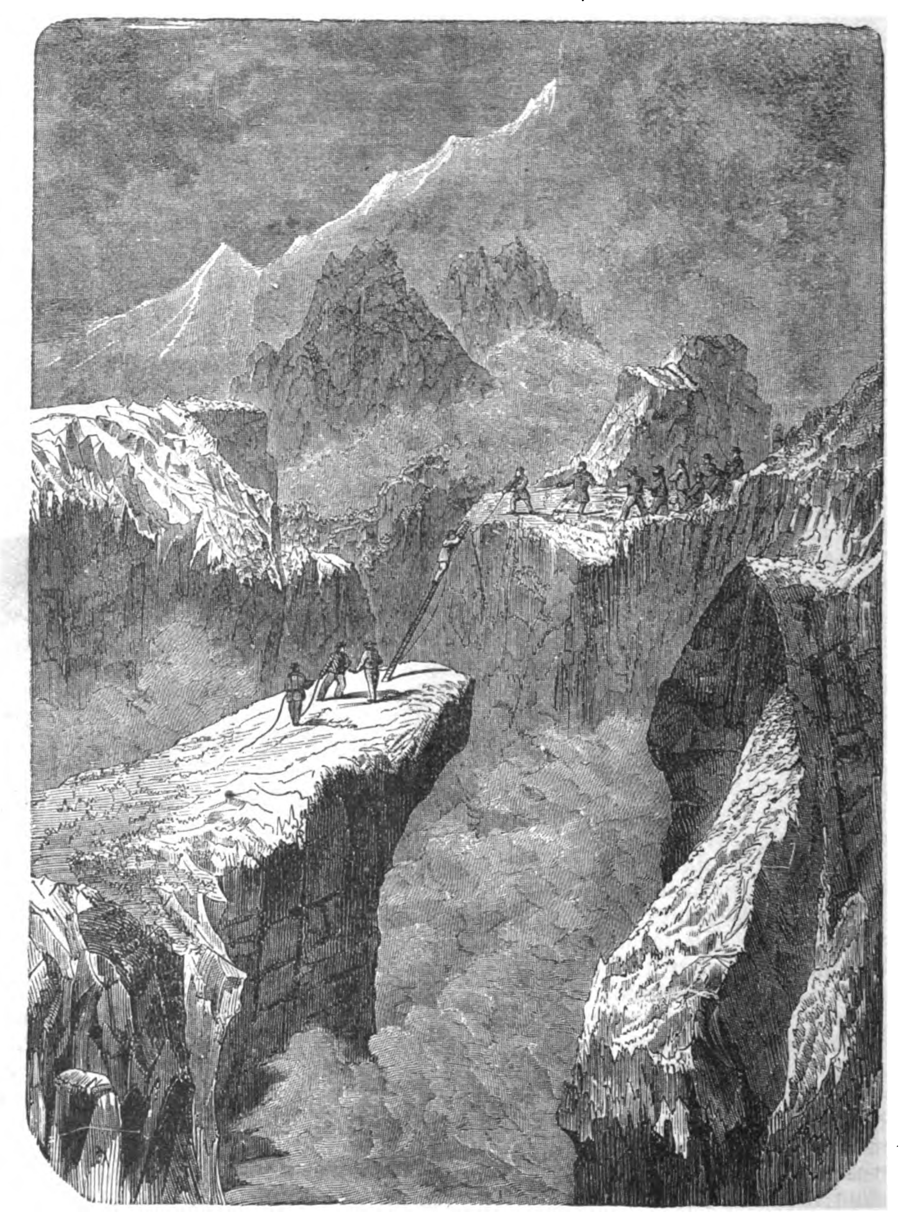
Montblanc wie vom Himmel herab auf uns hernieder. Niemand hat mehr ein Wort zu sagen, alles schweigt und schaut und staunt — bis eine amerikanische Sonntagschullehrerin mit sanfter, lieblicher Stimme zu singen anfängt: „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn." Das packt. Die ganze amerikanische Gesellschaft fällt ein, und die einfache und doch so großartige Doxologie der Kirche dringt aus der Montblanc-Schlucht zum Himmel.

„Was singen sie," frägt ein mitreisender französischer Offizier. „Sie loben Gott," erhält er zur Antwort. Und achtungsvoll mustert der Franzose die überseeische Reisegesellschaft und bleibt fortan in Gedanken versunken.

Wir sind wieder im Thal der Arve. Rechts im Süden thürmen sich die Massen des Montblanc's auf, vor uns das Dorf Chamonix. Es ist ein Naturwunder, dieses Chamonix-Thal, wunderbar namentlich dadurch, daß aus dem-

selben der höchste Berg Europas fast seiner ganzen Höhe nach unmittelbar aufsteigt. Das Thal der Arve liegt bei Chamonix 3338 Fuß über der anschließen, nie zu sehen ist, obwohl auch sie Piks haben von über 14,000 Fuß Höhe.

Außerdem bietet der Montblanc eine Gebirgs-,



Besteigung des Montblanc.

Meeresfläche; der Montblanc ist 14,808 Fuß hoch; somit hat man Bergmassen vor sich, die unmittelbar über 11,000 Fuß aufsteigen, was z. B. in den Felsgebirgen, zu welchen man über eine 5000 Fuß über dem Meere liegende Hochebene gelangt, welcher sich alsdann die s. g. Vorberge

Gletscher- und Firnenwelt, wie man sie in Europa nur bei Zermatt in der Mont Rosa Gruppe findet. Nach der französischen, der Nordseite, steigen sechszehn, nach der südlichen, italienischen Seite aber zwanzig Gletscher in die Thäler und Schluchten.

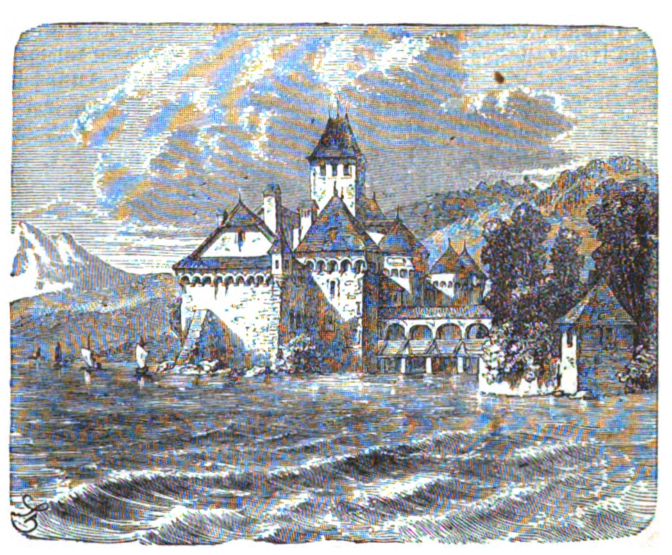
Was Wunder, wenn Chamonix im Hochsommer von Reisenden aus allen Welttheilen besucht wird! Auf der langgestreckten Straße des Dorfs, das kaum eine andere hat, hört man die Sprachen aller civilisirten und auch einiger halbcivilisirten Völker, und sieht Menschen aus aller Herren Länder.

Gleich am ersten Abend bot sich vom Thal aus ein prächtiges Schauspiel. Fast alle Fremden sind draußen auf der langen Straße Chamonix's und beschauen die im milden Mondlicht glänzenden Schneehäupter der Berge. Da wird plötzlich der mit ewigem Schnee bedeckte Dom, die höchste Spitze der Montblanc-Kette von rothem bengalischem Licht übergossen. Wunderbar flammt es auf und bedeckt die glänzende Kuppe mit zauberischen Farben! Einige Minuten währt das unbeschreibliche, herrliche Schauspiel — dann liegt wieder Mondglanz über den Bergen. Doch schon wieder flammt Licht auf und zwar diesmal blaues, das auf den Glacier des Bossons (Bossongletscher) geworfen wird, welcher sich von dem „Dom" des Montblancs herabzieht und mit seinen wunderlichen Eisformen, und der ihn umgebenden Moräne (aus Geröll bestehendem Gletscherdamm) in dieser Beleuchtung ein unvergleichlich Bild darbietet. Dann steigen Raketen auf, ein Feuerrad sprüht seine Funken, kurz — ein regelmäßig Feuerwerk wird am oberen Abhang des Montblancs abgebrannt. Wer ist denn aber der Feuerwerker? Ein Engländer, welcher den Montblanc besteigt und hoch oben bei der Alpenhütte, wo er mit seinen Führern übernachtet, sich das theure Vergnügen erlaubt und den ächt engländischen Ruhm hat, das Chamonix-Thal auf eine halbe Stunde in ein Feenland verwandelt zu haben.

Den nächsten Morgen und mehrere andere Tage geht es mit einem tüchtigen Führer hinauf auf die Berge, hinein in die Schluchten, hinüber über die Gletscher und auch einmal halbwegs auf den Montblanc hinauf, denn dort, wo der recht gefährliche Aufstieg beginnt, halten wir inne.

All diese Wanderungen zu schildern, würde zu weit führen. Nur so viel sei gesagt, daß ich hier, inmitten dieser großartigen Schöpfung unseres Gottes, unvergeßliche, reich lohnende Stunden verlebte. Wer aber hier, wie anderswo ächten Genuß in und an der Natur haben will, muß Aug' und Ohr dafür mitbringen. Ich hörte hoch oben am Montblanc in überwältigender Berg- und Gletscher-Scenerie junge Herren berathen, welchem „Sport" sie sich hingeben wollten, wenn sie nach Genf kämen, und junge Damen diskutirten über Pariser Anzüge. Arme Menschen das, und getäuschte Väter, die solche Kinder zur Ausbildung auf Reisen senden! Man sollte auf die Reisekoffer schreiben: „Ein Gänschen, das zog aus; ein Gagag kam nach Haus." Sind es auch nur Ausnahmsmenschen, die in solcher Herrlichkeit gleichgültig bleiben können, so möchte man selbst über diese Ausnahmsfälle beinahe ungeduldig werden.

Vom Flegére, dessen Höhe auf unserm Bild durch ein Haus bezeichnet ist, und der an der Nordseite des Thals dem Montblanc gegenüber aufsteigt, genießt man den Anblick des Bergriesen von Fuß zu Spitze und beinahe seiner ganzen Ausdehnung nach; namentlich gewährt dieser Standpunkt einen unvergleichlichen Blick auf das Eismeer (Mer de Glace), den größten Montblanc-Gletscher. Wir steigen jedoch nach rechts, dem Osten zu, noch weiter auf den Mont Brevent, von dem aus die höchste Spitze des Montblanc, der Dom, so unmittelbar vor das Auge tritt, daß man meint, die Kuppe mit einem Sprung erreichen zu können, obgleich das tiefe Thal dazwischen liegt.



Schloß Chillon am Genfersee.

Der Führer ist ein ächter Savoyarde, halb französisch und halb italienisch, und macht mit seinem breiten Filzhut, dem kurzen Wamms und den enganliegenden bis zum Knie reichenden Hosen, langen Strümpfen und schweren Schuhen, eine ächte Bergfigur. Er spricht, wie die meisten seiner Landsleute, ein verdorbenes Französisch, und sintemal meine französische Gram-

matik gar sehr verrostet ist, halten wir anfänglich gar possierliche Sprachübungen. Endlich jedoch geht es so leidlich. Der Bergsohn erweist sich als ein prächtiger, treuer Mensch, dem der gute Humor nie ausgeht, und auch an Gott, den allmächtigen Schöpfer, glaubt.

Seine nervige Faust geleitete mich, während des dortigen Aufenthaltes, über die schwierigsten Stellen der Gletscher Bossons, Mer de Glace und Argentiers. Wir kletterten die Schluchten hinunter, die Halden hinauf und bestiegen auch einmal eine der geringeren Spitzen der Montblanc-Kette. Die Ersteigung des „Doms" jedoch kam selbst diesem erfahrenen, unerschrockenen Bergsteiger als ernstes Wagniß vor. Als ich ihn am Morgen meiner Abreise mit einer „Partie" und andern Führern ungewöhnlich ernst und stumm die Straße entlang marschiren sah, und fragte, weßhalb er so feierlich einherschreite, da antwortete er kurz und bedeutungsvoll, mit einem Blick zum Himmel: "Monsieur — Dom de Montblanc;" seine braune Hand aber wies links zum Hüttchen, vor welchem ein junges Weib mit dem Säugling auf dem Arm den Scheidenden schmerzlich nachschaute.

Oft noch blickte ich auf der über den Col de Balme und Martigny bewerkstelligten Rückreise zurück zum Dom de Montblanc, der majestätisch droben, nahe dem vom Abendroth erleuchteten Firmament thronte.

Der Abschiedsgruß aus dem Chamonix-Thale war ein herrlicher. Die untergehende Sonne vergoldet die in Hochduft flimmernden Klippenwände, die Honig duftenden Wiesen erscheinen in magischer Farbenpracht, die in Kaskaden herabstürzenden oder durch Felsblöcke sich Bahn brechenden Bergwasser fallen in allen Farben des Regenbogens nieder, die Vögel singen, das trauliche Geläute der grasenden Herde ertönt, die Menschen jauchzen und ich lobe Gott, den Herrn.

Der Montblanc kam mir nicht aus der Erinnerung, als wir an den lieblichen Städten des Genfersee's — Montréux, Vevey etc., vorbeifuhren, auch dann nicht, als das durch den „Gefangenen" berühmte Schloß Chillon besucht wurde.

Seither habe ich mich schon oft dankend seiner erinnert; auch jetzt gedenke ich bei 98 Grad Hitze im Schatten an's Chamonix Thal und verspüre in allen Poren den Wechsel dieses Erdenlebens.



Ein Zuhörer Dr. Martin Luthers.

Die Dombibliothek in Hildesheim besitzt unter ihren handschriftlichen Schätzen einen im Jahre 1668 von einem Pastor Bothfeld angefertigten Auszug aus der Chronik des Dekans Johannes Oldekop, welche leider verloren gegangen ist. Der Auszug beginnt in Annalenform mit dem Jahre 1501 und enthält eine große Fülle von hochinteressantem Material für die deutsche Kulturgeschichte in wortgetreuer Wiedergabe des Chronisten. Dieser letztere, ein strenger Anhänger der römischen Kirche, studirte im Jahre 1515 zu Wittenberg Theologie und besuchte Luthers Vorlesungen, über welche er ausführlich berichtet. Die Aufzeichnungen des strenggläubigen Katholiken, der 1553 als Dechant zu Hildesheim verstarb, stellen das Lehren und Wirken Luthers und seiner Anhänger und Gegner lebendiger da, als irgend ein anderer zeitgenössischer Bericht und erscheinen deshalb der Mittheilung um so würdiger, als sie nur von wenigen gekannt sein dürften. Zur Erleichterung des Verständnisses geben wir dieselben, welche in plattdeutschem Dialekte geschrieben sind, hier in hochdeutscher Uebertragung wieder, ohne jedoch von der naiven und originellen Darstellung abzuweichen.

„Anno 1515 des Montags nach dem weißen Sonntage" (der erste Sonntag nach Ostern) „kam ich, Johannes Oldekop, nach Wittenberg und mein erster Rector universitatis war der ehrwürdige und hochgelehrte Herr Johann von Staffelstein, und um die Zeit hob an Dr. Martinus Luther, epistolas Pauli ad Romanos zu lesen. Der Doktor hatte darauf bei Johann Grünenberg, dem Buchdrucker, bestellt, daß die Episteln Pauli in weit von einander abstehenden Reihen (de rige eine wit von der anderen) gedruckt würden, um des Glossirens willen, denn da ward von Luther „vele ofer und bi" gelesen, was er aus den alten katholischen Doktores gesammelt hatte. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und nach meinem Vermögen von gutem Fleiße und hörte die Lektiones von Martino gern. Ich ging auch zu allen seinen Predigten und kam mit ihm in sonderliche Kundschaft, er war mein Beichtvater und diente ich ihm oft bei der Messe, und Gott weiß, daß ich nicht lüge, und hatte an ihm keinen Mangel und Mißtrauen, nur daß er mit der katholischen Kirche unterweilen nicht übereinkam und in einer Predigt einmal sagte, daß jeglicher Heiliger im Himmel seine eigene Tafel habe; den einen Heiligen riefen sie an, wenn ihnen die Zähne wehe thäten, den andern, wenn ihnen die Augen wehe thäten. Er war dabei auch sehr spöttisch auf die lieben Heiligen, insonderheit auf St. Valentin, Servatium, Wendelinum und auf St. Christoph. Von dem pflegen

sie in Wittenberg zu singen in vier Stimmen: „St. Christopher, der viel heilige Mann rc.", und wenn das Doktor Martinus hörte, so wollte er, wie man sagt, aus der Haut (ut dem Felle) fahren. „Auf solche Weise wird Gott hinter die Thür gesetzt" (so lauteten seine Worte), „und die Heiligen kriegen ihren Platz oben am Tisch." Die Studenten pflegen das Fest der Heiligen Borchardi und Pantaleonis zu halten, tranken und waren fröhlich und führten der Bürger Töchter zum Tanze. Unterweilen setzten die Jungfrauen den Gesellen Kränze auf. Dagegen predigte Doktor Martin so hart und scharf, daß nun die Eltern ihre Töchter, die mannbar waren, in ihrem Hause behielten und dadurch kriegte Luther bei den vornehmsten Bürgern Anhang, Lob, Ehre und Preis."

Zum Jahre 1517 erwähnt Johannes Oldekop Luthers heftigen und „vermetenen" (vermessenen) Kampf gegen Tetzels Ablaßhandel. Luther appellirte gegen Tetzels Bannspruch an ein allgemeines Konzil und „die Appellation wurde von Stund an gedruckt und die Studenten sendeten dieselbe ein jeder in sein Vaterland. Das Feuer ging heftig an. Der Luther ward von guten Freunden gebeten, er solle gemach thun, daraus könnte ihm viel böse Noth begegnen. Die Universität beschickte ihn und ließ ihm sagen, er möge bedenken, welch ein Verderb und Niedergang der neuen hohen Schule durch seine neue Lehre entstehen könnte. Er blieb unbeweglich und wurde von Tag zu Tage hoffärtiger und vermessener. Herzog Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, dem Wittenberg gehörte, sandte etliche Theologen und Juristen an Doktor Martin, die ihm anzeigten von des Kurfürsten wegen, Doktor Johannes Tetzel wäre aus dem Lande gezogen und führe seinen Ablaß mit sich nach der Mark; deshalb solle er den Tetzel vergessen und nicht mehr auf den Ablaß schelten, denn Ablaß wäre Ablaß. Da merkte man in den Lektiones, die Doktor Martin Luther fleißig und gewissenhaft hielt, daß er dem kurfürstlichen Begehr und Befehle nachlebte. Aber durch sein Treiben (sin Dröfent) und Mithülfe wurden die epistolae obscurorum virorum auf das schmählichste contra Theologus Colonienses et Lovanienses vorgelegt und zu Wittenberg aufs neue durch Johann Grünenberg gedruckt und die Studenten wurden in kurzer Zeit so roh und wild, aufrührerisch und ungehorsam, daß alle Kollegiaten mit dem Rectori Universitatis genug zu thun hatten. Die Bürger konnten die Studenten nicht strafen, denn der Studenten waren dazumal vier- bis fünfmal so viel als der Bürger. Ueberdies hatten die Bürger der Universität und den Studenten die Freiheit geschworen. Doch ließen sich die Studenten von den Bürgern nicht zurechtweisen, sollte es auch viel Blut kosten. Die lutherische Freiheit machte viel Unglücks. Am Abend St. Michaelis springt ein Schwabe aus dem Kollegio auf, Hase genannt, und stach Anton von Schirstedt todt. Kurz darauf ward der lange Johann von Haldensleben erstochen. Acht Tage danach ward Andreas Binnerau von Braunschweig erwürgt und in den Graben geworfen. Mein Präzeptor Magister Henrikus Stakemann ließ „half verzagende die lectiones staen und wardt ein phisicus." Das brachte mich auch in Schrecken, und da dies geschah, ließ mein Vater mich von Wittenberg fordern und nach Hause holen. Und in diesem Jahre 1516 that Doktor Luther weiter nichts, als daß er gegen den Ablaß, freien Willen und das Fegfeuer disputirte; aber er ließ kein Buch im Druck in diesem Jahre ausgehen."

R. F.

Gottes Diener Feuerflammen.

In M., einem Dorfe am Main, zwischen Würzburg und Aschaffenburg, wurde das Pfingstfest mit großer Feierlichkeit begangen. Nur ein Mann fehlte in der Kirche; es war ein Schneider, der sich erst kürzlich in der Gemeinde niedergelassen hatte. Er war gereist, hatte Fortschrittsgedanken aus der Fremde heimgebracht und fand, die Zeit könne besser angewendet werden, als mit Kirchengehen und dem Mitfeiern der jährlichen Feste. So blieb er, während die Nachbarn an seinem Fenster vorübergingen und die Glocken ihr: „Komm, komm!" ins Land hinausriefen, an seiner Arbeit und verließ sie nur zur Essenszeit. Und als die Glocken zum zweiten Gottesdienst einluden, hörte er wieder nicht darauf. Der Herr aber sah, daß der Glockenruf nicht vermöge, das Herz zu mahnen und aufzuwecken und klopfte auf andere Weise an seine Thür. Nach dem Nachmittagsgottesdienste besuchte ihn ein Nachbar und fand ihn in Schneiderposition auf seinem Tisch und sagte betroffen: „Wie, Nachbar Schneider, Ihr seid nicht zur Kirche gegangen an diesem hohen Festtage?" „Nein, ich habe nicht gekonnt, meine Arbeit thut noth!" Der Nachbar ließ sich aber den Mund nicht schließen. Er schüttelte den Kopf und stellte ihm vor, es sei nicht gut, den öffentlichen Gottesdienst zu vernachlässigen, der Arbeit zu lieb. Auch sei es Gottes Segen, welcher bereichere, und wenn er so seinen Lauf beginne, werde er es nicht weit bringen. Dem Schneider, welchem diese Wahrheiten Beschränktheiten schienen, brach in lautes Gelächter aus und spottete: „Freund, die Hasen gehen auch nicht in die Kirche und kommen doch weit!" Diese profane Antwort entsetzte den frommen Landmann und er verließ das Haus ohne ein einziges weiteres Wort. — Wie würde

er zu dem haben reden können, der nicht auf Gottes Stimme hören wollte?!

Aber irret euch nicht, Gott läßt Seiner nicht spotten. Der Schneider arbeitete die ganze Woche sehr anhaltend. Am Sonnabend ließ Gott noch seine Sonne scheinen über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte. Immerhin zeigte sich gegen 2 Uhr Nachmittags eine kleine Wolke; auch einige Regentropfen fielen. Darum beeilte sich die Schneidersfrau, welche für ihre Ziege Gras holen wollte. Sie trug ihr kleines Kind, das auf dem Fußboden spielte, mit sich und ihr Mann blieb allein zu Hause. Kaum war die junge Frau auf der Wiese angekommen, als der Himmel sich stets mehr verdunkelte. Plötzlich durchzuckte ein greller Blitz die finstern Wolken und ein Blitzstrahl schien das Haus des Schneiders zu durchfahren. Der Regen, der bisher nur in Tropfen gefallen war, hörte ganz auf, das Gewölke zertheilte sich und bald war der Himmel wieder rein und klar. — Die Nachbarn und die Frau, besorgt über das, was sie gesehen, eilten dem betreffenden Hause zu. Aber welch' ein Anblick! Unter dem Tisch, allem Anschein nach todt, lag der Unglückliche: seine Kleider standen in Flammen; man eilte, sie ihm abzureißen, aber er gab kein Lebenszeichen von sich. Der Wundarzt kam und befahl, im Garten eine Grube zu graben und den leblosen Körper hineinzubringen. Dann sollte man ihn mit Erde zudecken. Nach Verlauf einer halben Stunde bewegte sich der Arme und stieß ein jämmerliches Gestöhne aus; sein ganzer Körper war schwarz. Man trug ihn auf sein Bett und während den folgenden 3 Tagen wurde sein Jammern in der ganzen Nachbarschaft vernommen.

Die Wirkungen des Blitzes waren so eigenthümlich, wie sie es oft sind. Nicht ein Faden des Kleides, das der Schneider in Arbeit hatte, war versengt, aber die 2 Theile der Scheere waren zusammengeschmolzen. Die Nadel war tief in sein Kinn eingedrungen und der Faden war beim Nadelöhr abgeschnitten.

Ungeachtet des furchtbaren Zustandes und der schrecklichen Leiden durch den Blitzstrahl, gewährte ihm der Herr noch Zeit, in sich zu gehen, und bei Seiner Gnade Hilfe zu suchen. Nach 8 Tagen erlangte er den Gebrauch der Sprache wieder, und seine ersten Worte waren: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ und so oft ein Nachbar seinen traurigen Zustand bedauerte, wiederholte er sie. Ja, der Herr war ihm zu stark geworden, hatte ihn gänzlich gebrochen. Die bittern Thränen, die brünstigen Gebete bezeugten seine tiefe Reue. Er bat nicht um Heilung, er flehte um Erbarmen, um Gnade um Jesu Christi willen und bekannte sich als großen Sünder. Der Herr erhörte ihn und gab ihm Seinen Frieden, der höher ist als alle Vernunft und erleuchtete ihn mit dem wahrhaftigen Lichte. Am 17. Tage wurde er von seinen Schmerzen erlöst und ging, gleich dem Schächer am Kreuz, durch des Herrn Gnade zur ewigen Ruhe ein.

Angelernt oder anerschaffen?

Es hat immer Menschen gegeben und giebt auch heute noch viele, welche meinen, die Religion sei blos etwas Angelerntes und Angewöhntes. Wenn man ein Kind nur von früh auf von dieser ansteckenden Luft fernhalte, so könne man die leibhaftige Erfahrung machen, daß es ebenso wie „confessionslose“, auch völlig religionslose Menschen gebe.

An dieser Meinung ist ein zwiefaches wahr, 1) daß man allerdings ein Gott ebenbildliches Menschenherz unter Umständen arg maltraitiren und den in ihm schlummernden Gottesfunken übel mit Füßen treten, ja sogar nach und nach ganz austreten kann und 2) ist auch das wahr, daß der eigentliche Inhalt der Religion, z. B. der christlichen, einem Kinde nur durch Ueberlieferung und Unterweisung bekannt werden kann. Wenn du deinem kleinen Sohne nicht von dem lebendigen Gott erzählst und ihm die biblischen Geschichten nicht mittheilst, so kann er nie und nimmer aus eigener Erfindung darauf kommen und nie Christ werden. Er würde aber auch trotz allen Unterrichts in der christlichen Wahrheit nie und nimmer ein Christ werden können, wenn er von Haus aus ein religionsloser Mensch wäre, d. h. wenn im tiefsten Grunde seiner Seele nicht ein anerschaffener Zug und ein angeborenes Bedürfniß nach Wahrheit und nach den Geheimnissen einer unsichtbaren Welt sich regten, wenn sein Herz nicht unruhig wäre, so lange bis daß es ruhet in Gott. Jede Mutter, jeder Lehrer, jeder Pastor, jeder Missionar könnte getrost von vornherein den Schlüssel auf's Grab legen und sich die Mühe aller religiösen Unterweisung ersparen, wenn nicht bewußt oder unbewußt aus jedem Menschenherzen dies Fragen nach Wahrheit, dies Suchen nach Gott ihm entgegenschlüge, und wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stillehalten, so still und froh die Strahlen der geoffenbarten Wahrheit fassen und in sich wirken lassen würde. Wer hat nicht schon selbst in einer oder der andern Weise ähnliches von seinen Kindern im frühesten Alter erlebt, wie ich dieser Tage in der No. 16 von Schorers Familienblatt las, und wobei man den zweifellosen Eindruck empfängt: Das ist nichts Angelerntes und Angewöhntes, sondern das steigt ganz unmittelbar und naturwüchsig aus dem eigensten Kinderherzen auf, welches keine Ruhe

hat, bis es den letzten Grund aller Dinge erfahren hat, und in Gott ruhen kann. Auch jenes Kind giebt sich zufrieden, sobald es bei Gott selber angekommen ist und die Möglichkeit gefunden, daß derselbe ein Buch seiner Offenbarung und aller Geheimnisse als göttliche Wahrheit auf die Erde geworfen, und daß nun aus dieser Quelle alle menschlichen Bücher geschöpft hätten. Das herzige Kind gewinnt jeder lieb, nur thut einem die arme Mutter mit ihrem wiederholten: „Vielleicht" und mit ihrem „zaghaften Flüstern" leid, und wir würden uns königlich gefreut haben, wenn sie nun mit freudiger Gewißheit die einfache biblische Wahrheit in diese hungernde und dürstende Kindesseele hätte hineinlegen können. Wie jammervoll, wenn christliche Mütter auf solche Fragen nur ein „Vielleicht" und ein zaghaftes Flüstern haben, wo oft ein Moment über die Ewigkeit entscheidet. Doch wir lassen dieses Zwiegespräch aus Schorers Familienblatt hier unverkürzt folgen, und mögen dann die lieben Eltern sich an ähnliches aus ihrer Erfahrung mit den Kindern erinnern, und uns auch vielleicht dies oder jenes daraus mittheilen. Alle aber mögen sich durch dies Kind mahnen lassen, doch ja den Gottesfunken in den Herzen ihrer Kleinen in sorgfältige Acht zu nehmen.

„Mama, wo kommen die Bücher her?" fragt Willy, indem er hinter der Mutter Stuhl hochklettert und sein Gesichtchen neugierig auf ihre Schulter legt.

„Die werden gedruckt, mein Kind!"

„Wer druckt sie?"

„Der Buchdrucker, mein Sohn!"

„Wo hat er sie her?"

„Er hat sie von einem Verleger — das ist ein Mann, der sie drucken läßt!"

„Wo hat denn der sie her?"

Die Mutter lächelt den kleinen Inquisitor liebevoll an. „Vom Schriftsteller, Herzchen!"

„Wer ist das?"

„Das ist der Mann, der die Bücher schreibt."

„Alle?"

„Nein, alle nicht — ein Mann kann doch nicht alle Bücher schreiben, es giebt viele Schriftsteller!"

„Wie viele wohl?"

„Kind, das weiß ich nicht!"

Willy ist hinter dem Stuhl hervorgekommen. Er stemmt seine beiden Arme auf der Mutter Schooß und sieht fragend zu ihr auf. „Mama, was steht denn in den Büchern?"

„O vieles, Kind; über die Sterne, über die Erde — über Blumen und Thiere und über die Menschen."

„Weiß das der Schriftsteller alles aus dem Kopf?"

„Jawohl!"

„Woher weiß er es, Mama?"

Die Mutter seufzt. „Das hat er gelernt, Willy!"

„Von wem denn, Mama?"

„Von — von seinen Lehrern!"

„Von seinen Lehrern? Willy spricht es träumerisch nach. „Von wem haben die es gelernt?" fragt er plötzlich laut.

„Mein Sohn — ich — die haben es aus anderen Büchern!"

„Andere Bücher?"

„Ja!"

„Was für?"

„Alte Bücher, mein Kind — die man früher hatte!"

„Früher?" Willy stützt jetzt den Kopf in die Hand und blickt sinnend zum Fenster hinaus. „Früher?" wiederholt er mit abwesendem Blick — „wer hat die von früher geschrieben?"

„Alte Schriftsteller, Kind!"

„Sind sie gestorben?"

„Ja!" Willys Mutter glaubt das Gespräch beendet — sie kramt ihre Näharbeit zusammen und will sich entfernen.

„Mama!" Willy faßt krampfhaft ihre Hand und hält sie nieder. — „Mama! woher haben die denn das gelernt, die dann gestorben sind?"

„Die? Die haben es wieder aus anderen Büchern — aus noch älteren!"

„Und die?" Willys Stimme klingt heiser vor Erregung.

„Mein Herz!"

„Mama — ich will wissen — wo die allerersten, die ganz ersten es gelernt haben?"

Die Mutter sieht sich hilflos um. Sie weiß die Wißbegierde des Kleinen nicht zu befriedigen — ganz zaghaft flüstert sie: „Kind, das weiß man nicht. Vielleicht — von Gott!"

Des Kindes Hände geben halb mechanisch die der Mutter frei — ermüdet und verwirrt legt sich das krause Köpfchen auf die Fensterbank. Im Zimmer ist es still, und Willy sinnt, vom Dämmerlicht umgeben, über die gewichtige Frage nach.

Der Mutter Schritte tönen aus dem Nebenzimmer, und gleich darauf erscheint sie mit der Lampe.

„Mama!" Zwei kleine Arme schlingen sich um ihren Nacken, und warme Kinderlippen sprechen hastig leise: „Ich weiß es jetzt, Mama — ich hab's heraus! Der liebe Gott, der alles weiß, hat mal ein großes Buch geschrieben, und wie es fertig war, da warf er es vom Himmel auf die Erde — und ein Mann, der gerade vorüberging — der hob es auf und lernte es auswendig, und dann erzählte er es allen andern — so war's, nicht wahr, Mama?"

„Vielleicht, mein Kind!" (Nachbar.)

Die Bedeutung des Spiels und der Unterhaltung im Kindes- und Jugendleben, und wie sind dieselben zu leiten?

Editoriell.

II.

Als Hauptgewinn des Spielens ist zunächst und vor allem die **Kraftbildung** zu bezeichnen, und zwar sowohl in leiblicher, als in geistiger Hinsicht. Es dient in beiden Beziehungen sowohl zur Weckung, wie zur Sammlung, zur Uebung wie zur Stärkung der Kraft, je nach der verschiedenen Art der mannigfaltigen Spiele selbst. Man kann dieselben ihrer Gattung nach am einfachsten in Bewegungs- und Ruhespiele, oder auch, mehr nach dem Gesichtspunkt der Spielenden, in gesellige und einsame eintheilen. Jedes dieser Spiele hat wieder seine eigenen Vortheile, aber auch Nachtheile. Die meisten Vorzüge vereinigen sich wohl in den mancherlei Formen der ersteren. Das reichhaltigste und fruchtbarste derselben und darum mit Recht unter unserer Knabenwelt ganz besonders beliebt und selbst von Erwachsenen noch gepflegt und hochgeschätzt ist das **Ballspiel**, was nicht blos Auge und Hand, Fuß und Brust übt und kräftigt, sondern auch bereits ziemlich hohe Anforderungen an mehr als nur Eine der geistigen Kräfte und Fähigkeiten der Mitspieler macht: die Beobachtungs- und Auffassungsgabe sowie die Kunst der Berechnung wird nicht minder, als die Gewandtheit und Behendigkeit des ganzen Körpers gestärkt und gestählt; sie muß dem Kind nicht nur die gelenkige Bewegung der Glieder lehren, sondern ebensosehr auch sich rasch entschließen, schnell und doch mit Ueberlegung handeln, es muß wagen und entsagen, sich aussetzen und sich decken, ganz besonders aber auch sich der Spielregel unterordnen lernen, lauter Dinge, die es später im Leben sehr wohl und sehr oft braucht und die eine kaum zu ersetzende Vorübung und Vorbereitungsschule für die ganze Gestaltung seines Charakters, seine spätere Tüchtigkeit und praktische Verwendbarkeit in der Welt bilden. Hier lernt es mit Schwierigkeiten kämpfen, Gefahren vermeiden, aber auch bestehen, Unbequemes dulden, seinen Kopf zusammennehmen, den Willen brechen und zugleich brauchen und um des Ganzen willen sich selbst verläugnen.

Aber auch schon beim kleinsten Kinde übt das Spielen mit allerlei Gegenständen nicht blos seine **Sinne**, namentlich den Farben- und Formen-, den Gesichts-, Gehör- und Tastsinn, sondern auch seine **Willenskraft**, Geduld und Ausdauer, seinen **Verstand**, den Sinn für das Behalten und Vergleichen der gewonnenen Eindrücke, das Verarbeiten der einzelnen Wahrnehmungen und Anschauungen zu einem Gesammtbild, das Hervorbringen und Verbinden von Vorstellungen, das Urtheilen und Schließen, endlich auch das **Gedächtniß**, den **Geschmack**, die **Phantasie** u. s. w. Andere Spiele fesseln und beschäftigen mehr einzelne bestimmte Seiten und Fähigkeiten des geistigen Gesammtlebens, besonders wo eine ausgesprochene Begabung in irgend einer Richtung vorhanden ist, z. B. durch durch Bildung und Schärfung des **Zahlensinns**, wiewohl gerade diese Spiele, also insbesondere **Lotto** und **Domino**, zum Theil auch andere, die auf Berechnung beruhen, wie das edelste, aber auch schwierigste aller Spiele, das **Schachspiel**, oder die verschiedenen Arten von **Brettspielen**, in anderer Rücksicht gefährlich sind, weil sie doch schon als **Glücks-** und **Zufallsspiele** (was sogar das fast mit mathematischer Sicherheit und in strengster logischer Methode fortschreitende Schachspiel wegen der Ungewißheit des Verfahrens von Seiten des Partners noch immer bleibt) leicht das Kind bis zu leidenschaftlicher Ueberreizung in Anspruch nehmen können.

Es sind ihnen andere und ruhigere, das **Denkvermögen** derselben maßvoller beschäftigende wie das **Geduldspiel**, die mancherlei **Legspiele** mit ihren verschiedenen Variationen entschieden vorzuziehen, oder auch solche, die demselben einen bis zur Täuschung gehenden Ersatz des wirklichen Lebens bieten, wie den Mädchen ihre **Puppenspiele** u. s. w., die, wie dem kleineren Kind seine Thierchen, Häuschen, Soldaten, Pferd und Wagen nebst dem dazu gehörigen Stall oder auch seine **Bilderbücher** &c. eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube erfinderischen Schaffens und durch die zahllos sich wiederholenden Beziehungen und Anknüpfungen an das Thun und Treiben der Erwachsenen einen vollkommenen Spiegel derselben und eine reiche Vorrathskammer von Erfahrungen, Kenntnissen und Geschicklichkeiten darbieten.

Alle diejenigen Spiele, bei denen es sich um **Karten** oder **Würfel** handelt, müssen ganz entschieden untersagt, mit aller Strenge dem Kind ferngehalten und aus jedem christlichen Haus geradezu verbannt werden, da sie die Gewinnsucht reizen, leicht zum Betrug verführen und erfahrungsmäßig meist von den Kindern schon so leidenschaftlich betrieben werden, daß sie

nothwendig in schädlichster Weise aufregen müssen. Hier ist die Gefahr, daß sie sich zu einer schlechten Gewohnheit und zuletzt zu einem lasterhaften Hang, verbunden mit der üblen Neigung zum schlechtesten, weil geistlosesten Zeitvertreib und zu böser Gesellschaft steigern, thatsächlich so groß, daß wir sie unmöglich mehr zu den harmlosen und „unschuldigen" Dingen zählen und bei unsern Kindern irgendwie zugeben könnten.

Eine ähnliche Vorsicht erfordern auch manche sog. Gesellschaftsspiele namentlich für die heranwachsende Jugend in hohem Grad. Wir mögen sie gestatten mit Rücksicht auf den unzweifelhaften Gewinn, den sie durch Erziehung zu Anstand und Tact im Benehmen und eine gewisse Sicherheit des Auftretens gewähren können, dürfen uns aber über den geringen Werth desselben, wenn es beim bloßen äußern Schliff bleibt, nicht täuschen; auch muß die Erlaubniß hierzu nur sparsam gegeben, desto gewissenhafter aber die wenn auch nur unmerkliche Leitung und Beaufsichtigung geübt werden, je mehr ein nicht überwachtes Sichgehen- und Gewährenlassen leicht zu sittlich bedenklichen Dingen führen kann; insbesondere sind die oft so unendlich faden und geschmacklosen Pfänderspiele zu meiden; öfters sind dieselben geradezu unanständig.

Was das Spielzeug anbetrifft, so verdient das Einfache und Kunstlose schon mit Rücksicht auf Solidität und Billigkeit weitaus den Vorzug vor dem allzu Eleganten und Kostbaren. Eine Ueberladung mit allzuviel Spielsachen ist gleichfalls weit schädlicher als eine allzugroße Sparsamkeit, weil es Launenhaftigkeit, Genußsucht und ein unruhiges, unbefriedigtes Herumspielen an Allerlei, ohne daß ein Spiel gründlich und ganz betrieben wird, befördert; solche wählerischen Kinder werden leicht auch später sich in allen möglichen Geschäftszweigen und Berufsarten, Lehrfächern oder Kunstgattungen versuchen, ohne doch in irgend Etwas wirklich Tüchtiges zu leisten.

Diese ungenügsame und unstäte Ueberfüllung der Kinder mit und bei dem Spiel ist sehr oft die Grundlage der sozialen Unbeständigkeit und Unzufriedenheit der Männer. Mit wie Wenigem kann ein unverwöhntes und unverzogenes Kind sich königlich vergnügen und wäre es nur ein Stück Papier, eine Schnur, ein Paar Knöpfe oder Nägel, Hölzchen, Steine, Blumen 2c. und zu welchem Luxus hat es die moderne Industrie und Spielwaarenfabrik gebracht!

Weiter ist darauf zu achten, daß namentlich bei kleineren Kindern die Spielsachen an Gestalt oder Material nichts Schädliches und Gefährliches, scharfe Kanten, spitze Ecken, giftige Farben 2c. enthalten, vor allem aber sollten leichtentzündliche Gegenstände oder gar Schießwaffen keinen Weg zu ihnen finden, und selbst ein schneidiges Messer nicht allzufrüh einen Platz in ihrer Tasche beanspruchen dürfen, bevor sie damit richtig umgehen können. Dann aber ist bei einiger Geschicklichkeit und richtiger Anleitung und etwa auch Beihülfe von Erwachsenen um so weniger gegen derartige Werkzeuge einzuwenden, als bekanntlich das beste Spielzeug immer gerade das ist, das dem Kinde nicht schon etwas Fertiges bringt, sondern nur den Stoff zu eigenem Handeln bietet. Gerade darin liegt sein Werth und Reiz, daß das Kind nicht blos etwas damit thun, sondern vor allem etwas daraus machen kann. Ein einfacher trockener Sandhaufen oder gar ein eigenes Gartenbeet nebst Spaten, Gießkanne und Schaufel, ein paar Klötzchen und Brettchen nebst dem kleinen Hammer beschäftigen und ergötzen das Kind weit mehr und anhaltender, als z. B. fertige Häuser; Bausteine, aus denen es sich nach eigener Wahl und Phantasie Schlösser und Thürme, Kirchen und Brücken, Treppen und Burgen bauen kann, mehr und ergiebiger, als eine schon fertige Stadt, die es höchstens noch mit seinen Thier- oder Menschenfiguren zu bevölkern vermag. Selbstcolorirte, ausgeschnittene und aufgeklebte Bilder sind besser und für das Kind fesselnder und bildender, als das schönstgebundene und illustrirte Prachtwerk, auch wenn jene auf keinen eigentlichen Kunstwerth Anspruch machen können, nur müssen sie von deutlicher und korrekter Zeichnung und von reinem, unzweideutigem Inhalt sein.

Bei den meisten Kindern sind Belehrungen über den rechten Gebrauch ihrer Spielsachen nicht ganz überflüssig; mit dem bloßen Anschaffen ist noch sehr wenig gethan, wenn das Kind gar nicht einmal weiß, was es damit machen soll. Hier sollten sich die Erwachsenen, ganz besonders die Mütter und älteren Geschwister, die Mühe nicht verdrießen lassen, oder vielmehr sich selbst den köstlichen Genuß der Mitfreude an des Kindes Freude gönnen, und sich zu ihm hinsetzen, ihm seine Bilder zeigen und erklären, und sie durch kleine Geschichten oder Reime beleben, und sich dann dieselben vom Kind wiederholen lassen, natürlich nicht in trockener Schulmeistermanier, oder in einer strengen, langweiligen, pedantischen Weise, sondern so kindlich und einfach als möglich; denn nur so wird ihm sein Buch wirklich lieb und vertraut, und seine bunten Gestalten seine persönlichen Freunde. Oder gilt es ein ander Mal dem Kind Anweisung zu geben, wie es aus seinen Spielsachen noch dies oder jenes Neue machen, oder das Alte verbessern und vervollkommnen, weiter ausführen, abrunden kann, wenn seine eigene Erfindungs- oder Gestaltungskraft sich erschöpft hat, und damit die Spiellust, gute Laune und Geduld zu Ende zu gehen droht. Durch solche einfachen Kunstgriffe wird sein Interesse wieder frisch gewonnen und angeregt, der Fleiß belebt und der flüchtige Sinn von

mancher Unart abgelenkt, namentlich auch dem oft schon so früh sich regenden muthwilligen Zerstörungstrieb gewehrt.

Doch darf das Kind andererseits auch nicht allzulange mit dem Spiel beschäftigt bleiben, sonst erlahmt Kraft und Interesse, der Reiz der Neuheit stumpft sich zu bald ab, und mit der Anziehung verliert dasselbe auch seinen bildenden Werth und seine Wirkung auf und für die Erziehung. Daher muß ihm namentlich ein entleidetes Spielzeug wenigstens eine Zeit lang ganz entzogen werden, bis es ihm wieder lieb und begehrenswerth dünkt. Auf einem gewissen lebendigen und eben dadurch belebenden Wechsel der Spielsachen selbst, und also auch der an und mit ihnen geübten Thätigkeit beruht ja großentheils die ganze Poesie des Spiels, die sich nöthigenfalls ja auch sogar ganz ohne Spielzeug behelfen kann und z. B. schon in der Bewältigung eines Stoffes oder einer Naturkraft, in der Bemeisterung der eigenen Leiblichkeit und ihrer verschiedenen Organe und deren mannigfaltiger Verwendung ihr Genüge findet. Der Werth der Spielsachen ist also für das Kind nie ein realer, sondern nur ein idealer, oder eigentlich imaginärer, ein blos eingebildeter Phantasiewerth, es schlägt dieselben wesentlich nur nach dem, was sie ihm bedeuten und vorstellen, nicht was sie wirklich sind, nach dem, was es sich darunter denkt und was es damit oder daraus macht.

Ist die Zeit zum Aufhören des Spiels gekommen, so muß entschieden darauf gehalten werden, daß das Spielzeug ordentlich aufgeräumt wird, wozu freilich auch gehört, daß man dafür seinen eigenen fest bestimmten Platz oder Behälter hat, und zwar sollte es streng daran gewöhnt werden, wenn irgend eine Pflicht ruft, sei's ein nothwendiges Geschäft oder ein freiwilliger Liebesdienst, ein gemeinsamer Gang, die Tisch- oder die Schulglocke, sein Spiel sofort einzustellen. Ein Nachklingen desselben in Herz und Sinn des Kindes selbst bis in die Familienandacht oder die Kirche, den Unterricht oder bis in Schlaf und Traum hinein, läßt sich allerdings nicht immer ganz vermeiden oder einfach verbieten, schadet aber auch in demselben Maß weniger, je mehr das Spiel selbst harmloser und reiner Natur war.

Je jünger das Kind noch ist, desto eher ist es ihm auch noch zu verzeihen, wenn das Spiel, das eben noch ganz und fast ausschließlich seine eigene und einzige Welt ist, auch seine Gefühlswelt und seinen gesammten geistigen Horizont und Vorstellungskreis, d. h. Kopf und Herz ausfüllt, aber je älter es wird, desto mehr muß es lernen, daß es neben dem heiteren Spiel auch eine ernste Arbeit giebt, der seine Kraft und Zeit, sein Mühen und Streben gehört. Freilich wird das nicht dadurch erreicht, daß man ihm roh und gewaltsam sein Spielzeug aus der Hand reißt, sondern dadurch, daß man allmählich, aber mit sicherer Consequenz seinen Sinn vom bloßen Spiel weg zu den Arbeiten und Aufgaben des Lebens und Lernens lenkt. Einen trefflichen Uebergang hiezu bildet z. B. schon das eben genannte Einräumen, indem auf diesem sorgfältigen und hübschen pünktlichen Einordnen der Spielsachen, obwohl es bereits eine Arbeit ist, noch ein gewisser Nachschimmer von der Poesie des Spieles selber liegt, und den Abschied von ihm und den Uebergang zur eigentlichen Arbeit erleichtert. Ein solches mittleres sind auch viele der bereits besprochenen und nicht genug zu empfehlenden Beschäftigungen und Unterhaltungen, die man mit dem Gesammtnamen „Basteln" bezeichnet, desgleichen die Anlage von Sammlungen und ähnliches. Dagegen ist auf eigentliche Lernspiele nicht so sehr viel zu halten, sie verderben meist den Geschmack für das eigentliche Lernen, das eben gerade kein „Spiel", sondern ein „Ernst" sein soll, auch wird gewöhnlich das, was man so leicht sich angeeignet und „spielend" gelernt hat, ebenso rasch wieder vergessen, und hat lange nicht den Werth und die bildende Kraft des mühsam Erworbenen. Das Lernen soll und muß ein „Muß" sein und bleiben; im Spiel mag sich das Kind frei bewegen.

Darum darf aber dennoch auch dem Spiel, so seltsam und fast widersprechend es klingen mag, doch auch das Element der Zucht nicht ganz fehlen. Sie wird theils eine Selbstzucht sein und namentlich bei älteren Kindern immer mehr werden müssen, die besonders durch freiwillige Unterordnung unter Andere oder auch unter die Spielregeln sich zeigen wird, theils eine fremde z. B. durch den Erzieher, der vor allem auf Ordnung und Anstand zu sehen und auch allzugroße Störung der Erwachsenen durch den Spiellärm der Kinder zu hindern hat. Wir haben ja gewiß nichts dagegen, daß sie sich munter tummeln und lustig springen, singen und pfeifen, aber gebührende schonende Rücksicht auf Andere, auf Kranke, Beschäftigte oder sonst Ruhebedürftige muß doch auch das Kind schon selbst bei seinen Spielen und Erholungen lernen. Streitigkeiten vollends, oder gar Schlägereien sind schlechterdings nicht zu dulden, sonst wird aus dem Spiel oft „blutiger" Ernst. Gut ist's, wenn unter den Mitspielern selbst solche sind, denen in solchen Fällen eine entschiedene Autorität und Energie beiwohnt und überhaupt ein solcher Geist herrscht, daß den muthwillig störenden Spielverderbern und Händelsuchern das Handwerk sofort und für immer gelegt wird, wenn nicht, so darf sich der Vater oder Lehrer der Rolle des Friedensstifters und Schiedsrichters, aber wohlgemerkt des unpartheischen, nicht entziehen, darf dabei

aber auch nicht kleinlich und peinlich nach allen Mücken schlagen wollen.

Endlich könnte auch noch gefragt werden, ob die Erwachsenen auch sonst sich noch direct und persönlich beim Spielen der Kinder betheiligen dürfen oder gar sollen, oder es diesen allein zu überlassen haben. Sehr oft wird es gut sein, das Kind sich selbst und seinem Spiel so ungestört als möglich anheimzugeben und es nur gelegentlich zu überwachen, aber ohne in das stille geheimnißvolle Lieben und Leben seines Geistes einzugreifen, das, wie wir schon bemerkten, nur in voller ungehemmter und unbeschränkter Freiheit recht gedeihen kann, dafür aber desto mehr durch Beobachtung seiner Selbstenthaltung für die Erziehung derselben die Behandlung seines Temperaments, das Studium seiner Neigungen, Gaben, Kräfte und Anlagen zu lernen.

Indessen wird es dem kinderfreundlich gesinnten Vater oder sonstigen Erzieher von selbst mehr als einmal treiben und drängen, auch selber, wenigstens zuweilen und ausnahmsweise mitzuspielen, was er auch ganz wohl ohne Verletzung des Respekts thun kann, wenn anders dieser auf der rechten gesunden und festen sittlichen Grundlage ruht. Es ist dies für jeden einzelnen Menschen und jeden einzelnen Fall eine Art von Gewissensfrage, wo Niemand ein Recht hat, des Anderen Richter zu sein. Ganz gewiß wird jeder ernste Mann und Christ, je älter er wird, desto weniger mehr Zeit und Lust zum bloßen Spielen haben; aber als ein besonderes Fest für die Kinder betrachtet und richtig behandelt, wird sein Mitspielen nur ihre Freude und zugleich damit auch die seine erhöhen und ihn selbst frisch und jugendfroh erhalten in der Rückerinnerung an die goldenen Tage der eigenen Kindheit. Auch ein Dr. Martin Luther hat sich nicht geschämt, gelegentlich mit seinem Hänschen sich auf dem Stubenboden zu tummeln und ein noch größerer als der große Reformator hat an der allerdings einzigen Stelle, wo er vom Kinderspiel redet (Matth. 11, 16), zum mindesten kein tadelndes Wort dagegen gesprochen. Die Bibel geht sonst allerdings (mit alleiniger Ausnahme von Sach. 8, 5) stillschweigend an ihm vorüber, aus begreiflichen Gründen, denn sie ist sowenig wie ein Lehrbuch der Naturwissenschaft ein Spielbuch für die Kinder. Aber ihr Geist ist wenigstens ächt evangelisch, d. h. nicht eng und streng, sondern weitherzig und warmherzig, frei und mild gefaßt, demselben auch nicht an sich feindselig entgegengesetzt, oder es vornehm und gleichgiltig verachtend und ablehnend, sondern ihm freundlich, aber allerdings auch ordnend und regelnd, zugekehrt, denn ihr Kern und Stern ist ja der große und der einzig wahre Kinderfreund und sein Geist ein Geist der Kindschaft, der Freude und der Freiheit!

Eine Lehrerwahl in Deutschland vor 150 Jahren.

Der „Niederschlesische Anzeiger" veröffentlicht folgendes interessante Protokoll vom Jahre 1729:

Nachdem auf geschehenes tödtliches Ableben des bisherigen Schulmeisters sich nur fünf Liebhaber gemeldet, so wurde zuvörderst vom Pastor loci in einer Betstunde nach Matth. 18, 19—20 die Gemeinde zu herzlicher Erbittung göttlicher Gnade zu diesem wichtigen Geschäft erinnert, sodann in der Kirche vor Augen und Ohren der ganzen Gemeinde die Singprobe mit denen Bewerbern fürgenommen und nach deren Endigung dieselben im Pfarrhaus noch weiter tentiret:

1) Martin Ott, Schuster aus A., 30 Jahre des Lebens alt, hat in der Kirch gesungen: Christ lag in Todesbanden 2c. Dreierlei Handschrift hat er gelesen — mittelmäßig; drei Fragen aus dem Verstand beantwortet — recht; aus dem Catechismo de sc. coeno (heiligen Abendmahl) und die 54. Frage recitiret ohne Fehler; drei Reihen dictando geschrieben — vier Fehler; des Rechnens ist er durchaus unerfahren.

2) Jakob Mähl, Weber aus D., hat die Fünfzig hinter sich, hat gesungen: O Mensch, bewein dein 2c. Aus dem Catech. dem Dekalog (zehn Gebote) und 41. Frage rezitiret ohne Fehler; dictando drei Reihen geschrieben — 5 Fehler; des Rechnens auch nicht kundig.

3) Philipp Hopp, Schneider aus G., schon ein alt gebrechlicher Mann von 60 Lebensjahren, sollte lieber zu Haus geblieben sein, als sich dies vermessen. Hat gesungen: Ein Lämmlein geht 2c. Dictando nur drei Wörter geschrieben — mit Mühe zu lesen. Rechnen ganz unbekannt, zählt an den Fingern wie ein klein Kind. Wurde ihm gemeldet, daß er thöricht gehandelt, sich zu melden, was er auch mit Thränen und Seufzen bekannt.

4) Johann Schütt, ein Kesselflicker von allhier, hat 50 Jahre des Lebens auf Erden gewandelt und hat gesungen: O Ewigkeit, du Donnerwort 2c. Beim Catech. bemerkte man, daß er sothanen Stücken noch nicht im exercitio stehet. Dictando drei Reihen geschrieben — ging an, was Buchstaben betrifft, doch zehn Fehler. Rechnens nur im Addiren erfahren.

5) Friedrich Loth, ein Unteroffizier aus Sch., so im Hochedlen von Grumbow'schen Regiment den Feldzug gegen die Schweden gemacht und alldort ein Bein verloren, 45 Jahre des Lebens alt, hat gesungen: Christ lag in Todesbanden 2c. Catech. — wohl inne. Vier Fragen aus dem Verstand — ziemlich. Dictando drei Reihen

doch mit 8 Fehler. Rechnen Addiren und bischen Subtrahiren inne.

Es wurde nun einmüthig davon gehalten, daß Jacob Mähl wohl der kapabelste, wogegen den anderen, namentlich dem Kesselflicker, nicht zu trauen, sintemalen er viel durch die Lande streiche, dagegen der Kriegsknecht wohl die Fuchtel gegen die armen Kindlein zu stark zu gebrauchen in Verdacht zu nehmen sei, was denen mitleidigen Müttern derselben doch sehr ins Herz stechen und wehe thun könnte, auch sei zwischen rohen Soldaten und solchen Würmlein doch ein Unterschied zu setzen. Der Pastor ließ nun votiren und wurde Mähl einstimmig erwählet. Da nun selber Jacob Mähl allezeit bonae famae gewesen und die ganze Gemeinde Pastorem darum bitten, so giebt auch dieser im Vertrauen auf Gottes Segen gemeldeten Mähl sein votum ab. Nach abgelegten votis wurde solchem der Entschluß nebst erforderlicher Erinnerung und Verhalten eröffnet, auch angezeigt, daß er flugs zuziehen sollte. — Hierauf wurde bei herzlichem Segenswunsche des Pastoris mit dessen und der ganzen Gemeinde Befriedigung auch beiderseitiger Einigkeit solches Protokoll verfasset und unterschrieben.

Vom Beten.

Du sagst, du magst nicht beten, denn es sei
Doch alles vorbestimmt. — Wie? Ist dein Gott
Denn schon gestorben, seine heil'ge Vorsicht
Ein bloßes Uhrwerk, das an Fäden schnurrt,
Der todte Nachlaß eines großen Künstlers?
Ist er nicht heut noch da und webt und schafft
Am nimmer fert'gen Werk? Giebt dieser Duft
Von jungen Rosen, der durch's Fenster quillt,
Nicht holde Bürgschaft seiner Gegenwart,
Und daß er lebt und liebt? Und wenn er lebt,
Wie hätt' er Macht nicht, auch dein Herzensflehn
In seines Rathes Schluß mit aufzunehmen,
So wie der Dunstkreis deinen Hauch empfängt,
Und dann Erhörung über dich zu regnen?

Luther als Kinderfreund.

Vom Superintendenten Dryander.

Wir wollen also eintreten in Luthers Kinderstube. Wir müssen, wenn wir ihn als Kinderfreund ansehen, nicht auf seine Thaten sehen, als er mit kühner Hand die Thesen an die Schloßkirche schlug, ihn nicht ansehen in seiner Zelle in Erfurt, nicht wie er in Worms vor Kaiser und Reich stand, nicht in seinem Studirstübchen auf der Wartburg, wo er die Psalmen übersetzte, — nein, wir wollen heute zu ihm hineingehen in seine Kinderstube.

Es giebt ein Bild, da wird uns dargestellt, wie Luther am Weihnachtsabend im Kreise seiner Familie sitzt, und mit seinem tiefen Alt — wir würden es einen Tenor nennen — die Weihnachtslieder singt. Er war ein guter Musikus, hatte auch eine feine, helle, reine Stimme, beide zu singen und zu reden. Auf dem Tisch stand der Baum mit Aepfeln und allerlei Behang, und Melanchthon, Jonas und Käthe sind auch auf dem Bilde zu sehen. Und da sangen sie die Lieder, die jetzt die Gemeinde singt, obgleich es keine Gemeindelieder, sondern Kinderlieder waren, die er eigens für seine Kinderstube gedichtet hat: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!" und „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" u. a. m.

Dabei wollen wir uns nun auch die einzelnen Kinder etwas genauer ansehen.

Am 7. Juni 1526 ist das erste geboren, sein Sohn Johannes, oder Hänschen, oder Hänseken, wie er ihn mit Vorliebe nannte. Er theilte einem Freunde mit, daß ihm „seine liebe Käthe von großer Gottesgnade einen Hansen Luther gebracht" und schreibt an Spalatin: „Mein Hirschböcklein Johannes dankt Dir mit seiner Hirschin schönstens für den Segen, den Du ihnen geschickt und dankt in Häuschens Namen dem Hausmann für eine ihm geschenkte Klapper, über welche derselbe gar stolz und vergnügt sei." — So finden wir in seinen Briefen, die von gar ernsten Dingen handeln, dennoch öfter Notizen aus seiner Kinderstube.

Am 12. Dezember 1527 wurde ihm seine Elisabeth geboren, die aber am 3. August 1528 wieder starb. Später schreibt er: „Elisabeth hat uns Lebewohl gesagt, um zu Christus zu gehen, durch den Tod zum Leben". Und an Hausmann schrieb er über ihren Tod: „Sie hat mir ein wundersam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen, so jammert mich ihrer; nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder."

Am 2. Mai 1529 bekam er einen Ersatz in seiner Magdalena, die nun in allen Briefen spielt, an die er mit aller Liebe und Treue gehangen.

Am 7. November 1531 wurde Martin geboren.

Dazu kam noch ein Sohn Paul am 28. Januar 1533 und dann am 17. Dezember 1534 ein Töchterchen Margarethe, die ihn überlebt hat. Er sah voraus, daß er den Eintritt dieser Kleinen in ein reiferes Alter nicht erleben werde; sie ist später an einen Herrn von Kunheim verheirathet gewesen, der in preußischen Diensten stand. Er bemerkt: „die Liebe der Eltern steigt allezeit niederwärts mehr denn aufwärts — zu den zuletzt geborenen, die der liebenden Fürsorge

am meisten bedürftig seien," darum hat er den Jüngsten am meisten lieb.

Luther wohnte im alten Kloster; er nannte sein Weib oft scherzweise „Herr Käthe," oder auch „Moses Käthe," weil sie die ganze Kinderschaar mit ihrem Gesetz regierte. Auch an Kinderfesten fehlte es nicht bei ihm. Im Sommer 1531 meldete er sich bei einem Freunde „mit vielen kirschenliebenden Knaben" zu einem Besuch bei dessen Kirschen an.

Luthers Hausstand hatte noch einen größeren Kinderkreis. Da war Jekel, Luthers Schwester Sohn, bei ihm erzogen, ferner Lene und Else Kaufmann, die Töchter einer Schwester, die in Mansfeld verheirathet war. Ferner die Tochter eines Verwandten, Anna Schulzeniter. Die Lene scheint schwer zu erziehen gewesen, denn als Veit Dietrich um sie anhielt, wies es Luther zurück, weil sie noch besser erzogen werden müsse. Luther sagte: will sie nicht gut thun, so wolle er sie einem schwarzen Huttenknecht geben und nicht einen frommen und gelehrten Mann mit ihr betrügen. Seine Erziehung muß aber doch wohl geholfen haben, denn 1538 gab er Lene freudig und mit gutem Vertrauen dem Magister Ambrosius Berndt zum Weibe.

Luther hatte auch außerdem noch Kostgänger und Gäste, so daß großes Leben in seinem Hause war. Strenge Zucht lag in der damaligen Zeit; so hat er einmal Jekel, Luthers Schwester Sohn, „gestrichen" über Tisch und äußerte über ihn: „derselbe hat mich einmal so erzürnt und getödtet, daß ich ganz von meines Leibes Kräften gekommen bin." Er weiß, daß ein Bischof gehorsame Kinder haben soll, und er hat mit strengem Ernst auf Gehorsam gehalten. Seinem Sohne Hans weigerte er einmal drei Tage lang die erbetene Verzeihung, obgleich seine Frau und mehrere Freunde für ihn Fürsprache einlegten. Er erklärte damals, er wolle lieber einen todten als einen ungezogenen Sohn haben.

Er will aber in Erinnerung an die selbsterfahrene allzugroße väterliche Strenge auch nicht zu viel Härte bei den Kindern haben und sagt, man solle allezeit auf die Ruthe den Apfel legen. Dabei beobachtete er sorgfältig die Eigenart seiner Kinder, und forschte dem Charakter der Knaben besonders nach. Er wollte seine Knaben zu dem Beruf heranbilden, der ihren Eigenthümlichkeiten entsprach. Welcher unter ihnen ein Krieger werden wolle, den wolle er Hans Läser, dem Erbmarschall, zuschicken; welcher studiren wolle, den sollen Jonas und Melanchthon haben; wer mit der Hand arbeiten wolle, dem wolle er zu einem Bauern fertigen. Beim Krieger hatte er speziell seinen kleinen Paul im Sinn, dessen Pathe Läser war, „Paul," sagte er, „solle wider den Türken." Aber Paul kam nicht wider den Türken, obgleich er es am weitesten gebracht hat. Er ward Leibarzt an verschiedenen Höfen. Martin ward Theologe und starb schon mit 33 Jahren.

Täglich wurde von Luther Gottes Wort getrieben; den Katechismus, die zehn Gebote und den Glauben sprach er täglich mit seinen Kindern und befragte sie darüber. Nur ein Vater, der gänzlich Priester ist in seinem Hause, konnte sagen, wie Luther gesagt hat: „Lieber Herr Gott, wie soll sich ein Herzpochen erhoben haben, da Abraham seinen einzigen und allerliebsten Sohn sollte tödten! O wie wird ihm der Gang auf den Berg Moria so schwer angekommen sein! Er wird der Sarah nichts davon gesagt haben." Da fing seine Hausfrau an und sagte: „Ich kanns in meinen Kopf nicht bringen, daß Gott so grausam Dings von jemand begehren sollte, sein Kind selbst zu erwürgen." Darauf antwortete Dr. Luther: „Liebe Käthe, kannst du denn das glauben, daß Gott seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, hat wollen für uns sterben lassen, da er doch nichts Liebers im Himmel und auf Erden gehabt hat, denn diesen geliebten Sohn. Noch läßt er ihn für uns kreuzigen und den schmählichen Tod des Kreuzes leiden. — Abraham hat müssen glauben, daß eine Auferstehung von den Todten sein wird, als er seinen lieben Sohn Isaak opfern sollte, von dem er doch die Verheißung hatte, daß durch ihn der Messias der Welt sollte geboren werden."

Im Sommer 1527 hatte er einen Zufall, eine Ohnmacht, so daß er selber an seinem Aufkommen zweifelte. „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?" fragte er, als ihm das Kind gebracht wurde, lachte es den Vater an; da sprach er: „O du armes Kindlein! nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich, allerliebstes Waislein, meinem lieben, frommen, treuen Gott. Ihr habt nichts; aber Gott, der ein Vater der Waisen und Richter der Wittwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen." Sodann bezeichnete er seiner Hausfrau seinen silbernen Becher als sein einziges irdisches Vermächtniß: „Den ausgenommen," sagte er, „weißt du, daß wir sonst nichts haben." — Die tiefe Liebe in ihm hat er in seine Kinderstube hineingetragen, und da hat er auch diese Liebe herausgeholt.

Vor allem lieblich ist die Art, wie er mit seinen Kindern umzugehen versteht. Das müssen wir von ihm lernen, beim Umgang mit den Kindern, ihnen ein Wort zu sagen, das ihr Herz erfaßt. Der Mann, der den Katechismus geschrieben, hat diese Eigenschaft in seine Kinderstube hineingebracht und dort geformt.

Auf der Feste Coburg findet er im Jahre 1530 neben seiner ernsten Arbeit noch Zeit, Fibeln zu schreiben und Lieder zu dichten. Aus dieser Zeit stammt auch der unvergleichlich schöne

Brief an sein Söhnchen Hans, der ja allbekannt ist, und der nicht allein in Luthers Biographien, sondern auch in deutschen Kinderbüchern mit Recht seinen Platz gefunden und behauptet hat. Als seine Frau ihm ein Conterfei von Lenchen dorthin schickte, hing er es in dem Speisezimmer, dem Tisch gegenüber an die Wand, wie Ditrich der „Frau Doktorin" berichtete.

Luther hat aber noch manches Leid erlebt. Hans war ein frühreifes Kind; er wurde mit 13 Jahren Baccalaureus, studirte Philosophie und wurde fürstlicher Kanzleirath in Weimar.

Die schwerste Zeit ist ihm aber das Sterben seines Lenchens geworden, und was Luther davon selbst erzählt, gehört zu dem ergreifendsten. Als sie noch sehr krank lag, sprach er: „Ich habe sie sehr lieb, aber, lieber Gott, da es Dein Wille ist, daß Du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei Dir wissen." Und da sie also im Bette lag, sprach er zu ihr: „Magdalenchen, mein Töchterlein, Du bliebest gern hier bei Deinem Vater, und zeuchest auch gern zu jenem Vater!" sprach sie: „Ja, herziger Vater, wie Gott will." Da sagte der Vater: „Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" und wandte sich herum und sprach: „Ich habe sie ja sehr lieb; ist das Fleisch so stark, was wird dann der Geist sein?" Und unter anderm sagte er: „Gott hat in tausend Jahren keinem Bischof so große Gaben gegeben als mir, denn Gottes Gaben soll man sich rühmen. Ich bin zornig auf mich selbst, daß ich mich ihrer nicht von Herzen freuen noch danken kann; wiewohl ich unterweilen unserer Ehre Gottes ein Liedlein singe, und dank Ihm ein wenig dafür."

Da nun Magdalenchen in den letzten Zügen lag und sterben wollte, fiel der Vater vor'm Bett auf seine Knie, weinte bitterlich und betete, daß Gott sie wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in Vaters Händen. Die Mutter aber war auch wohl in derselben Kammer, doch weiter vom Bett, um der Traurigkeit willen. Das geschah nach 9 Uhr am 17. Sonntag nach Trinitatis 1542. Sie hatte, wie Luther nachher weinend bezeugte, ihn ihr Lebtag nie erzürnt. Seine Frau tröstete er und sprach zu den Leidtragenden: „Ich habe einen Heiligen in den Himmel geschickt, und hätten wir einen solchen Tod, einen solchen Tod wollt' ich zur Stund annehmen!" Aber nachher bekannte er noch von sich in Briefen: seine liebe Tochter sei jetzt zwar neugeboren in Christi Reich, und er und seine Frau sollten Gott über ihr seliges Hinübergehen danken, doch sei die Macht der zärtlichen Liebe so groß, und das Antlitz, die Worte und Geberden des lebenden und sterbenden, gehorsamsten und ehrerbietigsten Kindes seien ihnen so tief ins Herz eingesenkt, daß sie den Fall nicht ohne Seufzen und Schluchzen des Herzens, ja ohne ein eigenes schweres inneres Sterben ertragen können, und daß sogar der Tod Christi, mit welchem ja kein andrer sich vergleichen lasse, nicht so, wie es sein sollte, ihren Schmerz zu überwinden vermöge. Später sagte er: er habe jetzt den väterlichen Affekt in sich bezwungen, aber nicht ohne mit einem gewissen mächtigen Unwillen den Tod zu bedrohen und hierdurch seine Thränen zu lindern.

Schön ist es, wie er die einzelnen Kindernaturen betrachtet und darauf eingeht. Als Martin seine Puppe herzt und schmückt, sagt er: „So aufrichtig und ohne alle Bosheit wären wir im Paradies gesinnt gewesen; diese natürlichen Scherze sind die allerbesten an den Kindern. Das sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel; die thun alles einfältig, von Herzen und natürlich." Als seine Kinder sich unterhalten, freut er sich, wie sie den Himmel sich ausmalen: „mit Essen, Springen, Tanzen, mit Flüssen voll Milch und Bäumen voll Semmeln." Luther lebt und webt in den Geboten und in Gottes Wort, so wird ihm jedes Spiel der Kinder eine Mahnung, daß man umkehren und wie die Kinder werden müsse, um ins Himmelreich zu kommen; man möge wohl meinen, daß Gott es säuberlich machen und die kleinen Närrlein nicht also erheben sollte; aber Gott habe reinere Gedanken als die Menschen. Er müsse uns erst entleeren; müsse gar grobe Aeste und Spähne von uns weghauen, bis er solche Kinder aus uns mache.

Luthers ganze Ausdruckweise und ihre kernige Kraft ist ganz geeignet, das Kinderherz zu treffen. Möchten wir in der Sonntagschule und im Haus von ihm uns lehren lassen.

(Sonntagschulfreund.)

Schloß Neuschwanenstein.

Ein gewisser reizvoller Schleier der Romantik umwebt das Privatleben des gegenwärtigen Herrschers im Bayernlande und hat mancher Phantasie den Anstoß zu allerlei Gefabel über König Ludwig und seine Lebensweise gegeben. Da dürfte unsere Leser eine Beschreibung des königlichen Heims interessiren, das der Einsiedler bei Hohenschwangau sich erbaut und das ihm seit dem Herbst 1882 zur Wohnung dient. Es ist dies das Schloß Neuschwanenstein, in welchem der König auch die Nachricht vom Ableben seines musikalischen Freundes Richard Wagner empfing. Es ist ein wahrhaft königlicher und künstlerischer Ruhesitz und gehört wegen seiner Kolossalität zu den großartigsten Schloßbauten des Kontinents. Das Schloß steht frei auf einem Felsen gegenüber Hohenschwangau und ist durch zwei kühne Zugbrücken mit den

Straßen verbunden, im rein italienischen Style, mit reicher Ausschmückung erbaut, sechs Stock hoch, mit vielen Balkonen und Eckthürmchen versehen. In der Mitte des gewaltigen Granitbaues erhebt sich ein 350 Fuß hoher Schauthurm mit zwei schönen Veranden, von welchen großartige Rundschau in die bayerische Hochebene geboten ist. Das Dach des ganzen Schlosses ist mit Kupfer gedeckt und mit vergoldeten Platten durchkreuzt. Ein riesiger, höchst fein ausgearbeiteter Schloßhof führt zu dem majestätischen Portale und ist ein wahres Unikum der Steinmetzkunst. Die Front des rechten Flügels des Schlosses schmücken zwei 40 Fuß hohe Fresken, von künstlerischer Hand ausgeführt, in prächtigster Farbenwirkung. Die eine stellt Georg als Ritter zu Roß, kämpfend mit dem Drachen, die andere die Maria mit dem Kinde, als Beschützerin Bayerns, dar. Die Spitze des rechten Flügels ziert ein in Erz gegossener freistehender Herold in alterthümlicher Rüstung, die bayerische Standarte an der Seite haltend, in die Luft spähend; die des linken Flügels der eherne, wachende Löwe Bayerns. Das ganze feenhafte Königsschloß ist überreich mit Doppelsäulen und Statuen geziert und am ehesten den genuesischen Palastbauten vergleichbar. Die inneren Räume übertreffen an Pracht die weitgehendsten, kühnsten Phantasiebilder. Geschmückt sind diese Räume mit von Meisterhand gefertigten Fresken aus Richard Wagners „Nibelungen" und „Parsifal", wie aus Episoden der Feldzugsjahre 1870 und 1871, auf den bayrischen Antheil bezughabend, und aus der Geschichte der bayerischen Könige von 1806—1867. Ueberreich beladen mit Stuck ist der Plafond. Die Böden sind theils Mosaik, theils Parquet. Der König bewohnt die Gemächer des s e ch s t e n Stockes. Außer dem Arbeits-, Schlaf- und Bibliotheksalon befindet sich darin nur noch ein Vortragsalon für das königliche Kabinet. In seinem Arbeitszimmer, das geschmückt ist mit den Büsten seiner Eltern, Wagner's, August Heigl's, v. d. Tann's und Lutz', einem Bildnisse aus „Rheingold" und dem Plane des Liederhof, empfing der Monarch die Kunde von dem jähen Tode seines Freundes Wagner aus dem Munde des Kabinetschefs Ministerrath v. Ziegler. Im vierten und fünften Stocke sind die Säle theils der umfangreichen Bibliothek, theils der Geschichte in Waffen-, Münzen- und anderen Sammlungen bestimmt. Der erste Stock ist ein mächtiger, reich mit Gold beladener Stiegenhof. Die Beleuchtung ist elektrisch, in dem Schloßhof Jablochkoffkerzen, in den inneren Räumen das Edison- und Swan-System. Die Stallräume des Schlosses sind mit Fresken, urvorweltliche Bilder, geschmückt. Von weitester Ferne sieht man das wahrhaft königliche Schloß des bayerischen Monarchen, an der Seite des lieblichen Eldorados der Königin-Mutter und dem reizend schön gelegenen Schlosse Max II., Hohenschwangau. Neuschwanenstein und Hohenschwangau, auf historisch merkwürdigem Boden stehend, geben Zeugniß von dem hohen Kunstsinne ihrer Erbauer aus dem Stamme der Wittelsbacher.

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Der Oleander. Der Oleander ist in Egypten, Griechenland und auch in unseren Südstaaten zu Hause; er überwuchert an den Ufern des Nils große Strecken. Die Gärtner haben durch Fleiß und Aufmerksamkeit nahe an zwanzig schöne gefüllte Arten mit hellrothen, purpurrothen, reinweißen und gelben Blumen, wie auch manche mit feinem Wohlgeruch zu Stande gebracht, und dadurch den Oleander zu einer allgemein beliebten Zierpflanze unserer Häuser und Gärten herangezogen. Zu seinem guten Gedeihen gehört vor allem eine ihm zusagende Erde. Dieselbe sollte möglicher Weise im Herbst aus alten Wassergräben oder Teichen ausgehoben, den Winter hindurch abgelagert und durch Frost locker gemacht werden, um im Frühjahre, wenn nöthig mit Sand vermischt, in Verwendung zu kommen. Steht keine Schlammerde zur Verfügung, so nehme man eine Mischung von zwei Theilen kräftiger Mistbeeterde, einem Theil lockeren Lehm und einem Theil Sand. Schlammerde ist jedoch jeder anderen vorzuziehen, weil diese durch jahrelange Ablagerung alles enthält, was der Oleander zu einem kräftigen Gedeihen nöthig hat. Kann man solche Erde herbeischaffen, so dürfen verhältnißmäßig kleine Gefäße gewählt werden, da die Erfahrung lehrt, daß die Oleanderbäume in engeren Behältern mit kräftiger Erde besser gedeihen, als in großen Kübeln. Der Oleander bedarf sehr viel Wasser. Es sei aber möglichst Fluß- oder Regenwasser, welches den Tag über in der Sonne gestanden hat. Das kalte Brunnenwasser ist ihm sehr schädlich und bewirkt Entblätterung der Pflanzen. Der Standort im Sommer muß ein solcher sein, daß die volle Sonne auf den Stamm, wie auf die Krone einwirken kann, wodurch das junge Holz gehörig ausreifen und die Knospenbildung für das nächste Jahr sich vorbereiten kann, was auf einem schattigen Standorte nicht immer der Fall ist. Nach dem Abblühen, und besonders gegen den Herbst hin, wird mit dem Wassergeben allmählig nachgelassen und im Winter nur

so viel begossen, als eben zum Leben der Pflanze nothwendig ist. Das „zu trocken“ ist in dieser Jahreszeit weniger nachtheilig, als das „zu feucht“. Der Standort im Winter sei ein frostfreies, kühles Zimmer oder im Nothfalle auch ein trockener Keller, welche Räume, sobald die Temperatur draußen über den Gefrierpunkt steigt, gelüftet werden müssen, damit sich kein Schimmel an den Zweigen bilde und weil die lästige Schildlaus dadurch ferngehalten wird. Auch lieben die Oleanderbäume in dieser Ruhezeit, mit anderen Pflanzen nicht in Berührung zu kommen, sondern wollen möglichst frei stehen. Die Vermehrung geschieht am leichtesten durch Stecklinge und zwar im August und September, welche Stecklinge am besten in eine Schale, die halb mit Wasser und halb mit Schlammerde gefüllt ist, gesetzt werden. In letzter Zeit wird vielfach vor den giftigen Eigenschaften dieser Pflanze gewarnt. Vielleicht beruht dies auf Täuschung, denn das Gift des Oleanders ist keine bewiesene Thatsache.

Dauerhafte Fence-Pfosten. Ein erfahrener Gärtner setzte vor einigen Jahren um seinen Baumgarten eine Fence. Er probirte Verschiedenes, um wo möglich die Pfosten zu erhalten. Etliche Jahre nachher war er genöthigt, die Fence zu versetzen und machte dabei folgende Erfahrung: Die Pfosten, welche er unangestrichen gesetzt hatte, waren theilweise verfault, solche, welche mit abgelöschtem Kalk angestrichen, waren auch nicht mehr ganz gesund, diejenigen aber, welche mit Petroleum (Kohlöl) angestrichen waren, noch ganz fest und hart. „In Zukunft,“ schreibt dieser Gärtner, „werde ich beim Setzen der Pfosten auf folgende Weise verfahren: Zunächst lasse ich die Pfosten gehörig trocknen, nachher bestreiche ich dieselben dreimal mit Kohlöl, lasse sie jedoch jedesmal, nachdem sie angestrichen, gehörig eintrocknen.“ Ein anderer guter Anstrich: Man nehme trockene Pfosten und streiche sie mit folgender Mischung an: Gekochtes Leinöl und gesiebte Kohlenasche; dieses wird recht sorgfältig durcheinander gerührt, bis eine ziemlich dichte Masse entsteht. Die Pfosten werden zweimal damit angestrichen, aber auch jedesmal lasse man sie gut eintrocknen. Man dinge einen Mann, der das Setzen der Pfosten versteht; es lohnt sich, wenn eine Arbeit recht gethan ist.

Cholera. Kennzeichen: Der Geschmack ist eklig. Appetitlosigkeit, Schwindel, Unruhe, Schlaflosigkeit, Schweiß und bleiches Aussehen ist vorhanden. Diese Symptome halten gewöhnlich nur kurze Zeit an, dann stellt sich nach Erkältung und Diätfehlern Diarrhöe ein. Die Stirne, Nase und Zunge werden kalt, der Puls geht schwach und es stellen sich Krämpfe ein. Wird dem Kranken keine Hülfe zu Theil, so erfolgt meistens der Tod. Behandlung: Man ziehe dem Kranken trockene reine Nachtkleider an, bringe ihn in ein Bett, welches in einem luftigen Zimmer steht, und ist der Anfall heftig, so gehe man gleich zu einem erfahrenen Arzt; hat man keinen in der Nähe, so gebe man dem Kranken alle 10 Minuten 1 Tropfen Campherspiritus. (Ein Theil Campher in 12 Theile Spiritus aufgelöst.) Man kann es in jeder Apotheke haben. Man reibe den Leib mit Campherspiritus und warmen Tüchern und gebe dem Kranken ein Klystier von einem Eßlöffel voll Campherspiritus. Arsenikum und Veratrum sind gute Mittel. Man sorge, daß der Kranke viel frische Luft bekommt, gebe ihm aber kein Wasser, sondern bei heftigem Durst ein kleines Stückchen Eis. Der Kranke halte den Unterleib warm, hüte sich vor kalten, ungekochten Speisen, genieße dagegen: Graupenschleim, Gerstensuppe, Reis und Gries, geröstetes Brot (welches zum wenigsten 2 Tage alt sein muß), ein weichgekochtes Ei und andere leicht verdauliche Speisen, hüte sich aber besonders vor sauren Genüssen. Schutzmittel sind: viel frische Luft, Reinlichkeit, mäßiges Leben und Ruhe; man öffne die Fenster der Schlafzimmer früh Morgens und lasse die heißen Sonnenstrahlen Bett und Nachtkleider gehörig auslüften; man bade und wasche sich oft ab im heißen Sommer. Dann endlich: man habe keine Furcht. Aber — da Sterben kein Kinderspiel ist und es uns in Gottes Wort gesagt ist, was der Herr von uns fordert, so weiß ich kein besser Mittel, als sich zum Herrn zu wenden in der Zeit, so lange das „Heute“ noch unser ist.

Gerstensuppe für Kranke. Man nehme 1 Pfund mageres frisches Rindfleisch und 3 Pint Wasser, thue es in einen reinen Topf; sobald es anfängt zu kochen, schäume man es ab, dann wasche man einen Eßlöffel voll frische Gerste und thue sie in die Fleischbrühe, lasse es eine und eine halbe Stunde recht langsam kochen; man salze es nach Belieben und lasse es darnach einige Mal aufkochen — und die Suppe ist fertig zum Gebrauch.

Reis und andere Suppen werden auf ähnliche Art und Weise gekocht; man kann nach Belieben ein Stück Hammelfleisch oder auch ein junges Huhn nehmen, nur muß das Fleisch immer frisch und mager sein.

Beefthee. Man nehme ein saftiges, mageres und frisches Stück Beefsteak, ungefähr 1 Pfund, schneide es in kleine Stückchen und thue selbige in einen neuen Quartblechkessel, fest zudecken; diesen stelle man in einen theilweise mit Wasser angefüllten Topf aufs Feuer, gebe Acht, daß der Blechkessel immer um die Hälfte von kochendem Wasser bedeckt ist und lasse es zwei Stunden lang kochen; hierauf lasse man die Fleischbrühe durch eine feine Seihe oder reines Tuch in eine Tasse laufen, salze es ein wenig und es ist fertig zum Gebrauch. Den Rest stelle man mit dem Kessel wieder für den ferneren Gebrauch in das kochende Wasser und lasse es langsam fort kochen.

Dieser Beefthee wird gewöhnlich vom Arzt nur für schwache und gefährlich Kranke verordnet; man muß deshalb darauf sehen, daß das Fleisch frisch ist und die Kessel nicht rostig sind.

Gebackene Süßäpfel sind ebenfalls gut und wohlschmeckend für Kranke. Man nehme einige reife gesunde Süßäpfel, reibe sie ab, thue sie in eine reine Blechschüssel und gieße ein wenig Wasser darüber; hierauf stelle man sie in einen heißen Backofen und lasse sie backen, bis sie recht weich sind, man drehe sie einige Mal um und gebe Acht, daß die Brühe und die Aepfel ja nicht anbrennen; wenn selbige recht weich, thue man etwas weißen Zucker darüber und ein wenig frische Milch oder süßen Rahm; ist der

Kranke aber zur Diarrhöe oder Ruhr geneigt, so nimmt man anstatt Rahm gekochte frische Milch.

Zur Kopf- und Haarreinigung der Kinder im Sommer hole man aus der Apotheke für 10 Cents Salts of Tartar und ein kleines Stückchen feine Seife. Man thue es in ein reines Glas oder eine Flasche, und gieße ein Quart Regenwasser darauf; man lasse es einige Stunden stehen, wornach es fertig zum Gebrauch ist. Man gießt eine Tasse voll in eine Waschschüssel und reibt die Haut und das Haar gut damit ein. Hernach wird der Kopf wieder mit lauwarmem Regenwasser zweimal übergewaschen, abgetrocknet, mit ein wenig Haaröl eingerieben und darnach erst mit einem groben, hernach mit einem feinen Kamm durchgekämmt.

Der Schnupfen und das Niesen. Bekanntlich beruht unser leibliches Wohlbefinden wesentlich auf dem richtigen und niemals unterbrochenen sogenannten Stoffwechsel, d. h. die zur neuen Blutbildung nöthigen und geeigneten Nährstoffe müssen aufgenommen, und alle verbrauchten und ungeeigneten Theile müssen ausgeschieden werden. Dem letzteren Zwecke dient, außer anderen Organen, besonders die ganze äußere Haut, durch deren zahllose Poren beständig eine Ausscheidung von Dunst und Schweiß stattfindet. Der Schweiß ist mitunter sehr reichlich, meistens jedoch kaum bemerkbar, soll aber, wie die Ausdünstung, niemals ganz aufhören, nicht an einer einzigen Stelle des Körpers, an keinem der Glieder. Unterbrochen wird die wohlthätige Hautthätigkeit durch Verstopfung der Poren (weshalb die Haut vom Kopfe bis zu den Zehen öfter abgerieben werden sollte), und noch häufiger dadurch, daß an irgend einem Theile des Körpers die Poren durch Kälte zusammengezogen, also Schweiß und Ausdünstung unterdrückt werden, was man gewöhnlich als Erkältung bezeichnet. Die leichtere Erkältung mag einen Schnupfen, die schwerere eine Lungenentzündung und selbst den Tod herbeiführen. Die Natur sucht sich selbst dadurch zu helfen, daß sie, wenn das eine Ausscheidungsmittel nicht seinen vollen Dienst leistet, dagegen ein anderes zu erhöhter Thätigkeit antreibt; und ein solches ist die Nasenschleimhaut. Bei dem Erkälteten bildet sich gewöhnlich ein sogenannter Stockschnupfen, indem die inneren Nasentheile anschwellen; dann tritt zur großen Erleichterung die Lösung und Ausgießung ein, und für kürzere oder längere Zeit (letzteres bei der sogenannten Influenza oder Grippe) erfolgt ein mehr oder weniger bedeutendes Ausströmen von Schleim aus der Nase. Dies mag ein einfaches und erwünschtes Naturhilfsmittel sein, kann aber auch, wenn es zur Grippe ausartet, eine ansteckende und gefährliche Krankheit werden. Mit dem eigentlich wohlthätigen Schnupfen (betrachtet als eine Anstrengung der Natur, um einen Fehler im Verhalten wieder gut zu machen) ist gewöhnlich ein wiederholtes Niesen verbunden. In Folge der Reizung der Nasenschleimhaut findet nach einem tiefen, langsamen Einathmen eine kurze und heftige Ausathmung statt, indem die schnell und mit kräftigem Stoß durch die Nasenhöhle getriebene Luft mit eigenthümlichem Geräusch einen Theil des darin angesammelten Schleimes mit sich fortreißt. Hiernach hört das dumpfe Gefühl hinter der Stirne auf, und selbst die heftige Erschütterung des Niesens wird als wohlthuend empfunden. Bekanntlich kann auch durch künstliche Reizmittel, wie Schnupftabak, das Niesen hervorgebracht und das Verlangen nach solchem künstlichen Reize der Nasenschleimhäute durch die unsinnige Gewöhnung an das Schnupfen so verstärkt werden, daß es zur unwiderstehlichen Leidenschaft wird. Während der Pestzeit, welche in früheren Jahrhunderten Millionen von Menschen in der alten Welt hinraffte, wurde es als ein Anzeichen der Genesung betrachtet, wenn es bei dem Erkrankten zum Niesen kam.



Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 2. Sept. Richter 16, 21—31.

Simson's Tod.

1. Zeit: Etwa 1120 vor Christo.
2. Ort: Gaza, Hauptstadt der Philister, nahe am Mittelmeer, südlich von Askalon gelegen.
3. Zusammenhang: Auf die letzte Lektion folgt zunächst der Schluß von Gideons Geschichte, nämlich: sein Sieg über Midian und Amalek, Kap. 7, 9—23, nebst Hinrichtung ihrer beiden Fürsten Oreb und Seb und Gefangenschaft zweier anderen, Seba und Zalmuna. Gideon schlägt die ihm trotz Ephraims Eifersucht angebotene erbliche Königswürde aus, richtet dann aber im Gegensatz zum rechtmäßigen Gottesdienst bei der Stiftshütte in Siloh einen falschen und ungesetzlichen in seinem eigenen Hause zu Ophra ein, was nicht nur seinem eigenen Haus zum Unheil gereicht, so daß zur Strafe dafür alle seine Kinder mit Ausnahme des einzigen Jotham durch Abimelech ermordet wurden, sondern auch für Israel zum Fallstrick wurde, d. h. das ganze Volk zum Abfall vom wahren Heiligthum verführte und dadurch den Keim späteren Unglücks legte.

Nach 40jährigem Richteramt stirbt Gideon und nun wählt Israel sich seinen ersten eigenen König und zwar Abimelech, Gideons Sohn, das gerade Gegentheil seines demüthigen Vaters, der auf das Königthum freiwillig verzichtet hatte, während sich jener in seinem Ehrgeiz den Weg dazu durch Brudermord mit Hilfe seiner Mitbürger in Sichem bahnt, und wirklich trotz Jothams Warnung durch die Fabel vom Dornbusch, wenigstens über einen Theil Israels die Oberherrschaft erhält.

Aber nach nur dreijähriger Dauer derselben ereilt ihn zu gerechter Vergeltung Gottes Gericht: Sichem selbst fällt wieder ab und wird von ihm zur

Rache zerstört, in dem nun ausbrechenden blutigen Bürgerkrieg aber wird Abimelech selbst von einem Weibe durch einen Mühlstein vom Thurm in Thebez herab zu Tode geschmettert.

Es folgt nach ihm als Richter im Westen Thola aus dem Stamm Issaschar und im Osten Jair aus Gilead, beide sind nicht als Kriegshelden nach außen, sondern nur als Wiederhersteller des Rechts und der Ordnung im Innern gegenüber dem in Israel selbst eingedrungenen Verderben wirksam.

Nun beginnt die dritte Periode der Richterzeit, in der Israel am schwersten darniederliegt, weil es jetzt nicht nur mit Einem, sondern mit zwei furchtbaren Feinden zugleich zu thun hat: mit den Ammonitern im Nordosten und den Philistern im Südwesten. Dem durch Israels wiederholten siebenfachen Götzendienst veranlaßten fast 18jährigen Druck der Ersteren macht endlich Jephtha, ebenfalls aus Gilead, durch seinen glücklichen Sieg bei Mizpa und Aroer ein Ende, der ihm aber in Folge eines Gelübdes seine einzige Tochter kostet.

Nach Unterdrückung des Stammes Ephraim, der die Oberherrschaft in ganz Israel an sich reißen wollte, bleibt Jephtha noch sechs Jahre lang Richter über die dritthalb Stämme des Ostjordanlandes, worauf ihm dort in einem Zeitraum von etwa 25 Jahren noch die drei weiteren Richter Ebzan, Elon und Abdon folgten, gleichfalls mehr als Rechtspfleger in Friedenszeiten, denn als Kriegshelden gegen äußere Feinde. Diese erheben sich vielmehr nun erst recht im Westjordanland, wo im Süden die Philister 40 Jahre lang Israel aufs grausamste und härteste bedrücken.

Sie selbst von unbekannter Herkunft, geben dem ganzen Lande Palästina den Namen, denn ihre Herrschaft wird erst von David gänzlich gebrochen. Vorerst erweckt Gott gegen sie als Richter und Rächer den Simson, der anfangen soll (13,5), Israel von ihnen zu erlösen.

4. Wort- und Sacherklärung: Aber die Philister, d. h. die Fürsten derselben (V. 5), wahrscheinlich die Könige der fünf Hauptstädte der Philister (außer Gaza noch Asdod und Askalon, Ekron und Gad), welche die Delila (die Zarte, oder Schmachtende) mit 1000 Silberlinge (etwa 875 Thaler) bestochen hatten, ihnen den riesenstarken Simson auszuliefern. Nur durch Abscheeren seiner sieben Nasiräerlocken gelang es, seine wilde Kraft zu brechen (V. 17—20), nicht als ob diese in den Haaren selbst gelegen hätte, wohl aber war das unbeschorene Haupt das Zeichen des Nasiräer-Gelübdes, das nun gebrochen war und mit ihm auch die Gemeinschaft mit Gott, die ihn so stark gemacht hatte.

Jetzt konnten die in ihrem Nebenzimmer verborgenen Wächter ihn leicht den Feinden ausliefern, daß sie ihn greifen, blenden und von dem höher gelegenen Ort am Bache Sorek (V. 4) im Innern des Landes herabführen an die Seeküste, bis nach Gaza, der südlichsten der Philisterstädte, wo er ihnen den letzten Streich gespielt und den größten Schimpf angethan hatte (vgl. V. 1—3). Die zwei ehernen Ketten waren an den beiden Händen oder Füßen angeschlossen.

Mahlen = die Handmühle drehen, sonst nur Weiberarbeit, meist das Geschäft der Sklavinnen. Fing wieder zu wachsen an, wahrscheinlich sehr bald schon, wenn auch nur allmählich, sobald und in dem Maße, als er seine Sünde erkannt und bereut hatte, sobald sein rechtes Verhältniß zu Gott innerlich durch aufrichtige Buße wieder hergestellt war, wandte sich Gott auch äußerlich dem geschändeten und gedemüthigten Helden wieder zu und giebt ihm nochmals seine alte Kraft aufs Neue und ungeschwächt zurück und jetzt ist er wieder der „Gottgeweihte", den sein Gott nun auch brauchen kann, um in Gottes Stärke, nicht in seiner eigenen Naturkraft die Feinde, die schon glauben, ihn für immer bezwungen zu haben, zu besiegen.

Ihrem Gott Dagon, dieser männliche Hauptgott der Philister war nach 1 Sam. 5, 4 doppelgestaltig: Oben Mensch, unten Fisch. Ein großes Opfer zu thun zum Dank für die glückliche Gefangennahme des Simson und zugleich als übermüthig stolzes Sieges-, Lust- und Freudenfest für das Volk.

Guter Dinge bei den Opferschmäußen, wurde stark gezecht und wild geschwelgt. Daß er vor uns spiele, d. h. unter Gesang und Saitenspiel einen Tanz aufführe oder Proben seiner riesenhaften Stärke gebe.

Zwischen zwei Säulen, die beiden mittleren, ziemlich nahe bei einander stehenden Pfeiler, die das Dach der Festhalle trugen, welche, nur für das Fest selbst hergerichtet, wahrscheinlich nur leicht gebaut war; dort, ungefähr in der Mitte des ganzen Festraumes, konnte man ihn von allen Seiten aus bequem sehen und hören. Daran lehne, wie zum Ausruhen. Das Haus aber, d. h. die untere Haupthalle des Götzentempels, wo hauptsächlich die Großen des Reichs, die Beamten und Würdenträger mit ihren Familien ihre Plätze hatten, im Gegensatz zu dem Dach, d. h. der oberen offenen Gallerien, wo das Volk selbst sich befand und von wo aus man über die Brustwehr derselben in den inneren Hof herabsehen konnte.

Simson rief den Herrn an, in seiner Blindheit, Gefangenschaft und Verlassenheit sieht er sich nach der rechten Hilfe um, er hat also, wie er die Hand seines Führers losläßt, um die Säulen zu fassen, schon im Sinn, sie einzustürzen, dazu braucht er aber die Kraft von Oben. Gedenke mein, als Deines zwar unwürdigen, aber doch Dir noch immer angehörigen Knechts, dessen Schmach und Schande auch die Deine ist. Mich einst, d. h. mit Einem Schlage, räche, damit hatte er Recht und Unrecht zu gleicher Zeit, Unrecht: weil sich persönliche Rache und Wiedervergeltung einmischt, Recht: weil dies zugleich an den Feinden Gottes vergolten wird. Meine Seele sterbe zu gleicher Zeit mit den Philistern. Es ist also nicht ein vorsätzlicher Selbstmord, sondern ein Opfer für sein Volk und Vaterland, das anders nicht gerettet werden kann, als nur um den Preis auch seines eigenen Lebens. Neigte sich kräftiglich, d. h. stemmte sich mit seiner ganzen nun ihm in vollem Maße wiedergeschenkten, übermenschlichen Kraft so fest gegen die Säulen, daß er sie mit sich niederriß. Mehr war, denn es waren nach V. 27 3000 Mann allein in der oberen offenen Halle des Gebäudes, dazu noch die Leute im unteren Stock, während er bei Lebzeiten blos Etwas über 1000 erschlagen hatte.

Seine Brüder, Verwandte, sind die Stammesgenossen, d. h. die Glieder des Stammes Dan, und seines Vaters (Manoah's) ganzes Haus, d. h. die Familie im engeren Sinn, huben ihn auf, ohne von den Philistern gehindert zu werden, die vielmehr durch diese Katastrophe mit Furcht und Grauen vor dem Volk und Gott Israels erfüllt wurden, und begruben ihn, um seinen Leib nicht unter den Leichen der gefallenen Feinde, dieser unbeschnittenen Heiden, zu lassen.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Der Held in Noth, V. 21—25: Diese kam unläugbar durch seine eigene Schuld, nämlich dadurch, daß er seiner fleischlichen Lust nicht widerstehen mochte, und darum zuletzt auch nicht mehr konnte. Daß er sich wiederholt durch sie knechten ließ, und zwar von heidnischen Weibern, zeigt, wie übermächtig die Sünde auch in ihm, dem „Gottgeweihten" noch war; er, der stark und muthig war, einen Löwen zu ersticken (14, 6), vermag doch sein böses und unreines Herz nicht zu bezwingen, der die Bande seiner Feinde zerriß, kann doch die Ketten seiner Begierden nicht zerbrechen.

Ein alter Ausleger bemerkt zu dem ganzen Vorgang zwischen Simson und Delila: Liebe und Geld sind zwei Hauptschlüssel zu den Menschenherzen; erst hat das Geld Delilas Herz, dann die Liebe Simsons aufgeschlossen. Indessen leitet Gott, der auch das Böse oft zum Guten lenkt, die Sache so, daß selbst Simsons schwere Verirrungen noch dazu dienen müssen, ihn in seinen Beruf, den Kampf mit den Philistern, einzuführen. Wohl war er schon vor seiner Geburt dazu bestimmt, daß er anfangen soll Israel zu erlösen, aber wo und wie, blieb seiner eigenen Wahl überlassen, und wenn er es dabei verfehlte, so mußte doch auch dies schließlich in Gottes Hand zum Anlaß werden, daß er überhaupt mit Israels Feinden zum Kampf kam, Gott gebrauchte also nach seiner Weisheit selbst Simsons Thorheit noch als Mittel für seine Zwecke.

Ebenso läßt auch Gott es zu, daß ihm durch jenes falsche Weib seine Stärke genommen wurde, weil er sich selbst zuschreiben und zueignen wollte, was nur Gottes Gnadengabe war, also selbst nicht rein und lauter vor Gott ist. Er soll nun durch diese Erfahrung seiner Schwäche lernen, wie so gar nichts er in sich selber ohne Gottes Beistand ist. Wir werden durch nichts besser über uns selbst unterrichtet, als durch unsere eigenen Gebrechen und Mängel. Und zwar benützt er auch hierzu wieder die Sünde der Philister: er läßt's geschehen, daß sie ihren ganzen feigen, grausamen, hinterlistigen Geist an ihm auslassen dürfen.

b) Die Kraft von Gott, V. 26—28: Sie wird ihm zu Theil, weil er bittet (V. 28), denn Gott hört auch seinen abgefallenen und abtrünnigen Knecht noch, sobald er in der Noth ihn um seine Hilfe anruft. Nun er gedemüthigt ist und klein geworden in seinen eigenen Augen, kann Gott ihn auch wieder erhöhen und groß machen, dem Bußfertigen Gnade erweisen und in dem Schwachen mit seiner Gotteskraft mächtig und stark sein.

Seine Buße selbst verschweigt die Schrift, sie setzt aufmerksame und vom heiligen Geist erleuchtete Leser voraus, die das rechte Verständniß auch für solche innere Vorgänge mitbringen, die das stille Geheimniß zwischen der Seele und ihrem Gott bleiben sollen. Mit geblendeten leiblichen Augen, der gerechten Strafe für dieselben, da durch sie die böse Lust bei ihm eingezogen, fängt er jetzt an, geistig sehend zu werden, in den Ketten wird er frei und bei der schmählichen Sklavenarbeit der rechte Knecht seines Gottes.

c) Der Sieg im Tod, V. 29—31: Wir Christen sollen allerdings ganz anders siegen. So ist auch ein großer Unterschied zwischen Simsons und Christi letztem Wort (Luk. 23, 34), das nicht um Rache, sondern um Vergebung ruft. Immerhin aber war auch Simsons Tod ein stellvertretender Opfertod, und insofern ein Sieg mitten im Unterliegen, ein Tod, der vieles von dem, was er gesündigt, auch wieder gesühnt hat, und wodurch er nun endlich doch noch erfüllte, was ihm im Leben nur mangelhaft gelungen war, und zwar großentheils durch eigene Schuld. Diese kann und soll nicht geläugnet werden: Es war viel Laune, Willkür, rohe Gewaltthat, Trug und List in seinem Thun, er zersplittert seine hohe göttliche Kraft, und vergißt nur zu oft ganz seines hohen göttlichen Berufs; aber zum Theil ist das Fehlschlagen des letzteren doch auch die Schuld seines Volkes, das ihn überall allein stehen läßt und zuletzt feig in die Hände seiner Feinde überantwortet. Das mag wenn nicht zur Entschuldigung seiner Thaten, doch zur Erklärung seines Schicksals dienen; was er nur anfing (13, 5), konnte erst nach Samuels gründlicher innerer Neugestaltung des Volkes, David auch äußerlich ganz vollenden. Jedenfalls war auch er, wie die anderen Richter, ein Mann des Glaubens (Hebr. 11, 32).

Zur Besprechung und Wiederholung: Gottes Gerechtigkeit. 1) Wie sich dieselbe im Leben Simsons zeigt. a) So lange Simson Gott angehört, ihm dient und sein Gelübde hält, ist er stark und mächtig im Herrn. b) Sobald er Gott verläßt, fällt er in die Hände der Feinde. c) Nachdem er wieder beten kann, wird er auch wieder ein Gotteskämpfer.

2) Wie sich dieselbe an den Philistern erweist. a) Sie werden von Gott durch Simson und Andere gezüchtigt. b) Sie siegen eine Zeit lang, werden aber endlich vernichtet.

Sonntag, 9. Sept. Ruth 1, 14—22.

Ruth und Naemi.

1. Zeit: Unbestimmt, nach V. 1 aber jedenfalls in der Richterzeit, und zwar während einer Hungersnoth oder Theuerung. Man nimmt am wahrscheinlichsten die siebenjährige schwere Drangsal in Israel in Folge der beständigen Raubzüge der Midianiter an (Richter 6, 1 ff.), denen Gideon ein Ende machte (Lektion 9); dann fiele die Geschichte etwa ins Jahr 1215 (nach Anderen schon 1320) vor Christo.

2. Ort: Das Land Moab, östlich vom Jordan; dieses von Lot abstammende Volk wohnte im Osten des Todten Meeres bis nördlich zum Arnon,

und wurde erst unter David gänzlich unterjocht; ferner Bethlehem im Stamme Juda, etwa 6 Meilen südlich von Jerusalem, die Heimath von Ruth und David und die Geburtsstätte des Davidsohnes Jesus.

3. Einleitung: Das Büchlein Ruth, eine Art Anhang zum Buch der Richter, von unbekanntem Verfasser, aber jedenfalls erst nach Davids Zeit verfaßt, soll, da sich in den Büchern Samuels keine näheren Angaben über Davids Vorfahren finden, diese Lücke durch ein Geschichtsbild aus dem frommen Familienleben derselben ausfüllen, denn die Hauptperson, Ruth selbst, wird die Urgroßmutter Davids, und eben damit die Stammmutter Christi, und zwar trotz ihrer heidnischen Abkunft; sie ist schon die dritte Heidin in Davids Geschlecht neben der Kanaanitin Thamar, 1 Mos. 38, und der Kanaanitin Rahab, Jos. 2, und jedenfalls die edelste von allen, die zugleich durch ihre Ehe mit dem gottesfürchtigen und rechtschaffenen Boas am tiefsten und innigsten mit dem wahren und echten Israel verwachsen war.

Das Büchlein kehrt aus der Welt, aus Krieg und Unruhe an den stillen Herd des Hauses ein und zeigt, wie mitten in aller Verwirrung der Richterzeit, unter Sturm und Drang des Krieges und der Noth, unter Waffen und Feinden doch im Volke Gottes ein stilles, reines und heiliges Familienleben mit allen häuslichen und geselligen Tugenden blühte, das sicherste Zeichen und der thatsächlichste Beweis, daß dies das wahre Gottesvolk sei, und was das Gesetz Gottes, und nur dieses allein zu wirken vermag, nach der Verheißung, die schon 5 Mos. 4, 6—8 gegeben war. So steht es dem Buche wohl an, das uns den Weg zur Seligkeit zeigen soll und gereicht Israels Gott zum ewigen Lobe.

4. Wort- und Sacherklärung: Elimelech aus Bethlehem Juda (Richter 19, 1, zu unterscheiden von einem anderen Bethlehem (deutsch: Brothaus) im Stamme Sebulon, Jos. 19, 15) wandert, bis die schlechte Zeit in Israel vorüber sein wird, nach Moab aus mit seinem Weib Naemi (die Liebliche) und seinen beiden zwar schon erwachsenen, aber noch nicht verheiratheten Söhnen Malon und Chilion. Nach seinem Tode verheiratheten sich die letzteren mit zwei Moabitinnen; Chilion, der jüngere, mit Arpa, Malon, der ältere und daher Erbe des väterlichen Gutes in Bethlehem, 4, 10, mit Ruth (deutsch: Schönheit). Zehn Jahre nach der Auswanderung (V. 4) starben auch die beiden Söhne, und zwar kinderlos, so daß nur noch die drei Frauen allein übrig blieben. Da nun Naemi kein Band mehr in der Fremde zurückhält, will sie wieder in die vom Mangel befreite Heimath zurückkehren, begleitet von beiden Schwiegertöchtern, die wohl auch bisher schon bei ihr gewohnt hatten.

An der Grenzscheide (dem Arnon, oder auch erst am Jordan) fordert sie diese zur Rückkehr in ihrer Mutter Haus auf, damit sie als Wittwen dort weiter leben, bis ihnen eine neue Ehe wieder eine neue Heimath biete. Anfangs weigern sich beide (V. 9 ff.), weil sie die Schwiegermutter zu lieb gewonnen haben, um sich von ihr zu trennen; aber Naemi dringt nochmals und noch stärker in sie mit Hinweis auf die hoffnungslose und auch schutzlose Lage, der sie bei ihr, der alternden Wittwe, entgegengingen.

Da huben sie (beiderseits) ihre Stimmen auf &c., denn beiden Theilen geht der Abschied nahe, noch näher, als schon V. 9. Doch läßt Arpa sich endlich bewegen, den Vorstellungen Naemi's nachzugeben und wieder umzukehren, ohne daß man ihr deshalb gerade den Vorwurf liebloser Selbstsucht machen könnte, denn sie thut es ja nach deren eigenem wiederholten Wunsche. In der hochherzigeren und verläugnungswilligeren Ruth ist der Drang nach Gemeinschaft nicht blos mit Naemi, sondern auch mit Gottes Volk so übermächtig, daß sie fest entschlossen ist, lieber alles zu opfern und hinzugeben (2, 11), als daß sie nicht mit ihr nach Kanaan zöge. Zu ihrem Volk (Moab) und zu ihrem, der Moabiter, National-Gott, d. h. dem Gotte Kamos. Diese Aufforderung kann entweder ernstlich gemeint gewesen sein aus wirklicher Fürsorge für das äußere Fortkommen und das leibliche Wohlergehen Ruths, das bei der mit irdischen Gütern so wenig gesegneten alten Wittwe, die selbst arm aus der Fremde heimkehrte, für ihre heidnische Begleiterin allerdings in Kanaan weniger sicher war, als in deren eigener und reicheren Heimath Moab, wo sie noch eine Mutter hatte, und vielleicht wieder einen Mann bekommen konnte; oder aber ist es (wahrscheinlicher) als ein blos zur Probe gemachter Vorschlag anzusehen, womit sie sie prüfen wollte, ob und wie weit es ihr Ernst sei, und wie lange sie bei ihr ausharren werde. Im letzteren Fall hat sich dann nicht blos Ruths Liebe und Treue, sondern auch ihr fester und starker Glaube neben dem schwachen und zweifelnden der Naemi (V. 11 bis 13) desto herrlicher bewährt.

Gingen miteinander = setzten ihre Reise unermüdet fort, einen beschwerlichen Weg von mehr als 50 Meilen auf rauher Straße. Regte sich die ganze Stadt vor Neugier und Verwunderung. Ist das die (alte) Naemi, die vormals hier wohnte und jetzt so kläglich wiederkehrt? Die zehnjährige Abwesenheit hatte sie also sehr verändert.

Naemi heißt: die Anmuthige, Mara dagegen: Bitterkeit, d. h. die Bitteres erfahren, viel Trübsal erlitten hat, nämlich den Verlust von Gatten und Söhnen sowohl, als Gut und Habe — kein großer Beweis von starkem Glauben an die alles zum Besten lenkende göttliche Güte und Weisheit. Voll, d. h. reich im Besitz von Mann und Kindern und voll froher Hoffnungsgedanken für die Zukunft, zog ich aus, V. 1. Leer, sowohl des Reichthums, als der Hoffnung beraubt. Sie wußte aber nicht, was sie redete, denn gerade jetzt war sie erst recht reich geworden im Besitze Ruths.

Die Gerstenernte ist die früheste und fiel etwa in die Mitte April (3 Mos. 23, 17). Gen Bethlehem, früher Ephrata (= fruchtbar) genannt, das von jetzt an bedeutsam als Stammort der Königsfamilie Davids in die Geschichte Israels eintritt, und noch bedeutsamer als Christi Geburtsstadt in die Geschichte der Menschheit.

Ruths spätere Schicksale: Die freundliche Aufnahme bei Boas (Kap. 2), der gute Rath der Naemi (Kap. 3) und die glückliche Ehe der Ruth, nebst deren Geschlechtsregister bis auf David (Kap. 4). Ueber die sog. Leviratsehe,

als gesetzliche Pflicht des nächsten Blutsverwandten eines kinderlos verstorbenen Mannes gegen dessen Wittwe vgl. 5 Mos. 25, 5—10.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Große Liebe, V. 14—18: Rede mir nicht darein, ein gutes Wort fester Entschlossenheit, wo der Mensch seiner Sache innerlich gewiß ist, es kann aber auch mißbraucht und falsch angewandt werden im Trotz und Eigensinn, in Selbstüberschätzung und tollkühnem Leichtsinn, der sich nicht warnen lassen will, oder in Stolz und fleischlicher Sicherheit, die nur sich allein für weise hält. Wo du hingehest, ähnlich spricht auch Elisa zu Elias, 2 Kön. 2, 6; ferner Petrus zu Jesus, Mark. 10, 28.

Das große Liebesopfer Ruths: sie giebt Alles daran, auch was ihr das Liebste ist, läßt Vaterland, Verwandte, Volk und Götter im Stich um der Liebe willen. Sie beweist aber die Aechtheit und Treue derselben auch noch später, worin sich zeigt, daß sie nicht blos aus flüchtiger Aufwallung und oberflächlichem Gefühl herrührt: sie sammelt Aehren für Naemi (2, 2), giebt ihr das übrige Essen (2, 18), ist ihr im Rathe gehorsam (3, 5) und hielt sie auch noch als angesehene vornehme Frau bei sich in Ehren (4, 15).

Dafür fehlt ihr aber auch der von Gott auf den Kindesgehorsam (5. Gebot) gesetzte Lohn seiner Verheißung (Eph. 6, 1—3) nicht: sie findet schon bei Menschen Dank (1,8), Anerkennung (2,11), Glückwunsch (2, 12) und Ehre (4, 15), noch besser aber lohnt ihr Gott selber: sie bekommt ganz ohne Zuthun, ja wider Erwarten einen reichen und, was noch mehr ist, frommen Mann und wird so durch Gottes Führung die Ahnfrau Davids und die Stammmutter Jesu.

Was Gott zusagt, hält er gewiß. War Ruths Wahl eine edle Wahl, so ist die Wahl, dem Volk des Herrn und seinem Gott anzugehören und sich ganz und fest für ihn zu entscheiden, auch zugleich für uns alle die beste Wahl, sie bringt den reichsten und bleibendsten Segen für Zeit und Ewigkeit; aber freilich muß man dabei auf der Welt Glück verzichten, bekommt es aber mehr als reichlich vergolten, oft schon, wie Ruth, in dieser Welt, jedenfalls aber im Himmel. Wahre Liebe zeigt sich im Opfer: Entsagen und Selbstverläugnen; dazu gehört aber ein fester Entschluß und ein entschiedener Vorsatz und endlich wandelt sich aller Verlust noch in Gewinn.

b) Großes Leid, V. 19—22: Der Allmächtige hat mich sehr betrübet. Naemi bleibt bloß beim Schmerz der Trübsal stehen, ganz anders Hiob, der sogar noch für sie danken kann (1, 21). Noch besser sollten wir dies können, die wir die Liebesabsichten Gottes mit uns im Leiden noch viel besser kennen sollten (2 Kor. 4, 17).

Einen Anfang dieser wahren Betrachtung der Leiden hat indessen doch auch schon Naemi gemacht: sie weiß, daß Gott sie dadurch demüthigen will. Zudem führt sie den Segen und die Frucht ihres Kreuzes schon lebendig mit sich: Ruth, ihre Trösterin im Leiden, mit ihr und für sie in der Kreuzesschule gewachsen, an der sie viel Liebe ernten darf, weil sie viel Liebe gesäet hat.

Zur Besprechung und Wiederholung: Treue Liebe. 1. Sie entspringt aus der Liebe zu Gott. Obwohl Moabitin, kennt Ruth den Gott Israels, und sagt: „Dein Volk &c."
2. Sie fürchtet sich vor nichts, sondern trägt alles.
3. Sie wird reichlich von Gott belohnt.

Sonntag, den 16. Sept. 1 Sam. 1, 21—28.

Das Gebet einer Mutter.

1. Zeit: Etwa 1170 vor Christi Geburt.

2. Ort: Samuels Geburtsort Ramah (= Höhe), etwa 4 Meilen nordwestlich von Jerusalem gelegen, auf dem Gebirge Ephraim, das über das Stammgebiet Ephraims hinaus sich südlich bis in das Gebiet des Stammes Benjamin bis gegen Ramah hin erstreckte. Statt Ramah kommt auch der Name Ramath vor, beides ist nur die abgekürzte Form des vollen Namens Ramathaim Zophim, wahrscheinlich dasselbe Wort wie Arimathia. Die Geschichte der Lektion selbst spielt übrigens am Heiligthum in Siloh, 17 Meilen nördlich von Jerusalem, wo seit Jos. 18, 1 die Stiftshütte stand.

3. Einleitung: Die beiden Bücher Samuel, welche eigentlich nur Eine Schrift ausmachen, nehmen den Faden der Geschichte genau da wieder auf, wo ihn das Buch der Richter fallen gelassen und berichten als unmittelbare Fortsetzung des Letzteren Israels weitere Geschichte je an der Hand von zwei Haupt- und zwei Nebenpersonen: Eli und Samuel, Saul und David, die ersten Beiden als die Vertreter des Propheten- und Priesterthums, die letzteren Beiden als die des Königthums (geistliche und weltliche Obrigkeit). Sie führen den Namen Samuels, weil dieser in sofern die wichtigste Rolle in ihnen spielt, als er auch noch unter Sauls Regierung immer noch im Geiste des Herrn überall eingriff und selbst der von ihm gesalbte David gewissermaßen sein Nachfolger, der Erbe seines Geistes und der Vollender seines Werkes ist. Denn nur durch die von Samuel begonnene innere Reformation des Volkes war es möglich, daß das Königthum unter David, dem Mann nach dem Herzen Gottes, rein und soweit es jener treu blieb im Gehorsam gegen Gottes Gebot, auch äußerlich zur höchsten Blüthe sich erheben konnte.

4. Zusammenhang: 1 Sam. 1, 1—20 enthält Samuels wichtige Vorgeschichte; es war dies die erste biblische Geschichte, die Luther las, als er zum ersten Mal in der Klosterbibliothek von Erfurt eine vollständige lateinische Bibel in die Hand bekam. Sie ist so schön, anziehend, lebendig, lehrreich, anschaulich und erbaulich erzählt, daß er den Eindruck derselben fast für sein ganzes Leben lang behielt.

Auf wunderbare Weise bereitet Gott die Erziehung des Mannes vor, der später nach seinem Rathe die Ordnung in Israel neu herstellen und die Entwicklung seines Reiches weiter führen sollte, für welches jetzt eine neue Periode eintritt. Während die alte Zeit einerseits in Eli, andererseits in Simson vollends verläuft, bereitet sich mit Samuel eine neue vor, die neuer Kräfte und Werk-

zeuge bedarf. Was Gott seinem Volk durch Moses und Josua gegeben hatte: Vaterland, Selbstständigkeit, Gesetz und gottesdienstliche Ordnung, hatte durch dessen eigene Schuld nicht die Früchte getragen, die es hätte tragen können und sollen; in der Richterzeit war Volksthum und Priesterthum gleichmäßig erschlafft, daher müssen als neue Träger der Entwicklung das Königthum und Prophetenthum eintreten.

4. Wort- und Sacherklärung: Elkana (deutsch: von Gott erschaffen oder erkoren) war nach 1 Chron. 7, 20—28. 33—38 ein Levite; daß er ein Ephraimite heißt, steht damit nicht im Widerspruch, denn er gehörte zu denjenigen Leviten, welchen ihr Wohnort im Stamm Ephraim angewiesen war (ähnlich Richter 17, 7), und zwar gehörte er der Familie Kahat an. Den Namen Elkana trugen auch schon mehrere seiner Vorfahren, und zwar mit Beziehung auf die Bestimmung des Stammes Levi selbst, als des von Gott erworbenen, ihm besonders geweihten Stammes.

Sein Vater Jeroham ist nicht näher bekannt, dagegen kommt dessen 1 Sam. 1, 1 genannter Vater Elihu auch 1 Chron. 7, 27. 34 als Eliel oder Elijab vor.

Ephrat war eine der vier großen Levitenstädte im Stammgebiet Ephraim; während der unruhigen Richterzeit war die Familie wahrscheinlich von diesem Stammsitz in das gesicherte hochgelegene Rama übergesiedelt, das von ihrem letzten Stammvater den Namen Ramathaim Zophim = die Doppelhöhle der Zophiten erhalten hatte.

Seine Frau Hanna (= Gnade oder Anmuth) war lange kinderlos gewesen. Nach einem vor dem Herrn in Siloh abgelegten Gelübde und brünstigem Gebete aber, um dessenwillen sie von Eli zuerst verspottet, dann aber getröstet wird, wird ihr der Sohn geschenkt, den sie, als „von dem Herrn erbeten", Samuel nannte.

Hinaufzog mit seinem ganzen Hause, nämlich das erste Mal nach Samuels Geburt auf das Osterfest nach Siloh, als heilige Stätte, und zwar mit sämmtlichen Gliedern seiner Familie, d. h. den Dienstboten und den schon erwachsenen Kindern seiner anderen Frau Peninna (V. 2). Das Opfer u.s.w., das er (V. 3) alljährlich nach Vorschrift des Gesetzes darzubringen pflegte.

Und sein Gelübde (Opfer), das er diesmal noch außerdem darbrachte, weil er es das vorige Mal (V. 19) für den nun eingetretenen Fall der Geburt eines Sohnes gelobt hatte.

Zog Hanna nicht mit hinauf, wie sonst immer. Bis zu Samuels Entwöhnung (1 Mos. 21, 8 zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahre) will sie diesmal und das nächste Mal zu seiner Pflege zu Haus bleiben, bis er der letzteren soweit entwachsen ist, um hinfort außer dem Hause erzogen werden zu können.

Will ich ihn bringen, nach dem Heiligthum in Siloh, daß er vor dem Herrn erscheine, ihm dargestellt und als besonderes Eigenthum (was er freilich eigentlich als Levite schon war) übergeben und geweiht werde, nämlich als Nasiräer. Die Leviten mußten nur vom 25. Jahre an jährlich eine gewisse Zeit lang am Heiligthume wohnen, dann durften sie wieder an ihren gewöhnlichen Wohnsitz zurückkehren (4 Mos. 8, 24ff.), Samuel dagegen sollte ganz und für immer von seinen Eltern scheiden, und in Siloh eine Art von priesterlichem Leben führen, dazu noch unter den V. 11 genannten Beschränkungen, und zwar ewiglich, d. h. von frühester Jugend an bis an sein Lebensende. Auch Elkana zeigt sich V. 23 ganz damit einverstanden.

Der Herr bestätige sein Wort, durch den Mund Eli, des Hohepriesters, geredet (V. 17), was nicht blos auf die Erfüllung ihrer Bitte überhaupt geht, sondern auch noch durchblicken läßt, daß Gott seine ganz besonderen Absichten mit diesem Kinde habe; er hofft also, es werde aus dem Knaben mit der Zeit alles das werden, was sich die Mutter im glaubensvollen Vertrauen auf Gottes Verheißung (Ps. 145, 9) von ihm verspricht. Und brachte ihn, am nächsten Osterfest nach der Entwöhnung, also etwa 3 Jahre alt. Von den 3 Farren waren zwei zum jährlichen Brand- und Dankopfer bestimmt, der dritte zum Weihopfer für Samuel.

Ein Epha (= 7 Gallonen) Mehl zum Speiseopfer, und eine Flasche Wein (3½ Quart) zum Trankopfer, 4 Mos. 15, 9. 12. Einen Farren von den drei, nämlich den zum Weihopfer bestimmten, schlachteten sie, zur sinnbildlichen Darstellung dessen, was Samuel selbst sein sollte, nämlich ein geistliches Opfer zum lebenslänglichen Dienste Gottes.

Zu Eli, daß dieser ihn durch die zum Dienst am Heiligthum berufenen Frauen (2, 22) in diesem selbst aufziehen lasse, damit er schon beim frühesten Erwachen seines Geistes gleich den Eindruck von Gottes heiliger Nähe in sich aufnehme. Das hier bei dir stand, vor mehr als 3 Jahren (V. 9ff.), an derselben Stelle, wo sie ihr Gebet um einen Sohn und ihr Gelübde dargebracht hatte.

Nun hat der Herr ꝛc., sie will Eli damit an den Trost erinnern, den er ihr damals gegeben hatte (V. 17), und sieht in allem Gottes gütige Hand und weise Leitung. Gebe ich ihn wieder, gleichsam als Rückerstattung; wie ich ihn von dem Herrn erbeten und erlangt habe, so lasse ich ihn mir nun auch wieder vom Herrn zurückfordern und abverlangen. Und sie beteten an, nicht blos Elkana und Hanna, sondern auch schon der kleine Samuel selbst.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Dem Herrn gelobt, V. 21—23: Der Grundgedanke der Lektion ist der, daß Hanna durch die Schule langer Entbehrung und bitteren Leides hindurchgehen muß, ehe sie den von Gott erbetenen Sohn bekommt, theils zur Prüfung und Stärkung ihres Glaubens und ihrer Geduld, theils zur Erweckung ihrer Dankbarkeit, ihres Gottvertrauens und Gehorsams, theils auch damit sie denselben von vornherein als eine ganz besondere Gabe Gottes ansehen lerne und dadurch willig werde, ihn mit Verläugnung aller eigenen Lust und Freude an dem Kinde Gott zu weihen. Wie tief sie dadurch, und zugleich wohl auch durch der kinderreichen Peninna stolze Verachtung und trotzigen Hochmuth (V. 6ff.) gebeugt, betrübt und gedemüthigt war, sagt sie selbst Kap. 2, 6; aber eben nur den Demüthigen giebt Gott Gnade.

Die Hilfe kommt aber auch ihr nur durch das ernste anhaltende Gebet aus der Tiefe der Noth und des Herzens (V. 10. 15), wo sie alles, was sie drückt, offen und rückhaltslos vor dem Herrn

ausschüttet (Ps. 62, 9); die Noth soll zu Gott treiben, Kreuz und Anfechtung zum Gebet, das ist der stille und verborgene Segen der Trübsal. Außerdem ist aber auch Elkana ein Muster eines frommen Hausvaters, vgl. Luk. 2, 41.

b) Dem Herrn geweiht, V. 24—28: Wo die Bitte erhört ist, da darf auch der Dank nicht fehlen und zwar nicht blos ein Dank mit leeren Worten oder blos äußeren Opfern, sondern durch Thaten des Gehorsams und der Selbstverläugnung, durch Erfüllung der Gelübde Ps. 116, 17, allerdings fließt dann auch nachher ihr Mund über vom Lob Gottes (Kap. 2).

Was man Gott verspricht, z. B. zum Dank für erfahrene Hilfe und Rettung, für einen besonderen Beweis und Segen seiner Gnade, Liebe und Treue, muß man auch halten. Samuel war von seiner Geburt an ein Gottgeweihter.

Auch wir sind Alle schon Gott geweiht durch die Taufe und sollen ebenso wie er als Nasiräer, d. h. Abgesonderte von Welt und Sünde, und als Gottverlobte, d. h. als Eigenthum des Herrn, das er durch sein theures Blut erkauft, uns enthalten von allen fleischlichen Lüsten, die wider die Seele streiten.

Zur Besprechung und Wiederholung: Die fromme Familie. 1. Mutter und Vater sind eines Sinnes und dienen Gott.

2. Kinder werden Gott geweiht und für ihn erzogen.

3. Opfer und Gaben werden mit Freuden gebracht.

Sonntag, 23. Sept. 1 Sam. 3, 1—19.

Das Kind Samuel.

1. **Zeit:** Ungefähr zehn Jahre nach der letzten Lektion, 1160 vor Christo.

2. **Ort:** In der Stiftshütte zu Siloh im mittleren Palästina.

3. **Zusammenhang:** 1 Sam. 2, 1—10. Hanna's herrlicher Lobgesang, der theils rückwärts weist auf das Lied Moses (5 Mos. 32), theils vorwärts auf den Lobgesang der Maria (Luk. 1) und des Zacharias; Kap. 2, 11—26: Samuels Erziehung im Heiligthum mitten in einer Umgebung, die den gefährlichsten Einfluß auf ihn hätte ausüben können. Hophni und Pinehas, Eli's Söhne, üben Frevel und Gewaltthat selbst an heiliger Stätte und ihr alter schwacher Vater, sonst persönlich ein frommer gottesfürchtiger Mann, wie 3, 18 zeigt, wehrt es ihnen nicht. Als Gegenwirkung gegen jenes böse Exempel ist wohl der noch fortdauernde Einfluß der gottseligen Heimath, namentlich Hanna's Fürbitte für Samuel, so wirksam, daß er trotzdem in allem Guten zunimmt.

4. **Wort- und Sacherklärung:** Samuel, der Knabe, damals etwa 12—13 Jahre alt. Dem Herrn diente, am Heiligthum, indem er unter Eli (als sein Untergebener) allerlei äußerliche Arbeiten und Verrichtungen zu besorgen hatte, vergl. V. 15. Des Herrn Wort war theuer (= selten); in jener Zeit tiefsten inneren Verfalls kam es zu keiner neuen Offenbarung von Seiten Gottes mehr, fehlte es doch so gut wie ganz an prophetischen Männern, die in persönlichem Verhältniß und Umgang mit Gott standen und Mittheilungen von ihm an sein Volk hätten empfangen können, nur das Auftreten des Kap. 2, 27 genannten „Mannes Gottes" zeigt, daß wieder eine neue Zeit in Israel anbrechen werde.

An seinem Ort, er schlief wie gewöhnlich in seinem, zu den Vorhöfen der Stiftshütte gehörigen Gemach. Seine Augen ꝛc., nach 4, 15 war er schon nahe hundertjährig. Weil er nicht mehr (recht) sehen konnte, brauchte er auch immer Jemand um sich zu allerlei Dienstleistungen.

Im Tempel des Herrn, gemeint ist die Stiftshüttte, die aber, seit sie einen festen Standort in Siloh gefunden, allerdings durch die in Folge davon mit ihr vorgenommenen baulichen Veränderungen aus einem beweglichen Zelt zu einem feststehenden Haus geworden war. Da die Lade Gottes war, meint natürlich nicht das Allerheiligste selbst, wohin ja selbst der Hohepriester nur einmal des Jahres, am großen Versöhnungsfest, eingehen durfte, 3 Mos. 16, 1 ff., sondern eine Stelle in unmittelbarer Nähe sowohl des Tempels selbst, als der Schlafstätte Eli's, dem er ja zur Hand sein mußte (V. 2); so allein erklärt sich, warum er nachher, V. 4 ff., bei der Stimme nicht genau unterscheiden konnte, woher sie kam, ob von letzterer her oder vom Tempel selbst und der Bundeslade, wo Gott über dem Cherubim thronte.

Ehe die Lampe verlosch, nämlich das Licht an dem siebenarmigen goldenen Leuchter im Heiligthum, 3 Mos. 24, 1 ff., das die ganze Nacht über brennen mußte, 2 Mos. 27, 21. Es war also noch sehr früh, vor Anbruch des Morgens, gegen Ende der letzten Nachtwache — noch war es Nacht, aber schon nahte der Tag, ein Sinnbild des damaligen geistlichen Zustandes in Israel. Der Herr rief u. s. w. Also mit deutlich hörbarer Nennung seines Namens. Siehe, hier bin ich, prompte Bereitwilligkeit, sogleich seinen Befehl zu vernehmen und zu erfüllen.

Ich habe Dir nicht gerufen, Eli denkt also offenbar, Samuel habe blos geträumt, denn auch er selbst hatte, selbst wenn er vielleicht wach dalag, doch jedenfalls die Stimme nicht gehört. Rief abermal, ohne Zweifel kurz darauf. Kannte den Herrn noch nicht, d. h. noch nicht seine persönliche Stimme; wohl kannte er ihn so, wie ihn jeder Gläubige, der im Gebet lebt, kennt durch die tägliche Erfahrung seiner Nähe im Herzen, aber noch nicht, wie die Propheten, durch unmittelbare Offenbarung Gottes. War ihm noch nicht geoffenbaret, es war ihm noch keine spezielle Selbstmittheilung Gottes durchs Offenbarungswort zu Theil geworden, wie später; eben darum lag ihm auch jetzt noch der Gedanke so fern, daß Gott selbst, nicht blos Eli ihn rufe. Da merkte Eli, vielleicht durch etwas Besonderes und Auffallendes an der Stimme oder durch plötzliche innere Erleuchtung. Daß der Herr u. s. w. Daß er also auch ihn zu seinem Propheten erwählt habe (2, 35) und die gehörte Stimme keine bloße Sinnestäuschung sei.

Sprach zu Samuel weiter, um ihm nun sein Vorhaben zu enthüllen. Ein Ding in

Israel, nämlich die zunächst bevorstehende schreckliche Niederlage im Kampf mit den Philistern, wobei sie sogar die Bundeslade an diese Heiden verlieren (Kap. 4, 1—11). Beide Ohren gellen von der furchtbaren Kunde, wie von einem plötzlichen, schrecklichen und betäubend lauten Klang. Furcht und Entsetzen ist auch das erste, was über den sicheren Sünder kommen muß, wenn es mit ihm zu aufrichtiger Buße und Bekehrung kommen soll.

Richter über sein Haus ewiglich, d. h. so, daß das Gericht über seine Familie nicht mehr aufhören soll. Seine Kinder, die doch Priester waren und dem Volk mit gutem Beispiel hätten vorangehen sollen, sich schändlich hielten, eigentlich: sich gemein machten durch ihre Schandthaten. Nicht einmal sauer dazu gesehen, noch viel weniger sie hart angelassen oder gar streng und nachdrücklich bestraft, wie es seine Pflicht nicht blos als ihr Vater, sondern auch als Richter und Hohepriester gewesen wäre. Soll nicht versöhnt werden, das Strafurtheil darüber soll durch keinerlei Opfer rückgängig gemacht werden, noch viel weniger seine Schuld aufgehoben werden, da er Gottes Gebote und Rechte vollends als Hohepriester recht wohl wußte, und doch nicht nach ihnen handelte! Da bleibt Gott schließlich nichts anderes übrig, als die völlige Vernichtung.

Lag bis an den Morgen, wohl mit Zittern und Zagen dem allem nachdenkend, was ihm verkündigt worden war. Die Thüre auf, statt der früheren Vorhänge am Eingang in die Stiftshütte waren jetzt feste Thüren mit Thorflügeln angebracht, die Abends geschlossen, Morgens wieder geöffnet wurden, und dies gehörte mit zu Samuels täglichen Verrichtungen. Er fürchtete sich, um dem Eli keinen Schmerz zu bereiten, ihm das Gesicht (die Gotteserscheinung) anzusagen, und ging also statt dessen seiner weiteren Arbeit nach, um einer Begegnung mit ihm auszuweichen. Da rief ihn Eli, der wohl ahnte, daß die dem Samuel zu Theil gewordene Offenbarung auch ihn selbst persönlich angehe. Verschweige mir nichts, wenn es auch noch so hart zu hören und noch so schwer zu sagen ist; nach der ihm schon 2, 27 ff. zu Theil gewordenen Ankündigung ist er auf alles, auch das Schlimmste gefaßt. Gott thue dir dies und das = strafe dich selber, eine damals oft gebrauchte Form der Betheuerung. Das dir gesagt ist, gerade darin liegt ja der Zweck der göttlichen Offenbarung, daß Eli alles durch ihn erfahren soll.

Sagte es ihm alles an, dem Willen Gottes unbedingt sich unterwerfend, und sein eigenes Gefühl, Eli schonen zu wollen, verläugnend; er sagte ihm nichts, als die Wahrheit, aber die Wahrheit auch ganz, unverkürzt, unbeschönigt, unverhohlen. Das Wort Eli's: Es ist der Herr (der es beschlossen hat, und dem man also doch nicht widerstehen kann) u. s. w., zeugt zwar einerseits wohl von demüthiger Unterwerfung und stummer Ergebung in das Unabänderliche, andererseits aber doch auch von einer gewissen dumpfen Verzweiflung noch mehr, als blos gläubiger und bußfertiger Beugung.

5. **Zur Erklärung und Erbauung:** a) Die Nacht im Tempel, V. 1—3: Sie ist ein Bild von Israels Zustand: je seltener und theurer Gottes Wort und Weissagung geworden war, desto mehr galt es achten auf seine Stimme, die sich jetzt zum erstenmal wieder hören ließ; auch in dieser Nacht fehlte es also doch nicht ganz an Licht, wenn es auch nur von wenigen und kleinen Sternen in schwachem Glanze strahlte. Aber auch der Leuchter im Heiligthum ist ein Bild: so trüb und dunkel auch die Zeiten der Kirche Gottes auf Erden werden mögen, eins bleibt ihr immer noch, das Wort Gottes als ihr helles Licht mitten in der Nacht (vgl. Ps. 119, 105); nur muß es auch immer recht auf den Leuchter gestellt, gepflegt und angezündet, von allem Unreinen gesäubert und mit dem Oel des Geistes genährt werden. Die Nähe des Heiligthums, die beste Stätte für die wahre Ruhe.

b) Die Stimme in der Nacht, V. 4 bis 9: Wie sie dreimal an Samuel ergeht und ihn bei Namen ruft, so kommt sie auch an uns wiederholt und ruft uns zum Gehorsam: schon in der Taufe sind wir berufen, Gottes Kinder zu werden, sie kommt an uns durch die Predigt seines Wortes, durch unser Gewissen, durch besondere Führungen und Fügungen unsers Lebens, in Gnade oder Gericht, Segen oder Strafe, Gaben oder Verluste rc. Oft auch durch andere Menschen (Eltern, Lehrer). Im A. T. waren es blos einzelne Gottesmänner, die so persönlich berufen waren, z. B. Abraham, 1 Mos. 22, 11. 2 Mos. 3, 4 rc., im N. T. sind es Alle ohne Ausnahme; unsere Antwort auf Gottes Ruf s. Apostelg. 9, 6. Auch die Kinder sind davon nicht ausgeschlossen; wie sie dem Rufe folgen können und sollen, selbst mitten in der sie umgebenden argen Welt, zeigt eben Samuels Beispiel, und das Mittel dazu Ps. 119, 9, von ihrer Seite aber gehört vor allem eins dazu: die rechte Willigkeit zum Gehorsam.

c) Das Wort der Stimme, V. 10—19: Eine Verkündigung des Gerichts, das um des Vaters Missethat über die Söhne und über ihn selbst kommen wird und kommen muß: Eli hat sich um die Erziehung derselben einst nicht bekümmert, jetzt bekommt er Kummer genug durch sie zur gerechten Strafe. Gerade Samuel wird zum Boten der Vergeltung gewählt, theils weil er die Sünde der Familie Eli's am besten kannte und also auch die Heimsuchung Gottes am besten verstehen konnte, theils um ihn gleich von Anfang an auf eine schwere Probe des Gehorsams zu stellen; aber er besteht sie, ohne der Menschenfurcht oder einem wenn auch an sich ehrenwerthen, doch hier übel angebrachten Zartgefühl in falscher Scheu nachzugeben. Wer Gottes Bote werden will, muß auch, wenn's noth thut, Hartes sagen können, wenn es die Pflicht der Wahrheit fordert. Eli, ein Beispiel von Solchen, die auch Gottes Gerichte wohl noch erschüttern und erweichen, aber nicht mehr gründlich beugen und bessern können.

Zur Besprechung und Wiederholung: Der Ruf Gottes. 1) Wann kommt derselbe? Oft zu unerwarteter Zeit. Im Schlaf, da Samuel nicht daran dachte, ward er gerufen.

2) Wie der Ruf aufgenommen werden soll. Willig. Dreimal hört Samuel denselben. Endlich: Rede Herr, denn dein Knecht höret.

3) Was will Gott mit diesem Ruf? Uns in seine Gemeinschaft führen und seinen Willen offenbaren.

Chronik der Gegenwart.

In Brasilien wiederholt sich jetzt das Schauspiel, welches vor fünfzehn Jahren sich in Südafrika darbot, als dort die Diamantenfelder entdeckt wurden. Man weiß, daß Brasilien reich an Diamanten ist, neue Felder wurden seit Langem nicht mehr entdeckt, jetzt aber sind solche aufgefunden worden und infolge dessen ist das Diamantenfieber unter die dortige Bevölkerung gefahren. Die neuen Fundstätten liegen im Süden der Provinz Bahia am Salobe, einem Nebenfluß des Rio Pardo, der unter 16° südlicher Breite sich in den atlantischen Ozean ergießt. Seit dem August 1882 bis März 1883 sind 1500 Oktavos oder gegen zwölf Pfund Diamanten aufgefunden worden und 7000 Menschen sind in die urwälderreiche Gegend geströmt. Viele haben ihr Glück durch ergiebige Funde gemacht; die meisten aber sind enttäuscht wieder abgezogen. Die Diamanten sind von vorzüglicher Güte und der schwerste bisher gefundene wog ein Oktavo. Die Zustände unter den Diamantensuchern werden als grauenerregend geschildert. Die Hälfte der Ansiedler ist krank und kein Tag vergeht, daß nicht zwei bis acht Todte begraben werden. Es herrschen Masern und Sumpffieber; das Vieh wird mitten in der Ansiedlung geschlachtet und die Ueberreste verfaulen am Platze, so daß die Luft verpestet ist. Persönliche Sicherheit existirt nicht, da die Regierung sich noch in keiner Weise um die neue Ansiedlung gekümmert hat. Mord und Todtschlag herrscht, Raufereien, zu denen meist Weiber die Ursache abgeben, sind an der Tagesordnung. Uebrigens glaubt man, daß die Diamantenfelder in der Umgebung sich noch sehr weit ausdehnen, doch sind dieselben mit Urwald bedeckt. Jedenfalls ist ein Unternehmen dort nicht anzuempfehlen, so wenig wie das Spielen in der Lotterie.

Am Stanleypool, einer seeartigen Erweiterung des afrikanischen Riesenstromes Congo, erreicht bekanntlich dessen Schiffbarkeit ihr Ende und von hier aus bis zur Mündung der afrikanischen Westküste behindern Stromschnellen und Wirbel die Fahrbarkeit. Seit nun Stanley durch seine preiswürdige Ausdauer in mehrjähriger Arbeit eine Straße entlang dem unteren Congo bis zum Stanleypool herstellte, ist es auch den Missionaren gelungen, nach jenem wichtigen Punkte vorzudringen, von wo aus das weite Centralafrika durch Dampferfahrten auf dem Congo für den Glauben und die Kultur erschlossen werden können. Wie wir aus einer Zusammenstellung in „Petermann's Geographischen Mittheilungen" ersehen, ist es dem Führer der westafrikanischen Baptisten-Mission, Reverend Comber, gelungen, im Oktober 1882 bis zum Stanleypool zu gelangen und hier, neben der Station Leopoldville, welche von Stanley bereits gegründet war, auf einem gesund gelegenen Hügel seine Missionsstation zu erbauen, welche nach dem Förderer der afrikanischen Mission Arthington benannt wurde. Dieser Ort, heißt es in der angegebenen Quelle, bietet nicht nur den vorzüglichsten Ankerplatz am Congo, sondern ist auch dem bedeutenden Marktplatze Ntamo benachbart. Nicht allein treffen aus der Umgegend die verschiedenen Stämme hier zusammen, um ihre Produkte hier zu vertauschen, sondern aus weiter Ferne kommen die Flotten der Congobewohner herab, um Elfenbein, wie auch Sklaven gegen die von der Küste eingeführten europäischen Erzeugnisse einzuhandeln. Ntamo, wo die Schiffbarkeit des Congo aufhört, bildet somit einen wichtigen Knotenpunkt für den Handel. Durch die Gründung der Station Arthington haben die Baptisten-Missionare das Ziel erreicht, welches sie sich gesetzt hatten, als nach der Rückkehr Stanleys von seiner Durchquerung Afrikas der genannte unermüdliche Förderer der Mission durch reiche Gaben zur Inangriffnahme des Missionswerkes am Congo aufforderte. Vierundeinhalbes Jahr sind erforderlich gewesen, um diesen Punkt zu erreichen und endgültig zu besetzen, und die Sendlinge, welche Kultur und Gesittung in das Herz Afrikas tragen wollen, stehen im Begriff, einzudringen in das unbekannte Land, sobald der zu diesem Zweck erbaute Dampfer „Peace" (Frieden), welcher im November 1882 von England abgesandt wurde, am Stanleypool eingetroffen und zusammengesetzt sein wird. Auch eine katholische Mission unter Pater Augouard ist im Begriff, am Stanleypool sich niederzulassen.

Es muß eine Art Wahlverwandtschaft zwischen Irländern und Chinesen, genauer gesagt, zwischen Irländerinnen und Chinesen, existiren, denn in Nordamerika ist die Zahl der Heirathen zwischen den Söhnen des Reichs der Mitte und den Töchtern Erin's eine überraschend große. Während die Irländerin fast niemals eine Ehe mit einem Mormonen eingeht und nur in seltenen Fällen einen Deutschen heirathet, nimmt sie ohne Widerstreben einen Chinesen zum Mann. Die Mongolen ihrerseits geben den Irländerinnen den Vorzug vor allen übrigen Frauen Amerikas. Es bildet sich auf diese Weise, namentlich längs der Küste des Stillen Ozeans, eine höchst eigenthümliche keltisch-mongolische Mischlingsrasse, durch welche die Menschenfamilie um eine neue, interessante Species bereichert wird.

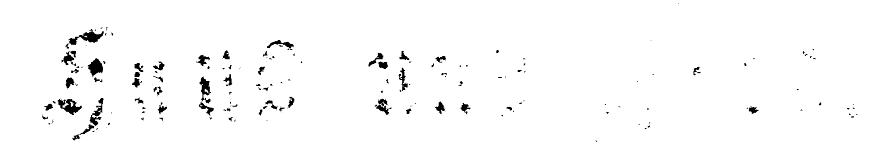
Die Franzosen, welche, um sich für politische Mißerfolge in Europa schadlos zu halten, jetzt überall in fernen Erdtheilen annektiren, hat an Tunis einen fetten Bissen erworben. A. von Stubenrauch giebt über die Landwirthschaft des jetzt von Frankreich verwalteten Landes einen höchst günstigen Bericht an die „Monatsschrift für den Orient", aus dem wir das Nachstehende ausziehen. Nach dem Winterregen bricht überall die üppigste Vegetation hervor und zeigt sich der Boden in seiner ganzen Urkraft, denn noch ist das Wort Bodenerschöpfung für Tunis ein unbekannter Begriff, und wo der Pflug der Beduinen — ein hölzerner Haken — auch noch so leicht die Erde ritzt und ihm sorglos das Saatgut anvertraut, da dankt er ihm hundert-

fältig die geringe Mühe und erzeugt Ernten, wie sie selbst im Banat zu den Seltenheiten gehören. Und Produkte von welcher Güte! Der Weizen schwer und hart, wie der beste ungarische, die Gerste der besten Brauergerste gleich. Für den Gärtner ist Tunis ein wahres Dorado. Datteln, Bananen, Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen gedeihen in den köstlichsten Arten, dabei grünes Gemüse das ganze Jahr hindurch. In den schlechtesten Wintermonaten ist das Klima wie bei uns im Mai, doch ohne daß Nachtfröste zu fürchten wären. Der Weinbau findet die günstigsten Naturbedingungen. Nichts — kein Frost, kein unzeitiger Regen — hindert bei ununterbrochen wolkenlosem Himmel die Zeitigung der Traube, die schon Anfangs Mai beginnt. Was Wunder, daß die tunesischen Trauben, die lebhaft an die biblischen des gelobten Landes erinnern, Süße und Wohlgeschmack besitzen und sie zum köstlichsten Tafelobst machen. Tabakbau, die Kultur des Maulbeerbaumes und die Seidenzucht finden hier eine herrliche Stätte. Unabsehbare Oelbaumpflanzungen decken die Rücken vieler Hügel und bilden eine Haupteinnahme des Landes. „Das Gesagte giebt einen Begriff von der Entwicklungsfähigkeit dieses Landes und läßt annehmen, daß dereinst dem fleißigen und intelligenten Landwirthe und Gärtner in Tunis sozusagen das Gold unter den Händen wachsen werde und derselbe um ein reichliches Auskommen nicht zu sorgen brauche, wenn er nur über die jetzt noch fehlenden menschlichen Arbeitskräfte wird verfügen können." Ach, müssen wir bei solcher Schilderung ausrufen, wann wird unser Vaterland einmal nach einem solchen Lande greifen? Nöthig haben wir's wahrlich!

Es ist wohl noch in der Erinnerung, daß im Winter 1880 auf 1881 der vielgewanderte Gerhard Rohlfs sich nach Abessinien begab, um dem Beherrscher dieses Alpenlandes unter den Tropen einen Brief unseres Kaisers Wilhelm zu überbringen. Rohlfs war hierzu ganz der geeignete Mann, hatte er doch bereits im Jahre 1868 den britischen Feldzug gegen den blutigen Theodoros von Abessinien mitgemacht und war er bei Eroberung der Felsenfeste Magdala zugegen gewesen. Er hat jetzt seine Reise-Erlebnisse in einem bei Brockhaus erschienenen Werke geschildert, welches den Titel führt: „Meine Mission nach Abessinien". Es ist mit einer sehr speziellen Karte sowie vielen höchst charakteristischen Abbildungen von dem abessinischen Hofmaler Zander versehen und liest sich sehr angenehm. Vorherrschend sind die persönlichen Erlebnisse und Abenteuer, höchst werthvoll eine neueste Geschichte Abessiniens in den letzten fünfzehn Jahren, die zumeist nach Angaben des gegenwärtigen Kaisers Johannes geschrieben ist. Rohlfs ist höchst ehrenvoll von diesem dunklen Herrscher empfangen worden, ja er erhielt sogar den Auftrag, zwischen Abessinien und Egypten Frieden zu stiften, denn beide Reiche befinden sich bis zum heutigen Tage im Kriegszustande. Die egyptischen Armeen, welche nach Abessinien vordrangen, wurden vernichtet — trotzdem vermochten aber die Sieger nicht ihren heißesten Wunsch, die Erlangung der Küstenlandschaft am rothen Meere mit dem Hafen Massaua, durchzusetzen. Rohlfs zeigt aber ganz richtig, wie es ein Akt der Gerechtigkeit ist, Abessinien bis ans Meer vordringen zu lassen, denn nur so, im engen Handels- und Ideenaustausch mit europäischen Mächten, unbehindert durch mohammedanische Eifersüchtelei, vermag dieser christliche Staat sich zu entwickeln. Trotz der großen Abgeschiedenheit und schweren Zugänglichkeit des Landes findet Rohlfs, daß dasselbe einen großen Fortschritt in der letzten Zeit gemacht hat; europäischer Einfluß macht sich überall geltend. Die Armee ist jetzt eine völlig andere als früher: ganze, den Egyptern abgenommene Batterien und Tausende von Remington-Gewehren aus gleicher Quelle sind vorhanden. Freilich, die christliche Religion ist dort erstarrt, aber ganz so schlimm, wie die meisten früheren Reisenden, findet Rohlfs die abessinische Geistlichkeit nicht. Er macht uns wenigstens mit ehrenvollen Ausnahmen bekannt. Bei seinem Eintritt auf abessinisches Gebiet wurde er in Kasen von der Ortsgeistlichkeit begrüßt; die Scene, die sich dabei entwickelte, schildert der Reisende folgendermaßen: „Langsam, in feierlichem Schritt, kamen die Diener der abessinischen Kirche heran, alle im Ornat. Der erste mit einem monstranz-ähnlichen Geräthe, der andere mit einem Kreuz, der dritte mit einer Kirchenschelle, der vierte mit einem seidenen Fähnlein, im Ganzen etwa dreißig Personen, Knaben und Mönche inbegriffen, letztere mit gelben Käppchen und Ledermänteln. Im Halbkreis standen sie vor meinem Zelte und begannen Litaneien zu singen, ja, sie tanzten sogar und ich möchte ihre dabei gemachten Bewegungen keineswegs anständig nennen. Ich ließ endlich dem Oberpriester einige Thaler reichen, worauf er eine lange Rede hielt: „Wir sind nicht des Geldes wegen gekommen, sondern um die Ankunft eines weit hergekommenen Glaubensgenossen zu feiern." Ich erwiderte: „Das Geld sei nicht für sie, sie möchten es den Armen ihres Sprengels geben." Die ganze Gesellschaft fing an sich zu setzen und von neuem zu singen. Wie der Dolmetsch mir angab, sangen sie jetzt mein Loblied." Auf Befehl des Königs Johannes haben sich alle Mohammedaner in Abessinien taufen lassen müssen und, wie aus den Berichten von Rohlfs hervorgeht, haben sie sich willig darein gefügt. Abgesehen von einer Anzahl Juden (Falascha) ist Abessinien jetzt ein glaubenseinheitliches Land. Europäischen Missionaren ist der Eintritt verweigert; sie wirken daher an der Grenze und Rohlfs berichtet sowohl über die französisch-katholische Lazaristenmission, wie auch über die evangelisch-schwedische bei Massaua. Letztere wird vielfach gelobt. In der von dem Bruder Lundal und Frau, sowie von drei bis vier anderen verheiratheten Missionaren geleiteten Anstalt werden augenblicklich gegen hundertundfünfzig abessinische Kinder erzogen. Es ist eine Freude zu sehen, wie die Kleinen, im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren, gedeihen und wachsen. Alle Abstufungen der Hautfarbe von gelb bis schwarz sind vertreten. Außer höheren Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen muß jedes Kind irgend ein Handwerk oder eine Kunst lernen. Hier werden die Mädchen im Stricken, Nähen, dort die Knaben im Schustern, Drechseln unterrichtet. Alle sind reinlich und europäisch gekleidet, und daß die Ernährung eine vorzügliche und den Kleinen angepaßt sei, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Eine mit einer kleinen Orgel versehene Kapelle dient dazu, in den Abessiniern das Gefühl und die Liebe für die christliche Religion wachzuhalten.



Wer ist der Aermste?



Ein illustrirtes [illegible]

Elfter Band. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Dr. Luther und [illegible]

[illegible]

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | October 1883. | Zehntes Heft.

Wer ist der Aermste?

Von Ludwig Vogel.

Es war ein reicher, reicher Mann;
Von Purpur und von Seide
Ist sein Gewand; er lebt
Tagtäglich herrlich und in Freuden. —
Ein armer Mann mit Namen Lazarus,
Lag von Geschwären tief zernagt
Vor seiner Thür und fleht mit Thränen
Nur um den Abfall von der Reichen Tisch,
Den Hunger zu stillen. — Die Hunde nah'n
Und lindern leckend seiner Schwären Pein —
Der Arme starb und Engel trugen ihn
In Abram's Schooß. Der Reiche starb,
Man legt den Leib in seine stolze Gruft,
Zur Hölle fährt der Geist. —

Dr. Luther und sein Barbier.

Von Albert Richter.

Es wäre wohl eine dankbare Aufgabe, eingehender den Einfluß zu untersuchen, den Luther auf das deutsche Haus, auf das deutsche Familienleben ausgeübt hat. Es wäre da zu reden von seiner Bibelübersetzung, die das beste Hausbuch des deutschen Volkes geworden, die am Morgen und Abend und am Sonntagnachmittag die Glieder des Hauses zu einer Vorlesung um sich versammelte und viel Segen und Trost in das deutsche Haus gebracht hat. Es wäre zu reden von Luthers Liedern, die in dem Herzen des ganzen Volkes ein freudiges Echo fanden und noch finden, und von denen der Jesuit Conzenius sagte, sie hätten mehr Seelen verführt, als Luthers Streitschriften und Predigten; von dem kleinen Katechismus, den die Mutter die Kinder lehrte, und den nach Luthers Meinung ein Hausvater mit seinem Gesinde treiben sollte; von der Hauspostille, deren Predigten bis auf unsere Tage in Familien vorgelesen worden sind. Es wäre zu reden von Luthers eigenem häuslichen Leben, das bei der großen Verehrung, mit der man in den Kreisen seiner Anhänger auf Luther sah, für das deutsche Volk vorbildlich geworden ist; es wäre zu reden von dem persönlichen Verkehre, den Luther mit so vielen Familienkreisen unterhielt. Mit ihren Sünden, ihren Gewissensqualen oder mit allerlei Herzensanliegen kamen gar viele zu ihm; er

sollte Rath und Trost gewähren. Und wer nicht persönlich vor ihm erscheinen konnte, der bat brieflich um Luthers Meinung über irgend ein Vorhaben, um seine Unterstützung bei einem gewagt erscheinenden Unternehmen, um seinen Rath und Trost in allerlei Kümmernissen. Wo es galt, einen Verzweifelnden aufzurichten, einen Irrenden auf den rechten Weg zu bringen, da wandte man sich an Luther und zwar nie vergebens. Trotz aller Arbeitslast, die auf seinen Schultern lag, ließ er keinen unberathen, keinen ungetröstet. Wohl klagte er einmal: „Ich werde mit Briefen von allen Seiten überhäuft. Alle und jede meinen, nur ihre Anliegen seien es, die der müßige Luther zu besorgen habe, und können nicht warten, sondern meinen, es müsse gleich ein Brief wieder da sein, sobald sie nur den ihrigen abgegeben haben. Ich kann ja doch wahrhaftig nicht als ein einziger alle Anliegen aller allein und plötzlich zugleich ausrichten." Aber konnte er auch nicht alle Anliegen so schnell erledigen, als die Bittenden es wünschten, er that es doch, sobald er Zeit dazu gewann.

Wie Luther mit Leuten aus dem Volke zu verkehren pflegte, davon zeugt sein Verkehr mit seinem Barbier, dem Meister Peter zu Wittenberg. Demselben wird von Stangwald, einem der Herausgeber von Luthers Tischreden, das Zeugniß ausgestellt, er sei „ein frommer, gottesfürchtiger Mann gewesen, der Gottes Wort gerne gehöret, gerne davon geredt und viel um Dr. Martin Luther zu sein pflegen." Luther nennt ihn denn auch in dem Titel eines später zu erwähnenden Schriftchens seinen „guten Freund".

Ueber ein Gespräch Luthers mit Meister Peter wird uns berichtet aus dem Jahre 1537. In diesem Jahre berief Papst Paul II. ein Konzil nach Mantua. Vorher aber hatte er seinen Gesandten Paul Vergerius nach Deutschland gesandt, um mit den Fürsten über den Ort des Konzils zu unterhandeln. Bei dieser Gelegenheit traf der päpstliche Gesandte in Wittenberg auch mit Luther zusammen, denn er hatte gegen den Kurfürsten, auf dessen Schlosse er wohnte, den Wunsch ausgesprochen, daß zur Mahlzeit auch Luther zugezogen werden möchte. Da berichtet denn nun ein Zeitgenosse: „Alsbald den Sonntag frühe hat Dr. Luther nach seinem Barbier geschickt, daß er ihn barbieren und schmücken sollte. Als der Barbier kommen ist, hat er gesagt: Herr Doktor, wie kömmt's, daß Ihr euch so frühe wollt barbieren lassen? Da antwortet Dr. Luther: Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papsts, Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine, so wird der Legat denken: Ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglücks angerichtet, was wird er denn noch thun? Und als ihn hierauf der Meister barbieret hatte, da zog er seine besten Kleider an und hing sein gülden Kleinod an den Hals. Da saget der Barbier: Herr Doktor, das wird sie ärgern. Luther sagt: Darum thue ich's auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen. Da antwortet der Barbier: Nun, Herr Doktor, so gehet hin in Gottes Frieden und der Herr sei mit euch, daß ihr sie bekehret. Dr. Luther aber sprach: Das will ich nicht thun; aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren." Und doch machte Luther auf den päpstlichen Gesandten einen solchen Eindruck, daß dieser später einer der eifrigsten Bekenner des Evangeliums und der unerbittlichsten Gegner des Papstthums wurde.

Meister Peter hatte bei seinem fleißigen Umgange mit Luther wohl oft erfahren, welche Kraft das Gebet Luthers hatte, wie es ihn ermuthigte und tröstete, wie es ihn in den schwersten Stunden aufrecht erhielt. Da wünschte der Meister, daß auch er so zu beten verstünde, und er bat Luther um eine Anweisung zum Gebet. Luther war gern dazu bereit, und weil er meinte, daß eine solche Anweisung auch anderen erwünscht sein könnte, so ließ er das durch Meister Peters Anregung entstandene kleine Schriftchen drucken unter dem Titel: „Eine einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund, Meister Peter Balbier. 1534."

Die Schrift beginnt mit den Worten: „Lieber Meister Peter, ich geb's Euch so gut als ich's habe und wie ich mich selber mit beten halte. Unser Herrgott geb Euch und jedermann, es besser zu machen. Amen." Dann berichtet Luther, wie er selbst sich zum Gebet anrege, indem er mit seinem Psälterlein in die Kammer laufe oder zur Zeit eines Gottesdienstes nach der Kirche gehe, die zehn Gebote, den apostolischen Glauben, Sprüche Christi, Pauli ꝛc. bei sich vornehme und betrachte, bis das Herz warm werde und zu sich selbst komme, hauptsächlich räth er, dem Gebete den Anfang und den Schluß des Tages zu widmen, weil einen den Tag über leicht die Geschäfte nicht dazu kommen lassen, und man doch ja nicht vom rechten Gebete sich entwöhnen dürfe, obgleich bei einem gläubigen, gottesfürchtigen Menschen auch das Sprichwort seine Wahrheit habe: „Wer treulich arbeitet, der betet zwiefältig." Dann zeigt Luther, wie der Betende den Inhalt der einzelnen Bitten des Vaterunsers weiter in Gebetsworte fassen möge; er fügt aber diesen Umschreibungen der sieben Bitten hinzu: „Du sollst wissen, daß ich nicht will diese Worte alle im Gebet gesprochen haben, denn da würde doch zuletzt ein Geplapper und eitel ledig Geschwätz daraus, sondern ich will das Herz damit

gereizt und unterrichtet haben, was es für Gedanken im Vaterunser fassen soll. Solche Gedanken aber kann das Herz, wenn's recht erwarmt und zu beten lustig ist, wohl mit viel andern Worten, auch wohl mit weniger oder mehr Worten aussprechen; denn ich auch selbst mich an solche Worte und Silben nicht binde, sondern heute so, morgen so die Worte spreche, danach ich warm und lustig bin. Kommt wohl oft, daß ich in einem Stück oder Bitte in so reiche Gedanken komme, daß ich die andern sechs lasse alle anstehen. Und wenn solche reiche, gute Gedanken kommen, so soll man die andern Gebote fahren lassen und solchen Gedanken Raum geben und mit Stille zuhören und beileibe nicht hindern, denn da predigt der heilige Geist selbst, und ein Wort seiner Predigt ist besser, denn unseres Gebetes tausend."

Von der Andacht, die bei dem Gebete vor allem nöthig ist, sagt Luther mit besonderer Rücksicht auf den Freund, für den er sein Büchlein zunächst schreibt: „Gleichwie ein guter, fleißiger Balbierer muß seine Gedanken, Sinne und Augen gar genau auf das Schermesser und auf die Haare richten, und nicht vergessen, wo er sei im Strich oder Schnitt; wo er aber zugleich will viel plaudern und anderswohin denken oder gucken, sollte er wohl einem Maul und Nase, die Kehle dazu abschneiden. Also gar will ein jeglich Ding, so es wohl gemacht soll werden, den Menschen ganz haben mit allen Sinnen und Gliedern, wie man spricht: Wer mancherlei denkt, der denkt nichts, macht auch nichts Gutes; wie vielmehr will das Gebet das Herz einig, ganz und allein haben, soll's anders ein gut Gebet sein."

Nach der Betrachtung des Vaterunsers wendet sich Luther zu den zehn Geboten, deren jedes er in vierfacher Weise zu betrachten räth. Er sagt: „Wenn ich aber Zeit und Raum habe nach dem Paternoster, so thue ich mit den zehn Geboten auch also und hole ein Stück nach dem andern, damit ich ja ganz ledig werde, so viel es möglich ist, zum Gebet und mache aus jeglichem Gebot ein vierfaches gedrehtes Kränzlein: Als, ich nehme ein jegliches Gebot an zum ersten als eine Lehre, wie es denn an ihm selbst ist, und bedenke, was unser Herr Gott darin so ernstlich von mir fordert. Zum andern mache ich eine Danksagung daraus, zum dritten eine Beichte, zum vierten ein Gebet."

Am Schlusse der nun folgenden zehn Betrachtungen sagt Luther wieder: „Ein gut Gebet soll nicht lang sein, sondern oft und lebendig. Ist darum genug, wenn du ein Stück oder ein halbes kannst kriegen, davon du in deinem Herzen ein Feuerlein kannst anschlagen." Zuletzt lehrt Luther noch eine einfältige Weise, die drei Artikel des Glaubens zu betrachten. In Summa: Es ist ein herrliches und köstliches Schriftchen, das Luther seinem Barbier zu Liebe verfaßt hat, und es wäre wohl werth, daß noch heute mancher sich darein versenkte und aus ihm lernte, „eine einfältige Weise, zu beten."

Außer diesem Schriftchen enthalten Luthers Werke auch noch ein kürzeres Gedicht, das Luther seinem Barbier gewidmet hat. Es wird nämlich von Meister Peter berichtet: „Derselbe hat pflogen, viel und oft von des Teufels List und Gewalt zu reden und hat immer zu sagen pflegen, er wolle ein groß Buch davon und dawider schreiben, damit sich ein jeder dafür wüßte zu hüten. Es hat aber Dr. Martin Luther, als der den Teufel besser gekennet, dazumal ermeldtem Meister Petern folgende schöne Reime daneben einer kurzen Auslegung des Spruches Joh. 8, 41: Der Teufel ist ein Mörder von Anfang 2c. zur Warnung mit seiner Hand in ein Buch geschrieben." Luther mag seinem Barbier wohl zuweilen ein Exemplar einer soeben erschienenen Schrift geschenkt haben, und ein solches versah er also mit den Versen, die den seiner Sache sehr sichern Barbier warnen sollten. Die Verse selbst lauteten:

So scharf wird nicht werden ein Mann,
Der den Teufel g'nug kennen kann.
Er hängt ihm doch ein Schlappen an
Und wird ihn nicht zufrieden lan.
Es sei denn Christus bei der Hand,
Der hat das Spiel ihm gar gewandt.
Sonst ist's mit uns fürwahr verlorn
Wie viel wir Menschen sind geborn.
Er macht sich zu dick und breit
Und weiß zuvor, daß alles bereit,
Was Meister Peter jetzt gedenkt
Und hart sich wider ihn bekränkt
Daß er ein Buch will schreiben groß
Und den Teufel nicht lassen los.
Er denkt: Ich fürcht mich nicht so sehr
Diesmal vor solcher neuen Mär;
Ich hab's wohl ehe so sauer gesehn
Vor ihm will ich auch noch bestehn.
Ich bleibe doch ein Fürst der Welt
Obs gleich euch Christen nicht gefällt.
Der große Haufe bei mir steht,
Nach eurem Willen wenig geht
Und wer da will, der zeig mir an,
Ob etwa sei gewest ein Mann,
Wie heilig, groß und klug der sei,
Der vor mir möchte leben frei
Und ohne Schaden entlaufen mir,
Es wäre denn einer oder vier,
Der keiner Meister Peter heißt
Was gilt's, mein Reich behält das meist?

So trotzig gar der Teufel ist
Voll aller Schalkheit, Tück und List,

Daß Meister Peter auch wohl darf
Zusehen in der Sachen scharf,
Daß er ihm nicht zeig einen Tück
Und bring ihn auch in groß Unglück.
Er hats viel mehr Leuten gethan
Denn immer jemand zählen kann.
Darum so ist hier Betens Zeit
Der Teufel ist voll Grimm und Neid. .

Wie sehr Luther recht hatte, wenn er Meister Peter vor allzugroßer Sicherheit warnte und ihm wünschte, daß der Teufel nicht ihm selbst seine Tücke erweisen und ihn in großes Unglück bringen möchte, das erwies sich schon ein Jahr nach dieser Warnung. Meister Peter scheint nämlich ein sehr jähzorniger Mann gewesen zu sein, und so wird denn in Luthers Tischreden berichtet, Luther habe am 12. September 1538 erzählt, wie Meister Peter seinen Eidam, der ein Landsknecht gewesen, in seinem Hause erstochen habe, und wie ihn also der Teufel bezahlet. Näheres über die Ursache dieses Mordes haben wir nicht zu ermitteln vermocht, auch über Meister Peters späteres Leben vermögen wir weiter nichts beizubringen, als was Stangwald in seiner Ausgabe der Tischreden anmerkt: „Wegen dieses schrecklichen Mordes ist er sonach mit Begnadung des Lebens verwiesen worden und endlich an einem fremden Orte mit herzlicher Bereuung seiner Sünden christlich und seliglich gestorben.“

Richtiger Gebrauch und Mißbrauch homiletischer Hilfsmittel.

Editor.

Die hier gestellte Aufgabe ist offenbar eine rein praktische. Als solche gedenke ich dieselbe zu behandeln, und werde aus vollem Herzen und langjähriger Erfahrung und Beobachtung heraus das bieten, was mir als das angemessen Wichtigste erscheint, ohne im Geringsten meine gesammelten Anschauungen als für Andere maßgebend hinstellen zu wollen.

Um den Werth oder Unwerth, Gebrauch oder Mißbrauch homiletischer Hilfsmittel allseitig und richtig zu beurtheilen, gilt es vor allem auf die Frage: was ist die Predigt? eine klare Antwort zu finden.

Wird darauf geantwortet: Die Predigt ist ein Zeugniß, so bin ich damit einverstanden; bleibt man jedoch dabei stehen, so wäre dies eine sehr engbegrenzte Definition. Denn wenn ein Zeugniß abgelegt werden soll, muß etwas Bezeugtes und ein Zeuge vorhanden sein, wodurch alsbald die Frage entsteht, ob denn wir als die Zeugenden, das was bezeugt wird, wirklich mit unseren eigenen Augen gesehen haben? Wir werden dieser Frage gegenüber auf unsere innere Erfahrung, sowie auf die heilige Schrift hinweisen, womit aber bereits der Werth menschlicher Hilfsmittel angedeutet ist, denn eine gute Bibelerklärung darf wohl in gewissem Sinne ein homiletisches Werkzeug genannt werden.

Nebstdem aber, daß wir aus dem Schatze unserer Erfahrung, sowie dem der heil. Schrift zu zeugen haben, darf nie die Aufgabe der Predigt vergessen werden, das ganze Menschenleben zu erleuchten — zur Mahnung, zur Tröstung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Die Predigt soll nicht allein zeugen davon, sondern überzeugen, daß in Christo Jesu der Weg des Lebens ist. Wäre das bloße Zeugniß nur erforderlich, so brauchte man zur Predigt weder Begabung, noch Studium, noch Hilfsmittel. Aber das Ueberzeugen ist eine so schwere Kunst, daß das Zeugniß allein in unserem kritischen Zeitalter den verhärteten Menschenherzen gegenüber nicht immer durchschlägt; so große Wirkung das einfache Zeugnißgeben auch schon hervorbrachte, und so hoch wir es auch schätzen.

Mit diesen Vordersätzen die Wichtigkeit menschlicher und auch homiletischer Hilfsmittel anerkennend, treten wir der Aufgabe näher, indem vor allem die heil. Schrift selbst, sowie gute Auslegungen als homiletische Quellen bezeichnet werden, mit welchen kaum ein Mißbrauch getrieben werden kann. Anders verhält es sich mit speciell dazu verfaßten Werken, dem Prediger bei der Ausarbeitung der Predigt behilflich zu sein — also sogenannten Skizzen, Dispositionen und ausgeführten Predigten.

Diese können sehr mißbraucht werden.

Und zwar zum ersten durch massenweise, unausgewählte Anschaffung derselben. Kein Zweig der theologischen Literatur weist so viel Schund auf, als der homiletische. Beinahe jeder kleine Pfarrherr in Deutschland glaubt die Welt mit seinen Kanzelprodukten beglücken zu müssen, und gewinnsüchtige englische und amerikanische Buchhändler überfluthen den Markt mit zusammengeklatschtem Zeug.

Wer nun hier frischweg zugreift und ohne Auswahl einkauft, der begeht schon vorneweg einen Mißgriff, welcher ihm wohl eine leere Kasse, aber durchaus keinen bereicherten Geist in Aussicht stellt. Denn anstatt mich von dem Gesammtwissen, namentlich dem theologischen, anregen und heben zu lassen, würde ich mittelst solcher Verfahrungsweise nach und nach eine Musterkarte einseitiger und oft werthloser Literatur um mich versammeln, welche so bunt aussähe, wie die des weiland deutschen Reiches, und mich gewiß in den engen Grenzen homiletischer Kleinstaaterei gefangen hielten, während es mein Vorrecht ist, hinauszutreten auf die Hochwacht der Welt, um von allen Seiten zu empfangen, was die besten Menschen mir bieten.

Einen Schritt weiter gehend, stoßen wir dem Hörensagen gemäß — denn aus Erfahrung kenne ich dies nicht, glaube auch nicht, daß einer meiner lieben Leser sich dieses Mißgriffs schuldig macht — auf den Mißbrauch des Auswendiglernens einer fremden Predigt. Mit getreuem Gedächtniß ausgerüstete Männer hätten schon, so wird berichtet, das Kanzelprodukt Anderer Wort für Wort auswendig gelernt und hergesagt, denn mit einem andern Ausdruck kann ein derartiges Schauspiel kaum bezeichnet werden, über welches einer einst schrieb: „Mit Adlersgefieder flog er zum Himmel; mit Mausegekrächze kam er herab."

Oefters als diese grobe Vernützung fremder Gedanken, Anlage und Sprache dürfte wohl, ohne gehöriges Insichaufnehmen, die Benützung eines fremden Entwurfs vorkommen, welchem selbstständige Gedanken angehängt werden. Solches Verfahren kommt mir vor, als wenn ich die Weichtheile meines Körpers über das Knochengerüste eines andern ziehen wollte; während die entgegengesetzte mißbräuchliche Methode, welcher gemäß in den eigenen Entwurf fremde, unverdaute Gedanken hineingetragen werden, die umgekehrte Illustration andeutet, nämlich — mein eigen Gerüste, an welchem Weichtheile angeklebt sind, die durchaus nicht auf jenes passen.

Daß die eine oder die andere dieser Methoden Mißbrauch der homiletischen Hilfsmittel genannt werden muß, darüber werden wir alle insgesammt einstimmig sein. Denn anstatt das reiche homiletische Material zur Gedankensammlung und Gedankenverarbeitung, zur Erlernung richtiger, zweckgemäßer Methoden, zur Selbsterbauung und Anregung zu benützen, wird dasselbe in solcher Verfahrungsweise ohne Assimilation blos äußerlich verbraucht. Oder in anderen Worten: die geistigen Produkte anderer werden auf dem mechanischen Wege zu einer Maschine zusammengesetzt.

Wie nun Niemand läugnen wird, daß solch gänzlich unnatürliche und sich widersprechende Benützung homiletischer Hilfsmittel Mißbrauch zu nennen ist, so werde ich auch kaum auf Widerspruch stoßen, wenn ich sage, daß sich solcher Mißbrauch früher oder später, mehr oder weniger rächen muß. Anstatt daß die Predigt wie aus einem Stück und Guß aus vollem Herzen ausströmt, wird sie wie ein aus allerlei Rädern zusammengesetztes Getriebe sein, welches auf keinerlei Boden so recht ins Rollen kommt. Anstatt daß die homiletischen Hilfsmittel meinen Geist bereichern, meine formelle und rednerische Bildung befördern, würde ich schwächer. Anstatt zur Selbstständigkeit heranzureifen, wäre ich an Krücken gebunden. Anstatt nach und nach den Gesammtreichthum der homiletischen Geistesgaben in mich aufzunehmen und zu verarbeiten, verbrächte ich meine Zeit mit dem Zusammensetzen einzelner Stücke aus denselben. Kurzum — anstatt zuzunehmen an dem inwendigen Menschen und allerlei geistiger und geistlicher Erkenntniß, müßte ich in solch mechanischem Frohndienst nothwendigerweise herabkommen, und das Pfund des homiletischen Schatzes läge nicht blos brach, sondern würde mir zum Bleigewicht, das mir für immer den Hochweg erfolgreicher, geheiligter Kanzel-Beredtsamkeit verschlösse.

Zu dem richtigen Gebrauch homiletischer Hilfsmittel zählen wir vor allem eine weisliche Auswahl, wobei oben ansteht, daß die Zahl derartiger Werke nicht unverhältnißmäßig groß sein sollte. Wie groß — dies läßt sich für den Einzelnen unmöglich bestimmen, obwohl ein Maßstab gefunden werden möchte, wenn man bedenkt, daß die Homiletik nur ein Theil der vier Zweige der Theologie — exegetische, dogmatische, historische und pastorale — ist; nichts zu sagen von anderen Gebieten des Wissens.

Sodann wird der kluge Käufer nach und nach für reiche Mannigfaltigkeit sorgen, damit er mit möglichst vielen Auffassungsweisen und Methoden bekannt wird. Es ist nicht nöthig, ja es ist nicht einmal gut, alle 25 Bände Spurgeons zu besitzen; mir genügt ein einziger. Wenn man eine Zeit lang ein homiletisches Magazin gehalten, so greife man nach einem andern. Mache dich bekannt mit den besten englischen und

deutschen, exegetischen, thematischen, analytischen und synthetischen Kanzelrednern und meide den Schund gewissenloser Buchhändler, den sie dir als Prämie anbieten. Solches Zeug kann jeder von uns eine Elle per Stunde zusammenflicken.

Was aber ist die rechte, beste Auswahl? Sehr leicht ist die Antwort auf diese Frage nicht. Ich will jedoch wenigstens eine Andeutung wagen und vorausschicken, daß ausgeschriebene Predigten und ausführlichere Dispositionen den sogenannten Skizzen bei weitem vorzuziehen sind, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil aus jenen viel mehr zu lernen ist, als aus den letzteren.

Da wir uns nun selbstverständlich vor allem nach methodistisch-homiletischen Hilfsmitteln umschauen, so sei bemerkt, daß nebst Wesley's Predigten Dr. Richard Watson's Sermons immer noch als mustergültige, exegetisch-thematische Kanzelprodukte zu betrachten sind. Punsheon liefert rhetorischen Schwung, Bunting exegetische Betrachtungen, Summerfield herzliche Innigkeit, McClintock eloquente Gedankenblitze u. s. w.

Auf dem außermethodistischen Gebiet muß man zu den gläubigen Universitätspredigern gehen, wer das sucht, was gemeiniglich geistreich genannt wird, z. B. Steinmeyer, Zetschwitz, Vaughan, Pressensé. Vorzügliche exegetische Prediger sind Stier, Tholuk, Beck, Nitsch, Newman Hall und Melville. Sehr tüchtig in thematischer Behandlung — Rüling und Robertson; ausgezeichnet betreffs der Styl-Vollendung — Joseph Parker und Kögel; lebensvoll-praktisch — Barnes, Binney, Hofacker und der neuere Römheld; voll geheiligter, praktischer Gluth — Gerok und Monod; homiletisch vollendet — Vinet und Theremin; als bestes homiletisches Hilfsmittel für Erweckungen gilt mir immer noch — Finney on Revivals. Und für Casualreden? Nichts als die Bibel, eine gute Bibelerklärung, das was du dir gesammelt, was Gott der Herr dir gegeben — und — den Casus, den Fall. Wer ein allseitiges, tüchtig redigirtes homiletisches Magazin haben möchte, schaffe sich "The Homilist" an.

Ist nun eine gute Auswahl homiletischer Hilfsmittel — seien es 5 oder 25 Bände — in der Bibliothek vorhanden, so wird der richtige Gebrauch derselben durch Anlage eines Themata-Buches (Common place book) bedeutend gefördert werden. Jedes Thema wird auf eine Zeile des Buches geschrieben und gleich dahinten Band und Seite, wo es zu finden, während in einem alphabetischen Register angegeben ist, wie oft und wo dasselbe Thema im Thematabuch vorkömmt. Wer in dieser Weise nicht allein mit homiletischen, sondern auch mit andern Werken verfährt, bekommt seine ganze Bibliothek sozusagen in die Hand und kann in ganz kurzer Zeit sagen, was sie über den einen oder andern Gegenstand bietet. Ich will z. B. etwas über „Versöhnung" nachschlagen und stoße unter V. in meinem Common place book auf die Zahlen 6, 14, 20 2c., auf welchen Seiten die betreffenden Werke verzeichnet sind. Hinten im Buch mag ein nach den Büchern der heiligen Schrift angelegtes Textregister Platz finden.

Den richtigen Gebrauch homiletischer Werke specieller ins Auge fassend, bezeichnen wir das Lesen derselben zur Erbauung und Belehrung als solchen, ohne dabei die Vorbereitung auf eine Predigt im Auge zu haben.

Niemand bedarf der Erbauung mehr als der Prediger, denn er soll ja auf jedem Schritt und Tritt geben und immer geben. Was aber könnte — nächst dem Worte Gottes — zu unserer Erbauung wohl zweckdienlicher sein als die Predigt eines reich begabten Gottesmannes? Wer in seinen Lesestunden auch zur Predigtliteratur greift, wird den tiefgefühlten Mangel, daß es uns nicht vergönnt ist, mehr Predigten zu hören, wenigstens theilweise ersetzen.

Solche homiletische Lesestunden können aber auch für die Belehrung und somit für die Kanzelwirksamkeit sehr befruchtend wirken. Heute greife ich zu einem Meister in der eigentlichen Homilie, und merke mit welch sicherer Hand, köstlicher Erbauung und tiefer Schrifterkenntniß er von Vers zu Vers führt; morgen hole ich mir Anweisung in einer ausgezeichneten thematischen Behandlung. Jetzt zeigt mir der Rhetoriker den packenden Satzbau, und dann der Methodiker die Vollendung der Anlage. Allen aber ist abzumerken, daß sie nur mit Mühe und Schweiß zu solcher Meisterschaft gelangt sind, und ich lerne daraus, daß — soll auch nur ein bischen etwas geleistet werden — ich fleißig, recht fleißig, sehr fleißig zu sein habe.

Bezüglich der richtigen Benützung homiletischer Hilfsmittel für specielle Kanzelvorbereitung sei gesagt, daß der rechte Gebrauch solcher Werke zu Zeiten darin besteht, indem man sie hübsch im Schranke stehen läßt. Es giebt Stunden in unserem Leben, und Gott schenke sie uns recht oft, in welchen der Himmel über uns geöffnet ist, da der Strom des heiligen Geistes in ungewöhnlichem Maße unsere Seele belebt, die Schrift klar und entdeckt vor unsern Augen liegt und unser Gesammtwissen uns so zu sagen zu Gebote steht. In solchen Zeiten hat sich ein fast unvermeidlicher Text dem Herzen eingeprägt, Gedanken sind in Fülle vorhanden, die Anordnung giebt sich wie von selbst und Illustrationen bieten sich in Menge an. In solchen Stunden besteht der richtige Gebrauch homiletischer Hilfsmittel in der denselben geschenkten Ruhe. Man hat nichts nöthig als die Schrift und den heiligen Geist, höchstens einen Blick in einen Commentar,

dann wieder zur Bibel und von derselben auf die Kniee, um wieder zu ihrer frischen Quelle zurückzukehren.

Es kommen jedoch auch Zeiten der Dürre. Der Kopf brennt wie Feuer, oder scheint so leer zu sein wie eine ausgebrannte Steppe. Dem Herzen fehlt die Anregung; der Himmel ist wie verschlossen und der Schulsack giebt kaum ein Stäubchen ab.

In solchen Stunden der Trockenheit fehlt nun vor allem der richtige, den eigenen Geist fesselnde und packende Text, denn das Auflesen der Texte während der Pastoralbesuche bringt doch nicht eine so reiche Ernte ein, wie manchmal behauptet wird, und die Bibel ist in solchen Zeiten wie ein mit köstlicher Frucht behangener Baum, ohne daß man zur Wahl kommt.

Da greife ich denn zu meinen besten homiletischen Werken, und sehe mit beständigem Blick auf die mich umgebenden Umstände und Verhältnisse, was meine Lieblinge zu bieten haben. Vielleicht sind es zwei, vier, zehn Predigten, die durchblättert werden, ohne daß gefunden wäre. Endlich taucht das rechte Wort auf! Das hat gezündet; mit dem kann ich allenfalls etwas anfangen.

Und nun wieder zur heil. Schrift. Gedanken werden gesammelt, denn selbstständig soll selbst in geistlicher Dürre gearbeitet werden. Auch entsteht vielleicht ein Plan. Aber das Material reicht noch nicht zu. Da findet sich denn in den homiletischen Quellen mancher Gedanke, manche Anwendung, die gebraucht werden können. Endlich gelingt es mit Gottes Hilfe, und vielleicht wird die so zu Stande gekommene Predigt zum Segen für Viele.

Oder es ist das Umgekehrte der Fall. Man hat Text und lose Gedanken, sitzt aber davor, ohne den Schlüssel zu finden. Man sieht den Punkt nicht, von dem aus Licht über das gewählte Wort und von ihm wieder auf die Gemeinde fällt. Auch in diesem Fall sind die homiletischen Hilfsmittel von Nutzen.

Dürfen wir sie denn aber in dieser Weise benützen? Weshalb denn nicht, so nur die volle Pflicht geschieht, so wir immer fleißig und betend sind, nie diese Hilfsmittel zu Trägheitsbrücken benützen und nie unselbstständig arbeiten.

Es mag zwar eingewendet werden, daß des Predigers Herz und Geist immer einer reichen Schatzkammer gleichen sollte — und wir gestehen gerne, daß die geistliche Dürre manchmal aus den dunkeln Stellen in unsern Herzen stammt. Auch hilft aufrichtiges, brünstiges Gebet sehr oft ohne jedes andere Mittel. Aber es kommt doch auch vor, daß die innere Trockenheit sich weiter erstreckt, und der Herr zu unserer weiteren Demüthigung nicht gleich erhört. Bleibt man da bei sich bestehen, so wird gewöhnlich das Resultat sein, daß ein falscher Gesichtspunkt erfaßt und der Text gründlich ruinirt wird.

Das zu vermeiden, zu prüfen, den Maßstab anzulegen, uns zu wecken, zu erbauen und anzuregen, dazu werden homiletische Hilfsmittel sehr nützlich sein.

Die Tochter des Nachtwächters.

Bearbeitet von Prof. C. Rippert.

Neun Schläge von dem Thurme des alten Rathhauses einer kleinen deutschen Stadt gaben das Zeichen zur Einstellung der Tagesarbeit. Die müde Nähterin thut ihren letzten Nadelstich; die Drescher in der Scheune stellen ihre Dreschflegel in die Ecke; das Weberschiffchen ruht in seinem Hafen von Garn; die Thüren der Häuser werden mit einem fröhlichen „Gute Nacht" geschlossen, während in den Wirthshäusern die Lampen heller brennen, damit ja keiner der Gäste sein Ziel verfehle und daran vorübergehe.

So wenigstens dachte die junge Tochter des städtischen Nachtwächters, dessen Stimme in letzter Zeit sich mehr im lustigen Kreise der Zechbrüder hören ließ, als in der Verkündigung der Stunden der Nacht, und welcher es nur der Beredtsamkeit seiner Tochter verdankte, daß der Bürgermeister ihn nicht schon längst seines Postens enthoben hatte.

War es ein Wunder, daß sie die Laternen des „Rothen Löwen" oder der „Goldenen Krone" als falsche Leuchtthürme ansah, und mit den Sternen Wacht hielt, um auf die Stimme ihres Vaters zu lauschen?

Die neunte Stunde fand den Vater noch munter und pflichtgetreu. Es war die Mitternacht und die frühen Morgenstunden, welche die Besorgniß des Mädchens erweckten. Als seine Stimme die zehnte Stunde noch fest und pünktlich ankündigte, legte sie ihren Kopf auf das Fenstergesims und versuchte ein wenig zu ruhen.

Verhaßte Wirthshauslaternen, ein taumelnder Vater, ein drohender Bürgermeister und grimmige Armuth, alle diese Schreckbilder wur-



Großmutter und Enkelin.

Eine Geschichte ohne Worte.



den verbannt, als ihre Augen sich in gesundem Schlummer schlossen. Ach, nur zu schnell sollten diese Bilder in greller Wirklichkeit wieder erscheinen!

Elf Uhr! Sie war vollkommen wach. Ebenso wie der Nachtwächter, welcher die Stunde durch ein lustiges Trinkliedchen anzeigte. Das junge Mädchen haßte diesen Gesang, welcher an das Zechgelage der Trinkbrüder erinnerte und nur zu oft der letzte war, welchen der trunkene Vater zu singen vermochte. Sie hätte viel lieber das alte Nachtwächterlied gehört, das in vielen deutschen Städten so beliebt ist und das mit den Worten schließt:

„Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen."

Dies wäre im Einklang gewesen mit ihrer eigenen Hülflosigkeit und derjenigen des Wächters, welcher vielleicht jetzt schon in der Straße herumtaumelte, die nur zu oft sein Lager anstatt das Revier seiner nächtlichen Wachsamkeit gewesen war.

Mit Furcht und Hoffen erwartete sie die nächste Stunde. Viele Mädchen ihres Alters hätten das Herannahen der Mitternachtsstunde gefürchtet, aber ihre Angst war zu sehr mit der Wirklichkeit verknüpft, als daß sie sich durch diejenige der Einbildung verdrängen ließ.

Die Töne der Mitternachtsglocke verhallten langsam in den verödeten Straßen, aber des Vaters Stimme war nicht zu hören. Sie lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Tiefes Schweigen überall; jetzt — nein — ja doch — ein paar abgebrochene Laute, ein schwaches Lallen, war alles was sie vernahm.

Wiederum hatte der leichtsinnige Vater seine Pflicht versäumt. Schlaflose Einwohner warteten vergebens auf seine Stimme; bei Sonnenaufgang konnten ihn die Arbeiter betrunken und schlafend in dem Thore eines Hauses finden und alles war verloren. O, warum war sie kein Mann?

Eine andere lange Stunde verging; ruhlos schritt das Mädchen im Zimmer auf und ab. Es schlug ein Uhr! Sie lauschte nochmals gespannt. Ueberall herrschte tiefes Schweigen. Plötzlich kam sie zu einem Entschlusse. Einen Augenblick kniete sie nieder in stillem Gebete, dann löschte sie mit zitternder Hand die Lampe aus, verließ das Haus und betrat mit eiligem Schritte die dunkle Straße, nur von dem Gedanken an den versäumten Nachtwächterdienst und die damit verbundene Schande des Vaters geleitet.

Während dieser nächtlichen Vorgänge im einfachen Nachtwächterhäuschen sitzt im ersten Gasthause des Städtchens ein ernster, gelehrter Mann auf seinem Zimmer und beugt in eifrigem Studium sein Gesicht tief über ein vor ihm liegendes Notenblatt.

„Welch eine traurige alte Stadt dies ist! Nicht eine einzige gute Stimme ließ sich heute Abend beim Concert hören," brummte er, indem er nach der Uhr sah. „Ein Trinkliedchen um elf Uhr von einem angeheiterten Nachtwächter, ein elendes Johlen aus derselben Kehle um zwölf Uhr und jetzt ist es zehn Minuten nach ein Uhr, mein Gehirn voll Noten und um mich herum kein einziger Ton. Traurige Kleinstädter! Ah, aber was höre ich da?"

„Hört, ihr Herren, und laßt's euch sagen,
Ein Uhr hat die Glock' geschlagen.
Einen Herrn und einen Gott,
Der uns hilft in aller Noth.
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen,
Er in seiner ewigen Macht
Schenk' uns eine gute Nacht.

Der alte Herr war aufgesprungen und lauschte auf die klaren, hellen Töne, welche durch die Stille der Mitternacht an sein Ohr klangen. Wie angezaubert stand er am Fenster; nochmals tönte die Stimme fester und klarer als vorher durch die Luft; seine ganze Gestalt zitterte vor Aufregung.

Keine Zuhörer und solch eine Stimme! Das war nicht der Gesang eines Menschen. „Aber, ob Engel oder Geist, deine Stimme muß ich haben für die Hofkapelle des Königs."

Indem er dies sagte, hüllte er sich in seinen Pelzrock und eilte hinab auf die Straße. Ein Mantel flatterte soeben um die Ecke und er folgte ihm in schweigender Hast.

Nachmals verkündete diese sonderbare Nachtwächterstimme die Stunde. Unwillkürlich stand der Meister still und entblößte sein Haupt. Dann eilte er weiter. Nachdem er um die Ecke gebogen war, gewahrte er die Gestalt mit dem Mantel in einiger Entfernung vor sich, wie ein treuer Wächter hie und da stille haltend, um in diese oder jene Ecke oder in die Höhe zu blicken.

Aber dieser leise Tritt und diese zarte Gestalt war nicht die eines Mannes. Verwundert setzte er seine Verfolgung fort. Plötzlich stand die Gestalt still und beugte sich über eine dunkle Masse, welche im Schatten eines Hauses lag. Vorsichtig nahend hörte er einen Seufzer und dann die klagenden Worte:

„Vater, lieber Vater, dies ist deine Nachtwache, stehe auf und rufe die Stunde aus."

Der dicke Körper am Boden versuchte zu gehorchen. „Wie viel Uhr ist es?"

„Nach ein Uhr! Bitte, Vater, wiederhole was ich dir vorsage. Bedenke, was du dem Bürgermeister versprochen hast!"

Mit Anstrengung brachte er die ersten zwei Zeilen des oben angeführten Verses hervor; dann sank er wieder zurück und erklärte brummend, daß er keine Lieder wisse.

Die mädchenhafte Gestalt sang mit einer Kraft, welche ihr nur die Verzweiflung geben konnte, die Schlußworte:

„Einen Herrn und einen Gott,
Der uns hilft in aller Noth.
Menschenwachen kann nichts nützen —"

„Nein, wahrlich nicht, wie es hier der Fall ist. Sie haben Recht, wenn Sie sich nach besserem Schutze umsehen," fiel hier der unbeobachtete Lauscher ein, indem er mit dem Hut in der Hand, einen mitleidigen Blick auf das Mädchen werfend, aus der Dunkelheit hervortrat. „Doch ich verstehe jetzt die Lage der Dinge. Ich will Ihnen helfen, Ihren Vater nach Hause zu bringen, und dann will ich statt Ihrer die übrigen Stunden der Nacht Wachtdienst thun. Eine Frau sollte niemals einen solch gefährlichen Dienst verrichten."

„Ich kenne Euch nicht, und —" hier brach sie die Unterredung mit einem Seufzer ab. Die Folgen der sonderbaren Situation machten sie bedenklich.

„Fräulein, ich bin der Kapellmeister des Königs," erwiderte er, packte den alten Nachtwächter am Arm und gab ihr mit einer Handbewegung zu verstehen, ihm den Weg zu zeigen.

Sie gehorchte schweigend. Langsam bewegte sich die kleine Gesellschaft durch die dunkeln Straßen, bis vor des Nachtwächters Haus Halt gemacht wurde. Der Kapellmeister trug den besinnungslosen Mann hinein.

Nachdem er denselben auf sein Lager gebracht hatte, sagte er ermuthigend zur Tochter: „Sie haben wahrlich tapfer die Pflicht des Vaters erfüllt. Gott war in der That ein Gott in der Noth für Sie. Fürchten Sie nichts, Sie werden von mir hören, sobald mein Nachtwächterdienst gethan ist."

Die übrigen Stunden der Nacht kündigte die tiefe Baßstimme des königlichen Kapellmeisters pünktlich an. Das junge Mädchen hörte das Echo seiner sicheren Tritte bis zum frühen Morgen in den ruhigen Straßen.

Am Morgen war die Aufregung unter den Bewohnern des Städtchens groß. Ueber ein halbes Dutzend verschiedener Nachtwächterstimmen hatten die guten Leute gehört; vom lärmenden Trinkliedchen und dem Gesang eines Engels bis zur tiefen Stimme des leibhaftigen Bösen wußten sich die Nachbarn zu erzählen. Eine Deputation von Bürgern begab sich zum Bürgermeister und verlangte eine strenge Untersuchung.

Aber dieselbe fand nicht statt; man kam der Sache nicht auf den Grund. Statt dessen ging die Neuigkeit von Mund zu Mund, daß des Nachtwächters Tochter mit dem Kapellmeister des Königs, welcher sich auf der Suche nach einer guten Stimme befand, nach der Hauptstadt reise.

Und die abergläubigen Bewohner beschlossen, daß der neue Nachtwächter anstatt der lustigen Trinklieder die alten, ehrwürdigen Verse singen soll, die sie in jener denkwürdigen Nacht von der Stimme eines Engels vernommen hatten.



Meer und Welt.

Dort kehrt nach langen Fahrten
Ein Schiff zum Hafen ein,
Rings grüßt es blauer Himmel
Und lichter Sonnenschein.

Es hat das Meer durchfahren
Im Sturme weit und breit,
Mit Wogen oft gerungen;
Nun ist's zum Ruhen Zeit.

Es birgt gar reiche Schätze
Vom fernen, fremden Strand,
Die hat es treu geführet
Zum lieben Heimathland.

Und wenn sie ausgeladen,
So zieht es wieder aus,
Sucht neue zu den alten
Und führt sie treu nach Haus.

So weite Wanderzüge
Thut auch ein Menschenherz
Und kann dabei erfahren
Gar viel an Freud' und Schmerz.

Es stürmet durch das Leben —
Das ist ein wildes Meer —
Dort droh'n gewalt'ge Stürme,
Dort Riffe rings umher.

Es giebt nur einen Lootsen,
Der kennt die Felsen all',
Darauf sich wund gestoßen
Schon Schiffe ohne Zahl.

Doch oft verschmäht der Schiffer
Den Lootsen treu und gut,
Und will allein sich steuern
In keckem Uebermuth.

Da seht ein Riff! — Zerstoßen
Sinkt nun das Schiff zum Grund,
Da will den Lootsen rufen
Der todesbange Mund.

Hat der ihn noch vernommen
Ist er dem Ruf bereit;
Doch ruf' ihn, stolzer Schiffer,
Wenn noch zum Rufen Zeit.

H. K.



Ein Brief von Mr. Gladstone über das Studium der Bibel.

Eingesandt von H. Kienast.



Eine englische Zeitung hat kürzlich folgenden Brief veröffentlicht, welchen Mr. Gladstone, gegenwärtig erster Minister der Königin Victoria, vor einigen Jahren an einen Christen in Manchester, welcher ihn um einige Rathschläge bezüglich der Leitung einer Bibelklasse von Erwachsenen gebeten hatte, richtete.

„Werther Herr! Es ist mir ganz und gar unmöglich, Ihren Brief in einer Weise zu beantworten, welche Ihrer Erwartung, die Sie mir kund gaben, und des Gegenstandes, den Sie mir unterbreiteten, würdig ist. Aber ich wollte Ihnen einige Zeilen, welche Ihnen zum wenigsten meine Sympathie ausdrücken, welche mir Ihr Wunsch, die im göttlichen Wort enthaltenen Schätze sich gewissenhaft zu Nutzen zu ziehen, einflößte.

Es ist wohl überflüssig, Sie aufmerksam zu machen auf unser Bedürfniß, Licht von Oben zu haben, auf die Pflicht, dieses Licht zu suchen, um wachen zu können gegen unsere Einbildungskraft, und um die Demuth zu bilden.

Weiter brauche ich wohl nicht daran zu erinnern, daß Gott während langer Jahrhunderte, welche vor uns gewesen sind, ein Volk gehabt hat, welches er treulich geführt, und daß wir nicht die ersten sind, welche zu den durch Christum und seine Apostel eröffneten Heilsquellen kamen, um daraus zu schöpfen.

Ich denke, daß Sie im wichtigen Studium der Schrift eine regelmäßige Verfahrungsart beobachten werden, damit Sie zu vollkommenen und festen Resultaten gelangen. In dieser Hinsicht empfehle ich Ihnen — ob Sie zur anglikanischen Kirche gehören oder nicht — die Tabelle, auf welcher Bibelabschnitte für jeden Sonntag verzeichnet stehen.

Außerdem erlaube ich mir, Ihnen folgende zwei Punkte vorzulegen:

1) Der Zweck aller Ihrer Bemühungen muß der sein, das Christenthum in Christo selbst zu erfassen, dem Heiland näher zu kommen und seinem Bilde stets ähnlicher zu werden. Die Evangelien, welche uns beständig dieses höchste und vollkommenste Musterbild vorhalten, haben ein Recht zum Vorrang über alle andern Bücher der Bibel.

2) Erinnere ich Sie daran, daß die heiligen Schriften nach zwei verschiedenen Absichten angewandt werden können: Einestheils um die Seelen zu nähren, und anderntheils um Lehren daraus zu ziehen. Diese beiden verschiedenen Anwendungen können bisweilen sich vermischen, sind aber dennoch zwei bestimmte und in gewisser Beziehung von einander abweichende Wege. Gott hat uns mit unterschiedlichen Aufgaben betraut; aber alle bedürfen es, auf den grünen Auen der Schrift geweidet und an den frischen Wasserquellen derselben gelabt zu werden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Bibel für alle Menschen von unvergleichlicher Einfachheit. Aber wenn wir die Schrift als den Weg ansehen, welcher uns das Material zu einem dogmatischen Lehrgebäude zuführen soll, so verhält es sich anders; wir können die Bibel in diesem Fall nicht mehr benutzen, ohne uns vorher mit vielen äußeren Hilfsmitteln und Führern zu versehen, oder ohne uns mit vielen Kenntnissen auszustatten, und besonders mit der Kenntniß der Entwickelung unserer Religion, einer Entwickelung, welche einer der bewunderungswürdigsten Theile der Geschichte der Menschheit ist, und welche nach meiner Ansicht einen der stärksten Beweise für die Wahrheit des Evangelii und der Barmherzigkeit Gottes liefert.

Ich sende Ihnen diesen leichten, schnell gezeichneten Entwurf, weil ich weiß, daß, wenn ich meine Antwort aufschöbe, um sie vollkommener zu machen, ich vielleicht im Drang der Geschäfte nie mehr dazu käme, Ihnen überhaupt zu antworten. Empfangen Sie mit meinen besten Segenswünschen die Versicherung meiner achtungsvollen Ergebenheit.

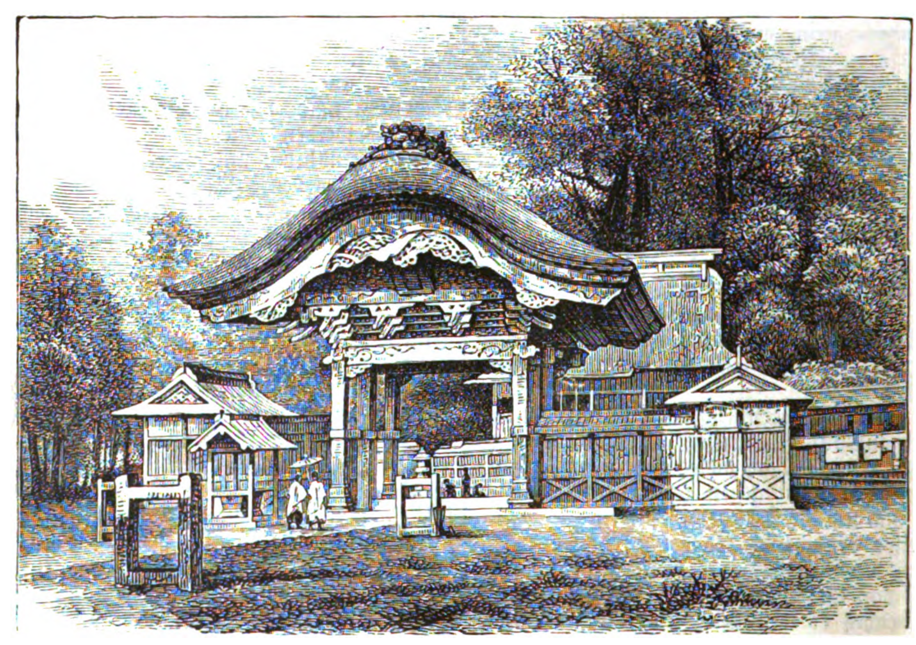
W. E. Gladstone."

Besuch in einem Schinto-Tempel.

Von Prof. C. Rippert.

Siehst du jenen Schinto-Tempel, der sich auf einer Terrasse erhebt, zu der viele hunderte von Stufen hinaufführen? Der Platz ist sehr anziehend; liebliche Pfade schlängeln sich durch die grünen Grasflächen, welche mit jungen Tannen bepflanzt sind. Doch wir wollen in das Heiligthum selbst eintreten, welches dem Andenken gefallener Helden gewidmet ist. Das Portal des Tempels wird „Torii" genannt und sieht demjenigen eines egyptischen Tempels ähnlich. blickenden Thiere betrachten, welche den Eingang zum Tempel bewachen. Diese Letzteren sehen sowohl dem Hunde als dem Eichhorn ähnlich, von denen uns die Heiden sagen, daß sie von den Göttern als Botschafter gebraucht wurden.

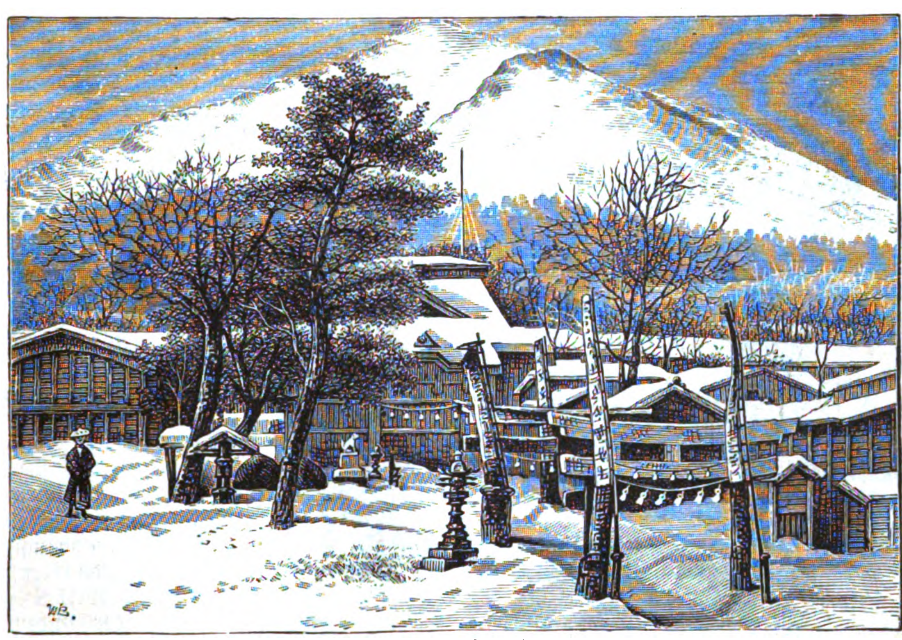
Der heutige Tag ist merkwürdigerweise kein Festtag. Du hörst weder lärmenden Trommelschlag, noch siehst du die mit kabalistischen Zeichen bemalten Fahnen. Auch der Anblick des religiösen Tanzes der „Kagurä" geht dir verloren. Wir steigen also ohne weiteren Aufenthalt die



Eingang zu einem Schinto-Tempel.

Es ist nach dem Style der japanesischen Wohnhäuser aus unbemaltem Holze verfertigt. Der Schinto-Tempel selbst zerfällt in drei besondere Theile: der „Torii" bildet den Eingang, der „Haiden" ist der Gebetsplatz, hinter diesem bemerken wir die sogenannte „Miya" oder das Allerheiligste, auch oft Honscha genannt.

„Schin" ist ein chinesisches Wort, welches „Gott" bedeutet; „do" meint Weg oder Pfad, so daß das ganze Wort „Schinto" mit „Weg oder Lehre der Götter" zu übersetzen ist. Bei deinem Eintritte siehst du zur Linken ein steinernes Becken, reichlich mit Wasser versehen. Wenn du dich also ordentlich reinigen willst, ehe du die Andacht beginnst, so laß uns unterdessen die großen steinernen Laternen und die wüthend- Stufen des Tempels hinan, aber o weh! eine unserer japanesischen Brisen hat jene lange Troddel, welche an einer Schnur über unseren Köpfen herabhängt, in Bewegung gesetzt und sie ist dir, wie der Japanese sich ausdrückt, an dein ehrwürdiges Auge gefahren. Die kleine Unbequemlichkeit giebt mir Gelegenheit, dir die Geschichte dieser Troddeln auseinanderzusetzen. Du weißt, daß der Gott, dessen Gunst du suchst, entweder in einer Unterhaltung begriffen ist, oder sich auf Reisen befindet oder vielleicht gar schläft. Deswegen mußt du tüchtig die Troddel ziehen. Dieselbe setzt eine Glocke in Bewegung, welche laut genug ertönt, um den Gott auf deinen Besuch aufmerksam zu machen. Früher hatte jeder Andächtige seine eigene Glocke, aber die jetzige

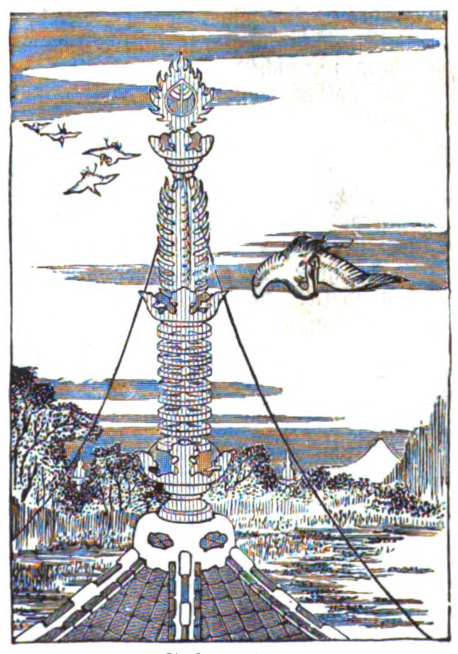


Ein Schinto-Tempel.

Methode ist bequemer. Eine Glocke ist unbedingt nöthig, denn schon die große Anzahl der Götter, es sind deren über dreizehntausend, ist im Stande den Einzelnen pflichtvergessen zu machen.

Blickst du durch das Gitter der großen Thüre, vor welcher wir sitzen, so siehst du einen runden Metallspiegel und große weiße Papierstreifen. Der Spiegel stellt den Glanz des Göttlichen vor. Die Papierstreifen werden „Gohei“ genannt; sie wurden unter dem Einfluß chinesischer Religionsgebräuche eingeführt. Der Geist der Gottheit steigt auf irgend eine mysteriöse Weise zu den „Gohei“ herab.

Eine Kreatur, halb grotesk und halb teuflisch, spielt eine große Rolle im japanischen Leben, und verdient besonderer Erwähnung. Dies ist Meister Kithune, der bezaubernde Sänger, der bestrickende Verführer der Sterblichen. Er wird angebetet in Verbindung mit „Inari“, dem Reisgott, und ist unter den Göttern eine Art Premierminister. Beiden ist als besonderer Diener der schlaue Fuchs beigegeben, und ihre Tempel erkennt man an den in Stein gehauenen Füchsen, welche am Eingange Wacht halten. Auch der sechszehnte Mikado, welcher ungefähr 300 Jahre vor Christo regierte, nimmt unter den Göttern einen hohen Rang ein. Der Name, unter welchem er angebetet wird, ist „Hachiman“. Er ist ein Kriegsgott, und sein Fest wird im achten Monat unter großem Zulaufe des Volkes gefeiert. Stattliche Bildsäulen des Hachiman und seiner Minister sind überall aufgestellt. Unter den Schintogöttern sind sieben Götter der Glückseligkeit vertreten. Sie sind die Schutzpatrone des langen Lebens, Reichthums und der täglichen Nahrung. Hervorragend unter diesen freudenspendenden Göttern ist auch die japanische Venus, „Bentensama“, die Göttin der Schön-



Ein Tempelthurm.


Ein Grabmal.

sowie deren Tempel betrachtet haben, wollen wir einige Blicke auf den mythischen Ursprung der Japanesen und ihrer Religion werfen.

Ehe irgend etwas geschaffen war, existirte „Ohohora“ oder der unendliche Raum. In seinem Bereiche existirten drei Geister. Der dritte dieser göttlichen Geister verursachte die Entstehung einer unbestimmten, unbeschreiblichen Masse. Dieser entsprang nach oben die Sonne, durchsichtig und glänzend, nach unten der Mond in lieblichem Glanze. Beide lösten sich nach und nach von der ursprünglichen Masse los, bis sie selbst unabhängig von derselben und von ihren Gottheiten sich im Weltall bewegten. Aus der unbestimmten Masse aber wurde unsere Erde. Während dieses Vorganges entstanden fünfzehn Gottheiten. Die letzten beiden von diesen wurden die berühmten Isanagi und Isanami — der Adam und die Eva von Japan, welche jetzt als Stamm-

heit und Liebe. Die Frauen beten fleißig zu ihr; sie hat eine schöne „Miya“ in der Nische von Yeddo. Der Gott des Reichthums, welcher mit seinem lachenden Gesichte und lustigen Kostümen aus jedem Magazin herausschaut, trägt die Miene eines Mannes, welcher sich seiner eigenen Kraft bewußt ist.

Laßt uns zum Schluß noch im Vorübergehen einen Blick werfen auf das japanesische Pantheon. Das Wort „Kami“, welches die alten Schintogottheiten von den buddhistischen unterscheidet, bedeutet eine allgemeine Thatsache wie die Luft, welche wir athmen; nicht nur sind die Kamis als verehrungswürdig aufgezeichnet in den alten Büchern, sondern Kaiser, Helden, alle Naturkräfte, Bäume, Pflanzen und Thiere sind zur Vergötterung berechtigt. Wenn der Sturm über die Insel dahinfegt, so beugt der Japanese seine Kniee vor dem „lärmenden Gotte.“ Wenn wir unsere Augen zu der Sonne emporheben, welche ihre goldene Flügel über Berg und Thal ausbreitet und überall Leben in der Natur erweckt, so können wir es nicht gerade merkwürdig finden, daß der Japanese in ihr die Göttin der Pracht verehrt. Die Sonnengöttin ist die Stammmutter von Hinmu Tenno, des ersten Kaisers. Die heiligsten Tempel der „himmelerleuchtenden Göttin“ sind die Tempel von Ise und sie sind dem frommen Japanesen was Rom dem Katholiken oder Jerusalem dem Juden ist.

Nachdem wir nun einige der vornehmsten japanesischen Götter und Göttinnen,


Ein Hochzeitspaar.

Stamm-Eltern der künftigen Japanesen auftreten.

Sogar jene Kuli's, welche an einem Stocke über die Schulter Eimer mit Wasser hin und hertragen, und jene Fischverkäufer, deren Geschrei die Straße erfüllt, sie stammen alle von diesem göttlichen Paare ab. Fremde Völker wurden von anderen Göttern in's Leben gerufen, aber sicherlich nicht von Isanagi und Isanami; diese hatten es nur mit Japan und den Japanesen zu thun. Nun passirte es aber, daß nachdem der japanische Adam und seine Eva dieses Land geschaffen hatten, die hübsche Göttin den bösartigen Feuergott gebar, und vor Schrecken in die Hölle floh. Adam, welcher sich nach seiner Gattin sehnte, folgte ihr in die unterirdischen Regionen. Dort ergriff ihn jedoch namenlose Angst und vor Entsetzen floh er zur Erde zurück, wo er in einem Fluß badete, um seine frühere Reinheit wieder zu erlangen. Während dieses Bades traten viele Gottheiten in's Leben, und zuletzt entstand beim Auswaschen seines linken Auges die Sonnengöttin, welcher Japan als besonderes Erbe zufiel, und zwar auf folgende Weise: Adam und Eva hatten unter ihren Nachkommen einen Gott von wunderbarer Kraft. Er regierte Japan weise und gut, und zivilisirte das Land. Aber die Göttin der Sonne war ehrgeizig und wollte, daß ihr eigenes Enkelkind über Japan herrsche. Durch seine Intriguen brachte sie dies zu Stande. Der Enkel zog über die Wolkenbrücke, welche damals Himmel und Erde verband, angethan mit seinen Insignien, Schwert, Stein und Spiegel, in sein Reich ein.



Ein Schinto-Priester.



Eine Tänzerin.

Der entthronte Herrscher stieg vom Himmel herab, und kam in die Provinz von Idzumo. Dort sah er einen ehrwürdigen Greis, welcher bitterlich weinte. „Warum weinst du?“ frug der Gott. „Der große Drache kommt wieder, und diesmal verlangt er mein Kind als Opfer,“ antwortete der Alte. „Gieb mir deine Tochter zur Frau, und ich tödte den Drachen,“ erwiderte der entthronte Gott. Der Vater war damit zufrieden, und der Gott begab sich an's Seeufer, wo der Drache versteckt lag. Hier lockte er denselben durch ein Gefäß mit berauschendem Sake heran, ließ ihn sich an demselben berauschen und hieb ihn dann in Stücke. In dem Schwanze des Drachen fand er eine Klinge, die jetzt noch im Tempel zu „Ame Terasu“ aufbewahrt wird.

Der Wohnort der vielen Götter ist gänzlich unbestimmt; ebenso der Aufenthalt und das Dasein der menschlichen Geister nach dem Tode. Ja der ganze japanesische Glaube ist unsicher und unverständlich; wir müssen uns wundern, daß ein solch leeres, fades System so lange über ein Volk geherrscht hat. Seine Grundsätze verlangen, daß die Menschen nach dem Muster ihrer Götter und Helden leben sollen; sie verachten alle Unreinigkeit und alles Laster, aber ihre Götter und ihre eigene Existenz nach dem Tode sind ihnen etwas Düsteres.

Unter ihren Ceremonien ist eine, die unserer Kindtaufe ähnlich sieht. Am dreißigsten Tage nach der Geburt wird das Kind in den Tempel gebracht, wo die Verwandten für dasselbe beten. Vom dritten Jahre an muß das Kind alle religiösen Uebungen mitmachen. Nach dem Tode

wird die Leiche des Japanesen in ein weißes Tuch gehüllt den Priestern des nächsten Tempels übergeben; die Verwandten stellen auf einen Pult neben dem Kopfe der Leiche Reis, Wein und Frucht, um die Seele des Verstorbenen zu trösten. Diese Rationen für den Todten werden 49 Tage lang weiter geliefert. In den Sarg werden außerdem noch eine für die Jahreszeit passende Kleidung gelegt, sowie ein Sonntagsanzug, ein Hut und ein Ueberrock. Auch mit einem mit Theeblättern gefüllten Kissen wird der Todte versehen. Hundert Tage nach dem Tode wird eine steinerne Säule errichtet, um den letzten Ruheplatz zu kennzeichnen. Später wird ein hölzerner Pfosten in den Grabhügel gesetzt, welcher den Namen und das Alter des Verstorbenen trägt. Das Grab wird mit einem Bambusstäbchen eingezäunt. Auch Blumen dienen manchmal zum Schmucke der Gräber, doch werden dieselben nicht so häufig dazu verwandt als wie bei uns. Der vom japanesischen Volke geachtete und geehrte Kirschbaum ist in der Nähe des letzten Ruheplatzes zu finden. Im Ganzen macht der japanesische Kirchhof einen traurigen Eindruck auf den Besucher. Am Todestage werden die Gräber der Verstorbenen besucht und weitläuftige Ceremonien finden an denselben statt. Doch der einfache Schintogottes-dienst sowohl als sein Nebenbuhler, der prachtliebende Buddhaismus, sind im Aussterben begriffen. Der Einfluß des Christenthums macht sich fühlbar. Das Reich Gottes nahm auch hier seinen Anfang klein wie ein Senfkorn, aber die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher unter seinem Schatten auch die Japanesen das wahre Heil für ihr Volk finden werden.

Ein Opfer der Leidenschaft.

Von W. Eßlinger.

(Fortsetzung.)

III.

Wieder kam der herrliche Frühling und wieder war es Palmsonntag. Zwar war am Morgen der Himmel bewölkt, der Umzug im Thal schien vereitelt werden zu wollen und die Leutchen im Dörfchen K. schauten verdrießlich auf zum Himmel, wo es ganz grau aussah. Bald aber wurden die Mienen heiterer, die Wolken theilten sich, das schöne Blau lugte wieder hervor und gegen Mittag war der Himmel so blau und klar als je. Die Frühlingssonne sandte ihre wärmenden Strahlen zur Erde, alles grünte, alles regte sich. Munter sangen die Vöglein und lustig sprangen die Jungen. In einer Woche war ja das Osterfest, wo der Osterhase ihnen bunte Eier legte und auch der Palmsonntag war ihnen immer ein Freudenfest. Wieder bewegte sich singend ein Zug langsam thalauf und thalab und wieder ertönten die schönen alten Choräle. Oben in den Weinbergen stand wie immer eine Schaar Neugieriger, die sich der Natur freuten und dem Gesang lauschten. Die Erfahrung lehrt ja, daß dieser von der Ferne in der Regel lieblicher tönt als in der Nähe. Wer einmal in der Nacht aus der Ferne lieblichem Gesang gelauscht hat, weiß das zu bezeugen.

Der ehrwürdige Pfarrherr und seine sanfte Gemahlin gingen am Abend oben in den Weinbergen spazieren und freuten sich der untergehenden Sonne. Die Beiden gehörten zu den Glücklichen, die für die Reize und Stimme der Natur Verständniß haben, die in jedem Grashalm, jeder Blume die Allmacht und Güte Gottes bewundern. Eben jetzt sandte die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen alles vergoldend über Wald und Hügel und mahnte die Beiden an den allgütigen Schöpfer und zu ihm stieg ihr Dank. Der Pfarrherr war ein behäbiger Mann mit wohlwollendem Gesichtsausdruck; seine Gattin, Elise, eine liebe sanfte Frau, aus deren sanften Augen ein zartes Frauengemüth sprach.

„Dort kommt der Bürgermeister," sagte eben jetzt Elise, die Jakob — denn er war es — von der andern Richtung her langsam ihnen entgegen kommen sah. Er hatte sie offenbar noch nicht bemerkt, denn er ging gesenkten Hauptes, dem Anschein nach tief in Gedanken versunken.

„Er geht traurig und in sich gekehrt," versetzte der Pfarrherr. „Es will mir oft vorkommen, als ob ihn geheime Sorgen quälten. Ich suchte schon verschiedene Male mit ihm zu sprechen, aber kann keine Gelegenheit finden. Er scheint mir auch öfters auszuweichen. Was ihn wohl quälen mag? Er ist gegenwärtig sehr selten in der Kirche, weit seltener als früher. Mir thut

es leid um den Mann, denn er hat das Vertrauen der Bürger, auch verwaltet er sein Amt zu allgemeiner Zufriedenheit. Sein ganzes Benehmen aber erregt Zweifel in mir; es muß irgend etwas nicht recht sein. Früher war er ganz anders. Gebe Gott, daß das nur Täuschung wäre."

Und Elise ergänzte traurig: „Auch zu Hause, scheint es, ist nicht mehr alles wie früher. Oft ist mir, als hätte Christine, sein Weib, stillen Kummer, ihre Augen sind öfters verweint. Aber sie klagt Niemanden ihr Leid. Sie scheint ein wackeres Weib zu sein, ich hab' sie immer geliebt."

„Ja sie ist ein braves Weib. Ich hörte sie noch nie über ihren Mann klagen, wozu sie vielleicht Ursache hätte. Als eine treue Gattin behält sie ihren Kummer bei sich. Da schweigt sie am liebsten ganz."

„Was mag wohl die Ursache ihres Kummers sein?" fragte Elise.

„Der Bürgermeister verkehrt viel mit dem gottlosen Schmied und dem durstigen Müller, und ihnen trau' ich nichts Gutes zu; die ziehen ihn noch in den Abgrund, wenn er sich nicht losreißt. Ich habe bange Befürchtungen für ihn und die Seinen. — Doch da kommt er näher; er sieht uns noch nicht. Wir wollen ihn grüßen."

„Guten Abend, Bürgermeister," grüßte der Pfarrherr.

Jakob blickte erstaunt auf, als er den Gruß hörte und erschrak, als er den Pfarrherrn vor sich sah, denn er war seit einiger Zeit einer Begegnung ausgewichen, wo es nur immer anging. — Auch Elise grüßte freundlich.

Jakob grüßte verwirrt: „Guten Abend, Herr Pfarrer; guten Abend, Frau Pfarrerin," und suchte seine Verlegenheit zu verbergen, was aber schlecht gelang. Je mehr er sich bemühte, desto auffallender war sein Benehmen.

„Ihr waret sehr in Gedanken versunken, Bürgermeister," fuhr der Pfarrherr fort. „Ihr geht ja so einsam, was Ihr doch sonst nicht gewöhnt seid. Ihr sehet traurig und niedergeschlagen aus. Ist Euch etwas Uebles begegnet?"

„Nein . . . Ich liebe diese einsamen Spaziergänge," erwiderte Jakob unaufrichtig. Denn offenbar ging er nicht aus Liebhaberei da spazieren. Der Pfarrherr hielt es für besser, nicht weiter in ihn zu drängen. Als Menschenkenner wußte er gut genug, daß er ihn durch weiteres Forschen nur erbost hätte.

„Wie geht es zu Hause, Eurem Weib und Euren Kindern?" fragte jetzt die sanfte Elise nach Frauenart.

„Es geht so ziemlich gut," war die kurze Antwort, der man anmerkte, daß auch diese Frage lästig war; denn Jakob wußte eigentlich nicht recht, wie es den Seinen ging, das hatte ihn in letzter Zeit wenig gekümmert.

„Wünsche Ihnen angenehmen Spaziergang," sagte er schnell in erzwungener herrischer Höflichkeit, die ihm, dem Landmann, herzlich schlecht stand.

Ohne sich wieder umzusehen, ging er weiter, Anfangs schneller, dann wieder so langsam als zuvor. Es war ihm sehr erwünscht, daß er so schnell den Ermahnungen des Pfarrherrn ausgewichen war.

Der Pfarrherr und Elise sahen ihm einige Augenblicke traurig nach, und kopfschüttelnd sagte der Erstere: „Er sucht mir auszuweichen. Wie schwer ist es doch, seine Seelsorgerpflichten auszuüben, wenn der Mensch allen auch noch so gutgemeinten Ermahnungen ausweicht. Und doch, ich weiß nicht wie es kommt, aber ich habe ein besonderes Interesse für den Bürgermeister, trotzdem er meine Nähe meidet. Er wird immer verschlossener. Ich fürchte, er hat sich in Schwierigkeiten verwickelt. Es thut mir sehr leid, daß er sich durchaus nicht warnen läßt vor seinen gottlosen Genossen. Es würde sogar einen starken Charakter ziemlich auf die Probe setzen, wenn er in solcher Gesellschaft sich bewegte, und der Bürgermeister hat leider nicht diese Festigkeit des Charakters."

So sprach der Pfarrherr, zuletzt fast zu sich selbst, und endlich gingen die Beiden schweigend neben einander her, der Pfarrherr dachte über Jakob, Elise über sein Weib und die Kinder nach. — —

Jakob ging sinnend weiter und weiter und gab sich nicht Rechenschaft wohin. Endlich gerieth er in eine Dornhalde, wo der Weg mit Dornen überwachsen war. Da stand er plötzlich still und blickte um sich. Zur Linken nach oben war alles mit Dornen überwachsen, vor ihm wurde der Abhang immer steiler, zu seiner Rechten war ein äußerst jäher Felsenabhang. Ganz unten im Thale floß der Bach und bespülte den Felsen. Es geschah nicht ganz ohne Schaudern, wenn das ungeübte Auge da hinunter sah. Hier war das Thal überhaupt sehr eng, denn auch auf der andern Seite erhob sich ein ziemlich steiler Abhang. Weiter konnte Jakob nicht ohne Mühe kommen.

„Weiß nicht, wie ich aus dieser Klemme kommen soll," murmelte er finster vor sich hin. „Am Donnerstag soll ich den Hirschwirth bezahlen und hab' doch kein Geld, auch keine Aussicht, welches zu bekommen. Er hat mir ziemlich kurz gesagt, daß er lange genug geborgt habe. Und meine Schuld ist nicht unbedeutend. Da steh' ich in der That wie der Ochs am Berge. Was ist zu thun? Ich hab' kein Geld und auch keines in Aussicht, könnte überhaupt nicht genug auftreiben, meine Schuld zu bezahlen. Der Hirschwirth will sein Geld, und schandenhalber muß ich ihn auf irgend eine Weise befriedigen. Zum

Glück weiß mein Weib nichts davon. Und wüßte sie's auch, was kümmert es mich; ich bin Herr im Haus. Aber ich weiß keinen Rath, so viel ich mich auch besinne. Das könnte mich das Vertrauen der Leute kosten. Stürzte ich mich hier herunter, so wäre ich dieser häßlichen Sorge los und meine Schulden würden schon bezahlt. Niemand wüßte, wo ich wäre. Geschehe dann, was will."

Er trat näher zum Felsenabhang und blickte hinunter. Da faßte ihn eiskaltes Grauen, er schwenkte die Mütze und trat schnell zurück. „Nein, jetzt will ich noch nicht sterben. Mir ist so sonderbar unheimlich zu Muth in dieser öden Gegend. Halt! da kommt mir ein Gedanke, das will ich thun. Der Hirschwirth hat auf der „Weiten Halde" ein Stück Land und ich ein nicht gerade kleines daneben. Das tret ich ihm ab und er wird zufrieden sein. S' ist ja auch kein so schlechter Handel. Bekannt braucht das nicht zu werden, wir machen's im Geheimen ab. Mein Weib soll's auch nicht erfahren und wenn sie's erfährt, so frag ich auch nichts darnach. Mich sollen ihre Thränen nicht rühren, durch's Weinen bringt sie mich nicht unter den Pantoffel. Das rettet mich vor offener Schande. Dem Hirschwirth wird auch dran gelegen sein, einen guten Gast zu behalten."

Jetzt richtete er sich wieder nach seiner ganzen Höhe auf, kletterte dann durch die Weinberge hinauf, um so zum Dorf zu gelangen, ohne wieder dem Pfarrer begegnen zu müssen. Natürlich fühlte er sich ihm entfremdeter noch als zuvor.

Wer aber etwa glaubt, Jakob sei nach Hause gegangen, täuscht sich sehr, denn jetzt ging er schnurstracks zum „Hirsch". Dort wurde bis Mitternacht lustig gezecht. Sein Weib kümmerte ihn weniger als je. Und wie verhielt sie sich? Gut genug hatte sie das dumpfe Dahinbrüten in den letzten Tagen bemerkt, aber nie ein Herz gehabt, nach der Ursache zu fragen. Daher fiel ihr die plötzliche Veränderung sogleich auf. Jakob wurde indeß immer schroffer. Den Tag darauf hatte er den heimlichen Vertrag geschlossen und der Hirschwirth — nun natürlich — war er zufrieden gewesen. Brachte es ihm doch Vortheil und dabei zog er Jakob nur um so mehr an.

Jakob wurde sogar mitunter grob gegen sein Weib nach diesem heimlichen Vertrag. Sie nahm alles geduldig hin und klagte Gott ihr Leid. Die Noth hatte ihn nicht weiser gemacht, vielmehr könnte man geneigt sein, das Entgegengesetzte zu glauben, wenigstens sprachen seine Handlungen dafür. Bis jetzt wußte Niemand etwas um den geheimen Handel außer ihm und dem Hirschwirth. So konnte er ihn auch das Vertrauen der Bürger nicht kosten.

Wenige Tage später klang vom Rathhause her das helle Glöcklein. Weit schallte der klare Schall über das Dorf hin und rief die Wahlberechtigten an die Urne. Es war ein wichtiger Tag für die Dorfgemeinde, der Wahltag. Manche begriffen die volle Bedeutung der Wahl und handelten nach bestem Wissen und Gewissen und ließen persönliche Rücksichten nicht mitsprechen. Andere dagegen waren nicht so einsichtsvoll und wenn sie einmal gegen Jemand einen Groll hatten, fiel ihre Stimme nicht für ihn und wenn sie gleich wußten, daß er der tüchtigste Mann war. So thörichte Menschen findet man ja überall.

In den Schenken wurde schon am Vormittag vor der Wahl tüchtig gelärmt und gestritten. Die Aemterjäger ließen reichlich Wein kommen und suchten so Stimmen für sich zu gewinnen. Da hatte natürlich Jakob einen Vortheil und er ließ es auch an diesem Tage an Wein nicht mangeln. Daneben hatte er ja Trinkbrüder genug, die tüchtig für ihn agitirten. Es war also die beste Aussicht für ihn, noch einmal Bürgermeister zu werden, obgleich eine zweite Wahl bis jetzt nur selten vorgekommen war. Zudem hatte das Amt gar viele Bewerber, denn es war nebst dem Schultheißenamt das einträglichste und ehrenvollste.

Im „Gasthaus zum Hirsch" ging es ganz besonders lärmend zu. Dort war überhaupt das Hauptquartier an solchen Tagen. Der Wirth schmunzelte vergnügt, wenn er die vollen Stuben sah.

„He, Wirth, wer wird wohl Bürgermeister? Ihr wißt ja das immer schon im Voraus. Man könnt euch bald für so einen Propheten halten," rief einer am größten Tisch, der ganz besetzt war.

Der Wirth drehte sich um und erkannte in dem Redenden den alten Schuster Michel, der zwar sonst wegen Mangels an Geldüberfluß kein fleißiger Gast war, an solchen Tagen sich aber doch nichts abgehen ließ. Da es sich um den Bürgermeister handelte, brauchte der Wirth kein Hehl zu machen, denn Jakob war sein Stammgast und die andern Bewerber achtete er entweder nicht oder sie waren keine Trinker.

„Ich denk', wir behalten den alten. Der hat ja sein Amt tüchtig verwaltet. Weiß nicht, ob wir etwas bessern könnten." Er sagte das ziemlich laut, daß es Jedermann hören konnte.

„Was, der soll wieder Bürgermeister werden, das fehlt noch. Den quält die Einbildung schon so wie so genug," rief jetzt dahinten Einer mit einer ordentlichen Kupfernase im Gesicht.

„Sag' du das nicht wieder, da hinten, oder ich werd' dir mit meinen Fäusten beweisen, daß er der einzig Rechte ist," rief wüthend der uns längst bekannte Dorfschmied.

Der da hinten duckte sich zusammen und sprach

kein Wort mehr. Der Wirth brachte jetzt frischen Wein und sagte: „Das trinkt auf das Wohl des Bürgermeisters. Er hat schon bezahlt." Das wirkte auf Alle, und wär's auf sie angekommen, so wäre jetzt schon Jakob der wieder gewählte Bürgermeister gewesen. Bezahlt hatte nun Jakob allerdings nicht, aber versprochen zu bezahlen, und das genügte dem Wirth.

Jakob selbst trieb sich an diesem Tage unaufhörlich in den Schenken herum, suchte aber während des Tages sich nüchtern zu halten. Nicht wenige der besten Bürger waren auf seiner Seite, und vor ihnen durfte er sich nicht bloßstellen. Sie wußten ja nichts von dem, was zwischen ihm und dem Hirschwirth in den letzten Tagen vorgegangen war.

Die Stunde der Wahl kam. Vier neue Gemeinderäthe wurden gewählt, wie das ein alter Brauch gebot. Dann kam der Bürgermeister an die Reihe und — Jakob erhielt die große Mehrheit der Stimmen, die übrigen waren zersplittert. Nun war er wieder Bürgermeister und das alte Leben konnte fortgehen.

Unter solchen Umständen war jener Palmsonntag-Abend, wo er Selbstmordgedanken gehegt hatte, bald aus den Gedanken verbannt. Was sollte er sich auch mit trüben Gedanken quälen, war ja doch seinem Ehrgeiz Genüge gethan und sein Credit gesichert. Jetzt trug er sein Haupt höher als zuvor. Gegen die Seinen wurde er nicht liebreicher, vielmehr rücksichtsloser.

Und wie war der armen Christine zu Muth, als sie die Wiedererwählung ihres Mannes erfuhr? Ach, sie war wie zerschmettert. Lange, lange vergoß sie heiße Thränen. Sie hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß ihr Mann das Amt nicht wieder erhalten und dann sich bessern werde. Aber alle Hoffnungen waren vernichtet. Die Zukunft war ihr dunkler noch als je. Christine war so recht ein Bild des Jammers, und Jakob merkte das kaum. Und das alles war die Frucht loser Reden seiner gottlosen Genossen.

IV.

Der Sommer war schwül und heiß. Die Saaten reiften prachtvoll, und dem Landmann schlug das Herz freudiger als sonst, wenn er seine Kornfelder überschaute. War es doch wieder einmal ein gesegnetes Jahr, das alle Mühen reichlich lohnte. Die Sicheln wurden geschärft und dann ging's freudig hinaus zur Ernte. In solchen Zeiten achtet der fleißige Landmann nicht auf die heißen Sonnenstrahlen. Er ist besorgt, seine Ernte gut und glücklich in die Scheune zu bringen. Der deutsche Bauer hat so wie so nicht zu viel, und freut sich über das Wenige um so mehr. Es ist eine alte Wahrheit, daß dem Menschen mehr Freude bereitet, was er im Schweiß seines Angesichtes errungen hat, als was ihm nur so ohne sein Zuthun in den Schooß fällt. Das finden wir hier bewahrheitet.

Was aber kümmerte Jakob all dieses Treiben? Es schien ihm weit angenehmer, in der kühlen Schenke beim Trunk zu sitzen, als draußen auf dem Feld zu schneiden und Garben zu binden. Tagelöhner thaten das für ihn. Es gab zwar eine Zeit, wo er selbst der Thätigste war, aber die war vorüber. Jetzt kam er nur selten, um wenigstens nachzusehen, wie die Ernte voranging. Für ihn war die Ernte nicht so reichlich als sonst, wovon nur er und der Hirschwirth den Grund wissen und Christine ihn ahnen konnte. Und ach, diese Ahnung mußte das vielgeprüfte Weib noch mehr beugen. — —

Es kam der Herbst mit seinem lustigen Treiben. Wie zu einem Feste zogen die Leute hinaus in die Weinberge zur Weinlese; und ein Fest ist die Weinlese auch immer für den Landmann, wenn der Weinstock reichlich seine Früchte trägt. Da krachten Böller hier und dort, die knallenden Frösche und Schwärmer machten sich an allen Ecken geltend. Junge und Alte riefen einander lustig zu, und namentlich am Abend krachte es überall und das angezündete Feuerwerk erhellte die Nacht.

Doch wie alle Gaben Gottes, so wird auch die Frucht der Reben mißbraucht. Während sich die Jungen die süßen Trauben allzusehr schmecken ließen, sprachen die Alten fleißig dem berauschenden Saft zu. Natürlich nicht alle; nicht jeder Winzer braucht auch einen Rausch zu haben, und nicht jeder hat einen. Das muß ich zu ihrer Vertheidigung denn doch sagen.

Einer der Unmäßigen war, wie sich das kaum anders erwarten läßt, Jakob, der Bürgermeister. Und jetzt war es ja keine so große Schande, betrunken zu sein, und so schwand bei ihm diese letzte Schranke. Mancher Betrunkene taumelte auf den Straßen. Jakob ließ es sich sehr angelegen sein, bei Wirthen, Nachbarn und Freunden den neuen Wein zu versuchen, und das that er aus zweierlei Gründen: zunächst natürlich dem Wein und dann auch noch den Wirthen, Nachbarn und Freunden zu lieb. Dieser letztere Grund war allerdings der weniger schwerwiegende. Und dann, warum sollte er nicht nach Herzenslust trinken, es war ja alles umsonst und ohne Geld? Am häufigsten hielt er sich in der Kelter auf, wo Tag und Nacht gepreßt wurde. Je mehr er trank, desto größer wurde sein Verlangen. Beim Spiel verlor er rasend schnell, denn das Glück war ihm selten hold.

Und der Gram seines Weibes? Der kümmerte ihn nichts. Gar nichts fragte er nach ihren rothgeweinten Augen, konnte höchstens ärgerlich werden darüber. Still weinend saß sie einmal noch um Mitternacht vor der Wiege des

jüngsten Kindes, das nur wenige Monate zählte und betrachtete traurig den unschuldigen Schläfer.

„Armer Wurm," seufzte sie, „du ahnst nicht die Noth, die an dem Herzen deiner Mutter nagt. Ach bald wirst auch du empfinden müssen und sehen, weßhalb deine Mutter so viele Thränen vergießt; nur zu bald wirst du deiner Unschuld entrissen sein. Ich muß mein Leid still tragen und habe Niemand, dem ich es klagen kann, als den, der über den Sternen wohnt. Ewig wird es wohl nicht währen und droben werden wir glücklicher sein. O daß Gott sich bald erbarmte."

Sie neigte sich über das Kind und küßte es sanft. Ein Lächeln — ach, es war ein schmerzliches Lächeln — umspielte dann ihre Lippen und ihre Augen ruhten auf dem Kind.

Da hörte sie Lärm, der ihrem Hause näher und näher kam. Sie nahm schnell ein Licht und eilte die Treppe hinunter, denn sie hatte bereits eine Ahnung von dem, was jetzt kam. Und wirklich, o Schrecken! Da brachten Männer ihren betrunkenen Mann. Wie sie zitterte bei dem Anblick! Aber sie schwieg und weinte nur. Ihr Mann wurde ins Bett geschafft und die ganze Nacht hindurch phantasirte er wie im Delirium. Christine konnte kein Auge schließen und verbrachte eine kummervolle Nacht. Es schauderte sie nicht wenig, wenn ihr Mann rief: „Sie kommen! Sie wollen mich erschießen!" Dann wieder: „Der fürchterliche Hund will mich zerreißen!" Einmal richtete er sich sogar auf und schlug mit den Fäusten um sich, um dann wimmernd sich wieder niederzulegen.

Eine Zeitlang war er krank, erholte sich aber bald wieder.

* * *

Die Felder hatten ihr weißes Kleid angezogen und sich zur winterlichen Feier angeschickt. Jakob wanderte wieder planlos draußen umher, und wenn er das that, war immer etwas nicht in Ordnung. Die Stirne war ihm glühend heiß, daher schien es ihm eine Wohlthat, daß die Winterluft so frisch und kalt ihm entgegenwehte. In seinem Kopf schwirrten die Gedanken bunt durcheinander; er senkte das Haupt. Seine Brust hob sich heftig.

Was war wieder in die Quere gekommen? Durchaus nichts Unbedeutendes. Der Hirschwirth hatte wieder unbedingt Zahlung gefordert und dabei eine drohende Miene gemacht. Jakob wußte wohl, was das zu bedeuten hatte, nämlich: „Bezahlst du nicht, so vernichte ich dich!" Der Hirschwirth hatte ihm rundweg erklärt, wenn er nicht binnen drei Tagen das Geld schaffe, verlange er öffentlichen Abschluß des alten Handels. Da mußte Jakob bange werden, denn er merkte wohl, daß er schon jetzt in der Achtung des Hirschwirths sowohl als vieler seiner Mitbürger um ein Bedeutendes gesunken war. Er erkannte das Hülflose seiner Lage, ohne den Ausweg zu finden. Geld hatte er noch weniger als damals, dabei drückten ihn noch andere Schulden, die er sonstwo gemacht hatte. Das alles erwog Jakob hier in der Einsamkeit. Er überlegte wieder, ob es nicht besser wäre, sich das Leben zu nehmen, als der Schande anheimzufallen.

Da tauchte ein unheimlicher Gedanke in ihm auf, der nur einem verworfenen Charakter oder einem Verzweifelten als Rettung erscheinen kann. Das Erstere aber traf bei Jakob nicht ein, denn er war trotz seiner gefährlichen Leidenschaft sonst ehrlich geblieben und hatte sich bis jetzt noch keine Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder zu Schulden kommen lassen. So war es also Verzweiflung, die ihn auf den heillosen Gedanken brachte, das Geld — aus der Gemeindekasse zu nehmen. Und an dieser Verzweiflung war er selbst schuld. Natürlich wollte er alles wiedererstatten, ohne daß Jemand es merke. Dem Wirth will er vorlügen, er habe es irgendwo entlehnt. Später konnte sich Rath finden, wie das Geld wiederzuerstatten.

Da aber erhob das Gewissen seine warnende Stimme und Jakob erschrack vor seinem eigenen Plan. Er war ja im Begriff ein — Kassendieb zu werden, ein Verbrecher! Aber nein, das war zu schauderhaft! Das hatte er nicht im Sinn. Gewiß wollte er alles wieder zurücklegen und das bald, so bald als nur möglich. Wie und wann? Das allerdings wagte er nicht zu erwägen. Doch er will, er will es zurückerstatten. Nie wird er ein Kassendieb werden. Das wäre ja fürchterlich! So lullte er nach und nach sein Gewissen ein. Schwächer und schwächer wurde die Stimme in seinem Innern und somit der gefährliche Vorsatz fester. „Nur dies e i n e Mal will ich's thun und nie wieder," sagte er zu sich selbst. Und für jetzt schwieg das Gewissen, aber Jakob konnte doch nicht mehr froh werden. Es war wirklich weit mit ihm gekommen!

Am andern Tage stand er vor dem eisernen Schrank im verschlossenen Zimmer und zählte mit zitternden Händen, was er nöthig hatte. Das Gewissen sprach wieder laut und vernehmlich: „Thu' es nicht; werd' ein anderer Mensch; such' die Sache auf andere Weise abzumachen; bitt' den Hirschwirth um Geduld und spare." Aber was sollte er jetzt thun? Wenn nun der Hirschwirth sich nicht mehr gedulden wollte? Und er nahm das Geld und schloß den Schrank zu, und wie er den Schrank schloß, so verschloß er sich die Thüre zur besseren Hülfe. Wie folgenschwer sollte das werden!

Er stotterte, als er den Hirschwirth anlog und er muß feuerroth gewesen sein, so war ihm zu Muth. Auch war ihm, als blickte ihn der Hirschwirth etwas mißtrauisch an. Diesmal konnte er nicht so leicht aufathmen, denn das war frem-

des Geld, was er soeben ausbezahlt hatte. Und wann wollte er es wieder zurücklegen? Immer wieder kam diese Frage, und immer drängte er sie zurück. Das war ein Wendepunkt seines Lebens!

Leidenschaft treibt unaufhörlich abwärts, das erfuhr jetzt Jakob. War er nüchtern, so war ihm das Verderben klar vor Augen, in das er sich gestürzt hatte; und bei all seinen guten Vorsätzen wurde es doch immer schlimmer. Er konnte sich nicht selbst beherrschen. Die brennende Begierde nach einem Trunk heischte Befriedigung, und jede Befriedigung steigerte das Verlangen. Er suchte lustige Gesellschaft in den Schenken, um wenigstens für einige Stunden sich die quälenden Gedanken aus dem Kopf schlagen zu können. So wurde es je länger je schlimmer.

Gott den Herrn, den einzigen Retter, kannte Jakob nicht aus eigener Erfahrung, und trug in Wirklichkeit auch kein Verlangen darnach. Er wagte sogar über die Frommen zu spotten, die gegen die Versuchungen tapfer kämpften, und in der Familie ihr größtes irdisches Glück fanden, weil sie die Ihren liebten und für sie sorgten, und im Uebrigen Gott vertrauten.

Was anderes war zu erwarten, als daß Jakob in der Achtung der Bürger immer mehr sank. Ueble Gerüchte über ihn machten im Dorf ihre Runde. Das geschieht ja in solchen Dörfchen um so leichter, wo Kunz und Hans und alles vervettert und verbas't ist. Natürlich wurde nur im Geheimen über ihn verhandelt, aber doch so offen, daß bald die Eine wußte, was die Andere dachte.

Jakob merkte das wohl, denn wer kein gutes Gewissen hat, hört alles was ihn betrifft und auch nicht betrifft. Aber es besserte ihn nicht. Er wurde täglich verschlossener, und konnte oft lange Zeit vor sich hinbrüten. Zu Hause war er nicht mehr schroff, aber um so wortkarger. Nur höchst selten sahen seine Kinder ihn lachen, und doch waren sie so froh, wenn er einmal heiterer war. All' das erfüllte die arme Christine nur mit mehr Bangen.

(Fortsetzung folgt.)

Unschädlich gemacht.

Der alte ehrwürdige Prediger F. in Christiansfeld, welcher vor etwa 70 Jahren gestorben ist, pflegte auf seinen Spaziergängen laut für sich und Andere zu beten. Er wählte am liebsten einsame Gänge und Oerter, weil sie ihm bei seinem Umgange mit seinem Herrn die bequemsten schienen. Es war ihm ein erhebender Gedanke, daß Gottes Reich überall auf Erden blühen, daß Gottes Wille, wie im Himmel, also auch auf Erden geschehen werde.

Die meisten Felder und Wiesen in der Nähe von Christiansfeld sind mit Hecken umgeben. Der Eingang besteht in einer Thür, die mit einem Schlagbaum große Aehnlichkeit hat. Eine solche Wiese in der Nähe von Christiansfeld war von den Einwohnern als ein Durchgang benutzt worden. Der Eigenthümer, ein benachbarter Bauer, beschloß, dieses ferner nicht mehr zu gestatten, und wählte dazu das Mittel der Gewaltausübung auf seinem Grund und Boden. Er versteckte sich also zur Zeit des gewöhnlichen Spazierganges der Christiansfelder, mit einem tüchtigen Prügel bewaffnet, hinter seiner Hecke. Er mochte nicht lange gewartet haben, siehe, da thut sich der Schlagbaum auf, und der ehrwürdige Prediger F. tritt in die schöne Wiese hinein. Die tiefe ländliche Stille scheint einen angenehmen Eindruck auf ihn zu machen; er erhebt die Augen, faltet die Hände und geht betend in den Garten hinein, indem er laut und vernehmlich folgende Worte spricht:

„O du lieber Vater im Himmel, segne den Eigenthümer dieser schönen Besitzung, offenbare an ihm den Zug des Vaters zu deinem Sohne Jesu Christo, unserem Heiland, weil dein heiliger Sohn auch für ihn am Kreuz gestorben ist, und ihm Vergebung seiner Sünden erworben hat. Ja, lieber Heiland, laß ihn dereinst durch die Kraft deines Versöhnungstodes eingehen in die seligen Auen deines Himmelreiches, damit er mit uns, deinen Erlösten, deinen heiligen Namen ewiglich preisen könne!"

Dem Bauern entgeht kein Wort des würdigen Greises, der für ihn betet, während er mit dem Prügel auf der Lauer steht. Er läßt den Prügel fallen und weiß nicht, wie ihm geschieht; denn unwillkürlich fällt er auf seine Kniee nieder und bleibt lange Zeit in dieser Stellung. Als er aufsteht, will er dem Mann nacheilen, weil Thränen über seine Backen fließen, aber still wie im Grabe ist es auf der Wiese. In tiefe Gedanken verloren, kehrt er heim.

Seine Frau, welche um sein Vorhaben wußte, fragte ihn: „Nun, hast du einen erwischt?"

„Ach, liebe Frau, denke dir, da war einer, der hat mich erwischt!"

„Aber wie denn so? Du konntest dich ja wehren!"

„Ja, ja, der war stärker als ich, denn er hatte ganz andere Waffen. Denke dir, eben noch spät am Abend geht einer über meine Wiese, um das herzinnigste Gebet für mich zu thun, das ich je in meinem Leben gehört habe; da packte es mich wie mit Riesenfäusten und warf mich nieder vor Gott, denn ich bin ein großer Sünder! Merkst du etwas? Morgen gehe ich zum Pastor in Christiansfeld und frage ihn, wie man so werden

kann, wie der Greis, der über unsere Wiese ging, und du gehst mit mir!"

Als der Bauer am nächsten Morgen bei dem Prediger F. eintritt, ist er noch mehr erstaunt, den Mann selbst vor sich zu sehen, der gestern so eindringlich für ihn gebetet hatte. „Das ist der Gottesmann selbst," sagte er seiner Frau, „der war es, der betete für mich, und also auch für dich!"

Der Prediger läßt beide Leutchen neben sich niedersitzen, und erfährt nun von dem Mann, welche Wirkung ihn Gott erleben ließ von einem Gebet für seinen Nächsten, das er im Umgang mit ihm, der sein Herz erfüllte, und von dessen Liebe seine Zunge nie schweigen konnte, gebetet hat. Der Mann war gründlich erweckt worden, und auch auf die Frau machte dieser Vorfall einen heilsam erschütternden Eindruck, so daß beide durch Lehre und Unterweisung dahin gewendet wurden, wo allein Hülfe und Erlösung ist vom zeitlichen Verderben: zu der Gnade in Jesu Christo.

Ein gehörntes Geschlecht.

Von C. W.

Ein gehörntes, dem Namen nach bekanntes Geschlecht, das wir heute vorführen und und zwar, wie wir hoffen, zur Belehrung und Unterhaltung unserer Leser.

Wir betrachten in erster Reihe den Steinbock, die wohlbekannte Alpenziege, welcher sogleich erkannt wird an seinen ungeheuren, prächtig gewundenen, sich kühn erhebenden und weit zurückgebogenen Hörnern. Während die Ziegen verhältnißmäßig kleine Hörner haben, sind die der Böcke noch überdies mit einer Reihe Furchen bedeckt und vorn sehr knotig. Der Bart der Böcke ist nie groß und wird im Sommer noch kleiner. Die gewöhnliche Farbe des Pelzes im



Der Steinbock.

Sommer ist aschgrau und die Haare sind kurz und glatt; im Winter sind sie röthlichbrauner Farbe, viel länger als im Sommer und haben an ihren Wurzeln etwas kurze, weiche Wolle.

In seiner Heimath lebt der Steinbock auf den Bergen, wo er ebenso sicher zu Fuß und behende ist wie die Gemse und noch größere Vorliebe für Ersteigung der höchsten Gipfel zeigt.

Wenn erschreckt, fängt er sogleich an die Berge hinaufzuklettern, und steht nicht still, bis er außer Gefahr ist. Die Steinbock-Jagd ist eine ebenso gefährliche als mühselige Sache, und die Jungen zu fangen, ist noch schwerer, weil das kleine Ding schon wenige Stunden nach seiner Geburt im Stande ist, den Eltern zu folgen. Eine lebende Alpenziege ist daher eine außerordentliche Seltenheit, und eine Sammlung, welche eine solche enthält, sehenswerth.

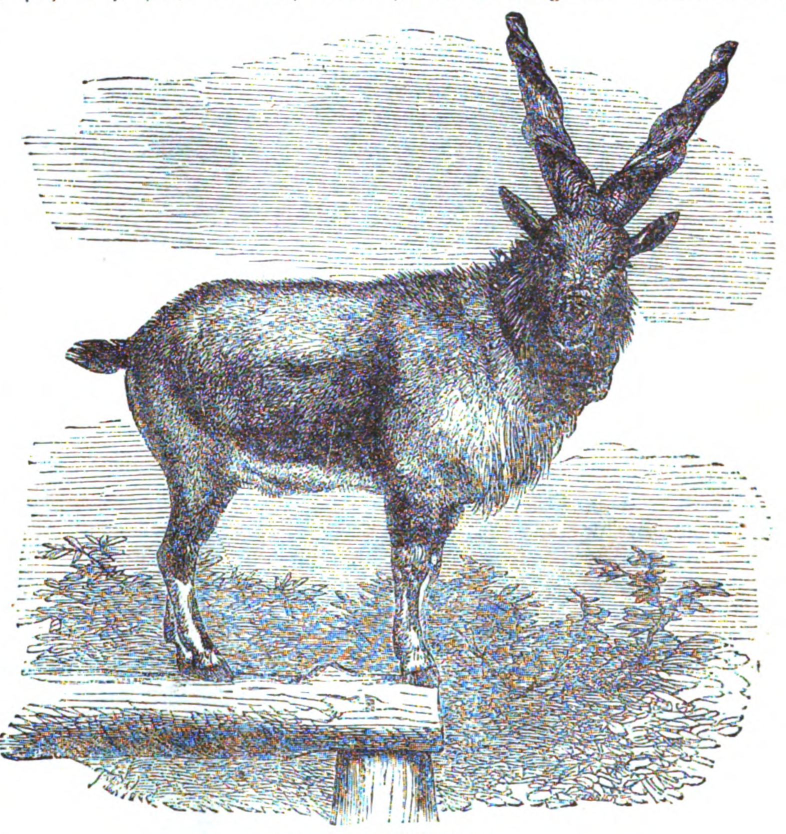
Die Alpenziegen leben meist in kleinen Heerden von fünf bis zehn an der Zahl, bestehend aus einem alten Bock, einer Anzahl Ziegen nebst Jungen beiderlei Geschlechts. Ihre Vorsicht ist groß; ein schwacher Geruch vom Luftzug herbeigetragen, der Flug oder die Stimme eines Vogels, das Fallen eines abgelösten Steines sind ihnen so bestimmte Warnungszeichen, als die leibhaftige Erscheinung des Jägers.

Ohnehin stark, dazu noch mit Hörnern bewaffnet, wendet sich der Steinbock selbst gegen seinen Verfolger, wenn er auf einen Platz getrieben ist, wo es kein Entrinnen mehr giebt, und sein Angriff ist wahrhaft fürchterlich. Er erhebt sich zuerst auf seine Hinterbeine, läßt sich dann herab, um auf versteckte Weise gegen seinen Feind mit trotzigem Kopf anzurennen.

Alte Geschichtsschreiber erzählen, daß der Steinbock mit seinen Hörnern Schild und Panzer durchbohren könne; aber, wenn so, dann müssen jene Gegenstände von sehr schlechtem Material gewesen sein, wie Don Quixote's fürchterliche Sturmhaube.

Wir geben unten die Abbildung eines jungen Steinbocks, der von der Markbur abstammt, die wir nun beschreiben wollen:

Der Name bedeutet Schlangenesser und stammt aus dem Hindostanischen. Die Markbur ist ein merkwürdig großes und schönes Thier. Die Naturforscher sind noch nicht darüber einig, ob sie eine besondere Gattung oder nur eine Abart der gemeinen Ziege ist. Ihre Hörner sind etwas kürzer, beinahe aufrecht, in ihrer Bildung aber sehr verschieden. Ihre Farbe ist braun- und grausprenkelig, mit einem auffallenden Doppelflecken von reinem Weiß an der Grundfläche des Schwanzes. Er hat einen höchst sonderbaren Gang, den man eher Hoppeln nennen sollte, denn er hält seine vorderen Kniee ganz steif und läuft wie ein angehender Stutzer von 60 Jahren mit einem mit Gicht behafteten Fuß und engen Stiefeln.

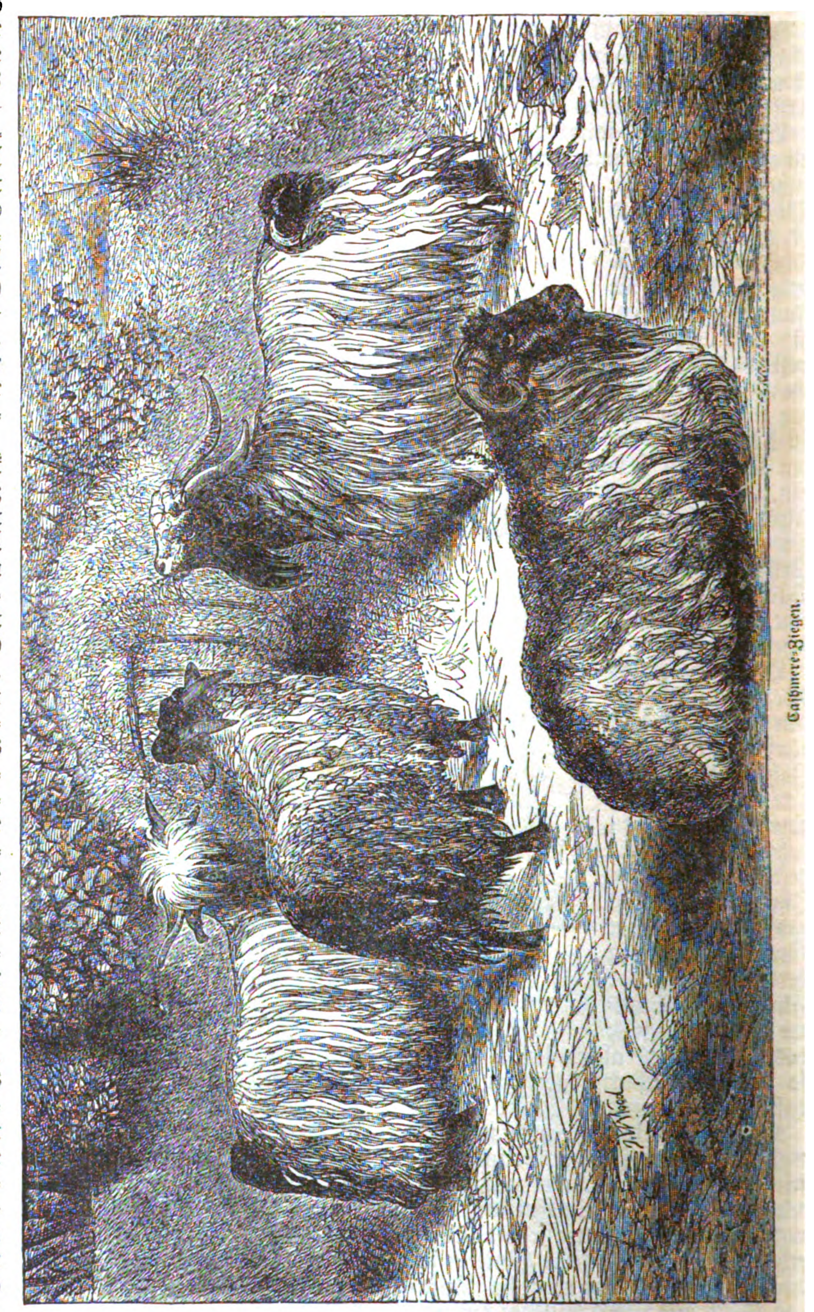


Markbur. (Capra Megaceros).

Nun käme die gewöhnliche oder Hausziege und ihre Spielarten; wie viele es deren giebt, ist ganz unbestimmt, aber mindestens 25 sind bekannt. Mit einer Beschreibung derselben wollen

wir jetzt nicht kommen, weil sie für den Rahmen unseres Artikels zu groß sein würde.

Die wichtigste Ziegenart ist ohne Zweifel diejenige, welche das schöne, feine Haar liefert, wovon die Cashmere-Shawls gemacht werden. — Wer eine Cashmere-Ziege zum erstenmal sieht, würde nicht glauben, daß ein so unansehnliches Geschöpf einen Artikel von solchem Werth erzeugen könnte. — Sie ist nicht groß, kurzbeinig und sehr verschieden in der Farbe; grau ist jedoch vorherrschend. Sie ist überall dick mit Haar bedeckt; aber dasselbe gefällt dem Auge nicht, weil es in verworrenen Knäueln herunterhängt und auch mit Schmutz und Staub bedeckt ist. Nun, diese Haare werden auch nicht zur Herstellung der Shawls verwendet. Das eigentliche Zeug dafür ist eine durch die langen Haare bedeckte und vor Nässe geschützte wollartige, weiche Haut. Acht bis zehn Häute dieser Ziegen sind aber nöthig, um einen einzigen Shawl anfertigen zu können.



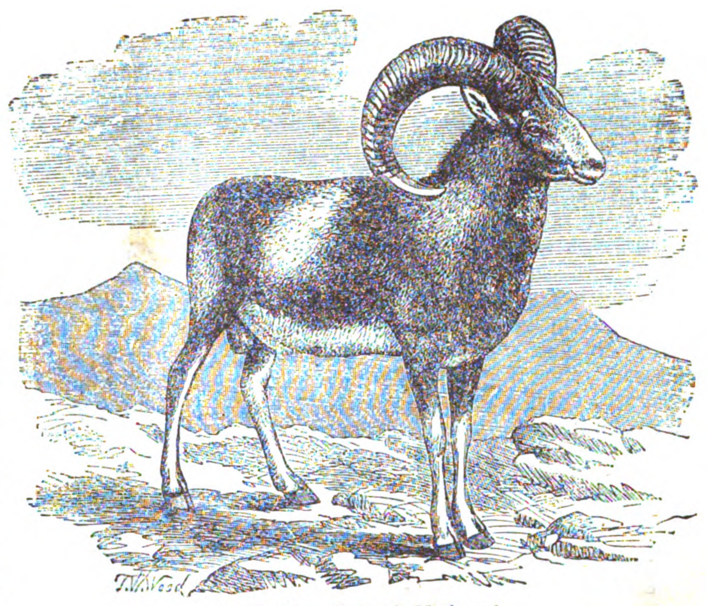
Cashmere-Ziegen.

Der hohe Preis eines guten Cashmere-Shawls hat drei Gründe: 1) die Einfuhr des Materials, 2) die Ausfuhr der fertigen Waare und 3) der große Zeitaufwand in der Fabrikation. Um einen großen, schönen Shawl fertig zu machen, an dem vier Personen beständig beschäftigt sind, ist ein Jahr kaum genügend. Kleinere und geringere brauchen natürlich weniger Zeit. Die Herstellung von sechs Shawls in vier Jahren kann als eine Durchschnitts-Arbeit betrachtet werden. Der Apparat hierzu ist einfach im Umriß, aber komplizirt in der Praxis, da die vielen Farben mittelst Fäden, die auf kleine hölzerne Speiler gewunden, das Muster erzeugen, hervorgebracht werden müssen.

Innig verwandt mit den Ziegen sind

Die Schafe,

obwohl diese sich deutlich von jenen unterscheiden. Die Stirne der Schafe ist nicht gewölbt wie die der Ziegen, sondern flach oder hohl. Die Hörner sind immer spiralförmig, manchmal schwach. Die Weibchen sind zuweilen hornlos.

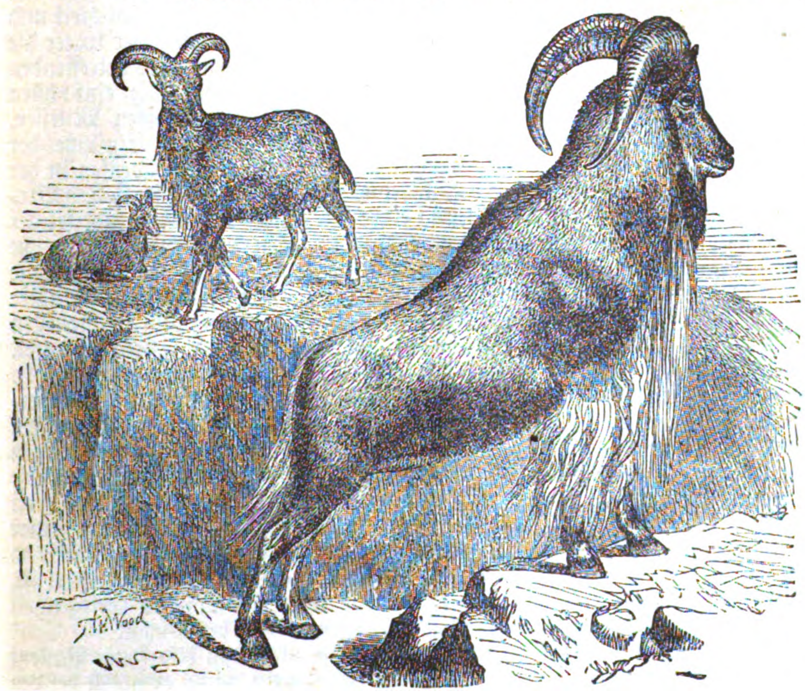


Der Mouflon. (Caprovis Musimon.)

Diese Bemerkungen haben natürlich nur Bezug auf die wild lebenden Schafe, denn unsere meisten einheimischen haben keine Hörner und ist es eine Ausnahme, wenn ein männliches Schaf mit diesen Waffen bedacht wurde. Sie sind im Gegensatz zu den Ziegen, ruhig, zahm und friedlich.

Die Schafe kämpfen auch in anderer Weise, als die Ziegen, indem sie geradenwegs mit gesenktem Kopf den Feind anlaufen.

Eine weitere Verschiedenheit zwischen Ziege und Schaf bezieht sich auf das Fell, welches kurz erwähnt zu werden verdient. Wir sind alle bekannt mit der Thatsache, daß das Schaf die Wolle erzeugt, wovon unsere Kleider gemacht werden oder werden sollten, wenn Schneider und Tuchmacher ehrlicher wären. Aber die Eigenschaft der Wolle, die Art und Weise, auf welche dieselbe durch Klimate und andere Bedingungen modifizirt werden können, sind Dinge, die nicht so allgemein verstanden sind. Dabei kommt in Betracht, daß obgleich wir Schafe Haar erzeugen lassen können, welches dem der Ziege fast gleich kommt, wir doch durch Ziegen keine Schafwolle erzeugen lassen können. Wolle ist nothwendigerweise das Produkt eines kalten Klimas.



Der Aoudad. (Ammotragus Tragelaphus.)

Doch halten wir uns nicht zu lange auf an diesen bekannten Schafgattungen. Es giebt noch andere. Da ist z. B. das vielhörnige Schaf von Nepaul, welches zuweilen 4 oder gar 6 Hörner hat. Eine andere Abart giebt

es, die gewöhnlich 3 oder 5 Hörner tragen, und heißen Huniah-Schafe. Dann kommt das fettschwänzige Schaf, dessen Schwanz ungeheuer groß und fett ist, und stellenweise so hart wie ein kleiner hölzerner Stumpf, um vor Verletzungen durch Schleifen auf dem Boden zu bewahren. Diesem gegenüber steht das schwanzlose Schaf des nördlichen Rußlands, bei welchem der Schwanz ganz auffallend kurz ist. Das tartarische Schaf ist ebenfalls merkwürdig, um seiner großen Fettentwicklung willen, aber das Fett sammelt sich bei diesem Thier in den Hintertheilen an und läuft nicht über in den Schwanz.

Das Mouflon, eine schöne und wahrscheinlich besondere Art von Ziegenschaf, lebt in Corsika und Sardinien. Es wird auch „wildes Schaf" genannt und lebt in kleinen Heerden auf den Bergen.

Die letzte Art der Schafe, die wir erwähnen wollen, ist das schöne Aoudad (der schöne Schafbock). Dieses prächtige Geschöpf bewohnt Nord-Afrika und hat eine Menge wissenschaftlicher und andrer Namen. Es ist sofort erkennbar an dem vom Hals herabhängenden dunklen Haar und den Büscheln ähnlicher Haare an den Vorderknieen der Männlichen. Die Weibchen haben ähnliche Anhängsel, aber nicht so groß und auffallend. Die gewöhnliche Farbe des Pelzes ist dunkelblaß; es wird etwa drei Fuß hoch. In der Gefangenschaft ist es zuweilen zahm und gelassen, aber sein Temperament ist unsicher und bei seiner großen Kraft kann er selbst seinem Wärter, wenn derselbe ihm zu nahe kommt, sehr gefährlich werden.

Wichtigkeit der frühzeitigen Entfernung von Geschwüren und krebsartigen Auswüchsen.

Bei der kürzlich abgehaltenen Conferenz amerikanischer Wundärzte hielt Prof. S. D. Guß von Philadelphia einen Vortrag über obiges Thema. Er giebt darin folgende fünf verschiedene Gründe an, warum ein frühzeitiges Einschreiten des Wundarztes durch Operation eines derartigen Auswuchses herbeigeführt werden sollte: 1. die Gefahr einer Verblutung ist noch nicht vorhanden, 2. der krankhafte Auswuchs kann gründlicher operirt werden, 3. das Risiko einer Blutvergiftung, die ja so häufig einer derartigen Operation folgt, ist geringer, 4. häßliche Narben werden vermieden. Der fünfte und wichtigste Grund aber ist, daß eine Wiederkehr der Krankheit an demselben Platze oder an anderen Körpertheilen dadurch vermieden wird.

In der Diskussion dieser Gründe sagte der Redner, die Thatsache wird jetzt allgemein anerkannt, daß alle diese Auswüchse, ob gut- oder bösartiger Natur, örtlichen Ursprungs sind. Daß gewisse Personen zu derartigen Bildungen angelegt sind, ist nicht unwahrscheinlich, besonders wenn die Gesundheit des Patienten im Allgemeinen angegriffen ist; aber daß ein Geschwür oder Auswuchs sich an irgend einem Organ oder Körpertheile einer gesunden Person ohne eine örtliche Ursache bildet, bestreitet jeder denkende Pathologe unserer Zeit.

Jede Geschwulst ist das Resultat verkehrter Ernährung eines Körpertheiles, dessen eigene Elemente theilweise verdrängt werden durch andere, deren veränderter, krankhafter Wuchs und weitere Entwicklung die Krankheit hervorbringen. Alle diese Auswüchse rühren direkt oder indirekt entweder von außerordentlicher Verletzung her oder haben, was häufiger der Fall ist, ihre Ursache in irgend einem mechanischen Hinderniß, welches zuerst Blutanhäufung hervorbringt und diese wiederum verursacht erregte Thätigkeit und Entzündung, welche beide früher oder später die Aenderungen in der Ernährung des betreffenden Körpertheiles herbei führen. Die einfachsten aller Geschwüre, die kleinen talgigen Mitesser, bilden sich unter dem reizbaren Einfluße der natürlichen Absonderung der Talgdrüsen in der Haut, deren Oeffnungen verstopft sind. Verstopfung eines Milchkanals ist ohne Zweifel der Anfang des gefährlichen Brustkrebses. Manche derartige Gewächse sind gleich beim Beginne ihrer Entwicklung leicht erkenntlich. Andere wieder sind in diesem Stadium dem erfahrensten Arzte trotz genauer Beobachtung ein Räthsel. Hat sich das Gewächs vollkommen entwickelt, dann sollte jeder Arzt seine wahre Natur erkennen. Unglücklicherweise versäumen die meisten Kranken gleich bei der Bildung einer derartigen Geschwulst einen Arzt zu Hülfe zu rufen. Sie lassen der Sache ruhig ihren Lauf und erst nachdem der betreffende Körpertheil in seiner Structur bedeutend Schaden gelitten hat und oft sogar die ganze Constitution erschüttert ist, wird dem Auge des Sachkundigen Gelegenheit gegeben, den Auswuchs zu besichtigen.

Ein mit derartigem Leiden behafteter Patient kann sich glücklich schätzen, wenn er gleich bei den ersten Anzeichen der Entwicklung in die Hände

eines intelligenten, gewissenhaften Chirurgen geräth. Dieser wird nicht anstehen, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Er wird es für keine Schande halten, seinem Patienten zu sagen: „Ich verstehe Ihren Fall nicht; er liegt außerhalb der Grenzen meiner Erfahrung. Konsultiren Sie einen Arzt, der mehr Gelegenheit zur Beobachtung derartiger Fälle gehabt hat.“ Der Feigling andererseits wird alles thun, um seinen Patienten in die Irre zu leiten; er wird dem Leiden weiter keine größere Bedeutung beilegen. Er fürchtet sich ihm die Wahrheit zu sagen und dadurch seine eigene Unkenntniß zu bezeugen; ja er versichert seinen Kranken, daß er die Natur seines Falles ebenso gut verstehe wie der weiseste und erfahrenste Arzt des Landes. Diese Art von Leuten sind es, welche das größte Unheil anrichten. Unkundig in der Kunst der Diagnosis und unfähig die Wahrheit zu bekennen, lassen sie es zum Aeußersten kommen, bis der arme Patient als letztes Zufluchtsmittel Hilfe am richtigen Platze sucht, aber leider ist dann die Krankheit zu weit vorgeschritten und die vorgenommene Operation, wenn sie überhaupt noch möglich ist, kann nur temporäre Milderung schaffen. Als Illustration zu Obigem dient der Krebs der weiblichen Brust.

Beim Brustkrebs wartet der gewissenhafte Arzt nicht, bis auch die Achseldrüsen in Mitleidenschaft gezogen sind. Er weiß, daß die Sicherheit des Patienten in dem baldigen Gebrauch des Messers und einer gründlichen Ausschneidung liegt. Er dringt auf eine rasche Operation und versichert den Patienten, daß dieselbe, wenn richtig ausgeführt, vielleicht völlige Heilung bewirkt oder daß ein etwaiger Rückfall mit wiederholten Leiden erst nach langer Zeit eintreten wird. Jedermann weiß, welches die gewöhnlichen Resultate bei der Operation des Brustkrebses sind; selten wird das Leiden gänzlich gehoben und nur wenige Frauen leben länger als acht, zehn und zwölf Monate nach der Operation. In allen diesen Fällen sind die benachbarten Gebilde in Mitleidenschaft gezogen worden und dienen, da sie vom Messer nicht erreicht werden konnten, neuen Auswüchsen zum Mittelpunkt. Das Herz blutet jedem, der daran denkt, wie viele Frauen entsetzliche Leiden zu erdulden haben, nur weil die Anwendung des Messers zu lange hinausgeschoben wurde.

Endlich giebt es eine Klasse von Patienten, welche beeinflußt von Furchtsamkeit oder falscher Bescheidenheit sich selbst täuschen. Sie fühlen die Symptome der Krankheit und wissen, daß irgendwo im Hause ein Dieb steckt, fürchten sich aber, die Sache gründlich untersuchen zu lassen. Sie verbergen sich und ihren Freunden ihren wahren Zustand, und wollen dem Gedanken nicht Raum geben, daß sie an dieser schrecklichen Krankheit leiden. Wie der Vogel Strauß stecken sie ihren Kopf in den Sand, und glauben dadurch der Gefahr zu entfliehen, welche sie bedroht.

Aus der Jugendzeit des deutschen Kaisers Wilhelm.

Bearbeitet von E. M.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voll Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Ich habe ihn sehr lieb, und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.“ . . . . „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm . . .“

Diese Worte, einem Briefe der Königin Louise von Preußen an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz, entnommen, zeugen nicht allein von der feinen Beobachtungsgabe, sondern auch von der mütterlichen Sorgfalt der hohen Frau, mit der sie die Erziehung ihrer Kinder, besonders ihrer beiden ältesten Söhne des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und des gegenwärtigen deutschen Kaisers Wilhelm leitete. Das königliche Elternpaar überwachte ihre Entwickelung mit eigenen Augen, und übte durch Wort und Beispiel einen unmittelbaren Einfluß auf sie aus. Die ernste Pflichttreue, die aufrichtige christliche Frömmigkeit Friedrich Wilhelms III. und die Hochherzigkeit, die geistige Anmuth und Liebenswürdigkeit der Königin Louise, und der wunderbare stille Zauber, den sie auf ihre Umgebung ausübte, leuchteten den beiden fürstlichen Knaben schon in der frühesten Kindheit als ein herrliches Muster vor. — „Allerdings ist es mein heißester Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden,“ schrieb die Königin im Dezember 1797 an den Professor Heidenreich in Leipzig, und später, als schwere Zeiten über das Vaterland gekommen waren, schrieb sie: „Wenngleich

die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen berühmter Frauen nennen wird, so wird sie doch sagen, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, was ich durch sie gelitten habe: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann aber wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: „Aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Die Nachwelt hat bereits gesprochen; und es ist als könnte man bei manchen ernsten entscheidenden Wendepunkten im Leben des jetzigen deutschen Kaisers noch die segensreiche Nachwirkung des Einflusses wahrnehmen, den die edle Frau auf die geistige Entwickelung ihrer Söhne ausübte. —

Die Kinderstube, welche unmittelbar an das königliche Wohnzimmer grenzte, war für die fürstlichen Eltern die Welt im Kleinen, wo sie unter den Stürmen der Zeit Frieden und Erholung fanden. Jeden Morgen empfing dort der König die Kleinen aus den Händen der glücklichen Mutter, um sie zu liebkosen und zuweilen zu beschenken; jeden Abend trat er vor dem Schlafengehen noch einmal mit der Königin vor das Bette der schlummernden Kinder, erfreute sein Herz an dem lieblichen Anblick und drückte leise einen Kuß auf ihre Stirn.

Die Leitung des Unterrichts der beiden ältesten Prinzen, welche seit dem Sommer 1800 in den Händen des Dr. Friedrich Delbrück, eines trefflichen und wahrhaft christlichen Mannes geruht hatte, wurde für den Kronprinzen später dem Obersten von Gaudi übergeben, während Prinz Wilhelm seine Studien bei dem Professor Reimann fortsetzte. Er besaß damals eine schwächliche Constitution, so daß die Königin aus mütterlicher Besorgniß oft seine Lehrer ermahnte, ihn nicht so sehr anzustrengen. —

Besonders lieblich war die Feier des Weihnachtsfestes in der königlichen Familie. Der König, der schon wochenlang vorher von den zu wählenden Geschenken zu sprechen pflegte, zündete eigenhändig die Lichter am Christbaum an und belegte jeden Platz mit passenden Gaben, die von den königlichen Kindern in dem hellerleuchteten Festsaal mit Jubel empfangen wurden. Es war ein Bild des innigsten Familienglückes. Eine besondere Ueberraschung brachte den jungen Prinzen das Weihnachtsfest des Jahres 1803, bei welchem sie als Geschenke ihre ersten Uniformen empfingen und zwar der Kronprinz diejenige des Regimentes Garde du Corps, der Prinz Friedrich die des Dragoner-Regiments Kurfürst von Pfalz-Bayern No. 1, dessen Chef sein Vater, der Prinz Ludwig, gewesen war, der Prinz Wilhelm die Uniform des Husaren-Regiments von Rudorf oder des berühmten Zieten-schen Husaren-Regiments, nämlich den rothen Dolman mit weißen Schnüren und Tressen, sowie den dunkelbraunen Pelz mit ebensolchen Schnüren und Tressen. Groß war die Freude der Prinzen nun eine Uniform tragen zu dürfen. Dies geschah von Seiten des Königs, um damit der Zugehörigkeit der königlichen Prinzen zur Armee von frühster Jugend an Ausdruck zu geben. Laut des Sprichwortes: „Des Königs Rock ist der höchste Titel!" sollten auch die Söhne des Königs schon frühe den Rock der Armee als ein rechtes Ehrenkleid schätzen lernen. Als im Jahre 1805 das Regiment „Towarczys" in seiner auffallenden und von der übrigen Reiterei abweichenden Uniform, mit langen Lanzen bewaffnet, durch Berlin marschirte, den Uhlanen ähnlich, die sich 1870 in Frankreich so gefürchtet machten, so äußerte Prinz Wilhelm den sehnlichen Wunsch, auch diese Uniform tragen zu dürfen, die ihm auch von seinem Vater, welcher den militärischen Neigungen seiner Söhne stets gern entgegenkam, gewährt wurde. Und so erschien der kleine Prinz seit dieser Zeit bald als Husar, bald als Towarczy.

Aber das Recht die Uniform zu tragen, brachte auch Pflichten mit sich. Zunächst mußten die jungen prinzlichen Rekruten einexercirt werden. Der König gab ihnen deshalb den Unteroffizier Bennstein vom Bataillon Garde zu Fuß zum Exercirmeister und dieser erledigte sich seiner Aufgabe mit solchem Ernst und Eifer, wie man ihn nur immer bei einem pflichtgetreuen Korporal beim Rekruten-Exerciren finden kann. Das nach den jüngsten preußischen Waffenerfolgen aufgekommene Flugwort: „Der Schulmeister habe die preußischen Schlachten gewonnen," könnte nach unserem Dafürhalten ebenso richtig lauten: „Der Korporal ist in Preußen der eigentliche Volksschullehrer," denn aus der strengen Schule der Zucht, welche jeder Preuße — oder jetzt vielmehr jeder Deutsche — von seinem vollendeten zwanzigsten Lebensjahre an, durchmachen muß, gehen die tüchtigsten Männer hervor. Auch die jungen Königssöhne, so oft von unwürdigen Schmeichlern umgeben, sehen hier in dem ernsten Willen des schlichten aber pflichtgetreuen Mannes ihrem Eigenwillen eine heilsame Schranke gesetzt und lernen ihre kindlichen Neigungen unter ein bestimmtes Gesetz beugen, dessen Bedeutung sie noch nicht verstehen. Die Gedanken an Spiel und Tändelei mochten den königlichen Knaben wohl vergehen, wenn sie die ernste und strenge Dienstmiene des Korporals sahen, der ihnen mit eindringlicher Stimme und gemessenem trochäischen Tonfall das ABC des preußischen Kamaschenmarsches einprägte: „Einundzwanzig, Zweiundzwanzig, Kniestrecken, Spitzen 'runter, fest im Kreuze und nicht wanken, Eure Hoheit!"

Zeigte sich denn auch auf den Mienen des witzigen kleinen Kronprinzen ein leichtes Lächeln, so genügte ein Blick auf die halbgeöffnete Thür des Nebenzimmers, um jeden reglementswidrigen Gedanken zu unterdrücken, denn dort saß sein königlicher Vater, der zuweilen einen Blick ins Zimmer warf, oder auch wohl mit seiner Gemahlin am Arme eintrat, und den Uebungen der Knaben mit ernster Miene zuschaute.

In dem Prinzen Wilhelm regte sich die soldatische Neigung frühe. Paraden und Revuen waren seine Lust, und er verfolgte jeden Trupp marschirender Soldaten so lange er ihn sehen konnte. Als Preußen sich zu dem verhängnißvollen Kriege gegen Napoleon rüstete, war er noch zu jung, um mit ins Feld zu ziehen, aber er verfolgte die großartigen militärischen Vorbereitungen dazu mit regem Interesse. Im September 1806 sah er das altberühmte Dragoner-Regiment Ansbach-Baireuth unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches in Berlin einrücken, und in Parade vor dem königlichen Palast vorübermarschiren; vor ihm her fuhr die Königin, als Chef des Regimentes, in einem vierspännigen Wagen.

Eine verhängnißvolle Wendung für das preußische Königshaus brachte der Herbst dieses Jahres. Während noch im Frühjahr das Wort Friedrichs des Großen Geltung zu haben schien, „daß die Welt nicht so fest auf den Schultern des Atlas ruhe, wie der preußische Staat auf der Armee," — folgte jetzt eine Niederlage auf die andere. Nach dem unglücklichen Ausgang der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt hatte Delbrück die Weisung erhalten, mit den königlichen Prinzen zunächst nach Schwedt an der Oder zu reisen, wo sie mit der Königin zusammentrafen. Die tiefgebeugte königliche Mutter richtete die folgenden denkwürdigen Worte an sie: „Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die schweren Ereignisse fassen und fühlen kann, ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Untergange der Armee, dem Unglücke des Vaterlandes weine. Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein; handelt, entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder!"

Von Schwedt reiste die königliche Familie nach Stettin, dann nach Danzig, und endlich nach Königsberg, wo sie mit dem Könige zusammentraf, der aber bald wieder zur Armee eilte, um dort mit dem Kaiser Alexander von Rußland zusammen zu treffen. Erst zum Neujahrstage 1807 kehrte er nach Königsberg zurück.

Prinz Wilhelm stand damals in seinem neunten Lebensjahre. Einer alten Sitte gemäß traten die preußischen Prinzen nach erreichtem zehnten Lebensjahre in die Armee, ein Ereigniß, auf das sich der junge Prinz schon im Stillen freute. Als aber am Neujahrstage die königliche Familie zur gegenseitigen Beglückwünschung zusammentrat, sagte der König mit dem ihm eigenen freundlichen Ernste zu ihm: „Da an deinem Geburtstage keine Gelegenheit sein wird, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel müßt, so ernenne ich dich heute schon zum Offizier. Da liegt deine Interims-Uniform." Und in der That lag da der damals sogenannte Interimsrock der Gardeoffiziere, mit rothem Umschlagkragen ohne Litzen, nebst Degen, Stock und Federhut auf einem Tische bereit. Natürlich wurden die Kleider sogleich angelegt, und auch Zopf und Puder nicht vergessen, obgleich ersterer nur ein falscher sein konnte, da das Haar des Prinzen zu einem eigenen noch nicht lang genug war.

Am 3. Januar ging dann die Reise nach Memel, weil sich die Franzosen nach der Schlacht von Pultusk Königsberg näherten. Die Königin und ihr jüngster Sohn, der Prinz Karl, waren am Nervenfieber erkrankt, und mußten die ganze Reise in Betten eingepackt, zurücklegen. Auch Prinz Wilhelm erkrankte bald nach der Ankunft in Memel; als der König zu seinem Geburtstage, den 22. März, dorthin kam, fand er ihn noch auf dem Krankenlager, und legte ihm sein Patent als Fähnrich bei dem neuformirten Bataillon Garde zu Fuß auf das Bett. Damit war die Kinderzeit des Prinzen Wilhelm zu Ende. Ihre Eindrücke waren tief und nachhaltig genug, um den reifenden Jüngling für den Ernst des Lebens vorzubereiten, der bald genug an ihn herantreten sollte.

Nach dem Tode der Königin Louise, welche am 19. Juli 1810 verschieden war, ging es am Hoflager König Friedrich Wilhelms stille und einfach zu. Der König liebte die rauschenden Festlichkeiten noch weniger wie früher; auch nöthigte die Lage des Landes nach den schweren Kriegsjahren von 1806—7 und 1812—15 zu mancherlei Einschränkungen im königlichen Haushalt. Nur beim Besuche hoher Bundesgenossen oder Anverwandten der königlichen Familie fanden Ausnahmen statt. Als zum Beispiel im Sommer 1834 die Kaiserin Charlotte von Rußland, die älteste Tochter des Königs, in Berlin anwesend war, wurde ihr zu Ehren ein überaus glänzendes Fest veranstaltet, genannt das Fest der weißen Rose, die ebenso die Lieblingsblume der jungen Kaiserin war, wie die blaue Kornblume die ihrer königlichen Mutter.

Die ganze Strecke zwischen dem „Neuen Palais" bei Potsdam, wo die Kaiserin residirte, und den „Kommuns" (zwei diesem Palais gegen-

überliegenden Schlössern), war zum Schauplatz dieses seltenen Festes eingerichtet worden, und mit Wimpeln und Fahnen, welche die russischen und preußischen Farben und Wappen trugen, geschmückt. Ringsumher waren Zelt-Tribünen für die Gäste errichtet; unter der korinthischen Säulenhalle inmitten der Hauptfassade stand das mit weißen Rosen bedeckte Zelt der Kaiserin. Sowohl in den Blumengewinden, wie in den Gewändern der Damen, die in einem anmuthigen Kreise die hohe Frau umgaben, prangte die weiße Rose als Hauptschmuck. Alle Dächer, Mauern und Bäume in der Umgebung waren mit zahllosen Zuschauern besetzt. Bald nachdem die Kaiserin erschienen war und ihren Sitz unter dem Rosendach eingenommen hatte — in ihrer Lieblichkeit und Anmuth selbst einer weißen Rose gleich — schmetterten Fanfaren und unter ihren Klängen erschienen in schimmernder Rüstung und mit Gefolge hoch zu Roß die Ritter der weißen Rose in den Schranken. Während abwechselnd die Klänge des Pariser Einzugsmarsches, des Blücherliedes und des gerade damals in Aufnahme gekommenen Preußenliedes ertönten, die freilich mit den ritterlichen Kostümen ein wenig disharmonirten, bewegte sich der glänzende Zug nach einer kleinen Anhöhe dem Zelte der Kaiserin gegenüber, woselbst die Ritter anhielten, und durch Senken der Waffen „der weißen Rose“ ihre Huldigung darbrachten.

Ein jeder der Ritter hatte sich eine Devise erwählt, die er auf seinem Schilde trug. Voran der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., mit dem Wahlspruch: “Tuis victoria!” — Dann Prinz Wilhelm, damals in der Blüthe seiner Jahre, im silberdurchwirkten Waffenkleide, mit der Kette des Schwarzen Adlerordens geschmückt, auf dem Haupte den Helm mit aufgerichteten Adlerflügeln. Sein blanker Schild zeigte das Motto, das sich in späteren Jahren seines Lebens so herrlich bewährte: „Gott mit uns!“ — Prinz Karl, der jüngere Sohn, hatte zum Wahlspruch erkoren: „Thue deine Pflicht!“ — Prinz Albrecht: “Nil candidius!” — Der Spruch des Herzogs von Braunschweig lautete: “Nunquam retrorsum!” — Der des Prinzen Adalbert von Preußen: „Ohne Kampf kein Sieg!“ u. s. w. Nachdem die Ehrenbezeugungen vorüber waren, verstummte die Musik, und der Führer des ganzen Zuges, Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der seligen Königin Louise und kommandirender General des Gardecorps, ausgezeichnet durch viele glänzende Waffenthaten, mit der Devise: „Für Sie!“ im Schilde, richtete eine hochpoetische Ansprache an die Kaiserin.

Nachdem die ritterliche Schaar vorbeigezogen war, begab sich die Fürstin mit den geladenen Gästen in den großen Muschelsaal des Neuen Palais, und spendete ihnen ihren Dank, indem sie kleine Ehrengaben und sinnige Andenken unter die Ritter vertheilte. — Damit endete dieses herrliche Fest, und in der Umgebung des Neuen Palais wurde es wieder einsam und stille für lange Zeit. Erst in unseren Tagen prangen die dortigen Gärten und Anlagen wieder in herrlicher Schönheit unter der sorgsamen Pflege und Leitung der Kronprinzessin Victoria, die bald nach ihrer Vermählung das Neue Palais bezog, und es scheint, als habe das Fest der weißen Rose in jenen duftigen Gärten noch eine Nachblüthe, denn überall erblicken wir hier die lieblichen Moosrosen, die Lieblingsblumen der Kronprinzessin, die überall zarterröthend aus verborgenen Lauben und Nischen hervorschauen.

Aus Luthers Leben.

An einem Novemberabend des Jahres 1543 saß Luther mit seiner Eheliebsten Käthe und dem im jungfräulichen Alter stehenden Lenchen um den eichenen Tisch in dem von zwei Kerzen mäßig erhellten Gemach ihrer bescheidenen Amtswohnung. Der herbstliche Regen schlug prasselnd an die kleinen in Blei gefaßten Fensterscheiben; Windstöße fuhren von Zeit zu Zeit durch die entlaubten Bäume des Gartens.

Der ehrwürdige Luther erwartete an diesem Abend seine Hausfreunde, Justus Jonas, Johann Bugenhagen und Ludwig Senfl. Im trauten Vereine sollte heute wiederum die heilige Musika getrieben und fleißig gesungen werden. Denn es war Luther nach den Schülerjahren ein großer Liebhaber des geistlichen Gesanges; er pflegte desselben mit den Seinen und in Gemeinschaft gleichgesinnter Freunde, und nannte deswegen seine Wohnung scherzweise oft seine Cantorei.

Nach einander traten die Erwarteten ein, Senfl seine Gambe unter dem Arm tragend. Harfe und Laute hatte Frau Käthe bereits aufgestellt; es waren dies die viel gebrauchten Instrumente der Familie.

Laßt uns nun mit dem Abendliede: O lux beata trinitas beginnen, ordnete jetzt Luther an, nachdem die Eingetretenen sich von des Wetters Unbill erholt hatten. Lenchen trug mit ihrer hellen Stimme, unterstützt von Justus Jonas die allen geläufige Melodie, während die Mutter die zweite Stimme führte und dazu die Harfe harmonisch erklingen ließ, Luther und Bugenhagen den Baß hiezu sangen, den L. Senfl in künstlerischer Weise auf seiner Gambe begleitete.

Als der letzte Ton verklungen war, fragte

Luther: Mein Lenichen, verstehest du auch, was wir sangen? — Herzensvater, wie könnte ich das, antwortete sie erröthend; das Lateinische ist mir ja nur in etwas bekannt.

Nun denn, meine Lieben, so lasset uns auch dieses schöne Lied gleich anderen in ein gut Deutsch fassen, sprach jetzt Luther sich zu den Männern wendend, und, die Instrumente einstweilen zur Seite stellend, übertrug man die lateinische Hymne ins Deutsche, damit in solcher Fassung sie nicht nur von der Mutter und dem Lenchen, sondern auch von Jedermann wohl verstanden werde.

Es wurde das Lied nun noch einmal vorgenommen. Alle sangen, begleitet von Harfe und Gambe, denen Luther die Laute hinzufügte, bewegten Herzens:

Der du bist drei in Einigkeit,
Ein wahrer Gott von Ewigkeit,
Die Sonn' mit dem Tag' von uns weicht,
Laß scheinen uns deine göttliche Leucht;
Des Morgens, Gott, dich loben wir,
Des Abends auch beten vor dir.
Unser armes Lied rühmet dich
Jetzund, immer und ewiglich.
Gott Vater, dem sei ewig Ehr,
Gott Sohn, der ist der ein'ge Herr,
Und dem Tröster, dem heil'gen Geist
Von nun an bis in Ewigkeit.

Eine Episode aus dem Leben des Fürsten v. Bismarck.

Für Haus und Herd von Paul Pritzlaff.

Die breite Brust des deutschen Reichskanzlers ist geschmückt mit vielen Orden, welche ihm in wohlverdienter Würdigung seiner hohen Verdienste von fast allen gekrönten Häuptern der Welt gespendet wurden. Unter der langen Reihe strahlender Ehrenzeichen befindet sich auch eine Rettungs-Medaille, verliehen von König Wilhelm IV. von Preußen. Bismarck, einst von einem Diplomaten um die Bedeutung dieses Ehrenzeichens befragt, antwortete kurz und abweisend: „Excellenz, ich habe die Gewohnheit, hier und da einem armen Menschen das Leben zu retten!" Ja, ein armer Mann war es, dem v. Bismarck einst mit Aufopferung aller seiner Kraft das Leben rettete. Dies Ereigniß fand im Herbst 1846 zu Freienwalde in Pommern statt. Hier lag der junge Landwehr-Ulanen-Offizier v. Bismarck im Quartier, um die Uebungen seines Regiments mitzumachen. Eines Tages kehrte er mit seinem Burschen zur Stadt zurück. Das warme Wetter und die Strapazen des Dienstes erweckten in ihnen die Sehnsucht nach der behaglichen Wohnung. Im sausenden Galopp flogen die Pferde dahin. Als die Reiter am Staritzer See vorüber jagten, stürzte das Pferd des Burschen und warf seinen Reiter kopfüber in die nasse Tiefe. Der Mann, des Schwimmens unkundig, schien rettungslos verloren. Bismarck, zwar schweißtriefend und müde, sprang vom Pferde, warf sich todeskühn in die Fluthen, ergriff den Ertrinkenden und brachte ihn mit großer Anstrengung und eigener Lebensgefahr glücklich ans Ufer. Da es bis zur Stadt noch weit war, so mußte man noch längere Zeit in den nassen Kleidern zu Pferde bleiben. Bismarck zog sich eine langwierige Erkältung zu. Ein rheumatisches Leiden war die Folge. Aus ihm hat sich jene schmerzhafte Neuralgie entwickelt, welche die Thatkraft des Reichskanzlers lähmt und ihn von Zeit zu Zeit zwingt, die Sorge um das Wohl des deutschen Reiches andern Händen anzuvertrauen, sich aus dem öffentlichen Leben in die Stille zurückzuziehen. Alljährlich weilt der Fürst auf einige Monate im Bade zu Kissingen. Hoffen wir, daß ihm die Kur in diesem Jahre die ersehnte Gesundheit bringen wird.

Winke für Eltern und Lehrer.

„Laßt uns im Ernst sein."

Dieses waren die Worte des unsterblichen Washington, an seine Truppen gerichtet beim Ueberschreiten des Delaware, kurz vor der unvergeßlichen Schlacht bei Trenton. Lassen sich diese Worte nicht mit derselben Angemessenheit an jeden Sonntagschularbeiter über die ganze Länge und Breite unseres Landes richten? Dieses ist keine Zeit um zu schlummern und unthätig zu sein. Um für dieses wichtige Werk tüchtig zu werden, ist mancherlei nöthig, aber das Nöthigste ist geistlicher Ernst, dessen Quelle der heilige Geist ist. Wir bedürfen diesen Geist, nicht nur daß er zu uns komme, sondern uns erfülle, als eine alles durchdringende und alles besiegende Gottes-Kraft. Der Prediger bedarf sein, um besser zu predigen, der Superintendent, um die Schule besser zu leiten, der Lehrer, um besser zu unterrichten. Wir sollen stets bedenken, daß der Strom nie über seine Quelle steigt. So kann auch ein Lehrer nie mit Erfolg das lehren, was er nicht selbst erfahren hat. Als Arbeiter im geistlichen Reiche „laßt uns im Ernste sein." Steigt daher hinauf in eine reinere Atmosphäre.

Kennst du deine Schüler?

Studirst du auch den Charakter deiner Schüler? Wenn nicht, wie kannst du wissen, welches die beste Behandlungsweise ist? Was fehlt jener alten Uhr dort in der Ecke? „Sie hat das Schmieren nöthig," sagst du. Der Uhrenflicker schüttelt den Kopf und spricht: „Ich muß sie auseinander nehmen." Er entfernt Zeiger und Zifferblatt und das ganze Werk kommt heraus. „Aha! da fehlt's," spricht er, indem er ein beschädigtes Rädchen näher betrachtet. Hast du je auch so deine Schüler zerlegt? Du sagst, Wilhelm sei wunderlich und widerspenstig. Das ist es nicht, aber er kann es nicht ertragen, wenn man ihn lächerlich macht, und daß du ihn ausgelachtest, hat ihn unangenehm berührt. Du darfst ihn nicht lächerlich machen. Und 's Gretchen habe dir eine Unwahrheit gesagt, sprichst du. Es geschahe nicht absichtlich, sondern sie ist schüchtern, und als du sie in gereiztem Ton anklässtest, entschlüpfte ihrem geängstigten Herzen eine Unwahrheit, worüber sie selbst erschrack. Und weißt du auch, daß die Lita eitel ist? Wecke daher nicht den stolzen Pfau. Carl wird deinen lockenden Worten folgen, aber treiben kannst du ihn nicht einen Zoll. Und der Sonderling, der schüchterne kleine Franz ist arm und fühlt sich zurückgesetzt. Besuche ihn in seiner Heimath. Der Umgang mit Kindern ist von großer Wichtigkeit. Um sie recht zu behandeln, muß man sie recht verstehen. Mache dich vertraut mit diesen kleinen Uhrwerken, halte sie in Ordnung und im Gang.

Praktische Anwendung.

Wenn du die Wahrheiten, die du in der Sonntagschule zu lehren hast, blos dem Verstande des Kindes einprägst, so möchtest du das Lehren ebensowohl ganz unterlassen. Soll der Unterricht niemals über den Verstand des Kindes hinausgehen, so wäre es besser, er würde ganz unterbleiben. Wenn dein Streben nicht höher gestellt ist, als blos den Verstand zu erreichen, so möchtest du deine Stelle als Lehrer ebensowohl aufgeben. Du hast es in deinem Unterricht mit dem Gewissen, mit der ganzen Gemüthsbeschaffenheit und dem Willen des Kindes zu thun. Es sei denn, daß die durch dich gelehrte Wahrheit früher oder später von dem Kinde ergriffen und erfahren und in ihm zu Geist und Leben wird, sonst ist sie weggeworfen.

Es ist daher des Sonntagschullehrers heiligste Pflicht, mit der ganzen Kraft und Schärfe göttlicher Wahrheit in das Innerste der Kinderseele einzudringen. Du sollst nicht nur sein Wissen, sondern sein **Gewissen** erreichen und das Kind bestimmen sich zu **entscheiden**. Es ist eine höchst feierliche Arbeit, denn sie befaßt sich mit den höchsten und wichtigsten Thatsachen menschlichen Lebens. Es ist eine göttliche Arbeit und kann nicht ohne übernatürliche Hülfe verrichtet werden.

Unsere Sonntagschularbeit ist nur zu oft verlorene Mühe, einfach weil es dem Superintendenten und den Lehrern an tiefer Ueberzeugung und heiligem Ernst fehlt. In unsern Schulen existirt oft zu viel Tändelei, zu viel gesellschaftliche Heiterkeit, rauschende Lustbarkeit in Gesang und Gefühlsaufregung. Es fehlt zu sehr an heiliger Scheu, göttlicher Ehrfurcht, tiefer Ueberzeugung, ernster Reue, festem Glauben, gründlicher Entschlossenheit, erneuernder Kraft und erbauendem Ernst.

Lieber Sonntagschullehrer, suche mit Redlichkeit und Aufrichtigkeit deines Herzens und mit der ganzen Kraft deines Willens die Bekehrung deiner Schüler; rechte mit ihnen; gebe sie nicht auf; bete für sie; überzeuge sie von deinem tiefen Ernst in dieser so wichtigen Sache. Zu viel fehlt es oft dem Sonntagschullehrer selbst an tiefer ernster Frömmigkeit. Beherzigt, o Lehrer, euren hohen und herrlichen Beruf! Durch Fleiß und Treue könnt ihr in der Hand Gottes das Werkzeug sein, diesen oder jenen zur Seligkeit zu führen. Sucht bei jeder Lektion einige wichtige Wahrheiten tief und bleibend in's Herz einzusenken. Aber vor einem Extrem laßt euch warnen. Peinigt eure Schüler nicht mit stereotypen und endlosen Ermahnungen, denn diese bringen mehr Schaden als Nutzen. Ich beobachtete schon, wie Kindern, unter Aufsicht solcher Lehrer die Sonntagschule zur peinlichen Gefangenschaft wurde.

Stumpfheit im Lernen ist auch Stumpfheit im Lehren.

Es ist eine gefällige Täuschung, anzunehmen, daß ein schwerfälliger Schüler zufolge seiner einstigen Stumpfheit ein besserer Lehrer wird. Ein stumpfer Schüler mag in Wirklichkeit ein ziemlich guter Lehrer werden. Laßt uns, die wir einstens schwerfällige Schüler waren und jetzt Lehrer sein müssen, ob gute oder schlechte, dessen uns freuen. Und sind wir gute Lehrer, so werden wir es sein, ungeachtet wir früher stumpfe Schüler waren, und nicht in Folge dessen.

Es wird behauptet, daß ein schwerfälliger Schüler, wenn er Lehrer wird, aus Erfahrung die Schwierigkeit im Lernen kennt. Es scheint so, und es läge hierin gewiß eine große Wahrheit, wenn man überzeugt sein dürfte, daß die Schwierigkeiten, denen man zu begegnen hat, immer bei allen Schülern dieselben wären. Aber die Thatsache ist, daß jeder Schüler seine besonderen Schwierigkeiten hat. Dieses wenigstens ist in großem Maße der Fall. Und was erforderlich ist, ist ein Lehrer, der von Natur und

durch Uebung die Gabe besitzt, leicht und schnell das Hinderniß zu finden, welches dem Schüler im Wege liegt, sei es nun ein Hinderniß, das einstens ihm selbst Schwierigkeit bereitete oder nicht. Dieselbe Aufgewecktheit, die zum Lernen befähigt, befähigt auch zum Lehren. Die Superintendenten sollten sich immer bemühen, die fähigsten und aufgewecktesten Personen für das Lehramt zu sichern, mit der Voraussetzung, daß andere nöthige Qualifikationen nicht fehlen.

Eine der wesentlichsten Fähigkeiten eines guten Lehrers ist die Gabe, eines Schülers Hindernisse zu verstehen. Und diese Gabe ist mit größerer Sicherheit in einer Person zu finden, die in ihrer Jugend ein aufgeweckter Schüler war.

Des Sonntagschullehrers hoher Beruf.

Theure Lehrer, ihr steht an den Bergabhängen, wo die kleinen Bächlein entspringen und wie leicht könnt ihr ihren Lauf bestimmen. Das Bächlein, welches seinen Lauf in einen Sumpf gefunden hat und in demselben sich verliert, hätte leicht in eine andere Richtung in einen brauchbaren Strom können geleitet werden. Wie leicht könnt ihr durch Treue und Thätigkeit das junge Leben des Schülers, das sich zur Sünde neigt, zum Guten lenken und einen nützlichen Menschen aus ihm machen, welcher der Menschheit zum Nutzen und Gott zur Ehre gereicht. Beherzigt euren hohen Beruf und lernt die Mittel hoch schätzen, durch welche ihr die launischen Gemüther als irrende Bächlein in die rechte Strömung zu lenken vermögt. Es sei euer ernster Entschluß, in Zukunft mehr zu thun als je.

Wie es kam, daß ich ein Doktor wurde.

Von Dr. R. S.

Wenn ich zurückdenke an die ersten Eindrücke, welche meinem Leben seine Richtung, seine theuersten Ansichten und Grundsätze einprägten, so steigt vor mir das Bild einer lieben, leidenden Frau — meiner Mutter — auf, und tausendfach danke ich ihr noch heut, wie sie so früh die kleinen Kinderhände mich falten lehrte, so früh, daß ich nicht weiß, wann es zum ersten Male geschehen. Und wie sie so jung mir schon die Gewißheit geweckt, daß Gott allzeit mein Bitten höre und — wo seine ewige Weisheit es gestatte — auch erhöre, so sprach der Herr selbst sein „Ja" und „Amen" zu dieser inneren Gewißheit, so daß ich es nimmer vergessen, nimmer dem traurigen Zweifel anheimfallen konnte, der heut tausende von Herzen irre werden läßt.

Die sonnige Kinderzeit mit ihren fröhlichen Spielen in Garten und Wiesen sollte mir früh getrübt werden. Ich war erst im vierten Jahre, als meine über alles geliebte Mutter erkrankte, um Jahre, sorgenschwere Jahre hindurch an ihr Krankenbett gefesselt zu sein. Als die Leiden meiner guten Mutter gar nicht enden wollten; als jeder neue Arzt seines Vorgängers Medizin wohl zum Fenster hinaus zu werfen, aber nicht mehr als jener zu helfen verstand, da hörte ich wohl dann und wann davon flüstern, wenn meine liebe Mutter sterbe, so müßte mein Vater der vielen Kinder wegen schon wieder heirathen, und bei einer Stiefmutter werde wohl alles anders werden. Welch' ein Grauen beschlich mich bei dem Wort! Waren nicht alle Stiefmütter, von denen die Märchen erzählen, entsetzliche boshafte Geschöpfe? Bestätigten nicht die Bemerkungen der Menschen die Wahrheit dieser Annahme? Nein, meine einzige, sanfte, fromme Mutter durfte uns nicht verlassen, um uns solch' einer verhaßten Stiefmutter zu überlassen! Wie rang ich laut im Gebet zu Gott um ihr theures Leben, und fester und fester wurde in mir die Ueberzeugung, daß mein Vater im Himmel mein heißes Bitten erfüllen müßte. Nichts machte mich irre an diesem festen Glauben, nicht das immer elendere Aussehen der geliebten Kranken, als ihre Leiden sich schon in's dritte Jahr hinein ausdehnten; nicht das bedauernde Kopfschütteln der besuchenden Freunde, wenn sie stumm, ohne ein Wort von Hoffnung aus dem Hause schlichen. In besonders schweren Stunden tröstete ich die liebe Leidende wohl schon damals mit der Aussicht: wenn ich nur erst groß sei, dann würde ich Arzt und klüger als diese alle — dann machte ich sie gesund. Traurig lächelnd schüttelte sie dann wohl den Kopf und sagte: „Dazu gehört viel Geld, mein Kind, und wir sind nur arme Leute." Damit hatte sie freilich Recht, denn wir bewohnten ein Bauernhaus, und Aecker und Wiesen ringsumher waren nicht unser Eigenthum, sondern nur gepachtet.

Aber ihr Einwurf schüchterte mich nicht im Geringsten ein. Hatte sie selbst mich nicht früh den reichen Herrn kennen gelehrt, der auf unsere Bitten auch die Mittel bereit hatte, uns zu helfen. Nein, damals schon stand es bei mir: ein Doktor müßte ich werden, und nicht ruhen noch rasten wollte ich, bis ich der Theuersten, die die Erde für mich trug, Kräfte und Gesundheit errungen hatte.

Indessen schienen alle meine heißen Wünsche und Gebete nicht helfen zu wollen, und es kam ein unvergeßlich — trüber Tag, an dem sie mich

nicht mehr zu hören schien, als ich laut an ihrem Schmerzenslager zu Gott um Hilfe flehte. Das Zimmer füllte sich mit leise tretenden, flüsternden Menschen. „Höre auf zu beten," sagte mein Vater ernst, „deine arme Mutter liegt im Sterben." „Das ist nicht möglich," schrie ich laut— „hilf, Herr Jesus, hilf." — Da weinte alles laut um mich her — „Sie ist ja schon todt, höre auf" — und alle klagten, ich allein betete weiter. Entsetzlich klang mir des trauernden Vaters Gebot in's Ohr an einen anwesenden jungen Vetter, er möge vom Boden Stroh holen zu einer Streu für die Todte. Drohend stellte ich mich dem Vetter in der Thür entgegen, drohend hielt ich ihm meine kleinen Fäuste entgegen — „daß du nicht Stroh holst, meine Mutter ist nimmer todt, und sie soll in ihrem Bett bleiben."

Ungeduldig winkte mein Vater meiner älteren Schwester, die mich gewaltsam hinausführte ein Stück vom Hause entfernt. Ich kämpfte einen verzweifelten Kampf um meine Freiheit, aber dabei rief ich immer laut zu Gott dem Allmächtigen, er möge — wie er einst Lazarus wieder lebendig gemacht, auch hier helfen und uns armen Kindern die Mutter erhalten. „Da hätte der liebe Gott viel zu thun," sagte achselzuckend eine Nachbarin, „wenn er auf solch' einen kleinen dummen Jungen hören wollte."

O, wie mich das ergrimmte! „Ich will zu ihr, zu meiner Mutter," rief ich, mich gewaltsam der fesselnden Hand meiner Schwester entreißend. Ich stürzte dem Hause zu — und wenn mein Vater, der eben in der Hausthür erschien, mich todtschlug, ich hatte nichts dagegen, unter der Voraussetzung, daß ich nur bei meiner Mutter ruhen durfte.

Aber mein Vater strafte mich keineswegs, als ich zu ihm kam; er rief auch die Schwester, nahm uns an der Hand und führte uns in's Krankenzimmer. Es war eine längere Zeit vergangen, seit mich die Schwester fortgeführt. Niemand weinte mehr, selbst des strengen Vaters Auge blickte mild. Man winkte uns, recht leise zu gehen—dann flüsterte eine unvergeßliche Stimme mir zu: „Die Mutter lebt, es war nur ein langer Starrkrampf, der sie todt scheinen ließ." Wunderselige Stunde! Ihr Andenken hat mein ganzes Leben hindurch gewirkt und mich gemahnt, daß, was den Menschen unmöglich scheint, es doch bei Gott nicht ist. Noch lange, sechsundzwanzig Jahre lebte die theure Mutter mit uns, nachdem sie in demselben Jahre ihr langes Krankenbett verlassen hatte. Von diesen ersten Erhörungen meiner Kindergebete an, die mir einen mächtigen Eindruck machten, zweifelte ich nicht mehr, daß des Herrn Hand über mir sei, und wunderbar genug sollte meine Lebenserfahrung meine Zuversicht bestätigen.

Je größer ich wurde, um so größer wurde auch mein Wunsch, einst Doktor zu werden. Von dem Krankenbett der Mutter eilten meine Gedanken bald wieder in die Hütten der Armen. Wie viel kostete uns die jahrelange Krankheit — wie schön mußte es sein, dermaleinst die Armen gesund machen zu dürfen, ohne ihnen solche Geldopfer aufzuerlegen. Mit stiller Begeisterung begleitete diese Aussicht mich durch die Schuljahre, und als ich nach der Dorfschule das Gymnasium der nächstgelegenen Stadt absolvirt hatte — da begannen die glorreichen Kriegsjahre 1813 und 14. Wie gern ich auch mitgezogen wäre nach Frankreich, man fand mich zu jung und zu schwächlich, die Mittel zum Studiren fehlten, und mit betrübtem Herzen bereitete ich mich, in mein Heimathsdörfchen zurückzukehren.

Da fragte mich Dr. G., der an der Spitze eines Lazareths in Sachsen stand, ob ich bei ihm mich wollte zum ärztlichen Beruf anlernen lassen, zugleich ausübend das, was ich eben lernte. Wer war glücklicher als ich, denn außer der militärärztlichen Kleidung erhielt ich einen kleinen Gehalt. Leider machte der Friedensschluß dieser Freude bald ein Ende. Ich und meine jungen Kollegen erhielten Ordre, nach Berlin zu kommen, wo wir feierlichst entlassen werden sollten mit der Erlaubniß, noch drei Tage länger dort zu bleiben, dann aber unsern Militärrock abzulegen und in die Heimath zu reisen. Die meisten meiner Kollegen kehrten fröhlich gleich den ersten Tag zu den Ihrigen heim. Nicht so ich. Für mich hieß die Heimkehr Abschied von einem mir so ersehnten Lebensberuf; wußte ich es doch nur zu gut, daß meine Eltern für mich nicht die Studienjahre bezahlen konnten, die nothwendigerweise meiner Promotion vorausgehen mußten. Trüben Herzens schritt ich wieder und wieder durch die Straßen der mir fremden Residenz, vergebens suchte ich in meinem Gedächtniß nach irgend einem bekannten Namen, nach irgend einem Menschen, der mir rathen oder helfen konnte. Nach Haus und ein Bauer werden — so stand unerbittlich mein Geschick vor mir. Zum letzten Mal wanderte ich die Linden hinab — all' die vielen Fenster der zahllosen Häuser sahen auf mich hernieder, wie eben so viele fremde gleichgültige Augen. Da — sah ich recht? grüßte aus einem geöffneten Fenster eines gegenüberliegenden Hauses mich ein bekanntes Menschenangesicht. Es war ein Mann aus unserem Dörfchen, ein lieber alter Freund meiner Mutter.

Ich weiß nicht, wie lange ich tief versunken in Gedanken auf der Straße stehen blieb. Da legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter. „Junger Freund, sind Sie noch immer hier?" klang es in mein erstauntes Ohr und derselbe Dr. G., der mich für das Lazareth einst geworben, stand vor mir. Er war mir ja immer ein freundlicher Gönner gewesen — so klagte ich ihm

offen mein Leid, daß mir die Mittel fehlten zum ärztlichen Studium, und ich nun morgen für immer in mein Dorf zurück müsse. „Vielleicht giebt es noch einen Ausweg" — tröstete er, indem er mich mit sich führte. „Es giebt hier in Berlin die „Pepiniere", welche auf Staatskosten die jungen Aerzte erzieht unter der Bedingung, daß dieselben später eine gewisse Reihe von Jahren dem Staat als Militärärzte dienen. Ich kenne den Generalarzt, welcher über die Aufnahme zu bestimmen hat, und wenn ich Ihnen auch keine unnützen Hoffnungen erwecken möchte, da der Andrang zu dieser Anstalt sehr groß ist, so dürften Sie doch bei einer späteren Vacanz bedacht werden. Holen Sie sich heut Nachmittag von mir einen Brief an den Generalarzt und versuchen Sie Ihr Heil!"

Mit welchem Dank schied ich von dem lieben Manne, mit welch' froher Hoffnung — denn die Jugend hofft so leicht und gern! — holte ich mir den verheißenen Brief. In dem Vorzimmer des Generalarztes standen viele Menschen. Uniformen und ordengeschmückte Männer warteten auf Einlaß. Schüchtern, wie ich war, stellte ich mich mit meinem Brief in der Hand an die Eingangsthür und machte mich mit dem Gedanken vertraut, daß ich in dieser glänzenden und zahlreichen Gesellschaft wohl nicht erwarten dürfte, heut noch vorgelassen zu werden.

Da öffnete sich die Thür des Sprechzimmers, und der Generalarzt begleitete irgend einen hohen Militär bis zur Ausgangsthür, an der ich mit meinem Briefe stand.

„Was haben Sie da?" fragte er mich zurückkehrend, und ich reichte ihm den Brief. Nach wenigen Minuten wurde ich zu ihm gerufen. Er hatte den Brief gelesen und bedauerte, mich nicht sofort in die „Pepiniere" aufnehmen zu können. Wohl aber schlug er mir vor, einstweilen in eine andere medizinische Vorbereitungsschule einzutreten, von wo aus mir die erste Vakanz in der „Pepiniere" sollte gesichert werden. Voll Dank nahm ich mein unerwartetes Glück an.

„Glück" nannten es die Leute, fabelhaftes Glück; mir war es mehr, weit mehr. Aber noch fehlte eins zum Doktor. Als meine Studienzeit zu Ende war, sollte ich mein großes Staatsexamen machen, und dazu gehörten 300 Thaler, ich reiste also zu meinen Eltern ehe ich mich meldete, und fragte sie, ob sie im Stande seien, eine so große Summe für mich bereit zu halten, die ich gern später zurückzahlen wollte, und sie sagten mir, ich dürfe mich ruhig melden, das nöthige Geld solle von ihnen und ihren Freunden beschafft werden.

Frohen Herzens reiste ich zurück, und als ich promoviren sollte, schrieb ich den Eltern, nun möchten sie mir das Geld schicken. Aber ich erhielt keine Antwort. Meine Unruhe wuchs von Tag zu Tag — ich schrieb noch einmal — angstvoll lag ich im Fenster zur Zeit, wo der Briefbote kommen sollte — immer vergebens. Ich bat und flehte zu Gott in meiner großen Angst, daß jetzt noch mein Lieblingswunsch scheitern sollte. Aber dieses Mal kam keine Erhörung, kein Brief, kein Geld.

Da blieb mir denn schließlich nichts weiter übrig, als mich in den grausamen Gedanken zu finden, daß ich eben meinem Lebensberuf entsagen müsse; es war vielleicht dieser heiße Wunsch der Isaak, dessen Opferung Gott von mir forderte, weil er bis dahin mich mit so viel Gnade gesegnet hatte. Trüben Herzens schrieb ich an meinen hochverehrten Generalarzt, ich müsse um meine Entlassung aus dem ärztlichen Militärdienst bitten, da meine Mittel unbegreiflicherweise ausgeblieben.

Ich miethete mir ein kleines, möglichst hochgelegenes Stübchen, damit meine Existenzmittel nicht allzuschnell zu Ende gingen, und suchte mich mit der freudlosen Zukunft vertraut zu machen.

So war ein besonders banger Nachmittag gekommen. Obgleich ich nicht mehr auf Antwort von den Eltern rechnen konnte, immer wieder stahl mit fieberhafter Unruhe sich eine letzte Hoffnung mir in's Herz, wenn die Zeit kam, wo der Briefbote meine Straße abging. So lag ich an jenem traurigen Nachmittag auch im Fenster, und schon von ferne hielt der Briefträger einen Brief empor. Klopfenden Herzens stürzte ich ihm entgegen — ach, es war nicht die Handschrift der geliebten Eltern, es waren die Schriftzüge meines Generalarztes, die dieser Brief trug, und weit weg schleuderte ich ihn von mir, denn er enthielt ja die gewünschte Entlassung. Ich konnte mich nicht entschließen, die Worte, die meine Entlassung unterschrieben, sofort zu lesen. Ein ganz verzweifelter Gedanke kam mir. In den Kriegszeiten — so hatte ich von Vielen gehört — verbargen Manche ihr Eigenthum an Orte, wo man Geld für gewöhnlich nicht sucht; vielleicht, wenn ich genau die Möbel und Ecken dieses unscheinbaren Gemaches durchsuchte, fand ich, was ich brauchte — ich wollte es ja nur borgen — heilig gelobte ich meinem Gott, sollte ich auf diese Weise die Mittel finden, die mir fehlten, so sollten meine ersten Einnahmen zur Rückzahlung bestimmt sein. Und nun ging es an ein Suchen und Klopfen, daß die alten Möbel sich nicht wenig werden gewundert haben. Im Schreibsekretär entdeckte ich sogar ein geheimes Fach, was lange all' meinen Anstrengungen, es zu öffnen, spottete, endlich wich es einigen Hammerschlägen, um mir leere Couverts und vergilbte Briefe zu zeigen. Enttäuscht und beschämt ruhte ich endlich von der Arbeit. Ich Thor wollte auf menschliche Weise mir Hilfe schaffen, aber:

„Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.“

Endlich flehte ich um Geduld und Ergebung in mein Geschick und griff dann etwas muthiger nach dem Brief, der mein Schicksal entscheiden sollte. Was aber erblickten meine Augen! Der edle Generalarzt schrieb mir, der Mangel an den paar hundert Thalern solle mir kein Hinderniß auf meinem Berufswege werden; er stelle sie mir mit der eingeschlossenen Anweisung auf seinen Banquier zur Verfügung, möge ich sie abzahlen wie ich könnte.

So groß und so gründlich hatte im Augenblick der höchsten Noth Gott wieder geholfen, daß mir stille Dankesthränen die Augen netzten.

Erst lange Zeit später hörte ich den Grund, weshalb von meinen Eltern das verheißene Geld nicht eingetroffen. In jenen Zeiten, wo die Postverbindungen noch keineswegs so geordnet waren wie heute, hatte ein mich beneidender Bursche unseres Dorfes meine beiden Briefe, die man ihm zur Mitnahme auf der nächsten Post gegeben, einfach unterschlagen und meine Eltern ahnten nicht, in welch' trauriger Lage ich mich befand.

So war ich nun wirklich Doktor, wie es der kleine Bube im Bauernhaus einst geträumt, dem man nur die Unmöglichkeit für die Erfüllung seines Wunsches entgegen hielt, und hatte sogar die Erlaubniß, dasjenige Regiment zu nennen, zu dem ich am liebsten versetzt sein möchte. Ich wählte ein Cavallerie-Regiment, aber man bedeutete mich zugleich, daß ich mir keine Hoffnung machen möchte, einen so vielbegehrten Platz zu erhalten, und daß die Antwort mich vermuthlich einem Infanterie-Regiment zuordnen werde.

Da träumte ich einst einen seltsamen lebhaften Traum — einen jener Träume, die man sich schlechterdings nicht erklären kann. Ich kam mit der Post in eine fremde Stadt, stieg am Marktplatz aus, sah die Häuser, einige mit Bäumen vor der Thür, in solcher Deutlichkeit, daß ich sie auch wachend noch alle einzeln unterschied. Eine Menge fremder Leute kamen mir grüßend entgegen, reichten mir die Hand und geleiteten mich zu einem dieser Häuser. Als ich bald darauf wider alles Erwarten eine Anstellung bei einem Ulanen-Regiment erhielt und in die mir völlig fremde Stadt einfuhr, da stand vor mir der Marktplatz aus meinem Traum und das Haus, das ich fortan mein eigenes nennen sollte, und was mir also im Traum gezeigt war, wie einst Mosen das verheißene Land.

Wenn ich zuweilen einem engen Freundeskreis meinen Lebenslauf erzählte, so antwortete man mir wohl: viel Glück, in der That viel Glück! Mir war es aber mehr, viel mehr. Mir war es Gottes wunderbare Führung, die mich geleitet; mir war es der Gebetsiegen der frommen Mutter, der mir das Haus gebaut; und mit unaussprechlicher Seligkeit verklärte diese Ueberzeugung mein langes Leben, denn achtzig volle Jahre bleichen meinen Scheitel. Und wenn Gott mir bis zu dieser Stunde die Kräfte ließ, Tag und Nacht meinem Beruf nachzugehen; wenn er mir manche zweifelhafte Kur mit Erfolg segnete; wenn er dem Greis die Wahrheit dessen schmecken läßt, was der Knabe einst vorahnend als Freude empfand: daß es köstlich ist, dem Armen Linderung seiner Schmerzen bringen zu dürfen umsonst, wie ich es umsonst empfangen, dann habe ich wohl allen Schwarzsehern der Gegenwart zum Trotz für so viel Freuden in meinem langen Leben zu danken, daß sie auch das reichlich erfahrene Leid nicht auszulöschen vermag.

Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen. Er wird die Kinder Levi reinigen und läutern wie Gold [illegible] Silber.

Die zwölfjährige Marie war ein Kind, in dessen Herzen der Geist Gottes seine Arbeit begonnen hatte. Manch' herrliche Geheimnisse des schlichten Gotteswortes, den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen, enthüllten sich der nach Wahrheit suchenden Kinderseele. Einst las sie das prophetische Verheißungswort: Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen &c. Den allgemeinen Sinn dieses Gotteswortes verstand sie, denn sie wußte, Leiden sollen die Kinder Gottes prüfen und bewähren. Aber eines blieb ihr unklar, weshalb es nämlich heiße: Er wird „sitzen“.

Sie ging zur Mutter und fragte: „Warum heißt es: Er wird sitzen und schmelzen die Kinder Levi? Wir stehen doch immer, wenn wir kochen.“ — Die Mutter wies sie zum Vater, aber auch dieser konnte seinem Kinde die genügende Auskunft nicht geben, machte es aber nicht wie gar viele Väter, denen die berechtigten Fragen

ihrer Kinder unbequem sind, und die, um sich selbst ja keine Blößen zu geben, ihnen ausweichende Antworten ertheilen, oder ungeduldig ihnen Schweigen gebieten. „Mein Kind," sprach er, „zwar ist auch mir der Sinn dieses Gotteswortes nicht ganz klar, aber unser Nachbar, der Goldschmied, ist in Gottes Wort und Wegen erfahren, versteht auch sein Handwerk so gut, daß er wissen wird, wie es sich mit dem Schmelzen der edeln Metalle verhält."

Marie eilte zu dem würdigen Alten, wurde freundlich begrüßt und brachte zum dritten Mal ihre Frage vor. Sie war zur guten Stunde gekommen, denn grade war der Goldschmied im Begriff, einen Tiegel mit Silber auf's Schmelzfeuer zu bringen. „Setze dich zu mir," sprach er, „ich muß mich auch dabei setzen; nun schaue aufmerksam in die schmelzende Masse hinein. Nach einiger Zeit kommt ein Augenblick, da nehme ich rasch den Tiegel hinweg."

Marie setzte sich neben den freundlichen Alten und blickte unverwandt in das schmelzende Metall. Das Silber bewegte sich unruhig und trübe, und war wie mit einer matten, glanzlosen Haut überzogen. Plötzlich aber schien diese Haut sich zu theilen und nach allen Seiten wegzuziehen. Die Masse ward ruhig und funkelte im schönsten Glanze, so daß des Greises und des Kindes Gesicht sich darin abspiegelten. Aber nur einen Augenblick, denn rasch nahm gerade jetzt der Goldschmied den Tiegel vom Feuer.

„Sieh', Marie," sprach er, „das nennen wir den Silberblick; den pflegen wir Goldschmiede sitzend abzuwarten. Sobald er erscheint, muß das Silber vom Feuer genommen werden, sonst wird es wieder trübe, und spiegelt nie so klar mehr des Menschen Bild wieder. So wie wir Goldschmiede uns nun beim Schmelzen setzen, um diesen Augenblick recht genau erspähen zu können, so setzt der große Goldschmied im Himmel, wenn er uns mit scheinbar harter Hand durch Leiden schmelzen und läutern will, sich auch gleichsam in Ruhe nieder, und wartet sorgfältig auf den Augenblick, da sich bei dem Menschen, welcher ihm in Wahrheit so werthvoll ist wie kostbares Silber, das unruhige Wogen und Sträuben in der Gluth der Trübsal legt, da stiller, seliger Friede einzieht, und er selber, Gott der Herr, sein Bild in des Menschen Herzen wiedererblickt, wie wir unser Angesicht im glänzenden Silber sahen — sein Bild, das er ihm anerschaffen hat. Dann aber ist die Stunde der Leiden vorüber, die Stunde der Hülfe gekommen, und rasch nimmt der Herr die Seinen aus dem Feuer der Anfechtung hinweg. Darum heißt es: „Er wird sitzen und schmelzen."

Die Lebenserfahrung zum ganzen Verständniß dieser Gotteswahrheit fehlte dem Kinde noch, aber in seinem Angesicht leuchtete etwas von dem Zeugniß des heiligen Geistes, der seinen Geist für die Wahrheit des göttlichen Wortes öffnete. Dankbar und froh verließ Marie den Alten und eilte zu Vater und Mutter, die sich nicht schämten, aus ihres Kindes Mund sich das Verständniß der Schrift öffnen zu lassen.

(Nachbar.)

Die Etiketten- und Titelfrage im ersten amerikanischen Bundes-Senat.

Der erste Kongreß trat bekanntlich in New York zusammen. Der Senat zählte 22 Mitglieder, und 11 derselben hatten der Konstitutions-Konvention angehört. Ihrer politischen Stellung nach waren sie Föderalisten, d. h. Vertheidiger einer möglichst starken Centralgewalt, und Partikularisten, oder auch „strenge Republikaner", welche den einzelnen Staaten ein möglichst großes Maß von Machtvollkommenheit zu erhalten wünschten, und mit oft lächerlichem Mißtrauen auf alle nur im Entferntesten auf Centralisation gerichteten politischen Bestrebungen blickten. Zu den Führern jener gehörten John Adams, Hamilton u. s. w.; an der Spitze dieser stand Jefferson. Auch der pennsylvanische Senator Maclay, der Verfasser unserer Berichte, war letzteren beizuzählen. Ein Patriot aus der alten Schule, ein Geistesverwandter Patrick Henry's und Samuel Adams', betrachtete er die Centralisationsbestrebungen der neuen Konstitution mit einigem Mißtrauen, und hielt es für geboten, daß die Ausübung der der General-Regierung verliehenen großen Macht wenigstens sorgfältig überwacht werde. Er war ein Mann von echt republikanischen Eigenschaften, der da glaubte, daß die dreizehn Kolonien sich des steifen Ceremonienkrams des britischen Königthums nicht entledigt, um eine eigene Monarchie aufzurichten, und eine wahre Furcht flößten ihm die Bemühungen einiger der föderalistischen Leiter ein, europäische Sitten und Hofgebräuche auch in der jungen Republik heimisch zu machen. Was man in dieser Beziehung William Maclay und seinen Gesinnungsgenossen zu danken hat, und eine wie verhängnißvolle Wendung die Dinge hätten nehmen mögen, wenn die Pläne

der Föderalisten die Oberhand behielten, muß heute wohl Jedem einleuchten, der die Berichte des pennsylvanischen Senators mit Aufmerksamkeit studirt.

Am 23. April 1789 war Washington in New York angekommen, und sofort eröffnete der eben zusammengetretene Kongreß seine legislative Thätigkeit. Man hätte wohl annehmen sollen, daß der Senat Wichtigeres zu erledigen gehabt, als sich sofort in eine lebhafte Erörterung der dem Präsidenten und den höchsten Bundesbeamten zu verleihenden Titel zu stürzen; allein faktisch war dies der erste Berathungsgegenstand, der den Senat vom genannten Tage bis zum 14. Mai ganz ausschließlich beschäftigte. Kaum hatte John Adams, der Vicepräsident, den Vorsitz des Senats übernommen und eine sehr würdevolle Eröffnungsrede vom Stapel gelassen, als man ein Komite einsetzte zur Erwägung eines Vorschlags für Regelung des Geschäftsverkehrs zwischen beiden Häusern, der es auf nichts Geringeres abgesehen hatte, als den Senat mit der ganzen feudalistischen Herrlichkeit des britischen Oberhauses zu umkleiden, dem Repräsentantenhause aber die demüthige Stellung der englischen Gemeinen in früheren Jahrhunderten anzuweisen. Eine Mittheilung des Senats an das Haus sollte einfach durch den Sekretär übermittelt, jede Mittheilung des Hauses an den Senat aber durch zwei seiner Mitglieder persönlich nach dem Senats-Lokal gebracht werden, wo sie sich vor den Schranken allerseits tief zu verbeugen und bis zum Sitze des Präsidenten vorzuschreiten hätten, dem sie dann, unter abermaligen devotesten Verbeugungen, die Schriftstücke einzuhändigen, worauf sie in gleicher Weise den Rückzug anzutreten, sich an den Schranken nochmals mit gehorsamsten Bücklingen verabschiedend. Als dieser Vorschlag zur Kenntniß des Hauses gelangte, brach dasselbe in lautes Gelächter aus. Dieses respektwidrige Gelächter scheint die gravitätischen Herren vom Senat dergestalt aus der Fassung gebracht zu haben, daß besagter Vorschlag im Komite stecken blieb. Noch eine andere schwierige Frage machte dem Senatspräsidenten sofort viel Kopfzerbrechen. Er mußte in fast täglichen schriftlichen Verkehr mit dem Sprecher des Hauses treten, wußte aber nicht, wie er ihn tituliren sollte. In seiner Verlegenheit fragte er das Haus selber um Rath. Dem Hause aber schien diese Titulatur-Frage sehr gleichgiltig; es gab keine Antwort. Der Senats-Präsident wiederholte seine Frage und beantragte, dem Sprecher das Prädikat „Achtbar" zu ertheilen; aber das Haus lehnte den Antrag ab.

In der Sitzung des 25. April beschäftigte sich der Senat ausschließlich mit dem Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Einweihung Präsident Washingtons. Und siehe da, Mr. Adams fand sich in neuer Verlegenheit. „Meine Herren," redete er den Senat an, „ich weiß nicht, ob die Urheber unserer Konstitution die zwei Könige von Sparta, oder die zwei Konsuln von Rom im Auge gehabt hatten, indem sie die zwei Aemter des Präsidenten und Vicepräsidenten schufen, und dem einen alle Macht verliehen, den andern aber zu einem bloßen Schaustück machten. Meine Stellung ist eine sehr schwierige. Ich bin ein zweitheiliges Wesen im Sein und im Können. Als Vicepräsident bin ich Nichts, und mag doch möglicherweise Alles werden. Aber nebenbei bin ich auch Präsident des Senats. Wenn nun der Präsident die Senatskammer betritt, was soll ich dann sein?" Tiefes Schweigen herrschte im Senat. Man sah sich verwundert an, und Niemand wußte die Frage des Präsidenten zu beantworten. Endlich griff Elsworth, Senator von Connecticut und gleichfalls Mitglied der Konstitutions-Konvention, nach dem auf dem Tische liegenden Exemplar der Konstitution und blätterte darin eine Weile hin und her. „Herr Präsident," begann er endlich in derselben gravitätischen Weise, „ich habe die Konstitution nachgeschlagen, und da finde ich denn — es unterliegt gar keinem Zweifel, Herr Präsident —, wo irgend der Senat sich befindet, Herr Präsident, da ist auch Ihr Platz — weiter aber — weiter weiß ich in dieser Sache wirklich keine Auskunft zu ertheilen."

Die Inauguration Präsident Washington's erfolgte am 30. April. Als sich der Senat versammelte, war sein Präsident mit einer neuen Etikettenfrage bei der Hand. Er wünschte zu wissen, ob der Senat die zu erwartende Anrede des Präsidenten stehend oder sitzend anhören solle. Abermaliges bedenkliches Sinnen und Kopfschütteln. Senator Lee brachte seine genauen Kenntnisse der parlamentarischen Verhältnisse Englands an den Mann. Die Lords pflegten der Thronrede des Königs sitzend zuzuhören, während die Gemeinen stehen müßten. Senator Izard erwies sich in diesem Kapitel gleich bewandert, und erläuterte die Angabe seines Kollegen Lee dahin, daß die Gemeinen, wenn sie zur Parlamentseröffnung nach dem Hause der Lords beschieden werden, [illegible]n stehen müßten, weil keine Sitze für sie vor[illegible]nden seien. Präsident Adams brüstete sich, er habe den Parlamentseröffnungen sehr häufig beigewohnt, aber das Gedränge der Damen sei immer so groß gewesen, daß er keinen rechten Ueberblick zu gewinnen vermocht. Senator Carrol meinte, das gehöre Alles nicht zur Sache. Es sei ganz gleichgiltig, was man in England thue; hier befinde man sich in Amerika und thue was man wolle. Diese wichtigen Verhandlungen wurden durch die Anzeige unterbrochen, daß das Haus bereit sei, sich mit dem Senat zu vereinigen. Als die

Inaugurations-Ceremonien begannen, benahm sich selbst der gewiegte Mr. Adams etwas linkisch. Nicht minder verlegen war Washington selber während des Vortrages seiner Adresse. Er zitterte, stockte häufig, als ob er sein Manuskript nicht zu lesen vermöchte, und ließ die Rechte häufig durch die Luft sausen, als ob er sich im dichtesten Schlachtgetümmel befinde. Der Eindruck, den er bei dieser Gelegenheit auf Mr. Maclay gemacht, schien kein sehr günstiger gewesen zu sein.

Als Tags darauf in der Senatssitzung das Protokoll der Inaugurationsfeierlichkeiten verlesen wurde, hatte der Clerk auf Anweisung des Senatspräsidenten, die Adresse des Präsidenten als „allergnädigste Rede" ("His most gracious speech") bezeichnet. Maclay ließ den Blick über die Mienen seiner Kollegen schweifen und fand, daß sie alle andächtig zuzuhören schienen und an der betreffenden Bezeichnung keinen Anstoß nahmen. Er aber hielt es für seine Pflicht, gegen diesen Anklang an die Colonialzeiten Protest einzulegen und zu beantragen, den betreffenden Ausdruck zu streichen und einfach von der Rede des Präsidenten zu sprechen. Präsident Adams konnte nicht begreifen, daß man sich an einer Form stoße, die so lange im Schwung gewesen und an eine Regierung erinnere, unter der sich das Volk lange Jahre doch sehr wohl befunden. Mr. Maclay machte den Präsidenten darauf aufmerksam, daß dies einstmals allerdings der Fall gewesen, daß aber im Lauf der letzten Jahrzehnte eine erfolgreiche Revolution gegen diese Regierung, die sich allmälig zu einer drückenden gestaltet, stattgefunden, und daß das Volk jetzt selbst die an das ehemalige monarchische Regime erinnernden Formen verabscheue. Nach längerer Debatte gab der Senat „stillschweigend" seine Zustimmung dazu, daß die Worte "most gracious" gestrichen wurden.

Eine der ersten Fragen, mit denen sich der Senat beschäftigte, war die, mit welchen Schranken der Etikette man den Präsidenten umgeben solle, ob es passend sein würde, einem Jeden freien Zutritt zu ihm zu gestatten, oder ob es rathsam erscheine, ihn durch gewisse Vorschriften der Etikette von seinen Mitbürgern zu trennen. Senator Hamilton erklärte sich in einem ausführlichen Memorandum für Letzteres. Die Frage wurde vorläufig nicht in offener Sitzung verhandelt, sondern Präsident Adams fand es angemessener, die Senatoren und Kongreßmitglieder privatim darüber ausholen zu lassen. Wäre die Presse bereits eine Macht im Staate gewesen und hätte man vor hundert Jahren den „Interviewer" gekannt, so würde sich die Sache gewissermaßen von selber gemacht haben. So aber war der Prozeß zeitraubender. General St. Clair hatte den Auftrag erhalten, Hrn. Maclay auszuforschen, und er entledigte sich desselben, indem er mit dem Senator, unter Erörterung des Themas, eine halbe Stunde lang vor der St. Paulskirche auf und abspazierte. Maclay nahm kein Blatt vor den Mund, sondern sprach als ächter Republikaner. Natürlich müsse man vermeiden, daß der Präsident von aller Welt überlaufen werde, weil ihm dann keine Zeit übrig bleibe zur Erledigung seiner Staatsgeschäfte; aber ihn abzusperren und dem Volke nur bei feierlichen Gelegenheiten zu zeigen, wie einen indischen Dalai-Lama, sei eben so unpassend. Unter gewissen Einschränkungen müsse er seinen Mitbürgern auch privatim zugänglich sein, denn wenn man ihn nur öffentlich sehe, werde man ihn für eine bloße Puppe, für das Werkzeug Anderer halten — es werde sich dann wirklich allmälig eine Macht hinter dem Thron bilden. Es scheint, daß sich die gesunden Ansichten Maclay's schon damals Bahn gebrochen, und sie sind bis auf den heutigen Tag die maßgebenden geblieben.

Inzwischen hatte das Titel-Committee des Senats fleißige Berathung gepflogen und die Benennungen aller Potentaten der Erde in Erwägung gezogen, ob sie nicht etwa für den Präsidenten zu verwerthen wären. Eine Zeit lang schien man die beim König von Polen übliche Titulatur „Wahl-Majestät" am passendsten zu finden. Schließlich einigte man sich aber auf den Titel: „Seine Hoheit der Präsident der Ver. Staaten von Amerika und Protektor ihrer Freiheiten". Dies war der Vorschlag, den das Kommittee in seinem am 9. Mai erstatteten Bericht einbrachte. Die Debatte erstreckte sich über fünf Tage. Senator Izard schlug den Titel „Excellenz" vor, schließlich aber stimmte man auf föderalistischer Seite dem Vorschlag des Kommittees bei. Die Senatoren Carroll und Few bekämpften den Antrag, da aber ihre Partei beträchtlich in der Minderheit war, würde derselbe doch angenommen worden sein, wenn nicht Mr. Maclay das Repräsentantenhaus erfolgreich bearbeitet hätte, so daß sich dieses der von John Adams und Mr. Lee ausgeheckten läppischen Titulatur kräftig widersetzte. Darauf stellte Adams die Behauptung auf, daß das Haus in dieser Frage schlechterdings keine Kompetenz besitze, sondern daß der Senat und der Präsident allein darüber zu entscheiden hätten. Wenn Präsident Washington Mr. Jefferson zum Gesandten in Frankreich ernenne, so würden demselben dort allerlei hohe Titel zukommen, wogegen es sich doch sehr sonderbar ausnähme, wenn der Präsident selber zu einem solchen Titel nicht berechtigt sein sollte. Im gesammten Auslande würde man vor dem schlichten „George Washington, Präsident der Ver. Staaten," blutwenig Respekt haben. Da erhob sich Mr.

Maclay und hielt eine eindringliche Rede zu Gunsten der in der Constitution festgestellten einfachen Titel. Diese Constitution kenne aber nur einen „Präsident der Ver. Staaten", ohne alles weitere Beiwerk, ebenso kenne sie Gesandte, Minister u. s. w., verleihe ihnen aber keine besonderen Prädikate. Stehe es dem Senat und dem Präsidenten zu, die Konstitution zu ändern? Diese verbiete ausdrücklich jeden Adelstitel, und keinem Bürger der Ver. Staaten sei es gestattet, einen solchen Titel von einem auswärtigen Monarchen anzunehmen. Natürlich sei man ebenso wenig berechtigt, solche Titel selber zu schaffen. Was die große Masse anderer Länder denke, könne für die Ver. Staaten nicht maßgebend sein. Was speziell den für den Präsidenten ausgewählten Titel eines Beschützers der amerikanischen Freiheiten anlange, so sei er schon um deswillen unpassend, weil die Constitution diese Aufgabe bereits dem Congreß gestellt habe. Außer ihm gebe es keinen Beschützer amerikanischer Freiheiten, und selbst General Washington als solchen zu bezeichnen, würde Hochverrath sein.

Diese energische Sprache machte allerdings Eindruck; gleichwohl würde sie den Senat nicht umgestimmt haben, wenn nicht das Repräsentantenhaus seinen Plänen entgegen gewesen wäre und den gordischen Knoten kurzer Hand durchhauen hätte, indem es General Washington in einer Zuschrift einfach als „Präsidenten der Ver. Staaten" anredete. Darauf fand sich der Senat veranlaßt, sein Titel-Committee aller weiteren Berathung zu entheben und zu beschließen, hinsichtlich der Titulatur des Staats-Oberhauptes vorläufig dem Beispiel des andern Hauses zu folgen. Was nun Washington selber anlangt, so hat man eigentlich nie erfahren, was sein eigener Standpunkt in dieser Titelfrage gewesen, nimmt aber an, daß, wenn er auf Seiten der Gegner außerordentlicher Titulaturen gestanden, es ja nur eines Wortes oder Wunsches aus seinem Munde bedurft hätte, um die Frage, welche den Kongreß zu einer Zeit, da so viele wichtigere Gegenstände vorlagen, mehrere Wochen beschäftigte, sofort zur Erledigung zu bringen. Washington scheint in diesem wie in vielen anderen Punkten föderalistische Ansichten gehegt zu haben, wie er ja auch bekanntlich das äußere Schaugepränge liebte und eine gewisse Etikette begünstigte. In den Aufzeichnungen Maclays finden wir die Bemerkung, daß sich derselbe große Mühe gegeben, Washingtons persönliche Ansichten in dieser Frage kennen zu lernen, aber nicht erfolgreich gewesen sei. Uebrigens müsse man ihm zugestehen, daß er eine strenge Neutralität bewahrt, wenn er auch nicht gerade den volksthümlichen Standpunkt eingenommen, was ja sicher sofort bekannt geworden wäre. Jedenfalls sind die Ver. Staaten dem wackeren Pennsylvanier Maclay und seinen damaligen Parteigenossen zu großem Danke verpflichtet, denn ohne ihre energischen Bemühungen wären an der Wiege unseres republikanischen Staatswesens mancherlei schlimme Fehler gemacht worden, die sich möglicherweise für die Zukunft des Landes verhängnißvoll erwiesen hätten. Ein Titel wird Vielen als ein sehr gleichgültiges Ding erscheinen, und doch mag er einen unberechenbaren Einfluß äußern. Wer weiß, ob die großartige Schöpfung der Urheber der Constitution den furchtbaren Sturm des Bürgerkrieges und seiner unmittelbaren Folgen überlebt hätte, wenn es den im Grunde doch viel mehr für monarchische, als republikanische Institution schwärmenden Föderalisten im Jahre 1789 gelungen wäre, den einfachen Präsidenten der Ver. Staaten zu „Sr. Hoheit dem Präsidenten der Ver. Staaten von Amerika und Protektor ihrer Freiheiten" umzugestalten. Glücklicherweise war die föderalistische Partei im genannten Jahre noch nicht entfernt so stark, als zwei Jahre später, wo es den Partikularisten nicht mehr gelungen wäre, ihre Pläne zu hintertreiben. Sie verhinderte die Wiederwahl Maclays und seiner Freunde, und eine Zeit lang schien sie unumschränkte Gewalt zu besitzen. Glücklicherweise gab sich im Volke bald eine entschiedene Reaktion kund, ehe es ihr noch möglich gewesen, im Grundgesetz des Landes irgend welche Aenderungen vorzunehmen. William Maclay lebte bis zum Jahre 1804 und war noch Zeuge, daß die streng republikanischen Ideen, die einstmals nur von ihm und einem kleinen Häuflein von Freunden vertreten worden, im Volke die Oberhand gewannen und als die dem Lande einzig ersprießlichen anerkannt wurden. Mit dem Ende der Präsidentschaft von John Adams gerieth die föderalistische Partei vollständig in Verfall, und drei Jahre vor dem Tode Maclay's trug es sich zu, daß Thomas Jefferson auf seinem mageren Klepper, ohne alles Gefolge oder Dienerschaft, wie ein einfacher Landreisender, vor das Kapitol geritten kam, seine Mähre an einen hölzernen Zaun anband und dann vor das versammelte Volk hintrat, um ihm seine Antrittsbotschaft als Präsident der Ver. Staaten vorzulegen und sich einschwören zu lassen. Da war keine Rede mehr von „Sr. Hoheit dem Protektor" und der schlichte „Präsident der Ver. Staaten" wurde nicht nur vom eigenen Volke, sondern von allen Völkern der Erde ebenso hoch geachtet, als ob er einen Königs- oder Kaisertitel geführt.

(Bell. Journal.)



Eine Generalvisitation in Pommern.

Die auf Befehl Friedrich Wilhelms I. im Jahre 1736 in der Kurmark durch den Chef des geistlichen Departements Cocceji abgehaltene Generalvisitation der Geistlichen hatte nach des Königs Meinung ein so segensreiches Ergebniß geliefert, daß er für das folgende Jahr eine ähnliche für die Provinz Pommern anbefahl. Es sollten alle Prediger der Provinz versammelt werden in Cöslin, ein jeder von ihnen sollte einen Bibeltext erhalten, über welchen er drei Tage darauf eine Predigt zu halten habe; außerdem sollten „ihre Namen und Studien, wo und auf welche Art solche gepflogen worden, gründlich erforschet werden." Die Maßregel rief allgemeine Entrüstung unter der Geistlichkeit hervor, von denen einige Amtsbrüder sogar den Hippogryphen aufzäumten zu einem kecken Ritt ins Land der Satire. Eine derartige metrische Kavalkade lautete:

„Der Präpositi Holzen an die Herrn Synodales, wie sie vor des Herrn Samuel von Cocceji Exzellenz die Revue passiren mußten. Cöslin 1737."

Ihr Brüder, wo hinaus? — Wir reisen nach Cöslin.
Ey, Lieben, was bewegt Euch, diesen Weg zu ziehn?
Der ganze Klerus soll dort die Revue passiren,
Und auf dem Hofgericht sich in Person sistiren.
Cocceji, unser Chef, der große Präsident,
Den Preußens Oberhaupt hierzu hat höchst ernennt,
Soll uns des Königs Wort und Willensmeinung deuten,
So bei Kassation man nicht darf überschreiten.
Wer aber giebt die Kost zu dieser Wallfahrt her?
Auf seinen eignen Sold zu reisen ist zu schwer.
(1. Korinth. Kap. 9. V. 7.)
Und wer versieht das Amt, wenn Kinder sind zu taufen,
Die wegen Schwachheit oft Gefahr des Lebens laufen?
Wenn bei der siechen Zeit ein Kranker Trost begehrt,
Und keinen Priester hat, der ihm das Amt gewährt?
Doch was bemüh' ich mich, hier meinen Witz zu zeigen?
Die Zeiten sind zu schlecht, drum will ich lieber schweigen.

Der beschämte Spötter.

In den Hinterländern von Canada wohnte ein guter Geistlicher, der einst, wie Isaak, „ausging zu sinnen auf dem Felde um den Abend." Er fand sich bald an der Grenze eines Waldes, in den er hineinging und einen bereits betretenen Pfad verfolgte, ganz in Nachdenken versunken, bis es dunkel wurde, und er mit Schrecken daran dachte, daß er werde eine Nacht im Walde zubringen müssen.

Plötzlich sah er in der Ferne ein Licht zwischen den Bäumen durchschimmern, und in der Hoffnung, es möchte vielleicht aus dem Fenster einer Hütte kommen, die ihm ein gastliches Obdach gewähren könnte, eilte er darauf zu, fand aber zu seiner Ueberraschung keine Hütte, sondern einen freien Platz im Walde, und auf demselben aus roh behauenen Baumstämmen ein kanzelähnliches Gerüst aufgerichtet, von dem herab ein Redner zu einer Anzahl von Zuhörern redete. Er dachte erfreut bei sich selbst: „Ich habe eine Versammlung Menschen gefunden, die hier zu einem Abend-Gottesdienst zusammengekommen sind, und irgend ein Prediger verkündigt ihnen zu dieser Stunde noch das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit." Als er aber näher kam, wie groß war seine Ueberraschung und sein Erschrecken, da er in dem Redner einen jungen Mann fand, der höchst gotteslästerliche Worte sprach, indem er den Allmächtigen herausforderte, sein Aergstes an ihm zu thun, im Zorn schreckliche Verwünschungen gegen die Gerechtigkeit des Höchsten ausstieß, und die kühnsten und entsetzlichsten Behauptungen des Unglaubens in Bezug auf ein künftiges Leben frei und öffentlich aufzustellen wagte. Es war wirklich eine schauerliche Scene, von einigen Kienfackeln erleuchtet, die hierher und dorthin ein flackerndes Licht warfen, während andere Stellen in völliger Dunkelheit blieben. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchten die Zuhörer auf den Redner, und als er sich niedersetzte, erscholl ein lautes Beifallrufen, wobei der Eine den Andern zu überbieten suchte.

„Diese Gelegenheit darf ich nicht vorübergehen lassen," dachte der Geistliche bei sich selbst; „ich muß auftreten und reden; die Ehre meines Gottes und seine Sache fordert es." Doch scheute er sich, so ganz unvorbereitet, wie er war, hervorzutreten; er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Da erhob sich plötzlich ein Mann von mittleren Jahren, gesund und stark von Aussehen, und sagte, sich auf seinen Stuhl lehnend: „Freunde, ich habe heute Abend ein Wort zu euch zu reden. Ich werde mich nicht damit abgeben, die Beweisgründe des Redners, den wir soeben gehört haben, zu widerlegen; ich werde seinen

Vortrag nicht beurtheilen; ich werde nichts von dem sagen, was mir in seiner Rede als Gotteslästerung erschienen ist. Ich werde euch nur eine Geschichte erzählen, und wenn ich das gethan, es euch selber überlassen, den Schluß daraus zu ziehen. Gestern ging ich am Ufer jenes Flusses; ich sah auf den Wellen einen jungen Mann in einem Boot. Das Boot war nicht leicht zu lenken, es ging gerade auf die Stromschnellen los; der arme Mensch, konnte die Ruder nicht gebrauchen, und ich sah, daß er nicht im Stande war, das Boot an's Ufer zu bringen. Ich sah ihn in Todesangst seine Hände ringen; nach und nach gab er den Versuch auf, sein Leben zu retten, kniete nieder und schrie in Verzweiflung: O Gott, erbarme dich meiner Seele! wenn mein Leib nicht gerettet werden kann, erbarme dich meiner Seele! Ich hörte ihn, wie er bekannte, daß er ein Lästerer gewesen sei, und wie er gelobte, es nimmer wieder zu thun, wenn Gott ihm nur dies Mal das Leben schenken wolle. Ich hörte, wie er die Gnade Gottes um Christi willen anflehte, und ernstlich bat, daß sein Erlösungsblut ihm zu gute kommen möge. Diese Arme retteten den jungen Mann aus den Fluthen! Ich stürzte mich hinein, zog das Boot an's Ufer und rettete sein Leben. Eben dieser junge Mann hat euch soeben angeredet und seinen Schöpfer verflucht. Was sagt ihr dazu, Leute?"

Der Redner setzte sich nieder. Man mag sich denken, welch ein Schrecken den elenden Menschen durchfuhr, und wie die Zuhörer mit einem Mal ein anderes Lied anstimmten und einsahen, daß, während es leicht sei, auf festem Boden und in guter Sicherheit dem Allmächtigen zu trotzen, es eine eigene Sache damit sei, wenn man am Rande des Todes stehe. Wir glauben: Jeder Mensch hat am Ende noch so viel Gewissen, um überzeugt zu sein, daß Gott ihn für seine Sünden strafen muß, und in jedem Herzen finden die Worte der Schrift einen Wiederhall: „Will man sich nicht bekehren, so hat er das Schwert gewetzt!"



Frauenzeitung.

Vor vier Jahren saßen an einem herrlichen Junitag ein alter Herr und ein junges, schönes Mädchen in Gedanken versunken unter den Buchen des Kahlenberges bei Wien. Es waren Vater und Tochter. Kein Wort kam über ihre Lippen. Er blickte hinein in die Landschaft mit einem wehmuthsvollen Zug, als läge dort die langvergangene sonnige Jugend vor ihm. Das Mädchen betrachtete mit athemloser Spannung eine Ameise, die sich abmühte, ein Stückchen Holz, das viel größer war als die kleine Arbeiterin selbst, über die Grashalme zu schleppen. Da blieb der kleine Balken an einer Wurzelfaser hängen; trotz aller Bemühungen des Thierchens ließ er sich nicht weiterbewegen, so daß die Ameise, an dem Erfolg ihrer Anstrengungen verzweifelnd, eilig davon lief. „Vater," sagte das Mädchen plötzlich mit leuchtenden Augen, „wenn die Ameise nochmals kommt, um ihre Arbeit aufzunehmen, dann will auch ich noch einen Versuch wagen!" Er nickte beistimmend mit dem Kopf; dann ließen beide ihre Blicke wieder auf dem Holzstückchen ruhen. Und sie kehrte zurück, die unermüdliche Ameise, und es gelang ihr nach heißen Bemühungen, den Span flott zu machen und nach dem Bau zu schleppen. Auch die junge Dame hielt Wort und machte noch einen Versuch, der ebenso glücklich ausfiel wie jener der ausdauernden Ameise. Sie war Tonkünstlerin; Gemüth und Neigung drängten sie zur classischen Musik. Hoffnungsfreudig war sie vor Jahresfrist nach Paris gegangen, aber als echte Künstlerin konnte sie sich dort, wo die Menge lediglich für das Virtuosenthum Sinn und Anerkennung hat, nur in den engen Kreisen der Kenner den erhofften Beifall erringen. Das gab getäuschte Erwartungen, niederdrückende Momente. Der Muth entfiel ihr, sie kehrte heim und wollte verzichten. Aus der Ausdauer der kleinen Ameise droben am Berge hatte sie eine Lehre gezogen, neue Hoffnungen geschöpft, und bald beseelte sie wieder das alte heilige Feuer. Noch ein Versuch, der letzte. Sie ging nach London, und als sie, von Beifall umrauscht, ihr erstes Concert gab, da gedachte sie unter Thränen der Rührung der Ameise am Kahlenberg. Nun ist sie eine berühmte Künstlerin, eine der gefeiertsten Interpretinnen der classischen Tonmuse; allein der kleinen Lehrmeisterin, der sie dies zu verdanken hat, vergißt sie nimmer. Alle Sommer, wenn sie heim nach Wien kommt, zieht sie hinauf zum Kahlenberg, zu jener Stelle, wo sie sich selbst wiedergefunden, und an diesem Plätzchen auch war es vor wenigen Tagen, wo sie einem Freund die Geschichte von dem Ameisenorakel erzählte.

Ein ganz vorzüglicher und wohlthätiger Rathgeber für alle jungen Frauen ist das kleine Werk von Adolphine Breithaupt „Mutterpflicht und Kindespflege" (Verlag von C. F. Entrich in Berlin), in welchem das wichtige, von hervorragenden Aerzten schon oft behandelte Thema auf eine neue, frauenhaft zarte und anmuthige Weise besprochen wird. Wie eine treue, kluge und liebevolle Mutter weiß die Verfasserin mit ihren jungen Mitschwestern über alle die Pflichten und Sorgen zu reden, welche der beglückende Beruf der Mutterschaft mit sich bringt, und ihnen treffliche, auf eigene Erfahrungen gestützte Rathschläge zu ertheilen über das Verhalten vor und nach der Geburt des Kindes, über die erste Ernährung und Abwartung desselben, die Pflege während

der verschiedenen Kinderkrankheiten und die Ueberwachung seiner fernern Entwickelung und Erziehung in körperlicher und geistiger Hinsicht. Vieles darin enthaltene mag schon früher gesagt worden sein, aber nicht mit so klaren und schlichten Worten; ganz besonders empfehlen wir aber die Kapitel über die Amme und die Kindermädchen, das Schiefwerden und die Pflichten der Mutter gegen ihre heranwachsende Tochter der Aufmerksamkeit unserer Leserinnen, denen so mancher vernünftige Wink der praktischen Frau zugute kommen dürfte.

Die resoluten Amerikanerinnen lassen sich nicht so leicht in Verlegenheit bringen, sondern verstehen bei Gelegenheit, den Spieß umzudrehen, wie folgendes Beispiel zeigt. Eine junge Dame in Boston, die allein in einem Pferdebahnwagen fuhr, wurde längere Zeit von einem ihr gegenübersitzenden jungen Mann in der dreistesten und unbescheidensten Weise angestarrt, wogegen weder ein Ignoriren noch erzürntes Stirnrunzeln helfen wollte. Sie heftete nun ihre Augen unverwandt auf einen bestimmten Punkt an seinem Rockkragen, dicht unter seinem Ohr, nahm Anfangs eine Miene des Abscheus an, welche allmählich in die einer heimlichen Belustigung überging, und kehrte sich darauf lächelnd ab. Der also Fixirte gerieth in tödtliche Verlegenheit, rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her, verdrehte krampfhaft den Kopf und rollte sich fast die Augen aus den Höhlen, um die verdächtige Stelle zu betrachten, rieb immer eifriger an dem vermeintlichen Fleck herum, stürzte endlich aus dem Wagen und eilte in das nächste Restaurationslokal, um in einen Spiegel zu sehen und zu entdecken, daß eben nichts zu sehen war. Die junge Miß war aber den lästigen Nachbar glücklich los.

Gesunde Männer. Einer der gesundesten Menschen, welche gegenwärtig leben, ist der leitende Minister Englands, Gladstone. „Sprecht nur nicht von Gladstone's Geist," sagte vor etwa 30 Jahren ein englischer Schriftsteller, „er ist nichts im Vergleich zu seinem Körper." Ein Vierteljahrhundert lang gebrauchte er gar keinen Arzt; und dann zog er einen solchen nur hinzu, um sich immer und immer wieder sagen zu lassen, daß seine körperliche Verfassung eine eiserne sei. Wiederholt machte er Fußreisen von zwölf Stunden täglich; und im schlimmsten Londoner Schneegestöber wanderte er den weiten Weg von Westminster zu seiner Privatwohnung in Harley Street zurück, mochte es Mitternacht oder drei Uhr Morgens sein. Als Schläfer war er unvergleichlich, 7½ Stunde war sein Satz, nichts mehr, nichts weniger; kaum legte er sich hin, so schlief er alsobald ein, und dies, ein halbes Jahrhundert lang durchgesetzt, verbunden mit einer außerordentlichen Mäßigung in allen Genüssen, sicherte ihm jene rückhaltlose Herrschaft über seine körperlichen Kräfte, die allen seinen Amtsgenossen fast wie ein Wunder erscheint. Die außerordentlichsten Parlamentssitzungen, bei welchen es sich um das Stehen und Fallen seines Kabinets handelte, berührten ihn nur oberflächlich, raubten ihm keine Viertelstunde Schlaf. Das Rednerfieber kannte er gar nicht, und daher siegte er leicht über seine Gegner, deren Kraft in einer einzigen Verhandlung erschöpft war. Uebrigens werden wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß auch der englische Sonntag mit seiner wohlthuenden Ruhe und Stille seinen Antheil an dieser Leistungsfähigkeit des englischen Ministers hat. Wenigstens hat einer seiner früheren Amtsvorgänger, der bekannte Lord Palmerston, der ebenfalls bei fortdauernder körperlicher Frische ein hohes Alter erreichte, es mit Entschiedenheit ausgesprochen, daß er sein rüstiges Greisenalter wesentlich dem Umstande verdanke, daß er seit seinen Jünglingsjahren sich durch nichts um seine Sonntagsruhe habe bringen lassen. Das ist der alte und immer wieder neue Segen, der im Einhalten göttlicher Ordnungen liegt. —

Lest das euren Männern vor.

Vor einiger Zeit starb in Brüssel ein reicher, alter Hagestolz, der beinahe sein ganzes großes Vermögen einem ihm völlig unbekannten jungen Mädchen, einer Nähterin, vermacht hat. Der Verstorbene war nämlich ein Original, eine Art Diogenes, der zwar nicht in einer Tonne wohnte, aber meist nur deshalb ausging, um „Menschen" zu suchen. Um die Rechtschaffenheit seiner Mitmenschen auf die Probe zu stellen, ersann und unternahm er oft die seltsamsten Experimente, die leider meistens ungünstig ausfielen, und ihn in seiner schlechten Meinung von der Welt bestärkten. So fuhr er einst längere Zeit täglich dieselbe Strecke in einem Omnibus und setzte sich stets auf den Platz dicht neben dem Conducteur. Er vermittelte sehr bereitwillig das Hin- und Hergeben des Geldes, und jedesmal, wenn der Conducteur Kleingeld herauszahlte, überreichte unser Sonderling dem betreffenden Fahrgast die Summe, aber er fügte stets unbemerkt und sehr geschickt ein Geldstück aus seiner Tasche hinzu, wie wenn sich der Conducteur geirrt und zu viel herausgegeben hätte, worauf er dann seine Leute scharf beobachtete. Dieselben zählten ruhig ihr Geld, merkten natürlich den Irrthum, zählten noch einmal und steckten hierauf schmunzelnd ihren kleinen Profit ein. Noch oft wiederholte der Alte sein Kunststück, aber unter den vielen Personen war auch nicht eine, die mit dem armen Conducteur, der des Tags nur drei Francs verdiente, Mitleid hatte, und ihm sein Geld zurückgab. Eines Tages aber rief ein junges Mädchen sofort hastig: „Conducteur, Sie haben mir einen halben Franc zu viel gegeben!" und reichte das Geld hin. Das Gesicht des Sonderlings hellte sich auf und wurde ordentlich freudig verklärt. Er ging dem Mädchen nach, verschaffte sich ihre Adresse und zog Erkundigungen über sie ein, die jedenfalls günstig ausgefallen sein mußten, denn das Zehn-Sousstück erwarb dem redlichen Mädchen die Erbschaft von einer halben Million.

Es ist nichts neues mehr, daß sich auch Damen duelliren; hat man doch erst kürzlich in Paris ein Beispiel davon erlebt. Nicht allein mit dem Degen und der Pistole in der Hand stehen sich die Gegnerinnen muthig gegenüber, selbst die Schauer vor dem unheimlichen amerikanischen Duell haben die nervenstarken jungen Damen der Jetztzeit abgestreift. Der Preis in dieser Beziehung aber gebührt zwei jungen Mädchen in Debreczin, Schülerinnen der dortigen höheren Töchterschule, welche gezeigt haben, wie man dem amerikanischen Duell seine lebensgefährlichen Folgen nehmen kann, ohne daß

es seine Furchtbarkeit verliert. Die beiden heißblütigen ungarischen kleinen Backfische geriethen aus bisher unbekannten Gründen aneinander; es erfolgte eine Herausforderung, und man entschied sich für amerikanisches Duell. In der Ausführungsweise desselben liegt die reformatorische Tragweite des Vorgehens. Wem die schwarze Kugel zufalle, so wurde entschieden, der sei verpflichtet, an dem und dem Tage seine „Frousrous" oder Stirnlöckchen, von prosaischen Menschen auch Simpelfransen genannt, abzuschneiden. Dasjenige der beiden Mädchen, welches das verhängnißvolle Loos zog, erfüllte auch wirklich unerschrocken ihre schwere Pflicht und erschien am festgesetzten Tag ohne die zarten braunen Löckchen, welche ihre Stirn so lieblich umspielt hatten. Würde das starke Geschlecht nicht gut thun, diesem trefflichen Beispiel zu folgen und lieber den Schnurrbart zum Opfer fallen zu lassen als die mörderische Kugel durchs Herz zu jagen?

Es dürfte wohl wenige Vereine geben, welche den Nothleidenden die Hülfe in so zarter Weise zukommen lassen wie der Verein Sandikin in Berlin, der sich die Unterstützung armer Wöchnerinnen zur Aufgabe stellt und dies unter den nachstehenden Modalitäten bewirkt. Es sind zwei Geldbüchsen vorhanden, welche in die Häuser der Reichen und Armen gesendet werden, in denen ein Familienzuwachs eintritt. Die eine Büchse ist versiegelt; sie enthält einen Geldbetrag und darf nur an bestimmten Terminen von dem Vorstand geöffnet werden. Die andere Büchse ist offen und enthält eine Summe, über welche die Wöchnerin nach Bedarf bis zur vollen Höhe verfügen kann. Der verbleibende Rest muß aus der offenen Büchse in die versiegelte geschüttet, und erstere muß leer zurückgestellt werden. Man weiß somit niemals, welcher Betrag ihr entnommen, ja nicht einmal, ob überhaupt etwas daraus für die Wöchnerin verwendet wurde. Die reiche Kindbetterin sendet die Büchse ebenso leer zurück wie die arme. Welche Spende die erstere geopfert, und welche Gabe die letztere empfangen hat, bleibt unbekannt. Der Dürftige hat genommen und braucht sich dessen nicht zu schämen; der Wohlhabende hat Gutes gethan und kann sich dessen nicht rühmen. Es ist dies eine gar sinnige Einrichtung, wodurch Gelegenheit geboten wird, Wohlthaten zu empfangen ohne Beschämung und Wohlthaten zu erweisen ohne Vergeltung.

In das Bureau einer wiener Lokaltelegraphenstation trat ein eleganter Herr, der am Pult ein Briefcouvert mit der Adresse beschrieb und mit artiger Verbeugung gegen die Drahtjungfrau sich eben entfernen wollte, als diese ihn mit den Worten apostrophirte: „Ist das eine Frechheit, bloß zum Schreiben da herein zu kommen!" Der Herr erklärte, er habe geglaubt, daß das Lokal ausnahmsweise auch zu diesem Zweck dem Publikum zur Verfügung stehe. Wenn übrigens das Ueberschreiten dieser Schwelle absolut mit der Aufgabe einer Depesche verbunden sei, so wolle er gern eine solche absenden. Er erlegte die Taxe, empfing ein Formular und füllte es mit folgendem Text an die Adresse der Direction der Anstalt aus: „Die Beamtin dieser Station spricht aller Höflichkeit Hohn" und reichte es der kurz angebundenen Dame zum Schalter hinein. Sie las den für sie wenig schmeichelhaften Inhalt und die Unterschrift, die einer sehr geachteten Persönlichkeit, und saß sprachlos da, ein Bild des Jammers. „Wenn es Ihnen unangenehm ist, mein Fräulein," sagte der Herr, der in seinem Herzen ein menschlich Rühren fühlte, „so halten Sie in Gottesnamen die Depesche, aber in Zukunft gefälligst auch Ihre Grobheit zurück." Der Beamtin blieb die Beschämung erspart, dem Draht diese Beschwerde über ihre reglementswidrige Unart anzuvertrauen. Seit dieser Scene waltet sie ihres Amtes mit ausgesuchter Höflichkeit und Zuvorkommenheit.

In England und Amerika pflegt man außer der silbernen und goldenen Hochzeit auch noch die hölzerne und zinnerne Hochzeit zu feiern und bei Gelegenheit dieser Festlichkeiten von den Freunden, Verwandten und Bekannten mehr oder weniger elegante Geschenke an Holz-, resp. Zinngeräthschaften zu bekommen. Ein englischer Humorist gibt nunmehr allen jungen Ehepaaren den Rath, dieses angenehme System noch weiter auszudehnen und noch weitere Hochzeitsgedenktage zu begehen, um ihre Wirthschaft nach allen Seiten hin zu vervollständigen. Nach Verlauf des ersten Jahres der Ehe würde seinen Vorschlägen zufolge die baumwollene Hochzeit, nach dem zweiten Jahr die lederne, nach dem dritten die blecherne, nach dem fünften die hölzerne, nach dem siebenten die wollene, nach dem zehnten die zinnerne, nach dem zwölften die seidene, nach dem fünfzehnten die gläserne, nach dem zwanzigsten die porzellanene, nach dem fünfundzwanzigsten die silberne Hochzeit zu feiern sein. Von nun an werden die Geschenke immer kostbarer, denn nach dreißigjähriger Ehe folgt die elfenbeinerne, nach vierzigjähriger Ehe folgt die Perlenhochzeit, nach fünfzigjähriger die goldene und nach sechszig Jahren die diamantene Hochzeit.

Wer ist reicher? Rühmt man in meiner Gegenwart den reichen Rothschild, der von seinen ungeheuren Einkünften Tausende für die Erziehung armer Kinder, für die Heilung von Kranken, für die Pflege von Greisen opfert — so bin ich gerührt und preise ihn.

Aber, indem ich ihn rühme und gerührt bin, kommt mir unwillkürlich eine arme Bauernfamilie in den Sinn, die ein Waisenkind, eine arme Verwandte, in ihre zerrüttete, elende Hütte aufnahm. „Wir wollen die Käthe zu uns nehmen," sagte das Weib, „es kostet uns zwar unsern letzten Groschen; wir werden nicht einmal Salz haben, um unsere Suppe zu salzen . ." „Nun, dann essen wir sie ungesalzen," antwortete der Bauer, ihr Mann.

Bis zu diesem Bauer heran reicht Rothschild noch lange nicht!

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, den 7. Okt. 1 Sam. 4, 10—18.

Eli's Tod.

1. **Zeit:** 1141 v. Chr.
2. **Ort:** Silo, eine Stadt im Stamme Ephraim, etwa 12 englische Meilen südlich von Sichem und 20 Meilen nördlich von Jerusalem.
3. **Zusammenhang:** Der Krieg zwischen den Philistern und Israel ist auf's Neue ausgebrochen. Ob die Israeliten, durch den Untergang so vieler Philister beim Sturz des Tempels zu Gaza ermuthigt, das philistäische Joch abzuschütteln versucht hatten, oder ob die Philister sich wegen der Niederlage, die ihnen Simson noch in seinem Tode bereitet hatte, an Israel rächen und ihre Herrschaft weiter ausdehnen wollten, läßt sich nicht entscheiden. In einer blutigen Schlacht bei Aphek waren die Israeliten geschlagen worden. Da ließen sie in ihrer Noth die Bundeslade von Silo holen, in der Hoffnung, daß die Anwesenheit derselben im Lager ihnen den Beistand Gottes und den Sieg über ihre Feinde verschaffen werde. Umsonst; sie erlitten eine zweite noch schwerere Niederlage; selbst die Bundeslade fiel in die Hände der Feinde. Ohne Zweifel hatte Samuel, der nach V. 1 um diese Zeit sein Prophetenamt antrat, Israel zum Widerstand gegen die Philister aufgemuntert. Der Ausgang des Krieges schien seinen göttlichen Beruf nicht zu bestätigen. Aber wie schon Richt. 20, 18ff. Gott zu einem Kriege aufforderte, der nicht sogleich zum Siege führte, weil zuvor eine Demüthigung des Volkes Noth that, so mußte hier zuerst Gottes Strafgericht über das Haus Eli's und über das heidnisch gewordene Volk ergehen, ehe er sich an seinem Volk durch den Sieg über dessen heidnische Unterdrücker verherrlichen konnte.
4. **Wort- und Sacherklärung:** Unsere Lektion beginnt mit der Schilderung der zweiten Niederlage der Israeliten. Die Lade des Herrn war von Silo abgeholt und mit großem Jubel im Lager empfangen worden. Selbst die Philister fürchteten sich, als sie die Anwesenheit der Bundeslade erfuhren. Aber der Herr stand wider Israel.

V. 10. Die Philister — die alten Erbfeinde Israels, welche einen Landstrich an der Meeresküste südwestlich vom Stamme Juda bewohnten — stritten. Die Schlacht fand nach V. 1 bei Aphek und Ebenezer statt. Der letztere Ort erhielt seinen Namen erst bei einer späteren Gelegenheit (1 Sam. 7, 12), wird aber hier schon zum Voraus mit dem später allgemein bekannten Namen bezeichnet. Beide Orte müssen etliche Meilen nördlich oder nordwestlich von Jerusalem gelegen haben. Israel ward geschlagen. Das Heer wurde gänzlich auseinander gesprengt, und ein jeglicher floh und kehrte in seine Heimath zurück, die nationale Sache verloren gebend. Der Verlust Israels betrug 30,000 Mann, und überdies wurde die Bundeslade genommen (V. 11). Die Bundeslade war das Symbol der Gegenwart Gottes unter seinem Volke, und zwar nach den zwei Hauptseiten seiner Offenbarung: 1) nach seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, worauf die in der Bundeslade verwahrten Gesetzestafeln hinwiesen; 2) nach seiner Barmherzigkeit, welche durch den Gnadenstuhl, den Deckel der Bundeslade, dargestellt war. Das Volk hatte auf die äußere Mitführung der Bundeslade beim Kampf wider seine Feinde vertraut, als ob dieselbe ein gemeines Zaubermittel wäre, und vergessen, daß der gerechte Gott nur denen seine Barmherzigkeit erweist, die seine Gebote halten und über etwaige Uebertretungen aufrichtig Buße thun. Das war eine heidnische Denkweise, die von einer kläglichen Verdüsterung ihres Glaubens durch heidnischen Aberglauben zeugt, wie denn auch keine Spur davon zu finden ist, daß sie in sich gegangen wären und sich gefragt hätten, ob die Ursache ihrer Niederlage nicht in der wider ihre Sünde sich offenbarenden Gerechtigkeit Gottes liege. Die Eroberung der Bundeslade durch die Philister hatte einen doppelten Zweck. Sie sollte 1) die Israeliten zur Buße erwecken und zu ihrem Gott zurückführen, 2) sollten die Philister erfahren, daß der Gott Israels dennoch mächtiger sei als ihre Götter (Kap. 5). Die Söhne Eli's, Hophni und Pinehas, kamen in der Schlacht um, wie der Herr zuvor dem Eli angekündigt hatte (Kap. 2, 34).

V. 12. Da lief einer, ein Flüchtling, aus dem Stamme Benjamin. Im Gebiete dieses Stammes lag wahrscheinlich der Schauplatz der Schlacht. Ein Benjaminite, der mit der Lokalität vertraut war, konnte daher am ehesten mit der Schreckens- und Trauerbotschaft zu Eli nach Silo gelangen, wo damals die Stiftshütte stand. Das Zerreißen der Kleider u. s. w. war ein Zeichen der Trauer und des Schmerzes.

V. 13. Eli saß auf dem Stuhl an dem äußeren Thor der Stiftshütte, an dem Wege, auf welchem ein etwaiger Bote aus der Schlacht ankommen mußte. Sein Herz war zaghaft. Er hatte eine Ahnung des bevorstehenden Unglücks, was um so natürlicher ist, da die Kap. 2, 27—36 und 3, 10—18 von dem Herrn angekündigten Gerichte noch nicht eingetroffen waren. Vielleicht war die Bundeslade gegen seine bessere Einsicht ins Lager abgeholt worden, und er hatte nur in seiner Schwäche zuletzt seine Einwilligung dazu gegeben. Ueber die Lade Gottes. Es ist ein Beweis für die Frömmigkeit Eli's, daß nicht seine Söhne, sondern die Bundeslade ihm die meiste Sorge macht. Die ganze Stadt schrie, d. h. die Bewohner brachen in ein lautes Wehklagen aus über die Niederlage, welche Israel erlitten, und mehr noch über den Verlust der Bundeslade; denn mit der Bundeslade glaubten sie auch den Schutz Jehovahs verloren zu haben. Trotz der Verdüsterung des religiösen Bewußtseins ist der theokratische Sinn im Volke doch noch nicht erstorben. Dies zeigt sich auch in der Klage der sterbenden Wittwe des Pinehas: „Die Herrlichkeit ist dahin von Israel, denn die Lade Gottes ist genommen!" (V. 22.)

V. 14. 15. Während Eli sich, wahrscheinlich bei einem Priester oder Leviten, nach der Ursache des Getümmels in der Stadt, welches bis zu ihm hinaufdrang, erkundigte, kam der Bote mit der Trauerbotschaft bei ihm an. Eli's Augen waren dunkel. Er war in seinem Alter erblindet, wahrscheinlich am sogenannten schwarzen Staar, der durch Lähmung des Sehnervs entsteht und unheilbar ist. Er konnte daher weder die zerrissenen Kleider, noch das mit Erde bedeckte Haupt des Boten sehen. Dadurch wurde der erschütternde Eindruck der Trauerbotschaft noch erhöht.

V. 16. Ich bin heute aus dem Heere geflohen. Mit diesen Worten bezeichnet sich der Bote als einen, der die Wahrheit zu berichten im Stande ist. Mein Sohn. Ein Ausdruck väterlicher Freundlichkeit, ganz dem sanften Charakter Eli's entsprechend.

V. 17. Da antwortete der Verkündiger. Der Bericht enthält nichts als Thatsachen, eine immer schrecklicher als die andere, und diese Thatsachen treffen den greisen Hohepriester Schlag für Schlag in vier Absätzen: Israel ist geflohen vor den Philistern, eine große Schlacht im Volk ist geschehen, deine beiden Söhne sind todt und dazu ist die Lade des Bundes genommen.

V. 18. Da er der Lade Gottes gedachte. Daß gerade dies dem Eli den Tod bereitete, ist wieder ein Beweis seiner Frömmigkeit. Des Volkes Ehre und Kraft mochte dahin sein; seines Hauses Untergang mochte unaufhaltsam, unvermeidlich sein. Unter dieses Gericht hatte er sich gebeugt mit dem Worte: „Es ist der Herr, er thue was ihm wohlgefällt." Aber der Verlust des Heiligthums an die Heiden gab ihm den Todesstoß. Fiel er zurück, aus Schmerz und Schrecken ohnmächtig geworden. Denn er war alt und ein schwerer Mann: alt und daher schwach, so daß ihn der Schrecken leicht übermannen konnte; schwer, daher war sein Fall um so gefährlicher. Wenngleich Eli's Tod ein schrecklicher war und das Gepräge eines göttlichen Strafgerichts hatte, starb er doch in der Furcht Gottes. Es ist noch überdies ein ehrlicher und rühmlicher Tod, aus Bekümmerniß um die Ehre Gottes zu sterben. Trotz seiner Fehler können wir dem Eli unsere Theilnahme nicht versagen. Er war ein frommer Mann, was nicht nur sein Schmerz über den Verlust der Bundeslade bezeugt, sondern fast mehr noch seine stille demüthige Unterwerfung unter das schwere Gottesgericht, welches ihm angekündigt worden war (3, 16—19); aber er war ein schwacher, allzu nachgiebiger Charakter, was sich besonders in der sündhaften Nachsicht gegen seine Söhne offenbart, welche denn auch das Gericht Gottes über ihn herbeiführte. Er richtete Israel 40 Jahre. Die griechische Bibel-Uebersetzung der Septuaginta liest fälschlich 20 Jahre. Nach Eli's Tod verliert Silo alle Bedeutung als Mittelpunkt des israelitischen Kultus, kein Hoherpriester wohnt mehr daselbst, und die Stiftshütte selbst finden wir fortan an anderen Orten. Wahrscheinlich wurde Silo von den Philistern, denen nach dem großen Siege bei Ebenezer kein israelitisches Heer mehr gegenüberstand, zerstört, obwohl die Geschichte hierüber nichts berichtet.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Die Schlacht. V. 10. 11. Gott läßt in der Geschichte seines Reiches oft Zeiten eintreten, in denen es scheint, als ob der Fürst dieser Welt für immer den Sieg davongetragen hätte. Solche Zeiten sind Zeiten des Gerichts am Hause Gottes, welche den Zweck haben, alle diejenigen, welche in Wahrheit zum Volke des Herrn gehören, offenbar werden zu lassen, der Heuchelei des todten Glaubens und des durch den Schein der Gottseligkeit verdeckten Unglaubens ein Ende zu machen und in den Ernst rechtschaffener Buße hineinzuführen. — Die größten religiösen Vorrechte schützen uns nicht, wenn wir sie nicht recht benutzen. Die Bundeslade selbst gerieth in der Philister Hände, und ihre Träger Hophni und Pinehas wurden beide erschlagen. Denke doch Niemand, daß er sich vor dem Zorne Gottes schützen könne, wenn er den Mantel irgend eines kirchlichen Bekenntnisses umhänge; es werden einmal Viele in die äußerste Finsterniß hinausgestoßen werden, die mit Christo gegessen und getrunken haben. Das Schreien über ein hereinbrechendes Gericht Gottes ist werthlos, wenn dabei das Bekenntniß fehlt: „Das haben wir mit unseren Sünden verschuldet," und wenn man sich nicht in Buße und Glauben zu Gottes Gnade und Barmherzigkeit wendet.

b) Der Wächter. V. 12—15. Die wahre Frömmigkeit offenbart sich in Zeiten großen Unglücks und Leidens darin, daß der Schmerz und die Klage nicht bei dem Verlust irdischer Güter stehen bleibt, sondern ihren höchsten Gegenstand in dem Verlust der Gnadengegenwart Gottes findet. So zeigt sich hier bei Eli die Innigkeit seiner frommen Gesinnung in dem Schweigen des Schmerzes über den Verlust seiner Söhne und in dem Lautwerden des Schmerzes allein über den Verlust der Bundeslade und die Verletzung der Ehre Gottes. Wahre Frömmigkeit spricht mit Assaph: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde." Darum spricht der Herr: „Wer nicht verläßt Vater und Mutter u. s. w. um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der ist meiner nicht werth."

c) Der Bericht. V. 16—18. Es ist gewiß ein schwerer Kummer für fromme Eltern, wenn sie ungerathene, gottlose Kinder haben; doppelt schwer aber, wenn diese Kinder unbußfertig sterben, und die Eltern sich den Vorwurf machen müssen, daß sie selbst durch allzugroße Schwäche und Nachgiebigkeit vielleicht Schuld an dem Unglück ihrer Kinder seien. Eli's Sonne ging in düsterer Wolke unter. Die Sünde und Gottlosigkeit seiner Söhne, welche er durch seine allzugroße Nachgiebigkeit selbst genährt hatte, führten zuletzt sein schreckliches Ende herbei. Gott straft zuweilen gute Männer wegen ihrer Vergehungen mit äußerster Strenge zum Besten und zur Warnung für Andere. — Auch ein plötzliches schreckliches Sterben unter den Schlägen eines selbstverschuldeten Strafgerichts kann ein seliges Sterben in dem lebendigen Gott sein, wenn das Herz unter dem Rufe: „Gott allein die Ehre!" bricht.

Sonntag, den 14. Okt. 1 Sam. 7, 3—17.

Samuel, der Richter.

1. Zeit: 1120 v. Chr.
2. Ort: Mizpa in dem Stamme Benjamin.
3. Zusammenhang: Auf die Niederlage bei Ebenezer folgte eine etwa zwanzig Jahre dauernde Zeit tiefer nationaler Erniedrigung und allgemeiner Verwirrung, über welche wir keine näheren Nachrichten besitzen. Wir wissen nur so viel, daß Samuel während dieser Zeit in allen Stämmen als ein großer Prophet des Herrn anerkannt war und in der Stille auf eine religiöse wie politische Wiedergeburt des Volkes hinarbeitete. Gegen Ende dieser Periode tritt er dann als Richter und Retter Israels auf, versammelt das Volk zuerst zu einem nationalen Bußtage nach Mizpa und führt dann die Heere Israels zum Kampf und Sieg gegen seine Feinde. Die Bundeslade befindet sich in Kiriath-Jearim. Die Philister hatten dieselbe nicht lange behalten. Von dem Herrn mit schweren Plagen heimgesucht (1 Sam. 5), hatten sie das ihnen furchtbar gewordene israelitische Heiligthum zurückgesandt, und die Israeliten hatten dasselbe auf der Höhe des Gebirges Juda in der oben erwähnten Stadt Kiriath-Jearim (d. i. Waldstadt) untergebracht.

4. Wort- und Sacherklärung: V. 3 u. 4. Samuel sprach — etwa 20 Jahre nach dem Verlust der Bundeslade — zum ganzen Hause Israel, wahrscheinlich indem er als Bußprediger das Land durchzog: So ihr euch bekehret. Nach V. 2 ist eine Umkehr des Volkes zu dem Herrn bereits eingetreten und Samuel knüpft nun an die bereits vorhandene reuige Stimmung unter dem Volke an. Von ganzem Herzen. Eine Bekehrung, die nicht das ganze Herz ergreift, ist werthlos in Gottes Augen. Wir stehen hier vor einem unerbittlichen „Entweder-Oder". Thut von euch die fremden Götter. Die fremden Götter, von denen hier die Rede ist und die als Astharoth und Baalim (V. 4) bezeichnet werden, sind die philistäischen, deren Verehrung während des Verfalls des theokratischen Lebens Eingang gefunden hatte. Baal ist die männliche Hauptgottheit der kanaanitischen Völker. Die Griechen vergleichen ihn daher meistens mit Jupiter; häufiger erscheint er auch als Sonnengott (2 Kön. 33, 5), weßhalb er auch nicht selten mit Apollo verglichen wird. Baalim ist die Mehrzahl von Baal, es bezeichnet jedoch nicht verschiedene Gottheiten, sondern nur ein und dieselbe Gottheit nach verschiedenen Arten und Formen seiner Verehrung. In dieser Hinsicht hat Baal verschiedene Beinamen, z. B. Baal Berith (Richt. 8, 33), Baal Melkart, Baal Peor (4 Mos. 25, 1 ff.) Baal Sebub (2 Kön. 1, 2. 3.) Astharoth ist die Mehrzahl von Athoreth, griechisch Astarte (Sternkönigin). Astoreth ist die Mondgöttin, der dem Sonnengott Baal entsprechende weibliche Götze, daher meist neben ihm genannt und mit ihm verehrt. Richtet euer Herz zu dem Herrn u. s. w. Der Hinkehr zu Jehovah muß die Abkehr von den Götzen, der Hinkehr zu dem lebendigen Gott die Abkehr von der Welt und der Sünde vorangehen. So wird er euch erretten. Diese Worte lassen deutlich auf eine Unterdrückung von Seiten der Philister schließen. Der hier zu Grunde liegende Gedanke ist: Stellt ihr euer Bundesverhältniß zu Gott durch aufrichtige und gründliche Bekehrung wieder her, so wird auch Gott sich zu euch kehren und sich als euer Bundesgott wieder erweisen, indem er euch von euren Feinden errettet. Samuels Predigt war nicht vergeblich. Die Kinder Israel thaten von sich den Baalim u. s. w. Der Götzendienst wurde gänzlich beseitigt und die ausschließliche Verehrung Jehovah's wieder hergestellt.

V. 5. Versammelt das ganze Israel gen Mizpa. Der Zweck dieser Versammlung war die Wiederherstellung des Bundes zwischen Gott und dem ganzen Volke, keineswegs die Vorbereitung des Befreiungskampfes gegen die Philister, wenngleich die Letzteren die Versammlung unter diesem kriegerischen Gesichtspunkt auffaßten (V. 7). Der Versammlungsort Mizpa (d. h. Warte) ist wahrscheinlich das heutige Nebi Samuel (d. h. Prophet Samuel). Es lag in dem Gebiet des Stammes Benjamin, fünf Meilen nordwestlich von Jerusalem. Daß ich für euch bitte, nehmlich wegen euren bisherigen Versündigungen, daß dieselben euch vergeben werden. So betete einst Mose für das Volk, nachdem es sich mit dem goldenen Kalbe versündigt hatte (2 Mos. 32, 11 ff.).

V. 6. Und sie schöpften Wasser. Daß dieses Wasserschöpfen und -Ausgießen eine Demüthigung oder einen Thränenerguß bedeuten sollte, ist nicht wahrscheinlich; es war vielmehr eine Reinigung, das mit den Sünden befleckte Wasser wurde ausgegossen zum Zeichen, daß sie nun hofften, die Sünden seien getilgt (vgl. 1 Mos. 35, 2). Und sie fasteten, wie am großen Versöhnungstage geschah (3 Mos. 16, 29). Das Fasten ist ein Ausdruck der demüthigen Beugung vor Gott, wie das Zerreißen der Kleider, Bestreuen des Hauptes mit Asche und das Anlegen eines groben Kleides (Sackes). Samuel richtete. Dieses Richten bestand darin, daß Samuel einerseits Recht und Gerechtigkeit nach dem Gesetz handhabte, andererseits als eigentlicher Regent die inneren Angelegenheiten des Volkes ordnete.

V. 7. Da die Philister hörten, u. s. w. Entweder sahen sie die Versammlung als eine kriegerische an, indem sie nichts von ihrem eigentlichen Zweck wußten, oder sie kannten diesen wohl und wollten Israel in seinem unbewaffneten Zustande überfallen.

V. 8. Die Kinder Israel fürchteten sich, waren also offenbar auf einen feindlichen Ueberfall nicht gefaßt und nicht vorbereitet. Sprachen zu Samuel. Die Frucht der Bekehrung Israels zeigt sich darin, daß das Volk in seiner Noth nicht bei Menschen, sondern bei Gott Hülfe sucht. Laß nicht ab, für uns zu schreien. Samuel hatte dem Volk seine Fürbitte zugesagt unter der Bedingung der Bekehrung (V. 3). Diese Bedingung ist nun erfüllt. Sie haben ihren Gott wiedergefunden, hinter dem sie hergeseufzt (unseren Gott). Samuel betet für das Volk um Rettung aus der Philister Hand. Daß nebenbei auch die nöthigen militärischen Vorbereitungen getroffen wurden, ergiebt sich aus V. 11.

V. 9. Das Brandopfer, welches Samuel im Namen des Volkes darbrachte, sollte die völlige Hingabe Israels an seinen Gott sinnbildlich darstellen.

Der Herr erhörte ihn. Die Erhörung des Gebetes ist in dem V. 10 erzählten Vorgang in der thatsächlichen Hilfe des Herrn enthalten. Man beachte die anschauliche Darstellung des Vorgangs: Samuel ist mit der Darbringung des Opfers beschäftigt, die Philister rücken während dessen immer näher heran, Israel wartet auf Samuels Gebet der Hilfe des Herrn, gewaltige Donnerschläge folgen aufeinander, wahrscheinlich mit Sturm und Hagel verbunden, dadurch werden die Philister in Bestürzung und Verwirrung versetzt, sie ergreifen die Flucht, ihr Vorhaben ist vereitelt.

V. 11. *Beth-Kar* (Haus des Lammes) ist vielleicht identisch mit dem Orte *Korrä*, der zwischen Jericho und Bethsean lag.

V. 12. *Samuel nahm einen Stein.* Denksteine zur Erinnerung an bedeutungsvolle Begebenheiten kommen im Alterthum häufig vor (1 Mos. 28, 18). *Sen* (deutsch: Zahn) war entweder eine zahnähnlich geformte Felsspitze, oder ein auf oder bei einem derartigen Felsen gelegener Ort. *Ebenezer* = Stein der Hilfe. Samuel selbst erklärt die Bedeutung des Namens in den Worten: *Bis hieher hat der Herr geholfen.* Der Stein war also ein Denkstein, welchen das dankbare Volk zur Ehre des Herrn errichtete, der ihm auf so wunderbare Weise zum Sieg verholfen. Dieser Denkstein war um so bedeutungsvoller, da Israel gerade hier, bei Ebenezer, zwanzig Jahre vorher, jene furchtbare Niederlage erlitten hatte, in welcher selbst die Bundeslade in die Hände der Feinde gefallen war.

V. 13. *Die Philister wurden gedämpft,* d. h. gänzlich besiegt, aber nicht unterjocht, so daß ihre nationale Selbstständigkeit aufgehört hätte. Dies war keineswegs der Fall, vielmehr dauerte die Bedrängniß von Seiten der Philister auch fernerhin noch fort, aber es gelang ihnen nicht mehr, mit einer größeren Heeresmacht *in die Marken Israels einzufallen, und in den noch stattfindenden Kämpfen war die Hand des Herrn wider sie.* So lange Samuel lebte, also auch noch zur Zeit Saul's, denn Samuel starb erst wenige Jahre vor Saul.

V. 14. *Es wurden Israel die Städte wieder.* Samuel hält also die Philister nicht nur ferne von den Grenzen Israels, sondern drang auch in das von ihnen besetzte Gebiet ein, und eroberte die israelitischen Städte wieder, welche die Philister an sich gerissen hatten. *Von Ekron an bis gen Gad. Ekron,* die nördlichste der Josua 13, 3 genannten Städte, heißt jetzt *Akir* und liegt 12 Meilen südöstlich von Jaffa. *Gath* ist wahrscheinlich das heutige *Tel es Safieh,* 15 Meilen südlich von Ramleh und 12 Meilen südöstlich von Asdod. Diese beiden Städte selbst sind übrigens nicht eingeschlossen, sondern bezeichnen auf philistäischer Seite die Richtung und Ausdehnung, in welcher die Israeliten die verlorenen Städte wieder erlangten. *Israel hatte Frieden mit den Amoritern.* Diese werden darum erwähnt, weil sie in den erwähnten Gegenden nächst den Philistern die mächtigsten Feinde Israels waren.

V. 15—17. *Samuel richtete Israel sein Leben lang,* d. h. bis zu seinem Tod. Auch während der Regierung Saul's behielt er die Stellung eines Propheten, der über die treue Bewahrung des Bundesverhältnisses zwischen Israel und seinem Gott wachte, und selbst dem Königthum gegenüber machte er noch seine Autorität als letzter Richter geltend. *Zog umher zu Bethel u.s.w.,* um an diesen drei Stätten Gericht zu halten. *Bethel* lag im Gebiete des Stammes Benjamin, an der Grenze des Stammes Ephraim. *Gilgal.* Es gab in Palästina drei Städte dieses Namens. Hier haben wir an das in der Jordanebene, zwischen dem Jordan und Jericho gelegene Gilgal zu denken. Von seinen Rundreisen kehrte Samuel stets nach *Ramath* zurück. Hier hatte er seinen ständigen Wohnort als Besitzer eines Hauses. *Baute dem Herrn einen Altar.* Das Priesterthum war in Zerfall gerathen, das Centralheiligthum seit Eli's Tod aufgehoben. Daher opferte das Volk nun auch an Orten, welche weder durch die Anwesenheit der Stiftshütte, noch durch die der Bundeslade geheiligt waren, und selbst Samuel fügte sich diesem Gebrauch, indem er in Ramath einen Altar erbaute. Nach dem Gesetze sollte freilich nur vor der Stiftshütte geopfert werden; aber so lange Bundeslade und Stiftshütte getrennt waren, und überhaupt kein geordneter Cultus in dem Centralheiligthum stattfand, war die Verehrung Gottes an solchen außergesetzlichen Cultusstätten gestattet.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) *Ein Reformator.* V. 3—6. Jede wahre Bekehrung ist eine Bekehrung *von ganzem Herzen.* Sie beweist sich in dem ernsten und entschiedenen Bruch mit allem, was wider Gott ist, insbesondere mit allem, woran das Herz als an seinem Götzen hängt. Gott fordert das *ganze Herz.* „Niemand kann zweien Herren dienen“ (Matth. 6, 24). — Wie das Heil des Einzelnen, so hängt auch das Heil eines Volkes von der Stellung ab, die es zu Gott einnimmt. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ Wie der Abfall von Gott Unheil und Verderben und inneren Zerfall zur Folge hat, so kann ein innerlich zerrüttetes Volksleben nur durch Rückkehr zu Gott erneuert werden. — Samuel war kein Priester, aber seine Fürbitte für das Volk war eine priesterliche That, durch welche er mit gleichem Rechte wie Mose, der auch nicht dem Amte nach Priester war, als Stellvertreter vor Gott eintreten konnte. In diesem Sinne werden alle Gläubigen des Neuen Bundes als Priester bezeichnet (1 Petri 2, 9). Samuel macht die Bekehrung des Volkes zur Bedingung seiner Fürbitte. Mit vollem Recht; denn keine Fürbitte, auch Christi selbst nicht, kann einem Menschen zu Statten kommen, wenn er nicht wahre Buße thut. — Land- und Reichstage, wenn etwas Gutes darauf soll ausgerichtet werden, sollen mit Buße und Gebet angefangen werden. Ein nationaler Bußtag, wie der zu Mizpa, ist ein Ereigniß, über welches sich die Engel im Himmel freuen. Eine Parallele zu diesem Bußtag Israels bildet die Buße der Niniviten (Jon. 3).

b) *Ein Fürsprecher.* V. 7—12. Während Israel auf dem Bußtag in Mizpa versammelt war, wurde es *von den Philistern überfallen.* So bietet der Satan seine ganze Macht auf gegen einen Sünder, der Buße thut und sich bekehren will. Israel war zum Kampfe nicht gerüstet. Thränen und Gebete waren die Waffen, mit welchen es den Feind aus dem Felde schlug. Samuel *betet* und *opfert* für das Volk. So vertritt uns Christus

vor Gott durch sein Versöhnungsopfer und seine Fürbitte; und wir müssen uns in allen unseren Gebeten auf sein Verdienst und Sühnopfer stützen, wenn wir bei Gott Erhörung finden wollen. Samuel's Gebet wird aufs Herrlichste erhört. Die Philister werden durch Gottes augenscheinliches Eingreifen geschlagen, und Israel erntet mit Freuden die Frucht seiner Bekehrung. Nun da es mit seinem Gott wieder verbunden ist, kann kein Feind ihm wiederstehen. Dasselbe erfährt Jeder, der sich zu Gott bekehrt hat. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!" Samuel feiert den Sieg über die Philister durch die Errichtung eines Denksteins, den er Ebenezer nennt. Der Ruf: Bis hierher hat der Herr geholfen! ist ein Ruf 1. dankbarer Erinnerung an die gemachten Erfahrungen der Hülfe des Herrn (bis hieher!), 2. demüthigen Bekenntnisses, daß mit unserer Macht nichts gethan ist und seine Hülfe allein uns erhält und bewahrt, 3. vertrauensvoller Hoffnung Angesichts der ferneren Hülfsbedürftigkeit.

c) Ein Regent. V. 13—17. Zu dem bekehrten Volke bekannte sich der Herr. Samuel's Richteramt war fortan gekrönt mit Segen und Erfolg. Die an die Philister verlorene Städte wurden wieder gewonnen. Diese siegreichen Kriege Israels mit den Philistern sind ein Bild des Kampfes der Heiligung, in welchem der neue Mensch das Gebiet allmählich wieder erobert, welches der alte Mensch auch nach der Wiedergeburt noch zu behaupten sucht. Wie die priesterliche Fürbitte, so wird auch der priesterliche Opferdienst von Samuel für das Volk verwaltet, woraus wir wohl auf den tiefen Verfall der levitischen Kultusordnung schließen dürfen. Die freiere von dem Centralheiligthum losgelöste Form der Gottesverehrung, der wir hin und wieder im Alten Testament begegnen, ist eine Hinweisung darauf, daß die mosaische Cultusordnung eben nur eine pädagogisch symbolische Bedeutung hatte, und die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit schon damals den eigentlichen Mittelpunkt alles Gottesdienstes bildete.

Sonntag, 21. Okt. 1 Sam. 8, 1—10.

Israel verlangt einen König.

1. Zeit: 1095 vor Chr.
2. Ort: Ramath auf dem Gebirge Ephraim.
3. Einleitende Bemerkungen. Ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte Israels. Das Volk veranlaßt durch das schlechte Verhalten der Söhne Samuel's, sowie durch die drohende Stellung des Ammoniterkönigs Nahas (12, 12) bittet um einen König. Nicht nur Samuel, sondern der Herr selbst erblickt darin eine Verachtung seines Königthums, eine Auflehnung des Volkes gegen seinen himmlischen König. Zwar sollten nach alten Weissagungen (1 Mos. 17, 6; 35, 11) Könige aus Abraham's Samen hervorgehen, und Mose hatte im prophetischen Blick auf diese Zeit bereits ein Königsgesetz gegeben (5 Mos. 17, 14—20). Auch mußte die königliche Würde, die so wesentlich zum Amte des Messias gehörte, ebenso sehr wie die priesterliche und prophetische in der Entwickelung des Alten Bundes vorbildlich dargestellt werden. Aber die Forderung des Volkes war dennoch ungöttlich, weil sie vor der Zeit und ohne den rechten Grund war. Sie verwarfen dadurch Samuel, den der Herr ihnen zum Richter gegeben und in Samuel auch den Herrn selbst. Weil sie einen König wollen, ehe Gott will, giebt er ihnen auch einen König, wie sie ihn wollen, nicht nach dem Herzen Gottes, sondern nach dem Herzen des Volkes, nicht aus Juda's Stamm, aber wohl eines Kopfes höher, denn alles Volk (10, 23).

4. Wort- und Sacherklärung: V. 1. Da Samuel alt ward. Nach der gewöhnlichen Annahme war er um diese Zeit etwa 60 Jahre alt und lebte nach Saul's Erwählung zum König noch ungefähr 10 Jahre. Setzte seine Söhne zu Richtern, d. h. er nahm sie zu seinen Gehülfen an, damit sie an entfernten Orten, wohin Samuel selbst seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr wohl gehen konnte, seine Stelle vertreten möchten. Diese Vorkehrungen Samuels lassen uns darauf schließen, daß er unter der Bürde und den Anstrengungen seines Richteramtes früh gealtert war.

V. 2. Joel ... Abia. In diesen Namen, welche Samuel seinen Söhnen gab, spricht sich seine theokratische Gesinnung, seine Frömmigkeit aus. Joel heißt nehmlich auf Deutsch: „Jehovah ist Gott," Abia: „Mein Vater ist Jehovah." Verseba lag im südlichen Theile des Stammes Juda an der philistäischen Grenze, also in dem Gebiete, welches Samuel nach dem Siege bei Ebenezer den Philistern allmählich wieder entrissen hatte (7, 14). Gerade hier mag die Ausübung des Richteramtes mit besonderen Schwierigkeiten und Beschwerden verbunden gewesen sein.

V. 3. Die Einsetzung der Söhne Samuel's zu Richtern erwies sich als eine verfehlte. Sie wandelten nicht in seinem Wege. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Samuel sich in der Erziehung seiner Söhne derselben Laxheit schuldig gemacht hat, um deren willen er dem Eli das göttliche Gericht hatte verkündigen müssen. Trotzdem mußte er an seinen Söhnen dieselbe traurige Erfahrung machen wie sein Vorgänger im Richteramte. Auch die frömmsten Männer können ihre Frömmigkeit nicht auf ihre Nachkommen vererben; und so viel auch eine fromme Erziehung vermag, den Ausschlag giebt zuletzt doch die freie Selbstbestimmung des zu Erziehenden. Sie neigten sich zum Geiz, was sich darin kundgab, daß sie Geschenke nahmen und das Recht beugten, d. h. sie ließen sich bestechen. Damit übertraten sie das Gesetz des Herrn (2 Mos. 23, 6. 8; 3 Mos. 16, 19) und zerstörten den Grund und Boden, auf welchem das Richteramt im Volk ruhte.

V. 4. 5. Da versammelten sich alle Aeltesten. Die Aeltesten sind hier wie überall die Repräsentanten des Volkes (2 Mos. 3, 16; 12, 21). Das ganze Volk ist demnach in Bewegung gegen den bestehenden Zustand der Dinge. Du bist alt geworden u.s.w. Zweierlei machen die Aeltesten als Grund für die Forderung, die sie stellten, geltend: 1. das Alter Samuel's, also den Mangel an Energie im Regiment, welchem die Einsetzung seiner Söhne zu Mitrichtern nicht abzuhelfen vermochte, 2. den üblen Wandel, das Mißregiment,

seiner Söhne. Setze einen König über uns. Es gereicht dem Volke zur Ehre, daß es diese Verfassungsänderung nicht eigenmächtig vornahm, sondern sich dieselbe durch den Propheten Samuel von seinem himmlischen Könige erbat, wenngleich in eigenwilliger Weise. Der uns richte. Samuel war Richter; sie forderten also nichts Geringeres, als daß er zurücktrete und einen König an seiner Statt einsetze. Wie alle Heiden haben. Im Orient ist die monarchische Staatsverfassung allgemein herrschend; Israel unterschied sich somit schon durch seine theokratische Verfassung wesentlich von allen übrigen Völkern. Gerade diesen Unterschied will das Volk nun aufgehoben wissen. Es will in Bezug auf den Glanz und die Macht königlicher Herrschaft anderen Völkern nicht nachstehen.

V. 6. Das gefiel Samuel übel u. s. w. Er nahm es nicht übel auf, daß sie das Unrecht seiner Söhne rügten, auch nicht, daß sie auf sein Alter hinwiesen, und damit andeuteten, daß er nicht mehr im Stande sei, die ganze Last des Amtes zu tragen, während seine Söhne übel thaten. Was ihm mißfiel, war das Verlangen nach einem König, als Träger des Regiments. Dieses Verlangen war in dreifacher Hinsicht unrecht und sündlich. 1) Sie verlangten einen König statt des von Gott bestellten und herrlich legitimirten Richters Samuel. Das war ein Unrecht gegen Samuel und somit eine Sünde gegen den Herrn. 2) Dem Verlangen nach einem Könige lag bei dem Volke der Wahn zu Grunde, daß Gott ohnmächtig sei, ihnen zu helfen. Anstatt in ihrer Sünde, suchten sie in ihrer Verfassung den Grund ihres Unterliegens im Kampf gegen die Feinde, und meinten in dem Königthum eine Hilfe neben Gott zu finden. Das war ein Mangel an Gottvertrauen, also abermals eine Versündigung gegen Gott. Dazu kam 3) daß sie nicht warteten, bis Gott ihnen einen König gab, sondern eigenwillig einen König forderten, wenn sie einen solchen für nöthig hielten, also ihr Urtheil in anmaßender Weise über das Urtheil Gottes stellten. Samuel betete. Tief ergriffen von der in jener Forderung des Volkes liegenden Versündigung, trug er die ganze Angelegenheit dem Herrn vor, und erwies sich auch hierin wieder, wie bei jedem wichtigen Wendepunkte in der Geschichte seines Volks, ganz als der demüthige, Gott ergebene Mann und Held des Gebets.

V. 7—9. Gehorche der Stimme des Volks. Die Erwählung eines Königs, d. h. eines einheitlichen Regenten des ganzen Volkes nach innen und außen stand nicht im Widerspruch mit der Idee der israelitischen Theokratie, sonst hätte Gott die Forderung des Volkes nicht bewilligt. Unrecht war die Forderung nur, weil dieselbe nicht in der rechten Gesinnung gestellt worden war. Dies spricht auch der Herr deutlich aus in den Worten: Sie haben nicht dich u. s. w. Wie herablassend redet der Herr hier mit seinem Knechte! Er zieht ihn ab von der Betrachtung des Undanks, den das Volk gegen seine treue Amtsführung bewies, und weist ihn dagegen hin auf die viel schwerere Beleidigung der göttlichen Majestät. Sie verwarfen die Herrschaft ihres himmlischen Königs, und wollten nach der Heiden Weise regiert sein. Darin lag der eigentliche Kern ihrer Versündigung. Es war dieselbe Sünde der seit der Errettung aus Egypten so oft bewiesenen abtrünnigen Gesinnung, welche hier wieder hervortrat. Das in solcher Gesinnung verlangte Königthum war um nichts besser, als das Verlassen Jehovah's, um andern Göttern zu dienen. Verkündige ihnen das Recht des Königs. Das „Recht" ist hier nicht das wirkliche, von Gott dem Könige eingeräumte Recht, sondern das Recht, welches ein asiatischer Despot sich anmaßt, ohne daß äußere, menschliche Schranken ihn zurückhalten. Worin dieses Recht besteht, wird V. 11—16 auseinandergesetzt.

V. 10. Dem göttlichen Auftrage gemäß hält nun Samuel dem Volke das Recht des Königs vor, um, wie aus V. 19 hervorgeht, dasselbe womöglich noch zu bewegen, daß es von seiner Forderung abstehe; aber „es weigerte sich zu gehorchen der Stimme Samuels und sprachen: Mit nichten, sondern es soll ein König über uns sein" u. s. w.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) Das Verlangen der Aeltesten. V. 1—5. Die Aeltesten begründeten ihre Forderung mit Samuels Alter und dem übeln Verhalten seiner Söhne. Das Letztere war aber offenbar mehr ein Vorwand, denn gegen dergleichen Mißbräuche bot das Königthum noch weniger eine Abhilfe dar, als das Richteramt. Auf Samuel muß aber trotzdem dieser Hinweis auf das Mißverhalten seiner Söhne einen schmerzlichen Eindruck gemacht haben. Denn es giebt für fromme Eltern keinen größeren Schmerz als den, ungerathene Kinder zu haben. — Die Beschaffenheit der Regierung des Landes durch Samuel und seine Söhne war — wenngleich das Verhalten der Letzteren höchst strafbar war — doch nicht derart, daß eine Aenderung der Verfassung nothwendig gewesen wäre. Das Volk war eben des Richteramtes überdrüssig geworden, und sehnte sich nach Veränderung. Unzufriedenheit, Freude an der Veränderung und das Verlangen nach äußerem Glanze sind dem Menschen natürlich, sie begleiten ihn von der Wiege bis zum Grabe, wenn Gottes Gnade ihn nicht befreit. Und wo diese Triebe einmal vorhanden sind, da findet sich immer leicht ein Vorwand, dieselben zu befriedigen. — Nach der theokratischen Verfassung Israels herrschte der Herr selbst als unsichtbarer, himmlischer König über sein Volk, und die Richter waren nur die Werkzeuge dieses unsichtbaren Königs. Dies genügte dem Volke nicht mehr, sie wollten einen sichtbaren König, der vor ihnen herzöge, nach der Weise der anderen Völker. Es fehlte am rechten Glauben. Der Gott, den sie nicht sinnlich wahrnehmen konnten, stand ihnen zu ferne; sie wollten ihren König mit Augen sehen und mit Händen greifen können. Wie tief wurzelt auch diese Denkweise in dem Herzen des natürlichen Menschen! Was wir nicht sinnlich wahrnehmen können, hat keine Realität für uns. Daher ist es dem unwiedergeborenen Herzen so schwer, auf Gott zu vertrauen und für den Himmel zu leben.

b) Der Kummer des Richters. V. 6. Samuel tritt uns an diesem Wendepunkt der Geschichte des Volkes Gottes auch in der Reihe der Männer Gottes entgegen, welche die Bibel als Helden im Gebet uns vor Augen führt, wie Abraham, Moses, Josua, David, Elias. Zum Volke redend, vertrat er vor demselben Gott als sein Prophet; zu Gott flehend, vertrat er vor Gott das Volk als sein

priesterlicher Mittler. — Samuel's Beispiel lehrt uns, wie wir im Gebet zu Gott fliehen und uns von ihm leiten lassen müssen, wenn unser Herz durch schwere Anfechtungen beunruhigt und gequält wird.

c) Die Entscheidung des Herrn. Das Verlangen des Volkes nach einem Könige war gottwidrig, sündig. Dennoch erfüllte Gott dasselbe. Diese Erfüllung bereitete das von Gott gewollte Königthum David's vor, erwies sich aber zunächst als Strafe für das eigenwillige Volk in der untheokratischen Regierung Saul's, der um seines Abfalls willen von Gott verworfen werden mußte. Wir erkennen hieraus das Verhältniß des göttlichen Willens zum menschlichen, wo dieser sich in sündlicher Weise dem göttlichen entgegenstellt. Gott hebt nie die Freiheit des menschlichen Willens auf. Zwar sucht er denselben durch die Offenbarung in seinem Worte von der verkehrten Richtung zurückzubringen (Erklärung zu V. 10), schließlich aber überläßt er ihn stets seiner freien Selbstbestimmung. Ist die Warnung und Mahnung durch das Wort fruchtlos geblieben, so muß die menschliche Verkehrtheit dennoch zur Realisirung der göttlichen Reichs- und Heilspläne dienen. So wurde hier David's Königthum vorbereitet; und in ähnlicher Weise ist im N. T. die größte Sünde des Bundesvolkes, daß es seinen König kreuzigte, die Veranlassung geworden zu der Erlösung der Welt. Der Mensch aber, welcher seinen Willen dem göttlichen Willen gegenüber eigensinnig durchgesetzt hat, muß die Folgen seiner Verkehrtheit als seine Strafe tragen. So hier Israel, welches die Erfahrung machen mußte, daß der von ihm geforderte König verworfen wurde; so aber auch jeder einzelne Mensch, der während seines Erdenlebens seinen Willen nicht unter den Willen Gottes beugen wollte, und hernach in der ewigen Trennung von Gott die Folgen seiner Verkehrtheit tragen muß.

Sonntag, den 28. Okt. 1 Sam. 10, 17—27.

Saul's Erwählung zum König.

1. Zeit: 1095 v. Chr.
2. Ort: Mizpa im Stamme Benjamin.
3. Einleitende Bemerkungen: Die Wahl des ersten Königs von Israel ist eine höchst merkwürdige Begebenheit. Der Herr wählt ihn aus und bezeichnet ihn seinem Propheten; und dennoch erweist er sich nachher nicht als der rechte, als der Mann nach dem Herzen Gottes. Von Samuel selbst in die Gemeinschaft mit Gott und in seinen Beruf eingeführt, mit Gaben des hl. Geistes angethan, dabei voll Muth und Kraft, vermag er dennoch die Gesinnung eines Königs des Bundesvolkes nicht zu bewahren. Er handelt nach eigenem Willen, in rohem Kraftgefühl, mit dem Streben, geistliche und weltliche Allgewalt im Volke an sich zu reißen, und geräth so auf den Weg, Israel seines eigenthümlichen Kleinods, seiner Gottesherrschaft, zu berauben. Daß er aber dennoch von Gott ausersehen war, ist eine Thatsache, welche in der Geschichte der Offenbarung manche Analogie findet, z. B. in der Wahl des Judas zum Apostel. Die Vorgeschichte der Erwählung Saul's, sein Suchen nach den verlorenen Eselinnen seines Vaters, sein Besuch bei Samuel und seine Salbung zum Könige wird Kap. 6—10, 16 erzählt. In unserer Lektion wird dann weiter berichtet, wie Saul durch's Loos förmlich zum König eingesetzt und dem Volk vorgestellt wird.

4. Wort- und Sacherklärung: V. 17. Samuel berief das Volk. Die Volksversammlung, welche Samuel nach Mizpa beruft, weil sich an diesen Ort die Erinnerung an die Kap. 7, 5 ff. berichtete große Siegesthat knüpfte, hat den Zweck, die im Verborgenen geschehene Erwählung Saul's zum König Israels vor allem Volke zu constatiren, und dem erwählten Könige die Weihe zu seinem Amte zu ertheilen. Es war von Wichtigkeit, daß dies vor den Repräsentanten des ganzen Volkes geschah, weil sonst leicht Unzufriedenheit entstehen und die auf der Versammlung nicht vertretenen Stämme dem Könige die Anerkennung versagen konnten. Vor dem Herrn. Dieser Ausdruck wird gebraucht entweder 1) weil die Bundeslade zu dieser Versammlung nach Mizpa gebracht worden war, oder 2) weil der Herr überhaupt bei jeder Versammlung seines Volkes gegenwärtig gedacht wird, oder 3) weil in diesem Falle Gottes Gegenwart und Entscheidung bei der Königswahl in ganz besonderer Weise erfleht und erwartet wurde.

V. 18. Das Volk ist nach Mizpa „zu dem Herrn" versammelt worden; nun redet der Herr, als der himmlische König Israel's, zu seinem Volke durch Samuel. In kurzen, schlagenden Worten hält Samuel dem Volk die königlichen Thaten vor, durch welche sich der Herr an ihm verherrlicht hatte: Die Herausführung aus Egypten, die Errettung aus der Hand der Egypter (unmittelbar nach der Ausführung) und die Errettung aus der Hand aller der Königreiche, die sie bedrückt hatten. Die letzten Machtthaten Gottes erstreckten sich herab bis auf die neueste Zeit, bis auf den Sieg von Mizpa (7, 5), von dem der „Stein der Hilfe" vor ihren Augen Zeugniß ablegte. Im Lichte dieser Thatsachen erscheint die Sünde der Verwerfung Jehovah's um so größer und strafbarer.

V. 19. Ihr habt euren Gott verworfen. In wiefern das Verlangen nach einem Könige ein „Verwerfen Gottes" war, ist in der vorigen Lektion zu V. 6—9 erklärt worden. Tretet nun vor den Herrn nach euren Stämmen. Nach der scharfen Strafrede, in welcher dem Volke noch einmal die ganze Bedeutung seines Begehrens vom religiösen Gesichtspunkte aus vor Augen geführt worden, erfolgt die thatsächliche Gewährung der Forderung des Volks nach dem göttlichen Befehl (8, 22) durch die Aufforderung zur Wahl durch's Loos. Das Volk soll herzutreten vor den Herrn, d. h. vor den Altar, welchen Samuel nach Kap. 7, 9 dem Herrn errichtet hatte. Nach euren Stämmen und Freundschaften, nach dem Hebräischen: „und Tausenden." Mose hatte das Volk zur Erleichterung der Rechtspflege nach Tausenden, Hunderten u. s. w. abgetheilt, und über jede solche Abtheilung Hauptmänner gesetzt (2 Mos. 18, 25). Diese Eintheilung schloß sich wahrscheinlich an die natürliche Gliederung in Geschlechter und Familien an, so daß die Bezeichnung „Tau-

sende" gleichbedeutend ist mit „Geschlechter", da ein Geschlecht wohl an tausend Familienhäupter umfassen mochte. Daß der König durch's Loos und nicht durch Volksabstimmung erwählt wurde, entspricht ganz dem Charakter der israelitischen Theokratie. Der König sollte nicht aus einer Volksmacht hervorgehen; Jehovah selbst sollte seinem Volke einen König geben, wie er ihm bisher die Richter gegeben hatte.

V. 20. 21. Nach dem auch sonst üblichen Verfahren beim Loosen wurde zunächst der Stamm, dann der Reihe nach das Geschlecht, die Familien und schließlich das einzelne Glied der Familie durch das Loos bestimmt. Wie das Loosen selbst hier vorgenommen wurde, ist nicht gesagt. Gewöhnlich geschah es durch Werfen der zu diesem Zwecke bestimmten Würfel oder Täfelchen (Jos. 18, 6. 8; Jon. 1, 7; Ezech. 24, 7); doch kam auch das Nehmen des Looses aus einem Gefäße vor (4 Mos. 33, 54; 3 Mos. 6, 9). Das Letztere scheint hier der Fall gewesen zu sein. Unter den Stämmen Israels wurde nun der Stamm Benjamin, unter den Geschlechtern dieses Stammes das Geschlecht Matris (ein sonst nie vorkommender Name), unter den Familien dieses Geschlechtes die Familie Kis und schließlich unter den einzelnen Glieder dieser Familie Saul getroffen. Da das Resultat des Looses unter den Israeliten als Entscheidung Gottes angesehen wurde, so diente dasselbe hier nicht nur dazu, Saul als den von Gott erwählten König bei dem Volke zu beglaubigen, sondern es gab auch diesem selbst die volle Gewißheit, daß seine Erwählung und Salbung durch Samuel in Uebereinstimmung mit dem götlichen Willen geschehen sei. Sie fanden ihn nicht. Saul, welcher in Folge der Eröffnungen Samuels zum Voraus wußte, was das Ergebniß des Loosens sein würde, hatte sich versteckt, und zwar entweder um sich seiner Erhebung auf den Königsthron zu entziehen, oder, was wahrscheinlicher ist, aus verzeihlicher Schüchternheit und aufrichtiger Demuth.

V. 22. Sie fragten den Herrn, mittelst des Urim und Thummim (L.: „Licht und Recht"), welches sich auf dem Brustschild des hohepriesterlichen Leibrocks befand. Worin dieselbe eigentlich bestand, läßt sich nicht sicher ermitteln. Die Befragung Jehovah's durch dieses Mittel sollte nach 2 Mos. 28 allerdings durch den Hohenpriester geschehen. Da jedoch das hohepriesterliche Amt zu dieser Zeit unbesetzt war, müssen wir annehmen, daß irgend ein Priester an dem hohepriesterlichen Amtsschmuck diese feierliche Befragung vornahm. Er hat sich unter die Geräthe versteckt. Die Geräthe sind ohne Zweifel das Reisegepäck des zu Mizpa zusammengekommenen Volks.

V. 23. Sie holten ihn. Es ist ein schöner Charakterzug Saul's, daß er bei dieser Gelegenheit bescheiden zurücksteht und wartet, bis er gesucht und aus seinem Versteck herbeigeholt wird. Er war eines Hauptes länger denn das Volk. Saul's stattliche Größe und kriegerische Schönheit wird hier wieder, wie schon Kap. 9, 2 ausdrücklich hervorgehoben. Das war ein König, wie ihn das Volk begehrte, das Fleisch für seinen Arm hielt, ein König nach dem Geschmack der „Heiden" umher. Imponirende Körpergestalt galt im ganzen heidnischen Alterthum als ein Hauptvorzug eines Königs oder Feldherrn. Man denke nur an die homerischen Helden.

V. 24. Und Samuel sprach: Da sehet ihr, welchen der Herr erwählet hat. Aus der ganzen Darstellung ist klar, daß, was hier von der göttlichen Erwählung gesagt wird, nicht in dem Sinn zu nehmen ist, als wäre Saul wirklich der Erwählte Gottes, d. h. „ein Mann nach dem Herzen Gottes" gewesen. Gott gab Israel einen König, wie sie ihn wollten. Dies deutet auch Samuel an, wenn er als Kennzeichen des Erwählten Gottes die Alle überragende Größe Saul's nennt („ihm ist keiner gleich"). Als später derselbe Samuel den Auftrag erhielt, den König zu salben, den Gott selbst seinem Volke geben wollte, den „Mann nach dem Herzen Gottes", gab ihm Gott die Weisung: „Siehe nicht an seine Gestalt .... denn es gehet nicht, wie ein Mensch siehet; ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an." (1 Sam. 16, 7.) Das Zeugniß Samuels: „Das ist der vom Herrn erwählte König," in Verbindung mit dem Eindruck der königlichen Erscheinung Saul's erwecken eine mächtige Begeisterung unter dem Volk, welche Ausdruck findet in dem Huldigungsruf: Glück zu dem Könige! was unserem: „Es lebe der König!" entspricht.

V. 25. Alle Rechte des Königreiches. Diese Rechte des Königreiches sind wohl zu unterscheiden von dem „Recht des Königs" Kap. 8, 11 ff., wo Samuel dem Volke die angemaßten Befugnisse dargelegt hat, wie sie von den heidnischen Despoten in unumschränkter Willkür ausgeübt wurden. Die hier erwähnten „Rechte des Königreiches" stimmten unzweifelhaft im Wesentlichen mit dem Königsgesetz 5 Mos. 17, 14—20 überein und handelten also von der Stellung, welche der König in dem theokratischen Staate Gott und dem Volke gegenüber einnehmen sollte. Das Wesen des theokratischen Staates aber bestand eben darin, daß der Wille Gottes, als des himmlischen Königs, beide, König und Volk, regierte und beherrschte. Legte es vor den Herrn. Die Art und Weise, wie dies geschah, ist nicht näher angegeben. Jedenfalls wurde die Schrift als heilige Urkunde der Aufrichtung und Regelung des theokratischen Königthums an einer sicheren Stelle, „vor dem Angesichte des Herrn," niedergelegt und den Priestern zur Bewahrung übergeben. Trotzdem ist dieselbe verloren gegangen. Samuel ließ alles Volk gehen. Das Königthum tritt noch zurück hinter das Prophetenthum, was darin angedeutet ist, daß nicht Saul, sondern Samuel die Entlassung des Volkes vollzieht.

V. 26. Saul ging heim in seines Vaters Haus nach Gibea und zu seiner früheren Beschäftigung, dem Ackerbau. Hierin zeigt sich nicht nur Sauls demüthiger Sinn, sondern auch seine richtige Beurtheilung der Verhältnisse. Die Monarchie war noch so neu in Israel, daß der König keine allgemeine und willige Anerkennung erwarten durfte (besonders nicht nach den V. 27 erwähnten Vorgängen), bis er sich durch einen siegreichen Kriegszug als Befreier Israels von seinen Feinden bewährt hatte. Saul erwartete daher in stiller Zurückgezogenheit die Zeit, da der Herr ihm Gelegenheit geben würde, sich als König um das Volk Israel verdient zu machen. Diese Gelegenheit bot

sich bald. Doch begleitete den Saul schon jetzt **ein Theil des Heeres, welcher Herz Gott rührte**, daß sie ihrer Pflicht eingedenk waren.

V. 27. Die Gegner Saul's werden als **lose** (nichtswürdige) **Leute** bezeichnet. Ihre Opposition tritt zu Tage 1) in der Verachtung Saul's und seines Königthums als einer völlig unnützen Institution; 2) in der Verweigerung der Geschenke, die nach morgenländischer Sitte dem Könige als Zeichen der Ehrerbietung und des Gehorsams gebührten. Denn freiwillig dargebrachte Geschenke oder Gaben gehörten zu den regelmäßigen Einnahmen der Fürsten. Saul's Verhalten diesen Feinden gegenüber zeugt von Selbstbeherrschung, aber auch von großer Klugheit. Denn wenn Saul auch das Recht gehabt hätte, jetzt schon gegen solche schnöde Verächter seines Amtes energisch einzuschreiten, so hätte das doch für seine Stellung zu dem ganzen Volk leicht sehr nachtheilig werden können, besonders wenn diese offenen Gegner — was wahrscheinlich ist — den Stammeshäuptern der größeren, früher mit der Führerschaft betrauten Stämme Juda und Ephraim angehörten.

5. Zur Erklärung und Erbauung: a) **Israel verwirft seinen Herrn als König.** V. 17 bis 19. Diese Sünde wird dem Volke in ernster Bußpredigt vorgehalten. Die kräftigsten Mittel zur Erweckung wahrer Buße sind 1) die demüthigende Erinnerung an die ohne Verdienst erfahrenen Gnadenerweisungen, in denen sich der Herr als unser barmherziger Vater bezeugt hat (V. 18); 2) die strafende Vorhaltung unseres Undanks und unserer Untreue, mit der wir ihm gelohnt haben (V. 19) und 3) die beschämende Hinweisung auf die dennoch nicht von uns weichende Gnade und Treue Gottes, mit der er sich sogar zu unseren oft sündlichen Wünschen herabläßt.

b) **Israel sucht einen König.** V. 20—22. Die Anwendung des Looses, um in zweifelhaften Fällen eine Entscheidung nach dem Willen Gottes (Spr. 16, 30) herbeizuführen, kommt im A. T. sehr häufig vor, und zwar nicht selten, wie in unserer Lektion auf ausdrücklichen göttlichen Befehl; denn daß Samuel hier in göttlichem Auftrage handelt, unterliegt keinem Zweifel (vgl. 3 Mos. 16, 8 ff. 4 Mos. 17. 4 Mos. 26, 55 ff. Jos. 14, 2. Jos. 7, 14 ff. 1 Sam. 14, 41 ff. Jon. 1, 7 u. A.). Im N. T. kommt das Loos nur Apg. 1, 26 bei der Erwählung des Apostels Matthias vor. Nach dem Vorgang der Brüdergemeinde, welche die Anwendung des Looses bei den verschiedensten Gelegenheiten, besonders auch bei der Besetzung von Aemtern und Eheschließungen empfiehlt, haben viele Gläubige den Gebrauch angenommen, in zweifelhaften Fällen das Loos entscheiden zu lassen. Dabei wird aber oft arger Mißbrauch getrieben. Nun geht es freilich nicht an, dem Christen den Gebrauch des Looses ganz zu verbieten. Was im A. T. Gott selbst angeordnet und im Neuen die Apostel gethan haben, dürfen wir nicht für unrecht erklären. Wohl aber muß vor dem Mißbrauch des Looses gewarnt und darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine Anwendung des Looses ohne vorhergehendes ernstes Gebet, ohne völliges Vertrauen auf das Walten der göttlichen Vorsehung und ohne willige und völlige Unterwerfung unter die Entscheidung des Looses ein sündhaftes und Gott mißfälliges Beginnen ist.

c) **Israel findet einen König.** V. 23—27. Obwohl Saul ein vom Volke Gott abgezwungener König und nicht wie David ein „Mann nach dem Herzen Gottes" war, so berechtigte die Gesinnung, welche er bei seinem Regierungsantritt an den Tag legte, doch zu den besten Hoffnungen. Besonders zeichnete er sich durch seine **Demuth** und **Bescheidenheit** aus. Wahre Demuth und Bescheidenheit **wurzelt** in einem vom Geiste Gottes berührten Herzen (10, 6), sie **beweist sich vor Gott** in dem Bekenntniß der Unwürdigkeit und Untüchtigkeit für den Dienst in seinem Reich, **vor Menschen** in bescheidener Zurückhaltung (V. 22) und im Schweigen (27); sie wird gekrönt von Gott mit dem Beruf zu seinem Dienste (21. 24), und von den Menschen mit dem von Gott gewirkten Beifall der Herzen (26).

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Herbstpflügen. Irgend Jemand, der die besten Betriebsmethoden in Europa beobachtet hat, wird die Wichtigkeit der vollkommensten Herrichtung des Bodens für die Aufnahme der Saat begreifen. Das Beackern fügt dem Boden Nichts hinzu, aber es begünstigt die Veränderung der Formen der für die Ernährung der Pflanzen erforderlichen Substanzen, und somit ist Pflügen und Eggen indirekt dem Wuchs förderlich. Der Boden ist die große Vorrathskammer der Pflanzen-Nährstoffe und er hält dieselben in Folge ihrer Unlöslichkeit zurück. Ferner, es ist nur durch die Einwirkung der Luft und aller dieser chemischen und anderen Vorgänge, die mit den Namen Verwitterung, Nitrifikation u.s.w. belegt werden, daß die nothwendigen Substanzen in eine lösliche Form übergehen und so zur Aufnahme von den Wurzeln der wachsenden Pflanzen geeignet sind. Die Chemie des Bodens, indem sie besser verstanden wird, lehrt in erster Linie die Wichtigkeit des häufigen Lockerns der Oberfläche des Culturfeldes. Aus diesem Grunde empfiehlt sich das Pflügen im Herbst. Auch aus andern Gründen mag die Stoppel oder der Rasen im Herbst untergepflügt werden. Nicht nur cirkulirt die Luft freier und der Prozeß der Zersetzung unlöslicher Substanzen geht schneller vor sich, sondern die mechanische Beschaffenheit des Bodens wird noch bedeutend verbessert. Sollten Insekten, deren Larven oder Engerlinge im Boden sein, wirft das Herbstpflügen sie aus ihren Winterquartieren und viele gehen zu Grunde. Abgesehen von diesen Vortheilen, herrscht um diese Zeit ein verhältnißmäßiger Stillstand in

den Feldarbeiten und alles Pflügen oder sonstige Beackerung des Bodens vermindert wesentlich die Eile in den geschäftigen Monaten des Frühlings. Der nachdenkende und erfolgreiche Farmer plant seine Arbeiten derartig, daß die eine Jahreszeit in mehr als einer Hinsicht der andern hilft.

Pflanzen in Töpfen. Mit Eintritt kalter Witterung werden die schönsten Pflanzen in Töpfe gesetzt und in's Haus genommen. Es ist zu bedenken, daß die Nährfläche der Wurzeln sehr beschränkt wird und daß die Topferde deshalb sehr gut sein muß. Auch muß man sorgfältig mit dem Aufnehmen der Pflanzen umgehen, daß nicht zu viel Erde abfällt, sonst möchten die Pflanzen leicht vertrocknen. Kürzlich in Töpfe gesetzte Pflanzen erfordern viel Wasser, besonders wenn sie in ein Zimmer mit ziemlich hoher Temperatur kommen. Außerdem müssen die Pflanzen Sonnenschein und Luft haben. Die Fenster an der südlichen Seite des Hauses sind immer die besten. Bei geeigneter Pflege (und dieselbe macht nicht viel Mühe, wenn alles rechtzeitig geschieht) kann man im Winter eine hübsche Sammlung Pflanzen haben, die durch ihren Anblick das Auge erfreut und durch ihren wohlriechenden Geruch uns erquickt, wenn draußen alles erstarrt ist.

Sommerblühende Zwiebeln und Knollen werden im Herbst, ehe der Frost eintritt, aufgenommen, einige Tage an der Luft getrocknet und dann an einem frostfreien Ort aufbewahrt. Narzissen, Crocus, Tulpenzwiebeln und Päonienwurzeln sollten Ende September oder Anfangs Oktober ausgepflanzt werden. Diese Blumen erfordern einen reichen Boden und einen warmen sonnigen Platz im Garten. Nachdem die Gartenbeete im Herbst hergerichtet, pflanze man die Zwiebeln und Tulpen drei Zoll tief und sechs Zoll von einander. Man bedecke sie mit Erde und ehe der Frost eintritt, bedecke man das Beet mit etwas Streu oder Laub. Im Frühjahr entferne man dasselbe, lockere den Boden ein wenig, und wenn dann die Zwiebeln emporkeimen, gebe man Acht und wache gegen Nachtfröste und decke das Beet in kalten Nächten zu. Auch müssen die Gartenbeete immer etwas höher sein als der Rasenplatz. Bleibt Wasser auf einem Gartenbeete stehen, so verfaulen die Pflanzen. Narzissen und Crocus werden etwas näher zusammen gepflanzt. Die Päonie sollte einen immerwährenden Platz haben im Garten. Man nimmt die Wurzel im Herbst nicht auf, sondern läßt sie stehen; sie braucht eine etwas erhöhte Lage, guten reichen und lockern Grund, und nie darf auf diese Gartenbeete getreten oder herumgelaufen werden. Die übrigen Gartenbeete sollten im Herbst gut gedüngt werden. Man gräbt den Dünger ein und mit dem Rechen und Spaten macht man die Beete ein wenig in Ordnung, damit der Garten nicht so unansehnlich aussehe.

Grüne Bohnen einzumachen. Die Bohnen müssen jung und zart sein, werden dann abgewaschen, abgezogen und geschnitten und roh eingesalzen und behandelt wie Sauerkraut. Die Gefäße müssen äußerst rein gehalten werden. Man nimmt zu einem Eimer voll grüner Bohnen eine Handvoll Salz, stoßt die Bohnen fest in den Topf oder Faß und fülle nie den Topf zu voll, da die Bohnen beständig unter der Brühe gehalten werden müssen, sonst verderben sie. Dann bedecke man dieselben mit einem reinen weißen Tuch und einem runden Brett und beschwere dieses mit einem schweren Stein. Man muß von Zeit zu Zeit nachschauen, Tuch, Brett und Stein rein abwaschen und sollte die Brühe zu sehr eingetrocknet sein, so muß man die Bohnen wieder mit etwas Wasser bedecken oder mit gekochtem Salzpökel nachgießen.

Sauerkraut. Man nimmt zu einem Eimer feingeschnittenes Weißkraut, eine kleine Handvoll Salz, verfährt genau wie beim Einmachen der Bohnen, nur muß man es eine Zeitlang oben stehen lassen in der Wärme, bis es gut durchsäuert ist; es erhält dadurch einen viel bessern Geschmack. Es muß immer rein gehalten und mit Brühe bedeckt sein. Im Winter stellt man es in den Keller.

Wie man Sauerkraut kocht. Man nimmt eine eiserne Pfanne, thut einen großen Löffel voll Schmalz hinein und ein Quart Sauerkraut, läßt es eine Stunde langsam kochen und gießt fortwährend ein wenig kochendes Wasser nach, damit es nicht anbrenne. Dann thue man es aus der Pfanne, nehme einen andern Löffel voll Schmalz, einen Theelöffel voll Mehl und rühre es, während die Pfanne heiß wird, hinein. Das Kraut wird wieder in die Pfanne gethan, beständig umgerührt und zuletzt wird eine rohgeriebene Kartoffel hinein gerührt. Man lasse das Ganze noch zehn Minuten kochen und es ist fertig zum Gebrauch.

Eine andere Weise Sauerkraut zu kochen. Man nimmt ein Stück frisches Schweinefleisch und zwei Quart Sauerkraut, man läßt es langsam zwei Stundenlang kochen, giebt Acht, daß es nicht anbrennt. Um dieses zu verhüten, gießt man, so oft die Brühe sich verkocht, ein wenig kochendes Wasser in den Topf.

Kartoffelmus. Zu obigem Gericht paßt Kartoffelmus. Man kocht Kartoffeln mit Wasser und Salz. Nachdem sie weich gekocht sind, werden sie abgegossen und fein gestampft; dann nimmt man einen großen Löffel voll Butter, etwas süße Milch oder kochendes Wasser, rührt die Kartoffeln gut durcheinander und sieht, ob sie recht gesalzen sind. Dann thut man die Kartoffeln in eine heiße Schüssel und kann nach Belieben in Butter braun gebratene Zwiebeln oder feingestoßenen, in Butter gelb gerösteten Zwieback oder mit fein gewürfeltem, gelb gebratenem Speck dick bestrichen, beifügen.

Der Keller. Die Hochfluth im letzten Frühjahr sollte öfter unsere Aufmerksamkeit auf die Keller lenken. Nichts schadet der Gesundheit mehr als ein nasser und feuchter Keller. Was immer im Keller aufbewahrt wird, Winter oder Sommer, es sollte ein jedes darnach schauen, daß nichts Verfaultes oder Verdorbenes im Keller stehen oder liegen bleibt, weil dadurch Fieber und ansteckende Krankheiten entstehen. Dann haben manche Leute die Gewohnheit, altes Holz und allerlei Rumpelzeug, das sie fast nie gebrauchen, im Keller aufzubewahren. Es werden diese unnöthigen Sachen schimmlich und

verbreiten einen schlechten Geruch. Diese verdorbene Luft wird von den Bewohnern des Hauses eingeathmet. Ein guter Keller sollte im Sommer kühl und frisch sein und im Winter warm genug, um die Sachen zu schützen vor Frost und Kälte. Derselbe sollte jeden Tag gelüftet werden und Durchzug haben, es sei denn es ist zu kalt. Sind die Kellerwände feucht, so mache man Mörtel von hydraulic Cement und bestreiche die Wände damit. Ferner kann auch ein fester und dauerhafter Kellerboden von diesem Cement gemacht werden. Man nimmt vier Theile groben Kies, ein Theil Kalk und ein Theil Cement. Kies und Cement wird trocken durcheinander gemengt und 6 bis 8 Zoll tief auf den Kellerboden ausgebreitet. Der Kalk wird mit Wasser angemacht und eine ebene Schicht von diesem wird über den Kies und Cement gelegt, darnach läßt man den Boden trocknen. Dann nimmt man eine zweite Lage, bestehend aus einem Theil Cement und zwei Theilen Sand. Es wird wieder recht eben gemacht und mit abgelöschtem Kalk fest gesetzt und darnach getrocknet.

Chronik der Gegenwart.

Monopol oder Centralisirung der Regierungsgewalt? Diejenigen Leute, welche den Mund so weit aufthun gegen die Centralisation in unserer Bundesregierung, vergessen gewöhnlich, daß in den Ver. Staaten Centralkräfte walten, die tausendmal schlimmer sind als eine starke, centralisirte Bundes-Regierung, nämlich — die Monopole.

Die Eisenbahnen-, die Telegraphen- und viele andere Compagnien sind Monopole, welche in sich nicht allein ungeheures Kapital, sondern auch ungeheuren politischen Einfluß und gesellschaftliche Macht conzentrirt haben und es einzig und allein auf die Bereicherung und Machtstellung Einzelner absehen.

Diese Monopole sind die eigentlich gefährlichen Centralkräfte, und will man ihnen zu Leibe gehen, so reichen dazu die Machtbefugnisse der einzelnen Staaten—und wenn sie noch so sehr erweitert würden — nicht aus. Einer großen Eisenbahngesellschaft, deren Schienenstränge durch ein halbes Dutzend Staaten gehen, oder einem Telegraphensystem, das seine Drähte über den ganzen Kontinent gespannt hat, ist mit dem Gesetzbuche eines einzelnen Staates doch nicht beizukommen. Sollen daher diese Monopole unter die Kontrolle des sogenannten Staates—wir haben hier ja eigentlich keinen Staat im europäischen Sinne—gestellt werden, so läßt sich das nicht durch die Gesetzgebungen von so und so vielen einzelnen Gemeinwesen bewerkstelligen, sondern einzig und allein durch die Gesetzgebung der Union, d. h. durch den Congreß der Ver. Staaten. Dem in den Händen Einzelner centralisirten Monopol muß eine kräftige Gesetzgebung und eine kräftige Exekutive entgegengestellt werden, diese beiden Gewalten aber ziehen ihre Kraft doch nur aus einer starken Centralisation.

Das sind einfache Wahrheiten, die auch der einfachste Verstand begreifen muß. Es kann z. B. dem schädlichen Einfluß des Telegraphen-Monopols, dessen Stärke sich erst kürzlich wieder bei dem Strike der Telegraphenbeamten gezeigt hat, nur dadurch nachhaltig entgegengewirkt werden, daß das durch die selbstgewählte Regierung vertretene Volk seine eigenen Telegraphenlinien errichtet. Das Telegraphiren kostet jetzt hier in Amerika viermal so viel wie in anderen civilisirten Ländern. Wir zahlen für die einfache Depesche von nur zehn Worten 25 Cents für 100 englische Meilen, 40 Cents für 500 Meilen und einen Dollar für weitere Entfernungen. In Deutschland kostet eine Depesche von zwanzig Worten auf eine Entfernung von 120 englischen Meilen 12 Cents. Durch ganz Italien kann man eine Depesche von fünfzehn Worten für 19 Cents schicken. Belgien und die Schweiz nehmen für 20 Worte 9 Cents, selbst in England, das sehr spät erst zum Regierungstelegraphen übergegangen ist, kann man jetzt für 12 Cents durch das ganze Land telegraphiren. Nur wir hier in Amerika müssen das Vierfache zahlen, damit die großen Monopole acht und mehr Prozent Dividende auf ein fünf und sechsfach verwässertes Kapital zahlen können. Dem Unfug muß ein Ende gemacht werden und zwar auf dem Wege, daß der Bund seine eigenen Telegraphenlinien errichtet, auf die Gefahr hin, daß dabei ein wenig centralisirt wird. Monopol oder Centralregierung, zwischen diesen beiden hat das amerikanische Volk zu wählen und in den künftigen politischen Kämpfen werden diese Losungen oben anstehen.

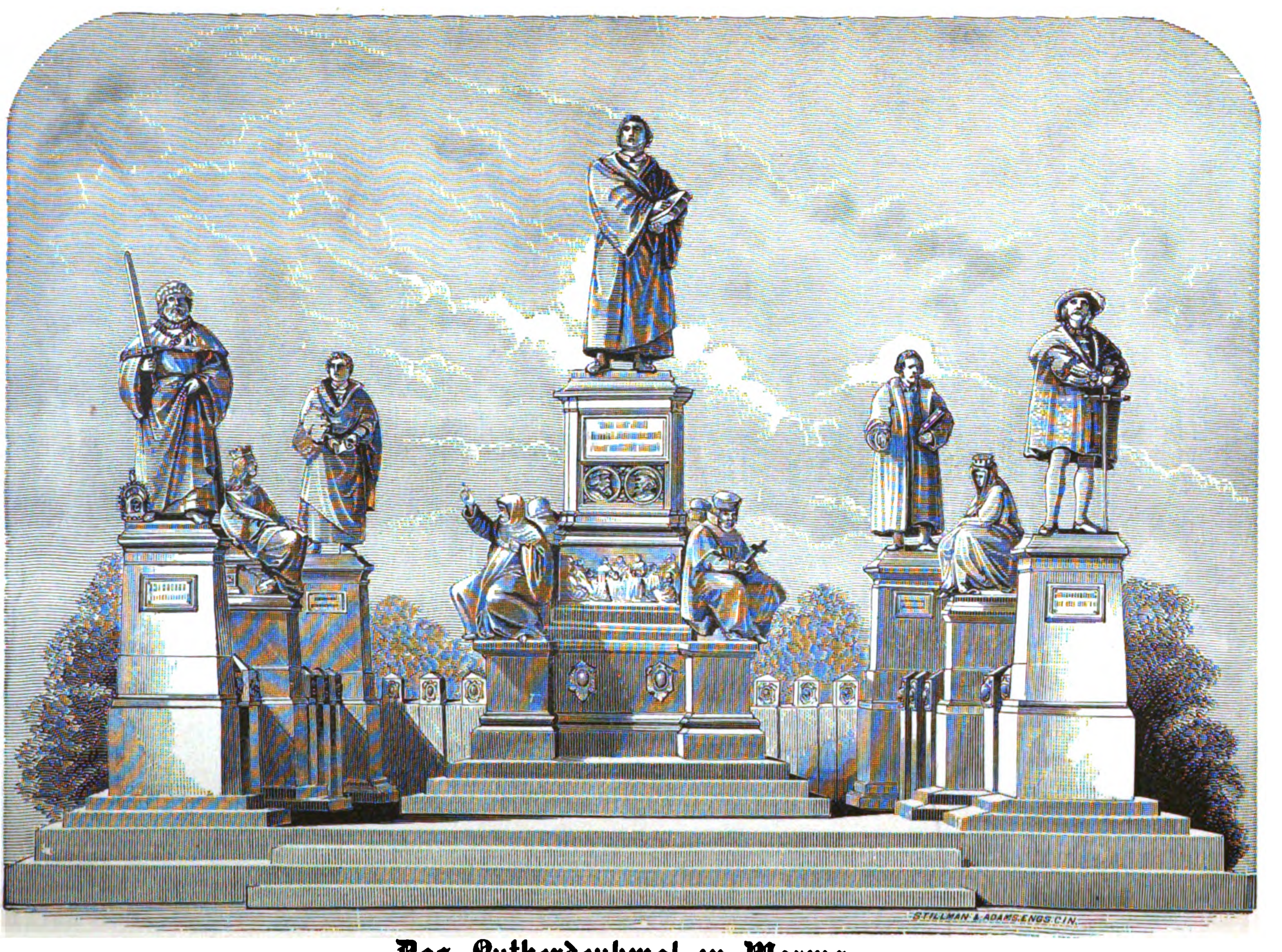
Das echte amerikanische Duell. Einige Göttinger Paukfimpel kamen kürzlich, wie ein Correspondent der „Cinc. Commercial Gazette" berichtete, sehr übel an. Sie gingen durch die Straßen und ein amerikanischer Student schritt an ihnen vorüber. Da dieser zu keinem Corps gehörte, so glaubte das Trio, ihn einschüchtern zu können, und einer derselben trat auf den Amerikaner zu und bemerkte, derselbe habe ihn gestoßen und er verlange Satisfaktion. Der Amerikaner sagte höflich, daß es ihm leid thue, wenn er in der Eile einen Passanten berührt, und entschuldigte sich; jetzt kamen aber alle drei und verlangten in roher, stürmischer Weise Genugthuung. Der Amerikaner verlor kein Wort mehr an die dummen Jungen, sondern warf seinen Rock von sich und im Nu wälzte sich der größte mit braun und blau geschlagenem Gesicht in der Gosse, dann wurden die anderen versorgt, jeder erhielt nach Herzenslust „Satisfaktion" worauf der „Western Boy" seinen Rock anzog und seine Wege ging. Es ist seitdem keinem eingefallen, noch mehr Satisfaktion von ihm zu verlangen. — Das ist das echte amerikanische Duell, und wenn man dieses drüben heimisch machen wollte, anstatt des albernen Mäntelchens für den Selbstmord, so würde man wenig-

stens dieses Land nicht blamiren, indem man es für eine Sache verantwortlich macht, die es niemals gekannt hat.

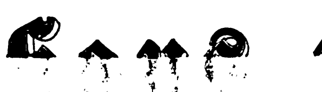
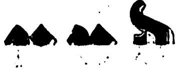
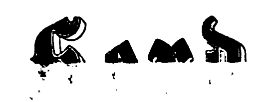
Ueber die Gründe, welche die Haltung des Papstes gegen die preußische Regierung bestimmen oder beeinflussen, bringt die „Köln. Ztg." sehr ausführliche, von glaubwürdiger Seite stammende Mittheilungen. Nach Voranschickung einer durch Thatsachen belegten Charakteristik des Papstes wird daran erinnert, daß kurz vor Beginn des Conclave oder während desselben zwischen dem Papst und den jesuitischen Mitgliedern des Heiligen Collegiums ein Abkommen getroffen wurde, welches ihm für den Fall seiner Wahl verschiedene Verpflichtungen auferlegte. Welcher Art diese Verpflichtungen waren, läßt sich daraus entnehmen, daß alsbald nach der Thronbesteigung Leo's XIII. die einzelnen Congregationen zu einem Ansehen gelangten, welches ihnen unter Pius IX. versagt war; der Nachfolger desselben wollte nur im Einverständniß mit den Cardinälen regieren. Man nimmt an, daß die Jesuiten es so von ihm gefordert hatten, weil sie auf solche Weise ihn am sichersten beaufsichtigen und leiten konnten. Daß Leo sich diesem Zwang unterwarf, mußte bei der bekannten Selbstständigkeit seines Charakters um so auffallender erscheinen. Die Neigung zum Widerstand gegen die Bevormundung der Jesuiten blieb denn auch nicht aus, und einer solchen Anwandlung verdankt die Annäherung an die preußische Regierung ihren Ursprung. Als der Cardinalstaatssecretär Franchi sich im Einverständniß mit dem Papst entschloß, zur Herstellung des Friedens mit Preußen nicht unerhebliche Zugeständnisse zu machen, wurde dem Cardinal Ledochowski von den Unversöhnlichen der Auftrag, dem Staatssecretär die Gefährlichkeit der neuen päpstlichen Politik auseinanderzusetzen. Die Unterhaltung der beiden Kirchenfürsten fand Mitte Juli 1878 statt und soll zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen geführt haben. Der Staatssecretär blieb aber fest auf seiner versöhnlichen Haltung bestehen. Wenige Tage später war in der Kirche S. Maria in Campitelli das Fest, bei welchem Cardinal Franchi erkrankte und starb. Seines Mitarbeiters beraubt, verzichtete Leo XIII. zunächst auf ein selbstständiges Vorgehen in der preußischen Kirchenfrage und setzte eine eigene Cardinalscommission für dieselbe ein. Während der wiener Besprechung machte der Papst indeß einen neuen Versuch, die preußische Angelegenheit zu fördern durch Erlaß des Breve vom 24. Februar 1880 an Erzbischof Melchers. Dieses Breve hatte der Cardinalscommission nicht vorgelegen. Der damalige Nuntius Jacobini übergab dasselbe am 1. März dem Prinzen Reuß, und vier Wochen später erklärte der Nuntius auf Grund einer von Rom erhaltenen Weisung, das Breve könne nicht eher in Vollzug gesetzt werden, als bis die preußische Regierung eine lange Reihe von Vorfragen bejahend beantwortet habe. Diese Anordnung führte zum Abbruch der Verhandlungen. Dasselbe Schicksal hatte der Gedanke des Papstes, die Anerkennung der Anzeigepflicht vorläufig auf die gegenwärtig erledigten Pfarreien zu beschränken und auf dieser Grundlage zu einer theilweisen Verständigung zu gelangen. Im Laufe des Januar 1883 wurde der Papst genöthigt, diesen Vorschlag der Cardinalscommission zur Berathung zu übergeben. Das Ergebniß derselben war die Note Jacobini's vom 19. Januar, deren Fassung den Vorschlag des Papstes für die preußische Regierung unannehmbar machte. „Es fragt sich also," fügt der Gewährsmann der „Köln. Ztg." hinzu, „mit wem es die Regierungen im Vatikan zu thun haben, wer dort das letzte Wort zu sprechen hat, der Papst oder die Jesuiten."

Stürme, Ueberschwemmungen und Naturereignisse aller Art haben seit Menschengedenken keine solche Gewalt entfaltet und keinen solchen Schaden angerichtet, wie zu unserer Zeit. Kaum haben sich die am Ohio durch die Fluth beschädigten Ortschaften wieder etwas erholt, so tönt von Minnesota ein Schreckruf, wo ein Drittel der schönen Stadt Rochester durch einen Sturm zerstört wurde und beinahe 100 Menschen ums Leben kamen.

Die Amerikaner ertragen es nicht mehr, daß europäische Gesellschaften den Verkehr zwischen der alten und neuen Welt ausschließlich vermitteln. Sie wollen jetzt auch in die Schranken treten und natürlich die Konkurrenten — vielleicht auf Kosten der Sicherheit — zum wenigsten in bezug auf Schnelligkeit ausstechen. In fünf bis höchstens sechs Tagen nach Europa! So lautet ihr Feldgeschrei. Wie soll das Problem gelöst werden? Hierüber gehen die Ansichten auseinander. Der eine Unternehmer, Kapitän Lundborg, baut jetzt einen Dampfer, welcher von den bisherigen ganz abweicht. Derselbe ist ganz flach, sinkt demnach wenig ein, und soll mehr über die Wellen dahingleiten, während man sonst bestrebt ist, die Fluthen mit einer scharfen Bug zu spalten. Das Schiff erhält zwei Schrauben, die hinter dem Steuerruder angeordnet sind, und daher in ziemlich ruhigem Wasser arbeiten, und vier Maschinen von zusammen 18,000 Pferdekraft! Raum bietet das Schiff für 1600 Passagiere und 3000 Tonnen Fracht. Es ist 450 Fuß lang und 66 breit. Ganz anders der New Yorker Bliven. Dieser Schiffsbauer bleibt bei der hergebrachten Schiffsform und will die Geschwindigkeit durch die schlankere Gestalt seines Fahrzeuges, den Wegfall der Masten, welche nur aufhalten sollen, und eine im Verhältniß noch mächtigere Maschine erzielen. Sein Dampfer „Meteor" ist nur 16 Fuß breit bei einer Länge von 156 Fuß, und mit einer Maschine von 1000 Pferdekraft versehen, welche der Schraube die unerhörte Geschwindigkeit von 360 Umdrehungen in der Minute, 6 in der Sekunde verleihen soll! Sonst gelten 90 Umdrehungen für sehr anständig. Beide Unternehmer versprechen eine Schnelligkeit von 33—34 Kilometern in der Stunde. Das ist freilich erst das Tempo der Eilgüterzüge; zu bedenken ist aber, daß ein solcher Ozeandampfer nirgends hält, und infolge dessen thatsächlich mit einem Personenzug wetteifern kann. Wir sind neugierig, ob Lundborg und Bliven halten werden, was sie versprechen.



Das Lutherdenkmal zu Worms.

Luther und Frau Ursula Cotta. — Eisenach, 1498.

d
sch
wi

Fest
feiern, — ... um haben wir es



Das [illegible]

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. | **November 1883.** | **Elftes Heft.**

Zum Luther-Jubiläum.

Editor.

Auch wir feiern von Herzen den 400-jährigen Geburtstag des großen Martinus, und wer es wehren will, der wird brav ausgelacht. Ich bin protestantischer Christ und ein deutscher Mann, deshalb trete ich in den Festreigen ein und rufe: Gelobt sei Gott, daß die Geschichte einen Luther, eine Reformation kennt. Kann man auch nicht jeden Satz unterzeichnen, den Dr. Martinus geschrieben, und hat er auch als Kind seiner Zeit manche mittelalterliche Schlacke nicht abstreifen können, so ist Dr. Martin Luther doch eine deutsch-christliche Heldengestalt, wie die Geschichte keine andere kennt; so ist seine Bedeutung doch so groß, daß dieselbe von allen Seiten und zu aller Zeit anerkannt wird, und ist er als deutscher Mann dem ganzen deutschen Volk durch die Gnade Gottes so viel geworden, daß ihn dies Volk nicht so schnell vergessen wird.

Um in echter Festfreude mitzufeiern, dazu bedarf es keiner Luther-Anbeterei. Die hat der große Reformator selbst gar sehr verabscheut, und es wäre wünschenswerth, wenn gewisse mit gar kleinen Seelchen und großen Mäulchen ausgestattete Eiferer manche der betreffenden Kraftstellen in Luthers Schriften auswendig lernten, wie z. B. die, in welcher er sagt: „Viel sind ihrer, die um meinetwillen glauben, aber jene sind allein die rechtschaffenen, die darin bleiben, ob sie auch höreten, daß ich es selbst widerriefe und abtrete. Das sind die, die nichts darnach fragen, wie Böses, Gräuliches und Schändliches sie hören von mir oder von den Unsern. Denn sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christum selbst. Das Wort hat sie, und sie haben das Wort: den Luther lassen sie fahren, er sei ein Bub' oder heilig. Gott kann sowohl durch Balaam als Jesaiam, durch Kaipham als durch Petrum, ja durch einen Esel reden."



Luther und Frau Ursula Cotta. — Eisenach, 1498.

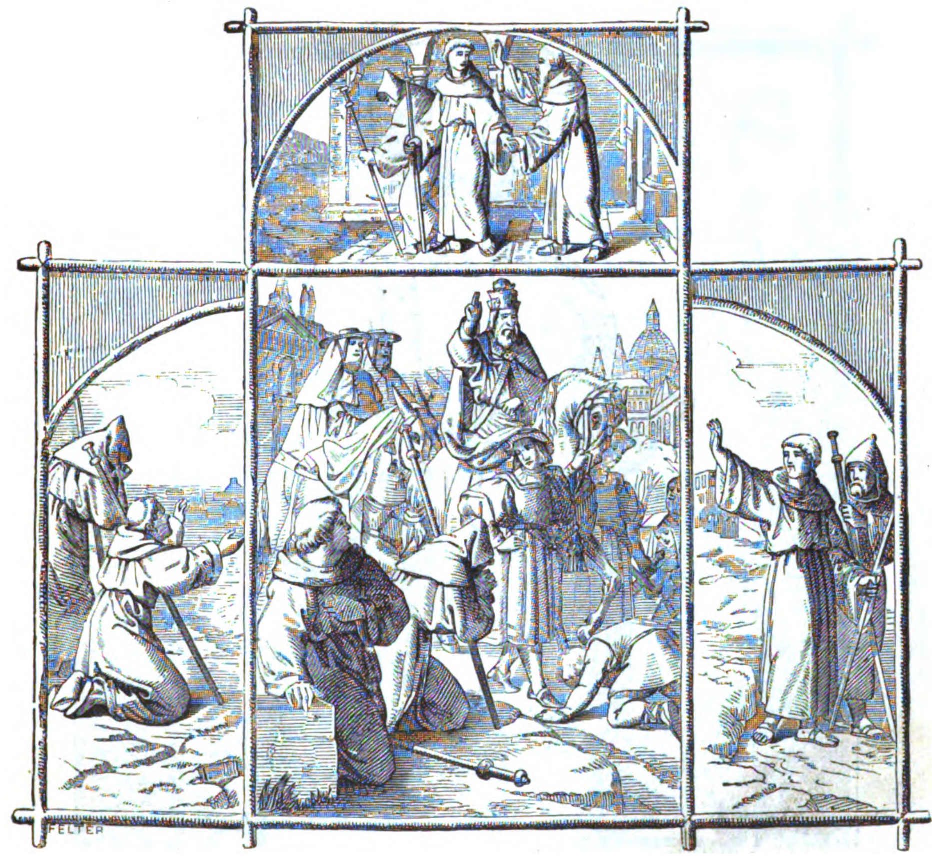
Nicht wahr, das heißt sehr kräftig gesprochen? aber echt evangelisch ist es auch, und darum haben wir es



Luther im 14. Jahre. — Standbild zu Eisenach.

hergesetzt, wie wir denn überhaupt in dem Folgenden den Doktor Lutherum meistens selbst reden lassen wollen.

Wir haben nicht im Sinne, eine gelehrte Abhandlung über Luthers Bedeutung, über die Folgen der Reformation und unsere daraus entspringenden Pflichten zu liefern. Es ist ja ein Geburtstagsfest, das wir feiern, und da wollen



Luther in Rom. 1512.

wir womöglich ein Lebens- und Charakterbild des Christen und des Volksmannes für's Volk entwerfen, und wo immer thunlich, **ihn selbst** reden lassen.

Seine bekannte Lebensgeschichte berühren wir nur in ihren Hauptmomenten, und gehen sodann zur Charakterschilderung über, so wie sich dieselbe aus Luthers eigenen Schriften und Aussagen ergiebt.

Am 10. November 1483 wurde dem Bergmann Hans Luther, wohnhaft zu Möhra im Thüringer Lande, ein Söhnchen beschert, während er mit seiner Ehefrau auf den Markt nach Eisleben gereist war, das am folgenden, dem Martinstag, getauft wurde und den Namen Martin erhielt. Schlicht und recht wurde der Kleine zu Mansfeld, wo die Eltern sich bald nach Martins Geburt niederließen, erzogen. Viel Zuckerbrot hat's nicht gegeben, und die Ruthe war, wenn nöthig, auch nicht müßig. Luther selbst sagt: „Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, bis er mich wieder zu sich gewöhnte. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut darnach floß."

In der Schule, wo Martin fleißig lernte, ward er ebenfalls nicht verwöhnt. In Eisenach, wo er die lateinische Schule besuchte, ging es dem Knaben kümmerlich und er mußte, wie so manch anderer, um sein Brot singen, oder wie er selbst sagt — „panem propter deum (Brot um Gottes willen) schreien." „Verachte mir keiner," sagte Luther später einmal, „die Gesellen, die vor der Thür den Brotreigen singen. Bin auch solch Partekeu-Hengst gewesen und nun dahin kommen, daß ich nicht wollte mit dem türkischen Kaiser tauschen." Die fromme Ursula Cotta nahm ihn endlich in ihr Haus auf, und jetzt hatte es Martinus gut.

Anno 1501 sandten ihn die Eltern nach Erfurt, wo er die Rechtsgelehrsamkeit studiren sollte. Fleißig wie immer, besieht er sich einmal auf der Bibliothek die Bücher, und kommt da über eine lateinische Bibel, die er vorher nie gesehen. Die bietet Speise für sein hungrig Herz, und er liest sie von Anfang zu Ende durch, ver-



Frundsberg und Luther. — Reichstag in Worms, 17. April 1521.

säumt aber seine Studien nicht, und wird schon 1505 Magister der freien Künste, also im 22. Lebensjahre. Eine Krankheit bringt ihn auf andere Gedanken. Mit der Juristerei will's von da an nicht mehr vorwärts, und er geht ins Augustinerkloster zu Erfurt, wo er sich mit strenger Frömmigkeit die Seligkeit zu verdienen gedachte. Da mühte sich nun der Bruder Martinus „hart aber vergeblich ab, ein lebendiger Heiliger zu werden," obwohl er neben dem Klosterdienst auch fleißig in der Bibel las. Auch das Wittenberger Kloster, wohin ihn Dr. Staupitz, nachdem Br. Martinus die Priesterweihe empfangen, brachte, „that ihm kein gut." Noch weniger die Reise nach Rom, die er in Ordensangelegenheiten unternahm. Und doch diente

diese Reise dazu, das ehrliche Herz zur Entscheidung zu bringen. Es ward ihm zu viel; und unter all dem Messelesen und kirchlichen Frohndienst rief ihm eine innere Stimme fortwährend zu: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Dies Wort ward fortan der Wahlspruch seines Lebens, und zweifelnd an Rom, kehrte er von dort heim. Die Doktorwürde, mit welcher man ihn beehrte, hob diesen Zweifel nicht, und als Anno 1517 der Tetzel ins Land kam und seine Ablaßzettel verkaufte, da konnte sich Luther, der in Wittenberg Stadtpfarrer geworden und in hohem Ansehen stand, nicht mehr halten. Zuerst begann er gegen das Ablaßwesen „säuberlich zu predigen," und als das nichts half, entschloß sich Luther, „in die große Pauke ein Loch zu machen."

Nun wurde der Reformator schnell von einem Schritt zum andern gezwungen, und ohne daß er es anfänglich gewollt hätte, endlich genöthigt, den Bruch mit Rom zu vollziehen.

Am 31. Oktober 1517 schlug er die berühmten 95 Sätze an der Schloßkirche zu Wittenberg an; im April 1518 vertheidigte er dieselben zu Heidelberg in einer Disputation; im Oktober desselben Jahres verfocht er die Sache des Evangeliums vor dem päpstlichen Abgesandten Kajetan zu Augsburg. Im Jahre 1519 hielt er die Disputation mit Eck in Leipzig. Darauf folgte die päpstliche Bannbulle, die Luther am 10. Dezember 1520 vor dem Elsterthor in Wittenberg verbrannte, und das Jahr darauf vor Kaiser und Reich (April 1521) für den evangelischen Glauben ein solch mächtig Zeugniß ablegte, daß der Reichstag zu Worms von Vielen als der Geburtstag der evangelischen Kirche Deutschlands betrachtet wird.

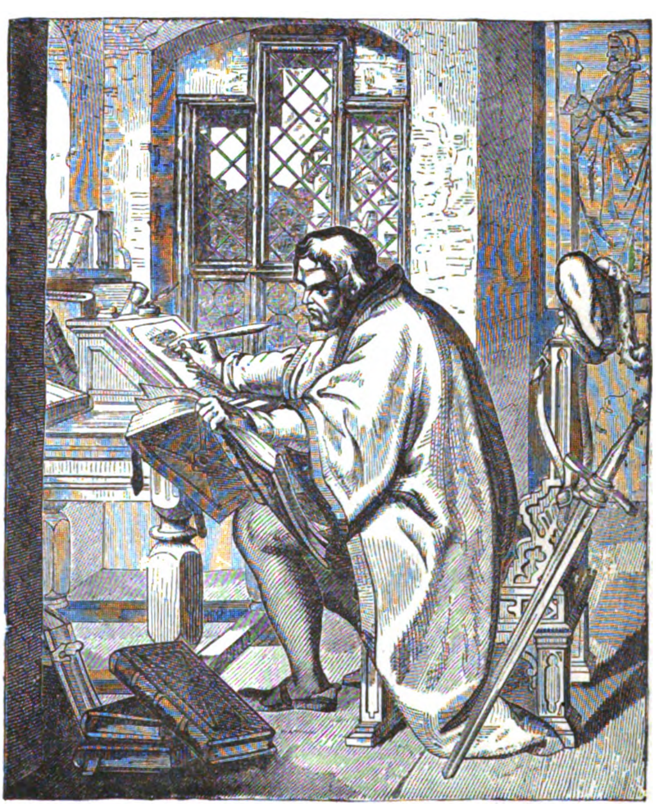
Jedenfalls war jetzt der Bruch versiegelt. Viele Fürsten, Grafen und Herren, Gelehrte von hohem Ruf und Hunderttausende aus dem Volk waren Anhänger der Reformation geworden. Auf seinem Patmos, der Wartburg, arbeitete Luther ein Jahr lang an der Uebersetzung des Neuen Testamentes und andern Schriften, verheirathete sich 1525 mit Katharina von Bora und wirkte bis zu seinem seligen Ende (18. Feb. 1546) unermüdlich und mit Hilfe vieler Mitarbeiter für Ausbreitung und Befestigung der Reformation.

I.

Fragen wir nun, was der Grundton dieses reichen, folgenschweren Lebens gewesen, so lautet die Antwort: „Nichts anderes, als feuriger, unerschütterlicher Glaubensmuth."

Jenes geschichtlich denkwürdige Wort, das der Reformator dem Reichstag zu Worms zurief: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" bezeichnet die Hauptcharakteristik seines Wesens. Das, womit Luther den Glauben bezeichnet, daß derselbe nichts anderes, denn „die Wahrheit im Herzen sei, das ist, daß das Herz von Gott nicht anders denkt noch hält, denn wie in der Wahrheit nach seinem Worte zu denken und zu halten ist;" das hat dieser Gottesmann in seinem ganzen Leben bekräftigt. Durch den Glauben in Christo fest gewurzelt und gegründet, war Dr. Luther von einem unerschütterlichen Gottvertrauen beseelt, das nicht wenig zum Erfolg der Reformation beitrug, und ihn in den schwierigsten Lagen den richtigen Weg treffen ließ.

Als man z. B. Bedenken aussprach, ob er auch in Augsburg sicher sein werde, wohin er zur



Einsam auf der Wartburg. — 1521—1522.

Verantwortung vor Kajetan gerufen wurde, antwortete er: „Was kann ich verlieren? Mein Haus ist bestellt; es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen; die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Mit dem Tode ist das Evangelium erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden."

Luther tritt in den Ehestand. 13. Juni 1525.

Ehe er nach Worms ging, warnten viele seiner Freunde. Er aber sprach: „Wenn ich berufen werde, so will ich, so viel an mir ist mich eher krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund kommen könnte; wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, so ist sie Gott befohlen. Der lebet und herrscht noch, der die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er mich aber nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf eine gar schlechte Sache." Wiederum sprach er: „Wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Worms und Wittenberg bis an den Himmel hinan, so will ich doch, weil ich gefordert bin, dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten, Christum bekennen und denselben walten lassen."

Das ist der Mann, der aus derselben Quelle heraus sein unsterblich „Gott helfe mir" vor Kaiser und Reich sprechen konnte.

Nachdem er ein Jahr auf der Wartburg zugebracht und die Schwarmgeister Unglück angerichtet, tritt er mit demselben Muthe aus seiner sicheren Burg hervor, indem er an seinen Kurfürsten schreibt: „Aus Liebe zu Eurer Kurfürstl. Gnaden habe ich dieses Jahr mich einschließen lassen; aus Noth aber des eigenen Gewissens, da bei längerer Nachgiebigkeit das Evangelium erniedrigt wird und der Teufel den Platz einnimmt, wo ich ihm länger auch nur eine Hand breit weiche, muß ich ein anderes dazu thun und wenn's neun Tage eitel Herzog Georgen regnete." (Herzog Georg von Sachsen war Luther's erbitterter Feind.)

Gott zwingt und ruft," sagt er, „und die Ursache dringt; es muß und will also sein: so sei es also im Namen Jesu Christi, des Herrn über Leben und Tod."

II.

Obwohl aber diese Losung des unerschütterlichsten Glaubensmuthes sein ganzes Leben leitet, so ist derselbe doch auch in Dr. Martinus mit kindlicher Demuth gepaart gewesen.

So unverwüstlich er auch an der von ihm erkannten Wahrheit oft bis zum Trotz festhielt, so klein und demüthig konnte er vor Gott sein. „Ich bedarf es oft wohl," schreibt er einmal, „daß ein Kind mit mir redet. Solches geschieht darum, auf daß wir uns nicht rühmen können, als wären wir selbst mächtig genug, uns zu helfen und zu bestehen, sondern daß die Kraft Christi in uns gerühmt und gepriesen werde. Darum muß mir oft einer helfen, der im ganzen Leibe nicht so viel Theologiam hat, als ich in einem Finger habe, auf daß ich lerne, daß ich ohne Christum nichts vermöge."

Selbst dem Papst gegenüber konnte er zuweilen fein demüthig bleiben und schrieb zu Anfang des Kirchenstreites an ihn: „Ich bezeuge vor

Gott und allen Kreaturen, daß ich nie willens gewesen, noch heutigen Tages bin, daß ich mir mit Ernst hätte vorgesetzet, der römischen Kirche und Eurer Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend einer List etwas abzubrechen."

„Unser Gott," sagt er ein andermal, „ist ein Gott der Niedrigen und Demüthigen. Kraft wird in Schwachheit stark, wenn wir nicht schwach wären, so würden wir stolz; er kann seine Kraft nicht beweisen, denn in der Schwachheit."



Dr. Martinus, der Kinderfreund.

III.

Die Quelle aus welcher Luther solch demüthig-glaubensmuthiges Leben nährte, ist das Gebet und das Wort Gottes. Welch ein Beter er gewesen ist, dafür liegen viele Zeugnisse vor. So z. B. schreibt der Magister Veit Dietrich an Melanchton: „Ich kann nicht genug bewundern die ausnehmende Standhaftigkeit, die Heiterkeit, den Glauben und die Hoffnung dieses Mannes in diesen jämmerlichen und gefährlichen Zeiten. Er nährt aber dieselbe ohne Unterlaß durch tägliche Betrachtung und Uebung in Gottes Wort. Er lässet keinen Tag vorübergehen, daß er nicht mindestens drei Stunden, und zwar die, welche zum Studiren am passendsten sind, auf's Gebet verwendet. Einmal glückte es mir, daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch' ein Glauben war in seinen Worten. 'Ich weiß,' sagte er, 'daß du unser Gott und Vater bist; also bin ich gewiß, daß du die Verfolger deiner Kinder wirst zu Schanden machen; thust du's nicht, so ist die Gefahr dein und unser allzumal; dein ist dieser ganze Handel, wir sind davon gegangen, weil wir wußten, darum wollest du ihn vertheidigen."

Bekannt ist, wie Luther die Nacht vor dem Reichstag zu Worms im Gebet zubrachte. „Allmächtiger, ewiger Gott" sprach er, „wie ist es ein arm Ding um die Welt! Wie sperrt sie den Leuten die Mäuler auf? Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott — — —. Ach Gott, o, du mein Gott! du mein

Gott! stehe du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit. Thue es! du mußt es thun! du allein! Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schauen, und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr! die gerecht und ewig ist! Stehe mir bei, du treuer und ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen! Es ist umsonst und vergebens; es hinket alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt. O, Gott, hörest du nicht, mein Gott? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Hast du mich dazu erwählt? ich frage dich, wie ich es dem gewiß weiß! Ei, so walte es Gott! — — — — Und sollte mein Leib darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen! Dafür aber dein Wort und Geist mir gut ist. Die Seele ist dein, und gehört dir zu, und bleibt auch dir ewig. Amen! Gott hilf mir! Amen."



Luther als Katechet und Schulmeister.

Solche Gebetsfreudigkeit und Erhörungsgewißheit wurden genährt durch die stete Beschäftigung mit dem Worte Gottes. Wie fest er in demselben stand, wie viel Kraft und Trost auch in den drohendsten Gefahren, wie helles Licht auch in den dunkelsten Tagen es ihm spendete, davon zeugen alle seine Briefe. Es war ihm wirklich das Wort des lebendigen Gottes, das voll und ganz erfüllt werden muß. Nach ihm kann der Gläubige fest darauf bauen, denn zu ihm spricht Gott, um ihn zu stärken und seiner Gnade gewiß zu machen; der Ungläubige aber muß davor zittern, denn ihm verkündigt es das Gericht. Diese alte Lehre war Luther in Fleisch und Blut übergegangen wie nur wenigen, und aus dieser Quelle ist die Charakteristik seines Wesens hervorgegangen.

IV.

An schweren inneren Anfechtungen hat es dem Dr. Martinus aber trotz seines Glaubensmuthes

durchaus nicht gefehlt. Er hat innere Kämpfe durchgemacht und Schlachten geschlagen wie wohl nur wenige Menschen, und „der Teufel setzte ihm gar hart zu." Einmal wurde er auf der Wartburg von dem Bösen so hart angefochten, daß er vermeint hat, ihn leibhaftig zu sehen, also, daß er auch das Tintenfaß genommen und nach ihm geworfen hat, welcher Fleck noch jetzund auf der Wartburg zu sehen ist.

Sehr oft erwuchsen ihm innere Kämpfe darüber, daß die Predigt des Evangeliums so wenig ohne Uebung und Erfahrung lernt man nichts. St. Paulus hat auch seinen Teufel gehabt, der ihn hat mit Fäusten geschlagen und ihn also mit seinen Anfechtungen getrieben, fleißig in der heiligen Schrift zu studiren. Also hab' ich den Papst, die Universitäten und alle Gelehrten und durch sie den Teufel selbst am Halse gehabt, die haben mich in die Bibel gejagt, daß ich sie fleißig gelesen und damit ihren rechten Verstand endlich erlanget habe."

Dieses Fundament, auf dem er unerschütterlich



Dr. Luther, der Sangmeister.

fruchtete. Und eines Abends sagte Dr. Lutherus über Tisch: „Meine Predigt ist nichts anderes, denn als ging ich durch einen großen Wald und schrie, daß es herwiederhallt, daß ich das Echo und den Wiederschall hörte; denn ich sehe und merke, daß Niemand den Christum will für einen Herrn haben." — Also klagte einer der größten Prediger aller Zeiten.

Die Anfechtung war ihm jedoch eine hohe Schule, auf welcher er gar viel gelernt. „Ich habe," sagt er, „meine Theologiam nicht auf einmal gelernt, sondern habe immer tiefer und tiefer grübeln müssen. Dazu haben mich meine Versuchungen und Anfechtungen gebracht, denn

steht, verleiht dem Reformator in all diesen schweren Fehden den rechten Humor und ächt christliche Heiterkeit. Dafür zeugen viele seiner Briefe und Tischgespräche. Aber dumme Späße, seichte oder gar anzügliche Witze kommen nie aus seinem Munde. Seine Rede hat Sinn und Verstand. Auch ist er in seiner Fröhlichkeit nie ein Schlemmer gewesen, und jenen Reim, welcher ihm oft in den Mund gelegt wird: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang" finden wir in seinen Schriften nicht, ist auch nicht erwiesen, daß er solches je gesagt. Die Prasser und Säufer haben ihm das angedichtet, um damit ihr wüstes



In's Vaterhaus. Eisleben, 18. Feb. 1546.

Treiben zu bemänteln. Er liebte Musika; aber es waren Gotteslieder, die er sang. Er genoß Wein; aber nicht aus Uebermuth. Er war seiner Doktorin Käthe ein treuer, liebender Gatte; aber kein Allerwelts-Weibernarr.

V.

Als Reformator, Bibelübersetzer, Schriftsteller, Erzieher der Jugend sowie seines ganzen Volkes hat er einen Fleiß und allseitige Thätigkeit

entwickelt, die geradezu wunderbar gewesen, und die deutlichsten Beweise dafür sind, daß Luther nicht der „lustige Kumpan" gewesen, als den ihn leichtsinnige Menschen oft bezeichnen möchten.

Die deutsche Bibelübersetzung allein ist ein Werk, das ein Menschenleben ausfüllen könnte. „Wir arbeiteten," berichtet er selbst, „daß wir in drei Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern; läuft Einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind."

Nebst dem schrieb er unablässig: Flugschriften zur Wehr und Lehr, Hauspostillen, einen Katechismus, wie an Kraft und Volksthümlichkeit kein anderer voransteht u. s. w.

Die Musika hat Luther nicht blos hoch gehalten, sondern fand auch Zeit, dieselbe zu treiben, und hat mehrere der herrlichsten Kernlieder der evangelischen Kirche gedichtet. „Die Musika," schreibt er, „ist halbe Zucht und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmüthiger, sittsamer, vernünftiger macht. Man muß diese gute, feine Kunst in den Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Männer zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich denn in der Schule wohl versucht und geübt, sonderlich in der Kunst zu reden und zu singen."

Gott der Herr hat auch in dieser Richtung seine Arbeit reichlich gesegnet, und heute noch singt die Christenheit: „Ein feste Burg;" „Aus tiefer Noth;" „Vom Himmel hoch" 2c.

Damit Bibel, Katechismus und Lieder recht ins Volk hinein kämen, hat sich Dr. Luther der Schulen mit großem Fleiße angenommen, und viele Schul- und Kirchenvisitationen gehalten, und auch ein Büchlein geschrieben, welches anderen Visitatoren Anleitung ertheilte. Und schon im Jahre 1530 konnte er an den Kurfürsten schreiben: „Es wächset jetzund daher die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein mit dem Katechismus und der Schrift wohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr lernen, glauben und reden können von Gott und von Christo, denn zuvorhin und noch alle Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können."

Also ist der große Mann nicht blos der kirchliche Reformator, sondern durch seine Schriftstellerei und Schulmeisterei auch der Erzieher seines Volkes geworden, worüber sich Jedermann männiglich freuen sollte.

VI.

Indem Luther in den Ehestand trat, brachte er die von Gott bestimmte Ordnung wieder zu Ehren. Und hier, in seinem Heim, bei seiner Käthe, unter seinen Kindern entfaltet sich oft der Reichthum seines christlichen Gemüthes wie kaum anderswo.

Dr. Schurf meinte zwar, als er von der bevorstehenden Heirath hörte: „Wenn dieser Mönch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel selber lachen, und er alle seine Sache damit verderben." Luther aber sagte im Gegentheil: „Die Engel werden sich darüber freuen, und der Teufel wird darüber sauer sehen."

Luther behielt recht. Heute noch freuen sich Engel und Menschen über das Ehe- und Familienleben des Reformators. Welch ein köstlich Ehestandsverhältniß ist das zwischen Luther und seiner Doktorin Käthe! Welch ein Familienvater und Kinderfreund ist der große Reformator! Wer lernen will mit Kindern umzugehen, muß bei solchen Menschen in die Schule gehen. Statt vieler Beispiele dafür, wie echt kindlich Dr. Martinus mit und unter Kindern war, setzen wir einen Theil des bekannten Briefes an sein Hänschen, den er von der Veste Koburg aus schrieb, her:

„Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gerne, wenn du wohl lernst und fleißig betest. Thu' also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heim komme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solch' schöne Aepfel und Birnen essen möchte? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist, soll er auch in den Garten kommen 2c. 2c."

„Das ist ja eitel Phantasie," sagt der hochgelahrte Theologe mit dem pastörlichen Ton.

„Nun gut, mein Lieber, sag's 'mal deinem kleinen Hänsichen interessanter, besser, kindlich wahrer, und komm und erzähle mir, wie du's gemacht hast."

VII.

Ein Charakter mit so vielen hellen, lichten Seiten weist selbstverständlich Schatten auf; auch im edelsten, frömmsten Menschenleben finden sich Schlacken. Luther ist keine Ausnahme. Aber wir feiern heute ja Geburtstag, da wollen wir die Runzeln nicht ans Licht ziehen. Bemerkt

sei nur, daß die oft überaus große Heftigkeit des Dr. Martinus oft seine besten Freunde betrübt hat, und er bei seiner Meinungsgewißheit oft derart und mit solchen Worten und Thaten beharrete, daß die brüderliche Liebe verletzet wurde. Im Ganzen aber zeigt sein Bild einen Gerechten, der seines Glaubens lebt. Und wie sein Leben, so war auch sein Heimgang in's Vaterhaus.

Sein letztes Werk war ein Friedenswerk, indem er 1546 in Eisleben Streitigkeiten zwischen den Grafen Mansfeld vermittelte und ausglich. Schon auf dem Wege dahin fühlte er sehr schwach und mußte in der Stadt, ehe die Verhandlungen noch nicht ganz zu Ende waren, zu Bett gebracht werden. „Walt's Gott, ich gehe zu Bett," sagte er. „In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott." Und als die Grafen und Gräfinnen, die Aerzte und Freunde um sein Bett stehen, da faltet der Kranke die Hände und betet: „O mein himmlischer Vater, mein Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, du Heiland alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt hab', welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern; ich bitte dich, mein Herr Jesu, laß dir mein Seelchen empfohlen sein" u. s. w.

Noch einige Mal sagt er auf lateinisch: „Also hat Gott die Welt geliebt, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben," und — „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott," und dann entschlief er in derselben Stadt, da er geboren, und sein Geist ging am 18. Febr. 1546 zu Gott, der ihn gegeben hatte.

Steckengeblieben.

Von Hausel vom Berge.

Kandidat Holstein machte drei Meilen in der Runde alle Pfarrhäuser und — Kirchen unsicher. Seit er aus zwingenden und pekuniären Rücksichten die Hauslehrerstelle beim Baron Hohlbach angenommen, war es wenigstens sein unausgesetztes Bestreben, den Schaden, den er in Beziehung auf seine künftige Laufbahn durch diese Hauslehrerschaft sich selber angethan, in jeder möglichen Weise auszubessern. Da ihm das Kirchenrechnungswesen, die amtlichen Schreibereien, der Konfirmationsunterricht u. s. w. der Natur der Sache nach unbekannt bleiben mußten, so suchte er sich wenigstens so viel als möglich im Vortrag zu üben und predigte frisch drauf los, überall, wo ihm ein Pfarrer gastlich die Kanzel einräumte. Wie ernst er es mit diesem einen, ihm möglichst zu Gebote stehenden, Stück nahm, bewiesen seine sonntäglichen Besuche in allen Pfarrhäusern der Umgegend. Baron Hohlbach, sein Prinzipal, scherzte gewöhnlich schon am Sonnabend früh: „Nun, lieber Herr Kandidat, zu welchem Thore ziehen Sie denn morgen früh aus?" Zuweilen aber that der Baron gar ein übriges, ließ ihm den gutmüthigen Schecken satteln, von dem er wußte, daß er den Sonntagsreiter am Abend sicher und heil wieder nach Hause tragen werde, und erlaubte nicht selten, daß des Kandidaten Zögling, der zwölfjährige Kurt, auf seinem Pony mitreiten durfte, namentlich, wenn der Kandidat in ein Pfarrhaus einzufahren gedachte, in dem jüngere Kinder waren. Also mit seinem Prinzipal stand unser Kandidat gut; er war auch eine liebe Haut, hatte neben großer Gutmüthigkeit viel Besonnenheit, und war im Alltags- wie Gesellschaftsleben zuvorkommend und eingehend. Wie schon gesagt, trug er den brennenden Wunsch in sich, aufs beste ausgerüstet einst ein Pfarramt anzutreten. Selbstverständlich prägte dieses Verlangen ihm einen großen sittlichen Ernst auf, und da er einen festen positiven Grund unter seinen Füßen, überdies Examen mit Nr. 1 bestanden hatte, so gab er einen Kandidaten ab, wie er im Buche steht.

„Lieber Freund, umgekehrt wird ein Schuh daraus, wenden Sie gefälligst den Schecken und reiten Sie hier hinaus," sagte lachend der Baron, als Kandidat Holstein an einem Sonntag-Maienmorgen in das letzte erreichbare und ihm noch unbekannte Pfarrhaus einfallen wollte, sich aber in der Himmelsgegend geirrt hatte. Mit gutem Humor wandte er seinen Schecken und trabte, von seinem Zögling begleitet, nach der entgegengesetzten Richtung. Der letztere war meistens bei solchen Ritten in schlechter Gemeinschaft, denn der Herr Kandidat war wer weiß wo, sah und hörte nichts, und Kurt konnte als kleiner kecker Reiter nach Herzenslust mit seinem Pony ungewöhnliche Touren ausführen und ungewöhnliche Wege wählen, als z. B. die Gräben am Wege, der Herr Kandidat hätte mit bestem Wissen vorkommenden Falls beschwören können, daß er 'nichts gesehen'. Aber sein Abwesendsein hatte

eine glückliche Grenze und so langte er denn auch an diesem Maienmorgen zu guter Zeit in Hausendorf an, band beide Pferde zwar etwas unkommentmäßig, jedoch sicher an den Staketzaun, der den Blumengarten vor dem Pfarrhause einfriedigte, gabelte glücklich das Stubenmädchen auf, die ebenso unkommentmäßig Teppiche auf dem Geländer der Vortreppe klopfte, händigte ihr seine Karte ein, dirigirte fürsorglich seinen kleinen Begleiter zum Ausruhen auf eine Gartenbank und ging mit langen Schritten zwischen den Blumenbeeten auf und ab. Zunächst machte er Toilette, war eben dabei die Weste, die beim Ritt in die Höhe gerutscht, ordentlich herunter zu ziehen, als ein Frauenkopf sich lächelnd vom Fenster zurückbog, um dem Toilettenkünstler die Verlegenheit zu ersparen, falls er etwa aufsehen sollte. Leider war diese Vorsicht zu spät gekommen, denn der Kandidat hatte mit einem Viertelsblick doch den Frauenkopf gesehen und war nun in einiger Besorgniß als ein eitler Narr angesehen zu werden. Da aber in diesem Augenblick der Pfarrherr auf der Schwelle des Hauses erschien und ihm einen herzlichen guten Morgen zurief und nach Brauch die Rechte entgegenstreckte, auch versicherte, daß er ihm durchaus nicht mehr unbekannt sei, sondern ihn von Hörensagen kenne, da vergaß er glücklicherweise sein Malheur, dachte auch später nicht mehr daran, als er nun gar in einem Korbstuhl am Kaffeetisch neben der Hausfrau saß. Allerdings gings für einen Moment durch seine Seele, daß er diesen Kopf bereits am Fenster geschaut, aber, wie gesagt, im nächsten Moment war der unliebsame Vorfall glücklich vergessen. Dann saß er in einem alten Beichtstuhl hinter dem Altare in der Kirche und notirte mit Bleistift die schönsten Stellen in der Predigt, um nachher mit dem Pfarrherrn darüber sprechen zu können. Und dann saß er wieder im Familienzimmer neben der Hausfrau und wandelte etwas später mit dem Paare die schöne alte Lindenallee des großen Pfarrgartens auf und ab, während Fritzchen, des Pfarrers achtjähriger Sohn, mit Kurt dicke Freundschaft schloß. Auf dieser Promenade faßte sich unser Kandidat denn auch ein Herz, den Pfarrherrn um die Kanzel an irgend einem Sonntage zu bitten, was jener liebenswürdig zusagte. Die Sonne ging unter, als der Kandidat mit seinem Begleiter den Heimweg antrat. War er auf seinem Herritt schweigsam gewesen, so war er es jetzt erst recht, er war ganz entzückt von dieser neuen Bekanntschaft und schwelgte förmlich in der Erinnerung. Das wußte er, daß wenn er sich einst unter den Töchtern des Landes umsehe, nur die Gnade vor seinen Augen finde, die dieser Frau in Hausendorf gleiche. Er hatte im Laufe des Tages und Gesprächs nicht blos sein ganzes Herz mit allem Wünschen und Hoffen ihr vertrauensvoll geöffnet, sondern auch sein theologisches Glaubensbekenntniß abgelegt und hatte solch eingehendes und feines, zartes Verständniß bei ihr gefunden. Sie war, mit Heine zu reden, wie eine Blume so hold, so lieb und schön, sie war mehr: war wie eine Sonne, deren Strahlen wärmen und Früchte zeitigen. Wohl dem Hause, das zum Mittelpunkt ein solch geklärtes, festes und sicheres Herz hat! Wohl dem Manne, der solchen Schatz sein eigen nennt, und dessen Haus solchen Schmuck aufzuweisen hat! — Unwillkürlich drückte er die Schenkel an sein Roß und gab im Halbvergessen dem Schecken einen unvermutheten Schlag mit der Reitgerte gerade zwischen die Ohren, wo entschieden kein halbwegs verständiger Reiter hinschlägt, was denn den Schecken dermaßen in Aufregung versetzte, daß er mehrere sogenannte Bocksprünge machte, dann aber den Kopf zwischen die Vorderbeine nahm und mit seinem Reiter dahin sauste und nicht eher Halt machte, als bis er schnaufend vor seiner bekannten Stallthüre stand. Er hatte sich dieses treulosen Schlages zwischen die Ohren und falschen Schenkeldrucks entschieden nicht versehen, hatte gemächlich getrottet, wohl zuweilen einmal den Kopf gehoben und dem Pony verlangend nachgewiehert, als Kurt, des träumerischen, langsamen Rittes müde, flott voraus trabte, hatte vom gelben Hafer geträumt, den ihm der Stallpeter ausnahmsweise diesmal reichlich in die Krippe schüttete, und war eben dabei gewesen, in Anbetracht der reichlichen Haferportion, sich mit seinem Pferdelose auszusöhnen, als ihn der tückische Schlag traf. Der Baron hätte wohl tausend Thaler nicht so lieb genommen, als seinen Kandidaten willenlos auf dem sonst so gutmüthigen Schecken dahersausen zu sehen. Das kluge Roß aber spitzte die Ohren, als der Stallpeter es in Empfang nahm, sah prüfend seine Nase entlang und in die Krippe, ob die freundlichen Bilder von der Haferportion auch nicht bloß Hallucination gewesen und schrotete dann tapfer darauf los. Da rede noch einer von der Unvernunft der Thiere.

Nur einige Wochen hielt es der Kandidat aus, es zog ihn mächtig nach Hausendorf. Als eines Tages im Juni Geburtstagskuchen für Kurt gebacken wurden, und auf Wunsch des Barons der Junge heute einen schulfreien Tag haben sollte, da glaubte der Kandidat diesen Ferientag nicht besser anwenden zu können, als indem er nach Hausendorf pilgerte. Er kam im glühenden Sonnenbrande an seinem Ziele an und — fand das Haus verschlossen. Die beiden Mägde jäteten im Gemüsegarten Unkraut, auf sein Befragen bekam er den Bescheid, daß die Herrschaften ausgefahren seien, die Kinder mitgenommen hätten, und in der späten Mittagsstunde heimkehren würden. Er wehrte ab, als das Mädchen ihm

das Haus aufschließen wollte, und meinte, er ziehe eine Gartenbank draußen und die schattige Lindenallee der Stube vor. Das hatte er so im Leichtsinn hingeworfen, nicht bedenkend, daß in der Mittagszeit nach einer Fußwanderung von anderthalb Meilen und mit einer Wartezeit von drei Stunden vor sich ein kühles Zimmer, dazu passende Lektüre, vielleicht noch gar ein zur Verfügung stehendes Sopha eine begehrenswerthe Sache sei. Genug, als er einige Zeit auf der Gartenbank geruht hatte, war's ihm, als umnebele Schlaf seine Sinne, mit raschem Entschluß schüttelte er den Bann von sich und träumte sich in die Zeit hinein, wenn er Haus und Hof haben würde. Aber all die schönen Träume und Phantasieen konnten ihn nicht vor der Müdigkeit retten, er sah sich dem Schlafe bedingungslos preisgegeben und beschloß nun doch vernünftigerweise, den Prozeß im Hause durchzumachen. Das Fenster der Wohnstube, nach dem Gemüsegarten gelegen, stand offen, als guter Turner setzte er den Fuß auf die vorspringende Fundamentkante und im nächsten Augenblick saß er geschickt und sicher auf dem Fensterkopfe. Das Sopha erschien ihm wie ein Hafen und das Gekicher der Mägde hinter ihm drein, wie unschuldiges, halb freundschaftliches Gekläff eines Seidenspitzes. In später Mittagsstunde fuhr denn auch glücklich die Familie auf einem Klapperwagen mit elenden Strohgesäßen belegt vor, zur tiefen Entrüstung unseres Kandidaten. Als echter Kavalier sprang er diensteifrig herbei, hob das kleine dreijährige Lieschen freundschaftlich herunter, während Fritz, als ein nicht minder gewandter Turner, behende über das Wagenrad kletterte, dann beförderte unser Kandidat sein Ideal zur Erde, immer im beschämenden Gefühl, daß ein so elendes Gefährt für einen Bauern allenfalls passend, aber nimmer für eine Dame sei. Er gelobte sich im Stillen und dann öffentlich vor den Ohren des Pfarrherrn und dessen Frau, daß, wenn er einmal Pfarrer sein würde, seine Frau nicht anders, als im Landauer fahren dürfe und solle, was dem Pfarrer ein überlegenes Lächeln abnöthigte und die Hausfrau zu der Bemerkung veranlaßte, daß ein Klapperwagen lange gut genug sei, worauf sein Ideal, wenn möglich, wegen ihrer grenzenlosen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit noch um einige Fuß höher in seinen Augen gestiegen wäre, wenn sie nicht bereits die allererste Stufe inne gehabt hätte.

Der Sonntag stand also fest, an dem der Kandidat in Hausendorf predigen sollte, es war der zweitfolgende, bis dahin würde er seiner Meinung nach mit der Ausarbeitung fertig sein; selig wanderte er am Abend die anderthalb Meilen zurück, ein Stück Weges begleitet vom Pfarrherrn und Fritzchen; selig oder vielmehr voll befriedigenden Selbstgefühls wanderte er zu Fuß auch am verabredeten Sonntag bereits Morgens um sieben Uhr in Hausendorf ein, Kopf und Herz voll herrlicher Gedanken. Noch waren ihm unglücklicherweise die Flügel gebunden, konnte kein freies Wort, keinen freien Gedanken auf der Kanzel einflechten, war knechtisch ans Konzept gebunden, aber der freie Gedankenflug würde schon durch Uebung kommen, das wußte er; gelernt hatte er übrigens sein Konzept vorzüglich, dasselbe ausgearbeitet mit vielem Fleiß und im Uebrigen wußte er, daß Gott keinen Deutschen verläßt. Den Pfarrer bat er um eingehende Kritik und der Pfarrfrau versicherte er, daß eine Bemerkung über seine Predigt von ihren wohlwollenden und verständigen Lippen ihm ein großer Gewinn sein würden. So nach allen Seiten hin wohl vorgesehen, bestieg er mit sicherem Schritt die Kanzel und hielt in der That ohne Konzept einen fließenden freien Vortrag, der obenein diesen Vorzug vor vielen andern Kandidatenpredigten hatte, aus einem gläubigen, an seinen Herrn hingegebenen Herzen zu kommen.

Leuchtenden Auges, mit gerötheten Wangen und klopfendem Herzen schritt er zwischen dem Ehepaare in der großen Lindenallee auf und ab, außerordentlich begierig, ihre Kritik zu hören; er wußte, daß sie in der Hauptsache mit ihm zufrieden seien, eine wohlwollende Kritik über Nebenpunkte wollte er mit tausend Freuden entgegennehmen. Der Pfarrer schwieg hartnäckig, der Kandidat konnte sichs so und anders deuten, er wandte sich daher der Frau zu, und bat um ihr Urtheil. Ein feines Lächeln spielte in ihren Zügen, was ebenfalls so und anders gedeutet werden konnte; endlich sagte sie: „Sie tragen einen schlimmen Feind mit auf die Kanzel."

Betroffen blickte der Kandidat sie an, aber zürnen konnte er ob dieses kühnen Ausspruches nicht; der Gedanke, seinen schlimmsten Feind mit sich auf die Kanzel zu tragen, war ihm absolut neu, er konnte ihn augenblicklich nirgends unterbringen, mußte entschieden Zeit gewinnen. Endlich stotterte er: „Drücken Sie sich bestimmter aus."

„Sie haben zu viel Selbstbewußtsein, man hört, nein, man sieht es Ihnen an, daß Sie ein gemachter Mann sind: haben tüchtig gearbeitet, dann tüchtig gelernt und sind sich bewußt, außerdem ein hübsches Organ und einen fließenden Vortrag mitzubringen."

„Nun ja, sind diese Dinge tadelnswerth?"

„An sich nicht; sie werden aber zu einer Schuld, sobald man sie ins Heiligthum trägt."

„Frau Pfarrer," sagte er sehr ernst, und man hörte es dem Klang seiner Stimme an, daß er innerlich verletzt und etwas entrüstet war, daß sie über Dinge ihm einen Vorwurf machte, die

in seinen Augen ein entschiedener Vorzug waren, „Frauen urtheilen nach dem Gefühl."

„Nun sehen Sie, daß Sie eine eingehende Kritik nicht vertragen," entgegnete die Pfarrerin lachend.

„Kritik über positive Dinge sehr wohl; aber Gefühle, die in der Luft schweben und absolut ungreifbar sind, gegen die bin ich wehrlos."

Etwas verstimmt saß die Gesellschaft beim Mittagstisch. Dem guten Kandidaten war das Weinen näher denn das Lachen, der Pfarrherr machte ein Gesicht, als wolle er sagen: man verbrennt sich an Nesseln leicht die Finger, und die Hausfrau brachte in ihrem ganzen Wesen das Wort zum Ausdruck: wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen. Der Kandidat half nachher allerdings durch seine gesellige Gewandtheit glücklich über die kleine immerhin häßliche Klippe hinweg, aber einen Stachel behielt er doch, der auch nicht so ganz wich, selbst als der Pfarrherr die Kanzel von heut über drei Wochen ihm ganz von selber antrug, indem er an dem Sonntag nothwendig verreisen müsse. Das war etwas Oel für die Wunde, bewies ihm deutlich, daß der Pfarrer als ein Mann, der etwas von der Sache versteht, anders urtheile.

Er grübelte den ganzen Heimweg über die Worte der Pfarrfrau nach und war schließlich glücklich so weit gekommen, mit gutem Gewissen zur Tagesordnung übergehen zu können. Als er drei Wochen später am verabredeten Sonntagmorgen wieder denselben Weg ging, konnte er ordentlich über sich selber lachen, sich an jenem Sonntag von einer Frau, wenn auch vortrefflichen, ja, himmlischen Frau, aber doch nur immer Frau, aus der Fassung gebracht zu finden. Ja, die Frauen sitzen hinter dem Ofen, während die Männer ihre Haut zu Markte tragen müssen, sie saß gemächlich in ihrer Kirchbank und kritisirte, er mühte sich auf der Kanzel ab und — erntete nach redlich vergossenem Schweiße und harter Arbeit nichtssagende Reden über Selbstbewußtsein. — Und wie sollte er denn auftreten? konnte sie ihm das gefälligst nicht auch sagen? sollte er mit schlotternden Knieen, mit vor Angst gesträubten Haaren die Kanzel hinansteigen und die Gemeinde unten an jedem Komma sein Herzklopfen vernehmen lassen? War er in dieser Situation Gott und der Gemeinde wohlgefälliger? Unwillkürlich schritt er rascher aus, er wußte, daß seine erbarmungslose Kritikerin daheim sei, sie sollte heute überzeugt werden, daß ein tüchtiger Kerl auch tüchtiges zu leisten vermöge, und dann mit gutem Recht sich die Welt von einer gewissen Höhe ansehen könne. Die lebensmüden Zager und Zweifler steckten wo anders, — das wußte er — nicht im frischen, arbeitslustigen und arbeitskräftigen, in die Höhe steigenden Aar, sondern im lebens- und altersmüden Pfarrer, der mit zahnlosem Munde abgestandene Predigten hält, die Niemand seit Jahren mehr goutirt, der mitsammt seinen Predigten entschieden in die Rumpelkammer gethan werden müßte.

Was schadete es, daß Sonntagmorgen war und der Predigtstuhl seiner im Gotteshause harrte, daß die Kirchgängerinnen mit flatternden Haubenbändern auf den Wegen sichtbar wurden, er wanderte mit einer Welt voll Gedanken, guter Pläne und guten, festen Vorsätzen allein seine Straße, daher pfiff er denn auch im Uebermaß des Gefühls einen wahren Hymnus, ein Lied ohne Worte, daß es weithin in die Kornfelder schallte und die Spatzen auf den Weidenbäumen am Wege etwas unruhig auf- und abwippten, und dann erst davonflogen, als er in die Nähe kam, als wollten sie damit bekunden: gelt, der kann sein Stücklein besser, als unsereiner, da müssen wir schlechterdings das Feld räumen.

Unser Kandidat ließ die Melodie „Jesus meine Zuversicht" singen, eine Melodie, die ihn immer in Begeisterung versetzte, wie er etwas später versicherte; auf der Kanzel war er ganz und voll, die Predigt hatte viele gute Gedanken als Kern, und als Umkleidung eine ansehnliche Hülle von theologischen Floskeln, was man im gewöhnlichen Leben höchst profan mit Lückenbüßer zu bezeichnen pflegt; glücklicherweise arbeitete er sich dann wieder so weit durch, um eine packende Stelle auch mit packender Gewalt darlegen zu können.

Wieder wanderten sie unter den Linden auf und ab, nur mit dem Unterschied, daß heute der Dritte, der Pfarrer, fehlte, und wieder tummelte die Frau ihren unglücklichen Gaul, sagte kein Sterbenswörtchen von den überaus schönen, ja, gewaltigen Stellen, von seiner populären Art zu reden, betonte nur immer wieder das ausgeprägte Selbstbewußtsein und verstieg sich sogar zu dem beleidigenden Ausruf: „Schade!" — Wie doch Frauen eigensinnig sein können, nach Vernunftgründen keinen Dreier fragen! — Heute riß denn auch unserem Kandidaten die Geduld, er warf die ihm zur zweiten Natur gewordene Höflichkeit und den feinen Anstand fast mit einem kernigen Fluche hinter sich, und lehrte die kleine superkluge Frau Mores. Der heilige Zorn über die förmliche Besudelung seiner Geistesarbeit leuchtete aus seinen Augen, als er schließlich den letzten Trumpf ausspielte und verächtlich sagte: „Es ist, wie ich schon neulich betonte, sehr schlimm mit Frauen streiten, weil sie nicht logisch denken können; sie bewegen sich in nebelhaften, unbestimmten Gefühlen und halten dann daran fest mit einer Zähigkeit, die einen klaren Kopf geradezu in Verzweiflung bringen kann. Von den gebildeten Frauen abgesehen, ist es mir übrigens ziemlich egal, von den alten Weibern ungünstig

beurtheilt zu werden, kluge Männer werden schließlich zustimmen."

„Halt, mein Freund," faßte ihn nun die kleine Frau energisch an, „Sie sind in die Fichten gerannt, von da ist erst recht kein Ausweg, nur Umkehr; der Prediger predigt fast nur vor Frauen, lassen die ihn fallen, dann ist's schlimm um ihn bestellt, und was die „klugen Männer" anbetrifft, so stehts fest, daß, wenn sie einmal in die Kirche gehen, sie nicht die Wahrnehmung machen wollen, daß der Prediger auf der Kanzel noch klüger als sie, also allen über ist, sondern, daß sie sich erbauen wollen, hingehen, um anzubeten. Wenn aber der kluge Prediger mit jeder Miene zu erkennen giebt: Seht, was ihr für einen tüchtigen Kerl habt, der kann sich sehen lassen, dann erbaut es nicht die Gemeinde, sondern es hindert, stört, und aus dem Segen ist unvermerkt ein Fluch geworden. Gott aber schwört, daß er seinen Ruhm keinem Götzen lasse — Sie, Herr Kandidat, sind Ihr eigener Götze, lassen Sie von sich ab und gehen Sie niedrig herein, dann wird Himmelsthau zum Segen der unter ihnen sitzenden Gemeinde aus ihrer Predigt herniederfallen."

Er sagte schon längst kein Wort mehr, hörte nur schweigend, mit einem tief verletzten Duldergesicht die ganze Suade an, dann und wann nur glitt ein halb spöttischer Zug, gerade wie Aprilsonnenschein, über sein Gesicht. Mit großem Geschick brachte er seine Gefährtin auf ein anderes Thema. Herr Gott, der Schöpfer, hat wahrlich das Manko an Verstandeskräften bei den Frauen mit Zungengeläufigkeit ausgeglichen!

Es war in der Michaelzeit, als der Pastor in Hausendorf unserem Kandidaten auf dessen innige Bitten zum drittenmal die Kanzel einräumte. Die Kirche war voll, denn die Neukonfirmirten gingen heute zum erstenmal mit Eltern und Geschwistern zum heiligen Abendmahl. Der Kandidat versicherte dem Pfarrherrn, daß es eine Lust sei, in einer vollen Kirche zu predigen. Als er den Morgenkaffee getrunken, promenirte er, seine Predigt zum letztenmal memorirend, in der bekannten Lindenallee.

Zwar hatte am Kaffeetisch, als die Rede auf gut ausgearbeitete und gut memorirte Predigten kam, die Hausfrau in ihrer Art wieder so einen unverdaulichen Brocken hingeworfen, hatte, alles wissen wollend, sehr überzeugend gesagt, als er erzählte, daß er die Hauptstellen seiner Predigt noch einmal in der Sakristei durchnehme: „Gebrauchen Sie künftig in der Sakristei den Betschemel, das Konzept mag ruhig in der Bibel liegen bleiben" — aber was machte er sich daraus, was Frauen sagen, und wäre es selbst diese Frau. — Während er dahinwanderte, kam eine ganz gewaltig feierliche Stimmung über ihn, er möchte nicht bloß in der Kirche, er möchte am liebsten der ganzen Welt, Luft und Erde, ja, den Vögeln unter dem Himmel mit beredten Lippen verkünden: „Groß ist der Name des Herrn Zebaoth!" In dieser gehobenen Stimmung ging er zur Kirche, erwartete den Pfarrer, in der Sakristei auf- und abgehend, wenn jener von der Abhaltung der Liturgie zurückkehren würde. In dieser gehobenen Stimmung griff er noch einmal nach dem Konzept, obwohl jeder Passus bereits in sein Gedächtniß wie eingegraben war. Zu viel des Guten konnte man nie thun. Der Betschemel mit dem Kruzifix am Hintergrunde der Wand blieb unberührt. Orgel und Gemeinde stimmten wieder die Melodie „Jesus meine Zuversicht" an, unter dessen Klängen unser Kandidat fast wie jauchzend die Kanzeltreppe hinanstieg. Das Konzept lag sicherheitshalber in der aufgeschlagenen Bibel auf der Kanzelbrüstung, aber er war nun, Gott sei Dank, so weit geschult, um es nicht mehr zu brauchen. Nur dem Eingangsgebet merkte man die gehobene Stimmung des Predigers nicht an; die kleine Frau im Pfarrstuhl schalt es in ihrem Herzen sogar „ledern," und der Pfarrherr im alten Beichtstuhl murmelte „ist nicht was;" aber als erst der Text verlesen war, da rauschte seine Rede wie ein Bergstrom, das Konzept war bald vergessen, vielmehr überflügelt, neue Gedanken strömten zu, neue Bilder, die alle untergebracht sein wollten, er konnte sich des Materials kaum erwehren. Und nun kam er in den Seelenzustand eines hartgesottenen Sünders, auch etwas, was gar nicht im Konzept stand, aber er war fast Meister in der Seelenmalerei, und die Gemeinde lauschte. Das Bild war vollendet, er setzte den letzten Pinselstrich an mit: „Lustig gelebt und selig gestorben, das hat dem Teufel die Rechnung verdorben." Es schmetterte nur so im Kirchengewölbe. Da — war alles in seinem Gedächtniß und in seiner Phantasie ausgelöscht. Er stand hoch aufgerichtet und bleich wie eine Marmorstatue, dann überfluthete ihn eine Blutwelle bis in die Haare. — Nur einen Gedanken, einen einzigen! einen Faden zum anspinnen! Nichts. Wenn seine Geisteskräfte in diesem entsetzlichen Augenblick ihn wenigstens ans Konzept erinnert hätten, er hätte ja wie ein Schulknabe darin blättern und dann ablesen können. — Nichts. Eine schreckliche Verlegenheit bemächtigte sich der Gemeinde unter ihm, mehr denn hundert Taschentücher kamen plötzlich zum Vorschein und es begann ein Schneuzen, als blase ein ganzes Trompeterkorps; die muthigsten Männer scharrten mit den Füßen und getrauten sich nicht den Nachbar anzusehen, es war eine Situation, die das Blut gerinnen machen konnte. Der flotte Prediger aber kostete die Wahrheit jenes Spruches: „Von Gott verlassen." Die Kanzel dünkte ihm ein Schandpfahl, seine Augen wanderten

gläsern an den Kirchenwänden entlang, bis sie mechanisch an dem großen Kruzifix, welches am Ende des Kirchenschiffes hing, hängen blieben. Da ebenfalls ein Verlassensein von Gott und Menschen. Herr, erbarme dich! stöhnte er, bis zum Tode geängstigt, er war im Begriff zusammenzusinken. Vor seine Augen kam das Konzept, er hob es verkehrt, mit der letzten Seite in die Nähe des Gesichts, da — ja, da hing ein Faden, da standen Schlußsätze, und an den ersten besten knüpfte er an und trug mit kläglicher Miene und kläglicher Stimme und halb tonlos das Niedergeschriebene vor.

Er war noch immer wie betäubt, selbst als er beim Mittagstisch der hochverehrten Hausfrau gegenübersaß und deren ermunternde und tröstende Blicke auf sich fühlte; auch da noch, als nach dem Essen der Pfarrherr mit seinem Gaste den milden Herbstnachmittag in gewohnter Weise im Garten zubrachte. Sonst so sinnig an- und aufgelegt, wars ihm heute gleichgültig, daß am Spalier die goldgelbe und blaue Traube reifte und einladend winkte, und das Kätzchen im Sande mit seiner Sonntagswäsche beschäftigt war, hatte auch keinen Sinn für Fritzchen, der mit beinahe ebenso großem Ernste als er selber Pfarrer spielte, von weißem Papier sich Bäffchen um den Hals gebunden, eine Bettdecke als Talar malerisch übergeworfen hatte und andächtig die Grabrede einem todten Vogel hielt, dem das kleine Lieschen, wie es bei Leichenbegängnissen üblich, reichliche Thränen nachweinte. Wie gesagt, er sah und hörte nichts, der Schlag hatte ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen, war dazu so ungeahnt, so heimtückisch herniedergefahren. — O, wer sterben könnte! —

Jahre sind vergangen. Aus unserem Kandidaten ist ein Pfarrherr geworden, ganz so wie er es einst geträumt oder nicht. Zwar hat er nicht ganz genau das Ebenbild der kleinen Frau in Hausendorf gefunden, als er sich unter den Töchtern des Landes umsah, denn Ideale sollen schwer erreichbar sein, aber doch immer eine ihr etwas ähnliche, fast so lieb und gut, so verständig, so gehaltvoll wie jene, aber nicht ganz; er ist zuweilen nicht ganz mit ihr zufrieden, wie das häufig bei Männern vorkommen soll, welche in einem Augenblick himmelhoch jauchzen über den „Schatz", den ihnen Gott bescheert, und im nächsten, wenn auch nicht zum Tode, aber doch recht merklich betrübt sind über den Schatten, der das liebe Frauenbild zuweilen verdüstert. Auch träumte er einst von einem Landauer — aber immer noch „reicht es nicht", nämlich das Geld dazu, und er fährt mit einem Miethswagen, der verzweifelte Aehnlichkeit mit jenem berüchtigten Klapperwagen in Hausendorf hat, und unser Pfarrherr versichert dann seinem zweiten lieben Ich, daß der Wagen „lange gut genug" sei, gerade wie zu seiner Zeit die kleine Frau in Hausendorf. Aber etwas besitzt er, was nicht so leicht jeder Pfarrherr hat, selbst wenns der Arzt, wie hier, zehnmal für nöthig hält, nämlich ein Reitpferd, und zwar in alter Reminiszenz, einen Schecken, den ihm sein junger Patron, sein ehemaliger Zögling, Kurt von Hohlbach, in dankbarer Verehrung geschenkt hat. Jedoch in einigen Stücken ist uns unser Pfarrherr vollständig neu und fremd, alles andere sind halbbekannte Züge: er hat die übergroße Zuversichtlichkeit auf seine eigene Vortrefflichkeit eingebüßt; sodann spricht er nicht mehr geringschätzig von den „alten Weibern", die Sonntags in der Kirche sitzen, es geht sogar die Rede in der Gemeinde, daß ihr Pfarrherr einst an einem stark besuchten Gottesdienst am Ostersonntage den Männern in der Predigt gesagt habe, sie möchten zusehen, daß nicht die Frauen allein das Reich Gottes ererben, sie seien bedenklich in das Hintertreffen gerathen, lassen sich von den „Weibern" verdrängen und — beschämen. Er stellt sie überdies ganz ungewöhnlich hoch, seit er erfahren, wie einst eine es mit ihm gut gemeint, er ohne ihr mahnendes, scharfes Wort sicherlich in der eigenen Vortrefflichkeit ertrunken wäre und wahrscheinlich gar nicht das gewaltsame Anfassen Gottes verstanden hätte, damals, als er ihn stecken ließ. Selbst die weltberühmte und — berüchtigte Zungengewandtheit der Frauen, ist er geneigt, gütig zu deuten, seit er weiß, daß diese Zungengewandheit oft tapfer ins Zeug zu gehen versteht, wenn selbst die muthigsten Männer zagend von ferne stehen und die Entwickelung zwar mit vielem Interesse, jedennoch schweigend verfolgen.

Aus dem flotten Kandidaten von ehemals, der eine Welt gewinnen und erobern, und diese Welt dann zu seinen Füßen sehen wollte, der in höchst bedenklichem Idealismus seine besten Kräfte vergeudete, ist ein gewaltvoller Mann in der goldenen Mitte zwischen gesundem Realismus und glücklichem Idealismus geworden. Oft, sehr oft erzählte er seinen Freunden die Geschichte, wie er einst auf der Kanzel mitten im Siegesbewußtsein — steckengeblieben.

(Quellwasser für's deutsche Volk.)

Das Traumleben.

Von G. Haußer.

Träume — sind Schäume! So sagt der Volksmund, spricht aber damit nur eine theilweise Wahrheit aus. Ehrlich gestanden fassen wir den positiven Inhalt von allem zusammen, was selbst die Wissenschaft zur Aufhellung des Traumlebens beigebracht hat, so hat

auch sie über dasselbe kein weiteres Licht, als die Volksweisheit im obigen Satz ausspricht, zu Tage gefördert. Schaumartig perlt empor, steht flüchtig und zerfließt die Traumerscheinung so unbewußt als ungewollt, dennoch zugleich nach dem Bewußtsein und Willen hinneckend, als spiele sie tändelnd mit den Verbindungsfäden zu beiden.

Weil nun aber doch ein jeder Mensch träumt und oft Träume hat, welche einen tiefen Eindruck auf seinem Gemüthe zurücklassen, einen Eindruck, den er jahrelang nicht los wird, und somit sich häufig bewogen fühlt über diese nächtlichen Vorgänge seines Seelenlebens nachzudenken und einen Erklärungsgrund zu finden, so dürfte es schon um dieser Ursache willen wichtig sein, darüber Einiges zu hören.

Der Traum, althochdeutsch troum, mit dem lat. dormire schlafen, stammverwandt, ist, wie ihn die Braut im Hohenlied richtig bezeichnet, ein Wachen des Herzens, während man schläft. Das Herz mit seinen Trieben und Einbildungen ist die eigentliche Werkstätte des Träumens, das Hirnleben mit seinen Erinnerungen aus dem wahren Leben ist gleichsam der Handlanger. Was aber auch in dieser nie ruhenden Werkstätte der menschlichen Seele vorgeht, so flüchtig und schnell die Vorgänge im Traum dem Bewußtsein des Menschen zur Kenntniß kommen, so ergiebt sich hieraus eben doch nichtsdestoweniger die Wichtigkeit des Traumlebens überhaupt. Es ist nicht immer bedeutungslos; mitunter kann es ein richtiger Spiegel zur Erkenntniß unserer selbst sein; ja nicht selten bot es für Offenbarungen des Herrn einen bequemen Anknüpfungspunkt, wovon uns die Bibel viele Belege giebt. In ähnlicher Weise faßt auch der berühmte Philosoph Fichte die Seelenthätigkeit im Schlaf beim Menschen auf. Er sagt hierüber: „Die Seele umfaßt einen weit größeren Reichthum von Kräften und Beziehungen, als in der Regel in ihrem Bewußtsein hervortreten. Zu diesem Reichthum gehört das den Menschen ohne bewußte Motive leitende, warnende und Zukünftiges wahrgebende Ahnungsvermögen, welches im Schlafzustand, wo die äußeren Sinne gebunden sind, häufig entbunden wird, und in die Formen der Zukunft webt.“ Der Talmud nennt den Traum ebenfalls sinnreich $\frac{1}{60}$ der Weissagung, wie der Sabbath $\frac{1}{60}$ der zukünftigen Welt, das Feuer $\frac{1}{60}$ der Hölle sei.

In was besteht nun aber eigentlich das Träumen? Dasselbe ist keineswegs zu verwechseln mit dem Schlaf, beide dürfen nicht zusammengeworfen werden. Im Schlaf zieht sich die Seele zurück von dem Leben und Treiben der Außenwelt, um sich in die verborgenen Tiefen ihres innersten Lebens hinein zu senken. Diese Thätigkeit vollzieht sie jedoch nicht aus freier Willkür, sondern erst, wenn sie sich dazu genöthigt fühlt, einerseits durch die Erschöpfung ihres eigenen Lebens, andererseits durch die Ermüdung des unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Leibes. Während sie nun im Schlafe also hinabsinkt bis auf ihren innersten Lebensherd, erhebt sie sich andererseits auf eine verhältnißmäßig höher gelegene, schon dämmernde Region des Bewußtseins, die dem bewegenden Tagesbewußtsein näher steht, daher auch die Träume im leichten vielfach schlummernden Schlaf, des Abends unmittelbar nach dem Einschlafen, oder des Morgens kurz vor dem Erwachen sich bei uns weniger verlieren, und wir somit beim Erwachen gewöhnlich sie eher noch wissen. Die Seele ist somit in einem Zustand, wo sie der oberen Welt, von wo sie stammt, näher, daher es uns auch nicht wundern darf, wenn nach den alten Ueberlieferungen der Völker, wie nach den eigenen Erfahrungen, so manche fromme Seele geradezu Schlaf und Traum als ein direktes Mittel betrachtet für besondere Offenbarungen Gottes. Und wer wollte es in Abrede stellen, daß Gott nicht schon durch einen Traum das wunderbare Walten seiner Vorsehung mit dem Leben des Einzelnen, wie auch mit ganzen Völkern geoffenbart hat. Wer möchte aus falschem Rigorismus dem barmherzigen und allweisen Gott wehren, wenn er in besonderen und außergewöhnlichen Fällen nebst andern Mitteln auch die stille, aber eindringliche Sprache des Traumes gebrauchen will, um eine gebundene Seele zu wecken, eine bußfertige, schüchterne zu trösten. Wenn wir auch, wie bemerkt, im Allgemeinen den Träumen kein großes Gewicht beilegen können, so kann eben doch nicht geläugnet werden, daß Gott der Herr dieses Mittel benützt hat und zeitweis noch benützt, wenn er es in seiner allweisen Vorsehung angezeigt findet, uns auf wichtige Dinge vorzubereiten, uns zurecht zu weisen, in Trübsalen zu trösten, und wo wir Hilfe finden, oder wo wir Andern sie erweisen sollen. Solche Träume finden wir in der heil. Schrift eine große Anzahl, ich verweise nur auf die Träume Abrahams, 1 Mos. 15, 12—14; Jakobs, 1 Mos. 28; Josephs und Pharaos, 1 Mos. 37, 41; Abimelechs, 1 Mos. 20, 3—8; Labans, 1 Mos. 31, 24; Nebukadnezar und Daniels, Dan. 2. 4. 7; das Weib des Pilatus, Matth. 27, 19 ꝛc. Aehnliche Offenbarungen Gottes an den Menschen könnten bis zur Neuzeit aus glaubwürdigen Quellen der Welt-, Kirchen- und Missionsgeschichte durch viele Beispiele bewiesen werden.

Wenn wir es nun auch mit Recht als Zeichen einer abergläubischen Gesinnung ansehen, wenn ein Mensch auf jeden Traum achtet, so sind dessenungeachtet doch nicht alle Träume zweck- und bedeutungslos. Daher wir auch nicht fehl gehen werden, wenn wir sie eintheilen in be-



deutungslose und in bedeutsame, unter welch' letzteren wir besonders die Gewissensträume hervorheben und zwei auffallende Erfahrungen mittheilen möchten, deren Wahrheit wohl verbürgt ist, und die sehr wenig bekannt sein dürften.

Als der nüchterne, kritisch angelegte Schriftsteller Lessing nämlich sich noch auf der Universität befand, studirte mit ihm zusammen ein Jüngling von guter Familie, dessen Eltern ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatten. Sein einnehmendes Aeußere, wie seine schönen Gaben interessirten Lessing für ihn, und er versuchte es daher, sich seiner anzunehmen und ihn in ein ernstes Studium der Wissenschaft einzuführen. Leider gelang ihm dies nicht; denn da jener bei aller Liebenswürdigkeit leichtsinnig und von schwachem Charakter war, fand er mehr Gefallen an dem Umgang mit rohen, ausschweifenden Genossen, die ihn immer tiefer in allerlei Unsittlichkeiten und Laster verstrickten. Schon hat Lessing fast jede Hoffnung aufgegeben, den jungen Mann, für den er noch immer das wärmste Interesse empfand, vor dem vollständigen Untergang zu bewahren, als dieser eines Morgens bleich und verstört auf sein Zimmer kam und ihm erklärte, daß er ihm einen ebenso wunderbaren als erschütternden Vorfall zu entdecken habe. Lessing war auf irgend ein nächtliches verdrießliches Abenteuer gefaßt; allein jener erzählte ihm nach einem kurzen Eingang Folgendes: „Ich war heute spät nach Mitternacht von einem Commers nach Hause gekommen, warf mich halb entkleidet aufs Bett und schlief bald ein. Da träumte mir, daß Bello (so hieß sein Hund) sich meinem Bette näherte, seine Vorderfüße auf die Lehne des daranstoßenden Stuhles legte und förmlich zu predigen beginne. Seine Predigt war ganz allein an mich gerichtet, und enthielt ungefähr dasselbe, was du, lieber Lessing, mir schon oft gesagt hast: Vorwürfe über meinen bisherigen Lebenswandel, Ermahnungen zu einem besseren, nur mit andern Ausdrücken und — nimm es mir nicht übel — in einer weit kraftvolleren Sprache. Seine Worte schienen den Propheten entlehnt, seine Zunge flammte wie Feuer. . . Seine Rede rührte mich tief; ich bin überzeugt, ich habe im Schlaf darüber geweint. Er schloß seine Ermahnung mit einer furchtbaren Warnung. Er drohte mir, daß wenn ich meinen bisherigen Wandel fortsetze, ich heute über sechs Monate eine Leiche sein werde. Und damit du siehst, sagte er, daß ich, ein unvernünftiges Thier, nicht aus mir selbst also spreche, sondern daß ein Höherer mich gesendet hat, um dich zu warnen und womöglich noch zu retten, so schlage nur in deiner Bibel Jer. 1, 9 auf, wo du die Beglaubigung meiner Sendung findest. Mit diesen Worten endete der Hund seine Predigt, und ich erwachte. Sofort schlug ich in meiner Bibel, die mir meine gute Mutter mit auf die Universität gegeben hat, auf und fand wirklich die Worte: „Und der Herr reckte seine Hand aus und rührete meinen Mund und sprach zu mir: siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund!" Denke mein Erstaunen, mein Entsetzen bei dem Lesen dieser Zeilen . . . . ich werfe meinen Rock über und komme nun zu dir, Lessing, und frage, was sagst du zu dieser Geschichte?"

Lessing antwortete ihm nach seiner bekannten nüchternen Denkweise, wenn er auch nicht an eine besondere göttliche Erscheinung glaube, doch die laute und dringende Stimme des Gewissens nicht zu mißkennen und zu mißdeuten sei. Dieses, sein anklagendes Gewissen, habe auch im Traume nicht geruht, den Mund eines sprachlosen Thieres zu gebrauchen und ihm sein Leben vorzuhalten &c.

Der verirrte Jüngling faßte wirklich den ernsten Vorsatz, diesem Rath zu folgen. Einst aber begegnete er auf einem einsamen Spaziergange, begleitet von seinem treuen Bello, dem jubelnden Schwarm seiner früheren Genossen, welche einem benachbarten Vergnügungsort zuströmten. Sie umringten ihn sogleich, forderten ihn auf mitzugehen und rissen endlich den Widerstrebenden mit sich fort. Bei dem Gelage spotteten sie erst seiner neuen Sinnes- und Lebensart, und drangen dann in ihn, ihnen die Veranlassung zu entdecken. Lange wich er aus; endlich aber, erhitzt vom Weine, erzählte er ihnen die Geschichte seines Traumes. Alles hörte sie still an; ein flüchtiger Schauer, ein ernster Gedanke an Tod und Gericht flog durch ihre Seelen, und für einen Augenblick verstummte der wilde Gesang. Dann aber erhob sich der verwegensten Burschen einer, und suchte das Ganze ins Lächerliche zu ziehen, indem er bemerkte, der falsche Prophet sei für den Versuch, einem Kameraden seine Freude getrübt und die Schrift mißbraucht zu haben, vor Gericht zu stellen. Alle lachten. Der arme Hund wurde auf dem Stuhle in die Stellung gebracht, die er im Traume hatte, und einstimmig zum Tode verurtheilt. Der abtrünnige Jüngling erschrak über diesen Ausspruch; da jedoch der Hund seit jenem Traum für ihn selbst etwas Unheimliches hatte, so widersetzte er sich nicht, als die Gesellen das Thier faßten, ihm einen Stein an den Hals befestigten und es in einem nahen Teich ertränkten. Der Hund hatte beim Weggehen nicht gebellt, sondern nur gestöhnt und einen schmerzvollen, scheidenden Blick auf seinen Herrn geworfen. Jenes Stöhnen, dieser Blick kamen dem Jüngling jedoch nicht mehr aus dem Gedächtniß, die Gestalt des Thieres verfolgte ihn überall im Wachen wie im Traum.

Die Zerrüttung der Gesundheit des Jünglings

nahm durch seine auf's Neue begonnene Ausschweifungen immer mehr zu und nach sechs Monaten nach jenem Traum war der arme Mensch begraben.

Ebenso merkwürdig, aber mit besserem Ausgang hatte ein Hottentotten-Häuptling mit Namen Jonker Afrikaner einen Traum, der ihn zur wahrhaften Bekehrung veranlaßte und dessen Geschichte uns der ehrwürdige Missionar Moffat erzählt.

Dieses Häuptlings Loosung war der Mord. Am fröhlichsten ruhte sein Auge auf erschlagenen Leichen und verbrannten Hütten. Er hieß, so weit man ihn kannte, „der Löwe Afrikas" und ein Namaquahäuptling äußerte sich über ihn bei seinem Missionar: „Ich habe mich manchmal mit meinem ganzen Volk, mit Weib und Kind in die Höhlen der Berge oder in die öde Wildniß geflüchtet; wir wollten lieber unter den Raubthieren die Nächte verbringen, als dem Jonker Afrikaner zur Beute fallen."

Aber auch dieser wilde Mensch sollte ein Eigenthum des Herrn werden und zwar zunächst durch einen Traum, der einen entscheidenden und mächtigen Eindruck auf ihn machte. Ihm träumte, er sähe sich unten an einem jähen und schroffen Berge stehen, über den er gehen mußte. Ein schmaler Fußsteig führte längs eines senkrechten Felsenabhangs bis zur obersten Spitze hinauf. Zur Linken des Weges sah man unten den fürchterlichen Abgrund brennen, als wäre es ein feuriger Ofen. Rauch stieg von dort auf und Blitze leuchteten dazwischen. Er sah sich um, ob er nicht einen andern Ausweg finde; denn Leib und Seele zitterten vor diesem Augenblick. Aber Einer erschien über dem Abgrund, deß Stimme war wie Donner, der sprach: Hier können keine anders ankommen als auf dem schmalen Pfad. Er versuchte nun den schmalen Pfad hinanzusteigen, die Hitze aber, die von dem Felsen rechts, an den er sich anlehnen mußte, zurückgeworfen wurde, war fast noch unerträglicher als die, welche aus dem feurigen Abgrund aufstieg. Er konnte nicht mehr weiter; Leib und Seele verschmachteten ihm. Da richtete er seine Augen in die Höhe und sah oben Jemand auf dem grünen Berge stehen, von den lieblichen Strahlen der Sonne beleuchtet. Die Gestalt kam näher, trat bis an den Rand des Felsenabhanges und winkte ihm. Jetzt faßte er neuen Muth und indem er die heißen Wangen mit vorgehaltenen Händen beschattet, dringt er durch Rauch und Gluth, einen Weg, von dem er geglaubt hatte, kein Mensch könne ihn vollbringen und aushalten. Endlich erreichte er die langersehnte Höhe; da strahlt alles in bunter Pracht und Herrlichkeit. Er will den Unbekannten anreden; da erwachte er.

Afrikaner konnte den Traum nicht mehr vergessen; er quälte gleich einem Dorn im Fleisch; immer wieder mußte er darüber nachdenken, was wohl der Traum zu bedeuten habe, bis er Frieden fand im Blute des Lammes und er in jenem schmalen Pfad den schmalen Weg und in jenem Unbekannten den Heiland seiner Seele erkannt hatte, von dem er von den Missionaren schon gehört hatte.

Daß in diesen beiden Träumen die Hand des Herrn zu erkennen ist, kann wohl Niemand läugnen, wie sie uns auch lebhaft erinnern an die Stelle Hiob 33, 15—17: „Im Traume des Gesichts in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette, da öffnet er das Ohr der Leute, und schrecket sie, und züchtiget sie, daß er den Menschen von seinem Vornehmen wende, und beschirme ihn vor Hoffart."

Ausdauer unter Schwierigkeiten.

Von P. H.

Nicht immer haben diejenigen, die mit den wenigsten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, auch den höchsten Erfolg aufzuweisen, meistens zeigt das Leben vielmehr gerade das Gegentheil. So möchte ich auch heute euch von drei Männern erzählen, welche fast mit unüberwindlichen Hindernissen zu ringen hatten, bis sie am glänzenden Ziele ihrer Arbeit standen, der Erste mit Kurzsichtigkeit, der Zweite mit völliger Blindheit, der Dritte mit Taubheit, und doch brachten sie alle es zu einer bedeutenden Größe.

Der Erste ist der Geschichtsschreiber Prescott, der, um eine Geschichte Ferdinands und Isabellas von Spanien schreiben zu können, die spanische Sprache und Literatur studirte und zu diesem Zweck sich eine Menge Bücher aus Spanien kommen ließ. Als sie ankamen, konnte er sie aber nicht lesen, denn seine schon seit Jahren kranken Augen waren so furchtbar entzündet, daß man befürchten mußte, sie würden bei fortgesetztem Gebrauch vollends ganz erblinden. Gleichwohl verlor er den Muth nicht, sondern beschloß, die für sein Werk nöthigen Studien dennoch zu machen, indem er einen Vorleser anstellte. Aber er fand Niemand, der Spanisch verstand; doch da die spanischen Buchstaben gerade so aussehen wie die englischen, so war es doch möglich, Jemand zu bekommen, der mit einiger Unterstützung betreffs der Aussprache der spanischen Worte ihm wenigstens vorlesen konnte, auch wenn er selbst keine Idee von ihrem Sinn hatte. Und so saßen sie oft beide einen ganzen langen Sommertag hindurch unter den alten Bäumen bei Prescott's

Glaube und Hoffnung.

Wenn die Brust in Kümmernissen,
Hart getroffen, schwer zerrissen,
Aengstlich wallt und mühsam bebt;
O dann ruft's von fernen Höhen:
„Erdengram wird bald vergehen,
Traue dem, der Oben lebt!"

Wenn die Wünsche sich zerspalten
Und in flatternden Gestalten
Spottend dir vorüberzieh'n:
O dann nah'n in gold'nen Träumen
Hoffnungen aus höhern Räumen,
Die im Duft der Zukunft blüh'n!

Wenn das Liebste will auf Erden
Dich verlassen, untreu werden,
Thränenleer dein Auge starrt;
Wirf dich in des Vaters Arme,
Daß er zärtlich sich erbarme,
Und die Freude deiner harrt!

Will in Nacht dein Tag vergehen,
Hoff' ein frohes Wiedersehen,
Aus dem Dunkel blitzt das Licht;
Leben steigt aus Gräbergrauen;
Hallelujah, dein Vertrauen
Und dein Glaube täuschte nicht!

(C. Grumbach.)





Haus neben einander, der Eine las Seite für Seite, ohne auch nur ein einziges Wort zu verstehen oder richtig sprechen zu können und der Andere dachte über den Sinn des Gelesenen nach. Später wurde Beiden die Sache etwas leichter und geläufiger und als gar ein Vorleser sich fand, der Spanisch konnte, gings mit der Arbeit doppelt so schnell voran und Prescott machte sich nun, nachdem er Alles ganz genau überlegt hatte, was er schreiben wollte, an das Schreiben selbst. Er benutzte dazu einen großen leeren hölzernen Bilderrahmen, von dem Format des zu beschreibenden Papiers, quer von einer Seite zur Andern mit feinen Messingdrähten bezogen, die ihm als Linien dienen mußten. Er schrieb aber nicht mit Feder und Tinte, sondern über sein Blatt legte er einen feinen Bogen Seidenpapier, wie man es zum Durchzeichnen braucht, und auf dieses schrieb er die Worte mit einem fein gespitzten Griffel, so daß man die Züge auf dem darunter befindlichen Blatt erkennen konnte, wiewohl so schwach, daß nur sein Privatsekretär, der seine Handschrift genau kannte, sie herausbrachte, und dann für den Setzer deutlich abschrieb. So brachte er zehn mühevolle Jahre mit diesem Werke zu; aber auch noch nach dem Erscheinen derselben blieb er ebenso fleißig im Bücherschreiben bis an seinen Tod.

Der zweite, schon ganz erblindete, Mann, von dem ihr hören sollet, war der berühmte Naturforscher Huber, der beste Beobachter und Kenner der Bienen, der schon mit 16 Jahren sein Augenlicht vollständig eingebüßt hatte. Gleichwohl gelang es ihm über das Wesen und die Gewohnheiten der Bienen, ihre Natur, ihr Leben und Treiben so genaue Beobachtungen anzustellen, daß ein ganz neues Licht auf viele bis dahin noch völlig unbekannte Eigenschaften derselben fiel, namentlich auf die eigenthümlichen Verhältnisse der Königinnen, Drohnen und Arbeitsbienen, Soldaten und Polizisten im Bienenstock u. s. w. Aber wie machte er das? Er sah sie durch die Augen seiner Frau, die ihn so herzlich liebte, daß sie ihr Gesicht ihm für seine gelehrten Forschungen zur Verfügung stellte. Er lehrte sie, ihre scharfen Augen ganz im Dienste seiner Wissenschaft zu gebrauchen: sie gingen mit einander an einen Bienenstock; er sagte ihr, was er gerne besonders genau beobachtet haben wolle und wie sie es am besten damit anzugreifen habe, und sie berichtete ihm die Ergebnisse ihrer Untersuchungen. Dann zog er daraus seine Schlüsse und diktirte ihr dann sein berühmtes Buch über den Bienenstaat, nach dessen Erscheinen viele gelehrte Naturforscher erst erfuhren, daß ein blinder Mann mehr von den Wundern und Geheimnissen des Bienenstaats gesehen hatte, als mancher Mann mit zwei gesunden Augen.

Der Dritte ist der taube John Kitto, der bekannte Bibelforscher. Er war der Sohn eines armen Maurers. Als er einmal seinem Vater den Mörtel, den er zum Bau eines Hauses brauchte, auf der Schulter hinauf trug und langsam die Leiter emporstieg, glitt er aus und fiel hinunter. Viele Wochen lang lag er krank und leidend darnieder. Als seine Wunden wieder heilten, hatte er das Gehör vollständig verloren und mußte in's Armenhaus. Hier durch seine Taubheit ganz auf sich selber angewiesen, erwachte in ihm ein wahrer Heißhunger für's Lesen. Nach und nach borgte er sich immer mehr Bücher zusammen und verschlang ihren Inhalt, bis endlich einige edle Menschenfreunde auf ihn aufmerksam wurden und entdeckten, daß er ganz unter der Hand ein bedeutendes Maß von gelehrten Kenntnissen sich angeeignet hatte. Mit Freuden nahm er die von ihnen gemachten Anerbietungen, ihm zu weiterem gründlichem Studium zu verhelfen, an und so gelang es ihm endlich, selbst mehrere ausgezeichnete Bücher zur Erklärung der heiligen Schrift zu verfassen, die schon Manchem gute Dienste zum bessern Verständniß der Bibel geleistet haben.

Aufgeschaut und Gott vertraut.

Von G. Baum.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte ein junger Musikant in Lüneburg, der dem Grundsatz des großen Reformators Dr. M. Luther huldigte: „Bet und arbeit, so hilft Gott allezeit." Er hatte seine schöne Heimath Eisenach nur aus Armuth mit der Heideresidenz vertauscht, nachdem ihm beim Chor des fürstlich Lüneburgischen Sankt Michaels Gymnasiums eine Stelle als Diskantist angeboten worden. Eigentlich war er nur Sänger aus Noth, denn mit seinem Klavierspiel konnte er den Kampf ums Dasein nicht bestehen. Wenn er Privatstunden gab, empfing er drei Mariengroschen. Glückte es ihm aber, einen Schüler beim Frühstück oder Vespern zu treffen, so fiel als Extra Honorar auch noch ein Butterbrod für ihn ab.

Allwöchentlich pilgerte der Achtzehnjährige nach dem fünf Meilen entfernten Hamburg, denn hier in der reichen Handelsstadt, wo an der Katharinenkirche der berühmte Meister Johann Adam Reinken angestellt war, konnte der junge Thüringer sehr viel lernen, wenn er dem Orgelspiele Reinken's regelmäßig zuhörte.

Bei seinen Besuchen in Hamburg spekulirte der junge Musikant nebenbei auf ein Unterkommen, welches geeignet gewesen wäre, seine strenge

Diät unnöthig zu machen; denn auf die Dauer hielt er es bei der Lüneburger Kost nicht aus.

Einst trat er, nachdem wiederum ein Versuch, in Hamburg eine Stelle zu erhalten, fehlgeschlagen war, seinen Rückweg recht niedergeschlagen an. Sein Muth war gebrochen, aber nimmermehr sein Gottvertrauen. Sein kindlicher Glaube hatte in der Prüfungsschule des Lebens beten, hoffen und warten gelernt, und so blickte er auch auf diesem trübseligen Gange voll froher Zuversicht auf zu den Bergen, von wannen uns Hilfe kommt. Zu seinem bittern Herzeleid hatte sich längst der Tyrann Hunger gesellt, als ihm unerwartet aus einem Wirthshaus an der Landstraße ein verlockender Bratengeruch in die Nase stieg, der seine Schritte unwillkürlich hemmte. Er machte vor der Thür der Herberge Halt, zog sein ledernes Beutelchen hervor, und zählte den kargen, allzukargen Inhalt.

Da öffnete sich über seinem Haupte ein Fenster. Ein Gast, welcher des jungen Mannes nicht mißzuverstehende Aktion angesehen hatte, warf ihm ein paar Speisereste zu; es waren zwei Heringsköpfe. Wenn der Hungrige diese Fragmente des gemeinsten Seefisches begierig vom Boden aufhob, so hatte er dazu ganz besondere Veranlassung. Er war ein Thüringer, und in seinem Heimathlande galt damals und gilt noch heute der „salzen Harung" für einen Leckerbissen. Auch der junge Musikant liebte die Heringe. Mit dem Aermel seines Rockes putzte der Empfänger die Häupter seiner Lieben, da — entdeckte er zwischen den Kiemen eines jeden versteckt, zwei blinkende Dukaten! Mehr als sein Lohn für drei Monate betrug, hatte ihm Fortuna zugeworfen.

Wer die Rolle der Glücksgöttin gespielt, konnte er nicht erfahren, denn als er nun, ausgerüstet mit einem seltenen Reichthum, das Wirthshaus betrat, um sich gütlich zu thun, konnte er den wohlthätigen Gast nicht entdecken.

Die also gespendete Gabe setzte den Empfänger in den Stand, noch länger in seiner Stellung auszuharren. Nach Jahresfrist gelang es ihm mit Hilfe treuer Freunde zu der Hofkapelle nach Weimar zu kommen. Das Morgenroth einer neuen Zeit war für ihn angebrochen. Mächtig entfaltete sein Genius die Schwingen, und stieg als leuchtendes Gestirn am Kunsthimmel deutscher Nation empor.

Seit anderthalb Jahrhunderten kennt und ehrt die Welt diesen Musikanten, der kein Geringerer war, als Deutschlands erster und größter Orgelspieler und Orgelcomponist, nämlich Johann Sebastian Bach, geb. 21. März 1685 zu Eisenach, gest. 30. Juli 1750 zu Leipzig.

Eines seiner Meisterwerke (Kirchencantaten) führt den Titel: „Gott ist mein König".

Wie schön, wie herrlich, sprechen zu können, Gott ist mein König. Der darf getrost dem Vater über den Sternen seine Wege befehlen, darum:

> Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
> Verrichte deine Pflicht getreu,
> Trau ihm und seinem reichen Segen,
> So wird er täglich bei dir neu:
> Denn wer nur seine Zuversicht
> Auf Gott setzt, den verläßt er nicht!

Mädchenbildung.

Von Emma Herzer.

Während man sehr viel Gewicht auf die Bildung des Knaben legt, wird in so manchen, ja in den meisten Fällen die Bildung des Mädchens vernachlässigt.

Wohl ist es wahr, daß der herangewachsene, zum Mannesalter gereifte Knabe seinen Platz auf der Bühne der Welt einnehmen muß, und welcher Art derselbe auch sein mag, ist es nothwendig, daß der Knabe wenigstens eine gewöhnliche Schulbildung besitzt, und mehr oder minder mit den verschiedenen Wissenschaften bekannt ist.

Obwohl aber das Mädchen keine solch' öffentliche Stelle einnehmen wird oder sollte, ist es doch ebenso wichtig, daß seine Bildung mit gleicher Sorgfalt überwacht und geleitet werde.

Viele Eltern befinden sich in einem großen Irrthum, indem sie sich einbilden, daß es genügend ist, wenn die Töchter lesen und schreiben können, und daß ihre Bildung nur in praktischer Kenntniß der Hausarbeit bestehe, und hat ein Mädchen Lust zum Lesen, und nimmt hie und da eine Zeitung oder ein Buch zur Hand, so wird sie zeitverschwenderisch genannt, und ihr Lesen als ein Uebel betrachtet, welches durchaus überwunden werden muß. Es ist wahr, daß manche Mädchen zuviel Zeit zum Lesen verwenden, und dadurch nöthige Pflichten versäumen, was natürlich unrecht ist, und ihnen nur zum Schaden gereicht.

Während der Knabe bis zu einem gewissen Alter alle Freiheit hat, nach den Schulstunden sich zu amüsiren, und durch die Bewegung im Freien eine gesunde Konstitution und einen stark gebildeten Körper zu erlangen, und durch Beobachtung der Natur so manche Kenntnisse sich anzueignen, ist das Mädchen in den meisten Fällen ans Haus gefesselt, entweder irgend welche Arbeit zu verrichten, oder, wie es bei der reicheren Klasse häufig der Fall ist, um die guten Kleider zu schonen und die Gesichtsfarbe schön weiß zu bewahren. So mancher Seufzer ent-

flieht der Kleinen, wenn sie sieht, wie andere Kinder, deren Eltern minder streng sind, sich im herrlichen Sonnenschein tummeln, von Sand Kuchen backen, Städte bauen und so mancherlei künstliche Sachen machen oder sonst, ungehindert auf dem grünen Rasen ihr Spiel treiben, während sie höchstens ein oder zwei Stündchen des Tages mit der Amme sittlich die Gänge des Gartens durchwandern darf.

Schon in der frühesten Jugend sollte dem Mädchen sowohl als dem Knaben jeden Tag eine geraume Zeit erlaubt sein, sich in bequemer Kleidung ungehindert von allen Sorgen dem Spiele im Freien zu ergeben, nur sollte darauf gesehen werden, daß die Spielgenossen vom selben Alter und artige Kinder sind.

Wenn dann durch das Spielen im Sand und in der Sonne das Kleidchen ein wenig beschmutzt und das Gesichtchen verbrannt wird, sollte die Mutter nicht zu streng sein. Diese Schäden werden mehr als zehnfach ersetzt durch den gesunden Körper, welchen das Kind gewinnt. Ist ein gesunder Körper als Fundament vorhanden, dann kann ohne Besorgniß, die Ausbildung des Geistes befördert werden.

Jedes Mädchen sollte einen gründlichen Elementar-Schulunterricht genießen und wenn möglich sich höhere Kenntnisse aneignen; doch sollte in der Erwählung derselben Rücksicht genommen werden auf die natürlichen Anlagen des Mädchens, denn die Zeit, welche für solche Studien verwandt wird, für die das Mädchen durchaus keine Lust oder natürliche Anlagen hat, ist versäumte Zeit.

Zu dem empfehlungswerthesten Studien gehören Musik, Malen, Geschichte, Mathematik und Physiologie. Musik ermuntert den Melancholischen und besänftigt den Zornigen. Durch sie wird die Gesellschaft erheitert und das Leben verschönert. Malen erweckt einen Sinn für das Schöne und veredelt den Geschmack; Geschichte stärkt das Gedächtniß; Mathematik schärft den Verstand und Physiologie ist die Kenntniß vom Körperbau des Menschen und den Gesundheitsregeln, und manche Krankheit könnte verhütet werden, wenn jede Hausfrau mit diesem Studium bekannt wäre.

Durch Entziehung einer guten Schulbildung rauben die Eltern ihren Töchtern, was sie durch keine Schätze, welche sie ihnen hinterlassen mögen, ersetzen können, denn Reichthümer vergehen oft, aber die Schätze des Geistes können nie geraubt werden und können den täglichen Broderwerb um Vieles erleichtern.

Die Bildung des Kindes geht beständig vor sich, nicht nur in der kurzen Zeit, in welcher es unter der beständigen Aufsicht des Lehrers ist, sondern auch in den freien, dem Spiele gewidmeten Stunden, in welchen das Kind unwissentlich von den Charakteren und Denkungsarten seiner Spielgenossen beeinflußt wird. Bücher, die zur Unterhaltung oder zum Zeitvertreib gelesen werden, sind ein anderer wichtiger Factor dieser indirecten Bildung. Es wird oft argumentirt, daß der gute oder böse Einfluß solcher Bücher auf den Geist oder Charakter sehr unbedeutend ist, und daß im schlimmsten Falle das Lesen derselben nur eine Vergeudung der Zeit sei. Aber dies ist ein großer Irrthum, denn diese Bücher wirken täglich, ja stündlich auf die Jugend unseres Landes. Manche Bücher sind rein, wahr und erhebend und veredeln das Gemüth; andere dagegen sind giftig und erniedrigend und wirken Verderben. Eltern sollen wohl darauf achten, welche Bücher ihre Kinder lesen, doch ist es nicht rathsam, die schlechten streng zu verbieten, weil oft dadurch die Neugierde geweckt und verstärkt wird und oft zu mitternächtlicher Stunde, wenn die Eltern längst im sanften Schlummer ruhen, wird dieses Verbot ungehindert übertreten. Aber durch freundliche, ernste Erklärung sollte dem Kinde deutlich gemacht werden, wie nachtheilig solche Bücher und Schriften für dasselbe sind, und haben die Eltern das Zutrauen des Kindes gewonnen, daß dasselbe weiß und fühlt, der Vater oder die Mutter meint es gut mit ihm, wird dieser Plan selten fehlschlagen.

Vielleicht am bedeutendsten ist das elterliche Exempel, dessen Einfluß beständig und mächtiglich wirkt. Nicht nur ahmen die Kinder dasjenige nach, was sie sehen, sondern der Geist, der sie umgiebt, durchdringt ihr Gemüth.

Da der Wirkungskreis des Mädchens meistens im Hause ist, ist es selbstverständlich, daß sie hauptsächlich praktische Kenntnisse von Hausarbeit besitzen sollte, ob sie in späteren Jahren selbst davon Gebrauch machen muß, oder über Dienstboten zu befehlen haben wird.

Zur wahren Bildung gehört ein guter, fester Charakter, denn gerade der religiöse und moralische Theil der Bildung ist das Element, welches allem Andern seinen Werth verleiht. Wo immer das Mädchen sich befindet, muß sie wissen sich anständig und wohlgesittet zu betragen und wo immer sie mit Andern in Berührung kommt, sollte sie einen bildenden und veredelnden Einfluß ausüben.

So wie die Religion die größte civilisirende Macht auf Erden, so ist die Frömmigkeit der Schlüssel aller wahren Bildung und Sittlichkeit, und wo wahre Frömmigkeit im Herzen thront, wird sie den Charakter und Wandel des Menschen regieren.

Katharina II., Kaiserin von Rußland.

Von J. Schlagenhauf.



Diese durch Geist und Thaten ausgezeichnete Herrscherin war die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst. Geboren am 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater als preußischer Gouverneur stand, erhielt sie bei ihrer Taufe die Namen Sophie Auguste, wurde, erst 15 Jahre alt, auf Veranlassung Friedrichs II. von Preußen, im Jahre 1745 mit dem Großfürsten Peter vermählt, der im Jahre 1762 als Peter III. den russischen Thron bestieg.

Bei ihrem Uebertritt zur griechisch-katholischen Kirche nahm sie die Namen Katharina Alexiewna an. Die Vermählung ward am 10. September 1745 mit großem Pomp vollzogen, und die ersten Jahre schien ein glückliches Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten obzuwalten, die Ereignisse späterer Jahre führten aber eine Entfremdung herbei, die mit der Zeit immer größer wurde, bis jedes seinen eigenen Neigungen nachging. Als der Kaiser verlauten ließ, seine Gemahlin sammt ihrem Sohne Peter in ein Kloster sperren zu lassen, faßte sie den kühnen Entschluß, ihrem Gemahl die Herrschaft zu entreißen, und sich selbst auf den Thron Rußlands zu setzen.

Nachdem sie kluge und entschlossene Männer im Staat und Heer für sich gewonnen hatte, verließ sie in der Nacht des 9. Juli 1762 das Lustschloß Peterhof und eilte verkleidet der Hauptstadt zu, wo sie 5 Uhr Morgens anlangte.

Schon um 7 Uhr saß sie in Gardeuniform zu Pferde, und ritt, von mehreren Anhängern begleitet, vor die Kasernen der Garde, welche in der Meinung, der Kaiser sei gestorben, ihr ohne Schwierigkeit den Eid der Treue schwuren. Von hier zog sie in die Kasankirche, wo verabredeterweise die Geistlichkeit und der Bischof von Nowgorod sie erwarteten, in dessen Hände sie schwur, die Gesetze des Reiches und die Religion des Volkes aufrecht zu erhalten. Nach Ertheilung der Weihen verkündigten Kanonenschüsse den erstaunten Bewohnern Petersburgs die Wahl einer neuen Herrscherin.

In einem Manifest, welches sie sogleich erließ, kündigte sie an, daß sie auf den Wunsch ihrer Völker als „Kaiserin Katharina II." den Thron besteige, das Vaterland vom Untergang zu retten.

Als der Kaiser Kunde von diesen Vorgängen erhielt, konnte er keinen festen, mannhaften Entschluß fassen, und da er sich beim Heere und besonders bei der Geistlichkeit unliebsam gemacht hatte, fand er nirgends nachhaltige Unterstützung. Als ihm durch den Kammerherrn Ismalow eine Entsagungsurkunde des russischen Thrones zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, leistete er ohne Zögern Folge, und ließ sich als Gefangener nach dem Landhause Ropscha bringen, wo er am 17. Juli 1762 unter den Händen von Verschwörern starb.

Die Krönung der neuen Herrscherin erfolgte bald darauf am 22. September. Von dem Genfer Juwelier Pauzin ließ sie sich eine Krone anfertigen, die 2 Millionen Rubel kostete, und mit wenig Abänderungen noch heute als Kaiserkrone gebraucht wird. Dieselbe ist mit 58 großen und 4878 kleinen Brillanten, sowie mit 75 matten Perlen besetzt und 30 Centimeter hoch.

Eine Revolution von wenigen Stunden brachte eine deutsche Fürstentochter auf den Thron der Zaren.

Mit Recht legt ihr die Geschichte den Namen der großen Kaiserin bei. Die Pläne Peters des Großen zur Gesittung, Kräftigung und Vergrößerung Rußlands, wurden von ihr mit Ernst, Geschick, Ausdauer und Erfolg betrieben.

In der Unterdrückung der Aufstände im Reiche war sie erfolgreich, und fast alle ihre Kriege beendete sie mit einer Vergrößerung Rußlands, und verschaffte ihm ein fühlbares Gewicht in der Wagschale europäischer Staaten.

Den Türken nahm sie die Krim ab, im Verein mit Oesterreich und Preußen strich sie Polen aus der Reihe der Nationen und riß Kurland an sich.

Auch in Asien befestigte und erweiterte sie ihre Macht und Grenze, entriß Persien den Hafen Derbent, und versuchte noch kurz vor ihrem Tode, sich Schwedens durch eine Heirath zu versichern.

Gegen die französische Revolution hatte sie einen solchen Widerwillen, daß sie allen Verkehr mit dem neuformirten Staate abbrach.

Nicht nur nach Außen entfaltete sie eine erstaunliche Thätigkeit, auch im Innern des Reiches wirkte sie als bildende Schöpferin auf allen Gebieten ein.

Die Verwaltung der Rechtspflege war bisher der Willkür der Richter anheimgestellt, die nach einem veralteten Gesetzbuch nach Belieben das Recht handhabten.

Katharina faßte den kühnen Gedanken, den Russen ein neues Gesetzbuch zu geben, und schrieb ihre berühmt gewordene „Anweisung zum Gesetzbuche."

Aus allen Völkerschaften ihres umfangreichen Gebietes ließ sie Abgeordnete zusammenkommen, um ihnen die Anweisungen vorlesen zu lassen. Die Sitzungen wurden mit der größten Feier-

lichkeit eröffnet und Katharine hörte ungesehen den Verhandlungen zu.

Die Abgeordneten ertheilten ihr den Beinamen der Großen, der Weisen, der Mutter des Volkes. Nur den letzten Namen erklärte sie annehmen zu können. Ganz Europa zollte ihr Beifall und legte ihr den Namen der Gesetzgeberin des Nordens bei. Daß keine ersprießlicheren Resultate für die Wohlfahrt des Landes aus der Versammlung entsprangen, daran waren die sich oft kreuzenden Interessen und die Beschränktheit der Abgeordneten schuld.

Um eine allgemeine Volkserziehung herbeizuführen, setzte sie eine Erziehungs-Commission ein, welche Anstalten zur Bildung von Lehrern, Normalschulen und gewöhnlichen Schulen im ganzen Reiche anlegen sollte.

Sie schickte Gelehrte in die verschiedenen Provinzen ihres weiten Reiches, um die Schätze der Natur, die Sitten, den Bildungsgrad der Völkerschaften und die Spuren der alten Zeit zu erforschen. Sie selbst verfaßte Uebersetzungen ausländischer Werke und des Alterthums und gab denjenigen, die sich damit beschäftigten Belohnung. Mit rastlosem Eifer förderte sie die Rechtspflege, Civilisation, Künste, Wissenschaft und den Ackerbau und trug Sorge für die Armen und Unterdrückten, selbst aus fremden Ländern. Jeder Sitzung des Staatsrathes wohnte sie persönlich bei, jede Depesche, die einlief, las sie selbst und hatte über jedem Theil des vielfach gegliederten Reiches ihr wachsames Auge. Die Grundlagen ihres Charakters waren Menschlichkeit, Wohlwollen und Großmuth, während ihr Muth, Entschlossenheit, Thätigkeit und Mäßigung sittliche Eigenschaften an ihr waren. Ihre Hauptleidenschaften waren Ehrgeiz, Ruhm und Eroberungssucht, ihre Fehler die ihres Standes, ihre Sitten die der Höfe ihres Jahrhunderts. Im Privatumgang war sie liebenswürdig und milde, daß ihre Umgebung durch ihren Humor in die behaglichste Stimmung versetzt wurde. Als einst in einem Palast ihre Büste mit rother Farbe besudelt worden war und alle Umstehenden in höchste Entrüstung ausbrachen, sagte sie lachend: Das war gewiß ein Page, der mein starkes Schminken lächerlich machen will.

Papst Pius VI. schloß einst einen Brief an sie mit den Worten: „Gott möchte doch die Kaiserin erleuchten und sie zu der heiligen katholischen Kirche zurückführen," worauf sie erwiderte: Sie bitte Gott, doch den Papst zu erleuchten und ihn in den Schooß der rechtgläubigen griechischen Kirche zu führen. Mit Kindern verkehrte und spielte sie gerne und schrieb sogar für den Unterricht ihrer Enkel die Bibliothek der Großfürsten.

Den Gesandten fremder Höfe, den Dienern ihrer Macht und dem Volke gegenüber zeigte sie sich ganz anders. Sobald sie die Handschuhe angelegt und ihre Zimmer verlassen hatte, nahmen ihre Züge den Ausdruck furchtgebietender Hoheit an, und die liebenswürdige, vergnügte Frau verwandelte sich zur majestätischen Ehrfurcht gebietenden Kaiserin, der man nur schüchtern sich nahte.

Katharina war in ihrer Jugend schön gewesen, Grazie und Anmuth blieben ihr auch im Alter. Sie war mittlerer Größe und wohlgewachsen, hatte eine offene Stirn, gebogene Nase und in ihren blauen Augen malten sich Sanftmuth und Stolz. Bei einem ausdrucksvollen Gesichte besaß sie so viel Selbstbeherrschung, daß man nie auf demselben bemerken konnte, was in ihrer Seele vorging. Sie lebte sehr nüchtern, frühstückte nur wenig, aß mäßig zu Mittag und enthielt sich gänzlich der Abendmahlzeit.

Am 17. November 1796, nach 34jähriger Regierung, starb sie an den Folgen eines Schlagflusses, umgeben von ihren Angehörigen, die Ströme von Thränen vergossen, beweint von ihrer Umgebung, betrauert von ganz Rußland.

Die Höhle bei Luray.

Von Arno C. Gaebelein.

Der herrliche Hudson-Fluß wird sehr oft von Reisenden der amerikanische Rhein genannt, doch wer schon einmal den Vater Rhein befahren und jene reizenden Landschaften, welche seine Ufer schmücken, betrachtet und die alten Burgen, Denkmäler längst vergangener Zeiten angestaunt hat, wird wissen, wie wenig der Vergleich ein richtiger ist. Was vielen Landschaften in der alten Welt einen solchen Reiz giebt, ist nicht nur die romantische Lage, sondern auch das Geschichtliche, welches sich um das Ganze schlingt.

Doch wer da sagt, daß unsere neue Heimath arm ist an Romantik, der irrt sich gewaltig. Gottes Hand hat auch hier viele Naturwunder erschaffen. Im Osten sind es die „White Mountains", in den mittleren Staaten die Alleghenies mit ihren schönen Scenerien, im Westen die





Riesenhalle der Luray-Höhle.

wolkenüberragenden Rocky Mountains, welche von Jahr zu Jahr von Tausenden besucht und bewundert werden. Und mancher Landstrich erfreut nicht nur wegen seiner lieblichen Lage das Auge, sondern auch geschichtliche Erinnerungen werden in dem Gemüthe des Gebildeten wachgerufen. Ohne Zweifel steht hierin die Gegend obenan, welche die Stadt Baltimore von Westen, Norden und Süden umgiebt, und die Staaten Maryland, Virginia, West-Virginia und Pennsylvanien umschließt. Romantisch ist diese Gegend wegen des schönen bewaldeten „Blue Ridge Gebirges", hie und da von Strömen, wie den Potomac und Shenandoah, durchbrochen — historisch, weil diese Gegend der Schauplatz des bedauernswerthen Bruderkrieges gewesen. Diese Gegend ist in letzter Zeit noch berühmter geworden durch die ungefähr vor 5 Jahren entdeckte Höhle bei Luray. Wer hat nicht schon von dem unterirdischen Wunder, der Mammuthhöhle in Kentucky gelesen? Aber in der That wird Mammuth von Luray übertroffen.

Einem längst gehegten Wunsche nachgebend, machte sich der Schreiber dieses in Gesellschaft einiger Amtsbrüder von Baltimore auf, um das zu sehen, was für unbeschreiblich gilt.

Von Washington an steigt die Baltimore und Ohio Eisenbahn beträchtlich, und bald sieht man im Vordergrunde den wie Gewitterwolken aussehenden Gebirgszug liegen. Nachdem der Potomac mit seinen steilen Felswänden das Auge der Reisenden eine Zeit lang erfreut hatte, kreuzte das Dampfroß „Harpers Ferry"; zur Linken sehen wir John Brown's Fort und die Ruinen des Waffen-Arsenals liegen. Bei Shenandoah Junction werden wir auf das Geleise der Shenandoah-Bahn gebracht, und nach Zurücklegung von weiteren 66 Meilen erschallt der Ruf des Conducteurs: „Luray!"

Die Lage dieses Städtchens zu sehen, ist schon der Mühe und des Geldes werth. Aber lange Zeit zu dichterischen Betrachtungen haben wir nicht, denn noch sind wir nicht an Ort und Stelle. Eine Anzahl Gefährte stehen bereit, um die Touristen nach der zwei Meilen entfernten Höhle zu bringen. Schnell füllt sich eine der gerade nicht sehr eleganten Equipagen und fort ging es über die rauhe Gebirgsstraße — in der That eine Seefahrt im Kleinen!

Der Platz, worunter die Höhle sich befindet, ist ein kahler Hügel, über den Eingang zur Grotte ist ein Haus gebaut. Nachdem die Besucher sich ihrer Regenschirme und ihres Gepäckes entledigt hatten, ging es, an der Spitze ein kundiger Führer, in die Unterwelt. Der Eingang ist ziemlich enge und finster, doch bald erweitert sich derselbe. Da noch um eine Wendung, eine elektrische Lampe giebt uns das Licht und plötzlich dünkt es uns, wir sind in eines der unterirdischen Schatzhäuser versetzt, welche Zwerge und Kobolde im Besitz haben. Eine weite geräumige Halle liegt vor uns, ungefähr 30 Fuß hoch; von der Decke hängen die glänzenden, in verschiedenen Farben schimmernden Gesteine herab, welche durch das elektrische Licht beleuchtet, wie ungeheure Eiszapfen erscheinen. Wohl allen Lippen entschlüpfte bei diesem imposanten Anblick ein bewunderndes „Ah!" Doch es ist ja nur der Anfang, und wie es unser Führer nennt: „Entrance Hall". Es geht vorwärts. Washington's Säule und ein Blumengarten sind die nächsten Gegenstände, welche durch die Steine gebildet sind. Washington's Säule ist 20 Fuß hoch und geht vom Boden bis zur Decke, umgeben von tausend kleinen Säulchen, und siehe! zur rechten findest du den Blumengarten, kleine und große Gewächse scheinen aus dem glatten Grunde hervorgesprossen zu sein, und je mehr man hinblickt, desto natürlicher erscheint es. Nun geht es über eine natürliche Brücke in eine Halle, welche „das Theater" benannt ist, und alles bis jetzt Gesehene übertrifft. Blicken wir von hier rückwärts, so haben wir einen Ueberblick bis zum Eingang, von vornen aber leuchtet uns ein Chaos von Gesteinen und hellen Nischen und Gängen entgegen; doch wir sind allein. Unser Führer ist uns vorangeeilt zu einer anderen interessanten Gruppe. Bismarck! ruft er uns entgegen. Bismarck? Ei, wie kommt der denn nach Virginien? Doch auf's neue ruft der Führer uns den Namen der Formation zu, und diesmal versteht es der Schreiber recht: „Fischmarkt!"

Und wirklich, da hängen sie zu Tausenden, große und kleine Fische, grau und weiß gefärbt. — O, wie natürlich! Man kann kaum das Auge abwenden, um — doch nur ein noch größeres Wunder zu sehen. Wir wenden uns rechts, und nach dem Ersteigen von 75 Stufen befinden wir uns in einem geräumigen Saale „Elfen-Heimath". Der Saal mag ca. 500 Fuß lang und 2—300 Fuß breit sein, die Decke hat ein bläuliches Aussehen. Ein niederer Gang führt uns nach einer Nische, es ist ganz dunkel; plötzlich bemerken wir, daß sich zu unseren Füßen ein tiefer Abgrund aufthut, unergründlich, wie der Führer bemerkt. Es soll der Hades sein. Doch ganz unten tief im Hintergrunde befindet sich eine Lichtgestalt; der immer zur Auskunft bereite „Guide" erklärt: „die Säule sei ein Gespenst." Noch eine ganze Reihe von kleineren Dingen treten uns in diesem Theile der Höhle entgegen. Hier der Kopf eines Kameels, da lange Zapfen von Tropfstein, die fast den Boden erreicht haben, und immer tropft und rinnt es noch. Das ist die ewig spielende Spule, welche diese Gestalten webt. In eine zweite Nische einbiegend, finden wir eine Quelle frischen Wassers, umzäunt von

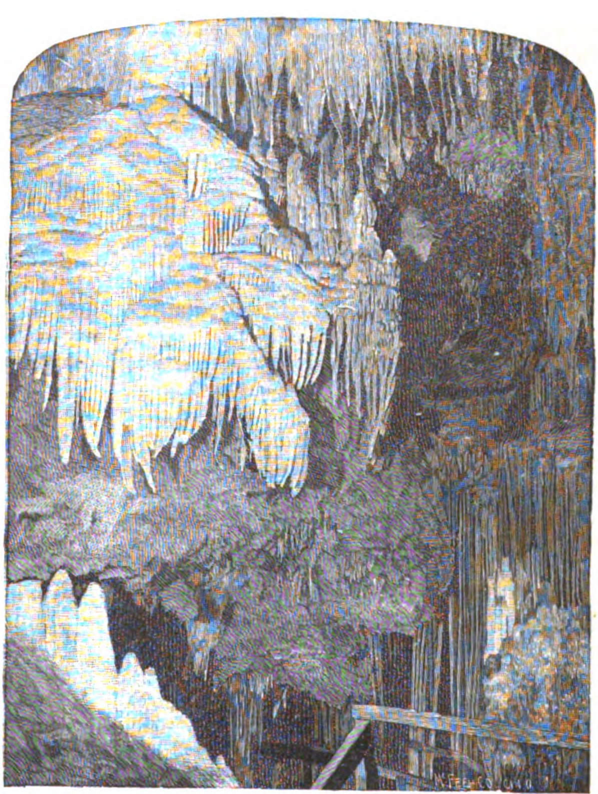
einem ganzen Wald weißer Zäpfchen — und indem wir durch einen Gang nach einer anderen Abtheilung eilen, werden uns von dem Führer etliche am Boden liegende Knochen gezeigt. Es sollen Menschenknochen sein. Die Gelehrten Dr. Joseph Leidy von Philadelphia und Dr. Elmer Reynolds von dem Smithsonian-Institut haben diese Angabe als wahr bestätigt. Anatomisten sagen, es seien die Ueberreste eines indianischen Kindes. An anderen Stellen der Höhle werden Abdrücke von Moccasin's und anderen Fußspuren gezeigt.

Eine an den vielfachsten Gebilden reiche Grotte, „Oberon", durchwandern wir und kommen nach der Riesenhalle. Am Eingange derselben wird ein von der Decke herabhängendes, durchsichtiges Gestein gezeigt, das den Namen „Helena's Shawl" trägt. Wir sind in der Riesen-Halle. Doch wer ist im Stande, dieses Panorama zu beschreiben? „Titania's Schleier" heißt eines der riesenhaften herabhängenden Gebilde, Millionen große und kleine Zapfen und Kegel hängen von allen Seiten hernieder. Dazu noch das elektrische Licht, welches in der That den Genuß um die Hälfte erhöht. Der gefrorene Springbrunnen ist ein anderes Wunder. — Wie natürlich! Weiß wie Schnee und Eis, und die vielen Zäpfchen zu hunderten und aber hunderten herabhängend. Unser Weg geht jetzt nach der Cathedrale. Die Schönheiten der unterirdischen Welt haben hier ihren Gipfelpunkt erreicht. Zur Rechten sehen wir eine Kanzel mit Bedachung, wie sie noch jetzt in katholischen Kirchen zu sehen sind. Im Hintergrunde steht die Orgel, eine Zusammensetzung von ca. 3 Fuß langen Stalagmiten, die viel Aehnlichkeit mit den Pfeifen einer Orgel haben. Zu unserer Verwunderung spielt der Führer, da die Tropfsteine einen hellen Klang geben, zwei Lieder auf dieser steinernen Orgel ab. Zwei andere Steine liefern den Baßton der Glocken.

Doch seht, hier ist das treue Abbild des Thurmes zu Babel, wie gemauert steht er da, ein merkwürdiges Bild! Doch warum versuchen, alles aufzuzeichnen, was dieser Theil der Höhle enthält, da es doch unmöglich ist.

Das elektrische Licht flattert wie ungeduldig, daß es heruntergebracht wurde in diese Unterwelt, aber gerade hier entwickelt es seine vollkommene Macht. Es vermehrt den Kontrast von Licht und Schatten, worauf es in einer Höhlenscene so viel ankommt. Unter seinem Glanze scheint die weiße Formation wie Perlenschimmer, während die bernsteinfarbige der älteren und dunkleren Gesteine wie das schönste Gold leuchten.

Die Schönheit und Lieblichkeit kann nicht übertrieben werden, nein, menschliche Sprache ist nicht im Stande, es würdiglich zu preisen zur Ehre Gottes, der Alles so herrlich gemacht. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und hier predigen es uns die Tiefen so deutlich. Mit einem heiligen Schauer, mit tiefer Ehrfurcht rufen wir betend aus: „Herr, wie sind doch deine Werke so groß!"



Orgel in der Luray-Höhle.

Wir verlassen diesen Ort und kommen nach der Betrachtung einer ganzen Reihe der wunderbarsten Gegenstände in eine noch geräumigere Halle, den Ballsaal. Diese Abtheilung liegt am tiefsten, 260 Fuß unter der Oberfläche der Erde. In einer Ecke des Tanzsaales befindet sich ein Kirchhof. Vom schwarzen Grunde erheben sich weiße Steine, Säulen und Quadrate, welche den Grabsteinen täuschend gleichen.

Wir erwähnen von den vielen Figuren nur noch die „Säule der Kaiserin" und eine entrollte Decke (siehe Bild). Mit Schmerzen nehmen wir von dieser anderen Welt Abschied, da die Zeit gekommen, um den Heimweg anzutreten.

Die Lurayhöhle wurde im August 1878 von A. J. Campell entdeckt, der auch der erste war, welcher sie durchforschte. Letztes Jahr ging sie in die Hände der Shenandoah-Eisenbahn-Compagnie über, welche sie für $40,000 von dem Entdecker kaufte. Die Wyandotte- und Mammuth-Höhlen sind größer, als die bei Luray, doch sind die Wände der ersteren fast kahl. Daher werden sie von Luray weit übertroffen. — Die ganze Umgebung besteht aus Kalkstein, große Höhlen werden überhaupt nur in Kalksteinregionen gefunden. Tropfsteinformationen sind gewöhnlich weiß, wegen ihrer Zusammensetzung von Kalk und Magnesia, mit der Zeit erhalten sie auch eine dunklere Färbung.

Die Formationen, welche wir in der Lurayhöhle finden, sind folgende:

Stalaktiten. Dieses sind von der Decke herabhangende Zapfen. Sie nehmen ihren Anfang in einem Tropfen kohlensauerhaltigen Wassers (carbonic acid), welcher an der Decke hängt, den Kalk auflöst, und indem er verdunstet, denselben zurückläßt, der dann die mannigfachsten Formen der Tropfsteine bildet.

Doch nicht alle Tropfen bleiben an der Decke hängen. Viele fallen auf den Boden und bilden dann die Stalagmiten, Formationen, welche von unten nach oben wachsen. Ferner finden wir noch Helikttiten (griechisch ἑλίσσω herumdrehen), und in den verschiedenen Seen und Quellen, deren die Höhle viele hat, Perlenformationen.

Der bis jetzt entdeckte Theil der Höhle beträgt 5 Meilen, doch sind, wie gesagt, verschiedene Abtheilungen noch unerforscht. Wie lange Zeit es genommen hat, ehe die Höhle so geworden, wie wir sie jetzt besichtigen können, ist auch den Gelehrten ein Problem.

Entspricht unser Gesangbuch den Bedürfnissen der Kirche, oder ist eine Verbesserung desselben wünschenswerth?

Von G. Weiler.

I.

Wenn diese Frage in der letzteren Zeit da und dort aufgetaucht ist, so steht vielleicht unter den Entstehungsgründen, die dem Auge eines gewöhnlichen Sterblichen noch erreichbar sind, die Thatsache voran, daß das Durchschnittsalter der Gesangbücher unserer Mutterkirche etwas über 19 Jahre beträgt. Angesichts der letzten Revision des englischen Gesangbuches klingt es fast rührend, wenn in der Anempfehlung der Revision von 1849 fünf Bischöfe über ihrer Namensunterschrift die Kirche zu einem Buche beglückwünschen, welches kraft der Zahl, der Mannigfaltigkeit und des Werthes seiner Lieder „für kommende Geschlechter“ keiner Verbesserung bedürfen wird. Der letzte dieser Bischöfe war kaum gestorben und mehrere Glieder des Revisionscomites waren noch am Leben, als, wenn man gewichtigen und gewichtigsten Stimmen Glauben schenken darf, „das dringende Bedürfniß der Kirche“ mit einem neuen Gesangbuch befriedigt wurde. Ob die Thatsache, daß das Durchschnittsalter der Gesangbücher der Methodistenkirche geringer ist, als das einiger Schwesterkirchen, seinen Grund in geringeren Kräften, ein mustergiltiges Gesangbuch herzustellen oder in größerem Streben der Kirche nach Vollkommenheit hat, bleibe dahingestellt. Genügend für meinen Zweck ist die Thatsache: Unser Gesangbuch hat bald das Durchschnittsalter erreicht, und sollte es einer Revision unterzogen werden, so wird ihm höchstens der Vorwurf zu machen sein, daß es nicht besser war, als seine Schwestern im englischen Gewand.

Wenn mich nun trotz dieser Schanze eine gewisse Scheu abhält, schnell in das Verlangen nach einem verbesserten Gesangbuch einzustimmen, so bedarf das wohl keiner Entschuldigung. Zuerst einmal scheidet man von alten Freunden nicht gern. Dann hat dieses Buch überhaupt auch seine ehrwürdige Geschichte hinter sich. Es hat den deutschen Methodismus von der Hälfte seiner jetzigen numerischen Stärke an bis hieher durch all seine Kämpfe und Siege hindurch begleitet. Im Gotteshaus und im Kämmerlein, im Jubel des Erfolgs in der Kirche, und in der Trauer an Sarg und Grab hat es mit Gottes Wort unzählige Male den seligsten Augenblicken heiliger Freude, oder eines großen heiligen Leides den passenden Ausdruck verliehen. Wie manche Erinnerung an Thabors Höhen im Pilgerlauf bleibt unauflöslich mit einem Theil seines Inhaltes verknüpft.

All dieses bestimmt mich, dem Thema die Wendung zu geben, welche in erster Linie die Einwürfe gegen unser Gesangbuch und das auf sie gegründete Ver-

langen nach einer Verbesserung der kritischen Prüfung unterwirft. Ein möglichst unpartheiisches Verfahren dabei, wird ja die Mängel des Buches von selbst aufdecken.

Die erste Forderung, die wir, um damit zu beginnen, an den Inhalt eines kirchlichen Gesangbuchs richten, ist wohl die, daß es der begeisterte Ausdruck der göttlichen Wahrheit sei, wie die Kirche diese Wahrheit aufgefaßt hat und lehrt.

Wenn in dieser Hinsicht je begründete Bedenken gegen unser Gesangbuch geäußert worden sind, so blieb es mir unbekannt. Fast das Einzige, das mir davon zu Ohren kam, war die Beschwerde, daß das Comite in recht unbiblischer Weise das Lied 246: „Wo ist Jesus, mein Verlangen 2c." unter die Rubrik: „Zu gegenseitiger Ermunterung und Ermahnung" aufgenommen habe, und Prediger oft taktlos genug seien, die Leute aufzufordern zu singen:

„Meine Seel' ist sehr betrübet
Und von Sünden müd' und matt,
Wo ist Jesus, den sie liebet,
Der mich einst erkoren hat?"

Wie wäre wohl für solche Leute die Verbesserung:

„Meine Seel' ist schwer betrogen,
In Verblendung reich und satt.
Rett' vom Feind, der sie belogen,
Du, der Augensalbe hat."

Die zweite Forderung, die an den Inhalt eines kirchlichen Gesangbuches zu stellen ist, ist die, daß es möglichst reichhaltig die verschiedenen Seiten christlicher Lehre und christlichen Lebens behandle. Damit habe ich aber das ausgesprochen, worum es sich bei dem Verlangen nach einem neuen Gesangbuch hauptsächlich handelt. Das ist mit andern Worten der Hauptvorwurf, der unserm Gesangbuch gemacht wird, daß es ihm allzusehr an Mannigfaltigkeit gebricht.

Dieser Vorwurf geht fast selbstverständlich meist von uns Predigern aus, und formulirt sich in seiner Spitze in die Klage, daß wir oft kein Lied finden können, welches die Gemeinde auf Text und Predigt vorbereitet. Blicken wir nun zunächst dem Vorwurf selbst schärfer in's Auge, so scheint er mir wenigstens theilweise auf Mißverständniß zu beruhen und ungerecht zu sein. Wir Prediger finden eben zuweilen wunderbare Texte und noch viel wunderlichere Themen. Das einzige mir bekannte Gesangbuch, welches da annähernd reichhaltig genug wäre, ist das von Diakon Gottschald in Eibenstock im Jahre 1737 herausgegebene, welches für alle Stände und Vorkommnisse passende Lieder darbieten wollte. Da giebt es Lieder zum Gebrauch beim Spazierengehen, bei Gevatterschaften, bei Nässe und Dürre, bei Erscheinung eines Kometen, bei schweren Prozessen, bei Schlaflosigkeit, bei Sorge wegen vieler Kinder, Lieder für Adelige, Advokaten, Amtleute, Arzneiverständige, Bader und Barbiere, Bauern, hohe und niedere Bediente 2c.; auch für einen geheimen Staatsminister und für Studenten. Und damit nicht zufrieden, bittet der Herausgeber ausdrücklich, man möge doch die Gefälligkeit haben, und ihm einige noch mangelnde Lieder für Gaukler, Seiltänzer, Taschenspieler, Hofnarren, Schelme, Diebe, Zigeuner und Spitzbuben mittheilen. Ein Gesangbuch, das in der That einer gewissen modernen Predigtweise nicht sehr unpassend zur Seite stehen würde, nur daß es auch Lieder für Pferderennen, Municipalwahlen u. dergl. enthalten müßte. Doch abgesehen von solchen Ausschreitungen sollte die Thatsache nicht vergessen werden, daß nicht Alles, was gepredigt werden muß, deshalb auch Gegenstand eines geistlichen Liedes sein kann. Ein eklatanter Beweis davon ist z. B. die Temperenzfrage. Welch eine feurige Beredtsamkeit hat sie geschaffen, und welch eine glühende Literatur ist ihr entsprungen. Wo sind aber unsere Gesangbuchlieder über diesen Gegenstand? „Ein ganzes Lied über Mäßigkeit, und das matt genug," sagt man uns. Ich möchte fragen: Wo sind die Temperenzlieder überhaupt? Das Revisionscomite des englischen Gesangbuchs konnte nichts Befriedigendes finden. Oder sollten wir vielleicht im Ernst Reimereien übersetzen, deren eine z. B. mit einem Chorus begleitet ist, der in Deutsch etwa lauten würde:

„Das Bier muß hinunter, das Wasser herauf?"

Das liebe Wasser mag passender Gegenstand sein für eine Pindar'sche Ode, zum Singen geistlicher, lieblicher Lieder macht der Freudenwein des heil. Geistes mehr geschickt. Ich meinestheils begehre auch keines besseren Liedes vor einer Temperenzpredigt, als unser Gesangbuch es in: „Wie gut ist's von der Sünde frei" und vielen ähnlichen bietet. Kann ich vollends ein freudiges Singen des „Ruft getrost ihr Wächterstimmen" haben, so geht mir in der Richtung an Begeisterung nichts ab.

Ist aber trotz alledem die Klage über Mangel an Mannigfaltigkeit in unserm Buche nicht doch begründet? Nicht im allgemeinen Plan, denn der ist fast so reichhaltig, als der der beiden besten mir bekannten Gesangbücher, dem unsrer Mutterkirche in englischer und dem „Württembergischen Gesangbuch" in deutscher Sprache. In einzelnen Rubriken aber, das muß zugestanden werden, ist fühlbarer Mangel an Liedern, die allgemein zu verwenden sind. Vielleicht nirgends mehr als in der Rubrik, wo wir Lieder für christliche Thätigkeit suchen. Daß wir da uns beinah verlassen finden, ist aber keineswegs

Schuld der Männer, die unser Gesangbuch zusammengestellt haben. Denn erstlich, wenn auch das griechische Wort „Poema" den Begriff von Werk in sich birgt, und das Wort „Poesie" eigentlich schaffen bedeutet, so ist doch das Schaffen oder Wirken weniger Gegenstand der Poesie, und gute geistliche Lieder über christliche Thätigkeit sind schwer zu finden. Das eine: „Seelen, laßt uns Gutes thun" ausgenommen, ist selbst die reiche deutsche Hymnologie sehr arm darin. Jedenfalls wiegen die beiden neueren englischen Lieder, die wir glücklicherweise in guter Uebersetzung haben: „Auf, denn die Nacht wird kommen" und: „Ein Tagwerk für den Heiland" Alles, was mir in dieser Richtung bekannt ist, weit auf. Zweitens aber sind seit der Herausgabe des Gesangbuchs in hohem Maße die Söhne an die Stelle der heimgegangenen Väter getreten, und daß diese die schwierigen deutschen Choräle, aus welchen dieser Theil des Gesangbuchs fast ausnahmslos besteht, nicht singen, mag zu beklagen sein, bleibt aber nichtsdestoweniger Thatsache, die nicht wohl zu ändern ist. Dieser letztere Punkt erklärt überhaupt einen großen Theil des beklagten Mangels an Mannigfaltigkeit von verwendbaren Liedern. Im großen Ganzen bietet unser Gesangbuch eine treffliche Auswahl deutscher Choräle. Einige Perlen, wie: „Wie soll ich dich empfangen" und ähnliche ausgenommen, besitzen wir die herrlichsten Blüthen. Daß aber nur verhältnißmäßig wenige Gemeinden einen auch nur annähernden Gebrauch von diesem Schatze machen, wird Niemand bestreiten wollen. Meine Ansicht ist, daß viele dieser Choräle unsern Verhältnissen auch gar nicht angemessen sind. Text und Musik sind so durchaus massiv und majestätisch angelegt und auf starken Stimmenchor berechnet, daß es mir richtiges Gefühl zu sein scheint, wenn unsere kleineren Gemeinden nicht daran denken, diese riesigen Schöpfungen zu singen. Außerdem ist heute es hauptsächlich die hier geborene Jugend, die den Gesang zu tragen hat, und die Componisten der Choralmelodien singen so gern in den oberen Soprantönen, die ungefähr zwei Töne über dem Durchschnittssopran der Amerikaner liegen.

Was die Form der Lieder betrifft, so dürfte die Forderung berechtigt sein, daß sie den anerkannten Regeln der Kunst entsprechen und gegen den gesunden Geschmack der jemaligen Zeit nicht verstoßen dürfen. Das meint aber gar anderes, als jene poesielose Armseligkeit, die, weil sie selbst keiner Begeisterung fähig, gerne alle höhere Begeisterung auf ihren Maulwurfsstandpunkt hinabziehen möchte. Die Kleinigkeitskrämerei, die weil sie keiner Idee fähig, gern an Silben klaubt, ist nicht Kunst. Sie hat sich einmal zwar in Deutschland als solche breit gemacht und besonders an den Gesangbüchern ihr sauberes Handwerk geübt. Da wurde dann:

„Befiehl du deine Wege"

in

„Empfiehl du deine Wege"

umgewandelt, weil das „höflicher" sei. Da wurde aus:

„Ein' feste Burg ist unser Gott"

ein:

„Ein starker Schutz ist unser Gott"

gemacht, weil „feste Burg" zu mittelalterlich laute.

„Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt"

hatte der alte Gerhardt gesungen. Die hochweise Kritik fand aber, daß das der Wissenschaft widerspreche, nach welcher es ja nur auf der halben Erdkugel zu einer Zeit Nacht sei, und verbesserte: (!?)

„Es schläft die halbe Welt."

Viele der alten Lieder waren aber gar zu ungelenk, um sich nach der Kunst zustutzen zu lassen, so mußten sie denn neuen weichen, echten Kindern dieser Kulturperiode. Man pries darin die Weisheit Gottes z. B. in der Einrichtung der menschlichen Natur. Welch' ein edel Gut um die Sprache:

„Nimmer könnt' ich hier auf Erden
Weise, froh und glücklich werden,
Müßt' ich ohne Sprache sein."

Wie gut ist's, daß unsere Augenlider sich von selber heben, und wir sie nicht mit den Händen aufziehen müssen, wie man etwa Vorhänge aufzieht:

„Ach wie würd' es elend lassen,
Wenn man sie mit Händen fassen
Und nach aufwärts ziehen müßte;
Das bedenke, lieber Christe!"

Oder wie gütig ist Gott, daß er uns in der Kuh

„Das Thier geschenket,
Das mit seiner Milch uns tränket,
Das die Seuche schnell verbannt,"

nämlich durch die Schutzpocken. Wem schaudert nicht die Haut ob solchem eiskalten Reimgeklingel? So entschiedenen Gegner ich mich aber von solchem, wenn noch so zierlichem Reimgedrechsel weiß, so vermag ich doch nicht der weitverbreiteten Klage beizustimmen, daß unser Gesangbuch zu kühl und steif sei. Daß zwar manche Väter die Lieblinge ihrer Jugend vermissen, ist höchst natürlich, und daß, wo solche Väter den Gesang noch führen, besonders in Zeiten der Auflebung, diese Lieblinge immer wieder den Plan betreten, wird kein weiser Prediger voreilig zu wehren suchen. Wenn aber selbst Prediger behaupten,

daß die besten Lieder des alten Gesangbuchs in dem unsrigen fehlen, so ist das ungerecht. Gottlob, daß z. B. mancher Chorus oder manches Intermezzo, das solche wunderbare Segenskraft enthalten haben soll, durch unser Gesangbuch abgethan wurde. Es ist einfach nicht wahr, daß ein größerer Segen auf den Worten ruht:

„Ermuntert euch, ihr Frommen, Frommen,
Fro-o-mmen,
Zeigt eurer Lampen Schein.
Der Abend ist gekommen, kommen, ko-o-mmen."

oder:

„Begegnet ihm auf Erden, Erden, E-e-rden,
Mit freudigen Geberden, berden, b-e-rden"

als auf dem einfachen Text, und ob auch der Gedankengang zerrissen wird durch Einschiebung zwischen die beiden Hälften eines Verses von:

„O Ehrenkronen kriegen wir, Wenn unser
Heiland kommt,
Ja, Siegespalmen tragen wir, In unserm
Vaterland."

Der Text von: „Einen Tag im Himmel leben" ist zu allen vernünftigen Zwecken genügend und bedarf durchaus den Chorus nicht, den man aus der letzten Zeile eines Verses mit dem Zusatz von „Gloria, Hallelujah!" bildet, und dann in Fortissimo singt:

„Gloria, Hallelujah! Doch wahrhaftig eine Pein."

Man lasse doch das herrliche Lied: „O liebster Herr, ich armes Kind", wie es ist, und fasele nicht von Segen beim Singen von:

„O liebster Herr, ich armes Kind,
Unter dem Volk des Herrn,
Das nirgends Trost noch Ruhe find't,
Unter dem Volk des Herrn,
Will mich so elend als ich bin,
Unter dem Volk des Herrn,
Vor deinen Augen legen hin,
Unter dem Volk des Herrn.

Du weißt es, wie ich bin verirrt,
Unter dem Volk des Herrn,
Beschwert, verfinstert und verwirrt;
Unter dem Volk des Herrn,
Es ist mein ganzer Jammerstand
Unter dem Volk des Herrn,
Dir besser als mir selbst bekannt.
Unter dem Volk des Herrn.

Die Freunde der modernen luftigen Waare in christlichen Gesängen möchte ich an das Urtheil von Bischof Janes erinnern, nach welchem diese geistliche Poesie aus 2 Theilen Poesie, 1 Theil Religion und 7 Theilen Unsinn besteht. Für wahren Werth stehen eben doch die alten Kernlieder riesengroß und himmelhoch über der ganzen Fluth der sogenannten „innigen" und „herzlichen" modernen Dichterei.

Dann hätte ich in formeller Hinsicht nichts an unserm Gesangbuch auszusetzen? Doch ja, einiges muß den Einwürfen in dieser Hinsicht zugestanden werden. Nothgedrungen muß ein bedeutender Theil unseres Gesangbuches aus Uebersetzungen bestehen, und sollten wir eine Revision bekommen, die für unsere Bedürfnisse eine Verbesserung ist, so wird das noch viel mehr der Fall sein. Auf diesem Feld hat nun unser Buch neben viel Licht auch tiefe Schatten. Wie z. B. das schreckliche Machwerk:

„In Sünden wälzte ich mich lang rc."

je in unser Gesangbuch kam, ist wohl dem Comite selbst so unerklärlich als mir. Auch der begeistertste Freund unseres Gesangbuchs wird keine Entschuldigung für solche Verse finden:

„In Sünden wälzte ich mich lang
Und trotzte Furcht und Scham,
Doch endlich ward mein toller Gang
Gehemmt; hört wie es kam:

Ich sah, als hing in seinem Blut
Am Kreuzespfahl ein Mann,
Und starr, doch wie mit sanftem Muth
Sah er mich sterbend an.

— — — — — — — — — — — —

Und mein Gewissen hört' ich schrei'n,
In tiefem Schmerze schreit's:"

John Newton, der Dichter des schönen Originals, war ja ein großer Sünder gewesen, aber zu solch' „tollem Gang" in Reimerei hat er sich nicht aus seinen Sünden „herausgewälzt." Ihm sowohl als Andern war es gewiß unbegreiflich, wie man zugleich „starr, doch wie mit sanftem Muth" angesehen werden kann. Auch die Uebersetzung: „Dem Leibe nach getrennt," ist höchst schülerhaft, und sollte durch eine bessere ersetzt sein. Reime wie:

„Die Herzen erst vereint,
Bis er uns zu sich nimmt,

Uns zu dem Werk bestimmt,
Weil es so wohl gelingt.

Bald ist die Arbeit aus
Von unserm schweren Amt;
Dann kommen Alle wir nach Haus
Der Meister rufet: Kommt!

Der treue Knecht, der hier
Mit Thränen ausgesät,
Der wird im Himmel für und für
Auch ernten sein Gebet"

ist auch der freundlichsten Nachsicht fast zu viel zugemuthet.

Ob das: „Der an dem Kreuz ist unser Gott" Uebersetzung oder Original ist, kann ich nicht sagen. Daß es aber fast ungenießbare Stellen hat, ist nicht zu leugnen. Warum nüchterne Prosa wie:

„Der ist der Herr der Herrlichkeit.
„Ja," schreit die Welt sich heiß,
Die sogenannte Christenheit,
„Wer ist, der das nicht weiß?"

„Wir glauben all an Jesum Christ,
Wir glauben die Geschicht',
Und wer ein Christ geboren ist,
Der zweifelt daran nicht,"

durch Reimerei fast lächerlich machen?

Die Frage: Ist die Verbesserung unseres Gesangbuches wünschenswerth, zwingt uns nach den Kräften umzusuchen, die eine wirkliche Verbesserung in Aussicht stellen. Die beste Kraft, welche dem Comite von 1865 zur Seite stand, J. C. Lyon, der Sänger von: „Wir sind nur Pilger und Fremdlinge hier," schlägt längst die Harfe vor Gottes Thron. Daß ihn der gemüthsvolle Sänger von: „Heimathland, o wie schön bist du" und „O fürchte dich nicht, meine Seel'", Dr. C. F. Paulus, voll ersetzt, sei gerne zugestanden. Dann haben wir eine poetische Kraft in P. Häring, die uns mustergiltige Uebertragungen bietet. Auch unsere Sonntagschul-Gesangbücher bieten etliche Lieder, die unser Gesangbuch bereichern würden. Ich erinnere nur an: „So wie ich bin, mein Recht und Brief"; „Herr, ich hör' von Segensströmen"; „Ich weiß einen Strom"; „O Jesu, schon der Name dein" u. s. w.

Zum Schluß dann dieses:

1) Während zugegeben ist, daß unser Gesangbuch an bedeutenden Mängeln leidet, so sind diese Mängel doch keineswegs gefährlicher Natur.

2) Das Bedürfniß eines neuen Gesangbuches ist deshalb auch keineswegs so dringend, als übereilte Vorwürfe es vielleicht erscheinen lassen.

3) Wir würden ein wirklich verbessertes Gesangbuch allerdings als ein Mittel zum Aufbau des Reiches Gottes mit Freuden begrüßen, sind aber fest überzeugt, daß ein solches nur die Frucht ernstester Arbeit der besten Kräfte der Kirche sein kann. Jedenfalls sollte nicht daran gedacht werden, ehe die verschiedenen Theile der Kirche wenigstens durch die jährlichen Conferenzen ihr Verlangen darnach ausgedrückt haben.

Was kann und soll die Sonntagschule für die Gemeinde sein?

Von J. W. Henke.

Eine Gemeinde ohne Sonntagschule, ist wie eine Familie ohne Kinder und Sonntagschule ohne Gemeinde ist wie ein Kind ohne Mutter; beide gehören zusammen und können nicht gut von einander getrennt werden. Während wir die Gemeinde als die Mutter betrachten, so ist die Sonntagschule die Tochter und sind folglich sehr eng miteinander verbunden.

Wiederum: Eine Gemeinde ohne Sonntagschule ist wie ein Baumgarten, der nur alte Bäume hat, die nach und nach absterben, aber nicht durch junge ersetzt werden, und demzufolge werden in einer Reihe von Jahren nur abgestorbene Bäume vorhanden sein. So wird auch eine Gemeinde endlich aussterben, wenn sie nicht durch die Sonntagschule — ja aus den Reihen der Jugend — Ersatz empfängt.

Die Sonntagschule kann und sollte für die Gemeinde sein, was ein Kind der Mutter gegenüber ist. Von der einen Seite bedarf das Kind zwar die Pflege der Mutter, von der anderen Seite bedarf aber auch wohl die Mutter die Hülfe des Kindes, denn es kann ihr oftmals zur Hand gehn. So bedarf auch die Sonntagschule die Pflege der Gemeinde, aber auch die Gemeinde die Hülfe der Sonntagschule. Wir finden, daß nicht nur die Gemeinde in der Sonntagschule arbeitet, sondern daß auch wirklich die Sonntagschule für die Gemeinde arbeitet. Es muß demzufolge die Sonntagschule einen Einfluß auf die Gemeinde ausüben und eine Mitarbeiterin in der Gemeinde sein.

Wie ein gehorsames Kind kann und sollte die Freude der Mutter sein, so kann und soll auch die Sonntagschule die Freude der Gemeinde sein. Eine gute und blühende Sonntagschule bereitet der Gemeinde viele und große Freude. Wie wohlthuend und aufmunternd ist es nicht für eine Gemeinde, an dem Unterricht der Jugend Theil zu nehmen in den verschiedenen Klassen! Wie wird da oftmals das Herz der Alten erfreut und wiederum jung. Eine Gemeinde ohne Sonntagschule entbehrt eine große Freude und sie ist wirklich nur eine halbe Gemeinde.

Auf, ihr Gemeinden, möchte ich rufen, freut euch über die Sonntagschulen — über die theure Jugend, denn sie ist die Hoffnung der Kirche! Wie ein Kind ein Sporn für die

Mutter ist, und wie sie durch dasselbige an ihre Mutterpflichten erinnert wird und angetrieben, für ihr Kind zu sorgen und zu arbeiten, um es zu erziehen für etwas Nützliches, so ist, kann und soll auch die Sonntagschule ein Sporn für die Gemeinde sein.

Während sie die Jugend in der Sonntagschule betrachtet, so wird sie an ihre Pflichten derselben gegenüber erinnert, und sollte dadurch sicherlich angetrieben werden, für dieselbe zu sorgen und sie für die Kirche, ja, für die Welt und den Himmel erziehen. O, wie sollte nicht die Gemeinde angetrieben werden, ihre volle Pflicht sofort getreu und gewissenhaft zu erfüllen!

Zuletzt kann und soll die Sonntagschule die Quelle, sein, wodurch die Gemeinde fortgepflanzt wird. Aus den Reihen der Sonntagschulen können und sollten nach und nach die Reihen, welche gelichtet werden in den Gemeinden, wieder ausgefüllt werden. Wenn dieses nicht geschieht, so werden die Kirchen bald leer stehen. Unsere Söhne und Töchter sollen, können und müssen einstens unsere Plätze einnehmen in der Kirche, nachdem wir ausgewirkt haben und das Tagewerk vollbracht. Aus ihr sollen unsere Glieder hervorgehn; aus ihr müssen unsere Sonntagschularbeiter wieder genommen werden; aus dieser Quelle sollen uns unsere Prediger, unsere Vorst. Aeltesten und unsere Editoren für unsere Zeitschriften kommen. Aus den Sonntagschulen sollten unsere Bischöfe genommen werden. Ja, aus den Sonntagschulen sollen und können einstens die Räume des Himmels gefüllt werden. Welch eine herrliche und erfolgreiche Zukunft stellt nicht die Sonntagschule der Gemeinde in Aussicht!

Darum auf, auf Gemeinden, auf ihr Sonntagschularbeiter, auf und wirkt weil es Tag ist, die Nacht wird kommen, da Niemand mehr wirken kann!

Die Stimme des Gewissens.

Eingesandt von H. K.

Ein holländischer Milchhändler in X. hatte sich ein nettes Sümmchen erspart und verkaufte seine Habseligkeiten, um nach Amerika zu gehen und dort Grundbesitzer zu werden. In Rotterdam ging er in dieser Absicht frohen Muthes an Bord eines Dampfers. Unterwegs begab er sich öfters nach unten, öffnete seinen Koffer und zählte die blanken 2½ Guldenstücke, welche in zwei Beutel vertheilt waren. Der Affe des Kapitäns hatte manchmal dabei zugesehen, und als mein Bäuerlein nochmals an einem Morgen mit dem Zählen des Geldes des einen Beutels fertig war und denselben eben bei Seite legte, um mit dem zweiten die nämliche Manipulation vorzunehmen, hatte der Affe im Nu den ersten erwischt, lief nach oben und kletterte in den Mastbaum des Schiffes. Dort öffnete er den Beutel und warf die blanken Scheiben eine nach der anderen in's Meer. Rathlos sah mein Bäuerlein dem Affen zu, bis das letzte Stück im Meer verschwunden war, und der Affe den leeren Beutel auf das Deck warf. „Gott ist gerecht," sagte der Milchbauer resignirt, „Alles, was ich durch das Fälschen mit Wasser verdient habe, hat der Satan auch wieder ins Wasser geworfen!"

Ein Opfer der Leidenschaft.

Von W. Eßlinger.

(Fortsetzung.)

V.

Es war wieder ein langer, trüber, stürmischer Winter, der folgte. Und hatte Jakob das Geld wieder zurückgelegt? Nein, aber er hatte noch mehr genommen. Niemand konnte das wissen, und Niemand wußte es. Nur dem Schmied und dem Müller kam's ein Bischen sonderbar vor, daß Jakob nie mehr in Geldverlegenheit war; aber er war ihnen ein guter Bruder, weil er gerne bezahlte, und so behielten sie ihre Gedanken für sich. Jakobs Gewissen hatte bei jedem neuen Griff in die Kasse schwächer gesprochen, und endlich gar kein Gehör mehr bekommen.

Und doch konnte er sich des Gedankens an die Zukunft nicht ganz entschlagen; und sie wurde immer dunkler, immer drohender, das Geld immer weniger. Wie, wenn er's nie zurückbezahlen könnte, wenn man ihn ertappte? Was dann? Jakob gestand es sich mit Schaudern: dann wartete seiner Schande und Entehrung. Nichts aber däuchte ihm fürchterlicher als das. Doch wo war ein Ausweg? Sollte er Güter verkaufen? Nein, das ging nicht, das ließ sein Stolz nicht zu, und zudem hätten argwöhnische Leute doch nach dem Grund geforscht. Was war da zu machen? Jakob überlegte und überlegte wieder. Aber immer kam der alte Schluß: Er hatte sich in ein Labyrinth von Schwierigkeiten gebracht, aus dem er keinen Ausweg mehr fand. Er dachte sich diesen Schluß nicht nur wachend, sondern träumte ihn auch.

Der Winter wurde milder, die Schneemassen

eilten in Form von Wasser dem Thale zu und die Sonne stieg allmählig höher. Jakob umwehte die mildere Luft wie Vorboten einer schweren Zeit. Wenn der Frühling ins Land kam, wurden alljährlich die Kasse und die Bücher des Bürgermeisters untersucht. So willkommen der Frühling dem Menschen sonst auch ist, Jakob sehnte ihn zum ersten Mal in seinem Leben nicht herbei. Aber er kam näher, ob er willkommen war oder nicht; und auch die gefürchtete Stunde rückte näher. Sollte er die Schande erleben? Sollte er mit Fingern auf sich deuten lassen? Nein, das wollte er nicht erleben, lieber — und davor zitterte er — wollte er sterben, wenn nöthig durch eigene Hand. All sein Sinnen und Nachdenken führte zu keinem Resultat, und kein Plan wollte ihm glücken. So gerieth er in düstere Verzweiflung, in eine Stimmung, die dem Menschen das Leben als lästig erscheinen läßt. Er suchte immer die einsamsten Plätze auf, um dort ungestörter über sein Elend nachbrüten zu können.

Christine konnte diese Verstörung in dem Wesen ihres Mannes nicht verborgen bleiben; doch den Grund wußte sie nicht. Hätte er sich ihr doch anvertraut, hätte er ihr doch sein Elend gestanden und den Weg der Umkehr betreten, dann wäre ihm jedenfalls geholfen worden, ohne gerade Schande zu erleben. Aber das wollte er nicht, sie sollte das nicht wissen. Er machte es gerade wie der Ertrinkende, der gerne gerettet werden möchte, aber Niemand wissen lassen will, daß er in Gefahr ist; der wird sicherlich untergehen. Anstatt nach Hilfe zu rufen, versenkte er sich nur tiefer in die Fluth. — Er war sanft jetzt gegen sein Weib, sehr sanft, aber er ging ihr aus dem Wege. Jedenfalls fürchtete er, sie möchte merken, was ihm fehle und am Ende ihn fragen. Das hätte sie allerdings nicht gethan. So nahte ganz langsam, nur für Jakob zu schnell, der Frühling. —

Es waren jene wechselvollen Tage, wie sie gewöhnlich dem Frühling vorangehen. Jetzt war milder Sonnenschein, plötzlich verdunkelte sich das Firmament und es stürmte und regnete heftig, um bald wieder dem Sonnenschein auf kurze Zeit Platz zu machen.

In einer dieser stürmischen Nächte schritt ein Mann langsam und mit gesenktem Haupte dem Thale zu. Der Sturm heulte und zuweilen fiel der Regen in schweren Tropfen hernieder. Es war stockfinster, und nur wenn der Mond für einige Augenblicke aus seinem Versteck hervorkam, warf er sein blasses Licht auf die Landschaft. So interessant das auch für den Beobachter sein mochte, für den einsamen Wanderer kann das nur unangenehm sein, denn durch das zeitweise Hervorbrechen des Mondes wird nach seinem Verschwinden die Nacht nur um so schwärzer und unheimlicher. Wie's um ihn her stürmte, so tobte es, und noch mehr, in dem Busen des Mannes, der dem Thale zuschritt. Dann und wann blickte er ängstlich um sich, ob ihm Niemand folge. Das Dunkel war ihm willkommener als das blasse Mondlicht; selbst dieser stille Zeuge, der Mond, war ihm unerwünscht. Schwarz wie die Nacht war der Plan, der ihn hinunter trieb in's Thal. Verzweiflung ließ ihn das Aeußerste beschließen, was ein Mensch thun kann.

Das Thal war erreicht, und er stand dort am Bach und starrte in die Fluthen. Rings um ihn heulte der Sturm, und auch der Bach rauschte mächtiger als sonst. Wie war doch die Nacht so schauerlich! Und als gerade der Ruf einer Eule an sein Ohr drang, zuckte er zusammen. Klang das nicht wie eine Warnung, oder war es der Ruf zum Tode? Der Mann ging eine Zeit lang düster das Ufer entlang und blieb dann an einer Stelle stehen, wo das Wasser weniger tief war.

Der geneigte Leser hat bereits errathen, daß er Selbstmordsgedanken hegte. Und doch, blickte er in's Wasser, so schauderte ihm davor. Sterben möchte er wohl, und doch fürchtet er sich vor dem Tode. Endlich faßte der Mann verzweifelt Muth. Er legt Hut und Jacke ab und nähert sich dem Bach. Zögernd tritt er ins Wasser, tiefer und tiefer, bis es ihm über die Knie reicht. Aber tiefer will er nicht gehen, es friert ihn jetzt schon an allen Gliedern. Weiter gehen, nein, das will er nicht. Wenn er sich hier ins Wasser legte, vielleicht würde er ertrinken; aber da durchschaudert es ihn immer eisiger, daß seine Zähne klappern. Und ihn erfaßt plötzlich ein Grauen, ein namenloses Beben. Groß und entsetzlich starrt ihn der Tod an, und er flieht mit Zittern die Stelle. Ihm ist, als verlange der Tod ihn doch zur Beute. Wie von Furien gepeitscht eilt er aus dem Thale dem Dorfe zu. Sterben! Das war ihm jetzt ein fürchterlicher Gedanke.

„Nur nicht sterben! nicht sterben!“ keuchte er. „Mir wird so schwarz vor den Augen!“ Wie schrecklich schien ihm das Jenseits. Ihm war, als starrte ihm der Tod aus allen Ecken entgegen. „Fort! fort! aus diesem unheimlichen Thal! Droben wird mir vielleicht leichter. So fürchterlich kam mir der Tod noch nie vor. Für mich giebt es keine Rettung mehr, ich bin verloren durch eigene Schuld. O wohin jetzt? Wo soll ich Elender einen Schlupfwinkel finden? In meiner Brust brennt's, als ob eine Hölle da drinnen wäre. Weh, mir ist als ob ringsum die Bösen kreischten und mich begehrten! Weh, sie haschen nach mir!“ Der Angstschweiß stand ihm kalt auf der Stirne, und er lief immer schneller. Endlich wurde er ruhiger. „Wie weit ist es doch mit mir gekommen; ach, wie gedanken-

los habe ich mich und die Meinen ins Elend gestürzt. Sie müssen sich meiner schämen." Er näherte sich jetzt dem Dorfe, und die große Furcht verlor sich und machte der alten Schwermuth wieder Platz. Der Leser wird längst Jakob in ihm erkannt haben. So weit hatte er's jetzt gebracht, daß er überhaupt an Umkehr nicht mehr denken mochte, weil sie ihm unmöglich schien.

Als er durch das Dorf ging, brannten da und dort noch Lichter, auch war es in manchem Hause noch lebhaft. Die Selbstmordsgedanken vergingen ihm für immer und all sein Sinnen war darauf gerichtet, wie der Schande zu entfliehen; denn in der Heimath war seines Bleibens nicht mehr. — Verstört kam er nach Hause und ging den Seinen aus dem Wege, da er fürchtete, seine Verstörung möchte ihnen auffallen; und jetzt galt es umsomehr, alles wohl zu verbergen.

Während der nächsten Tage hatte er immer nur einen Gedanken: „Wie entkomme ich dieser Gefahr?" Der Frühling war da, und der Tag der verhängnißvollen Kassenrevision nicht ferne. Bis dahin wollte er unter keinen Umständen mehr in der Heimath sein. Pläne wurden gemacht und verworfen, und noch immer konnte er den Ausweg nicht finden. Endlich kam ihm ein Gedanke, den er festhielt: er wollte heimlich nach Amerika auswandern; das war wenigstens nicht so fürchterlich als Selbstmord. Allerdings war das dann ein Abschied von der Heimath für immer, denn freiwillig wollte er nicht wiederkehren. Und das Geld zur Reise? Nun — da konnte er ja noch einmal eine Summe aus der Kasse nehmen, es kam ja jetzt auf etwas mehr auch nicht mehr an. In Amerika hoffte er dann Ruhe zu finden!? —

Es war also eine beschlossene Sache, daß Jakob heimlich nach Amerika entweichen wollte. So traf er denn ganz still seine Vorbereitungen und zwar so, daß kein Verdacht erwachte. Er suchte sogar eine heitere, sorglose Miene anzunehmen, aber auf's Verstellen verstand er sich schlecht. So sehr sich Christine auch freute, daß ihr Mann mehr zu Hause blieb, so konnte sie doch nicht recht froh werden, weil bange Ahnungen ihr sagten, daß ihr etwas Schlimmes bevorstehe. Und doch dachte sie nie an das, wozu ihr Mann sich entschlossen hatte, so etwas wäre ihr auch wohl nie in den Sinn gekommen. Ist es nicht eine Thatsache, daß es dem Menschen leichter ist ein hereingebrochenes Unglück zu tragen, als zu wissen, daß Ungemach kommt, und sich so fortwährend in banger Furcht abzuquälen? So war es denn noch eine Wohlthat bei allem Uebel, daß Christine wenigstens das Wirkliche nicht voraussah. Die Furcht nimmt dem Menschen die Kraft, aber der Kampf stählt seinen Arm, und so wirft er sich dann muthig den Hindernissen entgegen, mit welchen er zu kämpfen hat.

VI.

Es war wieder einmal Palmsonntag. Die Sonne stand prachtvoll am Himmel und die ganze Natur feierte ein Fest. Und diesen Tag hatte Jakob zur Flucht bestimmt. Jedenfalls hatte er nicht schlecht gewählt, denn gerade an diesem Tage konnte sein Weggehen am wenigsten auffallen. Schon als noch alles schlief, traf er verstohlen die letzten Vorbereitungen, und das war bald geschehen. Noch einmal öffnete er den eisernen Schrank und holte sich Geld heraus, genug um über den Ocean zu kommen und drüben noch ein kleines Zehrgeld zu haben. Natürlich blieb da nur sehr wenig zurück.

Als das alles geschehen war, verhielt er sich ganz ruhig, um ja keinen Verdacht zu erregen und aß sogar noch ein geringes Frühstück. Hätte Christine ihm in das Herz sehen können, wie wäre sie erschrocken! Dann durchschritt er noch einmal — zum letzten Mal — das ganze Haus, ging in Stall, Scheune und Keller, als ob er von allem Abschied nehmen wollte, vielleicht war es auch so. Er streichelte sogar zum Abschied den Hofhund, nur den Menschen ging er aus dem Wege. Er sah sich in seinem ganzen Anwesen noch einmal um, stand eine Zeit lang im Garten und kehrte dann ins Haus zurück. — Zum letzten Mal sollte er das alles sehen, zum letzten Mal sein eigen nennen.

Ganz leise schlich er in die Kammer zur Wiege. Da Christine noch in der Küche beschäftigt war, brauchte er keine Störung zu fürchten. Lange betrachtete er den schlafenden Knaben, der ja nicht ahnen konnte, was in des Vaters Brust vorging, nichts wissen konnte von all seinen Sorgen. Jetzt umspielte ein Lächeln die Lippen des unschuldigen Kindes und der Vater stand ganz vertieft und wandte kein Auge von seinem Lieblinge. Er beugte sich nieder und küßte die kleinen Lippen. Das Kind öffnete die Augen und sah, noch halb im Schlummer, lächelnd seinen Vater an, dem die Thränen in den Augen standen. Das war ja auch das einzige menschliche Wesen, von dem er Abschied nehmen konnte, denn das Kind konnte ihn nicht verrathen. Der Kleine streckte ihm lächelnd die kurzen Aermchen entgegen, als ob er den Vater festhalten wollte, diesem kam es wenigstens so vor. Da konnte es Jakob nicht mehr länger aushalten, er verließ die Kammer — für immer.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand ihn beachtete, schlich er sich aus dem Hause und ging davon. Doch noch einmal mußte er zurückblicken, noch einmal sein Heim sehen und dann ging's einer trostlosen Zukunft entgegen, obgleich er eigentlich Ruhe suchte.

Da Jakob im Dorfe aufgewachsen war, und sein ganzes Leben, mit Ausnahme der paar

Jahre, die er in des Königs Rock verlebt, da zugebracht hatte, wußte er alle Pfade, auch die verborgensten, und gelangte so unbeachtet in's Thal. Er ging über die steinerne Brücke und sah die Stelle, wo er in jener Nacht gestanden, und auch jetzt durchzuckte ihn ein Schrecken, wenn er sich an jene Stunde erinnerte. Die Erinnerung war ihm zuwider, so wandte er sich schnell wieder ab und setzte seinen Gang fort. Er stieg die steile Steige auf der andern Seite des Thales hinan und stand erst still, als er oben war.

Der Himmel war so lieblich blau und klar und die Vöglein zwitscherten so munter, als ob sie heute auf besondere Weise den Palmsonntag feiern wollten. Die Sonne schien aber auch so belebend und schön, warum sollten sie da nicht ihrem Schöpfer ihr Loblied singen? Aber Jakobs Ohren klang alles wie ein Abschiedslied.

Dort drüben sah er das niedliche Dörfchen, an das sich alle Erinnerungen seines Lebens knüpften; und dieses liebe Dörfchen sollte er zum letzten Mal sehen? Wie ehrwürdig ragte doch die alte Kirche mit ihrem hohen Thurm aus der Reihe der Häuser empor. Sie war ihm nie so ehrwürdig vorgekommen. Vierundzwanzig Jahre waren dahingeschwunden, seit er als Confirmand dort am Altar gestanden; damals hatte er Thränen aufrichtiger Rührung geweint, denn die Wichtigkeit der Handlung war ihm ziemlich klar geworden. Damals war ihm sein Versprechen ernst gewesen, aber wie schlecht hatte er's gehalten. Ja, hätte er danach gehandelt, so brauchte er nicht der Heimath zu entfliehen. Damals lebten noch seine theuren Eltern, die längst im Grabe ruhen. Dort drüben liegen sie in kalter Gruft. Sein Blick hängt an dem stillen Friedhof mit seinen vielen Kreuzen, die den Menschen an die Sterblichkeit mahnen. Jakobs Blick umflort sich mit Thränen. Dort liegt Manches begraben, das ihm im Leben theuer gewesen war. Sein erstgebornes Kind, ein liebliches Knäblein, mußte er dort der Erde übergeben. Das hatte ihn damals viel Schmerz gekostet, aber was war es gegen seinen jetzigen Jammer! Warum ist er nicht auch so früh gestorben! Er wäre jetzt im Himmel, wo sein Kind ist. — Die ganze schöne Zeit der Jugend zog vor seiner Seele vorüber. Im Geiste ist er wieder ein lebensfroher Knabe beim lustigen Spiel mit seinen Kameraden. Wie unschuldig und harmlos war damals sein Leben. Jeder Tag lächelte ihn freundlich an. Der Knabe schafft sich ja immer selbst eine Welt und empfindet selten Langeweile. — Er ist wieder Jüngling. An der Seite des Liebchens geht er durch Feld und Wald, oder singt frohe Lieder mit seinen Kameraden. Wie war er so glücklich, so ganz ohne Sorgen! Das Liebchen sammelt Blumen und bindet ein hübsches Sträußchen, das er an den Hut steckt oder windet sie einen schönen Kranz. Wie war es ihm so schwer geworden, sich von ihr zu trennen, als er Soldat werden mußte. Endlich kehrt er wieder heim und nun freit er um sie. Das war eine herrliche Zeit! Am Altar steht er — es war der glücklichste Tag seines Lebens — und reicht seiner Christine zum heiligen Bunde die Hand. Er gelobt sie sein Leben lang zu lieben und zu ehren und für sie zu sorgen, sie auf Händen zu tragen. Und das Gelübde war ihm damals ernst gewesen, aber wie schlecht hatte er seinen Schwur gehalten! — So stand er lange in Gedanken versunken und dachte an die Vergangenheit, die er leider nicht wieder zurückrufen konnte.

Da tönte von ferne Glockengeläute an sein Ohr und Jakob erwachte wie aus einem Traum. Die ganze rauhe Wirklichkeit kam ihm wieder zum Bewußtsein. So feierlich waren ihm diese Klänge noch nie vorgekommen. Plötzlich schallte auch das Geläute von seiner eigenen Heimath herüber. Ihm klang's wie mächtige Mahnung. Da wurden die tiefsten Saiten seines Gemüths gerührt und die Thränen rollten über seine Wangen. So stand er tief gerührt und lauschte und weinte. Zum letzten Mal sollte er das hören und das Herz möchte ihm brechen bei dem Gedanken. Aber länger duldet's ihn nicht; er faßt mit zitternder Hand nach dem Hut, schwenkt ihn gegen die Heimath wie zum Abschied. „Ade, liebes Dörfchen, dich seh ich nie wieder. Mit schwerem Herzen scheide ich, um nie wiederzukehren. In dir hab' ich viel Gutes genossen und für das alles werde ich dir und den Meinen eine Schande sein. Lebt wohl, meine Theuren, vergebt eurem armen Vater, der durch eigene Schuld in Verzweiflung gerathen ist und euch in's Elend gestürzt hat. Ich kann's nicht mehr ändern."

So sprach er, dann noch ein Blick nach dem Dorf und der arme Flüchtling ging weiter, während ihm das Herz fast hörbar klopfte. Er eilte weiter wie ein Dieb.

* * *

Gehen wir noch einmal zurück in das Dörfchen, wo noch das Glockengeläute schallt. Die meisten der Bewohner sind auf dem Wege zur Kirche. Auch Christine hat den Kirchengang angetreten. Während ihr Mann weit drüben über dem Thale davoneilt, geht sie in das Haus Gottes. Welch ein Unterschied! Sie weiß ja nicht, welch eine Prüfung ihrer wartet, wenn gleich ihr das Herz schwer ist wie selten. Es ist das eine unerklärliche Ahnung, wie wir Menschen sie oft haben, ohne recht zu wissen weshalb.

Christine's Andacht war tief. Sie flehte zu ihrem himmlischen Vater für ihren Mann und ihre Kinder und um Geduld und Kraft für sich. Ihr Kummer war groß und doch stand ihr noch

größerer bevor. O, was sollte das vielgeprüfte Weib noch erleben!

Es wurde Mittag, und ihr Mann kam nicht zur Mahlzeit. Doch war das schon oft vorgekommen, und so konnte es nicht besonders auffallen. Es wurde Abend, und er war noch nicht da. Und als der Morgen kam, und sie ihn noch nicht fand, da erwachte in ihr eine schreckliche Ahnung. Doch schwieg sie. Vielleicht war es nicht so. Jakob wurde gesucht, aber nirgends gefunden. Selbst an den Ufern des Baches wurde nachgesucht, aber ohne Erfolg. Es war überhaupt unmöglich, eine Spur zu entdecken, denn die war nur im Geldschrank zu finden. Den aber konnte man nicht erbrechen, ohne überzeugt zu sein, daß irgend ein Verbrechen vorliege.

Eine Woche lang wurde so gesucht, und dann der eiserne Schrank erbrochen; und da lag alles so ziemlich klar. Fast der ganze Schatz war fort, und welcher Gedanke lag dann näher, als Jakob habe sich ins Ausland geflüchtet? Wohin? Das konnte man wohl vermuthen, aber nicht bestimmt wissen.

Christine war trostlos. Also so mußte die Sache enden! Was sie schon lange gefürchtet hatte, war in nur noch schlimmerem Maße gekommen: Jakobs Leidenschaft hatte sie ins Elend gestürzt. Wie gerne hätte sie alle Armuth mit Jakob getheilt, wenn er nur als ein gebesserter Mann noch dagewesen wäre. Sie hätte ihm treulich zur Seite gestanden, aber jetzt war alles aus. Jetzt ging seine Schande auch auf sie und die Kinder über.

Dem Gesetze mußte Genüge gethan werden, man mußte nach Jakob fahnden lassen und seine Spur zu erreichen suchen. Jetzt erwachte in den Herzen aller Bürger ein tiefes Mitleid mit der armen Christine. Man wußte eigentlich nicht recht, was man ihr wünschen sollte, ob ihr Mann eingeholt und als Verbrecher zurücktransportirt werde, oder für immer verschollen bleibe. Viele hielten das letztere für das Beste, da sie kaum glauben möchten, daß er ein besserer Hausvater werde, wenn er nach Erduldung der Strafe wieder zurückkomme. Uebrigens wußten sie auch gut genug, daß Leuten wie Jakob so etwas eher zum Verderben, als zur Besserung gereicht. So wurde die Fahndung nicht so gar ernstlich betrieben.

Natürlich hatte Christine gutzumachen, was Jakob genommen hatte, und das war nicht wenig. Ihr Trost war, daß ihre Söhne, die bereits eine Hilfe sein konnten, ihr kräftig beistehen würden. Und sie thaten es. Sie waren arm geworden durch die Schuld des Vaters, aber sie wollten sich wieder emporarbeiten mit vereinigter Kraft. Solche Stützen linderten durch ihre Hingebung der Mutter Schmerz. Christine war überhaupt ein wackeres Weib und verzagte nicht.

So verging Jahr auf Jahr, und vom Vater kam keine Nachricht. Er war für immer verschollen. Zwar kam einmal eine dunkle Botschaft, aber ohne weiteren Beweis der Wahrheit. Es klang alles so unglaublich. Die Söhne arbeiteten sich empor und wurden Ehrenmänner, auf welche Christine mit mütterlichem Stolz blicken konnte. Lange mußten sie an der Schuld des Vaters tragen.

(Schluß folgt.)

Der Leichenräuber.

Während des letzten großen deutsch-französischen Krieges gingen viele Geistliche nach Frankreich, um den Soldaten, besonders den verwundeten, den Trost des Evangeliums zu bringen. Einem derselben hatte sich ein frommer Mann, Namens Walter, angeschlossen, der seinen Beruf aufgab, um auf diese Weise seinen armen Brüdern zu dienen. Eines Tages, als die beiden nahe an den Vorposten der deutschen Armee waren, begegneten ihnen mehrere Soldaten, welche einen gefesselten, ganz verzweifelt aussehenden Mann zur Hinrichtung führten. Sie wagten die Begleiter zu fragen, wegen welchen Verbrechens der Mann zum Tode verurtheilt sei. „Wegen Beraubung der Todten," war die kurze Antwort, „das Kriegsgericht bestraft dies mit dem Tode."

„Ist er auf den Tod vorbereitet?" fragte mitleidig der Geistliche. — „Das wissen wir nicht," wurde geantwortet. Aber einer von ihnen, der Officier, der die Truppen anführte, wendete sich zu dem Geistlichen und sagte: „Es scheint, Herr, daß Sie ein Prediger des Evangeliums sind; Sie können gleich nachher mit dem armen Mann sprechen."

Der Geistliche ging zu ihm hin und sprach ernstlich mit dem Verbrecher; aber die einzige Antwort, die er bekam, war ein Kopfschütteln. „Nein," sagte er endlich, „ich bin nicht bereit zu sterben. Der Tod zwar beunruhigt mich nicht. Mein Kummer und meine Thränen sind wegen meiner armen Frau und meiner kleinen Kinder, die ich ganz ohne Mittel und trostlos zurücklassen muß; meine Gedanken sind immer bei ihnen, beunruhigen Sie mich jetzt mit nichts Anderem mehr!

Als er auf diese Weise zu sprechen fortfuhr, trat der alte Mann, der bisher aufmerksam zugehört hatte, auf ihn zu. „Mein Freund," sagte er, „ich weine mit dir. Ich habe keine Frau und kein Kind; mein Herz hat schon lange Frieden

in Gott gefunden, der Tod hat für mich keine Schrecken, er ist mir nur ein willkommener Gast; ich will sterben statt deiner. Ich habe nichts zu verlieren, aber so sehr, sehr viel zu gewinnen: ich gebe mein Leben für das Deinige."

Alle umher waren bestürzt über dies merkwürdige Anerbieten; als aber der kommandirende Officier sah, daß der alte Mann vollkommen Ernst machte, sagte er: „Ich habe nicht die Macht, Ihren Vorschlag anzunehmen, wir wollen aber zurück ins Lager gehen und diese seltsame Sache dem General mittheilen." So kehrten nun alle um; auf dem Wege ging Herr Walter neben dem armen gefesselten Gefangenen und sprach mit ihm von dem Heil, das allein in Christo zu finden ist.

Auch der General war, als er die Sache vernahm, über die Maßen erstaunt und fragte den alten Mann, ob es ihm mit diesem Vorschlag wirklich ernst sei. „Gewiß," antwortete dieser, „ich versichere Sie, der Tod hat keine Schrecken für mich; ich gehöre dem Herrn Christus an und gehe nur zu ihm; ich will gerne mein Leben als Lösegeld für diesen armen Mann hingeben."

Der General war noch mehr erstaunt und brachte die Sache vor den Kronprinzen. Dieser ließ Alle vor sich kommen und sprach zu Herrn Walter: „Das Gesetz erlaubt nicht, Sie an Stelle dieses Mannes anzunehmen, aber ich kann Eins thun, ich kann begnadigen. Ich schenke Ihnen dieses Mannes Leben, anstatt des Ihrigen!"

Erinnert nicht die Liebe dieses braven Mannes, der sein Leben für den armen, verlorenen Bruder hingab, an die Liebesthat von Golgatha, die wir in der Passionszeit uns vor die Seele stellen, und von welcher der Apostel sagt: Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Jesus Christus sein Leben gelassen hat für die Brüder, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen?

Jugend-Ideale.

Von W. C.

Die Jugend träumt. Goldene Träume träumt sie in ihrem Maß und Gedankenkreis, sowohl unter dem niedern Hüttendach, wie unter den stolzen Zinnen der Paläste. Vor ihrer Phantasie liegt ja das Leben, ohne Unterschied des Standes, mehr oder weniger wie ein gelobtes Land voll lachender Auen und reizender Zaubergärten ausgebreitet. Ja, nicht selten spannt sich über dasselbe ein goldenes Netz fast märchenhafter Scenen, Bilder und Gestalten aus, und sie hofft, einst dies und das zu werden, und dieß einst zu gewinnen, zu erstreben oder jenes. Der Blüthenmond des Lebens eilt schnell vorbei. Der Traum der Jugend ist bald ausgeträumt. Wie im Fluge sind die Jahre genaht, da sich nun verwirklichen soll, was man im Lebensmai mit dunklem Sehnsuchtsdrang in duftigen Umrissen von ferne grüßte.

Wie Viele machen aber die Erfahrung, daß gar Manches eben nur ein süßer Traum jugendlicher Einbildungskraft, eine Poesie ohne Realität und Wesen geblieben, wenn auch durch Gottes Freundlichkeit und Güte nicht Weniges ihnen wirklich zugefallen ist. Und wenn sie diese Strebeziele nun erreicht und unter Anderem zu einem erwünschten Wirkungskreise sich berufen, zur Gründung eines eigenen Herdes sich in den Stand gesetzt, von dem lieblichen Gehege eines glücklichen Ehe- und Familienlebens sich umfriedigt, ja gar zu besonderen Ehren sich erhoben sehen, da verlautet in ihrem Inneren Aehnliches, wie das Wort jenes Mannes im Evangelium: „Iß, trink, sei wohlgemuth, liebe Seele, denn du hast einen Vorrath auf lange Jahre!"

Es währt jedoch nicht lange, so läßt auch in ihnen sich die Allerweltssprache vernehmen: „Es ist doch nicht, nein, lange so nicht, wie ich's in meinen Jugendtagen mir habe träumen lassen!" Nur zu bald sehen sie das sogenannte Ideale und zu dichterischem Hochflug Beschwingende vor ihren Zuständen weichen. Der Erde Leiden und Sorgen wußten frühe genug auch zu ihrem Paradiese den Eingang zu finden. Ihre Verhältnisse kehrten auch ihre Mängel, mit denen ja alles Menschliche und Irdische behaftet ist, sowie ihre prosaischen Seiten mehr oder minder stark und grell heraus. Wie Vieles, das Anfangs sie so hoch entzückte, verlor für sie durch die Gewohnheit des Besitzes allmälig seinen Reiz und Zauber. Und war ihnen auch von Allem, was einst dem Auge ihrer Phantasie so verheißungsreich und glänzend vorgeschwebt, im Grunde nichts geraubt, ja kam sogar das Eine oder Andere neu hinzu, so fühlten sie sich doch im tiefsten Inneren ihrer Seele durch dieses Alles nichts weniger als wahrhaft befriedigt. Vielmehr gestanden sie sich, wenn sie ihre Zustände an den Traumgebilden und Idealen ihrer Jugend maßen, daß sie in unzähligen Beziehungen gar bitter enttäuscht seien.

An solchem Enttäuschungsschmerze haben wir der Glücklichen dieser Erde schon Manche geistig hinsiechen sehen. Menschen auf den höchsten Höhen irdischer Herrlichkeit, Würdenträger ersten Ranges, Begünstigte, deren Brust von Ehrenzeichen strotzte, Reiche, die selbst ihre Schätze kaum zu überblicken vermochten, ja lorbeerbekränzte

Dichter und weltberühmte Künstler gingen allmälig trübselig ihre Straße, zogen eine Säure, ohne selbst zu wissen, wider wen und was, vergrämten sich je mehr und mehr in ihrem Innern und erschienen mit Gott und der Welt zerfallen. Ihre Ideale waren zerronnen und sie wandelten wie in einer Oede.

Junge Freunde, auch unter euch wird es nicht ganz an solchen fehlen, die mancher phantastische Zauber noch gefangen hält. Auch euch wird sich der Zauber lösen, wenn nicht im Nu, so doch im Lebensfortgang nach und nach. Für die Zeit aber, da die Enttäuschung eintritt, und auch ihr über dies und das, was mit schillerndem Truglicht gegenwärtig noch das Dasein euch verklärt, die beschattende Wolke sich breiten seht, sei vor allem Andern Eins euch angewünscht, nämlich, daß ihr dann wohlgemuth dem Dichter möget nachsingen können:

„Oft hat mir's tief betrübt den Sinn,
Daß dies und das nur Trug;
Seit Jesus mein, fahr' Alles hin!
An ihm hab' ich genug.

Was sich verdunkle um mich her,
Was mich umschatten mag,
Seit meines Lebens Sonne Er,
Ist's immer um mich Tag!"

Zwei Scenen in einer Nacht.

Wittwe Annison hatte ihre Tagesarbeit vollendet. Sie konnte sich keine Vorwürfe machen über eine versäumte Pflicht. Ihr Kochen im großen Hause war für diesen Tag vorbei; ihre eigenen ärmlichen Zimmer wurden seit ihrer Rückkehr in scrupulöse Ordnung gebracht. Jegliches war an seinem Orte und die Wittwe, die nicht sehr leicht weder mit sich noch mit Andern zufrieden zu stellen war, beschloß, sich zur Ruhe zu begeben. Ehe sie jedoch das that, nahm sie ihre Bibel, wie sie seit dreißig Jahren jeden Abend gethan hatte, und las ein Capitel. Sie hatte soweit, „dank der Güte," wie sie zu sagen pflegte, noch keine Brille bedurft, und nur Nachts und wenn sie sehr ermüdet war, war ihr das Lesen schwer.

Länger als eine Stunde las sie Capitel nach Capitel, denn ihr Geist war auffallend beunruhigt. Die Worte, welche die Betrübten Jahrhunderte hindurch getröstet hatten, beruhigten sie. Zuletzt, das Buch zumachend, kniete sie nieder und betete sehr ernstlich — nicht für sich, aber für ihren Sohn — ihren einzigen Jungen, weit im Westen, im Lager der Bergleute. Er verließ sie vor zwei Jahren voll Hoffnung, mit einem großen Vermögen zurück zu kehren, und sie dachte daher oft, wie es ihm wohl ergehen werde. Diese Nacht war ihr Gebet jedoch, wie oft zuvor, daß Harry einen größeren Segen, die köstliche Perle, den Frieden Gottes finden möchte. Sie rang lange und ernstlich im Gebet um diesen Segen, und endlich, selbst nicht wissend, warum sie gedrungen ward, diese Nacht so anhaltend zu beten, stand sie von ihren Knieen auf und begab sich zur Ruhe.

Hätte ihr Blick die Entfernung zu durchdringen vermocht, als sie im Gebet auf ihren Knieen vor Gott lag und hätte hineindringen können in die Hütte, wo ihr Sohn lag, dann wäre sie Zeugin folgender Scene gewesen: Auf einem rauhen Lager, welches wohlthuende Hände bereitet hatten, so gut als es das Lagerleben gestattete, lag ihr Sohn im Fieberschlummer. Ein junger Bergmann im rauhen Gewande saß zu seiner Seite. Sanft legte er den kalten Umschlag wieder auf, welchen der Leidende abgeworfen hatte, und sprach zärtlich und beruhigend zu ihm. Harry's Geist irrte umher; er dachte, es wäre seine Mutter. „Mutter, vergiß es nicht. Vergiß du es nicht, sage ich. Ich sagte dir, ich würde zurückkommen, und das werde ich auch."

„Wo wohnt deine Mutter, Harry? Soll ich ihr sagen, du seiest krank?"

Die Frage erhielt keine Antwort. Die verdorrten Lippen bewegten sich schnell. Jack Freeman, der Wärter, bückte sich über den Kranken, um die Worte zu fangen: „Ich muß gehen — muß heim gehen."

Der junge Mann zur Seite wandte sich ab, um sich die Thränen zu trocknen, da legte er den fieberigen Kopf etwas höher, daß er bequemer ruhen konnte. Es schien den Kranken zu beleben. Er begann zu singen — seine klare hübsche Stimme klang schwach in dieser wilden Einsamkeit — „Heimath, süße Heimath!"

In der Absicht, ihn zu erfreuen, fiel Jack ein und vollendete das Lied.

Harry lag ganz still, seine blauen Augen stierten nach der offenen Thüre, darnach sanken die Augenlieder zu und er fiel in einen unruhigen Schlummer.

Mit der Kühle der Morgendämmerung kehrte das Bewußtsein auch wieder und Harry erwachte, noch unter der Pflege seines Freundes sich findend. „Jack," sprach er mit schwacher Stimme, „sterbe ich? Ich träumte letzte Nacht, daß meine Mutter hier sei, und daß sie mir aus ihrer alten Bibel vorlas und für mich betete. Jack, ich wünschte, du würdest mir ein wenig vorlesen. Dort ist eine Bibel in meiner Reisetasche, meine Mutter steckte sie dahin, ich las sie nicht viel, aber ich habe sie nicht verloren."

Sein Freund fand das Buch und sagte: was soll ich lesen?"

„Vom verlornen Sohn! Ich bin ein verlorner Sohn," schluchzte er. Jack, der als Knabe in die Sonntagschule gegangen war, fand die Stelle und las: „Ein Mann hatte zween Söhne." Diese bekannten Worte schienen das verblichene Gedächtniß aufzurütteln und neu zu beleben. Jack fuhr fort zu lesen: „da schlug er in sich und sprach" — „das bin ich" murmelte sein Zuhörer, während Thränen unter den geschlossenen Augenlidern hervorquollen. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Die blauen Augen öffneten sich und blickten Jack ernsthaft an und er sagte: „Ich möchte meine Mutter sehen."

„Vielleicht triffst du sie im Himmel."

„Sie geht in den Himmel! Sie ist ganz bereitet dafür. Ich wünschte, ich wäre auch so bereitet." Die paar letzten Aeußerungen waren kaum vernehmbar. Jack beugte sich nieder, hielt den Mund nahe an das Ohr des sterbenden Jünglings und sagte langsam und deutlich: „Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um den Hals und küssete ihn."

Die blassen Lippen schienen sich wieder zu bewegen. Jack gelang es, einige Worte zu verstehen: „Ich — will — aufmachen — und — gehen," — eine Pause; dann: „Ich habe gesündigt — gesündigt."

Die Worte waren kaum gesprochen, als er plötzlich aufsprang und herumschaute, als ob er Jemand sähe und rief: „Mutter! ich will kommen! ich — w—ill!"

„Lege dich nieder," sagte Jack, „lege dich nieder," aber er sprach zu einer verlassenen Hülle. Harry war dahin.

An den Sonnenschein.

Einst lag in einem unschönen Winkel eines uralten Gäßchens zu Stuttgart ein schwindsüchtiger Mensch, welcher von der Macht der Krankheit schwer zu leiden hatte. Sein finsteres, kaltes Stübchen, in welches weder Sonne noch Mond hineinschaute, also auch wohl wenig gesunde Luft eindrang, war sicherlich nicht geeignet, dem siechen Leibe zur Kräftigung zu dienen. Als nun der Winter sich gewendet und der Frühling seinen Einzug mit Sang und Klang und hellem Sonnenschein gehalten, da blickte auch der Kranke durch die Scheiben auf zum sonnigen Himmel; er wollte so gerne hinaus in den warmen Sonnenschein, in die erquickende Luft des Maien. Endlich wagte er's. Mühsam kroch er die halsbrecherischen Treppen hinab und setzte seinen Fuß ins Freie. Nun lag nicht ferne davon am Rande einer breiten, schönen Straße ein Haufen Balken, die zugerichtet waren, um von den Zimmerleuten bald aufgerichtet zu werden zu einem stattlichen Bau. Dorthin schleppte er sich, und saß nun blaß und bleich, matt und müde auf den Balken. Still sah er einem Maurer zu, der heute zum ersten Male seine Steine behauen wollte, um mit Anderen den Grund für den Bau fest zu legen. Der Mann sieht den Kranken an, und läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, worin dieser sagt, daß ihm die gute Luft so unendlich wohl thue. Wenn er nur alle Tage sich hierher setzen könnte!

„O," sagt der Maurer, „wenn's nur das ist, da kann ich helfen. Ueber den Mittag in der Feierstunde hole ich Euch am Anfang herab und trage Euch am Ende wieder hinauf!"

Das nahm der sieche Mann mit Freuden auf, und von da an ging der Maurer täglich seinem Freunde nach, trug ihn auf seiner Schulter herab und wieder hinauf. Nach 14 Tagen hatte es wohl ein Ende. Gott nahm den Kranken heim zur ewigen Ruhe. Aber der Maurer hatte gethan, was er konnte, und der Allmächtige hatte die Liebe gesehen. Es giebt auch einen Sonnenschein für die Seelen. Das ist Gottes Wort. — Bist du ein Christ, so mache es mit kranken Herzen ebenso wie der Maurer mit seinem kranken Freunde. Zeige ihnen deine Liebe und führe sie in den Sonnenschein der reichen Gottesgnade.

Ein Zimmerspruch.

Haus, höre welchen guten Segen
Wir heute wollen auf dich legen!
In deinem Grund liegt Gottes Wort,
Das Wort verbleib' dein treuer Hort.
Gott stelle sich vor deine Thür,
Und sprech: „Ich wohn' mit Freuden hier!"
Gott schau zu deinem Fenster ein,
Und sprech: „All' deine Sorg' ist mein!"
Gott streck' aus seine mächt'ge Hand
Und ruf': „All' Schad' sei abgewandt,"
Gott sende seinen Himmelsschein,
Und woll' dein Licht in Nächten sein.
Er pflanze hier den Friedensbaum
Und überschatte diesen Raum,
Laß Palmen der Gerechtigkeit
Hier wachsen für die Ewigkeit.

(Aus unbekannter Quelle.)

Frauenzeitung.

Edle Rache. Die Exkaiserin Eugenie sammelt glühende Kohlen auf die hitzigen Häupter der Marseillaner. Die Stadt Marseille hatte dem Kaiser als Zeichen ihrer Anhänglichkeit ein prächtiges Grundstück geschenkt, auf das der letztere ein Schloß bauen ließ. Als die kaiserliche Herrlichkeit verschwunden war, fanden die Bewohner der treuen Stadt, sie könnten eigentlich das Grundstück mit dem Schloß besser brauchen, als ohne dasselbe, und die Kaiserin mußte um ihr Besitzthum einen langwierigen Prozeß führen. Nachdem sie denselben in allen Instanzen gewonnen, erklärt sie, sie überlasse das streitige Objekt der Stadt Marseille. Der Brief der Exkaiserin an den ehemaligen Staatsminister Rouher hat folgenden Wortlaut: „Den 15. Dezember, Farnborough Hall (Hants). Mein lieber Herr Rouher! Ich erhielt das Schreiben, durch welches Sie mich benachrichtigen, daß der Appellationshof von Aix das Urtheil bestätigte, welches das Marseiller Gericht in dem von der Gemeindebehörde dieser Stadt gegen mich eingeleiteten Prozeß gesprochen hat. Indem ich vor den Gerichten mein Recht vertheidigte, that ich es hauptsächlich aus Achtung vor dem französischen Richterstande; denn hätte ich meine Sache im Voraus verloren gegeben, so würde dies bedeutet haben, daß die Leidenschaft oder das persönliche Interesse die Beschlüsse des Gerichts unseres Landes beeinflussen könne. Aber heute, wo dieses Recht anerkannt ist, will ich die Grundstücke nicht behalten, welche die Stadt Marseille früher dem Kaiser zum Geschenk machte und welche sie heute abstreitet. Ich bitte Sie, infolge dessen die nothwendigen Schritte zu thun, um in meinem Namen der Stadt den Park und das Schloß Pharo zu geben, welches der Kaiser auf seine Kosten bauen ließ. Indem ich so handele, glaube ich dem Gedanken derjenigen zu folgen, die nicht mehr sind, und ich hoffe, daß Sie, der Sie deren ergebener Freund waren, mein Thun billigen werden. Ich will dieses Schreiben nicht schließen, ohne Sie zu bitten, für mich dem ausgezeichneten Advokaten zu danken, der, obgleich von uns durch seine politischen Anschauungen getrennt, nur das Recht und die Gerechtigkeit ins Auge faßte, und diese Sache mit großem Talent vertheidigte. Glauben Sie u. s. w. Eugenie."

Ein klerikal gesinnter französischer Schriftsteller veröffentlicht einige haarsträubende Daten über das an indisches Büßerthum erinnernde, kasteiungsreiche Leben der Nonnen der heil. Clara. Er hatte in einer Familienangelegenheit mit der Vorsteherin des Clarissenklosters im Invalidenviertel zu Paris zu verkehren, und empfing die Auskünfte aus dem Munde dieser ehrwürdigen Frau, die wohl als eine verläßliche Quelle über die Vorgänge gelten darf, welche sich hinter den Mauern dieser geistlichen Zufluchtsstätte abspielen. Von den 18 Klosterfrauen, die hier beisammen leben, sind 14 weniger als 23 Jahre alt; die Existenz, welche die Töchter der heil. Clara führen, ist eine so qualvolle, daß sie fast ausnahmslos in der Blüthe der Jahre dahingerafft werden. Beinahe alle entstammen hocharistokratischen Familien. Im Alter von 16 bis 17 Jahren nehmen sie, nach einjährigem Noviziat, den Schleier. Sie tragen Kleider aus rauhem Wollstoff mit einem Strick als Gürtel; das ganze Jahr müssen sie barfuß auf den kalten Steinplatten der Zellen und der Kapelle gehen; sie wärmen sich niemals an einem Feuer, da selbst der Küchenherd, an welchem die Laienschwestern walten, außerhalb des ihnen zugänglichen Bereichs liegt. Ihre Nahrung besteht in Kräuter- und Gemüsesuppen; Fleisch genießen sie nur einmal im Jahr, am Weihnachtstag. Ihre Schlafstätte, die nur einen Quadratmeter Oberfläche bietet, gestattet kein Ausstrecken der Glieder. Die sechsstündige Nachtruhe wird durch ein zweistündiges Gebet in der Kapelle unterbrochen. Zehn Stunden des Tages bringen sie knieend vor dem Altar zu. Sie leben von Almosen und dem Ertrag der unbedeutenden Handarbeiten, die sie neben den religiösen Uebungen verrichten. Die Regel schreibt ihnen ein fast ununterbrochenes Stillschweigen vor. Sie gewöhnen sich derart das Reden ab, daß, wie die Aebtissin dem Besucher mit einem gewissen Stolz versicherte, mehrere der Schwestern nicht mehr im Stande sind, einen ordentlichen Satz zu bilden. Jeder Verkehr mit der Außenwelt ist ihnen untersagt; selbst ihre Eltern dürfen sie nur einmal im Jahr aus der Entfernung sehen. Wenn eine Nonne stirbt, so wird sie von den Genossinnen in einen rohen Sarg gebettet, der auf die Grenze der Clausur gestellt wird, wo die behördliche Todtenschau stattfindet. Der Schriftsteller, dem man diese Mittheilungen über das Leben der ekstatischen Himmelsbräute verdankt, ist voll Bewunderung für die Heiligkeit dieser von allem Irdischen losgelösten, nur der Kasteiung und dem Gebet lebenden Jungfrauen. Er glaubt, daß die Sektion der Leichen dieser Nonnen eine außerordentliche Entwickelung ihrer — Herzen und Gehirne ergeben müsse. Der frühzeitige Tod der Büßerinnen ist jedenfalls ein Beweis dafür, daß das Regime, dem sie unterworfen sind, ganz darnach angethan ist, Körper und Geist dieser Opfer des religiösen Fanatismus rasch und sicher zu zerstören.

Prinz Mulay Edris, ein Sohn des Kaisers von Marokko, lernte im vorigen Jahr an Bord des Dampfers, auf welchem er von der Pilgerfahrt nach Mekka heimkehrte, eine italienische Gouvernante kennen, die ihn durch ihre Schönheit und Grazie entzückte. Seine Bewunderung verwandelte sich in heiße Liebe, und er gelobte der Angebeteten, daß er sie heirathen würde, wenn sie ihm zum Hofe seines Vaters folgen wolle. Er gab der Dame außerdem die Versicherung, daß sie seine einzige Gattin bleiben solle. Vor einem italienischen Consulat wurde die Uebereinkunft in bindender Form vereinbart. Der kaiserliche Vater knüpfte seine Bewilligung zu dem Ehebund an die Bedingung, daß die Hochzeit erst binnen Jahresfrist stattfinde, und die präsum-

tive Prinzessin inzwischen die Oberleitung der Erziehung der Töchter des Herrschers übernehme. Das Probejahr naht seinem Ende, und die Verlobten werden demnächst ihren Bund besiegeln, ohne daß die Braut ihren christlichen Glauben abschwört. Sie wird übrigens nicht die einzige Christin unter den Mitgliedern der marokkanischen Sultansfamilie sein, denn ein Onkel des Prinzen Mulay Edris, der Scherif von Uedzan, lebt in glücklicher Ehe mit einer Engländerin und hat trotz seiner Verheirathung mit einer Ungläubigen seine hohe geistliche Würde beibehalten.

Eine Firma in Montreal kündigt einen elektrischen Kochapparat an, der, wenn er sich in der Praxis bewähren sollte, einen der sehnsüchtigsten Wünsche der Hausfrauen verwirklichen würde. Der Apparat besteht aus einer vollkommen isolirten Metallpfanne. Im Henkel mündet der eine Pol der elektrischen Leitung; der andere Pol spielt unter dem Boden der Pfanne in kreisförmiger Bewegung, um die Hitze gleichmäßig zu vertheilen. König Heinrich IV. wünschte jedem Bauer des Sonntags ein Huhn in den Topf. Hätte der gute König in unsern Tagen gelebt, so hätte er der armen Hausfrau dazu auch einen elektrischen Kochtopf gewünscht, denn in einem solchen ließe sich das Huhn tausendmal bequemer kochen, als in dem traditionellen pot du feu.

Die Kinder, welche ohne jede Begleitung blos mit einem ihre Reiseroute bezeichnenden Täfelchen um den Hals, Strecken von Tausenden englischer Meilen auf den amerikanischen Eisenbahnen und Dampfern, gewissermaßen unter dem Schutz des Publikums zurücklegen, haben ein allerdings etwas bescheideneres Gegenstück an der 7-jährigen Tochter des Kapellmeisters Starke in Prag gefunden. Das junge Dämchen, mit Plaid, Mantel, Umhängetasche und der am Halse hängenden Routentafel ausgestattet, hat ohne Geleit die Reise von Prag nach Konstanz zurückgelegt, und ist nach 36stündiger Fahrt wohlbehalten an seinem Bestimmungsort angelangt. Die Tafel trug die Aufschrift: Prag-Pilsen-Furth-Schwandorf-Regensburg-Augsburg-Lindau-Konstanz. Das kleine Fräulein besaß seine directe Fahrkarte und führte eine Handkasse, aus der es seine Verpflegung bestritt.

Die Frauenstimmrechtsbewegung und die Frauenemancipationsfrage überhaupt greift jetzt in England mehr und mehr um sich. Am 26. Juni wurde unter dem Vorsitz des Parlamentsmitglieds Mr. Jacob Bright in London ein vielbesuchtes Meeting abgehalten, das sich für Zuerkennung des Wahlrechts an die Frauen aussprach, und mehrere Resolutionen in diesem Sinne faßte. Bei dieser Gelegenheit schilderten zwei bekannte amerikanische Vorkämpferinnen der Frauenrechte, Mrs. Stanton und Miß Susan Anthony, die Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten und zählten eine Reihe von Erwerbszweigen auf, die noch vor 40 Jahren dem weiblichen Geschlecht gänzlich verschlossen waren. An Stelle der Frauenärzte sind jetzt Tausende von Frauen selbst als diplomirte Aerzte mit Auszeichnung thätig; während die Frauen früher höchstens ihren Männern Gardinenpredigten halten konnten, sprechen sie jetzt von der Kanzel als geachtete Seelsorger zu zahlreichen Gemeinden. Sonst galten die Männer für die natürlichen Vertheidiger der Frauen in Amerika, aber jetzt vertheidigen auch die Frauen Männer, und zwar vor Gericht. Das Rechtsstudium steht ihnen offen, und weibliche Advokaten, die selbst vor dem höchsten Gerichtshof plaidiren können, sind in den Vereinigten Staaten fast ebenso zahlreich, wie ihre männlichen Collegen. Die Verbreitung von Neuigkeiten war immer eine Lieblings-Beschäftigung des schönen Geschlechts, darum darf man sich nicht wundern, daß Frauen Zeitungen redigiren, Bücher verlegen und die Hälfte des großen Heeres der Reporter bilden. Die Erziehung der Jugend liegt in den meisten Schulen in ihren Händen, und der Postverkehr wird zum großen Theil von ihnen vermittelt. Nicht weniger als 5000 weibliche Postmeister giebt es in den Vereinigten Staaten, leider aber, wie Miß Anthony bemerkte, nur auf den schlecht dotirten Posten, da die Männer durch ihren politischen Einfluß sich die einträglichsten Stellen zu sichern wissen: „So lange wir nicht das Wahlrecht haben, bleiben wir Sklavinnen," sagte die Rednerin, — „dies müssen wir erringen, und ist es erst in unsern Händen, so wird die erste Folge sein, daß wir der Mäßigkeitsbewegung zum Sieg verhelfen und strikte Sperrstunden der Wirthshäuser einführen" — eine Bemerkung, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Männerwelt hat, wie es scheint, in Amerika keine erfreulichen Zukunftsaussichten, und die Engländerinnen möchten es ihren amerikanischen Schwestern darin gar zu gern nachthun. Uebrigens wollen uns die Beispiele, welche Miß Anthony als besonders leuchtende Vorbilder des amerikanischen weiblichen Selbstständigkeitsdrangs anführte, wenig zur Nacheiferung verlockend erscheinen. Es waren dies namentlich eine junge Dame, welche als Reporter einer Newyorker Zeitung die amerikanischen Viehmärkte besuchte, ferner die Tochter einer unbemittelten Familie, welche keine Lust hatte, ihrer Mutter in der Hauswirthschaft behilflich zu sein, sondern lieber nach dem fernen Westen ging und dort mit erborgtem Geld ein Stück Land kaufte, dessen Bebauung ihr endlich nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen glückte, und last not least ein nach unseren Begriffen höchst unverschämtes Hausmädchen, die ihrem Herrn, der sich über die schlecht geputzten Stiefeln beklagt, erwidert, er solle sich die Stiefel künftig selber putzen; es sei ohnehin keine Arbeit für Frauen, schmutzige Stiefel blank zu machen.

Die wackeren Mädchen vom Vassar College bei New York, welche sich kürzlich gegen die geistlose Abrichterei auflehnten, erhalten von einem Wechselblatte folgendes Lob: „Bravo, amerikanische Mädchen, Bravo! Was die jungen Männer nicht wagen, das wagt ihr, und zeigt dadurch, daß ihr nicht nur wisset, was ihr wollt, sondern auch den Muth habt, es auszusprechen. Freilich hat die Vassar-Fakultät sich vorläufig noch nicht bemüßigt gesehen, den rebellischen Studentinnen nachzugeben. Schadet nichts — der Impuls ist gegeben. Und das, was denkende Lehrer schon seit Jahren erstreben, mag einigen flinken Mädchen am Ende mit einem Schlage gelingen: Abschaffung des Patentunfugs und der Ehrenzeichen in den Schulen unseres Landes."

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Stangensellerie zu überwintern. Viel Sellerie wird wahrscheinlich durch zu viel Wärme, als durch strenge Kälte beschädigt. Obwohl empfindlicher wie viele andere Gemüse, schadet ihm doch ein leichter Frost nicht. Die Marktgärtner lassen den Stangensellerie manchmal stehen, wo er wächst, häufeln bis zu den Spitzen Erde dagegen an und bedecken die Blätter, wenn strenge Kälte naht; aber hier ist das Risiko, daß der so belassene Sellerie nicht immer herausgenommen werden kann, wenn gewünscht wird, deshalb kommt der für den Verkauf bestimmte in die Gräben. Die Gräben müssen an einer Stelle sein, wo sich kein Wasser in denselben sammelt; sie sollten nicht über 10 Zoll breit sein; die Tiefe hängt von der Höhe der Pflanzen ab. Der Sellerie wird aufrecht dicht hineingestellt, und keine Erde kommt dazwischen. Die Spitzen werden mit Blättern, grobem Heu oder Stroh bedeckt; dies geschieht erst, wenn strenge Kälte bevorsteht; aber das Material sollte beständig für den sofortigen Gebrauch zur Hand sein. Um Beschädigung durch Erhitzen zu vermeiden, wird das Einsetzen in die Gräben so lange verschoben, als dies ohne Gefahr geschehen kann. Wenn kein frühzeitiger Frost eintritt, ist Ende November in den meisten Gegenden fast immer die beste Zeit. Aber die Pflanzen in den Reihen werden Anfangs des Monats durch Anhäufeln von Erde geschützt. Die Spitzen leiden nicht, wenn auch das Thermometer 5—6 Grad unter den Gefrierpunkt fällt. Die Bedeckung mag anfänglich leicht sein, und wird mit zunehmender Kälte vermehrt, bis sie schließlich 6 oder 8 Zoll hoch ist. Das Aufbewahren von Sellerie im Keller ist nur dann möglich, wenn man einen Keller hat, der im Winter kühl ist. Ist der Kellerboden cementirt oder mit Backsteinen gepflastert, so müssen einige Zoll hoch Erde darauf geworfen werden. Eine Reihe Bretter von der Höhe der Pflanzen, wird 9 Zoll von der Kellerwand errichtet; der Raum wird mit den aufrechtstehenden Pflanzen gefüllt, gerade wie bei den Gräben. 9 Zoll von diesem entfernt, werden zwei andere Bretterreihen mit 9 Zoll Zwischenraum errichtet, und dadurch ein weiterer Behälter hergestellt: dieser wird wieder mit Pflanzen gefüllt. Dadurch kommt der Sellerie in 9 Zoll breite Reihen, die 9 Zoll Abstand haben. Die Zwischenräume sollen das Erhitzen, welches stattfindet wenn größere Massen zusammengedrängt stehen, vermeiden. Besteht der Kellerboden aus Erde, so werden kleine Pfähle gegen die Bretter in den Boden getrieben, um die Bretter am Platz zu halten. Eine solche Masse Pflanzen wirft viel Wärme ab, und gute Ventilation ist erforderlich, damit die Temperatur niedrig bleibe.

Schweinefleisch zum Räuchern einzupökeln. Auf 100 Pfund Fleisch (Schinken, Schulterstücke, halbe Köpfe, Speckseiten) rechne man 5 Pfund Salz und 2½ Unzen Salpeter. Man bestreue den Boden des Fasses dünn mit Salz, reibe die Speckseiten gehörig mit Salz ein und vermische dann das übrige Salz mit dem Salpeter. Hiermit reibe man die Schinken &c. so stark ein, daß sie kein Salz mehr aufnehmen. Lege die Schinken unten ins Faß, fülle jeden Raum, auch den kleinsten, mit kleinen Stücken Fleisch aus und packe alles so, daß es fest an einander liegt, streue das übrig gebliebene Salz lagenweise auf das Fleisch, und lege die Seiten, auch mit Salz bestreut, oben auf. Von diesem festen Zusammenpacken hängt der reine Geschmack des Fleisches ab. Wie lange das Fleisch in Pökel liegen muß, darüber ist man verschiedener Ansicht. Ich würde junges Fleisch von kleinen Schweinen 8 Tage, dagegen Fleisch von großen Schweinen (und deswegen auch größere Stücke) 12—14 Tage in Pökel liegen lassen. Man stelle das Fleisch aber immer an einen kühlen Platz. Dann hänge man es zum Räuchern an einen luftigen Ort, und räuchere womöglich mit Wachholder, wozu man auf folgende Weise leicht eine Einrichtung treffen kann: Es wird nämlich da, wo geräuchert werden soll, ein alter Ofen ohne Deckel und Röhre hingestellt und mit einigen Wachholderzweigen gefüllt, die angezündet werden. Dies wird wenigstens 8 Tage lang wiederholt, während auch dem Fleisch durch Oeffnen der Fenster häufig Luft gegeben werden muß, weil nicht Rauch allein, sondern Rauch mit Luft abwechselnd, dem Fleische einen guten Geschmack geben.

Obst-Essig. Die zum Essig bestimmten Aepfel oder Birnen (auch abgefallene kann man dazu verwenden, nur müssen dieselben abgewaschen werden) werden so klein als möglich gestampft und in einer Obstpresse recht trocken ausgepreßt. Der so erhaltene Most wird in offene Fässer gethan, worin er 8—10 Tage stehen bleibt. Die Unreinigkeit gährt nach oben, und wird vorsichtig abgenommen, dann der Most in Fässer gefüllt, und diese an einen warmen Ort gebracht. Nun erfolgt noch etwas Gährung aus dem Spundloch, und der vorher in Flaschen zurückgestellte Most wird zum Nachfüllen gebraucht. Ist die Gährung ganz beendet, so wird das Spundloch mit einem nicht zu dichten Stück Leinwand bedeckt, und die Fässer bleiben bis zum Frühjahr ruhig liegen, wo man alsdann den Essig in Fässer oder Flaschen abzapft. Unten im Faß findet sich immer ein ziemlich starker Satz. Es ist ein gutes Zeichen, wenn sich eine Haut auf der Oberfläche bildet, die vor dem Abzapfen nicht gestört werden darf.

Billige und dauerhafte Cisterne. Eine ausreichende Menge Regenwasser für den Gebrauch der Familie, für den Stall und zum Begießen im Garten, ist das Hauptbedürfniß auf dem Lande. Das Hinderniß, diese Wassermenge sich zu verschaffen, sind die gefürchteten Auslagen. Das Graben und Ausmauern der Cisterne mit Back- oder Bruchsteinen kostet Geld. Die meisten Farmerfrauen haben zum Waschen nur Brunnenwasser, welches

sie mit dem Eimer heraufziehen, und im Scheunenkeller ist keine Vorrichtung zur Erlangung des Tränkewassers getroffen. Eine Cisterne, die sämmtliches auf das Dach des Hauses oder der Scheune fallende Regenwasser faßt, ist im Bereich eines jeden thätigen Farmers, und sie entschädigt jedes Jahr durch die Arbeitsersparniß, die größere Bequemlichkeit im Haushalt wie in der Scheune für die gehabten Kosten. Einer unserer Nachbarn, der Gärtner und Farmer ist, hat im vorigen Jahre eine Cisterne für sein Treibhaus gebaut, und war so zufrieden damit, daß er diesen Herbst eine zweite für den Garten und die Scheune herstellte. Die erste Ausgabe war für das Ausgraben an der Südseite der Scheune, wo der Frost nicht sehr tief eindringt. Die Cisterne ist etwa 10 Fuß tief, 10 Fuß im Durchmesser am Boden und 12 Fuß oben. Der Boden ist kiesiger Lehm oben und kompakter Kies weiter unten. Aber Sand, wenn kompakt genug, daß er nicht abrutscht, eignet sich ebenso gut. Die Seiten der Cisterne werden so eben als möglich gemacht, und mit einem Besen dünner Portland-Cement-mörtel auf Boden und Seiten gestrichen. Dieser trocknet sehr schnell, und vier- oder fünfmaliges Bestreichen stellt ein starkes und dichtes Basin her, welches vollkommen genügt, um alles hineinkommende Wasser zu halten. Die Auslagen für Cement sind gering, und die dünne Kruste, hinter welcher der kompakte Untergrund sich befindet, ist ebenso dauerhaft, wie ein Mauerwerk aus Bruch- oder Backsteinen. Zur Bedeckung dienen ein Fuß dicke Kastanienholzbalken; an der einen Seite behauen, und darüber liegen zwei Zoll dicke Kastanienbohlen. Zwei Röhren leiten das Wasser von den Dachrinnen der Scheune hinein. Eine für das Reinigen der Cisterne und das Anbringen der Pumpe genügend große Oeffnung ist oben gelassen. Die Planken wurden etwa zwei Fuß hoch mit Erde bedeckt — ein ausreichender Schutz gegen Frost in dieser Gegend. Die Cisterne faßt 8000 Gallonen, oder mehr, und giebt in gewöhnlichen Jahren ausreichend Wasser für das Vieh und die Berieselung im Garten. Die ganzen Auslagen für Arbeit, Holz und Cement betrugen etwa fünfzehn Dollars. Die meisten Farmer können die erforderliche Arbeit und das Holz selbst liefern, und nur der Portland-Cement verursacht Kosten. Der Cement härtet sich unter Wasser und wird so fest wie Stein.

Sind Zwischen-Mahlzeiten nachtheilig? Abwechselnde Thätigkeit und Ruhe ist ein Naturgesetz für jeden Theil des Körpers, außer dem Herzen und den Blutgefäßen. Dies Gesetz kann nicht verletzt werden, ohne daß mehr oder weniger nachtheilige Resultate die Folge sind, man mag sie bemerken oder nicht. Der menschliche Magen muß seine Zeiten der Ruhe haben, oder er wird geschwächt und versagt schließlich den Dienst. In gewissem Sinne ist er die Mahlmühle, welche den ganzen Körper mit Nahrung versorgt. Die Mühle bleibt thätig, so lange darin etwas zu verarbeiten ist. Eine gewöhnliche schwere Mahlzeit erfordert 4—5 Stunden bis sie aufgelöst und in den Organismus übergegangen ist; ein schwacher Magen braucht länger. Dann muß der Magen mindestens eine oder zwei Stunden Ruhe haben, um sich wieder zu erholen, während welcher Zeit die andern Körpertheile und der Geist thätig sein können. In der Regel sollten nicht weniger als sechs Stunden zwischen den Mahlzeiten verstreichen. Ein Imbiß irgend einer Art, selbst Milch, wenn sie in den Magen kommt, ehe die vorherige Mahlzeit verdaut und er ausgeruht, ist nachtheilig. Essen zwischen den Mahlzeiten, Kuchen, Zuckerwerk, Obst oder irgend etwas, das verdaut werden muß, hält den Magen thätig, und beraubt ihn der nothwendigen Ruhe. Das Gefühl der Abgespanntheit bei harter Arbeit ist meistens eine Folge der Störung, die ein kräftiges Frühstück oder Mittagessen verursacht, indem im Sommer die anstrengende Arbeit und die drückende Hitze dem Verdauen desselben hinderlich waren. Der Imbiß beseitigt es (so meint Mancher), macht aber den Magen unfähig, die nächste Mahlzeit gut zu verarbeiten. Am besten ist es, wenn zwischen den regelmäßigen Mahlzeiten nicht gegessen wird; man höre mit dem Arbeiten auf, wenn man sehr abgespannt fühlt, ruhe sich eine halbe Stunde aus und arbeite dann mit erneuter Kraft weiter. Berücksichtigung dieser Punkte wird die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit während einer Reihe von Jahren bedeutend vermehren.

Ein leichtes Mittel gegen Mottenfraß im Pelzwerk. So zeitig man die Pelzsachen im Frühjahr entbehren kann, werden sie sorgfältig ausgeklopft und ausgebürstet und in Pappschachteln gelegt; die Schachteln steckt man dann in einen neuen, einfachen Kissenüberzug; große Pelzkragen und Mäntel kann man in größeren Ueberzügen aufbewahren, nur müssen dieselben neu oder so gut wie neu sein. Das Geheimniß ist dieses: Ein ganz kleines fliegendes Insekt ist vermögend in die kleinsten Löcher einzudringen, und muß daher der Ueberzug fest und dicht sein. Ich hebe meine Pelzsachen jedes Jahr auf diese Weise auf, und wurde schon gefragt, wie ich sie schütze. Wollene Sachen, die den Sommer hindurch nicht gebraucht werden, kann man auf ähnliche Weise aufheben.

Der Einfluß eines großen Mannes. An einem Sonntag, so erzählt ein alter Soldat von Kentucky, der unter General Jackson bei New Orleans gefochten, und wohl wußte, was für ein Held der General in seinen rüstigen Tagen gewesen, ging ich in die Hermitage Kirche und sah den alten greisen General demüthig am Altar niederknieen. Das hl. Abendmahl wurde gefeiert. Der alte Soldat stand wie vom Blitz getroffen. Nach dem Gottesdienste bemerkte man ihn; er war so in sich gekehrt und nachdenkend, daß man ihn nach dem Grunde fragte. Seine Antwort lautete:

„Als ich den Mann sah, der Schlachten schlug, Armeen besiegte, Parteien und Kabineten opponirte, ohne zu wanken; als ich ihn auf seinen Knieen sah, Gott anzubeten in jener Kirche, da sagte ich zu mir selber: Wenn General Jackson Gott verehrt, dann kann ich euch sagen, ist es hohe Zeit, daß ich auch anfange."

Vier Wochen nachher schloß er sich der Kirche an, und lebte und starb als ein würdiges Mitglied.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, den 4. Nov. 1 Sam. 12, 13—25.

Samuel's Abschiedsworte.

1. **Zeit:** 1095 v. Chr.
2. **Ort:** Gilgal im Jordanthal.
3. **Zusammenhang:** Saul war nach der zu Mizpa vollzogenen Königswahl wieder in das väterliche Haus nach Gibea zu seiner bisherigen ländlichen Beschäftigung zurückgekehrt. Da gab ihm ein Einfall des Ammoniterkönigs Nahas Gelegenheit, seine Berufung zum königlichen Amte durch einen herrlichen Sieg über die Feinde Israels zu bewähren. Nahas war in das Ostjordanland eingedrungen und belagerte die Stadt Jabes in Gilead. Mit unerhörter Grausamkeit drohte er, jedem Bewohner der unglücklichen Stadt das rechte Auge auszustechen. In dieser Noth sandten die Jabesiten Boten „in alle Grenzen Israels" — also zu den einzelnen Stämmen, ein Beweis, wie wenig sie noch von dem Könige erwarteten — um dieselben zur Hilfe herbeizurufen. Als die Boten zu Saul kamen, gerieth der Geist des Herrn über ihn. Durch die Stücke eines zertheilten Rindes, welche er in alle Grenzen Israels sandte, rief er das Volk zum Kampfe auf. Bald hatte er 330,000 Mann um sich versammelt, mit welchen er Jabes entsetzte und das Heer der Ammoniter gänzlich aufrieb. Mit einem Akt der Gnade gegen die Männer, welche ihn nach seiner Erwählung zu Mizpa verspottet hatten, krönte der junge König den Tag seines ersten Sieges. Durch diesen guten Anfang Sauls ermuthigt, versammelte Samuel das Volk nach Gilgal zur Bestätigung des Königthums. Bei dieser Versammlung hielt er eine ergreifende Rede, in welcher er König und Volk zum Gehorsam gegen Jehovah ermahnte. Ein Theil dieser Rede bildet den Gegenstand unserer Lektion.
4. **Wort- und Sacherklärung:** Samuels Rede auf der Volksversammlung zu Gilgal war in gewissem Sinne eine Abschiedsrede. Von nun an zog er sich von der regelmäßigen richterlichen Amtsthätigkeit zurück, um die Entscheidung der Streitigkeiten im Volk und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten im Einzelnen dem Könige zu überlassen. Als eine förmliche Niederlegung seines Amtes dürfen wir jedoch diese Handlung nicht ansehen. Ein Mann wie Samuel konnte unmöglich in Israel leben, ohne in gewissem Sinn immerfort sein Vertreter vor Gott und der Leiter seiner Angelegenheiten zu bleiben. So erscheint er denn auch ferner noch als der Bevollmächtigte Gottes seinem Volke gegenüber, besonders bei der Salbung Davids und bei der Verwerfung Sauls. — Samuel steht am Tage von Gilgal auf dem Höhepunkt seiner öffentlichen Wirksamkeit. Als Prophet führt er König und Volk zusammen vor das Angesicht des Herrn, und verpflichtet beide zu unverbrüchlichem Gehorsam gegen den Willen Jehovahs. Als Richter setzt er auf Gottes Befehl den geforderten König ein, führt seine und des Herrn Sache gegen das treulose Volk, indem er mit demselben rechtet und es anklagt, läßt in Donner und Wetter die Majestät und den Zorn des verschmähten unsichtbaren Königs ihm entgegentreten und verhängt Heil oder Verderben über König und Volk, je nach ihrem Verhalten zu den Ermahnungen und Vorschriften, die er ihnen als Prophet gegeben. Endlich verspricht er als Priester, des Volkes Sache bleibend auf fürbittendem Herzen zu tragen.
5. **Zur Erklärung und Erbauung:**

a) Zwei Wege. V. 13—15. Samuel hat dem Volke, V. 1—12, nachgewiesen, daß weder er bei der Verwaltung seines Richteramtes, noch der Herr in der bisherigen Führung Israels ihm gegründeten Anlaß dazu gegeben, bei dem Einfall der Ammoniter einen König zu verlangen. Nun, da habt ihr. Mit dem Wörtchen „nun" geht Samuel, V. 13, von der Betrachtung der Vergangenheit auf die Gegenwart über. Den ihr erwählet habt. Daß das Volk den König „erwählt" habe, kann von der Person des Saul nicht gesagt werden, sondern nur von dem König überhaupt, von der monarchischen Regierungsform. Saul aber wurde durch's Loos von dem Herrn selbst zum König Israels bestimmt. Dies wird ausdrücklich hervorgehoben in den Worten: Der Herr hat einen König über euch gesetzt. War die Forderung des Volkes auch ein Akt der Feindschaft gegen Gott, so hat sie Gott doch erfüllt, damit Israel durch Erfahrung lerne, daß sein Wohlergehen nicht von der Einsetzung eines irdischen Königthums, sondern allein von Gottes Segen und Beistand abhänge. So gewährt der Herr häufig unsere thörichten und verkehrten Bitten, um uns durch schmerzliche Erfahrungen zur Erkenntniß unseres Fehlers zu bringen. Ein Beispiel hierfür ist **Petrus**, der bei dem Sturm auf dem See Genezareth den auf dem Wasser wandelnden Meister bat: „Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser." Es war eine vermessene Bitte, geboren aus dem eigenliebigen Verlangen, es den anderen Jüngern zuvorzuthun, zugleich aber eine Bitte, in welcher sich ein gewaltiger Glaube kund that. An diesem Glauben nagte jedoch der Wurm der Selbsterhebung, daher fehlte ihm die ausdauernde Kraft. Kaum ist Petrus auf des Herrn Geheiß aus dem Schiffe getreten, so findet er Ursache, seine Selbstüberhebung zu beklagen; denn beim Anblick der sturmgepeitschten Wellen verläßt ihn der Muth, und er fängt an zu sinken. Jetzt erst ruft Petrus in tiefer Seelenangst: „Herr, hilf mir!" worauf der Herr ihn in seiner herablassenden, erbarmenden Liebe aus dem Wellengrabe rettet. Petrus aber hat die Lektion gelernt, daß nur der demüthige Glaube von Gott mit Sieg gekrönt wird.

V. 14. 15: Zwei Wege legt Samuel nun dem Volke vor. Zu übersetzen ist: Wenn ihr nun den Herrn fürchten werdet . . . . und ihr und euer König dem Herrn, eurem Gott, folgen werdet, — — (ergänze etwa: so steht es wohl); werdet ihr aber u. s. w. In schlichten

Worten erklärt Samuel dem Volke, daß ihre Wohlfahrt von ihrem Gehorsam gegen Gott abhänge. Gott schenkt allen denen, welche ihm in wahrer Aufrichtigkeit dienen und seinem Worte gehorchen, die Gnade der Ausdauer und des Beharrens in seiner Nachfolge; die Ungehorsamen dagegen stürzen sich selbst ins Unglück. Denn wer Gott nicht als seinen König anerkennen will, der muß ihn doch als seinen Richter anerkennen. Wir lernen also aus diesen Versen: Mit wem der Herr ist, und wem er widerstehet. Die Antwort auf diese Frage ist davon abhängig: 1) ob man dem Herrn sich zum Eigenthum geweiht hat a) in wahrer Gottesfurcht, b) in wahrem Gottesdienst, — oder nicht; 2) ob man ganz und gar dem Willen des Herrn gehorsam ist a) indem man seinem Worte gehorcht und b) seinen Geboten nicht widerstrebt — oder nicht; und 3) ob man mit seinem ganzen Wandel dem Herrn bei seinen Führungen folgsam ist, indem man a) den von ihm gewiesenen Weg einhält und b) das von ihm gesteckte Ziel im Auge behält — oder nicht. — Es giebt für den Menschen kein größeres Unglück, als wenn die Hand des Herrn wider ihn ist. Dieser Gotteshand, die sich zur Strafe nach dem Sünder ausstreckt, kann Keiner entrinnen (Ps. 139, 7—12).

b) Das Zeichen. V. 16—19. **V. 16:** Tretet nun her. Diese Worte weisen zurück auf V. 7, wo Samuel mit demselben Ausdruck das Volk auffordert, vor dem Herrn mit ihm zu rechten über alle Wohlthaten, die Gott ihnen und ihren Vätern erzeigt habe. Wir haben also gleichsam eine Gerichtsscene vor uns, in welcher Samuel die Sache Gottes gegen sein abtrünniges Volk führt. Zum Zeugniß dafür, daß Gott dem Volke gegenüber im Rechte sei, verweist er auf ein Zeichen, das der Herr vor ihren Augen thun werde.

V. 17: Ist nicht jetzt die Weizenernte? Die Weizenernte fällt in Palästina in den Monat Mai, eine Zeit, in welcher (wie auch in den folgenden Monaten Juni und Juli) Gewitter und Regen ganz unerhörte Erscheinungen sind. Ein Gewitter mit Donner und Regen verkündigt daher Samuel dem Volke als ein von Gott gegebenes Zeichen, an dem die Israeliten erkennen sollten, wie schwer sie sich durch die Forderung eines Königs an Gott versündigt hätten.

V. 18: Auf Samuels Gebet tritt das angekündigte Zeichen wirklich ein. In diesem außerordentlichen Ereigniß sprach sich Gottes Mißfallen an seinem Volke ganz in derselben Weise aus, wie Kap. 7, 10 sein Mißfallen an den Philistern, welche der Herr gleichfalls auf Samuels Gebet durch ein Gewitter geschreckt hatte, daß sie vor Israel geschlagen worden waren. Zugleich offenbarte dieses Zeichen die Thorheit des Volkes, welches von einem Könige mehr Schutz und Hilfe erwartete, als von Gott und seinem Propheten. Ueber solche Kräfte, wie sie Samuel durch sein Gebet in Bewegung setzte, konnte ihr König nicht verfügen. Endlich liegt in diesem Zeichen die Andeutung, daß Gott, wenngleich die Lage Israels jetzt so glücklich und heiter scheine, wie das Wetter in der Weizenernte, dennoch, wenn es ihm gefalle, dieser heiteren Ruhe plötzlich ein Ende machen und sie mit Sturm und Unglück verfolgen könne.

V. 19: Die Wirkung des von Samuel erbetenen Wunderzeichens ist, daß das Volk von großer Furcht vor dem Herrn und vor Samuel ergriffen wird. „Vor Samuel," weil er ihnen als das Werkzeug der richterlichen Macht und Herrlichkeit ihres himmlischen Königs erschien. Sie bekennen ihre Sünden, besonders auch die Sünde, einen König begehrt zu haben. Viele Menschen sind nicht anders zur Erkenntniß ihrer Sünden zu bringen, als durch die Gewitterstürme der Leiden und des Unglücks. Sie sprachen zu Samuel: Bitte für deine Knechte. Jetzt erkennen sie, wie sehr sie des Mannes noch bedürfen, den sie vor Kurzem erst in sträflicher Undankbarkeit hatten bei Seite schieben wollen. So werden einmal Viele, welche Christum hier verworfen haben, wünschen, daß er sie vor Gott vertreten und den Zorn des Allmächtigen von ihnen wenden möchte — wenn es zu spät ist.

c) Der Lehrer. V. 20—25. Samuel sucht nun das gedemüthigte und bußfertige Volk in der Treue gegen Jehovah zu befestigen. Der Inhalt seiner Rede erinnert an die Abschiedsreden Josuas (Jos. 23. 24).

V. 20 und 21 enthalten ein dreifaches Mahnwort an das bußfertige Volk: 1) Ein Wort der Erinnerung: „Ihr habt das Uebel alles gethan." Samuel ist weit davon entfernt, das Volk durch Beschönigung oder Entschuldigung seiner Sünde beruhigen und in eine falsche Sicherheit hineinreden zu wollen, wie das wohl zuweilen von schlechten Seelsorgern geschieht. Nein, sie sollen ihre Sünde in ihrer ganzen Schwere fühlen; denn nur in zerschlagenen Herzen wächst der rechte Glaube an die vergebende Liebe Gottes. 2) Ein Wort der Gnade: „Fürchtet euch nicht." Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit soll uns nicht abschrecken, auf seine Gnade zu hoffen. Zu dieser Hoffnung berechtigen uns nicht nur die zahlreichen Gnadenverheißungen, welche Gott im A. und N. Bunde den Bußfertigen gegeben hat, sondern vor allem der Versöhnungstod Christi, durch welchen Gott thatsächlich erklärt hat, daß er nicht wolle den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. 3) Ein Wort der Ermahnung zur Treue: „Weichet nicht hinter dem Herrn ab" u. s. w., welches die Forderung, dem Herrn von ganzem Herzen zu dienen, und die Warnung vor dem Götzendienst („weichet nicht dem Eiteln nach") in sich schließt. Die Götzen werden als „Eitele" bezeichnet, weil sie in sich selbst nichtig sind, und weder helfen noch erretten können.

V. 22: Auf die Ermahnung folgt nun die tröstliche Versicherung: Der Herr verläßt sein Volk nicht. Diese Versicherung wird begründet durch den Hinweis auf die Erwählung Israels. Da der Herr euch nach seiner freien Gnade einmal zu seinem Volke erwählt hat („er hat angefangen" u. s. w.), so dient nun eure Erhaltung zur Verherrlichung seines Namens; ein Gedanke, der im A. Testamente häufig wiederkehrt, z. B. 5 Mos. 7, 8; Hes. 36, 21 ff.; Jes. 43, 25.

V. 23: Auch seine Fürbitte verspricht Samuel dem bußfertigen Volke; und zwar bezeichnet er dieselbe als eine Pflicht, durch deren Versäumniß er sich versündigen würde. Es ist eine Unterlassungssünde, nicht für das Wohl des Volkes

Gottes zu beten. Besonders dürfen Seelsorger es nicht unterlassen, für diejenigen zu beten, welche Gott ihrer Obhut anvertraut hat. Das Volk hatte Samuel nur für den vorliegenden Fall um seine Fürbitte gebeten, aber er verspricht ihnen für sie zu beten, so lange er lebe. Die Unterlassung der Fürbitte für die Brüder, ist eine Sünde wider den Herrn: 1) weil die Seelen der Brüder sein Eigenthum sind; 2) weil der Herr die Fürbitte fordert als Zeichen und Frucht der Liebe, die aus seiner Vaterliebe fließt, und in welcher sich die Menschen als seine Kinder vor ihm bewähren sollen; 3) weil der Herr uns in der Gemeinschaft, in die er uns gesetzt hat, besondere Veranlassungen und Aufforderungen zur Fürbitte giebt.

V. 24: Samuel schließt seine Rede mit einer eindringlichen Ermahnung zur Treue gegen den Herrn. Fürchtet den Herrn. V. 20 heißt es: „Fürchtet euch nicht," d. h. mit knechtischer Furcht; hier: „Fürchtet den Herrn," nämlich mit der kindlichen Ehrfurcht, welche sich scheut, des Vaters Gebot zu übertreten, nicht blos aus Angst vor der Strafe, sondern auch aus Liebe, die den geliebten Vater nicht betrüben will. Die rechte Gottesfurcht offenbart sich im Gehorsam, im treuen Dienste von ganzem Herzen. Als Beweggrund nennt Samuel die Erinnerungen an die großen Dinge, welche der Herr an Israel gethan, die Erwählung Abrahams, die Errettung Israels aus Egypten, die Offenbarung am Sinai, die Eroberung des gelobten Landes u. s. w. Einen noch viel stärkeren Beweggrund zum Dienste Gottes haben wir; denn was Gott für uns gethan hat, ist unendlich mehr, als was er für das alttestamentliche Bundesvolk that. Die Erlösung der Welt durch den Tod Christi, auf welche die Frommen des Alten Bundes im Glauben hofften, ist nun vollbracht; das Größeste, was Gott für die Menschen thun konnte, ist geschehen; wie sollten wir noch zaudern, uns aus Dankbarkeit dem Dienste dessen zu weihen, der uns so unaussprechlich geliebt hat! — „Das that ich für dich, was thust du für mich?" schrieb Zinzendorf einst im Hause gottloser Leute unter ein Crucifix. Die Leutchen lasen nach seiner Abreise die wenigen Worte, und wurden so mächtig von denselben ergriffen, daß sie sich zu Gott bekehrten.

V. 25: Die Ermahnung zur Treue gegen den Herrn verstärkt Samuel noch durch die Drohung: Werdet ihr aber übel handeln u.s.w. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben." Dieses Wort hat sich nicht nur in der Geschichte Israels erfüllt, sondern es erfüllt sich heute noch in der Geschichte der Reiche dieser Welt. „Die Weltgeschichte ist das — oder wenigstens ein — Weltgericht."

Sonntag, den 11. Nov. 1 Sam. 15, 12—26.

Saul's Verwerfung.

1. **Zeit:** 1079 v. Chr.
2. **Ort:** Gilgal im Jordanthal.
3. **Zusammenhang:** Nachdem Saul auf der Volksversammlung zu Gilgal allgemein als König anerkannt worden war, machte Israel den ernstlichen Versuch, das Joch der Philister gänzlich abzuwerfen. Sauls Waffen waren siegreich, wo er sie hintrug. Nicht nur die Philister, auch die Edomiter im Süden, die Moabiter im Osten, selbst die Syrer im Norden (die Könige von Zoba) mußten sich Friedensbedingungen von ihm vorschreiben lassen (Kap. 14). So ließ sich in Sauls erster Zeit alles vortrefflich an. Leider aber vergaß er nur zu bald in herrischem Eigenwillen seine theokratische Stellung. Schon vor dem Kriege mit den Philistern hatte er sich vermessen, selbst zu opfern, und schon damals hatte Samuel ihm verkündigt, daß auf solche Weise sein Reich nicht bestehen könne. Nun soll er nach Gottes Gebot Amalek schlagen und verbannen. Die Amalekiter, welche auf der Halbinsel Sinai wohnten, hatten nämlich auf räuberische Weise das Volk Israel auf seinem Zuge durch die Wüste angefallen (2 Mos. 17, 8—16). Und damals schon hatte der Herr die Vertilgung Amaleks beschlossen (2 Mos. 17, 14). Nun, da das Maß seiner Sünden voll ist, soll Saul das göttliche Vertilgungsurtheil vollziehen. Er aber schont aus Eitelkeit des Königs Agag und aus Habsucht des besten Viehs. War es nun schon zur Zeit Josuas so furchtbar ernst gerächt worden, daß ein Israelit aus der Beute einer verbannten Stadt etwas für sich genommen hatte (Jos. 7), um wie viel mehr mußte dies bei dem Könige Israels geschehen, dessen Ungehorsam in entscheidenden Augenblicken den des ganzen Volkes nach sich ziehen und den völligen Abfall vorbereiten mußte! Daher das energische Eingreifen Samuels.
4. **Wort- und Sacherklärung:** Der göttliche Befehl, Amalek (wie früher die kanaanitischen Völker) zu verbannen, d. h. gänzlich auszurotten, mag hart und grausam scheinen; wir dürfen aber nicht übersehen, daß diese Ausrottung nichts anderes ist, als ein Gottesgericht wie die Sündfluth und die Vernichtung Sodoms und Gomorras, nur daß sich Gott diesmal nicht roher Naturkräfte, sondern freier Persönlichkeiten, nämlich seines Volkes Israel, zur Ausführung des Gerichts bediente. — Die Verschonung Agags und des besten Viehs war darum ein so gewaltiger Frevel, weil das Verbannte als Gottes Eigenthum galt. Die Verbannung selbst war demnach eine Art Opfer, nur unterschied sie sich von dem eigentlichen Opfer dadurch, daß sie keine sinnbildlich stellvertretende Bedeutung hatte.
5. **Zur Erklärung und Erbauung:**

a) Gerechter Tadel. V. 12—19. **V. 12:** Samuel machte sich frühe auf, nachdem er die Nacht vorher in tiefer Bekümmerniß um Saul und im Gebet für ihn und für sein Volk zugebracht hatte — daß er Saul begegnete, welcher eben mit seinem Heere von dem Amalekiterkriege heimkehrte. Karmel, der Ort, wo Samuel den Aufenthalt Sauls erfuhr, ist nicht das Vorgebirge Karmel, sondern ein kleines Städtchen in Juda, etwa 3 Stunden südlich von Hebron gelegen. Gegenwärtig heißt dasselbe „Kurmul". Hier hatte sich Saul, statt über seine Sünde Buße zu thun, ein Siegeszeichen (nach dem Grundtext „eine Hand") aufgerichtet. Daß der Ausdruck „Hand" im Hebräischen zur Bezeichnung eines Monuments gebraucht wird, erklärt sich wohl daraus, daß das Monument die Bestimmung hat, wie mit auf-

gehobener Hand auf ein bestimmtes Ereigniß hinzuweisen. Von Karmel war Saul weiter nach *Gilgal* gezogen. Hier traf ihn Samuel.

V. 13. An demselben Orte, wo er die feierliche *Verpflichtung* Saul's und des Volkes zum unbedingten Gehorsam (Kap. 12) gegen den Herrn vorgenommen hatte, vollzieht dieser jetzt das *Gericht* über Saul wegen seines Ungehorsams. Nach allem, was bisher zwischen Samuel und Saul vorgegangen war (Kap. 13—15, 1), mußte schon Samuel's bloße Erscheinung für Saul eine Anklage und Gewissensmahnung sein. In dem Bewußtsein seiner Schuld, die er aber nicht bekennen, und über die er sich mit allerlei Künsten der Heuchelei und der Lüge selbst täuschen und hinwegsetzen will, nimmt er gleich von vornherein Samuel gegenüber die Position der Vertheidigung ein, indem er 1. dem Samuel mit erzwungener Freundlichkeit in dem Grußwort: *Gesegnet seist du* u. s. w. nicht blos entgegen-, sondern zuvorkommt, 2. sofort die Versicherung hinzufügt: *Ich habe des Herrn Wort erfüllt.* Damit sagt er einerseits die Wahrheit, denn er hat die Macht der Amalekiter gebrochen, andrerseits aber eine Lüge, denn er hat die von Gott gebotene Verbannung Amalek's nicht ausgeführt. — Niemand prahlt so viel mit seiner Heiligkeit als derjenige, welcher derselben ermangelt (Luk. 18, 11. 12).

V. 14. Saul wird Lügen gestraft durch *die Stimme der Thiere*, die er gegen Gottes Gebot verschont hat. In der Frage Samuel's: *Was ist denn das für ein Blöcken* u. s. w. liegt eine heilige, vernichtende Ironie. — Viele brüsten sich mit ihrem Gehorsam gegen Gott; aber ihre Werke, ihre Fleischeslust, ihre Weltliebe, ihre Leidenschaftlichkeit, ihre Lieblosigkeit und ihre groben Pflichtversäumnisse legen Zeugniß wider sie ab und strafen sie Lügen.

V. 15. Saul schreitet fort in der Lüge und Heuchelei und sucht auch jetzt noch sich zu rechtfertigen, indem er 1. die *ganze Schuld* der Verschonung des Viehes *auf das Volk* schiebt — was nach V. 9 eine grobe Lüge war — und 2. die Uebertretung des göttlichen Gebots zu beschönigen sucht durch den Vorwand, das Volk habe *die besten Schafe und Rinder verschont, um dieselben dem Herrn zu opfern.* Dies war offenbar eine heuchlerische Entschuldigung; denn von dem Dankopfer genoß das Volk einen bedeutenden Antheil, ja es bestand *dieses* Opfer wohl nur in einem Schlachten an heiliger Stätte (Kap. 14, 33 ff.), so daß die Rücksicht auf den Herrn und seine Ehre in diesem Falle jedenfalls eine Nebensache war. Ueberdies wird die Verschonung Agag's, die gewiß in erster Linie dem Saul selbst zur Last fiel, von diesem Vorwand gar nicht berührt, da Menschenopfer im Gesetz verboten waren.

V. 16. 17. Der lügnerischen und heuchlerischen Rede Saul's stellt Samuel feierlich und schneidig entgegen, was *der Herr* zu ihm in der Nacht geredet hat. Und nun folgt die gewaltige, niederschmetternde Rede, in welcher Samuel in der Macht seiner göttlichen Sendung dem heuchlerischen König die Maske vom Gesichte reißt und ihm seine Schuld in ihrer ganzen Größe vor Augen stellt. Zuerst erinnert er ihn an seine Erhebung aus der Niedrigkeit zur Würde des Königthums. Die Worte: *Da du klein warst vor deinen Augen*, erinnern an Saul's eigene Worte Kap. 9, 21. Samuel bezeichnet hier indirekt den *Hochmuth* seines Herzens als den tiefsten Grund seiner Abkehr von dem Herrn. *Der Herr salbte dich.* Die Erhöhung Saul's war ein Gnadenakt Gottes, der den Hoffärtigen widerstehet und es den Demüthigen gelingen läßt. Je kleiner wir sind in unseren Augen, um so größer sind wir in den Augen Gottes. Der Apostel Paulus, der von sich sagte: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße" (1 Kor. 15, 10), wurde von Gott zum Gründer der christlichen Kirche unter den Heiden ausersehen.

V. 18. Nun verweist Samuel den König auf die bestimmte göttliche Mission, welche ihm in Betreff der Amalekiter aufgetragen worden war. *Die Sünder, die Amalekiter.* In diesen Worten wird der Grund angegeben, warum die Amalekiter vertilgt werden sollten.

V. 19. Die Frage: *Warum hast du nicht gehorcht* u. s. w., enthält die furchtbar ernste Anklage: Du bist dem ausdrücklichen Gebote Gottes ungehorsam gewesen. Dieser Ungehorsam war doppelt strafbar, da Saul, den Gott aus seiner Niedrigkeit auf den Königsthron erhoben hatte, zu der Sünde des *Ungehorsams* noch die der Undankbarkeit hinzufügte. Die folgenden Worte: *Du hast dich zum Raube gewandt* u. s. w. bezeichnen das Verhalten Saul's als ein aus Habgier hervorgegangenes. Saul hatte den Krieg gegen Amalek im Auftrage Gottes geführt, aber gleichzeitig hatte er auch seinen eigenen Vortheil im Auge und selbstsüchtige Rücksichten verhinderten ihn an der gewissenhaften vollkommenen Erfüllung seiner Mission. Wie leicht geschieht es auch heute noch, daß sich bei unserem Wirken für den Herrn selbstsüchtige Beweggründe einschleichen, und wir im Dienste Gottes mehr uns selbst und unsere Ehre als den Herrn und die Ehre seines Namens suchen. Das ist ein Raub an dem Herrn. Darum prüfe ein Jeder nicht nur den Werth seiner Handlungen, sondern vor allem auch den der Beweggründe, welche ihn bei seinen Handlungen leiten! Denn der Herr siehet das Herz an.

b) *Schlechte Entschuldigung.* **V. 20. 21.** Saul verstockt sich noch weiter 1. in trügerischer Selbstrechtfertigung, indem er die ihm zur Last gelegte Schuld entschieden leugnet und behauptet: *er habe die ihm gewordene Mission ausgerichtet, Zeuge der gefangen hergebrachte Agag* (den er aber nach dem göttlichen Befehl gleichfalls hätte verbannen sollen) und *das vernichtete Amalekitervolk* (V. 21); 2. in heuchlerischer Entschuldigung, nämlich der Wiederholung des Vorwands, daß das Volk das verschonte Vieh dem Herrn habe *zum Opfer* bringen wollen (V. 22). Dies könnte an sich als ein frommes Verhalten erscheinen; aber der Herr hatte anders geboten, und nicht, was uns gut dünkt, sondern was Gott von uns haben will, sollen wir thun. Saul macht mit seiner Entschuldigung seine Sache immer schlimmer. Er fügt zu seiner ersten Sünde noch neue Sünden hinzu. Er widerspricht dem Propheten, er leugnet, daß er ungehorsam gewesen, er verkleinert die Schuld und wälzt sie von sich auf das Volk; er braucht den Dienst Gottes zum Vorwand der Entschuldigung als ein schnöder Heuchler, der selbst vor Gottes Allwissenheit

keinen Respekt hat. — Wie verschlagen ist die verderbte menschliche Natur in ihrer heuchlerischen Selbstrechtfertigung. Es ist ein greuliches Laster, wenn Jemand seinen Geiz, Ungehorsam und andere Sünden mit der Religionsandacht beschönigen will.

c) Göttliche Verwerfung. V. 22. 23. **V. 22.** Samuel's Antwort reißt alle Hüllen nieder, mit denen Saul bemüht war, seine Sünde zu decken. Meinest du, daß Gott Gefallen haben u. s. w. Ein erhabenes Prophetenwort, welches darauf hinweist, daß aller Opferdienst sinnbildlich auf ein Höheres, Geistliches hindeutete und in sich selbst keinen Werth hatte. Da, wo der Herr Gehorsam fordert, kann man ihm nicht mit Opfern dienen, und damit seine Forderung umgehen, zumal da die Bedeutung des Opfers (besonders des Brandopfers) die völlige Hingabe des Menschen zum Gehorsam gegen Gott ist. Aeußere Opfer, bei welchen die Gesinnung demüthigen Gehorsams und liebender Hingebung fehlt, sind daher dem Herrn ein Greuel. Damit ist Saul's Versuch, seinen und des Volkes Ungehorsam mit dem Zweck des Opfers zu entschuldigen, gerichtet. Gehorsam ist besser, denn Opfer. In dem Opfer bringt der Mensch nur seine Habe und weiht sie Gott zum Eigenthum, im Gehorsam bringt er seinen eigenen Willen und damit sich selbst — und das ist mehr.

V. 23. Ungehorsam ist eine Zaubereisünde, nach dem Grundtext: „Wahrsagerei." Wie in der Wahrsagerei und im Götzendienst der lebendige Gott verleugnet und verworfen wird, so ist auch die Widerspenstigkeit und die Auflehnung wider den Willen und das Gebot des Herrn, also der Ungehorsam, eine Abkehr von dem Herrn und eine Verwerfung des Herrn. Darum folgt nun das göttliche Verwerfungsurtheil: Weil du des Herrn Wort verworfen hast, u. s. w. Der Herr handelt nach dem Gesetz der Wiedervergeltung: willst du Gott nicht, so kann auch er dich nicht als König anerkennen. Die Verwerfung Saul's ist hiermit ausgesprochen. Aber die Vollziehung dieses Urtheils geschieht auf bewunderungswürdige Weise ganz allmählich durch den Gang der Begebenheiten, indem Saul Schritt für Schritt weiter vorschreitet in sein Verderben hinein.— Gott verwirft Niemand, er werde denn zuvor von ihm verworfen.

d) Nutzlose Reue. V. 24—26. **V. 24.** Da sprach Saul: Ich habe gesündigt. Das ernste gewaltige Wort Samuel's hat nun doch Eindruck auf Saul gemacht, und die Angst vor der angekündigten, göttlichen Verwerfung preßt ihm ein Sündenbekenntniß aus. Aber ein Bußbekenntniß unter den Schlägen des durch die begangene Sünde verursachten Uebels und der darin erlittenen Strafe ist häufig kein Ausdruck wahrer Herzensbuße. Auch bei Saul nicht; denn obwohl er nun bekennt, daß er des Herrn Befehl und Samuel's Worte übergangen habe, zeigt doch sein bisheriges und ferneres Verhalten, daß er mehr unter dem Eindruck des göttlichen Verwerfungsurtheils und der gewaltigen Persönlichkeit Samuel's sich demüthigte und seine Sünde bekannte, als aus wirklichem Schmerz über seine Sünde. Die Worte: Denn ich fürchtete das Volk u. s. w. zeigen uns den Heuchler, dem die Ehre und Gunst der Menschen lieber ist als die Gnade Gottes. Auch liegt in denselben bei allem Bekenntniß der sündhaften Abhängigkeit von Menschen doch unverkennbar wieder die Absicht, mit der Hinweisung auf das Volk seine Schuld zu mildern.

V. 25. Und nun vergieb mir die Sünde. Nicht sofort an Gott wendet er sich mit dieser Bitte, sondern an Samuel. Es ist ihm vor allem darum zu thun, Samuel's Wohlwollen und Beifall wieder zu gewinnen. Fast scheint es, als ob er sich vor Samuel mehr fürchtete als vor Gott selbst; und allerdings war ein offener Bruch mit Samuel für seine Stellung im Volke höchst gefährlich (vgl. V. 30). Samuel konnte Saul die Sünde nicht vergeben, sondern nur für ihn zu Gott um Vergebung beten. Und das hätte er gewiß gethan, wenn Saul's Buße aufrichtig gewesen wäre. Dies war aber nicht der Fall; darum scheint Samuel sich von Saul abgewandt zu haben. Hierauf bezieht sich die Bitte Saul's: Kehre um mit mir u. s. w. Bekenntniß, erneute Entschuldigung, Ruf um Vergebung, Bitte um Samuel's Bleiben, Erklärung zu Gott treten zu wollen, das alles folgt schnell hinter einander in ängstlicher Hast. Saul wird von seinem Gewissen geschlagen, aber sein Herz ist nicht zerschlagen. Er giebt doch nicht Gott die Ehre.

V. 26. Darum weist Samuel seine Bitte kurz und bestimmt ab und wiederholt das göttliche Verwerfungsurtheil noch einmal. Hätte Saul wahre Buße gethan, so hätte er Vergebung erlangt, so gewiß wie David, dem der Herr, obwohl er noch schwerer gesündigt hatte als Saul, dennoch auf seine bußfertige Bitte (vgl. Ps. 51) alle seine Sünden vergeben hat. Aber Saul's Buße war nicht aufrichtig; denn er war nicht darüber bekümmert, daß er Gott verunehrt hatte, sondern nur darüber, daß er das Königreich verlieren sollte.

Sonntag, 18. Nov. 1 Sam. 16, 1—19.

David's Salbung.

1. **Zeit:** 1065 v. Chr.

2. **Ort:** Bethlehem (d. i. Brodhaus) im Stamme Juda.

3. **Zusammenhang:** Obwohl zwischen den in der vorigen Lektion erzählten Ereignissen und der Salbung David's 14 Jahre verflossen sind, wird uns doch über diesen Zeitraum nichts berichtet. Saul hat aufgehört, der Erwählte des Herrn zu sein; seine Geschichte gewinnt daher erst von da an wieder heilsgeschichtliches Interesse, wo er in Beziehung zu David tritt.

4. **Wort- und Sacherklärung.** 1. Die Dinge des Reiches Gottes gehen nach höheren göttlichen Rathschlüssen unaufhaltsam ihren Gang fort, wenn auch menschliche Sünde, sammt dem über sie kommenden Gericht, wie hier bei Saul, den Plänen der göttlichen Weisheit in den Weg zu treten scheint. Ja, gerade durch menschliche Sünde und Thorheit empfängt die Geschichte des Reiches Gottes häufig unter der Leitung der göttlichen Vorsehung neue Impulse zu höherer Entwickelung. 2. Die sinnbildliche Salbung wurde sowohl an leblosen Gegenständen vorgenommen, z. B. Denksteinen (1 Mos.

28, 18; 31, 13), besonders auch am Heiligthum, der Stiftshütte, Bundeslade, dem Schaubrottisch, dem Leuchter, Rauchaltar u. s. w., als auch an Personen. Unter diesen wurden gesalbt der Hohepriester und die Priester, sodann die Propheten (wenigstens nach 1 Kön. 19, 16) und endlich die Könige. Die Fälle, wo die Salbung von Königen erwähnt wird, lassen vermuthen, daß dieselbe nur vorgenommen zu werden pflegte, bei Beginn einer neuen Herrscherfamilie, oder unter Umständen, wo das Recht der Thronbesteigung leicht konnte streitig gemacht werden (1 Kön. 1, 34; 2 Kön. 11, 12; 23, 30). Wie das alttestamentliche Königthum, Hohepriesterthum und Prophetenthum seine vollkommene Erfüllung erst in Christo gefunden hat, so hat auch das Sinnbild der Salbung seine vollkommene Erfüllung erst in ihm bekommen, dem der heil. Geist verliehen war nicht nach dem Maß (Ps. 45, 8; Matth. 3, 16). Sofern die Gläubigen desselben Geistes theilhaftig sind, werden auch sie Gesalbte des Herrn oder ein königliches Priesterthum genannt (1 Petri 2, 9; Offenb. 1, 5 u. 6).

5. **Zur Erklärung und Erbauung:**

a) Des Herrn Auftrag. V. 1—3. **V. 1:** Wie lange trägst du Leid u. s. w. Der göttliche Vorwurf bezieht sich darauf, daß Samuel bei seinem fortdauernden Schmerz über den immerhin beklagenswerthen Zustand Sauls sich nicht sofort mit seinen Gedanken in die Rathschlüsse Gottes findet. Daher macht der Herr ihn jetzt durch die Worte: den ich verworfen habe, darauf aufmerksam, daß er Saul ein für allemal aufgegeben und an seiner Statt sich einen anderen König für sein Volk ausersehen habe. Samuel erhält nun den Befehl, diesen König zu salben. Isai heißt: der Selbstständige. Die Worte: gehe hin u. s. w. setzen eine genaue Bekanntschaft Samuels mit Isai und seinem Hause voraus. Daß die Familie Isai's eine begüterte war, ist nach V. 10 unzweifelhaft. Daß in ihr eine wahre Gottesfurcht und Frömmigkeit herrschte, erhellt aus dem Verkehr Samuels mit ihr und aus der Opferfeier, die er in dem Hause veranstaltete.

V. 2. 3: Wie bisher die Trauer um Saul das Gemüth Samuels einnahm, so jetzt die Furcht vor ihm. Wie soll ich hingehen? Saul wird's erfahren u. s. w. Dieses Bedenken beruht naturgemäß darauf, daß Saul trotz des göttlichen Verwerfungsurtheils noch der rechtmäßige König Israels war, Samuel also durch die Salbung eines Anderen zum Könige dem Saul als Empörer und Verräther erscheinen mußte, auch wenn er sich zur Rechtfertigung auf den göttlichen Befehl berief. Die Furcht Samuels wird dadurch beseitigt, daß der Herr ihm bestimmt angiebt, was er zu thun habe, um die Salbung Davids vor Saul verborgen zu halten. Samuel soll nämlich im Hause Isai's zum Zwecke eines Opferfestes erscheinen. Ohne Zweifel geschah es nicht selten, daß Samuel auf seinen Reisen nicht nur an den bestimmten heiligen Orten Bethel, Gilgal und Mizpa, sondern auch sonst öffentliche Gottesdienste oder Opferfeste veranstaltete, so daß für Isai sein Erscheinen in Bethlehem zu diesem Zwecke nichts Auffallendes hatte. Von der Uebertragung des Königthums an David sollte er vor der Hand noch nichts erwähnen. — Auch nicht ein Schein von Unwahrheit ruht auf dem Worte: Ich bin gekommen u. s. w. Wie Sauls Salbung (10, 16) verschwiegen blieb, so sollte auch Davids Salbung nach dem heiligen Willen Gottes noch ein Geheimniß bleiben. Samuel sollte dieses Geheimniß bewahren. Die Verbergung desselben hinter dem Opferakt war keine Lüge. — Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Unwahrheit, da man sagt, was falsch ist, und einer Verschwiegenheit, wenn man damit, was Anderen zu wissen nicht nöthig ist, vorsichtig an sich hält (Kap. 10, 15. 16). Hätte Samuel die Salbung Davids zum König über Israel öffentlich vollzogen, so hätte er damit unfehlbar einen Bürgerkrieg hervorgerufen. Ein solcher lag aber nicht in der Absicht Gottes. Daher mußte die Salbung Davids oder wenigstens die Bedeutung dieser Salbung geheim gehalten werden.

b) Des Herrn Wahl. V. 4—12. **V. 4:** Samuel that u. s. w. Vor dem strikten Gehorsam, der sich unter den Willen des Herrn beugte, schwand die trübe Gemüthsstimmung, die in Gottes Wege sich nicht finden konnte. Da entsetzten sich die Aeltesten. Wenn Samuel auch nicht mehr das Richteramt förmlich bekleidete, so erschien er doch noch in ähnlicher Weise wie früher, wo er richtend das Land durchzog, hie und da, um unvermuthet Visitation zu halten und sein Wächteramt als Prophet zu üben. Vorwiegend war es ihm dabei um ernste Rüge und Abstellung des Bösen, das er fand, zu thun. Hierauf bezieht sich das erschrockene Gebahren der Aeltesten und die ängstliche Frage: Ist's Friede, daß du kommst?

V. 5: Samuel beruhigt die Aeltesten, indem er die Veranstaltung einer Opferfeier als den Zweck seines Kommens angiebt, und zugleich die Aeltesten und das Volk von Bethlehem auffordert, sich zu heiligen — durch Waschungen und Anlegung reiner Kleider, wodurch sinnbildlich die Reinigung der Seele für den Verkehr mit Gott bezeichnet wurde (2 Mos. 19, 10. 22) — um an der Opferfeier theilnehmen zu können. Isai aber und seine Söhne heiligte er selbst, d. h. er ermahnte sie besonders, sich zu heiligen, und lud sie ein, die Opfermahlzeit mit ihm zu genießen. Isai und seine Söhne waren es ja vornehmlich, denen das Opferfest galt.

V. 6. 7: Als nun die Söhne Isai's zur Opfermahlzeit kamen, sahe Samuel den Eliab an, und gedachte, er möchte der Gesalbte des Herrn sein. Der Herr aber belehrt ihn in seinem Innern durch den h. Geist über ein Zweifaches: 1) daß er sich nicht durch den Eindruck der imponirenden äußeren Erscheinung Eliabs bestimmen lassen dürfe; und zwar darum nicht, weil der Herr 2) nicht nach der Menschen Weise urtheilt. Denn ein Mensch siehet, was vor Augen ist u. s. w. In diesen Worten liegt eine leise Anspielung auf Saul; denn was ihn dem Volke besonders empfahl, war eben seine äußere Gestalt (9, 2). Gott urtheilt anders. Nicht die äußere Erscheinung, sondern der im Innern des Menschen, im Herzen, verborgene Werth, die fromme Gesinnung ist's, was den Ausschlag giebt bei dem, der Herzen und Nieren prüft. Wollen wir die Menschen recht beurtheilen, so müssen auch wir mehr und mehr lernen, sie nicht nach dem Ansehen, sondern nach der Beschaffenheit ihrer Herzen zu taxiren. —

Giebt das Herz den Ausschlag bei Gott, so muß es unsere erste Sorge sein, daß die Beschaffenheit unseres Herzens eine gottgefällige sei. Eine solche Herzensbeschaffenheit können wir uns aber nicht selbst geben; sie muß erbeten sein.

V. 8—10: Da rief Isai den Abinadab. Hiernach scheint Samuel dem Isai mitgetheilt zu haben, daß er von Gott beauftragt sei, einen seiner Söhne zu salben, woraus jedoch nicht geschlossen werden darf, daß er ihn auch über die Bedeutung dieser Salbung unterrichtet habe, was jedenfalls nicht der Fall war. Wie bei Eliab, so erhält Samuel auch bei Abinadab und Samma und den übrigen vier Brüdern Davids, welche Isai der Reihe nach an ihm vorübergehen läßt, eine abschlägige Antwort von dem Herrn. Nachdem auch der siebente vorübergegangen, spricht Samuel zu Isai: Der Herr hat derer keinen erwählet. Dieses Wort, welches sich ja auch auf eine Erwählung zum prophetischen Berufe beziehen konnte, war in dieser Unbestimmtheit ein Räthsel, dessen Lösung dem Isai erst aus der nachfolgenden Geschichte seines jüngsten Sohnes sich ergeben sollte. — Gott weiß die Geduld der Gläubigen oft lange zu prüfen zu ihrem Besten, daß er sie in ihrem Glauben befestige.

V. 11: Es ist noch übrig der kleinste. Nach der gewöhnlichen Annahme war David (deutsch: der Geliebte) damals etwa 20 Jahre alt. Er hütet der Schafe. Offenbar dachte Isai gar nicht daran, daß David der vom Herrn Erwählte sein könnte, und ließ ihn daher bei den Schafen zurück, während er selbst mit seinen übrigen Söhnen sich zu Samuel begab. Aber eben dadurch wurde unter der Leitung der göttlichen Vorsehung offenbar, daß die Erwählung Davids nicht Samuels oder Isai's, sondern Gottes Werk sei. Samuel heißt nun den Isai, seinen Jüngsten herbeirufen, indem er erklärt: wir werden uns nicht setzen, nämlich zum Opfermahl, bis er hieher komme.

V. 12: Er war bräunlich, nach dem Grundtext: röthlich. Der Ausdruck ist ohne Zweifel nicht von der Haut, sondern von der Farbe des Haares zu verstehen. David hatte rothblondes Haar, was in südlichen Ländern, wo es selten ist, für eine große Schönheit gilt. Mit schönen Augen und guter Gestalt. Es fehlte also auch dem David nicht an körperlichen Vorzügen, auch er war ein schöner Mann, wie sein Bruder Eliab; aber das war's nicht, was ihn zum Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens machte. Er vereinigte mit seinen körperlichen Vorzügen den Adel der Seele, die gottgefällige Gesinnung, und diese allein befähigte ihn, Träger des messianischen Königthums zu werden. Gott siehet das Herz an.

c) Des Herrn Gesalbter. **V. 13:** Als Samuel den David erblickte, sprach der Herr: Auf und salbe ihn. Durch die innere Stimme des Geistes ist Samuel allen Zweifeln enthoben. Seiner Sache gewiß, vollzieht er die Salbung an David unter seinen Brüdern. Die Bedeutung dieser Salbung war nicht nur dem Isai und seinen übrigen Söhnen, sondern wohl auch dem David selbst vor der Hand noch dunkel. Die Salbung war ein Sinnbild der Mittheilung des göttlichen Geistes an den Gesalbten. Diese Mittheilung des Geistes fand denn auch bei David alsbald statt: Der Geist des Herrn kam auf David. Dies konnte nur geschehen, weil bei David der sittlich-religiöse Herzenszustand, welchen diese Geistesmittheilung voraussetzt, bereits vorhanden war. Ein Zeugniß hierfür bildet der 23ste Psalm, welcher aus der Zeit seines Hirtenlebens stammt. Es dauerte freilich noch lange (etwa 10 Jahre), ehe David das Amt antrat, für welches ihm hier die Gaben verliehen wurden. Aber das ist eben das Neue und Eigenthümliche in Davids Königthum, daß es einen rein innerlichen Ursprung hat, und alle königlichen Gaben erst in der Niedrigkeit und im Kampfe bis zum Erliegen siegreich sich entwickeln mußten, bis er die Herrschaft im Volke empfing. Auch hierin ist David ein Vorbild seines Sohnes (Christi), dessen Reich nicht von dieser Welt war. — Der beste Beweis unserer Erwählung zum Reiche Gottes ist unsere Versiegelung mit dem heil. Geist und die Erfahrung seines Gnadenwerks in unseren Herzen.

Aus der Geschichte der Erwählung Davids lernen wir: 1) der Herr erwählt nicht diejenigen, welche durch besondere Gaben der Natur vor Anderen ausgezeichnet sind, sondern er erwählt 2) diejenigen, welche das größere oder geringere Maß der Gnade Gottes, das ihnen angeboten ist, mit Treue benützen, 3) diejenigen, welche diese Treue durch lauteren Eifer und Gehorsam in der ihnen anvertrauten Arbeit beweisen und endlich 4) diejenigen, welche auch nach etwaigem Gelingen der Arbeit sich nicht ruhmredig hervordrängen, sondern in Demuth und stiller Zurückgezogenheit bleiben, bis der Herr sie hervorzieht.

Samuel ging nach Rama zurück. Daß David mit ihm (vielleicht auch mit der dortigen Prophetenschule) in stetem Verkehr stand, ist nach der folgenden Geschichte nicht zweifelhaft (vgl. Kap. 19, 20ff.). In dieser Verbindung mit dem Propheten ward ihm die Kunde von der hohen Bedeutung seiner Salbung, und unter der fortschreitenden Erleuchtung seines inneren Lebens durch den heil. Geist empfing er die Erkenntniß von den Aufgaben seines königlichen Berufs und die Ausrüstung zu demselben.

Sonntag, den 25. Nov. 1 Sam. 17, 38—51.

David und Goliath.

1. Zeit: 1063 v. Chr.

2. Ort: 1) Das Lager der Philister bei Socho (jetzt Shuweikeh) in der Ebene Juda, etwa 4 deutsche Meilen südwestlich von Jerusalem und 3 deutsche Meilen südwestlich von Bethlehem. 2) Das Lager der Israeliten: der Eichgrund (hebr. Thal der Terebinten) nordöstlich von Socho, eine Thalebene im Wady Sur.

3. Zusammenhang: Die scheinbare Bekehrung Sauls (Kap. 15, 24) war nur eine vorübergehende Regung des Gefühls gewesen. Durch muthwilliges Sündigen hatte er den Geist des Herrn aus seinem Herzen verscheucht; nun sandte ihm Gott zur Strafe einen bösen Geist, der ihn gewaltig schreckte und ängstigte. Seine Knechte riethen ihm, durch Saitenspiel die finstere Macht zu bannen. So

wurde David, der ein ausgezeichneter Saitenspieler war, an den königlichen Hof gebracht. Später scheint der böse Geist wieder auf längere Zeit von Saul gewichen zu sein; wenigstens finden wir David Kap. 17, 15 wieder zu Hause bei seiner Hirtenbeschäftigung. Isai ist inzwischen alt geworden (17, 12) und David in das spätere Jugendalter eingetreten. Da bricht von neuem ein Krieg mit den Philistern aus. Der Riese Goliath aus Gath spricht dem Heere Israels öffentlich Hohn. Niemand wagt es, seiner Herausforderung zu folgen, bis David, der von seinem Vater zu seinen Brüdern ins Heer geschickt worden war, davon hört und sich voll lebendigen Gottvertrauens entschließt, den Kampf mit dem gefürchteten Riesen aufzunehmen. Vor Saul geführt, theilt er diesem seinen Vorsatz mit. Des Königs Bedenken überwindet er durch den Hinweis auf den Schutz und Beistand seines Gottes, der ihm in seinem Hirtenberuf den Sieg über Löwen und Bären verliehen habe und ihn gewiß auch aus der Hand dieses Philisters erretten werde.

4. Wort- und Sacherklärung: Zur Zeit der Eroberung Kanaans durch Josua begegnen uns unter den Bewohnern des gelobten Landes verschiedene Riesengeschlechter, die den gemeinsamen Namen der Rephaim, im Westjordanland vorzugsweise der Enakim führten. Zu diesen Riesen gehörte unter anderen auch Og, der König zu Basan (5 Mos. 3, 11; Jos. 12, 4). Ueber die Herkunft dieser Stämme bestehen dreierlei Ansichten: 1) Sie seien Zweige des kanaanitischen, insbesondere amoritischen Hauptstammes. 2) Die meisten neueren Forscher halten sie für vorkanaanitische Ureinwohner, welche sich allmälig mit den eingewanderten Kanaanitern, Phöniziern und Philistern auf friedliche Weise vermischten, aber zur Zeit Josua's und auch später noch in einzelnen Geschlechtern fortexistirten. 3) Zu dieser Annahme fügen einige bedeutende Autoritäten noch hinzu, daß die Rephaim, wie die Amalekiter, Amoriter und die egyptischen Hyksos zu dem semitischen Stamme Lud gehört haben, und schon in vorhistorischen Zeiten nach Kanaan eingewandert seien. Diese letztere Annahme ist freilich nirgends geschichtlich bezeugt, erklärt aber die semitische Sprache der Kanaaniter (Hamiten), welche sonst schwer zu erklären ist, und hat daher viel für sich. Die Größe dieser Riesen war außerordentlich, aber doch nicht so ungeheuer, wie dieselbe von den Juden in ihren talmudischen Phantasien dargestellt wird. Goliath war nach V. 4 sechs Ellen und eine Spanne hoch, was nach den besten Autoritäten soviel wie 9 Fuß 1 Zoll unseres Maßes ist. Beispiele von solcher Körperlänge sind im Alterthum und in neuerer Zeit keineswegs unerhört. Die Skelette des Pusio und der Secundilla, über welche Plinius berichtet, waren noch einen Zoll länger. Uebrigens scheinen Riesen im Alterthum häufiger gewesen zu sein, als heute. Nicht nur die heil. Schrift weiß von Riesengeschlechtern, auch durch die Sagen aller alten Völker zieht sich die Erinnerung an dieselben hindurch.

5. Zur Erklärung und Erbauung:

a) Die Waffen. V. 38—40. **V. 38:** Um David in den Stand zu setzen, den gewaltigen Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, legt Saul ihm seine eigene Waffenrüstung an, wenig ahnend, daß der, dem er jetzt seinen Helm aufs Haupt setzte, bald seine Krone erben werde.

V. 39: Daß David Sauls Rüstung anlegt, beweist, daß er ungefähr dieselbe Statur mit ihm hatte. Daß er darin nicht gehen kann, wird von David selbst nicht damit begründet, daß sie ihm zu groß sei, sondern daß er nicht daran gewöhnt sei, sich in solcher Rüstung zu bewegen. Er erkennt, daß sie ihm im Kampfe nur hinderlich sein würde, und legt sie ab.

V. 40: Sodann zieht er zum nicht geringen Erstaunen Aller statt des schweren Waffenschmuckes wiederum sein leichtes Schäfergewand an und greift zu seiner Hirtenausrüstung, die in nichts weiter besteht, als in seinem Stab und seiner Schleuder. Letztere war den Hirten eben so nöthig, wie jener, um die wilden Thiere aus der Ferne abzuhalten. Im Gebrauch derselben mußte David also wohl geübt und gewandt sein. (Vgl. ein Beispiel der Schleuderkunst Richt. 20, 16.) So ging David auf den Philister zu. Aber was vermochte er mit Stock und Schleuder gegen den gepanzerten und mit Schwert und Speer bewaffneten Riesen? Menschlich betrachtet ging der muthige Jüngling dem sicheren Tode entgegen. Aber David geht nicht im Vertrauen auf menschliche Kraft und Kunst, sondern im Vertrauen auf den Herrn. Gottes Macht und Stärke bedarf keiner menschlichen Mittel; sie ist sich selbst genug, und braucht sich nicht anderswoher etwas zu borgen. Im Vertrauen auf diese Gottesmacht schreitet David, nachdem er fünf glatte Kiesel aus dem Bette eines den Eichgrund durchschneidenden Baches aufgegriffen und in seine Tasche geborgen, unter dem Gespötte der Einen und unter der gespannten Erwartung der Anderen dem Philister entgegen.

Geistliche Nachbilder dieses Heldenganges hat die Geschichte manche aufzuweisen. Man denke nur an Luther, der trotz der Bedenken ängstlicher Stubengelehrter die schwere Waffenrüstung scholastischer Schulweisheit von sich warf, und frei hervortretend mit den fünf Hauptstücken seines Katechismus den Riesen zu Rom siegreich darniederstreckte. — Der Kampf Davids mit Goliath ist fast in allen Zügen ein treffendes Bild des Kampfes, welchen sowohl Christus als auch jeder einzelne Christ mit dem Satan, sowie des Kampfes, welchen die Kirche mit dem Reiche des Satans zu kämpfen hat.

b) Das Zusammentreffen. V. 41—47.

V. 41—44: Während sich David dem Goliath nähert, betrachtet dieser seinen Gegner genauer, und sein Blick wird dabei ein verächtlicher, weil er in David keinen kriegerischen Helden, sondern nur einen von Ansehen lieblichen Jüngling erblickt. Diesem Hirten gegenüber glaubt er sich seines Erfolges sicher. — Selbstüberhebung und sorglose Sicherheit sind oft die Vorzeichen des nahen Falls. Und der Philister sprach zu David. Zwiegespräche vor einem Zweikampf waren, wie das Beispiel der homerischen Helden zeigt, im Alterthum sehr gewöhnlich. Den Inhalt dieser Zwiegespräche bildeten meistens Lobreden auf die eigene Person oder Schmähungen des Gegners. Bin ich denn ein Hund? Goliath fühlt sich beleidigt, daß ihm David mit einem Stocke entgegentritt, mit dem man nicht Menschen, sondern Thiere be-

handelt. Und fluchte dem David bei seinem Gott. Der Kampf der Israeliten mit den Philistern ist nicht nur ein Kampf zwischen diesen Völkern, sondern zugleich auch ein Kampf Jehovahs gegen die Götzen der Philister. Darum fluchte Goliath dem David „bei“ oder besser „in seinem Gott“, d. h. indem er seinen Gott verhöhnte, um David um so tiefer zu verletzen.

V. 45—48: Davids Antwort auf Goliaths Schmähungen enthält folgende Hauptgedanken: 1) Zunächst hebt David den Gegensatz hervor zwischen seinem Standpunkt und dem Standpunkt Goliaths (und somit auch zwischen dem Standpunkt der Israeliten und dem der Philister): Du kommst zu mir, auf deine eigene Kraft fußend u.s.w., ich dagegen komme zu dir im Namen des Herrn. Der „Name des Herrn“ ist dem David der Inbegriff aller Offenbarungen, durch welche der lebendige Gott sich seinem Volke zu erkennen gegeben hat. Unter den verschiedenen Ausdrücken, durch welche das Wesen Gottes bezeichnet wird, gebraucht David hier, der Situation entsprechend, denjenigen, welcher ihn in Bezug auf seine Herrschermacht darstellt: Herr Zebaoth, d. h. Herr der himmlischen Heerschaaren. 2) Sodann spricht David die gewisse Zuversicht aus, daß der Herr ihm den Sieg verleihen werde (V. 46). Triumphirender Heldenmuth schon vor dem Siege und demüthiges Sichbeugen vor dem Herrn, als dem, der den Sieg verleiht, sind hier bei David verbunden. 3) Ferner spricht er die Hoffnung aus, daß durch die Hilfe, welche Gott der Herr seinem Volke in diesem Siege verleihe, alle Welt zu der Erkenntniß kommen werde, daß Israel einen Gott habe, der sich seines Volkes annimmt, und 4) daß Israel selbst durch diesen Sieg erkennen werde, daß der Herr nicht der äußeren Mittel, des Schwertes und Spießes, zu seiner Hilfe bedürfe, und daß er selbst es sei, der die Feinde in seines Volkes Hände gebe. — Die Demuth, der Glaube und die Frömmigkeit, welche die Rede Davids athmet, bilden einen schönen Gegensatz zu dem frechen Uebermuth des Philisters. Aber eben in dieser Demuth, die nichts von der eigenen Kraft und alles von dem Herrn erwartet, liegt die wahre Stärke. Vgl. 2 Kor. 12, 7—10.

c) Der Sieg. V. 48—51. **V. 48. 49:** Kaum hat David ausgeredet, als der Philister zum Kampf gegen ihn vorrückt. Nun eilt auch David voll Kampfbegierde auf ihn zu. Der unerschrockene Muth Davids tritt besonders hervor durch die Bemerkung, daß er „vom Zeuge“, richtiger: „auf das Zeug (oder die Schlachtordnung) der Philister zu“ dem Goliath entgegen lief. Im Laufe nimmt er einen Schleuderstein aus der Tasche, und ehe der Riese Zeit findet, zum Wurf mit dem Speere auszuholen, trifft der Stein von Davids Schleuder seine Stirne, die er vielleicht aus Geringschätzung des Gegners unbedeckt gelassen, er wankt und stürzt mit schauerlichem Todesstöhnen zusammen. Wie leicht hätte David fehlen können! Aber Gottes Vorsehung lenkte den Flug des Steines, und gab ihm solche Kraft, daß er tief in das Haupt Goliaths drang. Wie gebrechlich ist der Mensch, und wie leicht kann ein scheinbar geringer Umstand auch dem kräftigsten Leben ein Ende machen! Der Starke rühme sich nicht seiner Stärke! Gott widerstehet den Hoffährtigen und macht zu Schanden, die ihn und sein Volk verachten.

V. 50: Also überwand David den Philister. Etwas Großes für das Reich Gottes im Kampfe wider die Welt kann nur derjenige ausrichten, welcher wie David 1) sich selbst bekämpft und überwindet, Unrecht und Verläumdung mit Geduld trägt und nicht Böses mit Bösem vergilt; 2) von heiligem Zorn wider alle Sünde und Gottlosigkeit und von heiliger Begeisterung für die Ehre des Herrn erfüllt ist; 3) den Sieg im Kampfe nicht von eigener Kraft erwartet, sondern allein auf den Herrn sein Vertrauen setzt.

V. 51: Goliath war wahrscheinlich noch nicht völlig todt, daher hieb ihm David noch — und zwar mit seinem eigenen Schwert — den Kopf ab. Davids Sieg über Goliath ist ein Vorbild auf den Sieg Christi, des Sohnes Davids, über den Satan und alle Mächte der Finsterniß, sowie auf den Sieg, welchen auch wir durch Christum über alle unsere Feinde erlangen sollen. Die Philister ergriffen nach dem Falle Goliaths erschrocken die Flucht. Dadurch brachen sie den Vertrag (V. 9), nach welchem sie verpflichtet waren, jetzt vor Israel die Waffen zu strecken und sich der Obmacht der Sieger zu unterwerfen. Darum geschah es mit gutem Rechte, daß diese den Flüchtlingen bis nach Ekron nachsetzten, viele auf dem Rückzuge niederschlugen und sich ihres Lagers als guter Beute bemächtigten.

Chronik der Gegenwart.

Ein guter Zustand der Dinge herrscht trotz allem Klagen und Wimmern in unsern Ver. Staaten. Das geht aus dem Berichte des statistischen Büreaus hervor. Dem zufolge hat der Werth der von den Ver. Staaten ausgeführten Handelsartikel den der Einfuhr um mehr als hundert Millionen Dollars überstiegen. Das heißt in der Handelssprache: Die Handelsbilanz steht um rund hundert Millionen Dollars zu Gunsten der Ver. Staaten, oder mit noch anderen Worten ausgedrückt: um die gegenseitige Rechnung auszugleichen, muß das Ausland den Ver. Staaten mehr als 100 Millionen Dollars in Gold herauszahlen.

Dies ist ein sehr erfreulicher Zustand der Dinge. Ein Land, welches, nachdem es alle seine Bedürfnisse vom Auslande gekauft hat, noch 100 Millionen baares Geld herausbekommt, muß sich in einem Zustande großer Blüthe befinden. Im vergangenen Jahre profitirten wir bei Abschluß der Handelsbilanz nur wenig über 25 Millionen; heute sind es



mehr als 100 Millionen. Das ist doch erfreulich! — Freilich sind es unsere Ackerprodukte, welche uns diesen Ueberschuß verschaffen. Aber wir sind froh und dankbar für diese Produkte, welche uns solche Bilanz verschaffen.

In Deutschland war die Luther-Feier zu Wittenberg das interessanteste Ereigniß des Monats. Sie bildete gewissermaßen den Mittelpunkt der zu Ehren des Luther-Jubiläums veranstalteten populären Festlichkeiten, während die wirkliche Geburtsfeier des Reformators im November eine mehr kirchliche sein wird. Der Kaiser erließ eine Cabinetsordre, worin er als oberster Bischof der evangelischen Kirche ein warmes Interesse für die Feier an den Tag legte, und den Kronprinzen mit seiner Vertretung bei derselben beauftragte. Die Stadt Wittenberg hatte sich aufs Reichste geschmückt, und wohl an 50,000 Gäste, worunter mehr als 2000 Geistliche, in ihren Mauern versammelt. Der Kronprinz, welcher in Begleitung des Prinzen Albrecht und des Kultusministers von Goßler eintraf, wohnte sofort dem Fest-Gottesdienst bei, und begab sich dann in die Schloßkirche, wo er einen prächtigen Lorbeer-Kranz auf Luther's Grab legte. Die Haupt-Feier fand darauf in dem renovirten Saale des alten Universitätsgebäudes statt, in welchem Luther seine Vorlesungen zu halten pflegte. Die Luther-Halle wurde durch eine Rede des Kronprinzen eröffnet. Er schloß mit den Worten: „Mag dieser Luther-Tag dazu beitragen, die protestantische Gesinnung zu stärken, die deutsche evangelische Kirche vor Uneinigkeit zu bewahren und den Grund zum ewigen Frieden zu legen.“ Später wurden verschiedene Vorträge über Luthers Leben und Wirken gehalten, und am Abend fanden Bankette und sonstige Festlichkeiten statt. Jedes Haus der Stadt war illuminirt und dekorirt. Große Volksmassen zogen durch die Straßen und sangen Luther'sche Lieder, namentlich den Choral: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Das warme Interesse, welches der Kaiser und der Kronprinz an der Feier genommen, hat im ganzen protestantischen Deutschland einen sehr günstigen Eindruck gemacht.

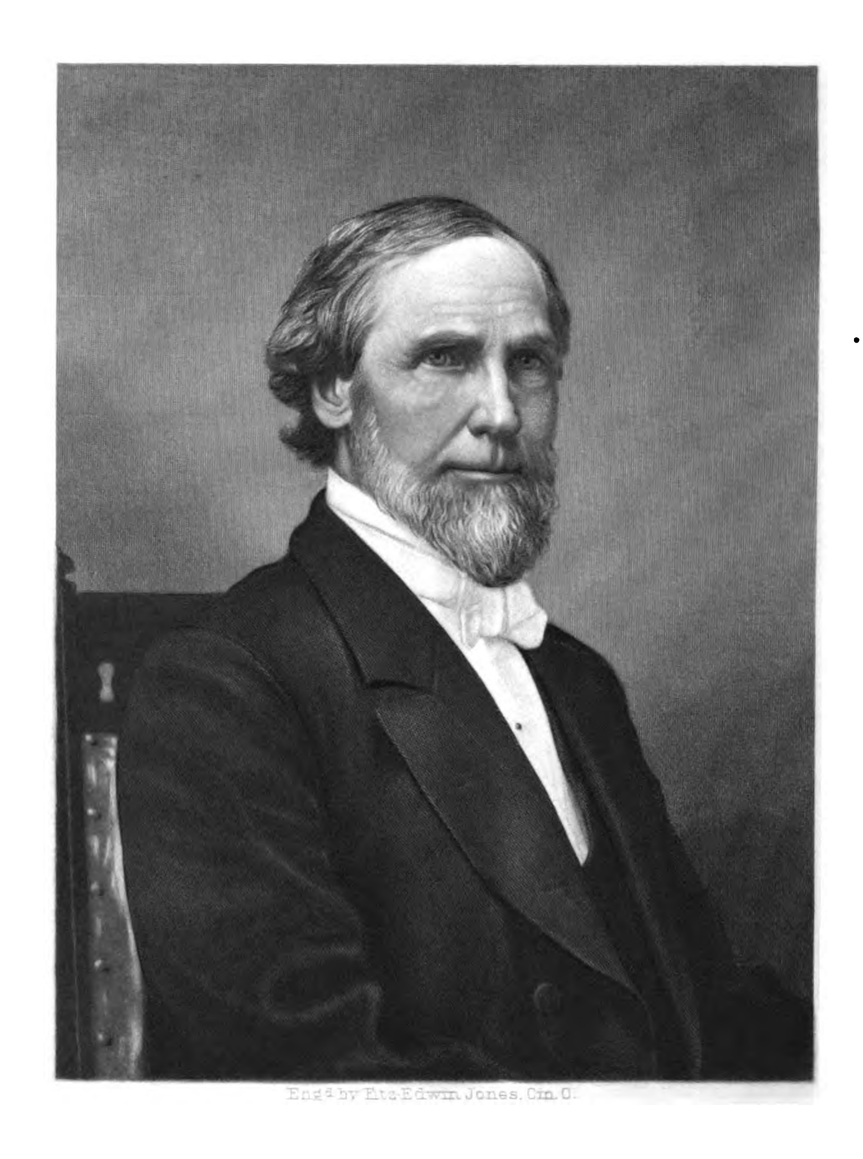
Ein Franzose über Amerika. Graf Gabriel d'Haussonville, einer der französischen Ehrengäste, die im Jahre 1881, zusammen mit den sieben Steuben, zur hundertjährigen Feier des Sieges von Yorktown von den Vereinigten Staaten eingeladen waren, hat in einem eben erschienenen Buche "A Travers les Etats Unis" seine hiesigen Reiseeindrücke und Beobachtungen niedergelegt, aus denen wir einiges mittheilen.

Er beweist sich im Allgemeinen als ziemlich scharfer Beobachter, obwohl in seinem Bericht manche Schnitzer vorkommen. — Wie den meisten europäischen Besuchern nöthigt auch ihm die Organisation der hiesigen Feuerwehr große Bewunderung ab. Er hat die Leistungsfähigkeit derselben mit eigenen Augen zu beobachten Gelegenheit gehabt, und deren großartige Apparate auf der, zu jener Zeit speziell für diese Branche veranstalteten Ausstellung kennen gelernt. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß die Vorkehrungen zur Bekämpfung eines ausgebrochenen Schadenfeuers in Amerika selbst in Städten vierten Ranges weitgehender und zweckentsprechender seien, als in der französischen Weltstadt.

Bei einer den Festgästen zu Ehren arrangirten Rundfahrt gelangt der Autor auch nach Baltimore und besucht hier die Offizin einer größeren Zeitung, „The Baltimore American“. Das giebt ihm Veranlassung, sich über die amerikanische Presse überhaupt auszusprechen. Er findet dieselbe der französischen überlegen, ernster redigirt, inhaltreicher und politisch zugespitzter, im Tone freilich weniger glatt und höflich, vielmehr oft recht ungenirt, stark persönlich und injuriös; allein sie hüte sich doch vor Angriffen auf Männer oder gar Frauen, die nicht selbst herausfordernde Ursache dazu geben, sie mache die Skandalosa nicht zur Hauptsache, wie dies vielfach die französische Presse thue und stehe im Punkte der Moral decenter da als diese, während auch zugleich die Mehrzahl der Leser in diesem Punkte strenger sei als in Frankreich.

Zum Schluß sei hier noch das Resume seiner Beobachtungen kurz wiedergegeben. Er sagt: „Meiner Ansicht nach kann man die Vereinigten Staaten nicht bereist haben, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man sich unter einem außerordentlich kräftigen, gerechten und von Jugend und Schaffenslust durchdrungenen Volke bewegt. Wer von einem Niedergang dieser Staaten spricht, hat niemals einen Fuß dahin gesetzt, und wenn doch, so geschah es mit Voreingenommenheit, was ganz dasselbe ist. Die Zukunft dieses Landes in landwirthschaftlicher wie industrieller Hinsicht ist unermeßlich. Wenn einem lebenskräftigen, arbeitsamen und erwerbslustigen Volke die Natur, wie hier, anscheinend unerschöpfliche Hilfsquellen bietet, wenn fort und fort frisches Blut in seine Adern sich ergießt, und wenn die einzige Schwierigkeit, die seine Entwickelung verzögert, nur in dem Mißverhältniß seiner kolossalen Länderstrecken und seiner Bevölkerungszahl besteht, so kann man ihm gewiß nur die allerglücklichste Zukunft prophezeien.“

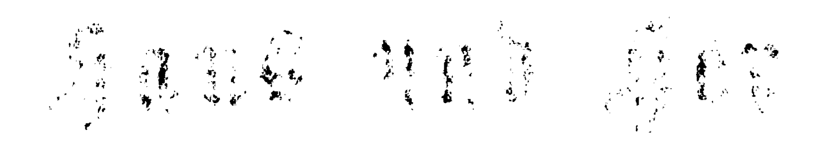
Die Nord-Pacific-Bahn ist also eröffnet. Manche sehen darin nur eine Eisenbahn-Spekulation, die der Bahn-König Villard ins Leben gerufen, um reich zu werden. An letzterem zweifeln wir keinen Augenblick, denn Niemand läßt sich in solche Spekulationen ein, um nichts dabei zu verdienen. Wie dem aber auch sei, und wie die Spekulation schließlich auch ausfallen mag — so öffnet die Nord-Pacific-Bahn ein ungeheures Gebiet der Vereinigten Staaten, was dem ganzen Volke, aber namentlich dem Nordwesten zu Gute kommen wird. Wer dies nicht glaubt, der gehe nur einmal nach St. Paul und Minneapolis und sehe, wie diese Städte seit Vervollständigung des nordwestlichen Eisenbahnnetzes zugenommen haben. In sechs Jahren sind sie dreimal so groß an Umfang und Einwohnerzahl geworden. Und zwar ist dieses Wachsthum namentlich in den letzten Jahren geschehen. Was auch immer diese Nord-Pacific für die Spekulanten thut oder nicht thut — für das Land ist sie ein Segen.



Eng^d by Ftz-Edwin Jones, Cin. O.

REV. I. W. WILEY, D.D.

Einer der [illegible] der Bischöflichen Methodisten Kirche



[illegible]

[illegible] Schmerz geläutert zu werden. Das Scheiden des Geliebten brachte ihm zum ersten Mal das Geheimniß des Todes nahe, und übte einen starken, für's ganze Leben dauernden Einfluß auf ihn aus. Von jetzt an ernster gestimmt, beschäftigte sich der Kleine

[illegible] und betete mit und [illegible] seiner Seele aufging [illegible] Gottes erwärmt ward. Ob dies das war, was man Bekehrung nennt, wußte er nicht, aber er wußte, und weiß heute, daß er Gott, dessen Volk und alle seine Werke liebte, und kann sich der Zeit nicht erinnern, da dies nicht der Fall war.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Elfter Band. Dezember 1883. Zwölftes Heft.

Rev. J. W. Wiley, LL. D.

Einer der Bischöfe der Bischöflichen Methodisten Kirche.

Editor.



Am 25. März 1825 erblickte in Lewiston, Mifflin Co., Pa., einem kleinen, an dem schönen Juniata Fluß in herrlicher Gebirgsgegend gelegenen Städtchen, ein Söhnchen des Fruchthändlers Wiley und seiner Ehegattin das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Isaak Wilhelm.

Dort, in Mitten jener malerischen Gebirgswelt, wuchs der Kleine auf, und schon in frühester Jugend wurde durch die ihn umgebende großartige Natur der Sinn für das Schöne und Erhabene im Knaben geweckt, durch welchen sich später der Mann so sehr auszeichnete.

Seine Eltern gehörten der protestantischen Episcopalkirche an, und obwohl die Methodisten schon im Jahre 1815 in Lewiston Fuß gefaßt hatten, waren sie während der ganzen Jugendzeit unseres Isaaks die Verachteten und die von vielen Seiten Gehaßten. Seine Mutter gehörte unter die ersten, welche durch die Methodisten zu Gott geführt wurden, und noch heute erinnert sich der gereifte Mann lebhaft daran, mit welcher Verachtung die einen und heftiger Feindschaft die andern während seiner Knabenzeit auf das kleine, am Ende des Ortes stehende backsteinerne Methodistenkirchlein schauten. Dorthin wanderte er ohne Zweifel oft an der Hand der innig frommen Mutter, während der Vater im Verbande der Episcopalkirche bis ein Jahr vor seinem Tode verblieb, zu welcher Zeit er auf einer von den Methodisten abgehaltenen Lagerversammlung gründliche Wiedergeburt erfuhr und im Triumph des Glaubens zur ewigen Heimath ging.

Dieser unersetzliche Verlust traf den kleinen Isaak im sechsten Jahr. Es war sein erster, großer Schmerz. Drei Jahre lang litt der Vater an einem durch einen Unglücksfall herbeigeführten Gebrechen, das ihn viel an's Haus fesselte. Der dem Vater mit glühender Kindesliebe ergebene Knabe leistete dem Leidenden oft Gesellschaft und erhielt damals schon eine Ahnung davon, was es heißt, in Leid und Schmerz geläutert zu werden. Das Scheiden des Geliebten brachte ihm zum ersten Mal das Geheimniß des Todes nahe, und übte einen starken, für's ganze Leben dauernden Einfluß auf ihn aus. Von jetzt an ernster gestimmt, beschäftigte sich der Kleine viel mit christlicher Wahrheit, und trat bald darauf in die Sonntagschule der Methodisten ein.

Hier schenkte ihm Gott eine ächt gottselige, geheiligte Frau als Lehrerin. Sie lebt heute noch, und obwohl sehr schwach und leidend, ist sie stets freudig in Gott, betet viel für den, der einst als kleiner, gelockter Knabe ihr Schüler im Backsteinkirchlein war, und sieht in lebendiger Hoffnung ihrem Herrn entgegen. Sechzig Jahre lang ist diese Mutter in Israel ein leuchtend christlich Vorbild gewesen, hat viele Seelen zum Herrn geführt und war ein reicher Segen für das ganze Städtchen.

Außer ihr lebten in Lewiston damals noch andere zur Methodistenkirche gehörende gottselige Frauen, und namentlich sind es sechs derselben, welche von Jedermann als brennende und scheinende Lichter bezeichnet wurden. Zu diesen gehörte die Mutter unseres Bischofs. Sie wurde achtzig Jahre alt und war über fünfzig Jahre Mitglied der Methodistenkirche.

Der kleine Isaak befand sich aber nicht bloß von frühester Jugend an unter ächt christlichem Einfluß, sondern sein Knabensinn wurde auch schon sehr frühe auf das Predigtamt gerichtet, und er kannte keine größere Freude, als wenn er seine Schwestern und andere Nachbarskinder um sich versammeln und einen Kindergottesdienst improvisiren konnte. Der geräumige Speicher des Hauses bot dazu prächtige Gelegenheit. Da wurde das eine Mal Bet-, das andere Mal Klaßversammlung gehalten, und das dritte Mal gepredigt. Ja, die kleine Schaar verstieg sich sogar dann und wann zur Einrichtung einer Miniatur-Lagerversammlung. Irgend ein Tuch oder eine Decke lieferte das Material zum „Zelt“, ein Schemel ward zum „Stand“ erhoben, auf den Bänken saß die Gemeinde und den „Stand“ nahm in ehrwürdigster Haltung unser Isaak ein.

In seinem zehnten Jahre führte ihn seine gute, gottselige Lehrerin zum Altar und betete mit und für ihn, bis ein neu Licht in seiner Seele aufging und sein Herz von der Liebe Gottes erwärmt ward. Ob dies das war, was man Bekehrung nennt, wußte er nicht, aber er wußte, und weiß heute, daß er Gott, dessen Volk und alle seine Werke liebte, und kann sich der Zeit nicht erinnern, da dies nicht der Fall war.

Dem Gebrauche gemäß trug man den Namen Isaak Wilhelm Wiley ins Register der kirchlichen Probemitglieder ein, woselbst derselbe vier Jahre lang hübsch stehen blieb, ohne daß Jemand weiter nach dem Namen oder dessen Eigenthümer gefragt hätte. In seinem vierzehnten Jahre besuchte Gott jene Gemeinde in einer andern Erweckung. Wieder lag Isaak am Altar und wiederum ward sein Name ins Proberegister eingetragen. Dabei blieb's aber auch, denn in jener alten guten Zeit bekümmerte man sich im ganzen wenig um das „Christenthum der Kinder", und nur mit Kopfschütteln und Zweifeln sah man auf die christliche Erfahrung der Kinder, und zwar nicht etwa blos von Seiten halbherziger Kirchenmitglieder, sondern auch von Seiten ernster Klassenführer. Wie dem aber auch sei — diesmal trat Isaak nach Ablauf der vorgeschriebenen sechs monatlichen Probezeit als Mitglied in den Kirchenverband ein.

Unterdessen waren auch die weltlichen Wissenschaften nicht versäumt worden. In einem kleinen Blockhäuschen führte ein armer, alter Krüppel, der jeden Tag die Lektion des kommenden sich selbst eifrig einbläute, und so als wissenschaftliches Licht glänzte, den schulmeisterlichen Stab. Das war der erste Herr Professor unseres jungen Studenten. Ein neues Thor der Wissenschaft ging in der Eröffnung der ersten Publikschule auf, und hier wurde in einem großen Backsteingebäude in Gemeinschaft von etwa 200 andern Knaben und Mädchen vier Jahre lang der Kampf mit des Wissens Mächten unter mancherlei Leid und Freud geführt. Darauf ging's zur Akademie, woselbst die Vorbereitung aufs College vorgenommen wurde, und zwar geschah all dies mit dem Ziel im Auge, ins Predigtamt zu treten, denn seit seinem 14. Jahre lebte die gründliche Ueberzeugung im Knaben, daß er sich dem heiligen Dienste zu widmen habe.

Daß ein Methodistenjunge die Akademie besuche, und später ins College eintreten wolle, das war zu damaliger Zeit in jener Gegend etwas unerhörtes; denn diese „Art Leute" gehörten der Volksmeinung nach nicht auf die hohe Schule; namentlich nicht, wenn sie nur Methodistenprediger werden wollten. Es war deßhalb nachgerade kein rosiger Pfad, den der „Methodisten Student und Prediger" in der Akademie zu wandeln hatte. Er kämpfte jedoch unter Anfechtung und Verachtung den guten Kampf, wuchs in der Gnade Gottes und stieg in der Achtung der Kirche in dem Grade, daß er schon im sechszehnten Jahr als Gehilfsklaßführer einem bewährten Christen und aus England eingewanderten Lokalprediger beigegeben wurde, von welchem er viel lernte. Im siebenzehnten Jahre erhält der junge Mann Ermahners-Licenz, im achtzehnten die Bescheinigung als Lokalprediger.

Wiederum sucht Gott der Herr im Winter 1842—43 jene Gegend mit einer tiefen weiter verbreiteten Erweckung heim. Das geringe Häuflein der Methodisten in Lewiston erhält einen Zuwachs von 300 bekehrten Seelen; alle andere Kirchengemeinschaften werden vom Ausguß des heiligen Geistes erfrischt, und Tausende zu Gott bekehrt. Da ist denn der junge Lokalprediger J. W. Wiley in seinem Element. Er verläßt zeitweilig die Schule und giebt sich gänzlich diesem Werke hin, indem er fast unausgesetzt ermahnt, predigt und Hausbesuche macht; eine Arbeit, die für einen 18jährigen Jüngling allzu aufreibend ist, und für welche er hohen Preis bezahlt. Als die Extra-Versammlungen im Frühjahr 1843 zum Schluß kamen, hat er sich ein hartnäckiges Halsleiden zugezogen, und bedauert den fast gänzlichen Verlust seiner sonst guten Stimme.

Sechsmonatlicher Aufenthalt in der Hochschule, die er wieder bezieht, bringt so wenig Besserung, daß Urtheilsfähige der Meinung sind, die Stimme werde nie wieder so erstarken, daß sie für die Predigt tauglich sei. Der Weg zur Kanzel schien versperrt zu sein und mit traurigem, vielgeprüftem Herzen übernimmt der Jüngling im Winter 1844 eine Schule, woselbst seine leidende Stimme auch mit der größten Anstrengung kaum ausreicht, und den Gedanken an's Predigtamt gewaltsam in den Hintergrund drängt. Darum wird im Frühjahr 1845 ein anderes Fach ergriffen — das Medicinische, welches Studium in dem kleinen Dorf Mifflin eifrig betrieben wird.

Dort kämpfte der Methodismus noch um seine Existenz. In einem kleinen halbzerfallenen Holzgebäude hielt die Handvoll Methodisten ihre Gottesdienste, und die ganze Schaar derselben bestand aus 13 Kirchenmitgliedern. Unter ihnen befand sich ein innig frommes in ernster Christenarbeit sich bethätigendes Mädchen mit süßer Stimme und einnehmendem Wesen — Franciska J. Martin. Im Herzen des jungen Mediciners sprach es — gefunden, und drei Jahre darauf wurde Franciska seine geliebte und liebende Gattin. Sie begleitete ihn später ins Missionsfeld nach China und dort, weit draußen im Heidenlande, wo sie 1853 zur Heimath ging, ruht ihre irdische Hülle bis zum Tage der glorreichen Auferstehung.

Als im Jahr 1846 das medicinische Doktor-Examen mit Auszeichnung bestanden war, hatte sich auch das Halsleiden derart gebessert, daß der junge Mediciner wiederum ein Jahr lang als Lokalprediger zu dienen vermochte.

Jetzt tritt auch wieder die alte Ueberzeugung, daß er sich dem Predigtamt zu widmen habe, in den Vordergrund. Seine Freunde sind getheilter Meinung. Die einen rathen, bei der Medicin zu verharren, die andern — und unter ihnen auch der bekannte pennsylvanisch-deutsche ehrwürdige excentrische Jakob Gruber drangen auf Eintritt ins Predigtamt. Aber ach — in damaliger alter guter Zeit bestand eine Schranke, welche selbst ein Gruber nicht hinwegcommandiren konnte. Unser junger Herr Doktor war am Vorabend zur Hochzeit mit Fräulein Martin angelangt; damals aber wurden verheirathete Prediger nicht auf Probe in die Conferenz aufgenommen. Der wackere Gruber meinte zwar, daß da bald geholfen sei, man müsse einfach die Heirath und die Medicin verabschieden und so eine Radikalkur bewerkstelligen. Das war aber dem Bräutigam denn doch etwas zu stark. Er verehelichte sich und ließ sich im westlichen Pennsylvanien als Doktor der Medicin nieder, wo es genug Arbeit gab und der junge Mediciner in sofern Erfolg hatte, als es ihm gelang, viele Kranken zu heilen. Aber financiell glückte es in West-Pennsylvanien nicht und außerdem verließ den Mediciner nie die Ueberzeugung, daß seine Lebensaufgabe in der Predigt des Evangeliums bestehe. Er wandte sich deßhalb nach

Berathschlagung mit Pastor und Vorst.-Aeltesten wiederum an die Conferenz, und wiederum ward geantwortet: „Kein Platz für verheirathete Prediger."

War das nicht ein Fingerzeig Gottes, daß nach allem doch die Medicin der richtige Lebensberuf sei? Als solcher wurde die Abweisung aufgefaßt, und wir finden den nachmaligen, auf der Kanzel so erfolgreichen Bischof auf der Reise nach Ost-Pennsylvanien, wo er sich eine gute Gegend zur Praxis ausgesucht, mit dem Gedanken, niemals mehr die Kanzel zu betreten. Der frühere Pastor war gebeten worden, in der kirchlichen Bescheinigung nur vom Gliederrecht und nichts vom Lokalprediger zu sagen. Daraus jedoch wurde nichts, obwohl kein anderer Schein acceptirt ward.

Kaum aber war der junge Arzt in Pottsville, Pa., ein wenig eingerichtet, so kam der dortige Methodistenprediger, Rev. J. B. Hogany, selbst ein reichbegabter Kanzelredner, ins Doktorstübchen und sagte, er habe von dem früheren Herrn Pastor, Rev. W. F. Lauk die Bescheinigung empfangen, daß der Ankömmling Mitglied der Kirche und Lokalprediger sei. Anfänglich wollte sich der junge Doktor dagegen sträuben, der zweite, ruhige Gedanke aber sagte ihm, daß diese Brüder weiser und besser handelten als er, und schon den folgenden Sonntag finden wir ihn auf der Kanzel zu Pottsville.

Drei Jahre erfolgreicher und einträglicher Praxis gingen durchs Land. Glücklich aber war unser Arzt nicht in der Ausübung seines Berufs, denn er ward mehr und mehr überzeugt, daß das Predigeramt seine Lebensaufgabe sei. Die Theologie interessirte ihn mehr als die Medizin; er predigte oft und war glücklicher auf der Kanzel als in seiner ärztlichen Arbeit. Auch sagten ihm seine Freunde beständig, er habe seinen Beruf verfehlt, so daß er im Frühjahr 1850 noch einmal darein willigte, bei der Philadelphia Conferenz unter der Bedingung gemeldet zu werden, daß es nur geschehe, wenn Aussicht für seine Aufnahme vorhanden sei.

Der betreffende Vorst.-Aelteste besprach sich mit Dr. Durbin, dem damaligen Sekretär der Missionsgesellschaft, welcher froh war, endlich den Mann gefunden zu haben, den er als „medicinischen Missionär" für China suchte.

Jetzt war die Bahn frei. Dr. Durbin schrieb an den jungen Arzt, welcher Brief auf ihn wie auf seine Gattin einen tiefen Eindruck machte. Beide erkannten in der ganzen Angelegenheit die Vorsehung Gottes, welche ihnen gerade den Beruf zuwies, nach welchem ihre Herzen verlangten.

Sie sind bereit zu gehen; Dr. Durbin kommt auf einen Besuch, bei welchem Alles arrangirt wird. Während des Sommers wird das Doktorgeschäft abgewickelt, Spätjahr und Winter aber dienen zu speziellen, in China zu verwerthenden medicinischen Studien. Im Spätjahr 1850 wird der junge Arzt officiell als Missionar installirt, in die Genessee Conferenz auf Probe zugelassen, nach der Philadelphia Conferenz transferirt, im März 1851 von Bischof Janes als Diakon und Aeltester ordinirt, und am 13. März desselben Jahres segelt das junge Paar in Gesellschaft mit Herrn Colder und Gattin und Fräulein Sealy gen China.

Es war eine lange Fahrt, die damals um das Cap der guten Hoffnung gemacht werden mußte, wenn man von Amerika aus China erreichen wollte. Drei Monate währte dieselbe, aber endlich erreichten die Missionare Hongkong nach 96tägiger Reise. Sodann ging's in einem leichtgebauten, kleinen portugiesischen Schiff acht Tage der Küste entlang nach dem endlichen Bestimmungsorte Foochow. Schifffahrten gehörten damals nicht zu den Lustreisen, weder auf dem Ocean noch an der Küste; aber unsere Reisenden fanden ihre Zufriedenheit und ihre Stärke in Gott.

Die China-Mission lag zu jener Zeit in der Kindheit. Sie war im eigentlichen Sinne des Wortes der erste Missionsversuch der Bisch. Methodisten-Kirche unter einem heidnischen Volk. Alles geschah versuchsweise, sowohl von der Missionsbehörde als auch von den Missionaren. Die Missionare Collins und White waren 1847 zur Aufsuchung des geeigneten Missionspostens vorausgegangen und hatten die 500 Meilen nördlich von Canton gelegene Stadt Foochow gewählt, wo soeben der amerikanische Board und die Missionsgesellschaft der englischen Episcopalkirche ihre Arbeit begonnen hatten. Die Außenwelt wußte gar wenig von Foochow und China überhaupt, die Chinesen aber noch weniger von der Außenwelt. Im Jahre 1848 waren die Missionare R. S. Maclay und Henry Hickok nach China gesegelt, und 1850 kehrten Collins und Hickok mit durch das Clima erschütterter Gesundheit wieder nach den Ver. Staaten, wo der Erstere bald darauf in seiner Heimath in Michigan starb.

Im Jahr 1851 standen in China die Missionare Maclay, White, Colder und Wiley mit ihren Gott geweihten Gattinnen. Maclay und White hatten gerade so viele Fortschritte gemacht, um sich den Eingeborenen ein wenig verständlich zu machen. Sonst mußte Alles von Grund aus gelernt und so zu sagen geschaffen werden. Die Missionare besaßen kein Heim; sie kannten weder das Volk, dessen Sprache noch dessen Gebräuche. Die Chinesen fürchteten und verachteten die Fremden und schmachteten noch unter den üblen Nachwirkungen des „Opium-Kriegs".

Von dieser Zeit an, sage 1850, darf der wirkliche Anfang der China-Mission der Bisch. Meth. Kirche datirt werden. Alle vorhergehenden Erfolge waren durch diesen Krieg vernichtet worden. Niemand in Foochow war der Sprache soweit mächtig, daß er sich getraut hätte, zum Volke zu predigen. Einige kleine Häuser waren für gottesdienstliche Zwecke gemiethet worden, und man hatte eine kleine Schule in Rev. Maclay's Heim eröffnet.

Alle Missionare wirkten fleißig, guten Grund zu legen, und hatten die Freude, ihre Arbeit von Gott gesegnet zu sehen. Da brach die große Tai Ping Rebellion aus und verheerte in schrecklichem Schlachten und fürchterlicher Zerstörung die gerade westlich von der Mission gelegenen Provinzen. Das Volk in Foochow knirschte förmlich vor Erregung und die Fremden zitterten für ihre Sicherheit; die Rebellen hatten zu einer Zeit im Norden der Stadt eine diese bedrohende Stellung eingenommen. Hunderte kopfloser Leichname schwammen den Fluß hinab und legten Zeugniß vom gräulichen Gemetzel ab, das nur wenige Meilen nördlich stattgefunden. Manche fürchteten für das Leben und Eigenthum der Missionare und riethen ihnen, in Hongkong

Sicherheit zu suchen. Maclay und Colder entschlossen sich zu gehen, während White mit seiner kranken Gattin vorausgeeilt war. J. W. Wiley blieb auf dem gefährlichen Posten.

Da harrten nun er und seine heroische Gattin in einer erregten heidnischen Bevölkerung, Aufruhr und Gemetzel in nächster Nähe, unter großen Prüfungen einen langen, heißen Sommer und ein langes, trauriges Spätjahr auf der Missionsstation aus. Eine Windsbraut stürmt der Küste entlang und richtet große Verwüstung an; eine Fluth folgt, welche die Vorstädte unter Wasser setzt. Eine Woche und länger können die Harrenden des wogenden Wassers wegen keinen Schritt über die Schwelle thun, und als die Fluth verlaufen, da bleibt Schmutz und Morast, wie sie nur in einer Chinesenstadt gefunden werden.

Die Gesundheit der treuen Gattin wankt; der Todeswurm nagt an derselben und im November scheidet sie vom geliebten Gatten und ihren Kindern. In rauhgezimmertem Sarg tragen umnachtete Heiden die Hülle der Getreuen auf den gebräuchlichen Bambusstangen hinaus auf einen Hügel der Vorstadt. Dort liegt sie begraben, wartend hervorzugehen in der Auferstehung als eine der Erlösten China's, und als ein Erstling derer, welche für die Christianisirung jenes Volkes ihr Leben opferten.

Jetzt stand der Mann mitten im Heidenland mit seinen zwei mutterlosen Kindlein allein. Länger konnte und durfte er nicht bleiben. Im Jahr 1854 kehrte er mit seinen Kleinen nach Amerika zurück.

Aber nicht, um nie wieder zu kommen. Gott der Herr hat ihm für seine Treue eine große Freude bescheert. Bischof Wiley zieht anno 1877 wiederum nach China, um in derselben Stadt, wo er so viel gewirkt und gelitten, eine jährliche Conferenz zu organisiren! Vor 23 Jahren hatte er Foochow mit gebrochenem Herzen und wenig Hoffnungen für's dortige Missionswerk verlassen. Und was findet er? Damals befand sich kein einziger Kaufmann in der Stadt, und der Handel wurde nur durch zwei Opiumschiffe vermittelt, — jetzt (1877) blüht eine große Handelskolonie. Damals — nicht eine Kirche, noch ein einziger eingeborner Christ; jetzt — drei große Kirchen der Bisch. Meth. Mission nebst den Gotteshäusern anderer. Damals — durften sich Europäer den Verträgen gemäß nicht über fünf Meilen über die Stadtgrenzen wagen; jetzt — reicht das Missionsgebiet 150 Meilen nach Norden und Westen, und 200 Meilen nach Süden und Osten. Zwischen 4- und 5,000 eingeborne Christen lebten damals in der Stadt und die Statistiken der Mission der Bisch. Meth. Kirche weisen (1877) folgende Zahlen auf: Prediger 35, eingeborene Gehilfen 72, Lokalprediger 60, Mitglieder 1,235, Probeglieder 776, Todesfälle 22, Kinder getauft 542, Erwachsene getauft 145 (in einem Jahr); Kirchen und Kapellen 60, Werth $10,190; Wohnungen für eingeborene Prediger 15, Werth $1,601; beigetragen zum Predigergehalt $621, für Kirchenbauten $1,024, für die Armen $98, für andere kirchliche Ausgaben $294.

Wir kehren nach Amerika zurück und finden den früheren Missionar bald nach seiner Ankunft als Pastor einer Gemeinde auf Staten Island bei New York, wohin er von Bischof Morris gesandt wurde. Im Jahr 1855 wurde der jetzige Bischof von der Philadelphia in die Newark Conferenz transferirt, und bediente in derselben 1857 u. 1858 die Gemeinden an der Halsey Straße in Newark, sowie die Trinity-Kirche zu New Jersey. Anno 1858 finden wir ihn als Principal des Pennington Seminars, in welcher Stellung er bis 1864 verblieb. Im Frühjahr dieses Jahres wurde er wieder als Pastor der Trinity-Kirche zu Jersey ernannt, begleitete aber das Amt nur bis zum Mai, in welchem Monat er von der General-Conferenz zum Redakteur des Ladies' Repository erwählt ward, in welcher Stellung er mit sehr bedeutendem Erfolg wirkte, bis die General-Conferenz des Jahres 1872 Rev. J. W. Wiley LL. D. zum Bischof erwählte.

Wir lernten ihn im Jahre 1865 als Editor des Ladies' Repository kennen, und erinnern uns noch wohl, mit welcher Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der damalige Redakteur den gerade angekommenen Hilfs-Editor des Apologeten in der weltbekannten dunkeln Amtsstube an der achten und Mainstraße zu Cincinnati begrüßte und mit welch gewinnender Leutseligkeit er Muth einsprach. Seitdem haben wir den Mann immer lieber gewonnen. Unermüdlich in seiner editoriellen Amtsthätigkeit hatte er immer ein freundliches Wort, war stets bereit Rath zu ertheilen und die kostbare Zeit für die, welche sich an ihn wendeten, zu gebrauchen. Und heute empfängt der Bischof mit derselben Herzlichkeit alle, Deutsche und Amerikaner, Schwarze und Weiße, die ihn „auf einen Augenblick“ zu sprechen wünschen, und giebt ihnen Auskunft. Ob die zu überwältigende Correspondenz beinahe berghoch angewachsen ist, oder irgend ein schwieriger Amtsfall Mühe macht, du gehst, mein lieber Leser, bei Bischof Wiley nie fehl und wirst immer nicht nur den herzlichen Willkomm eines christlichen Gentleman, sondern auch den werthvollen Rath eines erfahrungsreichen Mannes und durch und durch gebildeten Geistes erhalten.

Die Geistesbildung des Bischofs ist eine äußerst allseitige und abgerundete, so daß weder Lücken noch scharf ausgeprägte Ecken zu entdecken sind. Seine Ansichten und Grundsätze sind fest ausgebaut, sein Urtheil aber wird stets in maßvoller Sprache ausgedrückt. Im Conferenzsaal, wenn 100 bis 300 oft unruhige Geister zu leiten sind, geschieht von ihm nicht das, was man mit „Strängeanziehen“ bezeichnet. Ehe es sich aber der Sekretär recht versieht, findet er in seinem Protokoll, daß eine ganze Menge Geschäfte in größter Ruhe und mit richtigem Geschäftstakt abgewickelt sind. „Dieser Zugführer,“ sagte einmal ein wackerer Reiseprediger, „ist selbst so wohl geölt, daß man das Rollen der Maschine gar nicht hört.“

Als Redner steht Bischof Wiley in den vorderen Reihen der Kirche, und zwar nicht allein bezüglich der Kanzelberedtsamkeit, sondern betreffs Reden aller Art. Die Gedanken richtig und schön auszudrücken, das ist ihm so natürlich wie das Athmen. Und er hat Gedanken über alles. Wir haben ihn in Predigerversammlungen und bei andern Gelegenheiten über philosophische, theologische und praktische Themata gehört, auf deren Vorbereitung der Redner kaum ein Viertelstündchen zu verwenden hatte, und — immer bewunderten wir den Ideenreichthum, die Klarheit der

Darstellung und die wie ein unerschöpflicher Born fließende Sprache. Auf der Kanzel liebt es der Bischof oft die Argumente der Gegner genau fixirt darzustellen, wodurch gewöhnlich großes Interesse erregt wird. — Ist er aber einmal über den argumentativen Theil seiner Predigt hinaus und greift er in die Fülle des Themas hinein, so reißt seine pathetische, mit Salbung vom heiligen Geiste begleitete Beredtsamkeit die Versammelten hin und bewirkt oft bedeutende Resultate.

Als Schriftsteller hat Bischof Wiley eine fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Seine persönlichen Beiträge für's "Ladies' Repository" und "Golden Hours" würden mehrere große 12mo Bände füllen. Sein Werk über China und Japan ist weit berühmt. Außerdem hat er die beiden werthvollen Bücher "Fallen Missionaries of Foochow" und "Religion of the Family" geschrieben.

Der Leidenskelch ist unserm Bischof nicht erspart geblieben; er hat denselben vielmehr bis auf die Hefe gekostet. Er sah einer zweiten Gattin in's Grab; verlor durch einen Unglücksfall einen hoffnungsvollen Sohn und hat Schmerz und Gram aller Art erfahren. Jedoch — auch im allertiefsten Leid, oder bei persönlichen Körperschwächen finden wir dieselbe Leutseligkeit und dieselbe treue Pflichterfüllung. In letzterer hat er in den zwölf Jahren seines Bischofsamtes 185,000 Meilen weit gereist, die Missionen in China, Japan und Europa besucht, führte die Aufsicht über die Montana, Utah, China und Japan Mission, ordinirte 784 Diakone und 560 Aelteste, schrieb mehr als 15,000 amtliche Briefe, hat fort und fort gepredigt, Vorträge und Ansprachen gehalten und viele Kirchen eingeweiht.

Außerdem hat Bischof Wiley von Anfang an viel Zeit und Kraft der Gesellschaft für freigelassene Sklaven gewidmet, als deren Präsident er schon zwölf Jahre im Segen wirkt und in allen ihren Angelegenheiten ein persönliches Interesse nimmt.

Möge Gott der Herr seine Gesundheit stärken und ihn noch viele Jahre lang zum Segen der Kirche, zum Besten des Landes und zum Wohle der Menschheit wirken lassen.

* * *

Weßhalb ich diesen Lebenslauf erzählte?

Weil zum Ersten derselbe ein reicher und vielbewegter ist, aus welchem Jedermann Lehre und Segen schöpfen kann. Wenn man immer nur von den großen Todten redet, kommt die Welt am Ende auf die Meinung, namentlich die junge Welt, daß alle guten, tüchtigen Menschen im Himmel seien, die Erde aber den andern überlassen bleibe. Darum gilt es, manchmal auch das Lebensbild eines noch im Erdenthal Wallenden aufzurollen.

Zum Zweiten meine ich, daß solch ein Bild mich und die Brüder im Amte stärke. Wir lernen daraus, daß es nicht bloß wir sind, die große Bürden tragen, viel Arbeit haben, im Leide weinen, sondern daß die bedeutendsten Männer der Kirche, welche wir alle Tage beobachten können, es nicht besser haben.

Zum Dritten giebt es überall junge Männer, die es drängt, im Reiche Gottes als Prediger zu arbeiten, denen sich aber mancherlei Hindernisse entgegenstellen; denen sagt dieses Bild: Sei nur getreu und nicht ungestüm; wenn Gott dich brauchen kann, so fehlt es ihm an Mitteln und Wegen nicht. Er wird Alles herrlich hinausführen.

Waren die ersten deutsch-amerikanischen Pioniere gläubige Christen?

Editor.

Im Monat Oktober feierten in allen größeren Städten die Deutschen das 200jährige Jubiläum der Ankunft der ersten deutschen Pioniere in den Vereinigten Staaten. Waren schon früher einzelne Deutsche in der Neuen Welt gelandet und haben sich dieselben hier niedergelassen, so datirt sich die erste deutsche Colonie doch erst vom 6. Oktober 1683, an welchem Datum 13 deutsche Familien sich da niederließen, wo jetzt Germantown ganz nahe bei Philadelphia steht.

Daß ein solches Ereigniß mit großen Festlichkeiten begangen wurde, ist erfreulich und gereicht zur Ehre der Deutschen. Daß diese Feier aber überall ausschließlich in Händen außerkirchlicher deutscher Einwanderer lag, die den Glauben an die Wahrheiten der heil. Schrift längst zu den Kindermährchen zählen, das ist nicht so sehr erfreulich, denn diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die deutschen Festreden das Haupt-Characteristicum jener ersten deutschen Colonie fast gar nicht berührten, nämlich das einfache, ernste biblische Christenthum der Colonisten. Es war ganz am Platze, daß auch Deutsche, die nichts von biblischem Christenthum wissen wollen, an diesem Jubelfeste theilnahmen. Indem aber die Feier ausschließlich zu einer Demonstration desjenigen Deutschthums, welches Gottes Wort als überwundenen Standpunkt betrachtet und dem Bier- und Wein-Cultus huldigt, gemacht wurde, geschah jenen ersten frommen deutschen Einwanderern nicht Gerechtigkeit. Sie kamen unter Anführung des ernstgläubigen und gelehrten Pastorius auf Veranlassung William Penn's herüber, um den Verfolgungen zu entgehen, die sie in der Gegend von Crefeld und anderen Gegenden in Deutschland ihrer religiösen Gewissensüberzeugung wegen zu dulden hatten, und gehörten also durchaus nicht zu denen, welche mit Verachtung auf das Christenthum herunterschauten.

Und mit jenen ersten deutschen Ansiedlern glauben noch heute viele Deutsch-Amerikaner an den lebendigen Gott, und protestiren gegen die von vielen der Festredner aufgestellte Behauptung, daß das ganze Deutsch-Amerikanerthum heute weit über die „einfältigen Ansichten jener alten Pioniere"

vorgerückt sei und dem Wein- und Bier-Cultus huldige.

Wie dem aber auch sei, — wir freuen uns darüber, daß dieses Ereigniß überhaupt feierlich begangen wurde, und führen den geneigten Leser auf einen Augenblick in jene alte Zeit zurück.

Am 6. Oktober 1683 ziehen 13 Familien, die soeben in Philadelphia landeten, hinaus an den Fluß Wissahiccon. Das ihnen zugewiesene Land ist eine Wildniß, in welcher die braunen Kinder des Waldes dem weißen Bruder ein freundlich Willkomm bieten. Pastorius war vorangeeilt und hatte Alles zum Empfang vorbereitet.

Als sie sich nun im Walde ein wenig gesammelt, da wurde gleich den ersten Tag Gottesdienst gehalten, und nachdem die ersten Blockhütten errichtet waren, ward auch ein einfaches Gotteshaus aus Baumstämmen gezimmert. Die ersten in Germantown gedruckten Bücher waren religiöse. Die ganze Colonie trug das Gepräge einer **christlichen** Ansiedlung, und wenn Pastorius auch den Reim: „Wein, Lein, Weberschrein" in das Wappen Germantown's aufnahm, darf der erste Theil dieses Sprüchleins nicht etwa dahin ausgelegt werden, als ob jene Pioniere Zecher gewesen und dem Weinkultus gehuldigt hätten, wie viel moderne Deutsch-Amerikaner. Jene Erstlinge am Wissahiccon waren Quäker, Mennoniten u. s. w., nüchterne, arbeitsame Leute, denen linum viel mehr bedeutete als vinum und die es jedenfalls nicht als Beruf der Deutschen ansahen, den Genuß geistiger Getränke zum Schiboleth in den Ver. Staaten zu erheben.

Im Schweizer Hochland der Berner Alpen.

Editor.

„Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet,
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich Herr und Vater es findet."

Berner Alpen! Sie sind die Sehnsucht jedes Naturfreundes. Wer im Sommer durch Deutschland und die Schweiz zieht, dem begegnet dies Wort öfters als irgend ein anderes im Munde des Reisenden, und tausende eilen dorthin.

Giebt es auch im Berner Oberland nirgends einen Punkt, an welchem man sich so in das Herz der Hochgebirgswelt versetzt sieht, wie bei Zermatt in der Mont Rosa Gruppe, so bieten die Berner Alpen doch solche wechselseitige Mannigfaltigkeit der Thäler und Seen, Schönheit und Adel der Bergformen, wie man sie nirgends anders in den Alpen und nicht sehr oft auf Erden findet.

Dazu sind sie auch leichter zu erreichen als das Herz der Alpenkette bei Zermatt und bilden aus diesen Gründen im Sommer den Zielpunkt tausender Reisender aus aller Herren Länder.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß viele solcher Schweizer, welche die sonstige Welt gesehen haben, diese Perle ihres eigenen Landes noch nie von der Nähe geschaut. Sie waren in München, Straßburg, Berlin, wohl auch in Wien und sogar in Paris — aber das Berner Oberland! Das ist ja so etwas gewöhnliches. Sie gehen auf den Rigi und winken den Bergriesen von ferne zu, und — dabei bleibt es wohl Jahre lang. Solches gestanden uns aufrichtige Schweizerleute selbst und wir dachten dabei an das Wort vom Propheten, der nichts gilt im Vaterlande.

Und Propheten können alle und auch diese mächtigen Gottesschöpfungen an uns werden, wenn wir nur nicht bei ihnen stehen bleiben, sondern an ihrer Hand weiter gehen zum Schöpfer, der da ist „Unser Vater in dem Himmel".

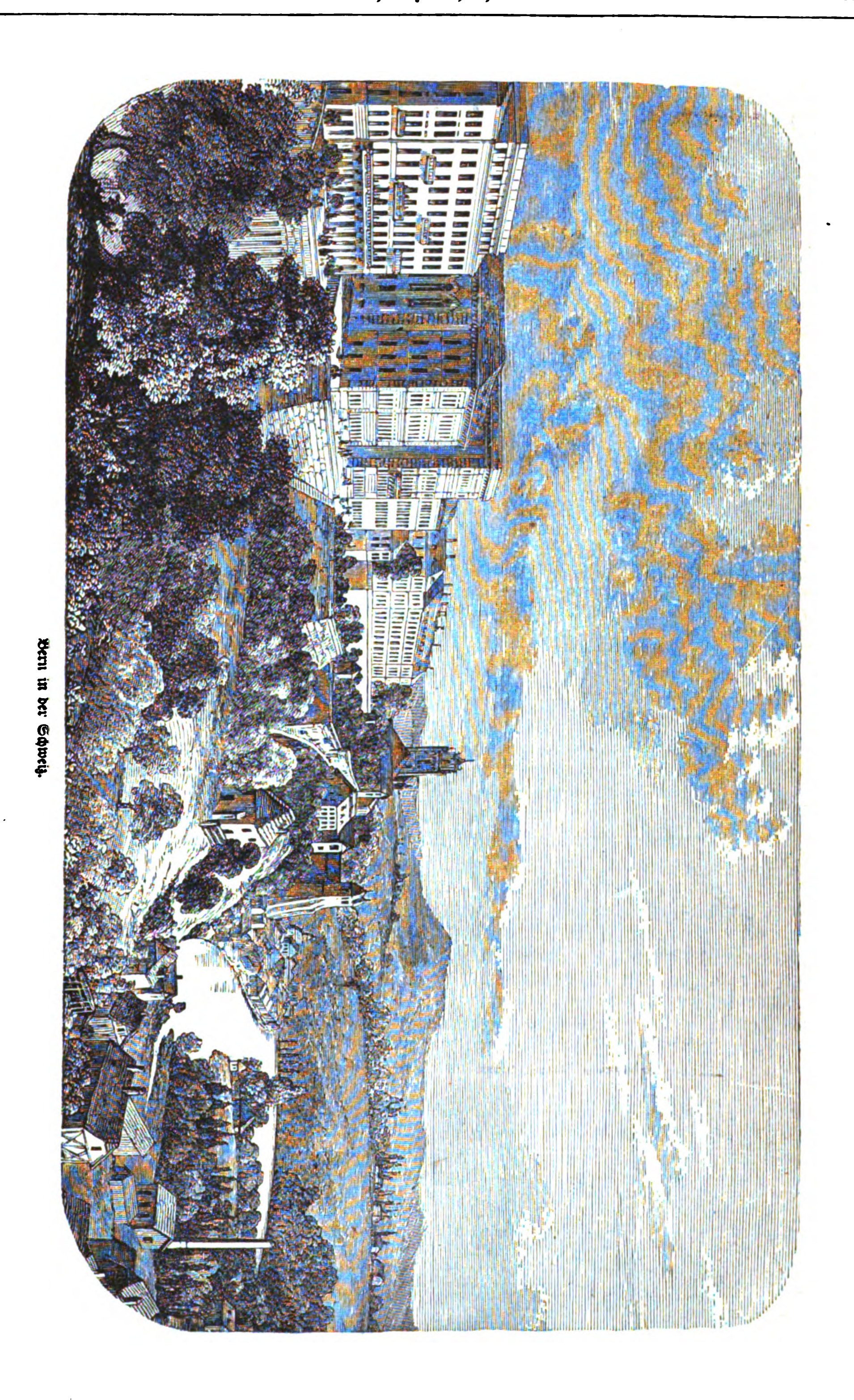
Wer aber das Treiben der Oberlands-Reisenden im Berner Bahnhof ein wenig belauscht, wird im Ganzen wenig von diesem Zuge nach dem Höchsten wahrnehmen. Die größte Sehnsucht, wozu es eine Anzahl bringt, steht nach einem hohen Naturgenuß; die meisten aber sind gekommen, um in Genußsucht fröhliche, fleischliche Tage zu verleben, welches Grundthema in allen Zungen der gebildeten Völker aus diesem Menschenknäuel herausklingt.

Da wir diese Touristen schon längst kennen und es uns verlangt, in Mitten des Schweizervolkes zu reisen, und auch noch andere naheliegende Gründe vorliegen, so wählen wir den Eisenbahnwagen dritter Klasse.

Ein Scheidegruß an Bern, wo unser Freund Peter weilt, und das wir später nochmals berühren, und wir dampfen dem Hochgebirge zu, der Stadt Thun entgegen.

Es sind kernige, kräftige Gestalten, die uns umgeben. Manche tragen die malerische Tracht jener Hochthäler, andere haben sich auch schon von der Kultur belecken lassen, und stecken, und zwar nicht zu ihrem Vortheil, in städtischen Kleidern. Der ächte Berner Oberländer Bauer aber und seine Bäuerin, die wollen von dem Pariser Firlefanz nichts wissen, — sind sie doch freie Schweizer und weder Kaiser noch Reich, noch der Mode unterthan. Sie prangen im Nationalkostüm und würden, wenn sie's auch könnten, nichts anderes reden als Berner-dütsch.

Daran muß sich nun auch ein süddeutsches Ohr erst gewöhnen, denn dieser berühmte Dia-



Bern in der Schweiz.



Thun im Berner Oberland.

lekt lautet als ob er aus eitel Kehllauten bestände. Ist man aber einmal ein wenig im Geleise, so kommt man auch mit und findet ein kernig, herzig Volk, das gewiß eine große Zukunft vor sich hat, wenn — es vom Branntwein gerettet und für wahres Christenthum gewonnen werden kann.

Wer das Schweizervolk nach den aufgestutzten, um einen halben Batzen an den Kreuzwegen jodelnden Sängerinnen, nach unwirschen oder gar groben Bahnbeamten, oder nach den „Saugpumpen" in den sogenannten großen Gasthäusern beurtheilt, der erhält ein schiefes Urtheil. Man muß unter's wirkliche Volk selbst gehen, in die Familien der bessern Klasse eintreten und bei der Frau Wirthin im Klein-Gasthaus einkehren, um zu entdecken, daß noch viel alte Biederkeit im Schweizervolk steckt, daß die Durchschnittsbildung eine sehr gute, und man in der Herberge recht wohl aufgehoben ist, ohne zu Tode geschröpft zu werden.

Freilich haben Unglaube und Sünde in der Schweiz, wo sich dem übrigen Festland Europas gegenüber alles, so auch das Böse, freier entfaltet, auch bedeutende Verheerungen angerichtet. An Herzweh und Menschenelend fehlt es deßhalb nicht. Ein reich mit Thränen benetztes Blatt aus diesem Kapitel wird uns auf der kurzen Strecke von Bern bis Wichtrach von einer Jüngerin des Herrn, welche zu den Fremdlingen Vertrauen faßt, aufgeschlagen. Sie bittet um einen in Amerika zu leistenden Dienst der Barmherzigkeit, was natürlich auch gerne gewährt wird. Als ich aber später irgendwo in Ohio in



Die Berner Alpen.

Ausübung dieses Dienstes die Gestalten und Trachten der Betreffenden, damals im Eisenbahnwagen sich Befindlichen schaute, da dachte ich — „ach, Amerika, was bist du doch für ein nüchternes, praktisches, nivellirendes Land!" — Jedoch mag es auch für sie, wie so vielen andern zur Schule werden, wo sie Den finden, der noch viel tausendmal herrlicher ist, als die Bergriesen und Hochthäler des Berner Oberlandes. Der Herr schenke es.

Der Zug nähert sich dem Hochgebirge. Deutlicher treten hinter den Vorbergen die mit Schnee bedeckten Bergketten hervor; unter ihnen sind Jungfrau, Eiger und Mönch die höchsten. Mit etwas Phantasie kann man sich aus dem letztgenannten Riesen recht wohl eine Mönchsgestalt zurecht legen. Also hat auch die begabte Dichterin Meta Häuser gethan, indem sie singt:

„Sie haben sie vertrieben,
die Mönche dort im Thal;
Doch einer steht da drüben
Gar fest im Sonnenstrahl.
Den lassen sie wohl stehen
im weißen Schneegewand,
Mit priesterlichem Flehen
das Haupt zu Gott gewandt.
Zwar hüllt in Wolkenflöre
er oft sein weißes Haupt,
Daß er nicht seh' und höre,
was seinen Fuß umschnaubt.
Er steht ja abgeschieden,
ein Mönch, dem Herrn geweiht,
In ewig stillem Frieden,
erreicht von keinem Streit."

Der Mittag ist beinahe dahin; der Abend bricht heran; Thun am Thuner See nicht mehr ferne. „S' isch kei Wölkli am Himmel," sagte neben uns ein stämmiger Oberländer, „d' Jungfrau wird fuerig ski."

Er meinte damit, daß wir das Alpenglühen schauen würden. Und also war es auch.

Wenn die Sonne auf- oder untergeht, gelangen Lichtstrahlen, während sie noch nicht über, oder schon unter dem Horizonte steht, durch die Spiegelung der obern Luftschichten in unser Auge. Das ist die Ursache der Dämmerung und der Färbung des Horizontes am Morgen und Abend bei hellem Wetter.

In ähnlicher Weise entsteht das wunderbare Alpenglühen. Es ist die auf die Berge gegossene Abendröthe.

Die Sonne ist im Westen unter den Horizont hinabgesunken. Die tieferen Thäler schimmern in dunklem Gewande, aber die höheren Berggipfel, auch die, welche noch nicht mit Schnee bedeckt sind, leuchten in feurigem Roth. Wie nun die Sonne immer tiefer unter den Horizont hinab sinkt, zieht sich das Glühen der Berge von Gipfel zu Gipfel bis auf die höchste Spitze des Gebirgs zurück.

Jetzt sind die Vorberge, welche die Schneezone nicht erreichen, völlig beschattet, und die Schneekette schimmert in desto stärkerem, röthlichem und gelblichem Glanze, auch der Himmel darüber röthet sich prächtiger.

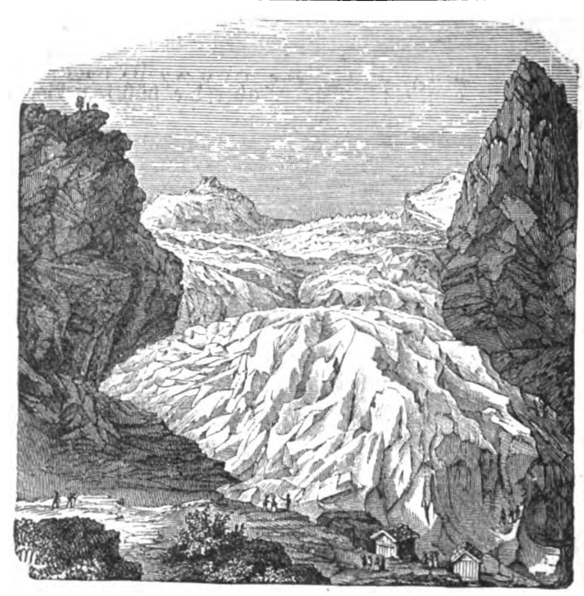
Zehn, zwanzig Minuten staunen wir das prachtvolle Schauspiel an, und nun sind auch die unteren Partien der Schneekette in Schatten gehüllt und nur die höchsten Gipfel scheinen wie ungeheure glühende Kohlen, in feuerrothem Glanze über dem dunkelen Gefilde zu schweben. Man meint prächtige, von der Erde losgelöste Feuerkörper zu sehen, welche über die Schatten der Erde triumphiren.



Auf der Alm.

„Sieh hin! Vom Flammenkranz umschlungen
Das Haupt der Alpe, gluthumrollt,
Als ob zu sparen ihr gelungen
Ein Theil von ihrem Tagesgold!"

Jedoch — auch dieser Flammenkranz sinkt endlich unter im Dunkel des Abends. Ich aber habe auf Erden noch kein pächtiger Farbenspiel geschaut; ich denke an den Glanz der Ewigkeit,



Der Rosenlaui Gletscher.

in welchem die Verklärten thronen, und an das, was Langenbecker singt:

„Wie wird mir sein, wenn deines Hauptes Strahlen
Mein Haupt umleuchten, das dem Grab entschwand,
Und wenn im Himmelsglanz sich vor mir malen
Die Freuden, die kein sterblich Herz empfand!
Wie wird mir sein! O, welche Seligkeit
Empfind' ich, denk' ich jener Freudenzeit!"

Ich trete von der Plattform, von wo ich das unvergleichliche Lichtspiel geschaut, in den Wagen zurück und mein Auge trifft da zunächst ein Mütterlein aus dem Berner Oberland, das offenbar nicht zu den Aermsten gehört und in sich versunken von all der Herrlichkeit dort oben am Gebirge nichts wissen will.

„Ihr habt aber doch ein wunderschönes Land," sage ich zum Mütterlein.

„Ja," antwortet sie, indem sie die harten Hände faltet und mich mit einem vielsagenden Blick ansieht, „awer, die Vercha chümmer nitt essa!"

Das also ist es, an was das geplagte Menschenkind auch in Mitten dieses großartigen Stücks Schöpfung denkt — an das liebe Brot, an den Kampf ums Dasein. Dies einzige Wort der Berner Frau gab mir mehr zu denken als vielleicht ein ganzer Band über schweizerische Nationalökonomie vermocht hätte. Würde mir nicht schon vorher die richtige Ursache der starken schweizerischen Auswanderung kund geworden sein, jetzt wäre sie offenbarlich vor Augen gelegen. Auch die Schweiz ist übervölkert, und auch die Republik kann nicht genug Brot schaffen.

„Station Thun," ruft der Condukteur, „wer nach Interlaken fährt, steigt erst in Scherzlingen aus."

Zu diesen gehören wir und finden uns bald mit der übrigen Eisenbahngesellschaft auf einem kleinen, aber hübschen Dampfer, der uns auf dem Thuner See nach Interlaken bringt.

Es ist völlig Nacht geworden; zwar ist es keine Mond- aber eine helle Sternennacht. Grau und schwarz schaut uns die Felsmasse des Gebirges an, gespensterhaft lugen die weißen Schneeflächen der Riesen auf uns herab. Es ist eine Scene, die feierlich stimmt und das Geschnatter der Geschwätzigen verstummen macht. Selbst die Franzosen scheinen die galanten Redensarten vergessen zu haben. Jedermann schweigt, oder flüstert und — schaut an.

So erreichen wir Interlaken, die berühmte Sommerfrische zwischen den Seen, dem Thuner und Brienzer nämlich. Auch hier üben die großen Gasthöfe, weder Ritschard noch Grand Victoria, wo man um schweres Geld in den „siebenten Luftballon" einquartirt wird, auf uns irgend welche Anziehungskraft aus. Wir ziehen in eines jener kleinen, reinlichen, guten Gasthäuser, welche man im Bädeker immer unten findet (sollten eigentlich oben stehen), und befinden uns sehr wohl dabei.



Das Grimsel Hospiz.

Ja, die Frau Wirthin bereitete in der Auswahl des Zimmers sogar noch eine angenehme Ueberraschung.

Morgens zwischen zwei und drei Uhr wache ich auf und gewahre, daß durch das Fenster unter dem etwas aufgezogenen Vorhang ein ganz eigenthümliches Weiß flimmert. Der Vorhang wird aufgezogen und siehe — da schaut das Silberhorn der Jungfrau — der berühmteste Bergriese der Berner Alpen — vom Glanz des Monds beleuchtet, der seitdem aufgegangen, ins Fenster.

„Jungfrau, hohe, reine, fürstliche Gestalt,
Die im Mondenscheine mildes Licht umwallt!
Hoch vom hehren Throne strahlt dein Angesicht,
Das die Himmelskrone bräutlich schön umflicht.“

So reizend und erhaben war der Anblick, daß die Gefährten drüben im andern Zimmer geweckt wurden. Da standen wir denn und wollten nimmer satt werden vom Sehen und Bewundern. Am liebsten hätten wir einen kleinen Morgenspaziergang zum jungfräulichen Berg gemacht. Da derselbe jedoch trotz seiner scheinbaren Nähe immer noch so 15 Meilen entfernt ist, und dessen Spitzen 12- bis 13,000 Fuß hoch oben liegen, so bleiben wir hübsch unten und betrachten uns den Sonnenaufgang.


Der Gießbach.

Die Morgenröthe dämmert. In den Thälern liegt noch das Dunkel der Nacht, finster starren die Fichtenwaldungen an den steilen Halden, und nur im Dämmerlichte heben sich die Massen weiter unten stehender Felsen ab, während der erste Sonnenstrahl bereits den Gipfel des Silberhornes geküßt und mit rother Gluth übergossen hat. Goldumsäumte Wolken vermählen Himmel und Erde und nach und nach glänzt die ganze Kette des Hochgebirges in dem Licht des Tages.

Interlaken ist ein Sommeraufenthalt, wo viele Sommerfrischler ruhen und sich vergnügen, und zugleich ein Standquartier für solche, die gerne Touren im Hochgebirg machen. Standquartier können wir zwar nicht machen, denn wir reisen amerikanisch, das heißt schnell; aber die Hochgebirgsluft müssen wir athmen mit ihrem eigenartigen, nur in den Alpen sich findenden Aroma. Hinauf wollen wir ein wenig, und herunter möchten wir schauen von diesen herrlichen Bergen auf die Gletscher und Matten, in die Schluchten und Thäler.

Aber wohin denn? Der Wege, die zum Schönen führen, giebt es ja so viele; und wie machen wir's?

Ueber das letztere, das wie, ertheilt ein alter Reisespruch des Philander von Sittenwald Rath, welcher sagt:

„Wer reisen will,
Der schweig fein still,
Geh' steten Tritt,
Nehm' nicht viel mit,
Tret' an am frühen Morgen,
Und lasse Heim die Sorgen.“

Wenn irgend, so gilt bei einer Reise im Hochgebirg das „nimm nicht viel mit“. Die reichen Leute mit ihren Koffern, Schachteln, Büchsen, Bündeln und Ladies sind in dem Hochgebirg doch nach allem recht arme Tröpflein, die sich selbst, Vieh, Menschen und Wagen plagen und von wegen ihren Siebensachen gar nicht zum eigentlichen Genuß, noch viel weniger aber zur Erholung und Körperstärkung kommen.

Also — leicht Gepäck und hocheigener Gepäckträger — so gehen wir.

Und wohin? Nun dahin, wo nicht jeder Allerweltsreisende hingeht und womöglich den gleichen Weg nicht zum zweiten Mal.

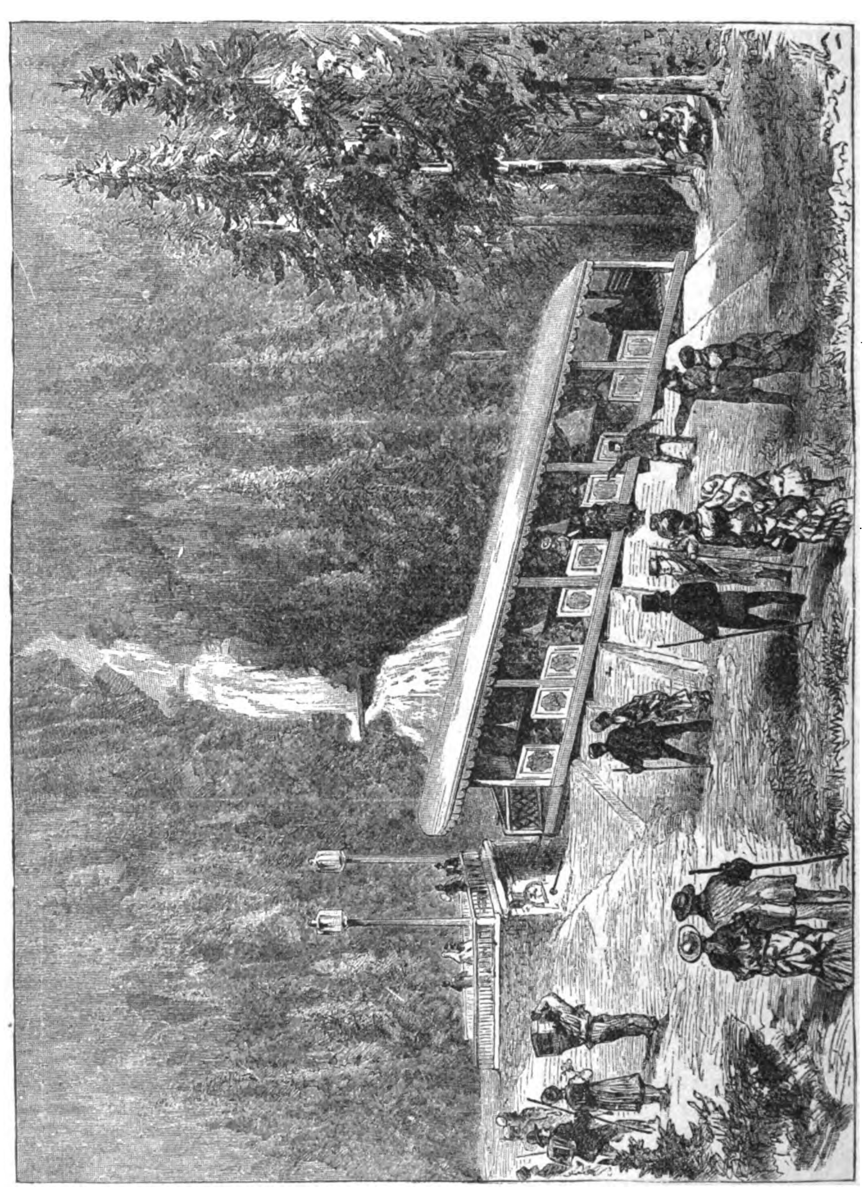
Diesem Sätzlein gemäß wird vor allem die Poststraße von Interlaken nach Grindelwald gemieden, und wir erreichen dieses große Dorf und Hochthal der Berner Alpen auf dem herrlichen Saumpfad über die Wenger Alp. Dieser Weg führt zuerst nach dem berühmten Lauterbrunnen mit dem Staubbach, dessen Bild wir schon früher brachten, der aber in „unserm“ heißen Sommer beinahe eingetrocknet war und nur wie ein dünn' Fädelein seine 1,500 bis 1,600 Fuß herabzog. Im obern Lauterbrunner Thal steigen 1,500 bis 2,500 Fuß hohe Kalkfelswände steil zum Himmel und überall stürzen Wasserfälle herab

und quellen frische Brunnen, daher der Name „Lauterbrunnen".

Von diesem Dorfe gehts den sechsstündigen Weg über die Wenger Alp nach Grindelwald. Beim Hotel Jungfrau erscheint dieser Bergriese, die Jungfrau, mit seinen unermeßlichen Schneefeldern in seiner ganzen Klarheit und Herrlichkeit und täuscht das Augenmaß dermaßen, daß man auf Schußweite nahe zu sein scheint.

Von hier führt der Pfad auf die kleine Scheideck, von welchem scharf abfallenden Grat man nicht nur einen überraschenden Blick ins Grindelwald-Thal, sondern auf den größten Theil der Berner Alpen hat, und den sechsten Theil aller Alpengletscher, das heißt die größte zusammenhängende Gletschermasse der Alpen, übersieht.

In steilem Abstieg wird Grindelwald erreicht. Von hier nach Rast und Ruh in einer Herberge der „kleinen Leute" wieder hinauf auf die nordöstlich gelegene große Scheideck, auf welchem Wege man die prächtige Berggestalt des Wetterhornes fast immer vor sich hat. Von hier auf das Faulhorn, den Berg zwischen dem Brienzer See mit dem „faulen" Gestein (daher der Name)


Die Schiefebene-Bahn zum Gießbach.

und der wunderherrlichen Aussicht auf die Berner Alpen, deren Riesen man hier in unmittelbarer Nähe schaut. Da grüßen sie uns alle die „Hörner", Wellhorn, Wetterhorn, Schwarzhorn und vor allem das Finsterahorn, der höchste Berg der Berner Alpen mit Jungfrau, Eiger und Mönch, im Ganzen etwa 30 schneebedeckte Berggipfel, während im Norden und Nordosten die Brienzer, Thuner, Vierwaldstätter und Zuger Seen wie blaue Augen zu uns heraufgucken und von weiter Ferne Rigi und Pilatus uns den Gruß zuwinken.

Drunten im Reichenbachthal (das Paradies der Maler und Künstler) wird von dieser Bergtour etwas gerastet, und wir könnten vom Gasthaus hinaufsteigen zum Rosenlaui-Gletscher, der berühmt ist wegen seines klaren, krystallhellen Eises. Aber wir dringen vorwärts, dem Aarthale zu, nach Meiringen, dem seit dem Brande von 1879 so hübsch aufgebauten Schweizer-Dorf.

Hier reizen wieder gar viele herrliche Bergpfade den Naturfreund, so z. B. der zum Rhonegletscher über die Grimsel mit dem Grimselhospiz, welchen Weg wir früher einmal wanderten, und viele andere. Wir müssen jedoch zurück zum Vierwaldstätter See und von dort nach Zürich.

Wir wenden uns deshalb zunächst nach Brienz, am See gleichen Namens, besuchen von da in Eile den Gießbach mit der jetzt gebauten Schiefebene-Bahn, die nicht durch Dampf, sondern mittelst des Gewichts der Wagen betrieben wird, indem der herabfahrende immer durch Wasser, das man in einen Behälter oben ein- und unten wieder ausfließen läßt, beschwert wird.

Der Brünig Paß, der von Brienz nach Luzern führt, gehört zu den gangbarsten in der Schweiz und ist ein guter breiter Fahrweg, auf welchem viel Alpenherrlichkeit zu sehen ist.

Diese Alpenwanderungen haben mir an Leib, Seel' und Geist sehr wohl gethan. Jedesmal bin ich von den Bergen frisch und wohlgemuth heruntergestiegen und habe vor „unseren frommen Schwyzerlüt" in Zürich, Bern, Basel und andern Orten gepredigt, Vorträge über die Sonntag-Schulsache gehalten, zu den lieben Schwyzerkindern geredet, ohne zu ermüden. In den Zwischenpausen bin ich dann wieder hinaufgestiegen zur Alm und hab mich an Gottes großer Schöpfung erfreut und erbaut, und bin dankbar gewesen und heute noch dankbar, daß ich nach langjähriger, unausgesetzter Arbeit einige kurze Tage in der Schweizerluft Erholung schöpfen konnte.

Frischen Muth zu Kampf und Leid
Hab' ich thalwärts von der Höh' getragen;
Alpen, Alpen! unvergeßlich seid
Meinem Herzen ihr in allen Tagen.

Ein Tag aus Dr. Martin Luther's Leben.

Bearbeitet von W. C.

Das Jahr 1837 war eine Zeit harter schwerer Kämpfe und ist mit ehernem Griffel in die Tafeln der deutschen Reformations-Geschichte eingegraben. Es war am 25. Januar dieses Jahres, daß sich Luther mit Freunden und Kollegen auf den Weg machte nach Schmalkalden, um allerlei Dinge zu berathen und zugleich das Einigungswerk mit den oberdeutschen Theologen in Betreff der Abendmahlsfrage zu einem Abschluß zu bringen. Daselbst befiel ihn aber eine so heftige Krankheit, daß er die Stadt eilends wieder verlassen mußte. Mit der sichern Erwartung, die Seinen nicht mehr zu sehen und als Leiche in Wittenberg einzuziehen, reiste er von dannen. Unterwegs hatte er arge Schmerzen, aber bereits in Tambach besserte es sich. Doch war die Gefahr noch nicht vorüber; in Gotha lag Luther noch einmal auf den Tod krank darnieder, und hatte sich schon zu seinem Abschiede geschickt. Auch diesmal ging der Anfall glücklich vorüber; aber erst am 14. März langte er in Wittenberg an, noch fast unfähig zu gehen, jedoch in der Genesung begriffen. Allgemein in überraschendster Weise zeigte sich die Theilnahme in der Nähe und in der Ferne. Alles wetteiferte in Bezeugung seiner Freude, so daß Frau Käthe Küche und Keller voll kriegte und deßhalb mit den eben damals im Hause weilenden Tischgenossen, den Beschluß faßte, ein feierliches Genesungsfest zu veranstalten und dazu alle Freunde und Verwandte, die zu erreichen seien, einzuladen.

Nach langen Berathungen ward man einig, es solle mit der Feier der Doktor auf den Tag Tobiä überrascht werden, welches als seines Vermählungstages er ohnehin im häuslichen Kreise gern zu gedenken pflegte. Die beiden Monate bis zum erwähnten Tag flogen in gewohnter, gerade damals sehr reger Geschäftigkeit hin, der Festmorgen brach an; wir wollen im Geist den großen Reformator durch diesen häuslichen Ehren- und Feiertag begleiten.

Um fünf Uhr des Morgens sollte ihm der erste Festgruß gebracht werden; aber schon um vier Uhr war er wach geworden und saß in seinem Studirzimmer vor seinem Psalterbuche, aus dem er seinen Morgensegen zu beten pflegte. Da erhob sich auf einmal dicht vor seiner Thür von kräftigen Männerstimmen der Gesang seines in Zeiten des heißesten Kampfes gedichteten und von ihm selbst componirten Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Luther's Haus war eine offene Herberge. Im Jahre 1537 bestand der Kreis seiner Tischgenossen aus: Dr. Joach. Mörlein, Magister Plato, Ferdinand à Maugis, Dr. Hieronymus Weller, Dr. Kaspar Heiderich aus Freiberg, Magister Anton Lauterbach aus Stolpen; außer diesen hatten sich eingefunden Georg Rörer, Diakonus in Wittenberg, Agrikola, der sich eben damals in Wittenberg aufhielt, und Magister Joh. Schlaginhaufen. Sie waren zumeist treffliche Sänger, und hatten sich zu diesem Fest den kurfürstlichen Sängermeister Johann Walther aus Torgau heimlich bestellt, und unter dessen Leitung eine von ihm kunstreich gesetzte Composition des Liedes einstudirt, mit der sie den Doktor nun überraschten.

Als der Gesang beendigt war, trat Luther heraus zu ihnen und vernahm nun, daß man den heutigen Tag als sein Vermählungs- und Genesungsfest zugleich zu feiern entschlossen sei; und schon sah er hinter ihnen seine ganze Hausgenossenschaft in Feiertagskleidern versammelt. Alle umgaben ihn glückwünschend, und die Kinderschaar ließ ihm nicht eher Ruhe, als bis er sie der Reihe nach auf den Arm genommen und abgeküßt hatte. Als er nun darauf in bewegten Worten seinem alten Freund Walther und den Sängern seinen Dank ausgesprochen, mahnte die Hausfrau, es sei nun Zeit zum Frühstück in die Wohnstube hinabzugehen. Magdalena aber meinte, gerade heute müßte der Vater erst den Katechismus mit ihnen beten, zumal gerade heute das ewige Leben an der Reihe sei, und von dem wisse der Vater so schön zu erzählen. Der Doktor war mit seinem Lieblingstöchterchen einverstanden. Dabei pflegten die Kinder der Reihe nach ein Stück des Katechismus herzusagen, und er erklärte es ihnen dann in seiner Weise. Heute stand er bei den Worten: und ein ewiges Leben.

Unter Anderem sagte dabei nachdenklich der elfjährige Hans: „Aber Vater, ich kann mir doch gar nicht denken, wie wir in der Ewigkeit werden die Zeit zubringen."

„Ja," sagte Luther, „ich kann's auch nicht verstehen. Denn es wird keine Veränderung, keine Arbeit, weder Essen noch Trinken oder zu schaffen sein. Ich halte aber, wir werden dort so viel anzuschauen haben, daß wir nicht wissen, wie uns die Zeit vergeht."

Da sagte der Lehrer der Knaben, Magister Franziskus: „Mein lieber Hans, ich habe einmal mit Doktor Philippus gesprochen, und der wies mich hin auf Joh. 14; da steht geschrieben: Herr zeige uns den Vater, so genüget uns. Das wird unser sehr liebliches Objektivum sein, damit werden wir genug zu schaffen haben."

„Das ist fein geredet," sagte der Doktor, „da hat Philippus ganz recht. Ich habe einst eine Geschichte gelesen von einem frommen Mönch; der ging frühe in den Wald, um zu beten; und als er daselbst war, hörte er ein Vöglein singen, so wunderlieblich, wie er es sein Lebtag nicht gehört; er konnte sich gar nicht losreißen und ging ihm immer nach. Als er nun dachte, er möchte wohl eine Stunde gegangen sein, und es möchte Zeit sein, zur Frühmette wieder in sein Kloster zurückzukehren, da machte er sich eilend auf den Heimweg. Als er aber aus dem Walde kam, da kannte er die Gegend gar nicht wieder, Alles war ganz verändert; auch sein Kloster war ganz anders geworden. Und als er an die Thüre kam, machte ihm ein ganz fremder Pförtner auf, und in der Kirche sah er laute fremde Gesichter, und auch die Sprache klang ihm ganz fremd. Als er nun sich verwunderte und weiter forschte, kannte ihn auch Keiner; nur einer der ältesten Mönche erinnerte sich, daß man in seiner Jugend von einem Bruder gesprochen, der sich im Walde verirrt habe und nicht wiedergekommen sei. Da kam es heraus, daß er über hundert Jahre im Walde dem Vöglein nachgegangen sei, und es dünkte ihn kaum eine kleine Stunde. So wird's uns auch sein; wir werden so viel zu sehen und zu hören haben, daß hundert Jahre werden herum sein, wie eine Minute. — Aber nun, liebe Kinder, lasset uns das Vaterunser sprechen und unser Morgensüpplein essen, denn es ist bald Zeit, daß ich in mein Kollegium gehe."

So schloß Luther seine Morgenandacht, und darauf lud er alle die Sänger zu dem Morgenimbiß ein, den Käthe vorsorglich bereitet hatte. Als sie diesen unter heitern Gesprächen verzehrt, rüstete sich der Doktor und ging mit seinem Famulus in das große Auditorium, wo er seinen Zuhörern schon seit mehreren Jahren das Erste Buch Mosis erklärte.

Nach Beendigung seiner Vorlesung pflegte Luther, wenn nicht andere seelsorgerische oder akademische Pflichten ihn aus dem Hause riefen, in seinem Studirzimmer bis zum Mittag zu arbeiten. Wer aber meint, der Doktor habe bei seiner Arbeit bleiben können, der weiß freilich nicht, was Alles in diesen Morgenstunden in seinem Hause zusammenströmte, um sich Raths bei ihm zu erholen. Kaum hatte er sich an seinen Tisch gesetzt und die Feder ergriffen, so trat ein armer Student ein, der um ein Almosen zur

Fortsetzung seiner Studien bat. Kaum hatte er diesen mit einigen Goldgülden befriedigt, als es auf's Neue klopfte. Auf sein: Herein! öffnete sein Tischgenosse Johannes Schneidewein ganz zaghaft die Thür nur halb und fragte, ob er wohl auf eine kurze Zeit den Herrn Doktor stören dürfe; er habe eine schwere Schuld auf dem Gewissen, und sie nagt mir fast das Herz ab; ich sehe nicht ein, wie ich aus der Verlegenheit mir helfen solle.

Nun, was ist's denn schweres, mein lieber Johannes, entgegnete Luther; denke du stehest in dem Beichtstuhl, und rede offen die ganze Schuld dir vom Herzen.

Ach, Herr Doktor, ich habe einer Jungfrau die Ehe versprochen. Nun habe ich's meiner Mutter geschrieben, und sie gebeten, ihre Einwilligung zu geben; aber sie hat mir sehr hart und ungnädig geantwortet, sie möge von der Sache nichts wissen. Das Mägdlein aber hat mein Wort, und verläßt sich darauf; sie läßt mir keine Ruhe und will sich die Augen ausweinen. Helft uns, lieber Herr Doktor, auf Euch steht unsere letzte Hoffnung.

Das ist ein böser Handel, sagte der Doktor sehr ernst; und ich mag mich in solche Sachen eigentlich nicht mischen, denn es ruht kein Gottessegen auf einem heimlichen Verlöbniß. Es thut mir sehr weh, daß in meinem eigenen Hause eine solche Uebelthat geschehen ist; denn die Feinde lauern auf mich, und was unter meinem Dache ist, sollte mir helfen, den Ruf des Hauses rein und unbefleckt zu erhalten, wie es sich ziemet, daß es in einem christlichen Predigerhause zugehe. Denn ein Prediger predigt nicht allein, sondern sein ganzes Haus muß predigen, sein Weib, sein Gesinde, seine Kinder, seine Tischgenossen. Das hättest du wohl bedenken sollen.

Ach ja, scheltet und straft mich, sprach der Jüngling flehend, ich hab's verdient, aber verlaßt mich nicht in meiner Noth!

Ehe ich in dieser Sache einen Schritt thue, fuhr Luther fort, muß ich wissen, wer die Verlobte ist. Es pflegen wohlgesittete Jungfrauen sich nicht also einzulassen; und ist es eine unsaubere, so kann ich unmöglich rathen, daß du mit ihr in den Ehestand trittst, und am allerwenigsten etwas dazu thun.

Ach nein, lieber Herr Doktor, es ist ein ganz sittiges und anständiges Mädchen, euer eigenes Beichtkind, des Nachbars Tochter Susanne. Ihr kennt sie ja und habt sie selbst oft gerühmt.

Also mein eigenes Beichtkind ist die Mitsünderin. Nun, gut gewählt hast du, Johannes. Einen Grund gegen das Mädchen wüßte ich nicht, und auch um ihretwillen will ich an deine Mutter schreiben, daß sie von ihrem Widerspruch abläßt. Will sie aber von ihrer Entscheidung nicht ablassen, so hast du als gehorsamer Sohn dich ihrem Willen zu fügen. Jetzt geh' und schicke mir das Mädchen her. — Der Jüngling erschöpfte sich in Danksagungen, aber Luther schob ihn aus der Thür.

Jetzt war dem Doktor eine Weile Ruhe gegönnt und er hatte sie fleißig ausgenutzt, als ein schüchternes, kaum vernehmbares Klopfen ertönte. Auf seinen Ruf erschien mit hochgerötheten Wangen und verweinten Augen des Nachbars Susanne. Der Doktor ließ sie zuerst ziemlich ernst und herb an, und hielt ihr das begangene Unrecht nach allen Seiten hin vor die Augen, wurde aber durch ihre demüthige Reue bald versöhnt, und versprach ihr nun, bei der Mutter des Johannes für sie ein gutes Wort einzulegen, wogegen sie ihm das Versprechen geben mußte, wenn dieselbe auf ihrer Weigerung beharre, den Studenten seines Wortes zu entbinden, und diese Strafe für ihren Leichtsinn in Ergebung und Demuth hinzunehmen. Als er sie so weich und gefügig sah, redete er ihr wieder Muth zu und entließ sie mit einer väterlichen Ermahnung.

Nach dem Beichtkinde erschien eine feierliche Deputation der Wittenberger Studentenschaft, schöne, stattliche Gestalten in der kleidsamen Tracht der Zeit, Baretts mit wallenden Federn auf dem Haupt, an einem dreifarbigen Bandelier einen gewaltigen Schläger nach sich schleppend, Stulpenstiefeln mit klirrenden Sporen an den Füßen, einen an den Aermeln geschlitzten, mit bunter Seide reich gefütterten Sammetrock und eben dergleichen bauschende Hosen tragend. Es war auf den Nachmittag eine solenne Deposition anberaumt in dem großen Remter eines Klosters, das jetzt zu Universitätszwecken diente, und Dr. Luther wurde dringend ersucht, das Fest durch seine Gegenwart zu ehren. Er sagte freundlich zu, und versprach auch die Depositionsrede zu halten, welche der Rektor ihm antragen ließ.

So ging's weiter. Zunächst kam ein armer Exulant aus Ungarn, der des evangelischen Glaubens halber vertrieben und seiner Güter beraubt war. Er bat Luther um ein Darlehen zur Reise in seine Heimath. Luther war in großer Verlegenheit; er selbst hatte sich gänzlich ausgegeben, und erst vor wenigen Tagen war er, da eine ähnliche Bitte ihm vorlag, Käthe über ihre Spinde gegangen und hatte das Pathengeld der Kinder einem armen Vertriebenen geschenkt. Indessen Hilfe mußte geschafft werden; er ging an einen Wandschrank und nahm einen silbernen Becher, den ihm der Kurfürst einst verehrt, heraus; den sollte der Mann bei einem Juden zu Gelde machen. Da dieser sich entschieden weigerte, Luthern dieses werthvollen Geschenkes zu berauben, so drückte der Doktor mit einem raschen Griff den Becher zusammen und sagte: so, nun

ist es kein Becher mehr, nun ist es nur elendes Silber; er nützte mir ja so nichts, ich hatte ihn im Schranke stehen; was kann ihm besseres widerfahren, als daß er einem Christenmenschen in seinen Nöthen dient. Nehmt ihn, guter Freund, und thut, wie ich euch heiße. Damit zwang er die Gabe dem Bittenden auf und drängte ihn fast mit Gewalt aus der Stube.

Dann kam ein Mönch, der seiner evangelischen Ueberzeugung wegen aus dem Kloster entwichen war, und sich nun von seiner Hände Arbeit ernähren wollte; Luther hatte für ihn einen Brief an einen befreundeten Buchdrucker in Nürnberg geschrieben, worin er ihn bat, den Mann in seine Werkstatt aufzunehmen; er händigte ihm denselben mit einer schon bereit liegenden Gabe zur Reise ein. Weiter kam eine Frau, deren Mann wegen Jagdfrevel im Gefängniß lag; Luther hatte für sie ein Schreiben an den betreffenden Edelmann verfaßt, dem Manne seine Strafe zu erlassen. Kaum war diese fort, so trat ein Vater mit seinem etwa zwölfjährigen Söhnlein herein, ein ehrsamer Bürger eines nahen Landstädtchens. Herr Doktor, hub er an, ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit, um mir Euren Rath zu erbitten. Dieser mein Sohn hat zu keiner Hanthierung Lust; dagegen liegt er den ganzen Tag über den Büchern, ich glaube fast, der Satan hat es ihm in den Kopf gesetzt, daß er studiren will. Was soll ich machen? Ein Handwerk muß der Bube lernen, denn das Studiren kostet viel Geld, und wer weiß, ob etwas aus dem Jungen wird. Seid so gut und setzt dem Burschen den Kopf tüchtig zurecht, daß er Gehorsam lernt.

Luther sah sich erst lange den Vater und den Sohn an. Der erstere schien ihm ein Mann zu sein, der wohl etwas an den Sohn wenden könnte; der letztere hatte ein aufgewecktes, kluges Gesicht, etwas sehr Festes und Entschlossenes, aber auch Scheues und Verschlossenes im Wesen. Dann sprach er mit großem Ernst: Die Sache, mein lieber Freund, muß reiflich überlegt werden. Ehe man ein Kind zum Studiren lässet, muß es zuvor geprüft werden, ob es auch die rechten Gaben hat und ob es ein wohlgerathen Kind ist, das Fleiß und Eifer zeiget. So müssen wir Euren Sohn erst von verständigen Leuten gehörig untersuchen lassen, und das soll geschehen.

Luther fuhr eifrig fort, dem Vater die Pflichten der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder einzuprägen und dessen Eigensinn zu beugen, da öffnete der Famulus die Thür und meldete, daß die gelehrten Herren Hieronymus Schurff, Caspar Cruciger, Melchior Kling, Philippus Melanchthon und Justus Jonas angelangt seien, um mit Luther ein dringendes, vom Kurfürsten Johann von Sachsen gefordertes Gutachten über die Beschickung des Concils zu berathen.

Also, mein guter Freund, wandte sich Luther an den Bürgersmann, so viel ist geredet, wenn euer Sohn es mit dem Studium im Ernst meint und die Gaben dazu hat. Das können wir aber in dieser Stunde nicht ausmachen, und so bitte ich euch, seid heute mit eurem Söhnlein mein Gast. — Herr Hieronymus Besold erhielt den Auftrag, die Beiden in das Wohnzimmer hinabzuführen und sie einstweilen mit dem Nöthigen zu versorgen.

Die gelehrten Doktoren aber setzten sich nun zusammen und nahmen das von Luther bereits entworfene Schreiben an den Kurfürsten vor; es dauerte nicht lange, denn es handelte sich nur um eine Schlußberathung und um die Unterschrift.

Unter diesen Beschäftigungen war es Mittag geworden; der Doktor lud sie alle zur Tafel und ging mit ihnen in das Wohnzimmer hinab. Dort hatten sich indessen die andern Geladenen versammelt. Da war Dr. Bugenhagen, der Maler Lukas Cranach, Ambrosius Bernhard mit seiner Frau, der von Luther oft erwähnten Muhme Lene, und die beiden Verleger Luther's, die Drucker und Buchhändler Georg Rhaw und Johannes Luft.

Die Herren vertheilten sich in Gruppen zu vertrautem Gespräch, Luther setzte sich mit dem Bürgersmann in einen Sitz der Fensternische und redete über die Sache, in der sie unterbrochen worden waren, weiter mit ihm. Das Söhnlein langweilte sich indeß in dieser ihm völlig unbekannten Gesellschaft, und dehnte sich aus einer Ecke in die andere. Frau Käthe brachte jetzt den stattlichen Wildschweinsbraten, den die Fürsten von Anhalt gesendet, auf den Tisch, wo er verlockend dem Knaben in die Nase dampfte. Als Käthe den Rücken gewendet und er sich von den in eifrigem Gespräch begriffenen Herren unbemerkt glaubte, wischte er aus seiner Ecke hervor und machte sich darüber, die braune Haut, die ihm in die Augen stach, bedächtig abzuziehen und zum Munde zu führen. In diesem Augenblick bemerkte ihn Luther. Nun, mein Freund, rief er plötzlich lachend, indem er den Vater auf den Schlecker aufmerksam machte, seht doch, da ist das Räthsel gelöst, wozu euer Söhnlein Lust und Geschick hat, wenn es mit dem Studiren nicht geht. Sehet, wie kunstmäßig er dem Schweinebraten die Haut abzieht; wenn alle Stricke reißen, könnt ihr ihn zum Gerber in die Lehre geben. Der erschrockene Bürger fuhr auf das hoffnungsreiche Früchtchen los, um ihm das Handwerk zu legen; dieses aber hatte sich, da es sich entdeckt sah, schleunigst wieder in seine Ecke geflüchtet. Der Vater war ganz außer sich und wollte, indem er tausend Entschuldigungen stammelte, sich mit seinem Söhnlein aus dem Staube machen; Luther aber beschwichtigte ihn und hieß

ihn bleiben. Der Bursche werde wohl Hunger spüren, gehe es ihm doch selbst nicht besser, und das sei ein Zeichen, daß es Zeit sei, zu Tische zu gehen. Seine liebe Hausfrau habe ihm schon mit den Augen gewinkt und sei begierig, daß man ihrer Kochkunst die gebührende Ehre erweise.

So strömte denn, als der Ruf erscholl, die ganze große Tischgesellschaft zu allen Thüren herein und pflanzte sich andächtig hinter die Stühle, erwartend, daß der Hausherr das Tischgebet spreche. Liebe Freunde, hub Luther an, wir haben heute so lange auf das Essen gewartet, daß das kürzeste Tischgebet das beste ist. Lasset sehen, wer vermag es am kürzesten im Gratias zu sprechen? Da ließ sich Dr. Bugenhagen's kräftige Stimme vernehmen, er sprach in seinem plattdeutschen Mutterdialekte: „Dit und dat, Trocken und natt, Gesegn' uns Gatt," d. h. Dies und das, Trocken und naß, Gesegn' uns Gott. — Ei, Dr. Pommer, sprach Luther lächelnd, ihr habt ganzer neun Worte gebraucht; was gilt's, ich thu's mit zwei Dritttheilen; und betete: Christus Jesus sit potus et esus (Christus Jesus sei uns Speise und Trank). Vermags etwa einer noch kürzer, der sage seinen Spruch.

Ich kann euch den Sieg nicht lassen, sprach da Dr. Philippus Melanchthon; ich denke, ich thu's mit einem Dritttheil eurer sechs Worte; und faltete die Hände und betete: Benedictus benedicat, d. i. der Gesegnete segne es.

Mein lieber Philipp, rief der Doktor, du hast, wie immer, den Preis davon getragen. Kürzer und besser, denn du, schreibt, spricht und betet mir Keiner. Und nun, liebe Gesellen, lasset uns wacker zugreifen, und sehen und schmecken, wie freundlich der Herr ist und wie gut meine Käthe gekocht hat.

Die Gäste lachten und folgten wacker der eben erhaltenen Mahnung. Während der Mahlzeit kam das Gespräch auch auf die Kunst des Predigens. Luther setzte ihnen in seiner deutlichen Sprache die Regeln und Grundsätze auseinander, nach welchen er seine Predigten einrichte. — Befragt, ob er nicht diese Regeln in ein fein, kurz Sprüchlein zusammenfassen könne, antwortete Luther, warum nicht? Es lautet: G e h' f l u g s h i n a u f, t h u ' s M a u l a u f, h ö r' b a l d w i e d e r a u f. Oder also: Zu einem Prediger, wie ihn die Welt itzt haben will, gehören sechs Stücke: 1) Daß er gelehrt sei; 2) daß er eine feine Aussprache habe; 3) daß er beredt sei; 4) daß er eine schöne Person sei, die die Mägdlein und Fräulein lieb können haben; 5) daß er kein Geld nehme, sondern Geld zugebe; 6) daß er rede, wie man's gerne hört. Wer's also hält, dem wird der große Haufe wie Wasser zufallen. Zu einem rechtschaffenen Prediger nach dem Herzen Gottes aber gehören neun Stücke: 1) Daß er fein richtig und ordentlich lehren könne; 2) soll er einen feinen Kopf haben; 3) wohl beredt sein; 4) soll er eine gute Stimme haben; 5) ein gutes Gedächtniß; 6) soll er wissen aufzuhören; 7) soll er seines Dinges gewiß und fleißig sein; 8) soll er Leib und Leben, Gut und Ehre daran setzen; 9) soll er sich von Jedermann lassen vexiren und geheien.

Als einer der Gäste die Bemerkung machte: in der Kirche höre man immer nur dasselbe, die Prediger sollten auch kleine Veränderungen einbringen, — sagte Luther lachend: Das gemahnt mich an einen guten Gesellen, der mir einst dasselbe sagte. Es war ein Baccalaureus, frisch aus dem Ofen. Den ließ ich einst predigen und ging mit ihm in die Sakristei. Herr Doktor, sagte er, es ist ein Fehler, daß wir in der Kirche immer beim Alten und Hergebrachten stehen bleiben; die Leutlein müssen sehen, daß wir weiter kommen. Warum lesen wir den Text aus dem Buch? Wäre es nicht besser, wir sagten ihn frei aus dem Gedächtniß her; würden da nicht die Leute sich verwundern und sagen: Sehet, der kann die Bibel auswendig! Das ist ein rechter Mann! — Mein lieber Gesell, sagte ich zu ihm, das sollt ihr hübsch lassen bleiben. Der Knecht ist nicht über seinen Meister. Nun lesen wir in den Evangelien, daß unser Heiland in der Synagoge, als er seine Predigt anhub, sich das Buch reichen ließ, und las seinen Text aus Jesaia. Damit ging ich in meinen Predigtstuhl und ließ ihn allein. Siehe da, als mein Baccalaureus auf die Kanzel kommt, sehe ich, daß er die Bibel in der Sakristei gelassen hatte. Und er hub nun an, seinen Text frei aus dem Gedächtniß zu sagen: Ich bin ein guter Hirte. Weiter aber kam das Männlein nicht, hatte den Text richtig vergessen. Wieder hub er an: Ich bin ein guter Hirte, und blieb wiederum stecken. Das dritte Mal winselte er mit kläglicher Stimme: Ich bin ein guter Hirte, und konnte wieder nicht weiter. Da überlief mir die Galle; ich stand in meinem Stuhle auf und sprach zu ihm: Du bist ein gutes Schaf; für deinen Fürwitz bist du gestraft; steig nur herab! Das ließ er sich nicht zweimal sagen, lief flugs herab und verbarg sich in der Sakristei. Ich aber holte mir die Bibel und legte den Leuten den Text aus.

Unter solchen Gesprächen war das Mahl vorgeschritten, und zum Schlusse brachte Käthe noch eine Schüssel mit Hechten, Schmerlen, Forellen, Kaulbärschen und Karpfen.

Als das Mahl beendet war, forderte Luther seinen Freund, den Sangmeister Walther, auf, mit den Tischgenossen und den Kindern eine Motette zu singen, und die Alten sangen herzhaft mit. Dann gab er seinen Tischgenossen

den Auftrag, in den Hof zu gehen und die Kegelbahn herzurichten. Eine solche ließ er öfter nach Tisch herstellen, um sich eine heilsame Bewegung nach dem Essen zu machen; er pflegte dann selbst den ersten Schub zu thun. Als sie auf diese Weise sich weidlich tummelten, kam plötzlich eine stattliche Schaar von Studenten im vollen Ornat mit einer Fahne angezogen, um die Professoren und namentlich Luther zu der Depositionsfeierlichkeit abzuholen, zu welcher sie ihr Kommen zugesagt. — Das Deponiren war eine auf allen deutschen Universitäten gebräuchliche Sitte; die frisch angekommenen Studenten wurden in scherzhafter Weise gleichsam aus Thieren zu Menschen gemacht, d. h. aus dem Gebiete der ungebildeten rohen Masse in das der gebildeten und feinen cives Academici versetzt, nachdem sie zuvor ein ebenfalls meist scherzhaftes Examen vor dem Depositor bestanden. In dem vorliegenden Fall sollten zwei reiche junge Adelige aus Franken deponirt werden.

Nachdem die Ceremonie ihr Ende erreicht, brachten die Studenten Luthern und seine Gäste nach Haus, dann gingen jene in ein nahes Dorf, wo der Absolvirschmaus stattfinden sollte.

Luther bat nun seine Gäste, sie möchten sich in den Garten begeben, den er vor dem Elsterthore besaß, dort wollten sie den Abend gemeinsam verleben. Er selbst müsse erst noch mit Jonas ein armes Beichtkind, das allerlei Anfechtungen habe, besuchen und trösten, dann werde er auch sogleich nachkommen.

So geschah's. Nach diesem seelsorgerlichen Besuch machte sich Luther mit Justus Jonas auf, den Freunden in den Garten nachzugehen. Als sie kaum durch das Elsterthor gegangen waren und die Mauern der Festung hinter sich hatten, sprach sie ein Bettler um eine Gabe an. Luther reichte ihm sein Scherflein; auch Justus, der etwas sparsam war, zog den Beutel und suchte lange darin herum, bis er den passenden Pfennig fand. Er gab ihn dem Bettler mit den Worten: wer weiß, wie und wo Gott es mir einmal wieder giebt! Als sie einige Schritte gegangen waren, hub Luther lachend an: „Ei, lieber Juste, hätte ich doch nicht gedacht, daß du ein so alter grauer Heuchler seiest. Thust als ob der liebe Gott dir dein Almosen wieder geben müßte und weißt doch, daß du es nur ihm wieder giebst; hätte er dir's nicht zuerst gegeben, wie wolltest du dem ärmsten Bettler ein Scherflein reichen? Und du giebst doch nur von deinem Ueberflusse; tausendfach hast du's gewonnen, und machst ein Geschrei, wie eine Henne, wenn sie ein Ei gelegt, daß du ein Tausendtheil wieder abgiebst." — Justus Jonas war seines Freundes Rippenstöße schon gewohnt und nahm sie geduldig hin, ohne daß die Freundschaft getrübt ward, und so kamen die beiden, als schon der laue Sommerabend hereinbrach, in Luther's Garten an. Hier brachte der Doktor gern seine Abende im Kreise seiner Familie zu. Sie fanden die Gesellschaft bereits beisammen; die Kinder tobten in den Kiesgängen und auf den Rasenplätzen umher; die älteren Frauen saßen theils vor dem Häuslein, theils hatten sie sich auf dem Rasen gelagert, oder schritten in lebhaftem Gespräch auf und ab.

Es dauerte nicht lange, so rief Frau Käthe zum Abendessen, es war indeß unmöglich die ganze zahlreiche Gesellschaft auf einmal an einem Orte zu bewirthen, und so vertheilten sie sich essend und plaudernd durch den ganzen Garten, wo jeder ein Plätzchen fand. Nur die älteren, angeseheneren Gäste fanden sich auf dem Rundtheile vor dem Gartenhäuschen zusammen. Das Mahl sowie der übrige Abend verliefen in gewohnter Weise unter ernsten und scherzhaften Reden, Luther mußte viel erzählen und that sein Bestes, die Gäste ehrlich auszuhalten. Unterdeß war die Nacht hereingebrochen; Dr. Martin ließ einige Windlichter anzünden, und forderte Freund Walther auf, noch mit den Sängern ein Abendlied zum Besten zu geben. Dieser war gar willig dazu, und bald tönte ein Psalm, von den geübten Stimmen gesungen, in die laue Nacht hinaus.

Ganz unerwartet hatten sich zahlreiche Zuhörer eingefunden. Ein langer Zug mit Fackeln nahte sich durch das Universitätsholz dem Garten; es waren die von ihrem Schmause heimkehrenden Studenten. Als sie den Gesang hörten, hielten sie an der Thüre still und bildeten mit den Fackeln einen Halbkreis. Und als der Psalm verklungen war, stimmten sie ein kräftiges Gaudeamus igitur an. Als sie geendet, trat Luther hervor und bedankte sich für den freundlichen Gruß. Darauf ordnete sich der Zug; sie nahmen den geliebten Lehrer mit seinen Gästen in die Mitte, und in solchem Geleite kehrte die Festgesellschaft in die Stadt zurück.

Damit schließen wir die Skizze eines Tages aus Luthers Leben. Die geschichtlichen Thaten des Reformators sind wohl allen bekannt; diese kleinen Züge seines Privatlebens wollen aus Quellen gesammelt sein, wie sie nicht Jedermann zugänglich sind.

Augenzeugen über das Erdbeben auf Ischia.

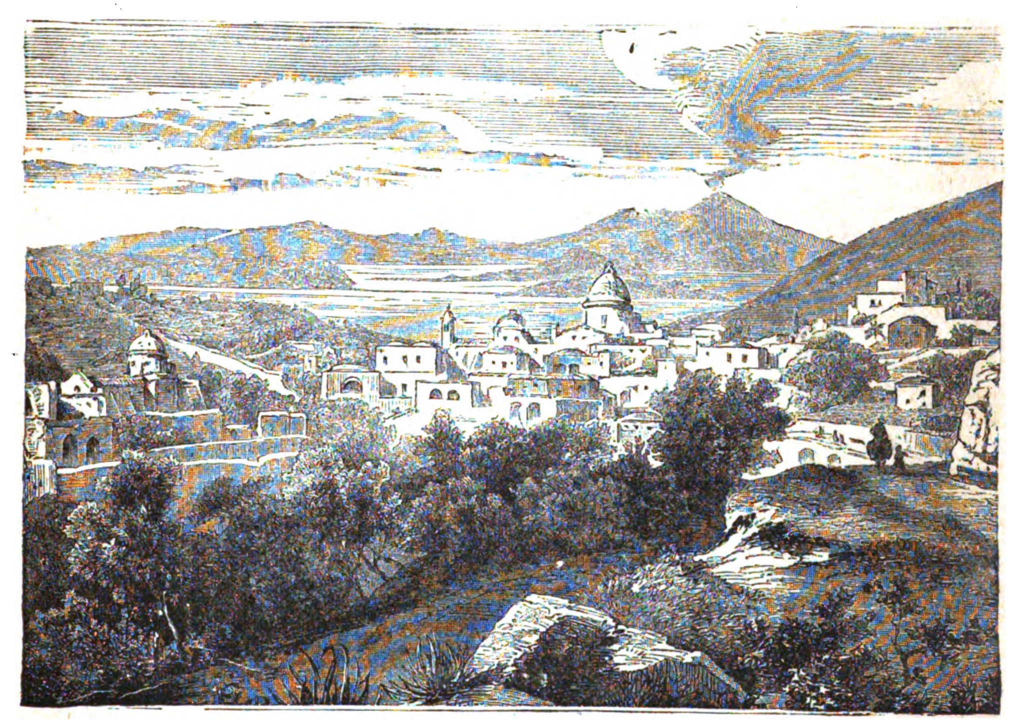
Von Opusculum.

Vor einiger Zeit brachten die Zeitungen telegraphische Nachrichten über das schreckliche Erdbeben, das auf Ischia, einer kleinen, südwestlich von Neapel gelegenen und wegen seiner Bäder berühmten und viel besuchten Insel, stattgefunden.

Seither fand das noch fürchterlichere Erdbeben auf der Insel Java statt, bei welchem 80,000 Menschen umgekommen sein sollen.

Was es um ein solches Erdbeben ist, wie ohnmächtig der Mensch diesen unterirdischen Gewalten gegenüber dasteht, um wie viel schreckhafter solches „Zürnen der Erde“ ist, als Feuers- oder Wassersnoth, und wie unberechenbar die Rettung, dafür liefern die jetzt vorliegenden Angaben geretteter Augenzeugen neues Beweismaterial.

Mitten in den Vergnügungen des Abends, oder im Schlaf, oder indem Schlaflose noch einen Spaziergang unter Italiens wolkenlosem Himmel machten, wurden die Ahnungslosen vom Tode überrascht. An Warnungszeichen hatte es zwar nicht gefehlt. Einige Tage vor dem Unglück waren manche Quellen plötzlich versiegt, die Dämpfe aus den Heilbrunnen stiegen heißer auf, als sonst, und leichte Erdbewegungen wurden verspürt. Aber das Menschenkind ist ja immer so sicher! Und die Einwohner, welche jene Zeichen wohl wahrnahmen, schwiegen, weil sie die Fremden nicht erschrecken wollten. Nur wenige der erfahrenen Badegäste verließen auf jene Mahnungen hin die Insel.



Ansicht der Stadt Casamicciola auf Ischia vor dem Erdbeben.

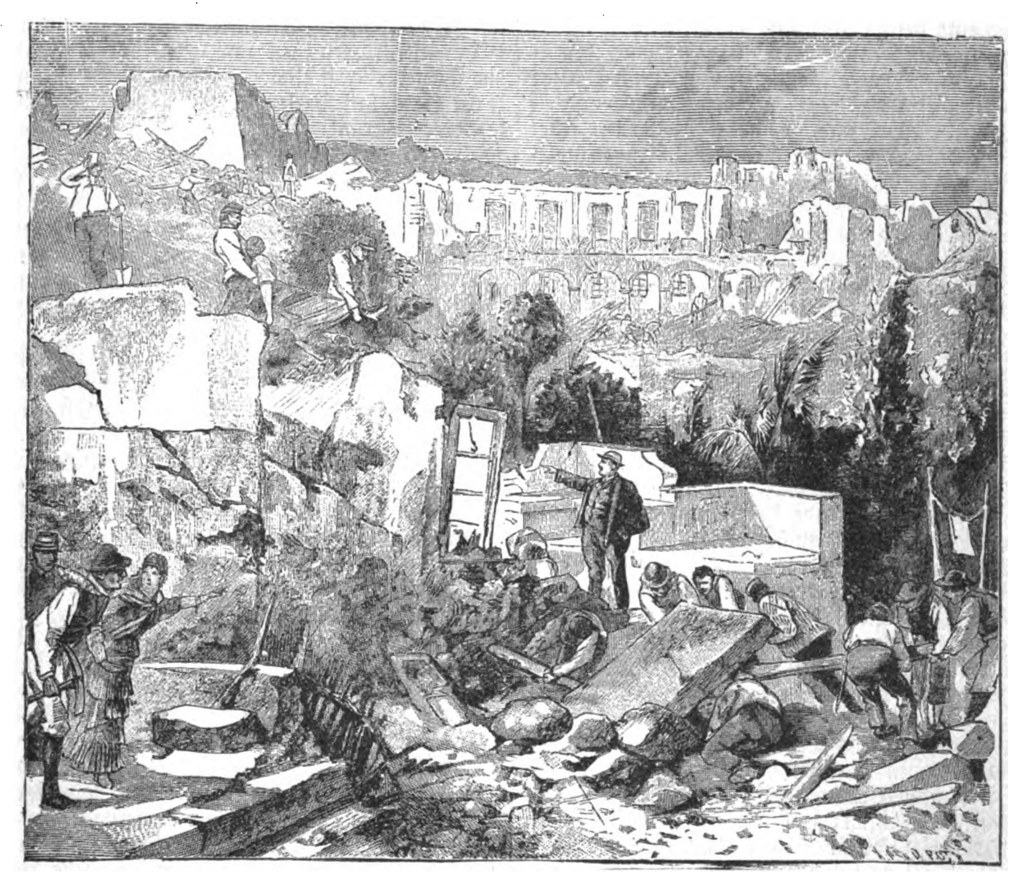
Die Katastrophe brach also unversehens herein und eine Augenzeugin, eine Württembergerin, welche mit ihrem leidenden Sohne auf Ischia weilte, schreibt über ihre Erlebnisse in jener Schreckensnacht:

„Ich saß mit mehreren Freunden auf der weiten Terrasse im heiteren Gespräch, die Sterne leuchteten uns, im übrigen hatten wir kein Licht. Mein Sohn, dem die Luft auf Ischia so wohl gethan, lag in seinem Zimmer im festen Schlaf. Plötzlich hörten wir etwas, was ich nicht beschreiben kann, es klang wie der Donner unzählbarer



Das Erdbeben auf Ischia.

Kanonen, zu gleicher Zeit gerieth das Haus in Bewegung, zuerst hob es sich, senkte sich mit Stöhnen, Aechzen und Krachen, und dann hatte ich das Gefühl, als wenn Alles im Kreise herum gewirbelt würde, rechts und links neben mir krachten und stürzten die Häuser. Es war plötzlich stockfinstere Nacht, kein Himmel, kein Meer zu sehen, nichts, gar nichts, die Luft voll von dichtem, feinem Staub, der auf uns nieder und Strümpfe im Schutt stecken. Ich rief den Namen meines Sohnes und erhielt keine Antwort, ich tastete mich vorwärts, allein fand Alles voll Schutthaufen. Was war aus meinem Sohne geworden? Unterdeß hatte der Himmel eine düsterrothe Farbe angenommen und im Halbdunkel tastete ich nach der Treppe. Diese war mit Schutt bedeckt, und mit Lebensgefahr ging und kroch ich niederwärts, bis ich



Das Erdbeben auf Ischia. — Ausgrabung von Verschütteten in Casamicciola durch Soldaten.

regnete und uns zu ersticken drohte. Alle Anderen stürzten nieder, nur ich blieb an die Wand gelehnt sitzen und hatte halb die Besinnung verloren. Als ich zu mir selber kam, fühlte ich mich festgebunden und bemerkte, daß mein halber Körper in Schutt und Steinen begraben war, im Uebrigen fühlte ich keine Verletzung. Eine wunderbare Ruhe kam über mich, obgleich von allen Seiten, unter mir, über mir, Jammergeschrei und Hilferufe ertönten. Ich begann mit großer Anstrengung mich aus dem Schutt zu befreien, welches mir in Zeit von einer Stunde gelang. Dabei blieben aber Schuhe endlich den festen Boden erreicht hatte. Der weite Platz am Meere war aber gänzlich mit scharfem Schutt und Geröll bedeckt und ich war barfuß. Da kam mir mein Umschlagetuch gut zu statten, ich legte dasselbe immer wieder vor mich hin, um meine schmerzenden Füße darauf zu setzen, bis ich endlich das Meer erreichte. Ich war mit Staub bedeckt, Augen und Mund voll Staub, gierig trank ich einen Schluck Seewasser, und dann fiel ich kraftlos nieder. Was war aus meinem Sohn geworden? Ich sah mich um nach Hilfe und erblickte in meiner Nähe unsern Diener, bat ihn flehentlich, nach meinem Sohn

zu gehen, aber er weigerte sich im Hinblick auf die Lebensgefahr. Endlich erbarmte sich meiner ein Barkenführer. Derselbe ging hinauf und brachte mir die Kunde: Ich habe mit Ihrem Sohn durch die Thür gesprochen und er hat mir geantwortet: Ich befinde mich unversehrt in meinem Bett, möge es nur meiner Mutter wohl gehen! Gleich darauf kam Dr. M. und erkannte mich. Ich sagte ihm von meinem Sohn und seiner gefährlichen Lage. Er antwortete: Ich will ihm helfen, und eilte davon. Bald darauf kam er wieder und legte meinen Sohn, den er unter Lebensgefahr aus dem trümmerhaften Hause getragen hatte, an meiner Seite nieder nieder. Was mit meinem Sohn in jener Schreckensstunde geschah, ist wunderbar zu erzählen. Er hat in seinem Schlaf von jenen entsetzlichen Sekunden nichts gemerkt, nichts von dem grauenhaften Getöse gehört, er hat nicht die geringste Verletzung davongetragen."

Der Kranke berichtete folgendes: „Als ich aufwachte, fand ich meine Augen voll Staub, ebenso meine Decke und fühlte mit den Händen an der Seite meines Bettes Balken und groben Schutt. Da dachte ich, das Haus müsse eingestürzt sein, auch hörte ich von allen Seiten Hilfegeschrei und entsetzliches Jammern. Ich rief nach meiner Mutter, aber erhielt keine Antwort. Um mich hatte ich keine Angst, dachte nur an meine Mutter und befahl uns beide in Gottes Hand. Dann lag ich still und ruhig, bis Dr. M. mich an's Wasser trug."

Wir lassen nun seine Mutter weiter erzählen: „Am Ufer wurde die Zahl der dem Tode Entronnenen immer größer, viele derselben waren nur nothdürftig bekleidet, viele trugen nur ein Hemd, viele hatten Verletzungen und waren wie durch ein Wunder, auf dem Wege zur Marine, über Schutt und Trümmer kletternd, vor den einstürzenden Mauern bewahrt geblieben. In der Nacht war es ungewöhnlich kalt, man kauerte dicht bei einander auf dem feuchten Ufer, ein spärliches Licht und willkommene Wärme gaben einige Scheiterhaufen aus zusammengelesenem Holz. Das Geschrei der Verunglückten ertönte fort und fort, es klang, als wenn winselnde und heulende Thiere sich aus aller Welt auf diesem Platz zusammengedrängt hätten! Dr. M. eilte fort, um nach Kräften zu retten, er hat die ganze Nacht gearbeitet. Endlich graute der Morgen. Unsere Augen richteten sich auf das Meer, endlich sahen wir Hilfe erscheinen. Um 9 Uhr Morgens am Sonntag kam der erste Dampfer, der uns arme, hilflose Flüchtlinge aufnahm."

So weit die schlichte Erzählung aus dem Munde der genannten Mutter.

Wer die Bauart und Einrichtung der Häuser auf Ischia kennt, kann sich unschwer eine Vorstellung von dem machen, was im Moment des Erdbebens geschah und geschehen mußte. Die Zimmerböden sind fast überall Steinwölbungen, die Fußböden nie Holz, sondern Steingetäfel. Im Moment des Erdbebens wichen dieselben, die Häuser stürzten in sich zusammen, alles zerschmetternd. So geschah es z. B. in dem Salon der Piccola Sentinella mit seiner frohen Gesellschaft. Dort sind die Lebenden auf der Stelle erschlagen. Als man die Todten fand, saß vor dem Pianoforte der todte, jugendliche Klavierspieler, das Notenbuch aufgeschlagen. Zerschmettert, entstellt, zerrissen und zerfleischt sah man die Todten; auf einer reich gekleideten Frau, deren Hals mit Perlen geschmückt war, lag ein schwerer Schrank. Die Mauern der Hotels und zahlreicher Villen auf Ischia sind von enormer Stärke und tief aus dem Boden aufgemauert. Im Jahre 1881 scheinen sie der Schutz gewesen zu sein. Die meisten Häuser sind dagegen mit leichten Mauern gebaut, oft von beträchtlicher Höhe. Hier sind meistens auch die Mauern eingestürzt und haben viele von denen, welche auf der Straße waren, erschlagen.

Wie bei dieser Katastrophe überall noch in Häusern befindliche Personen unversehrt geblieben sind, ist den Geretteten selbst ein Räthsel.

Wir erwähnen nur einige Fälle von denen, welche Augenzeugen mittheilten. Eine im Bett liegende Frau ist mit demselben mehrere Stockwerke hinuntergestürzt, ohne verletzt zu werden; ein Mann, gleichfalls im Bett, sieht den Fußboden in die Tiefe sinken, allein das Bett bleibt auf einem Rest des Fußbodens stehen. Dr. M. weiß nicht, wie er aus dem Hause gelangt ist, ihm war es, als würde er aus dem Fenster geschleudert. Ein Mann blieb wohlerhalten auf der Thürschwelle des Zimmers im oberen Stock stehen, während rechts und links alles in den Abgrund stürzte. Die Wiege eines Kindes mit letzterem darin fand man unversehrt nach vierundzwanzig Stunden auf einer Cisterne stehend. Manche verdanken ihre Lebensrettung den allergeringfügigsten Umständen. Die Familie des Direktors P. befand sich bei der Katastrophe im Salon des Hotels, Vater, Mutter, zwei Töchter, Schwiegertochter mit ihrem Kind wurden in die Tiefe geschleudert, und unter dem Schutt begraben, die jüngste Tochter macht im selben Moment einen Sprung nach dem Fenster und sieht sich dort von Schutt und Balken fest umringt. Sie hört aus der Tiefe noch lange die Stimme ihres Vaters, dann sein Röcheln und dann Todtenstille. Ihr selbst gelingt es, einen Arm frei zu machen, die Manschette zu lösen und mit derselben zu winken, so ward sie gerettet. Eine in Neapel ansässige deutsche Familie befand sich im Säulenhof eines Badeetablissements, wo glücklicherweise der Boden im Jahre 1881 mit eiser-

nen Klammern versichert war. Die ganze Nacht haben sie in Mitten eines Walls von Trümmern zugebracht. Am Morgen sind sie mit Mühe und Lebensgefahr über Trümmer, Todte und Verwundete hinweg geklettert. Dabei gelang es ihnen, einen Verwundeten zu retten. Das im bereits erwähnten Theater befindliche Publikum gelangte unversehrt ins Freie. Der betreffende Schauspieler kam am andern Morgen im Gewand des Pulcinello in Neapel an.

Das Rezept zu einer glücklichen Ehe.

Von Kamilla.

Aber Tantchen, wie kann man nur einen Mann heirathen, den man nicht genau kennt! Da hat sich Elise Schmidt mit dem Baumeister Heller verlobt und hat ihn nur ein paarmal gesehen. Wie lange kenne ich schon meinen Heinrich! Ich weiß aber auch, ich werde glücklich mit ihm sein, er ist ein Engel!"

„Nun, nun, Kind, ich zweifle gar nicht an deinem künftigen Eheglück, es mag angenehmer sein und ein Mädchen wird lieber in den Ehestand treten, wenn es des Verlobten Temperament und Eigenschaften schon ein wenig studirt hat, bevor es auf ewig mit ihm verbunden wird, aber eine Garantie für eine glückliche Ehe bietet eine lange Bekanntschaft nicht, dies Glück beruht auf etwas ganz Anderem. Als ich noch in der Brüdergemeine wohnte" — —

„Ach Tantchen, dort werden die Brautpaare zusammengeloost, nicht wahr?"

„Thorheit, Kind! In der Brüdergemeine hat, wie überall, ein jeder junge Mann das Recht, die Braut zu wählen. Allerdings kommt es dort noch jetzt öfters vor, daß ein Missionar, der einige Jahre in einem fernen Lande unverheirathet, gleichsam auf Probe war, wenn er dann die Erlaubniß zu seiner Verheirathung erhält, die Missionsdirektion ersucht, ihm „wegen Mangel an Damenbekanntschaft" eine Braut zu erlesen. Die „Brüder" des Missionsvorstandes halten dann Umschau unter den Töchtern des Landes, wählen eine ihnen passend scheinende Jungfrau und gebrauchen das Loos, d. h. sie bitten in ernstem Gebet Gott, seinen Willen offenbaren zu wollen, ob sie dieser Schwester den Heirathsantrag machen sollen oder nicht. Darauf wird das Loos gezogen; fällt die Antwort bejahend aus, so wird der betreffenden Jungfrau der Antrag gemacht, es steht ihr indeß frei, denselben abzulehnen, sie kann ungezwungen handeln. Eine solche Heirathsgeschichte wollte ich dir eben erzählen. Als ich noch in der Brüdergemeine wohnte, lernte ich einen alten ehrwürdigen Missionar und seine Gattin kennen. Es waren gar liebe Leutchen. Ich sehe sie noch vor mir, er, eine untersetzte rüstige Gestalt mit dem Sammtkäppchen auf dem weißen Haar, das freundliche Mütterchen neben ihm. Wenn man von Heirathsgeschichten redete, erzählte der alte Herr gar zu gern seine eigene Geschichte.

„Ich ward," so berichtete er, „sechsundzwanzig Jahre alt, als Missionar zu den Eskimos nach Labrador geschickt. Das Eingewöhnen dort ward mir nicht leicht; das rauhe Klima, die konsonantenreiche, schwer zu erlernende Eskimosprache, das stumpfe unreinliche Volk, bereiteten mir manche Noth. Dazu die Sehnsucht nach der Heimath — einmal nur im Jahr, im August, kommt das Missionsschiff und bringt Nachricht aus Europa und trägt im Spätherbst Grüße zurück. Nach vier Jahren hatte ich mich eingelebt in den neuen Verhältnissen. Da erging von der Missionsdirection die Anfrage, ob ich mich verheirathen wolle, ich solle eine Braut bestimmen. Ich schrieb zurück: Ich trüge kein Bild im Herzen, es seien mir alle Töchter des Landes gleich, ich bäte die Brüder eine Braut für mich zu wählen, die zu meinem Alter und Temperament passe und praktisch tüchtig sei. — Der Brief ward kouvertirt und fortgeschickt. Einige Stunden darauf befiel mich eine merkwürdige Unruhe. Du hast geschrieben, fiel mir ein, es sind dir alle gleich und plötzlich stand das Bild einer Jungfrau vor meinen Geistesaugen, die ich bei einem Besuch in K. gesehen. Diese Schwester, obgleich ganz manierlich anzusehen, hatte mir einen unangenehmen Eindruck gemacht. Wenn es nur diese nicht wäre, seufzte ich auf. Thorheit, schalt ich, wie sollten die Brüder gerade diese für mich wählen? Doch die Unruhe blieb. Was war zu thun? Das Boot mit meinem Brief war fort. Man denke sich meine Lage. Ein Jahr lang in Spannung zu leben, wer die Braut sein wird. Ich empfahl dem treuen Herrn der Welten, welcher alle Wege seiner Kinder zum Besten lenkt, meine Angelegenheit und traute ihm zu, daß er Alles wohl machen werde. In einsamen, bangen Stunden regte sich im Innersten indeß immer

wieder der Wunsch: wenn's nur diese nicht wäre!

„Der lange Winter verging, der Sommer kam und mit ihm die Nachricht: das Missionsschiff ist da. Klopfenden Herzens rüstete ich mich, die ankommende Braut zu bewillkommnen. In Begleitung eines Kollegen, der ebenfalls seine Braut erwartete, fuhr ich in einem Boot nach dem Schiff. Als wir uns demselben näherten, sahen wir Leute auf dem Verdeck, unter ihnen — mein Herz drohte zu zerspringen — jene von mir so ungewünschte Jungfrau. Aber noch war Hoffnung, sie konnte ja die Braut meines Kollegen sein! Der von Europa zurückkehrende Missionar, der dort zur Erholung gewesen war, übernahm die Vorstellung. „Deine Braut, lieber N.," sprach er und führte mir die unliebsame Jungfrau zu. — —

So weit pflegte der alte Herr seine Geschichte zu erzählen, dann rief er fröhlich: „Mutterchen, erzähle weiter!" „Nun ja," ergriff die freundliche Matrone das Wort, „ich wohnte im Schwesternhause zu K. und erhielt, als ich fünfundzwanzig Jahr alt war, von der Missionsdirektion den Antrag, mit dem Missionar N. in Labrador in den Ehestand zu treten. Ich entsann mich, diesen Mann einst bei einer mir bekannten Familie getroffen zu haben, doch war diese Begegnung viel zu flüchtig gewesen, um einen Eindruck zu hinterlassen. Nach manchem Ueberlegen nahm ich endlich den Antrag an, dabei denkend: Es kommt wohl von Gott. Ich gewann sogar Freudigkeit, nach dem öden Labrador zu ziehen. Nach einem schweren Abschied von der Heimath reiste ich nach London und segelte von dort aus mit dem Missionsschiff ab. Die Seereise währte ungewöhnlich lang und mit Freuden erblickte ich endlich die Labradorische Küste. War das Land gleich ein ödes, meine Heimath sollte es nun werden und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft an der Seite eines treuen Mannes belebte mich. Etwas bang ward mir dennoch, als ich den „fremden" Bräutigam nahen sah. — Die peinlich verlegene Szene der gegenseitigen Vorstellung war vorüber; ich erwartete einige freundliche Worte aus dem Munde meines Verlobten zu vernehmen, aber finster blickte er mich an, murmelte unverständliche Reden wie: „Nachher erklären, entschuldigen."

„Im Missionshaus angelangt, wurden wir Verlobten allein gelassen und mein Bräutigam erzählte mir nun ohne Umschweife von seiner Abneigung gegen mich und seinen Kämpfen; daß ich dennoch seine Braut geworden sei, sehe er als Gottes Fügung an; er wolle mir ein getreuer Ehemann sein, ich solle nur Geduld haben. Dann bat er in inbrünstigem Gebet Gott den Herrn, daß er uns die nöthige Liebe zu einander verleihen möge und verhindere, daß menschlicher Eigensinn uns trenne, welche Er so wunderbar zusammengeführt. Drei Tage nach meiner Ankunft wurden wir ehelich mit einander verbunden." —

Leuchtenden Auges hatte der alte Herr zugehört. „Und Mutterchen," unterbrach er jetzt sein Frauchen, „sag', waren wir nicht die glücklichsten fröhlichsten Eheleute?"

„Ja," erwiderte die Alte, „und wir sind es noch. Eine harte Schule für mein stolzes Herz war dieser Anfang unseres Ehestandes indeß doch, aber sie trug segensreiche Früchte. Ich war damals gar zu sehr überzeugt, alle die guten Eigenschaften zu besitzen, welche einen Mann glücklich machen. Nun mußte ich demüthig um die Liebe meines Mannes werben, lernte mein leidenschaftliches Wesen in Zucht nehmen und wenn mir die Kraft dazu fehlte, so erbat ich sie mir von oben. So ward ich friedvoll und glücklich."

„Siehst du, Kind," sagte das Tantchen, „da hast du das Rezept zu einem glücklichen Ehestand. Die Leutchen ruhen längst auf dem schattigen Gottesacker zu N., ihr Andenken wird noch heute geehrt. Wie hat dir aber diese Geschichte gefallen?"

„O sehr gut," erwiderte die Nichte, „aber lieb ist mir's doch, daß ich meinen Heinrich schon so lange kenne — die arme Schwester in Labrador!"

„Ist auch schöner so. Wenn du aber später verheirathet bist, der erste Glückseligkeitsrausch vorüber sein wird und die Zeit einer gewissen Ernüchterung eintritt, wird es dir vielleicht vorkommen, als wäret ihr beide, du und dein Heinrich keine Engel. Dann mache es wie die Schwester, suche dir ein stilles Kämmerlein — dies Mittel hilft allerwegen!" (Daheim.)

De Joggeli.

(Nach Züricher Mundart.)

S'ist trurig, wie's dem Joggli gaht,
Wil er, wie's schint, nüd dütsch verstaht.
Es Wörtli, das mer zunem seit,
Ist grad, als hetts de Wind furt treit.

De Joggli brucht sie Ohre nie,
Es ist zum Lache-n-öppedie.
Hüt schickt-e-d' Muetter zur Frau Bas,
De Joggeli gaht und holt es Glas.

De Vatter hät gern Rauchtuback,
Da holt de Joggeli en Sack.
De Vatter ist gli bsunne gsi
Und steckt zur Straf' de Joggeli dri.



De Nachber tritt zum Joggeli zue
Und seit: De chönnt'st mer öppis thue.
Gang hol mer Zitig uf der Post,
De Joggeli bringt e halbi Most.

Der Lehrer möcht spaziere gah,
Und häd sin Stock diheime gla,
Seh Joggli gang und hol min Stock,
De Joggli geht und bringt en Rock.

Si Muetter ist am Choche gsi,
Da fehlt e-r-e es Ei debi.
Sie seit zum Bueb: Gang hol es Ei,
De Joggli geht und bringt en Stei.

So macht's de Joggeli alli Tag,
Wil er uf d' Lüt nüd lose mag.
De Joggli git kein rechte Ma,
Wenn er nüd besser lose cha.

B.

Ein sinniges Hochzeitsgeschenk.

Ein vornehmer Herr hielt einst Hochzeit und hatte dazu neben vornehmen Gästen auch den Dorfschulzen, einen schlichten, aber feinen und christlichen Mann, geladen. Nachdem nun die vornehmen Herren viele köstliche Gaben, der eine diese und der andere jene überreicht hatten, kam zuletzt auch der Schulze daher, brachte eine kleine Kapsel und sagte: „Mein Großvater selig hat einst den Holländern gedient und mir dies Andenken hinterlassen. Das gebe ich Ihnen, lieber Herr, an Ihrem Ehrentage, brauchen Sie es in Gesundheit, und der barmherzige Gott wolle Sie Seine Weisheit lehren!" — Als nun der Herr die Kapsel aufmachte, fand er darin eine silberne Münze, wie sie die Holländer einst hatten schlagen lassen, um den Frieden mit den Engländern zu erhalten. Auf der einen Seite war ein Joch Ochsen abgebildet mit der lateinischen Umschrift, die in deutscher Uebersetzung etwa lautet: „Mit einander sind wir stark"; auf der andern Seite ein paar irdene Töpfe, die auf dem Meere schwimmen, daneben wieder ein paar lateinische Worte, die zu deutsch etwa heißen würden: „Wider einander gehen wir in Scherben." Das zeigte der Graf seiner jungen Frau und sagte: „Ei sieh', mein Kind, wir haben heute manche feine Gabe bekommen, doch hat der Bauersmann uns wahrlich nicht die schlechteste gegeben!" — Die Nutzanwendung mögen sich die geneigten Leser, die bald in den heiligen Ehestand treten wollen oder bereits eingetreten sind, selbst machen und — darnach thun!

Wer ist der Glücklichste?

Als der berühmte, aber in seinen späteren Lebensjahren so unglückliche italienische Dichter Tarquarto Tasso im Jahre 1570 als 26jähriger Mann am französischen Hofe weilte, fragte ihn eines Tages der König Karl IX.: „Tasso, wer ist nach Eurem Ermessen der Glücklichste?" Ohne sich zu besinnen, antwortete der Dichter: „Gott." — „Das weiß wohl jeder," erwiderte Karl, „aber nach dem Himmel sollte meine Frage nicht gehen. Ich meinte vielmehr: wer außer Gott und nach ihm?" — Wiederum ohne Zögern antwortete der Dichter: „Wer Gott am ähnlichsten geworden ist." — Gar fein, dünkt es uns, hat der berühmte Sänger des „befreiten Jerusalem" geantwortet. Hat nicht auch der Heiland gesagt: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen"? Reinigkeit des Herzens ist Gottähnlichkeit; je reiner das Herz, um so ähnlicher ist es dem Vater im Himmel; wer aber Gott schaut, der hat die Summa aller Glückseligkeit.

Ein Gang durch die schweizerische Landesausstellung zu Zürich.

Von Dr. A. Sulzberger in Frankfurt a. M.

Die schöne Limmatstadt, auch schweizerisches Athen genannt, erfreut sich ihres klassischen Bodens, ihrer reichen Kunstschätze und wissenschaftlichen Institute und besonders ihrer prachtvollen Lage wegen je länger je mehr eines starken Fremdenbesuches. Dieses Jahr aber ist der Zug von Fremden und Einheimischen nach Zürich ein außergewöhnlich großer, so daß oft die Gasthöfe die Fremden kaum unterbringen können. Die Ursache dieser starken Frequenz zu erfahren, braucht man nicht weit zu gehen, denn sie bildet seit einigen Monaten das Tagesgespräch und gehört es zu den Dingen, die sich bei jedem Schweizer so zu sagen von selbst verstehen, nämlich die Landesausstellung zu besuchen.

Seit der Pariser und Londoner Weltausstellung folgten eine Menge internationaler und nationaler Gewerbe- und Kunst-Ausstellungen. In diesem Jahre finden außer der genannten nicht weniger als drei solcher Ausstellungen zu gleicher Zeit statt: die Hygiene-Ausstellung zu

Berlin, die internationale Colonial-Ausstellung zu Amsterdam und die internationale Kunstausstellung zu München.

Vor 26 Jahren (1857) war die dritte schweizerische Ausstellung in Bern in einem einzigen Gebäude untergebracht, heute nimmt sie als die vierte einen Raum ein, welcher etwa der Hälfte desjenigen gleichkommt, den die Wiener Ausstellung eingenommen hatte. Was kann denn die kleine Schweiz gegenüber jenen gleichzeitigen Ausstellungen noch Nennenswerthes bieten, womit es die Aufmerksamkeit der Fremden erregen und fesseln könnte? Und doch bringen Extrazüge von allen Richtungen außer Schweizer, Deutsche, Italiener, Franzosen, Engländer und sogar Amerikaner herbei, die einen oder mehrere Tage dem Besuche der Landesausstellung widmen. Wie beinahe jedem Besucher, so erging es auch mir, daß ich bei meinem Gang durch dieselbe gerne alle meine Freunde bei mir gehabt hätte; da dieses selbstverständlich nicht möglich war, so möchte ich den werthen Lesern von Haus und Herd, unter denen ja auch viele Schweizer sind, etwas von diesem Stück vaterländischer Kunst und Industrie mittheilen.

In der nächsten Nähe des stattlichen Bahnhofes flattern an hohen Masten bunte Wimpel und von den Giebeln der Ausstellungsgebäude wehen Fahnen mit dem Schweizerwappen und laden jeden Ankommenden freundlich ein, seine Schritte der zwischen der Limmat und Sihl gelegenen kleinen Halbinsel zuzuwenden, welche von dem Flusse Sihl durchschnitten ist. Von alten, herrlichen Bäumen beschattet und inmitten schöner Rasenplätze stehen die beiden großen Ausstellungsgebäude; schon von weitem hört man das fröhliche Treiben und summt es um die Hallen und in denselben wie ein Bienenschwarm. Wir treten erwartungsvoll durch einen flaggengeschmückten Bogen in die Maschinenhalle, zwischen den Pfeilern stehen schmucke Schweizerhäuschen für die Wachtposten. Hier sind die Rohprodukte und deren erste Verarbeitung zur Schau gestellt. Davon ist u. A. der Asphalt vom Val de Travers zu nennen, weil er nach dem Urtheil von Sachkundigen in seiner Qualität von keinem andern übertroffen werden soll. Ebenso sehenswerth ist eine reiche Sammlung von Asbest und die daraus gefertigten Manufakturen, sowie der berühmte Thonschiefer, welcher zur Dachbedeckung das schönste Material und der lernbegierigen Jugend eine unzählige Menge von Schreib- und Rechentafeln liefert.

Wenn Etwas Geschmack haben soll, dann darf das Salz nicht fehlen und so lieferten die Salinen von Bex und dem Rheine ihre Produkte. Daß unser Land diese nothwendige Würze nicht entbehrt, beweist die Rheinsaline, die so ergiebig ist, daß sie allein die ganze Schweiz mit Salz versehen könnte. In der Halle und auf den freien Plätzen finden sich zahlreiche Arbeiten in Cement. Die mehr als Jahrtausende alten Bauwerke der Römer sprechen noch heute nicht allein für die Bedeutung und den Werth dieses Bindemittels, sondern auch, daß sie dasselbe zu benutzen verstanden. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kam dasselbe wieder in Anwendung und bildet heute einen ganz bedeutenden Handelsartikel, in dessen Bereitung und Verarbeitung seit einigen Jahren die Schweiz vom Ausland nicht mehr übertroffen wird. Hier erhebt sich eine große Säule von diesem, dem Zahn der Zeit so erfolgreich widerstehenden Material, da betritt man einen Mosaikboden, dessen Zeichnung unverwüstlich sein soll, und dort erblickt man einen Bogen, welcher trotz seiner gewaltigen Belastung nicht zusammenstürzt. Wahrlich, ein schätzbares Material für unsere an luftigen Spekulationen sonst so reiche Zeit.

An die Rohstoffe reihen sich die Baumaterialien. Die reiche Sammlung vom harten Urgestein bis zu den weichen Gebilden der Melasse und der Kreide, von Granit, Alabaster, Jurakalk, Sandstein, Schiefer, Nagelfluh &c. von andern zeigen, daß die Schweiz buchstäblich steinreich ist. Unter diesen Steinarten trägt unstreitig der antike Marmor von Saillon-Saxon (Wallis) mit seiner prachtvollen Zeichnung und Färbung in Weiß und Grün den ersten Preis davon. Am Rande der Maschinenhalle steht ein Vestibül in altdeutschem Geschmack mit einem altarartigen Tische, einer Gewölbethür, einer Nische, einer Geländertreppe und einem hohen Kamin aus den verschiedenen Bausteinen errichtet in ausgezeichneter Bearbeitung und prachtvoller Politur. Daneben befinden sich stylvolle Sculpturarbeiten vom Hause Doret von Vevey (Waadtland), welches sich durch seine Kunstprodukte eines Weltrufes erfreut. — Während hier der todte Stein durch seine künstlerische Verarbeitung zu seiner vollen Geltung kommt, so wird andern Orts der lebendigen Pflanze ihr Recht, indem der ganze Ausstellungspark mit duftenden Blumenbeeten bedeckt ist, die mit ihrer Farbenpracht und durch ihre geschmackvolle Gruppirung unser Auge ergötzen und eine angenehme Abwechselung bieten. In einer geschmackvollen Rotunde der Maschinenhalle ist ein Wäldchen von Cypressen und Nadelhölzern angelegt, auf dessen grünem Moosboden Kränze und Bouquets gelagert sind.

Die Thonwaarenfabrikanten nehmen unter den Ausstellern eine ehrenvolle Stelle ein. Vom einfachen Küchengeschirr bis zur eleganten Vase, vom flachen, kunstlosen Gefäß bis zum farbenreichen, mit allerlei Figuren gezierten ist eine reiche Collection vorhanden. Einer dieser

Thonkünstler ist an Ort und Stelle und verfertigt auf seiner Drehscheibe vor den Augen der aufmerksamen Zuschauer aus einem formlosen Stück Thon eine Menge der verschiedensten Gefäße. Während ich der kunstgeübten Hand zuschaute, wie sie so geschickt den Ideen des Meisters Form zu geben verstand, wurde ich unwillkürlich an das Wort Pauli (Röm. 9, 26) erinnert, wo er von dem Hoheitsrecht des Schöpfers spricht, den Menschen nach dem Maß seiner Weisheit und Güte verschiedene Gaben auszutheilen und ihnen verschiedene Stellungen im Leben anzuweisen. Das einfache kunstlose Gefäß kommt in einem weisen Haushalt ebenso gut wie das kunstvollste an seinen rechten Platz und zu seiner rechten Verwerthung, desgleichen jeder Mensch, welcher sich von der Hand seines Schöpfers nach seinem h. Willen bilden läßt. Die kurz zugemessene Zeit drängte mich aber meine theologischen Betrachtungen abzubrechen und meine Wanderung fortzusetzen. — Im Ofenbau macht sich wieder die alte Kunst geltend, wie sie seiner Zeit speziell in Winterthur blühte.

Es sind gar gemüthliche Kameraden, diese alten, grünen Kachelöfen mit ihren plastischen Verzierungen und historischen Bildern, die sich dem kindlichen Gemüth und Gedächtniß viel lebendiger einprägen als oft durch einen trockenen Geschichtsunterricht. Mit ihren breiten Stufen und Bänken laden sie die Hausbewohner im Winter gar freundlich zum warmen Abendsitz und Plauderstündchen ein, so daß ein solcher Ofen Vieles von den alten Zeiten erzählen könnte, wenn sie die Kunst des Sprechens verstünden. Nur einer hat einmal ein böses Spiel verrathen, weil ihm ein gescheidter Junge in Luzern den Mordplan schlechter Gesellen geklagt hat; ob er noch antiquarisch zu haben ist, möchte ich bezweifeln, wo sonst er noch hie und da dieselben Dienste thun könnte.

Uner den Erzeugnissen der Metallindustrie zeichnen sich u. A. gewaltige Kasseschränke aus, ihre geheimen Riegel und unerbrechlichen Schlösser sind ganz genial angebracht und sichern dem besorgten Eigenthümer seine goldenen, silbernen und papierenen Schätze vor Feuer und Diebshänden; solche Kunstprodukte sind aber trotz der Kunst und des vorhandenen Reichthums ein Testimonium paupertatis für unser civilisirtes Geschlecht. — Unter den Gußstahl- und Weichgußartikeln nehmen die Fabrikate von G. Fischer aus Schaffhausen eine hervorragende Stelle ein; diese Firma liefert einen Stahl von so vorzüglicher Qualität, wie er selbst in England nicht besser gefunden wird.

Die Maschinenausstellung beweist glänzend, daß die Schweiz trotz ihrer Armuth an Rohstoffen und der sie einengenden Zollschranken im edlen Wettstreit mit andern Nationen in mehr als einer Richtung sich zu den höchsten Stufen emporgeschwungen hat. Während das plätschernde Wasserrad im stillen Thale in der Mühle noch immer seine guten Dienste thut, setzt die Turbine die mächtigsten, eisernen Schwungräder und durch diese eine Unzahl anderer Räderwerke in den Fabriken in Bewegung. Der Turbinenbau hat deshalb in der Schweiz, welche über so zahlreiche Wasserkräfte zu verfügen hat, eine große Bedeutung gewonnen. Unter den Dampfmaschinen ziehen besonders zwei nicht allein durch ihre Dimensionen, sondern auch durch präcise, kunstvolle Construktion und durch die Ruhe ihrer Bewegung die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich. Diese beiden Ventildampfmaschinen, die eine von Gebr. Sulzer aus Winterthur, die andere aus der dortigen Lokomotivefabrik, wurden an der letzten Pariser Weltausstellung mit zwei von den sechs großen Preisen prämiirt. — Ein großer Theil der Maschinen dient der Baumwollenspinnerei. Bei einer solchen vollständig aufgestellten, arbeitenden Maschine hat man Gelegenheit die ganze Verarbeitung des Rohproduktes zu betrachten; in einem eisernen Cylinder liegt die Baumwolle bis sie in rotirende Bewegung geräth und Anfangs zu lockeren Strängen, nach und nach aber zu dichteren und zuletzt zum festen Faden gezwirnt auf Spulen aufgewunden wird. — Neben der Baumwollenspinnerei steht die Seidenweberei, vorzüglich im Canton Zürich und Basel, oben an. Unter den ausgestellten Webstühlen sind vor Allem die weltberühmten mechanischen zu nennen. Höchst interessant sind die Stickmaschinen, welche vor 50 Jahren eingeführt wurden. An dem einen Ende des Webstuhles sitzt ein Arbeiter und fährt mit einer Art Storchschnabel (Zeichnungsinstrument) der an der Seite des Webstuhles aufgespannten Zeichnung nach, die ganze Maschine folgt jeder seiner Bewegung und webt auf diese Weise das vorgezeichnete Muster in den Stoff ein. Im Jahr 1882 standen in 13 Cantonen 14,883 solcher Stickmaschinen. Eine andere Maschine verfertigt mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit feine Strümpfe. — Eine riesige Papiermaschine liefert ein Papierband, mit dem man eine Strecke von circa 4 Stunden Länge bedecken könnte. — Die Wunder der Elektricität setzen auch hier durch ihre leuchtende und bewegende Kraft die Besucher in Erstaunen. Vorn in der Maschinenhalle ist eine dynamo-elektrische Maschine, welche als Elektricitätserzeuger dient und zugleich eine Maschine speist, die künstliches Eis fabricirt.

Obwohl ich kein Freund von maschinenmäßiger Arbeit bin und eine gewisse Abneigung besitze gegen das eiserne Getriebe einer absoluten Herrschaft, so hat nebst den genannten und den

vielen noch ungenannten ganz besonders eine Maschine mir die Ueberzeugung abgewonnen, daß der menschliche Geist auch auf diesem Gebiete in unserem Jahrhundert seine höchsten Triumphe in der Beherrschung der todten Materie feiert, ist es doch, als ob der Geist des Erfinders in seinem genialen Maschinenwerke verkörpert vor uns stände. Jene erwähnte Maschine, die von erstaunten Zuschauern immer belagert, ist eine Schraubenmaschine. Ueber der Maschine liegen in einer Art Hülse eine Menge kurzer, dicker Drahtstifte; sobald die Maschine in Bewegung ist, kommt eine Gabel und packt einige dieser Stifte so fest, daß keiner wieder entwischen kann, führt sie im nächsten Augenblick in das Getriebe des Räderwerkes, wo sie vor unseren Augen verschwindet, aber in ganz kurzer Zeit wird sie wieder sichtbar, zuerst mit einem Gewinde, dann mit einem Kopfe versehen; dann greift eine andere Gabel nach der fertigen Schraube und legt sie mit Ruhe im Triumph ganz graziös in ein nebenstehendes Gefäß, wo sich jede Secunde neue Kameraden ihr zugesellen.

Eine andere, auch für die nächsten Generationen und künftigen Geschlechter bedeutungsvolle Maschine ist diejenige, durch welche man sich eine Bahn mitten durch den granitenen Bergriesen St. Gotthardt gebrochen hat. Winzig klein erscheint diese Bohrmaschine im Verhältniß zu dem gewaltigen Gegner, den sie zu überwinden hatte. Mit kräftigem Ansatz beginnt sie an gewählter Stelle ihre Arbeit und hört nicht auf, bis sie ihren Stahl ganz tief eingebohrt hat; langsam, aber sicher dringt sie vorwärts in das Innere des Berges; kraft des Sprengstoffes erweitert sich ihre Bahn immer mehr, bis sie endlich das große Werk vollendet und auf der andern Seite des Berges angelangt ist im sonnigen Italien, wo am Tage der Eröffnung der Gotthardtbahn ein vielstimmiges Vivat Italia, Vivat Helvetia ertönte, und wir fügen hinzu Vivat Germania.

Es wäre noch Mancherlei und über mancherlei Abtheilungen aus dieser Ausstellung zu berichten. Das Obige aber genüge, um zu zeigen, daß diese Ausstellung bezüglich der Qualität und der Anordnung der ausgestellten Gegenstände selbst nicht hinter den Pariser und Wiener Ausstellungen zurückgeblieben ist.

Quellen.

Von Anna Dörr.

Bekanntlich ist dieses Thema alt; aber deßhalb ist es um nichts weniger lehrreich. Das Alte muß nachgerade nicht uninteressant sein. Alle Wahrheit ist alt, ewig wie die Ewigkeit; sie ist das Fundament, worauf die ganze Schöpfung sich gründet. Neue Wahrheiten giebt es nicht; die Philosophie mag zwar neue Seiten der Wahrheit entdecken, aber sie kann nie neue Wahrheit erforschen. Alle Wahrheit ist unaufhörlich, unveränderlich, ewig. Die Zeit mit ihren Veränderungen und Revolutionen verändert sie nicht. Sie ist immer jung und heute so mächtig als zu Anfang der Schöpfung.

Wir versetzen uns im Geiste weit hinüber an das westliche Ende unseres Continents, suchen in einem Gebirge eine reine, sprudelnde Quelle auf, schenken dem leisen Geplätscher des Wassers Gehör und lauschen seiner Erzählung, wie es sich in Gestalt eines Stromes den Hügel abwärts durch grüne Wälder und duftende Fluren windet. Gar manches Interessante könnten wir ohne Zweifel hier lernen, aber wir wollen unsere Aufmerksamkeit auf höhere, mehr geistige Quellen, die Quellen der Intelligenz und Tugend richten.

Rastloses Streben, Fülle und Gründlichkeit sind die Bedingungen für den, welcher hier thätig sein will. Dieselben auch nur einigermaßen zu erfüllen, kostet allerdings große Mühe und beharrlichen Fleiß.

Je tiefer wir aber in diese Quelle hinein schauen, um so mehr gewinnt sie an Interesse und Schönheit. Der Mensch trägt in sich die Quelle alles Guten und Bösen verborgen. Das Gefährlichste dabei ist, daß die Gedanken und Wünsche, welche in einem Menschenherzen entstehen, so sie böse sind, nicht nur den Betreffenden verderben, sondern auch einen großen Einfluß auf Solche ausüben, mit denen er in Berührung kommt. Ja, solcher Einfluß erlischt oft noch nicht, wenn der, welcher ihn hervorgerufen, auch nicht mehr ist.

Auch das Gute und Wahre stirbt nicht. Ein berühmter Schreiber sagt: „Es ist Nichts, nein, nichts Schönes und Gutes, das stirbt und vergessen wird." O, wenn die guten Thaten des menschlichen Geschlechts bis zu ihrer Quelle verfolgt werden könnten, wie schön würde sogar der Tod erscheinen; wie viel Wohlthätigkeit, Mitleid, Barmherzigkeit und reine Liebe würden ihren

Ursprung in einem Grabe finden! Nicht ein einziger Engel wird dem Himmel zugefügt, welcher nicht auf die, die ihn hier geliebt, einen segnenden Einfluß ausübt. Ein wahrer Christ ist im Leben nützlich, aber die „göttlichen Cedern" sind am meisten brauchbar nach dem Tode.

Luther ist todt, aber die Reformation lebt. Knox, Melvill und Henderson sind gestorben, aber Schottland behält stets seinen Sabath und christliche Bewohner, eine Bibel in jedem Haus und eine Schule in jedem Ort. Bunyan ist längst in der Ewigkeit; aber sein Einfluß wirkt immer noch im Leben Vieler in Gestalt seiner Pilgerreise.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß in den Herzen der meisten Menschen eine verborgene Quelle ruht, die in der Stunde der Versuchung immerdar droht, sie zu überwältigen. Diese Thatsache ist betrübend und doch hoffnungserregend. Der Gedanke daran mag uns in der Stunde der Gefahr stärken. Er warnt uns, daß wir im Leben nie sicher sind und es gelte, „Schildwachen der Wachsamkeit aufzustellen, und Wachfeuer des Gebets" lodern zu lassen.

Wer vermag die Macht für Gut oder Bös zu beschreiben, die ein einziger Satz, vom Ohre aufgenommener Satz, hervorrufen kann! Oder ist es möglich, die Gemüthsbewegungen, Vorsätze und Handlungen abzuschätzen, die in einem einzigen Worte ihren Ursprung haben mögen! Leichte und lose Worte mögen anfänglich als unbedeutend erscheinen, aber wenn es auch nur verhallende Worte sind, so gleichen sie doch den Staubfäden der Distel. Jedes Fädchen wird auf den Flügeln des Windes fortgeführt und trägt in sich den Keim der schädlichen Pflanze. Dagegen mag ein freundliches, gütiges Wort wie „Balsam" auf ein wundes Herz fallen und Früchte tragen, die erst in der Ewigkeit geerntet werden.

Jedes Menschen Herz mag zur Quelle aller Glückseligkeit werden. Je mehr sich der Mensch deßhalb selbst erkennt, und mit Gottes Hilfe zur echten Veredelung, zur Wiedergeburt kommt, desto reiner, edler und göttlicher werden auch die Handlungen, die aus dem Herzen entspringen, bis er im seligen Jenseits sich gänzlich verliert in der Quelle des ewigen Lebens.

Der Landwehrmann vor Metz.

Fedor von Köppen.

Mit finsterem Blick und gesenktem Haupt,
Entwaffnet, der Adler und Fahnen beraubt,
Gefangen, verfallen dem Kriegsgesetz,
Zieh'n achtzigtausend Franzosen aus Metz.

Umsonst gerungen, gehungert, gewacht,
Nun doch übergeben in deutsche Macht, —
Wohl traf sie das Schicksal mit manchem Schlag,
Heut' aber, heut' ist der schwerste Tag.

Kein Spiel ertönet, nicht Sang, noch Klang,
Sie schreiten zürnend die Straß' entlang,
Sie murmeln Flüche und knirschen die Zähn':
„Maudits Prussiens! - - Verräther Bazaine!"

Die wüste, verheerte Stätte dort,
Die war von vielen der Heimathort,
Sonst lag ein lachendes Dörfchen im Thal,
Jetzt starren die Giebel so öde und kahl.

Doch schau! wo am Firste der Erntekranz schwankt,
Da winkt noch ein Hüttchen, von Reben umrankt,
So still und so friedlich, von Menschen bewohnt,
Als hätte der Krieg just dies Fleckchen verschont.

Da blickt von der Laube mit Weinlaubdach
Ein rosiges Weib dem Zuge nach,
Ein Kind auf dem Arme, eins schmiegt sich ihr an,
Das dritte, das hält ein fremder Mann.

Im Zug ertönt ein Freudenruf laut:
„Mein Weib, lieb Weib! meine Kinder traut!"
Und von den Gefangnen springt einer herbei
Und herzt das Weib und die Kinder, die zwei; —

Doch wie er zum dritten sich neiget, alsbald
Gewahrt er den Fremden und wendet sich kalt:
„Wer ist's? Was will hier der fremde Gast?
Wes ist das Kind, das ihn schmeichelnd umfaßt?"

Der Fremde mißt ihn mit offenem Blick:
„Dein Gast bin ich worden durch Kriegsgeschick,
Du bliebest auch gar zu lange aus,
Da hütet' ich statt deiner das Haus.

„Denn als du warst von Gefahren umdroht,
Da rang dein Weib in Kindesnoth,
Da kam ins Haus dir der fremde Mann
Und nahm sich der anderen Kinder an.

„Und weil es hier vieles zu schaffen gab,
So nahm ich der Kranken die Arbeit ab,
Oft hab' ich auf Feldwach die halbe Nacht,
Die halbe bei deinen Kindern gewacht.

„Dein Haus und Habe blieb wohlverwahrt,
Gott schützte dir gnädig die Kindlein zart,
Dein Weib genas von Krankheit und Harm,
Dein Jüngstes hab' ich hier auf dem Arm." —

Da preßt es der andre mit inniger Lust
Zum erstenmal an die Vaterbrust,
Drauf drückt er dem Gaste so warm die Hand;
„Hab Dank, jetzt bist du mir wohlbekannt.

„Du warst mein Feind im umwölkten Thal,
Heut' hast du besiegt mich zum zweitenmal,
Du hast es tapfer und treu gemeint,
Gott segne dich, mein wackrer Feind!

„Horch, preußisch Kommando! hab' länger nicht Zeit,
Muß weiter nach Deutschland, Gott weiß wie weit,
Ade, lieb Weib und ihr Kinder gut,
Ich laß' euch in edler Feinde Hut!"

Er tritt in den Zug, sie marschiren hindann,
Nachblickt von der Hütte der Landwehrmann,
Von der Wange träuft ihm die Thräne lind, —
Er denkt ans eigene Weib und Kind.

(„Daheim.")

Auch eine wunderbare Fügung Gottes.

Bei dem vor einigen Wochen bei Kohlfurt stattgefundenen Eisenbahn-Unglück ereignete sich auch, wie uns ein Augenzeuge berichtet, folgende merkwürdige Begebenheit. Eine junge Frau hatte ihr kleines Kindchen in einem mit Betten wohl versehenen Korbe in einem Wagen vierter Klasse bei sich. Kind und Korb waren nach dem Unglück spurlos verschwunden. So viel auch die verzweifelnde Mutter, die übrigens unverletzt war, suchte und fragte, das Kind war nicht zu finden. So mußte wohl angenommen werden, daß dasselbe unter den Trümmern begraben liege.

Endlich schickte sich denn auch die Mutter blutenden Herzens an, den Schauplatz zu verlassen. Ein Arbeiter leuchtete ihr voran. Aber siehe da, als der Schein der Laterne in einen ziemlich entfernten Aschekanal fiel, da stand in demselben aufrecht und unversehrt der Korb, und in den Betten schlief das Kindchen so ruhig, wie an der Mutterbrust, und auch nicht eine Schramme war zu sehen. Da nicht anzunehmen ist, daß das Kind bei dem furchtbaren Anprall, mit dem es fortgeschleudert wurde, nicht erwacht sein sollte, so ist es wahrscheinlich, daß sein Geschrei in dem ersten Lärm ungehört verhallte und es sich dann in den Schlaf geweint hatte.

„Ein wunderlicher Zufall das!" spricht der Unglaube, wenn er solche Geschichten hört, deren Wahrheit nicht angezweifelt werden kann. Wir aber denken an das Wort: „Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen; daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest." Ps. 91.

Der Himmel wolle geben.

„Der Himmel wolle geben," oder: „wir können den Himmel nicht genug preisen," „das verhüte der Himmel," — wir hören solche Aeußerungen öfter bei Alt und Jung. Wer ist denn aber dieser Himmel? Ich weiß, daß Mancher sagen wird: Gott wohnt im Himmel, und da ist's ja ganz gleich, ob ich sage: „Gott" oder „der Himmel". Wenn nun mein Vater aber in der Oberstube wohnte, und statt zu sagen: „mein Vater," ich immer sagen wollte: „die Oberstube," so würde man mit Recht glauben, es wäre bei mir im Oberstübchen nicht recht richtig. Je lieber ich meinen Vater habe, je inniger mein Verhältniß zu ihm ist, desto weniger werde ich solche Worte brauchen, die es unerrathen lassen, daß ich ihn meine; habe ich ihn lieb, so muß ich sagen: mein Vater! der liebe Vater!

Es haben heutzutage viele Menschen eine ordentliche Scheu, von „Gott" zu reden. „Himmel," das geht schon eher, denn der Himmel ist keine Person, zu der ich in einer bestimmten Beziehung stehe, deren Strafe oder Zorn ich zu fürchten hätte; Himmel ist etwas so Nebelhaftes, Unbestimmtes, daß man sich dabei denken kann, was man will, oder sich auch gar nichts dabei zu denken braucht. Und wie zu Gott, so stehen wir zu Christum. Sie halten sich für Christen, weil sie — keine Juden sind; aber sie nehmen Anstoß daran, wenn auch nur der Name Christus oder Jesus ausgesprochen wird; sie umgehen es, wo es einmal unvermeidlich ist, und sagen: der Stifter unserer Religion. Gottesfurcht liegt nicht zum Grunde, aber — Furcht.

Treue wird allein gekrönt;
Uebe dich im Glaubensleben.
Von der Welt sei gern verhöhnt,
Weisheit laß Dir reichlich geben.
Zieh mich, Jesu! ganz zu Dir;
Alles, Alles bist Du mir.



→ Drei in Einem. ←

Von P. H.

Auch die Bilder im Buche der Natur können dazu dienen, die göttliche Wahrheit oft in eigenthümlicher Weise zu veranschaulichen, so daß sie für einen aufmerksamen und nachdenkenden Betrachter leicht verständlich und behältlich werden. Die ganze Welt ist ein Evangelium in Bildern: Der Himmel, das Meer, der Sand, die Blumen der Felder, das kleinste Insekt, das Sonnenstäubchen, Vögel und Heerden, Senfkorn und Sauerteig, Alles kann uns an irgend eine Lehre der heiligen Schrift mahnen. Aber um diese leisen Beziehungen und dunklen Erinnerungen zu verstehen und ihren verborgenen Sinn ans Licht zu ziehen, braucht es nicht blos eines sehenden Auges, sondern auch eines gläubigen Herzens.

In einem Wald zog letzten Sommer ein sonderbarer Baum meine Blicke und Gedanken auf sich, an welchem drei deutlich unterschiedene Stämme aus einer einzigen gemeinschaftlichen Wurzel sprossen. Unmittelbar aus der letzteren wuchs zunächst nur ein einziger hoher und dicker Stamm etwa bis auf 14 Zoll gerade empor, dann theilte er sich in drei besondere Stämme oder Bäume, jeder von eigenthümlicher Gestalt und mit seinen verschiedenen Aesten und Zweigen, wovon der eine in einer gewissen Höhe sich wieder spaltete und so die beiden andern umschlang und gleichsam fest wie in zwei ausgespannten Armen umschloß. Dieser merkwürdige Wuchs hinderte aber die natürliche Entwicklung nicht. Der Saft floß in regelmäßiger Weise durch den Baum, die Blätter zeigten ihre Knospen, die Blüthen kamen zur rechten Zeit und das grüne Laub deckte ihn im Sommer. Viele neugierige Zuschauer fanden sich ein, um dieses merkwürdige Naturspiel zu sehen, die meisten wohl ohne einen Sinn für die tiefe Idee, die sich bildlich darin darstellte: die eine Grundwurzel, die Liebe; die beiden Nebenstämme in ihrer gegenseitigen Verbindung und Anziehung, ihre schließliche Wiedervereinigung, ist das Alles nicht ein Sinnbild der heiligen Drei-Einigkeit?

So wird der Bibelkundige auch heute noch überall im Leben Dinge finden, die dazu dienen können, den Sinn einzelner dunkler Stellen zu erläutern, denn die Welt ist heute noch nicht viel anders als vor zweitausend Jahren, auch heute noch lehren uns die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache das herrliche Gottvertrauen, der Feigenbaum wächst noch ebenso wie früher und der Weizen trägt Aehren und Früchte. Insbesondere aber ist die durch die ganze heilige Schrift so oft vorkommende Zahl Drei eine symbolische oder mystische, d. h. eine solche, die einen besonderen verborgenen Sinn hat, der freilich dem oberflächlichen Leser und dem gewöhnlichen Verstand meistens entgeht. So finden wir sie schon im alten Testament: Moses wird drei Monate versteckt; die Bundeslade bleibt drei Monate im Hause des Obededoms; Elias beugt sich dreimal über den kranken Sohn der Wittwe, daß er wieder genese; Daniel knieete dreimal jeden Tag zum Gebete nieder; Jesus lag drei Tage lang im Grabe u. s. w. Auch im Reiche der Natur, namentlich in der Pflanzenwelt, wiederholt sich diese Zahl oft in einer so merkwürdigen, ja auffallenden Weise, daß das gläubige Gemüth darin leicht eine Anspielung auf einen tieferen Sinn, eine geheimnißvolle Beziehung auf die Drei-Einigkeit finden kann.

Ein Opfer der Leidenschaft.

Von W. Eßlinger.

(Schluß.)

Jakob war in größter Eile der nächsten Eisenbahnstation zugeeilt, die lange Stunden entfernt war. Es galt zu entwischen, ehe seine Abwesenheit auffiel. Er war nie vorher auf einer Eisenbahn gefahren, denn in seinem Dörfchen war sie nur dem Namen nach bekannt, nur Wenige hatten je eine solche gesehen und Ungeheures davon erzählt. Es war also kein leichtes Unternehmen, mit dieser Eisenbahn das Weite zu suchen. Doch in seiner Lage war keine Wahl übrig, es war das einzige Mittel, schnell und sicher zu entkommen.

Endlich erreichte er die ersehnte Station und kaufte sich ein Billet nach Stuttgart. Er mußte dort bis zum Abend warten, ehe er weiterfahren

konnte. So mußte er sich die Zeit auf bestmögliche Weise kurz zu machen suchen. Etwa ein Jahr vorher war er einmal in Stuttgart gewesen und hatte sich damals nicht genug wundern können über all die Schönheiten, welche ihm zu Gesicht kamen. Mit dem größten Interesse hatte er sich alles zeigen und erklären lassen von seinem dort wohnenden Vetter. Heute kam ihm alles so unheimlich vor, er fühlte sich durchaus nicht behaglich. Ueberdies mußte er sich vorsehen, seinem Vetter nicht in die Hände zu laufen. Er ging über den Schloßplatz und ehrfurchtsvoll an den Wachen vorüber. Denn was irgend einen Theil von einer Staatsuniform trug, flößte ihm Schrecken ein. Dann marschirte er weiter und bog in die Neckarstraße ein. Aber hier waren zu viele Menschen und weit durfte er nicht gehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen zu verirren, so bog er in die königlichen Anlagen ein. Lange suchte er nach Zerstreuung und fand sie nicht. Selbst der große Springbrunnen, vor dem er das letzte Mal staunend gestanden, hatte kein Interesse für ihn und die Goldfische, die ihn so entzückt hatten, erfreuten ihn nicht mehr. So trieb er sich meistens auf den am wenigsten frequentirten Seitengängen umher und setzte sich endlich nieder. Die Zeit wurde ihm entsetzlich lang. Ach, wie weit war es doch mit ihm gekommen! Langsam verging Minute nach Minute, ganz langsam ging die Sonne nach dem Westen. Da schwirrten ihm die Gedanken bunt durch den Kopf, doch wollen wir nicht ausplaudern, was er alles gedacht hat. Der Scharfsinn des geneigten Lesers kann sich das schon von selbst vorstellen.

Endlich kam der Abend. Jakob ging auf den Bahnhof und kaufte sich ein Billet nach Hamburg. Das war die entscheidende Fahrt, glückte sie, so war er sicher. Er setzte sich in die dunkelste Ecke eines Waggons und bald brauste der Zug davon, in die tiefe Nacht hinaus. Daß es finster war, mußte Jakob willkommen sein, denn so konnte man ihn wenigstens nicht beobachten. Und doch gerade in der Mitte des Wagens saß einer, der — so schien es Jakob wenigstens — fortwährend nach ihm herüber sah. Jetzt kam er sogar näher und setzte sich ihm gerade gegenüber. Jakob hatte die größte Mühe, seine Aufregung zu mäßigen. Kaum wagte er aufzusehen. Der Fremde schien endlich mit sich einig und fragte Jakob: „Ist Euer Name C. und seid Ihr aus Feuerbach?"

Jakob war durch diese Frage um Vieles ruhiger geworden und athmete erleichtert auf. Er war wenigstens der Gesuchte nicht.

„Nein, bin noch nie dort gewesen," war die Antwort und eben wollte er noch seinen Namen angeben, als ihm einfiel, das könnte am Ende üble Folgen haben.

„Nichts für ungut," fuhr der Andere fort. „Ihr seht einem Manne in Feuerbach sehr ähnlich, mit welchem ich früher oft zusammen kam."

Jakob athmete noch leichter auf nach dieser Erklärung und nickte, zum Zeichen, daß er die Frage nicht verüble. Der Fremde hätte nun gerne eine Unterhaltung mit ihm angeknüpft, aber ohne allen Erfolg, denn Jakob beantwortete seine Fragen nur kurz und ausweichend, oder auch gar nicht. Als der Zug wieder anhielt, stieg der Fremde aus und überließ Jakob seinen Gedanken.

So ging der Zug weiter und Jakob blieb in die Ecke des Wagens gekauert. Mußte er die Züge wechseln, so geschah das immer mit doppelter Angst. Denn er fürchtete schon die Verfolger, obgleich der zweite Tag seiner Flucht eben erst angebrochen war. Endlich nickte er während der Fahrt ermattet ein. Ein Schlaf konnte es nicht genannt werden. Bunte Bilder umtanzten ihn in seinen Träumen. Er ist in den Straßen Stuttgarts und hatte sich verirrt. Lange geht er umher und kann sich nicht zurechtfinden. Endlich findet er den Weg zur Königstraße und da wird es ihm plötzlich dunkel vor den Augen. Alles verschwimmt vor seinen Blicken. Er will weiter eilen und kann nicht, seine Glieder versagen den Dienst. Wie er gerade hinter sich sieht, gewahrt er einen Mann, der ihn forschend beobachtet. Aber er kann nicht entrinnen, so sehr er sich auch anstrengt. Plötzlich fühlt er sich gepackt — und jetzt erwachte er entsetzt und zitterte an allen Gliedern. Und da sah er den Condukteur vor sich, der nach seinem Billet fragte.

Wie war er doch so froh, daß es nur ein Traum gewesen war. Mit aller Macht sträubte er sich gegen den Schlaf, da die Träume so entsetzlich waren.

Endlich hieß es: „Hamburg! Alles aussteigen!" Der ersehnte Hafen war also erreicht und doch konnte Jakob dessen nicht froh werden. Es waren immer dieselben Gefühle, immer dasselbe Bangen. Wenn er auf dem Schiffe dem vielgepriesenen Lande der Freiheit zusteuere, hoffte er fröhlicher zu werden. Lange brauchte er nicht gerade zu warten auf die Abfahrt eines Dampfers. Aber die Frage war, was sollte er thun, wenn man seinen Paß verlangte? Wie leicht konnten da noch alle seine Hoffnungen zu nichte werden und er noch als Gefangener mit Schande beladen, die Rückreise antreten müssen. O, welche Sorgen hat ein so verirrter Mensch nicht, Tag und Nacht quälen sie ihn und rauben ihm alle Ruhe.

Zum ersten Mal in seinem Leben sah er das weite Meer vor sich. Der Wald der Masten machte ihn erstaunen. Das war doch ein ganz anderes Treiben, als daheim und alles fremd

und unbekannt. So lange er warten mußte, hielt er sich immer draußen am Hafen auf und sah den Matrosen zu, wie sie Fracht von und zu den Schiffen fuhren. Auf ihn, den Fremdling hatte Niemand Rücksicht. Da gab es Rippenstöße und Beschimpfungen der empfindlichsten Art. „Aus dem Weg, Bauer!" rief einer, der gerade mit einem Karren dem Hafen zufuhr. Jakob zuckte zusammen und ging aus dem Weg. In Hafenstädten werden ja überhaupt die Auswanderer so oft nur als eine Waare betrachtet und auch so behandelt. Nur die Dienstmänner und Hotelbesitzer sind höflich, wenn sie etwas dabei gewinnen können, aber auch nur dann. Andernfalls sind sie gerade die Unverschämtesten.

So empfindlich solche Behandlung auch zu Hause Jakob verletzt hätte, hier nahm er alles geduldig hin und war froh, als er endlich einmal an Bord eines Dampfers kam. Er ging hinunter zu den Cajüten des Zwischendecks und wie so unbehaglich kam's ihm da vor. Da waren so viele Gesichter, die er nicht kannte und er wußte kaum, ob er darüber froh oder traurig sein sollte. Und immer kam wieder die Furcht vor der Verfolgung. Er ging wieder zurück auf das Verdeck und sah nach dem Lande, wo eine gaffende Menge stand, eine Menge, die nicht dazu angethan war, den Abschiedsschmerz der Scheidenden mitzufühlen.

Das Schiff war zur Abfahrt bereit, die Matrosen lichteten die Anker und über alles hin tönten die Commandorufe des Kapitäns. Das Schiff schaukelte, die große, gewaltige Maschine regte sich, als die schrille Pfeife das Signal gegeben hatte. Alle Passagiere waren auf dem Verdeck und die Lieder der Matrosen verstummten, die vorher so lustig erklungen waren. Jakob sah starr nach dem Lande, das immer kleiner wurde und immer weniger sichtbar. Dort hatte er gehofft, seinen Gram zurückzulassen, aber er war mit ihm gegangen und jetzt quälte ihn düstere Verzweiflung. Der Verfolgung war er wohl entronnen und die Flucht ihm geglückt, aber alle Qualen in seinem Busen waren jetzt nur um so fühlbarer. Wo war noch Hoffnung für ihn!

Das Land war bereits außer Sicht, das Schiff schaukelte unaufhörlich und Jakob wurde mit vielen andern Passagieren seekrank. So wenig Gefahr diese Krankheit auch an sich selbst bringt, so entsetzlich scheint sie dem Kranken. Es scheint aber auch ganz besonders grauenhaft, auf dem Meer zu sterben und in den Wellen begraben zu werden. Nach vier Tagen war Jakob wieder im Stande, auf das Verdeck zu gehen, wo eine reinere Luft wehte, als da drunten im Zwischendeck. Doch welch' ein Anblick bot sich ihm dar! Ein fürchterlicher Sturm wüthete. Solch' ein Bild hatte er noch nie gesehen, nie sich vorzustellen vermocht. Haushoch thürmten sich die Wellen empor, um wieder zusammen zu stürzen oder sich am Schiffe zu brechen oder gar weit über das Schiff hereinzustürzen. Wenn der Mensch überhaupt noch Beweise der Stärke Gottes sehen will: hier findet er einen der sprechendsten. Auch Jakob empfand das. Doppelt elend kam er sich selbst vor, er war ja mit dem Schiffe ein Spielball der Wellen. Er kannte eben nicht den Trost, den ein wahrer Christ im Glauben und Vertrauen auf Gott findet. Der Gedanke an diesen allmächtigen und gerechten Gott konnte ihn nur erschrecken, er kannte ihn ja nicht als seinen Vater.

Jakob war immer sehr zurückgezogen und gar mancher der Passagiere konnte ihn nicht recht begreifen. Ein Landmann war er, das konnte man ihm wohl ansehen, aber sonst war auch nichts aus ihm herauszubringen, da er auf Fragen durchaus nicht einging, sich ihnen vielmehr so schnell als möglich entzog. So blieb er ein Fremdling und Sonderling bei den Mitreisenden. Auf einem Schiffe werden die Passagiere gar schnell miteinander bekannt und die Zurückgezogenheit muß da um so mehr auffallen. Verschiedene Ansichten wurden über ihn laut, aber Niemand hatte die richtige.

Dem armen Flüchtling war das ganze Treiben der Matrosen und Passagiere zuwider. Es war doch ein gar zu großer Unterschied zwischen diesen und seinen Mitbürgern in dem friedlichen Dörfchen, das er verlassen hatte. Wie leichtsinnig waren diese Menschen! Was ihm selbst bis jetzt als unantastbar heilig erschien, darüber wagten diese Possen zu reißen. Das natürlich nur, so lange keine Gefahr ist.

In derselben Cajüte mit Jakob befanden sich Menschen der verschiedensten Gesinnung. Da war ein ziemlich alter, sehr christlich gesinnter Mann, der eben noch einmal einen letzten Besuch in Deutschland gemacht hatte. Dort war ein lustiger Junggeselle, der schon viel gereist hatte und auch jetzt nicht zum ersten Mal über den Ocean fuhr. Hätte Jakob sich an Jemand anschließen wollen, so hätte er jedenfalls den freundlichen Alten gewählt. Da er aber nähere Berührung mit irgend Jemand vermied, konnte es nicht so weit kommen.

In einer Nacht nun tobte das Meer geradezu fürchterlich. Das Schiff war in der größten Bewegung. Jetzt wurden die Passagiere auf ihrem Lager auf diese, dann wieder auf jene Seite geworfen. Ueberall rasselte und polterte es; die Kinder fingen an zu weinen und auch die Alten bekamen Himmelangst. Jakob starrte verzweifelt in das Dunkel hinaus, denn nur draußen im allgemeinen Raum brannten zwei schwache Lichter. Der fromme Alte, der gerade neben Jakob sein Lager hatte, faltete die Hände

und betete leise, während er sonst die größte Seelenruhe bekundete. Jakob beneidete den Alten um sein Glück. Der lustige Junggeselle hatte oft geprahlt, daß er mit Gott und aller Religion längst fertig sei, alles als eitel Mährchen betrachte. Jetzt aber war ihm anders zu Muth. Kaum hatte der Sturm recht zu toben angefangen, als er mit der größten Angst sich draußen an einen Pfosten lehnte, denn sonst konnte er sich nicht halten. Dort stand er wie eine wahre Jammergestalt. Wie elend ist doch so ein leichtsinniger Prahlhans in der Noth. Da drängt sich ihm die schreckliche Gewißheit auf, daß es denn doch einen gerechten Gott geben müsse. — Sobald sich aber der Sturm legte, war auch der Ernst vorüber.

„Land! Land!“ ertönte es eines Morgens vom Verdeck her. Jakob wußte nicht recht, ob er sich darüber freuen sollte oder nicht. Wohl hoffte er drüben Ruhe zu finden, aber ach, diese Hoffnung war so schwach.

VIII.

Das ersehnte Land war also erreicht, aber nicht die ersehnte Ruhe gefunden. Die erste Frage war, wo sollte er sich hinwenden? Und schon diese erste Frage blieb unbeantwortet. So ging er mit dem größten Menschenstrom weiter und gerieth so in die große Hafenstadt New York. Aber was war da für ein Treiben! Nie im Traume hatte er solch eine Menschenmasse gesehen, nie ein so buntes Durcheinander. Es forderte in der That die größte Aufmerksamkeit seinerseits, daß er nicht überrumpelt wurde. Das war ihm natürlich bald überaus lästig und er suchte herauszukommen. Noch mehr ängstigten ihn die vielen forschenden Augen, die auf ihn gerichtet waren. Allerdings geschah das nur wegen seines Aussehens, woraus man sogleich auf den deutschen Bauer schließen konnte, er aber fürchtete einen ganz andern Grund.

Endlich gelang es ihm, in eine Seitengasse zu kommen, wo er sein planloses Wandern fortsetzte. Er mochte so vielleicht eine halbe Stunde gegangen sein, als er plötzlich eine Stimme neben sich hörte.

„Halloh, Landsmann! Seit wann seid denn Ihr hier?“ rief ihm Jemand zu. Als Jakob um sich blickte, sah er einen Mann neben sich, der ihn freundlich anlächelte. Er hatte diesen Menschen in seinem Leben noch nie gesehen, wie konnte er ihn nur so vertraut anreden. Und doch schien er ein feiner Herr zu sein. So dachte Jakob; ein Menschenkenner aber hätte anders gedacht, er hätte in den listigen Augen den falschen Fuchs erkannt und im ganzen Wesen einen von jener Sorte Menschen, die den Unwissenden und Unvorsichtigen zu übertölpeln suchen. Von dieser Klasse war nun dieser Mensch einer und hatte sich Jakob als Beute ausersehen. Dieser wußte ja nicht, daß es solche Menschen geben könne, davon hörte man in seinem Dorfe nichts. Der schlechte Kerl merkte wohl, daß er keinen üblen Eindruck auf Jakob gemacht hatte, und damit war ja das Spiel so viel als gewonnen.

„Sucht Ihr Arbeit?“ fragte er daher weiter. Als aber Jakob noch immer schwieg, setzte er hinzu: „Ich kann Euch dabei rathen, wenn Ihr es wünscht.“

Jetzt wurde es Jakob um ein Bedeutendes leichter, daran hatte er eigentlich noch gar nicht gedacht. Wenn er Arbeit hätte — und danach mußte er sich ja doch umsehen —, so verschaffte ihm das vielleicht Ruhe.

„Ich bin erst heut hier angekommen und kenne Niemand hier,“ sagte er endlich.

„Nun, dann will ich Euer Berather sein, denn allein kommt Ihr hier nicht durch. Ich will Euch zuerst in der Stadt herumführen und Euch dann Arbeit verschaffen. Kommt mit!“

Jakob zögerte nicht lange; denn das schien ihm ein durchaus glücklicher Zufall zu sein, daß er gerade mit diesem „Herrn“ da zusammenkam. So ging er mit dem vermeintlichen Freund weiter. Dieser suchte ihn auf's Beste zu unterhalten. Er erzählte von dem großen Reichthum, den sich hier einer leicht erringen könne, und daß er schon manchem neuen Ankömmling geholfen habe, es sei das überhaupt seine Lust. Solche Schwindler verstehen sich ja meisterhaft auf's Unterhalten.

„Wie wär's, wenn wir hier einkehrten, Ihr werdet wohl Hunger haben. Wir haben ja noch Zeit?“

Jakob hatte nichts einzuwenden, denn der vornehme Herr flößte ihm Respekt ein. So traten sie in eine der elendesten Kneipen New York's.

„Bring einmal ein gutes Dinner unserem Landsmann, er ist hungrig!“ rief er dem Mädchen zu, die pfiffig lächelte und nickte.

Es sah eigentlich durchaus nicht appetitlich aus in dieser Spelunke, aber auf die vielen Aufforderungen seines Begleiters hin sprach Jakob dem aufgetragenen Mittagessen zu. Jener schien durchaus freigebig zu sein, denn er ließ es an Bier nie fehlen und nöthigte Jakob wiederholt zu trinken.

Kaum hatte Jakob ein Glas getrunken, als er bereits Schwindel fühlte. Sein zweifelhafter Freund gab ihm den Rath, mehr zu trinken, dann werde ihm besser. Aber der Schwindel vermehrte sich und bald verlor Jakob das Bewußtsein. Was weiter mit ihm geschah, wußte er nicht.

Als er wieder erwachte, befand er sich in Arrest. Wie war er nur dorthin gekommen?

Er selbst wußte das nicht. Man hatte ihn in einer Rinne liegend gefunden und auf die Polizeistation transportirt. Sein Geld war fort und seine Kleider zerrissen. Die Sache konnte nicht lange ein Räthsel bleiben; er erzählte, wie er mit einem fein gekleideten Herrn in eine Schenke gekommen sei und dort plötzlich Schwindel verspürt habe. Der Polizei war mit dieser Erklärung die ganze Geschichte klar. Jener Kerl hatte ihn durch ein besonderes Mittel betäubt und dann beraubt und aus der Schenke geschafft. Man erklärte ihm, daß hier nichts gethan werden könne und entließ ihn, elender als je zuvor.

Da stand er also wieder auf der Straße, rathloser als gestern. Damals hatte er das Schreckliche seiner Lage noch nicht so tief empfunden, als jetzt. Seine größte Sorge war jetzt, so schnell als möglich dem geräuschvollen New York zu entfliehen. Geld hatte er nicht, das war ihm ja geraubt worden, so mußte er eben auf Schusters Rappen kutschiren und diese waren durchaus nicht mehr rappenähnlich. Niemand hätte jetzt noch hinter dem elenden Gewand den ehemaligen Bürgermeister von B. gesucht.

Während Jakob so weiter marschirte, trat ihm in hellen, klaren Bildern die Heimath vor die Seele. Da sah er seine Christine mit rothgeweinten Augen und die Kinder nach dem Vater fragen; ja ihm war, als müßte er hören, wie die Mitbürger mit Verachtung von ihm sprachen. Warum mußte er auch gehen! Hätte er nicht ebensogut bleiben können! Die Schande dort wäre jedenfalls nicht so schrecklich gewesen, als sein jetziges Schicksal. Er hätte sich ja durch ein rechtschaffenes Leben und Fleiß wieder emporarbeiten können. Jetzt war alles vorüber, alles verloren; warum war er auch so thöricht! — seine Christine hatte es doch immer am besten mit ihm gemeint. Wie konnte er auch so rücksichtslos gegen sie sein! Wird es ihm jetzt überhaupt gelingen, sein Leben noch mühsam zu fristen? An ein Emporkommen dachte er nicht im Entferntesten. Er wird wie ein Kain umherwandern und nirgends Ruhe finden, bis der Tod dem elenden Leben ein Ende macht und auch dann konnte er ja nichts besseres erwarten.

Solche und ähnliche Gedanken suchte er vergebens von sich zu weisen; und unter allem deutlich trat immer wieder sein unglückliches Weib und seine Kinder, die er Alle entehrt und in Schande zurückgelassen hatte, vor die Seele. Wohin er eigentlich ging, wußte er nicht, er ging eben immer weiter und weiter. Er konnte überhaupt keinen rechten Gedanken fassen, dazu schwirrte es zu sehr in seinem Kopf.

Die Sonne war bereits untergegangen, als er sich müde und matt in eine einsamstehende, alte Hütte schlich und dort bald in einen unruhigen Schlaf sank. Ach, da umtanzten ihn die Bilder noch viel erschreckender. Er schlief so fort bis Morgens, als schon die Sonne wieder aufgegangen war.

An diesem Tage mußte er denn doch zu einem Entschluß kommen, wohin er sich eigentlich wenden und was er thun wollte. Er war wirklich wieder etwas gesammelter und zuweilen auch ruhiger. So ging er denn auf die Wanderschaft, um so bald als möglich Arbeit zu finden. Dann, hoffte er, werde es ihm wohler. Aber auch das Arbeitfinden ging selbst in dem gesegneten Amerika nicht so schnell. Entweder verstand man ihn nicht, oder wurde er hart abgewiesen. Hätte er nicht hie und da ein mitleidiges Herz gefunden, er wäre bald verhungert. Wer wollte auch diesen Menschen mit seinen zerlumpten Kleidern! Es war wenigstens ein Glück für ihn, daß die Polizei hierzulande nicht so strenge Instruktionen hat als drüben, sonst hätte man ihn bald gefaßt.

So war er etwa zwei Wochen meist der Bahnlinie nachgegangen, als sich endlich ein mitleidiger Farmer seiner erbarmte. Jetzt konnte er wenigstens arbeiten. Aber auch mit der Arbeit kam die Ruhe nicht wieder. Wie so mancher Schwergeprüfte hat durch Anstrengung und Arbeit sein Leid auf Augenblicke vergessen können; aber wer sich selbst und nicht nur sich allein, sondern auch andern das Elend bereitet hat, findet eben nirgends Ruhe. Jakob that seine Pflicht nach Kräften. Dem Farmer fiel das Wesen seines Arbeiters sehr auf; denn er ging allem Verkehr mit andern aus dem Weg und suchte so viel als möglich die Einsamkeit. Oft hörte der der Farmer ihn schwere Seufzer hervorstoßen und hatte tiefes Mitleid mit dem armen Mann. Zwar wußte er die Ursache des Kummers nicht, suchte aber doch dem Armen das Leben zu versüßen, wo ihm das möglich war. Hätte ihm doch Jakob seine Geschichte erzählt, es wäre jedenfalls zu seinem Wohl gewesen.

Es war mittlerweile der Sommer zur Neige gekommen und Jakob sah nur noch trauriger und leidender aus. Der Farmer hatte ihn bis jetzt mit Fragen verschont, endlich hielt er es aber doch für's Beste, ihn nach seinem Kummer zu fragen.

„Sage, Jakob, Du blickst immer so traurig. Willst Du mir vertrauen, was Dich quält? Vielleicht kann ich Dir rathen.“ Mit diesen Worten wandte er sich eines Morgens an Jakob, der gerade das Vieh füttert!

Jakob sah den wohlmeinenden Mann mit feuchten Augen an, schüttelte traurig den Kopf und wandte sich ab. Der Farmer war zu gutherzig, um ihn mit weiteren Fragen zu quälen.

IX.

Am andern Morgen war Jakob spurlos verschwunden und hatte beinahe alle seine Habselig-

keiten, die allerdings nicht gerade bedeutend waren, zurückgelassen. Dem Farmer kam die Sache wunderlich vor, und er kam zu dem Schluß, daß Jakob irgend Etwas auf dem Gewissen haben müsse.

Jakob war in der Nacht noch auf und davon gegangen als ein wahres Bild des Jammers. Wohin er jetzt im Herbst gehen sollte, wußte er selbst nicht. Nur eines war ihm klar, er müsse fort, er könne es nicht länger aushalten. Lange konnte es ja so nicht mehr mit ihm währen. Früher oder später mußte er seinem Kummer erliegen, das gestand er sich selbst. Seine Wangen waren tief eingesunken, seine Haare erstaunlich schnell grau geworden und die Haltung war eine ziemlich gebeugte; kurz, er war während eines Sommers um zehn Jahre älter geworden.

So schlich er sich das wenig anziehende Thal hinan, wo die Farm gelegen war. Ein kleiner Bach floß langsam thalab und auf beiden Seiten wuchs wildes Gesträuch und sonstiges Unkraut. Der Weg war nicht gerade angenehm und führte oft durch Dick und Dünn. Für den amerikanischen Fußgänger giebt es ja überhaupt nur einen sicheren Weg und das ist die Eisenbahnlinie; diese aber ist ein sehr ermüdender Fußweg. Jakob wankte nur mühsam vorwärts.

Und jetzt traten noch schrecklichere Bilder als zuvor vor seine Seele. Er sah sein Weib und seine Kinder am Bettelstab, von allen Menschen verachtet und verstoßen, und davon — war er allein die Ursache. Er als Vater hatte die Seinen elend gemacht. Wie war es nur möglich, daß Gottes Gerechtigkeit ihn noch auf der Erde duldete; warum hatte sie ihn nicht längst vernichtet? Er hatte es ja verdient.

Ohne auch nur einmal auszuruhen, war er bis zum Abend so fortgewankt; denn über den Foltern seines Gewissens und den schrecklichen Phantasiebildern merkte er kaum, wie matt und schwach er wurde. Als eben die Sonne unterging, näherte er sich einem kleinen Städtchen, das in dem Thale lag. Schon sah er den Rauch von den Kaminen aufsteigen und dabei fiel ihm ein, welchen grenzenlosen Hunger er habe. Noch eine kleine Strecke schleppte er sich mühsam fort und da wurde ihm schwärzer und schwärzer vor den Augen, er suchte weiter zu gehen, aber die Kräfte versagten; seine Sinne schwanden, er wankte und sank mit einem tiefen Seufzer bewußtlos zusammen.

Als er erwachte, befand er sich in einem sehr einfach möblirten Zimmer in einem angenehmen Bett und fühlte sich todtmüde. Nebst ihm waren noch verschiedene Kranke und ein freundlicher Wärter im Zimmer. Letzterer war zum Glück deutsch und von ihm erfuhr Jakob, daß er sich im Hospital befinde. Wie war er nur hierhergekommen?

Jakob war bewußtlos auf jener Stelle liegen geblieben, und so hatte ihn ein Mann gefunden, der dort vorüber ging. Man brachte ihn sogleich in's Hospital und suchte seine Lebensgeister wieder zu erwecken. Es waren aber jetzt bereits fünfunddreißig Stunden vergangen, als Jakob wieder zum Bewußtsein kam. Auf Genesung war hier nicht mehr zu hoffen, denn der Arzt erklärte, daß alle Kräfte, wahrscheinlich in Folge schwerer Entbehrungen oder großen Kummers aufgerieben seien. Jakob fühlte sein Ende nahen und aus seinen Blicken las man die Verzweiflung. Täglich wurde er schwächer und elender, und dagegen half auch die beste Pflege nichts.

In der fünften Nacht bemächtigte sich seiner eine Seelenangst so schrecklich, daß er den Wärter dringend bat, doch bei ihm bleiben zu wollen. Einige Stunden seufzte und jammerte er fast unausgesetzt, und auch die Trostworte des Wärters konnten ihn nicht beruhigen.

„Für mich ist keine Hoffnung mehr! Ich bin verloren! Ich verdiene die Hölle!" hauchte er verzweifelt.

Eine Zeit lang starrte er verzweiflungsvoll hinaus in die Nacht, bis er um Mitternacht plötzlich krampfhaft die Hand des Wärters erfaßte und ihn mit einem schrecklichen Blick ansah, der aber milder und matter wurde.

„Ich muß sterben — ich fühl's; — das Herz bricht mir — da auf der Brust liegt's. — O, ich hab' meine Familie entehrt, — schmählich im Stich gelassen — und kann's nicht mehr ändern. — — — Der Kummer bricht mir das Herz. — — Thun Sie einem Sterbenden eine Wohlthat: — — Schreiben Sie meinem Weib — nach meinem Tode, — daß ich — an gebrochenem Herzen gestorben sei, — wegen meiner großen Sünde. — Sagen Sie ihr, — — wie sehr es — mich gereut habe, — und — sie wird mir vergeben. — — — Ach, sie — war immer so gut. — O . . ." Es fehlte ihm die Kraft, weiter zu sprechen, und seine Augen sanken ihm auf einige Augenblicke zu. Noch einmal öffnete er sie und hauchte mit gebrochener Stimme: „O — meine — Kinder, — wie — —" Die Stimme versagte. Noch einige Male versuchte er vergebens zu sprechen. Noch ein verzweiflungsvoller Blick nach dem Wärter, ein schwerer Seufzer und — e r w a r n i c h t m e h r.

So endete der einst so geachtete Bürgermeister von K. Nur einer trauerte für ihn, und das war der Wärter. Ohne Thränen wurde der Sarg in die Gruft gesenkt und keine Blume ziert den kleinen Hügel. Ueber die Seele hat der Allmächtige und Gerechte und Gnädige den Richterspruch gefällt. Das war ein O p f e r d e r L e i d e n s c h a f t. Hüte Dich, Freund, daß Dein Ende ein schöneres sei. Sei und werde ein Christ.

De Knäpel ut de Klokk.

„All weer 'n Malhör," sä Karkvogt Jochen, do kam he verstört to Huus, „all weer 'n Malhör, nu is de Knäpel ut de Klokke fallen!"

„Wieder nicks," seggt siene Froo, „ick meente, dat der Brand wär, as Du dar so hellsk anlopen kamst."

„Stille van Brand," seggt Jochen, „darvör bewahr uns Gott; wie kunnen ja nich mal kleppen un Allarm schlan, um Lüe binanner to krigen."

„Sett Di nu man erst dal un drink 'n Kopp Thee," seggt siene Anne Maree, „Du büst ganz veraltereert."

„Is ok gien Wunner, mien Kind," stennt Jochen mit 'n hoge Sücht, „mi geiht ok nicks vörbi. T'is van Dage nett seß Weeke, dat unse gode Pastor begraven is, un nu fallt de Knäpel ut de Klokke; ick segg Di, nett bi de Pastor sien Grav is he dal fallen, un het 'n Gatt in de Erde reten van dree Foot. Ick weet wisse, dat de olle Heer dar noch in de Grund van trillt het."

Jochen sette sick in d' Hörn, stoppte siene Piepe un drunk 'n Koppke Thee un hahlde deepe Wulken ut dat Rohe, un siene Froo schmüsterte un sä: „Si so, mien Jung, nu damp Di de kruse Follen man van de Steern weg, anners mot ick ja noch wal mit 't Strikiser komen, dat Du 't Gesicht weer glatt krigst."

„Hest good schnaken," seggt Jochen, siet unse olle Heer wegfallen is, liggt alle Last alleen up mien Schullers;" man unnertüsken bedarte he sick doch schmet ut as 'n Backoven, un paffte de Sorgen un de Grillen mit de Tabakswulken weg.

Anner Mörgen gung de Sünne heller up, man bi Karkvogt Jochen was 't betrukken Lücht, un man kunn hum de deepe Gedanken und sware Sörgen anmarken. De grote Knecht Gerd sä: „Unse Buur is van Mörgens mit 't verkehrte Been vöran to't Bedd utstappt," un Anne Maree sä: „Vader, unse leeven Heer givt uns so'n mojen Dag, un Du kikst ut, as dree Dage Regenweer, hest Du weer Musenüsten in de Kop?"

„Ne," seggt Jochen, „gien Musenüsten in de Kopp, man de Knäpel in de Mage; nu segg ins, wo mot dat mit de Knäpel?"

„Der weer in!" seggt de Froo kört of, „der weer in! wat anners? hör, Jochen, wenn Du Di Swarigkeiten maken dähst, wor wi 'n goden Pastor weer herkrigen sullen, dat kun ick verstahn, man dat Du Di Nachtschlapen um de olle Knäpel terbrekst, dat geit mi doch allto wiet."

Jochen sä, he wull dat nich alleen up sich nehmen, he wull de Meente daröver dagen up van Avends seß Uhr, un dat de he denn ok.

De sülvige Avend Klokke seß satten de Buuren van't Kaspel alle binanner in de „halve Maan", um over de Knäpel to beraden. Erst gung dat Gespräk over dat leewe-Korn un de hoge Landstratenumlagen un de Veehprisen un de Swinekrankheit, dann sprakken se over das Swälland; de Een harr de Meiers Beer henbrocht un de Telte sett; de Anner harr sien Stück in Maden liggen un se wullen mörgen wennen, wenn't Weer bleev; de Darde was all bi't Swälen, se harren't Namiddag all in Wissen kregen, un wassen tegen Avend anfangen to oppern; de Beere was all mit twee Spann bi't Insöhren west un har dat eene Gulv all halv vull; — un so gung dat wieder hen to söven Uhr, do sä Karkvogt Jochen:

„Wenn ji hum nu noch sehn willen dann word dat Tid, t'is nu noch lecht."

Do stunnen de Buuren alle up, un gungen to de Karkhofsport in na de Unglücksstä un bekeken dat Spill.

„Hei ji sien Leven so wat sehen!" sä Franz Wulkor, „dree Foot deep stikkel in de Grund, anto in unse selige Heer sien Grav!" Klaas Nettelkamp sä: „Dat so'n Ding dor tomal utfallen kunn, de dee ok kregen harr, de harr ok 'n goden hatt."

„Wat liekt dat Gatt in de Klokke nu grot," sä Willm Körte, un as se nu alle na boven keken, seggt der lange Friederk: „Ferme Höchte! dat belov ick jo, 't hebb lever, dat he de Sprung makt het, as ick."

„Nett akkerat," seggt Kunrad Busker, „dien Sprikken van Beenen wassen ovstoven as Isjökels, man wenn de heele olle Klokke dor is anfetten komen was, van boven up dien Kopp, dann harst Du Di na 'n neye Slapmütze ok nich weer umkeken."

So sprakken se over dat Gevall, blot Johanns van't Schatthus sä nicks nich, he was van deepdenkende Art un keek mehr op dat Grav van sien goode Pastor as up de Knäpel, un Karkvogt Jochen makte sick ok siene Gedanken un sä: „Ja ja, 't givt sick wat to beleven, wel harr dat docht! vör'n Week ov wat noch beide up hör Posten, un nu binanner in de Grund." Dann gungen se sachte na de „halve Maan", un as se ut 't Mengel Beer 'n Töge dahn un de Piepe stoppt harren, do sä de Karkvogt Jochen: „Nu, Kinners, wat dücht jo?"

„Ja," sä Nettelkamp, „he sall der jawol weer in moten!" un Wulkor sä: „Wat doh wi mit 'n Klokke sünner Knäpel;" un Busker sä: „Nett akkerat, de olle Junge het all mennig Schlag utdeelt, mehr as unse olle Mester, man ick reken, he kann't noch wol weer wachten;" un de Annern

wassen dar ok alle vör, un Jochen Karkvogt sä: „He harr dor ok so over dacht, un siene Froo harr dat ok meent. Man wat seggst Du denn, Schatthuser? Du hest de ganze Avend noch gien Mund open dahn, is Di de Knäpel ok ut de Klokke fallen?" „Sitt noch in't Reet," antworde Johannes, „ick denke, mit de olle Knäpel, dat was nu ofsprot, ick heb dar up de Karkhof 'n ganz annern Knäpel sehn, un de liggt mi swar up't Hart. Paßt up, wat ick seggen will. Dat reine Evangelium dat is de olle grote Klokke, de het so'n hartelken Klang, de hört man sick nich satt; un de Pastor, de dat Word predigen deiht süver un echt in Geest un Kracht, dat is de Knäpel in de Klokke, de hum ansleit, dat he sien hartelken Ton givt. Un wenn uns' Heer Gott nu so'n treuen Pastor ofröppt, dann is de Knäpel ut de Klokke fallen; dann paßt up, dat he der weer in kumt, anners is dat Evangelium stumm, un hüt' jo vör dat neemodsche Protestantenvolk, de de grote Klokke stumm hebben willen, un willen dat olle reine Evangelium ofschaffen, un jo allerhand Wipkes un neye Vieten vörmaken. De hangen jo de Toren vull van Bellen un Schapsklokken un Kohlpotten un willen jo dor wat mit vörpingeln."

„Nett akkerat," sä Kunrad Buskes, un Wulkor plinkte mit de Ogen un sä: „Hei jit in't Luur?" un Nettelkamp sä: „Danke für Obst, ick bün anners 'n Leevhebber van Kohl, denn

> Speck und Kohl
> Thut Leib und Seele wohl,

man för disse Kohlpotten bedank ick mi doch, dat givt smalle Posten und dicke Lieven un Waterkoppen."

„Wahr is't, wahr is't," sä Karkvogt Jochen, „wahr is't, wat Johannes Schatthuser seggt het, un mine Froo het dat ok seggt. Unse olle Heer het uns alle up't Hart dragen as wi hum up Handen, un het dusendmal beden, dat Christus un sien rein Evangelium bi uns bliven mug bet an't Enne; wenn wi nu mit neemodsche Pingelee anfungen hier, un dat olle Evangelium as 'n stumme Klokke hangen leeten, dann würd he nich blot trillen in de Grund, as do de Knäpel bi hum dal ful, dann würd he sick noch in't Grav umkehren. Un nu adjüs, Kinner, nüms lat sick 'n neemodschen Wind um de Kopp weihen, over acht Dage kam wi weer binnanner, um to sehn, dat wi weer 'n echten Knäpel in de Klokk krigen."

So beschloten de Buuren, un uns' Heer Gott gav sien Segen darto, un nah 'n vördel Jahr wassen de beide Knäpels der weer in, un de Klokken gungen na as vör hartelk un moi.

Karlsruher Schulknaben vor 80 Jahren.

Nach Frommel, eingesandt von J. Nülsen in Bremen.

Mein Vater war auf Schloß Birkenfeld auf dem Hundsrück geboren, das damals zu Baden gehörte. Der Großvater, der dort markgräflicher Baumeister war, wurde im Jahre 1799 nach Karlsruhe versetzt und zog mit seiner Familie dorthin. Da war allerdings die schönste Zeit für den Vater vorbei. Denn auf Schloß Birkenfeld war Freiheit, Wald und Feld; zwischen Pferden, Kühen, Schafen und Hühnern trieben sich die Buben des Landbaumeisters mit denen des Forstmeisters und Gerichtsaktuars umher, die alle dort wohnten. Nun auf einmal mußten wir herunter in die enge gradlinige Residenz, damals eine Stadt mit 12,000 Einwohnern, wo jeder den andern kannte.

Der Hauslehrer verließ uns, mit dem sich doch noch immer über die Stunden reden ließ, wenn er auch den wenig empfehlenswerthen Namen „Ochs" führte; statt dessen ging es in die Schule, in das damalige „Lyceum illustre", das nicht weit vom Spitalplatz war. Da gab's gleich die ersten Thränen bei dem gestrengen Lehrer und bei den Mitschülern die ersten Kämpfe. Denn es war in Karlsruhe nicht anders, als wie in andern Schulen; man mußte sich den Einlaß erkämpfen. Es geht dem Büblein, wie Meister Gockler, dem Hahn, der auf einen fremden Hof oder Dunghaufen kommt, und sich in manchem ritterlichen Strauß erst das Hausrecht erobern muß. Ein Umstand aber verschlimmerte die Sache gewaltig.

Der Großvater, der seiner Zeit lange in England gewesen, hatte eine besondere Vorliebe für dieses Land und seine Sitten und kleidete deshalb auch seine Buben englisch. Ein blaues, feines Wämschen über die Brust, den Hals offen und den weißen Hemdkragen breit über das Wams gelegt, weiße Hosen, Schuhe, auf dem Kopf aber nur kurzgeschnittene Haare und sonst nichts darauf, kein Hut und keine Mütze, so zogen zum Schreck der Karlsruher Lyceisten die englisirten Hundsrücker auf. Denn die Karlsruher „Herrn Buben" trugen große lange Ueberröcke mit gelben Aufschlägen am Kragen und an allen Ecken

des Rockes, welcher über die Kniee ging, gelbIederne Beinkleider, die über dem Knie zugeknöpft waren, große Stulpenstiefeln und schwarze hohe Halsbinden, aus denen der Kopf mit Mühe herausschaute. Oben auf dem Kopfe pomadisirte und gebrannte Locken und lange Zöpfe, die bis auf den Boden reichten, wenn sie das höchste Maß der Schönheit hatten, auf dem Kopfe ein dreieckiger Hut im Sommer, und im Winter eine dicke Pelzkappe mit langem, oben überliegendem Fuchsschwanz, so stiegen die Eingeborenen daher.

So kam's denn bald zu Schlägereien und die Zöpfe mußten gehörig dran glauben, bis endlich Friede ward. Um 10 Uhr erhielten die Reichern ein Frühstück, bestehend in einem Glase Wein und einem Stück warmen Braten, das die Bedienten im Schulhofe servirten. Oft erzählte uns der Vater, wie die andern minderreichen zu einem Bäcker wanderten, der in der Nähe des Lyceums wohnte. Der backte „Salzwecken" und „Hörnle" und um's Neujahr herum die „Dambedei", Männlein und Fräulein in Bretzelteig. Da passirte es ihm einmal, daß er über dem Backen einschlief und sämmtliche Dambedeis schwarz verbrannten. Die Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie den Schaden besah und rief: „Mann, es ist alles hin!" Er aber besann sich und sagte: „Mutter, geh' und rupf' dem Gockler seine schönsten Federn aus. Kopfschüttelnd ging die Frau hinaus und bald hörte man das Gewinsel des Hahns.

Als sie die Federn brachte, nahm sie der Bäckermeister und setzte eine nach der andern auf die Häupter seiner schwarzen Legion und wartete, bis er den ersten Buben zur Schule gehen sah. Diesen rief er herein, gab ihm eins von den Prachtexemplaren zum Präsent und sagte: „Büble, heut ist Dreikönigstag, da hat's lauter Mohrenköpfe gegeben, da hast du einen; sag's nur den andern." Das Büblein bewunderte den schwarzen Mohren und zeigte ihn zum hohen Ergötzen in der Schule. Um zehn Uhr aber stürmte die Jugend die Bäckerei; alle wollten Mohrenköpfe haben, und in wenigen Minuten war der ganze Vorrath aufgeräumt. Schmunzelnd sagte aber der Bäcker: „Siehst du, Frau, es kommt viel auf den Namen an, den man einer Sache giebt," womit derselbe eine große Wahrheit ausgesprochen.

So trocken und philisterhaft die damalige Stadtjugend auch aussah, so spukte doch in den bezopften, pomadisirten Köpfen allerhand Bubenmuthwillen. In der Residenz war auch ein Theater, und dahineinzugehen eine Hauptfreude. Aber woher das Geld nehmen? Da gab's nur ein Mittel, und das war selbst mitspielen. Freilich stand keiner von den Buben auf dem Theaterzettel, sondern sie kamen unter die Rubrik Volk u. s. w. Unter Anderm war ein beliebtes Stück „Donauweibchen", in welchem tanzende Säcke vorkommen. Schnell waren die Hundsrücker Jungen bereit, einen solchen mit Empfindung zu spielen. Also hinein in den Sack, und dafür das nächste Mal einen Freiplatz im Theater. Aber der unglückliche Sack war nicht fest genäht und platzte mitten in der Vorstellung im Theater beim Tanzen. Der Onkel, des Vaters Bruder, purzelte aus dem Sacke heraus vor die zuschauende Menge, die ihn sofort erkannte und wie aus einem Munde erstaunt rief: „Das ist ja Frommels Eduard!" Das gab zu Hause eine Scene und die Bretter wurden verboten."

Mein altes Mütterlein, oder: Das Gewissen im Handel.

Luk. 19, 20; 1 Mose 39, 9; 2 Mose 20, 12; Spr. 14, 34; Matth. 6, 33; Joh. 8, 44; 2 Mos. 20, 16; Theff. 4, 6.

Eines Abends kam ein junger Mensch zu mir," erzählt ein Prediger, „der seit einigen Monaten in einer Spezereihandlung angestellt war und dem Verkauf oblag. Es war sein erster Platz, und sein Herr, der ihn freundlich behandelte, hatte sich alle Mühe gegeben, ihn in die Handlung einzuführen. Er forderte aber von ihm gewisse Dinge, die dieser für unrecht hielt, und ohne die es doch unmöglich sein sollte, den Handel vortheilhaft zu machen. Wenn z. B. Jemand kam, um etwas zu kaufen, so sollte er es an der Kleidung, an dem Aussehen und an den Worten merken, ob er den Werth der Waare kenne, im andern Fall den höchsten Preis verlangen. Wenn man sich über den hohen Preis verwunderte, solle er antworten: „Wir haben es nie billiger gegeben" — oder auch: „Das ist der Kostenpreis; Sie werden es nirgends billiger bekommen." Einer gewissen Klasse von Käufern gegenüber sollte er immer zuerst ein Drittel zu viel verlangen, in der Hoffnung, man werde es bezahlen, und nur im äußersten Falle sollte er hinuntergehen und dann sagen: „Wir versichern Sie, wir verlieren dabei, allein wir thun es in der Hoffnung, Sie werden uns Ihr Zutrauen schenken." — Kurz, seine Aufgabe war, zu lügen und zu übervortheilen. Wollte er es nicht thun, so unterließ es sein Herr niemals, ihm seine Unzufriedenheit zu bezeugen. Oft hatte er ihm seine Bedenken bekannt; allein

der Kaufmann lachte ihn aus und sagte, er sei eben ein Neuling, das sei eine angenommene Sache, und Jedermann mache es so, — er sei in dem Handel noch unerfahren. — „Ich weiß wohl, daß ich ein Neuling bin," sagte der junge Mann ganz betrübt. „Ich bin auf dem Lande erzogen worden und kenne die Welt nicht. Meine Mutter ist eine arme Wittwe, die nicht viel an meine Erziehung hat wenden können; aber ich weiß, daß sie diese Handlungsweise nicht billigen würde. Es würde ihr Kummer machen, wenn sie wüßte, daß ich genöthigt bin, alle Tage solches zu thun."

Der junge Mann fragte mich um Rath und erzählte mir vom Urtheil seiner Mutter. Ich erwiderte ihm:

„Ich bin überzeugt, daß Ihre Mutter nicht allein frömmer, sondern auch verständiger ist als Ihr Herr. Folgen Sie dem Rathe Ihrer Mutter!"

„Aber dann werde ich meinen Platz verlieren; ich bin für ein Jahr gedungen, und meine Zeit ist noch nicht aus."

„Nun gut, lassen Sie nur Ihren Platz fahren. Sie sind ohne Zweifel bereit, Ihren Verpflichtungen nachzukommen; Sie haben sich aber nicht verpflichtet, zu lügen und zu betrügen. Sagen Sie Ihrem Herrn, es sei Ihnen nicht gleichgültig, ob Sie Gott beleidigen oder ihm wohlgefällig seien, — ob Sie dem Vater der Lüge oder dem wahrhaftigen Gott dieneten."

„Wenn ich so zu ihm spräche, so würde er mich auf der Stelle entlassen, und ich würde ohne Anstellung sein!"

„Was thut das? Graben Sie Kartoffeln aus, putzen Sie Schuhe, kehren Sie die Straßen, und thun Sie lieber Alles, als daß Sie einer solchen Versuchung unterliegen."

„Aber er sagt, alle Welt thue dasselbe, und man könnte sonst gar nicht Handel treiben."

„Das ist nicht wahr. Es giebt überall ehrliche Leute, und man kann im Handel so gut wie anderswo ehrlich sein. Wenn übrigens ein Mensch nicht auf ehrliche Weise Handel treiben kann, so kann er dabei nicht in den Himmel kommen. Aber ich wiederhole es, seine Behauptung ist durchaus unrichtig. Sie sind noch jung, wenn Sie aber darauf achten, wie es in der Welt zugeht, so werden Sie sehen, daß Leute wie Ihr Herr gerade nicht diejenigen sind, deren Handel gedeiht; wenn er sich nicht ändert, so wird's in kurzem schlecht stehen mit seinen Geschäften."

„O, er ist ein gewandter Mann," sagte der Jüngling lächelnd.

„Der Teufel ist auch nicht dumm, und doch ist er der größte Thor von der ganzen Welt. Seine List hat ihn betrogen und macht, daß er ewig bankerott wird. Er ist ein so großer Lügner, daß Niemand ihm glaubt, selbst wenn er dazu schwört. Vielleicht wird es Ihrem Herrn einige Zeit hienieden gut gehen; aber, wie die Schrift sagt, er wird in Versuchung und Stricke fallen, wie alle die, welche reich werden wollen, ja, er ist schon hineingefallen, und wenn er sich nicht bekehrt, so stürzt er in's ewige Verderben. Was aber sein zeitliches Glück betrifft, so bin ich, ohne ein Prophet zu sein, überzeugt, daß dieser Mann zuletzt zu Grunde gehen wird. Geben Sie acht, und denken Sie an mich, wenn Sie ihn in zwanzig Jahren in der Armuth und Verachtung sehen."

„Warum glauben Sie das?" fragte der junge Mensch ganz erstaunt.

„Um seiner Unredlichkeit willen. Seine Kunden und besonders seine besten werden nach und nach von ihm gehen, weil sie sich auf seine Worte nicht verlassen können, und seine Lügen werden ihm mehr Verlust als Gewinn zuziehen. Es giebt in der Stadt wohl ein Dutzend Leute: Kaufleute, Metzger, Spezereihändler und Schneider, die ich meide und immer meiden werde, weil sie mich einmal belogen haben. Ich ermahne meine Frau und meine Kinder, dasselbe zu thun, und wenn irgend ein Freund Erkundigungen über sie bei mir einzieht, so sage ich ihm, was ich weiß und warne ihn vor denselben."

Der junge Mann schien sehr niedergeschlagen. „Ich weiß nicht, was ich anfangen sollte, wenn ich meinen Platz verlöre," sagte er; „mein Herr giebt mir so kleinen Lohn, daß ich kaum mein Kostgeld bezahlen kann; meine Mutter sorgt für meine Kleidung, und wenn ich den Platz verliere, so weiß ich nicht, wie ich nur einen Monat mein Leben fristen sollte."

„Setzen Sie vor allem Ihr Vertrauen auf Gott. Glauben Sie, er werde Sie verlassen, weil Sie Ihren Platz verloren haben aus Gehorsam gegen seine Gebote? Gewiß nicht, so handelt er nie. Bitten Sie ihn, daß er Sie leite. Beten Sie?"

„Ja, ich habe es einige Mal gethan. Nach einer Predigt, welche ich vor einigen Monaten gehört, fing ich an den Herrn zu suchen."

„Erlauben Sie mir, daß ich eine Frage an Sie richte, und antworten Sie mir aufrichtig. Hat Ihr Verlangen, Gott zu suchen, nicht abgenommen, als Sie genöthigt waren, seinem Gesetze ungehorsam zu sein?"

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, antwortete er: „Ich glaube fast."

„So widerstreben Sie dem heiligen Geist nicht länger!" antwortete ich ihm.

Wir sprachen noch ernst mit einander weiter, und ich überzeugte mich bald, daß seine täglichen Versuchungen ihn an einer aufrichtigen Sinnesänderung gehindert hatten. Nachdem er mit großem Ernste zugehört hatte, was ich von dem sprach, was das Gesetz von uns fordere, und was die Gnade des Evangeliums uns anbiete, fragte er mich: „Und nun, was rathen Sie mir zu thun?"

„Ich rathe Ihnen einfach, gehen Sie wieder in Ihren Laden, und erfüllen Sie treulich Ihre Pflichten, aber lügen Sie nicht. Wenn Ihnen Ihr Herr Vorwürfe macht, so antworten Sie mit Sanftmuth und Achtung, Sie seien bereit, alles zu thun, was sich mit den Geboten Gottes vertrage; Sie könnten aber unmöglich lügen. Ist er verständig, so wird er Sie dafür nur um so mehr achten, wenn er aber ebenso thöricht als gewissenlos ist, wird er Sie bald entlassen. Dann suchen Sie einen andern Platz; aber vor allem thun Sie Buße und glauben Sie an Jesum Christum."

Das schlug durch. Der Jüngling suchte von da an den Herrn und wurde ein entschiedener Christ. Sein Prinzipal, dem seine Redlichkeit mißfiel, entließ ihn bald. Er bekam aber einen andern Platz und wurde, nachdem er sich durch seine Rechtschaffenheit und seinen Verstand im Geschäfte ausgezeichnet, ein angesehener Kaufmann. Ich komme nie mit ihm zusammen, ohne daß ich mich seiner geistigen

Fortschritte und der Achtung, welche er genießt, freuen könnte. Sein ehemaliger Herr machte sieben Jahre nach unserer ersten Zusammenkunft Bankerott und verlor nicht allein sein Vermögen, sondern auch die allgemeine Achtung und lebt in ganz dürftigen Umständen.

Seinem alten Mütterlein — denn so nannte er aus Liebe seine Mutter immer — habe ich die Aufrichtigkeit und die Bekehrung dieses jungen Menschen immer zugeschrieben. Ohne den Einfluß, den ihre frommen Belehrungen auf ihn ausgeübt, hätte er mich nie aufgesucht, und in meinem ersten Gespräche bemerkte ich sehr bald, daß nichts einen so mächtigen Einfluß auf ihn ausübte, als die Erinnerung an seine alte Mutter, deren Name noch jetzt in allen seinen Gesprächen wiederkehrt.

Zu dieser Geschichte, daraus alle jungen Geschäftsleute ein Beispiel nehmen, alle Seelsorger lernen sollen, wie groß ihr Einfluß auf die in ernster Versuchung stehenden Jünglinge ist, aus der aber auch gar lieblich und tröstlich zu sehen ist, daß Mutterliebe, Mutterwort und Muttergebet wie eine Mauer den wehrlosen Sohn zu schützen vermögen.

Am Kamin.

Oder au nett.

Eingesandt von G. Guth, Vorst. Aelt. des Cinc. Distr.

Wo i no bi jung gwea, do han i mirs traut
un hab mi im Spiegel als Doktor oft b'schaut.
A schönes Diploma hätt i gar zu gern g'hätt,
wo Elles sich bückelt, von unta ruffschaut —
oder au nött.

De Dokterhut hat jo scho Mancher bekomma,
der mit dem Bau einer Calleschе begonna.
Was gilts? dort stecka Dokterhüt noh mehr, i wett,
— wenn englische Vettern mi helfa zum fromma —
oder au nett.

Was i glernet in de verwichene Zeita,
freilich, kann mir kei Diploma bereita;
Hebräisch, griechisch, latein steht vor mir am Brett;
sell müßt i scho lerna noh, so mit de Zeita —
oder au nött.

Vom Schulmeister uff müßt i bald a=wanz=ira
zum Präsidenta — mi nött zu blamira;
Griechisch, lateinisch, englisch un deutsch — des Quartett
könnt i zwar leidendlich scho conjugira —
oder au nött.

Mei Stern isch im Steiga, sell Diploma Di, Di,
des hän sie verwicha in's Haus geschickt für mi.
Wie wackelt mir seither mei Hütle so nett!
J. A — s' beuget sich achtungsvollst Jeder in's Knie —
oder au nött.

N u t z a n w e n d u n g.

Schneider, wenn reiten willst, sattel dein'n Bock
Führ' dein' Gais nebenher, reit' im Galopp —
Warum denn nött?

Amerika, Amerika! Wie grün sind deine Blätter!
Pseudo Diploma spendest du zum Gaudium der Spötter!

Exit.

Auch ein Grund. Wie viel und mannigfaltig die Gründe auch sein mögen, aus welchen die Leute in die Gefängnisse wandern müssen, so steht doch gewiß einzig in seiner Art da ein Wiener Schneidergesell, welcher, wohl etwas dürr von Gebein, sich der guten Pflege wegen in drei Cholera=Lazarethe einzuschleichen gewußt hatte ohne krank zu sein und schließlich in gerichtliche Untersuchung gezogen wurde, wie auf der Vorladung wörtlich stand: „wegen unbefugter Anmaßung der Cholera."

Als Gustav Schwab Straußens Kritik des Evang. Johannis gelesen hatte, schrieb er:

„Hat dieses Buch, das ew'ge Wahrheit ist,
ein lügenschwangrer Gnostiker geschrieben,
dann hat Jahrtausend lange Jesus Christ
den Teufel durch Beelzebub vertrieben!"

Aus der Instruktionsstunde. Warum steckt ein Soldat, wenn er mit der Eisenbahn durch einen Tunnel fährt, den Kopf nicht zum Fenster hinaus? „Damit er den Tunnel nicht beschädigt."

Was thut ein Soldat, wenn er aus Versehen seinem Lieutenant auf den Fuß getreten hat? „Er thut eine Ohrfeige kriegen."

Die Muttersprache klingt unter Umständen wie eine fremde Sprache, was man an folgenden rasch hintereinander zu sprechenden Sätzen probiren kann: Aal aß er; Supp' aß er; lange Aale aß sie. Sieh! wie näht sie; der Rabe badt sich; der Aff näht auch. Mäht der Abt auch Heu?

Ein Esel in eine Blume verwandelt? Wenn das angehen kann, dann mag Darwin's Lehre von dem Uebergang der Arten doch wohl richtig sein. Ja das kann geschehen, ist geschehen. Wenn auch gewöhnliche Sterbliche es nicht thun können, hohe Obrigkeit kann es. Aus einem süddeutschen Dorfe wird nämlich berichtet, daß ein Einwohner Namens Johann Esel sich an die Regierung gewandt hatte mit der Bitte, zu gestatten, daß er und seine sechs Kinder an Stelle des bisher geführten Familiennamens „Esel" fortan den Namen „Blume" führen. Die Regierung hat solche Bitte genehmigt.

Schiller hatte in seinen Jugendjahren einen Freund, der glaubte wohl auch dichten zu können,

er hatte es aber noch nicht geprobiret. Als der Dichter einmal wieder im vertrauten Kreise einige seiner Gedichte vorgetragen und die Bewunderung aller geerntet hatte, ließen seine Lorbeeren dem Freunde keine Ruhe und derselbe beschloß ernstlich, nun auch einmal einen Versuch zu wagen und den Pegasus zu besteigen. Folgenden Tages attrapirte ihn Schiller zufällig bei seinem ersten Ritt. Es war an einem heißen Sommernachmittage, als Schiller bei seinem Freunde eintrat und ihn an seinem Schreibtisch sitzend und schwitzend über einem Papierblatt im festen Schlafe antraf. Leise schlich sich der Dichter heran, und neugierig, was sein Freund wohl im Schweiße seines Angesichts studire, schaute er über seine Schulter auf das Blatt, und war sehr überrascht, auf demselben den ersten dichterischen Versuch zu finden, welcher also lautete:

„Die Sonne sendet ihre Strahlenspitzen
Wohl auf des Meeres tiefsten Grund."

Offenbar hatte ihn die ungewohnte Arbeit sehr angegriffen, denn er schnarchte tief. Schiller nahm sachte die Feder und schrieb darunter:

„Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne mach es nicht zu bunt!"

Dann schlich er unbemerkt von dannen, wie er gekommen und so ist leider Niemand Zeuge gewesen, was der Schläfer für Augen gemacht, als er erwachte und das Gedicht fertig fand.

Was für'n Kopf? Ein Gutsbesitzer fand auf einem Acker ein Skelett, welches er für den Kopf eines Kindes hielt. Weil er nun vermuthete, es läge ein Verbrechen vor, schickte er das Skelett, in einer Schachtel verpackt, an den benachbarten Bezirksarzt mit der Aufschrift: „Kindskopf!" Nach einigen Tagen erhielt er die Schachtel zurück mit der neuen Aufschrift: „Schafskopf!"

Mißglückte Vorsicht. „Hört, Kinder," sagte die Mama, „wenn heut' Abend der neue Onkel zum Besuche da ist, so dürft Ihr mir nicht von seinen Haaren sprechen — merkt's Euch wohl!" — Am Abend bei Tisch sagte nun der kleine Adolf, verwundert nach des Onkels Kahlkopf zeigend: „Aber Mama, da hast du heut' früh gesagt, wir sollten nicht von des Onkels Haaren sprechen — der hat ja gar keine!"

Man erzählt, daß Franklin, als er anfing zu studiren, gerne ganz gewöhnlichen Sachen hochklingende technische Namen beilegte. Eines Abends theilte er seinem Vater mit, daß er Mollusken verschluckt habe. Der gute Mann war hierüber nicht wenig erschrocken, nahm seinen Benjamin beim Arme und rief die Hausgenossen zu Hilfe. Die Mutter kam mit warmem Wasser, der Hausknecht stürmte mit der Gartenspritze herbei. Was die übrigen mitbrachten, darüber schweigt die Mythe. Die vereinten Kräfte arbeiteten nun eine halbe Gallone (!) Wasser in des armen Benjamins Hals hinunter, hoben ihn an den Fußsohlen in die Höhe und schüttelten dann aus Leibeskräften, während der alte Franklin ängstlich bemerkte: „Wenn wir die Thiere nicht herausbekommen, wird unser Benny vergiftet." Als sie endlich heraus waren und Benjamin erklärte, daß besagte Objekte Austern seien, verwandelte sich die ängstliche Fürsorge des Vaters in würdigen Zorn und der Sohn machte Bekanntschaft mit dem Kofferriemen. Man fügt noch hinzu, daß Franklins Sprache von da an außerordentlich einfach und verständlich gewesen sei.

Wie ein König einem Papst aus der Bibel antwortet. König Richard von England hatte seinen Gegner Philipp II. von Frankreich in einem blutigen Treffen besiegt. Unter den Gefangenen war auch ein Bischof, der in voller Waffenrüstung gegen die Engländer gefochten hatte. König Richard dachte: „Wie ich dich finde, so richte ich dich!" und ließ den geistlichen Herrn mit den andern Franzosen hübsch in's Gefängniß wandern. Das hörte Papst Cölestin III. und schrieb in barschem Befehlston: „Gieb mir meinen Sohn zurück!" Richard ließ dem Bischof den eisernen Panzer, den derselbe in der Schlacht getragen, ausziehen, schickte denselben durch eine Gesandtschaft an den Papst und schrieb dazu 1 Mos. 37, 32: „Diesen haben wir gefunden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sei oder nicht!"

Ein böser Druckfehler. Am Schlusse eines Rechenschaftsberichtes der Eisenbahndirektion zu M., worin dieselbe sich bedeutend herausgestrichen hatte, machte ein vom Setzer falsch gegriffenes l statt f einen fatalen Streich. Es hieß zuletzt: „Die unterzeichnete Direktion hat dem obigen Bericht nichts mehr hinzuzulügen."

Voltaire's Kritik. Ein Dichterling, den vornehmen Gesellschaftskreisen von Paris angehörig, hatte Voltaire wiederholentlich mit Zusendungen seiner dichterischen Fabrikate belästigt und bestürmte ihn, wo er ihn sah, mit Bitten um eine Beurtheilung derselben. Voltaire konnte sich endlich den stürmischen Zumuthungen nicht länger entziehen und versprach, das letztgeschickte Manuscript zu lesen und mit einer Kritik zu versehen. Der Dichterling war glücklich und verlebte einige Tage angenehmster Spannung, da er voll erfreulichen Selbstgefühls nicht zweifelte, daß die Beurtheilung eine günstige sein werde. Am vierten Tage langte sein Manuscript, begleitet von einem zierlichen Billet Voltaire's, wieder an, und letzteres lautete vielversprechend: Ich habe Ihre Dichtung aufmerksam gelesen. Meine Kritik beschränkt sich auf Tilgung eines einzigen Buchstaben, womit gleichzeitig mein Urtheil über das Werk gegeben ist!" Der Poetaster war glücklich. „Ha!" rief er strahlenden Blickes aus, „das nenne ich einen Erfolg! Nur ein Buchstabe getilgt — sonst Alles tadellos — in der That! eines weiteren, ausgesprochenen Urtheils bedarf es seitens eines so kritischen Geistes, wie Herr von Voltaire, der an seinen eigenen Manuscripten unbarmherzig zu streichen pflegt, nicht!" Und mit vor Ungeduld zitternden Händen öffnete er das Manuscript und durchflog seine Zeilen, um den getilgten Buchstaben zu entdecken. Aber Blatt auf Blatt mußte er vergebens umschlagen, bis er endlich auf der allerletzten Seite Buchstabe und Urtheil fand. Voltaire hatte im Schlußwort "fin" (Ende) den letzten Buchstaben durchstrichen, so daß nun der verbleibende Rest "fi" (deutsch: pfui!) ein ebenso nachdrückliches als unerwartetes Urtheil über das unglückliche Dichtwerk aussprach.

Das Alter der europäischen und außereuropäischen Monarchen stellt sich zur Zeit wie folgt: Kaiser Wilhelm von Deutschland ist 86 Jahre alt, der König der Niederlande 66 Jahre, der König von Dänemark 65, die Königin von England 64, der König von Württemberg 60, der Kaiser von Brasilien 57, der König von Sachsen 55, der König von Schweden und Norwegen 54, der Kaiser von Oesterreich 52, der König der Belgier 48, der König von Portugal 44, der König von Rumänien 44, der Sultan der Türkei 40, der König von Italien 39, der Kaiser von Rußland 38, der König von Bayern 37, der König von Griechenland 37, der König von Serbien 28 und endlich der König von Spanien, der erst 25 Jahre alt ist.

Ganz einerlei. „Willst du Schmalz oder Butter, Fritze?" fragte die Meisterin ihren Lehrling, als sie die Stullen zum Abendessen schmieren will. — „Et is allens einjal, Frau Meestern," antwortete der kleine Pfiffikus; „schmecken dhu' ick ja doch nischt davon!"

Frauenzeitung.

In der Damen-Badeanstalt zu Norderney ist, offenbar von weiblicher Hand geschrieben, folgender Vers an der Wand zu lesen:

Und bleibst du sitzen, o Mägdelein,
Denk' nicht, daß verfehlt dein Leben.
Es geben nicht alle Trauben Wein —
Es muß auch Rosinen geben.
Dies Eine ist sicher und ganz gewiß, —
Wie sollt' es auch anders sein? —
Es schmecken alle Rosinen süß,
Doch sauer ist mancher Wein.

Im norwegischen „Hardanger" gestattet die Landessitte nur solchen Mädchen sich zu verloben, welche backen, spinnen und stricken können. Dieser Brauch hat zur Folge, daß es in jener Gegend kaum ein einziges Mädchen giebt, welches nicht schon im Alter von fünfzehn Jahren vollendete Meisterin in diesen Künsten ist. Der sehnsuchtsvolle Drang, in die Schaar der Ehestandscandidatinnen aufgenommen zu werden und den Befähigungsnachweis für die Hausmutterschaft zu erlangen, stachelt die heirathslustigen Töchter des Landes zu solchem Eifer an, daß sie es schon frühzeitig zur Virtuosität in diesen nützlichen Hantierungen bringen. Wer dort auf Freiersfüßen geht, der ist zum Voraus sicher, daß er eine Frau in's Haus bekommt, welche die Maturitätsprüfung im Spinnen, Stricken und Backen "cum laude" bestanden hat.

Frauenseele.

Der Frauen Seele gleicht dem tiefen Meere:
Ob schnell erregt sich seine Wellen heben,
Es ebbt die Fluth — und ruhig wieder schweben
Auf seinem Grund des Himmels Sternenheere.

Stephan Wactzoldt.

Eine Putzmacherin in St. Louis im Staat Missouri hat in ihrem Haushalt eine Idee zur praktischen Ausführung gebracht, welche früher jedenfalls nur als „verkehrte Welt" betrachtet worden wäre. Sie sorgt nämlich für das Geldverdienen und begiebt sich früh von 8 Uhr an in ihr Geschäft, während ihr Gatte, der keine recht praktische Yankeenatur zu besitzen scheint, daheim allen wirthschaftlichen Arbeiten obliegt. Er steht früh bei Zeiten auf, macht Feuer, räumt auf, besorgt das Frühstück und hält dann während der Abwesenheit seiner Frau das Haus in schönster Ordnung, scheuert, wäscht, bügelt, kocht und wartet das Kind. Seine Gattin ertheilt ihm das beste Lob und sagt, er mache alles im höchsten Grade nett und sauber, verstehe auch so gut zu kochen, daß er es mit jeder Frau in der Stadt aufnehmen könne, und räth allen Mitschwestern, deren Männer sich von ihren Frauen erhalten lassen, auf das dringendste an, sie auf diese Weise nützlich zu machen.

Die königliche Zuckerschale. Man schreibt dem „D. M.-Bl." aus dem Haag: Die junge Königin von Holland, die Schwester der so früh verblichenen Prinzessin Marie von Waldeck-Pyrmont, führt mit ihrem Gemahl das harmonischste Familienleben. Die jugendliche Fürstin liebt die schönen Künste und hat es namentlich in der Malerei zu einer bewundernswerthen Fertigkeit gebracht. So überraschte sie den König zum Weihnachtsfeste mit einem prachtvollen, von ihr eigenhändig gemalten Porzellan-Service. Der hohe Herr war von dieser unerwarteten Gabe so entzückt, daß er des Dankes kein Ende wußte und noch am selben Abend seinem vertrauten Kammerdiener die Sorge für das künstlerische Geschenk auf die Seele band. „Dieses Service," sagte er, „ist für mich das köstlichste Kleinod unter allen Kunstschätzen, welche ich besitze, und mein Zorn wird unerbittlich Jeden treffen, der mir etwas davon zerbricht. Der Unglückliche wäre sofort seines Dienstes entlassen." Es vergingen einige Tage, und eines Morgens erbat sich mit bestürzter Miene der Kammerdiener eine Audienz bei der Königin, um ihr zu berichten, daß er das Unglück gehabt habe, von dem kostbaren Service die Zuckerschale zu zerbrechen, und daß er nun fürchte vom Souverän sofort entlassen zu werden. Huldvoll indeß wußte ihn die junge Fürstin zu trösten und befahl dem geängstigten Diener, ihr ein Fläschchen jenes flüssigen Leimes zu bringen, das man in Frankreich unter dem tröstenden Namen "ne pleurez-plus" bekannt ist. Die Königin wußte mit großer Kunstfertigkeit die zerbrochene Dose wieder zusammenzufügen, und so paradirte sie noch am nämlichen Morgen auf dem fürstlichen Frühstückstisch. Der König trank seinen Thee, als plötzlich seine Ge-



mahlin sich erhob, die geleimte Zuckerdose in die Hand nahm und sie mit allen Zeichen tiefsten Erschreckens zu Boden fallen ließ. „Majestät," sagte die Königin, auf die Scherben der kostbaren Schale deutend, „Majestät, bin ich nun auch meines Amtes entlassen?" — „Oh," sagte der König, verständnißinnig lächelnd, „Sie sind ein Engel — ne pleurez-plus!"

Die hocharistokratische Tochter des Millionenkönigs Vanderbilt machte in Saratoga, dem Sammelpunkt der feinen Welt, ihrem Vater eine abfällige Bemerkung über die Artigkeiten, welche er an eine höchst elegant gekleidete, aber durch vulgäres Auftreten ihre niedere Abkunft verrathende Dame verschwendet habe, die sich ihm als eine Bekannte vorstellte. „Was müssen die Leute von uns denken, Vater," meinte das hochmüthige Fräulein, „wenn sie dich mit solcher Vertraulichkeit mit einem Weib verkehren sehen, das noch vor wenigen Jahren mit Geflügel in den Häusern hausiren ging?" „Ich erinnere mich recht wohl an diesen Umstand, mein Kind," antwortete der Mann der ungezählten Millionen, „aber ich habe ebenso wenig vergessen, daß deine Frau Mama einstmals in Jersey den Matrosen Bier ausschänkte, das Glas zu drei Cents, während ich mit selbstgefischten Austern in den Straßen hausiren ging. Statt uns unserer Vergangenheit zu schämen, sollen wir uns darüber freuen, daß wir es durch Fleiß und Glück soweit gebracht."

Der Kronprinz von Preußen besuchte in Begleitung seiner Gemahlin die Arbeitsschule eines unter der Protection der Kronprinzessin stehenden berliner Bazars. „Wozu dient die kleine Lade unter der Nähmaschine?" frug der Prinz das niedliche Fräulein, welches an derselben eine Arbeit ausführte. „Es dient zum Aufbewahren von Maschinenbestandtheilen, königliche Hoheit," bekam er zur Antwort. Mit raschem Griff die Lade aufziehend, entdeckte er zu seiner größten Heiterkeit in demselben ein Stulle. „Ist dies auch etwa ein Maschinenbestandtheil," meinte er lächelnd. „Gewiß," antwortete schlagfertig die junge Dame, „die Stulle dient ja zum Zusammenhalten der Bestandtheile des menschlichen Körpers." „Man sieht," sagte der Prinz schmunzelnd zu seiner Gemahlin, „daß der Umgang mit Nähmaschinen auf den weiblichen Geist eine günstige Wirkung äußert." Erröthend quittirte die gewandte Nähmaschinennymphe das schmeichelhafte Compliment mit einem außergewöhnlich tiefen Knicks.

Ein heroisches Mädchen. Man schreibt aus Dörsdorf: Wie ein junges Mädchen drei Burschen an Muth und Barmherzigkeit übertroffen hat, davon folgende Thatsache. Bei der großen Ueberschwemmung hatte sich das Wasser so sehr gestaut, daß es zwei Fuß hoch in die Wohnung einer armen Wittwe eindrang. Die Wittwe rief für sich und ihre zwei Kinder um Hülfe, aber vergeblich, obschon drei Burschen mit Wasserstiefeln angethan am Wasser standen. Die 20jährige Tochter einer Wittwe daselbst bat die drei Burschen, die bedrängte Frau und ihre Kinder zu holen, aber vergebens; da wagt sich das Mädchen durch die Fluth, holt die Frau zum Fenster heraus, trägt sie 20 Fuß weit durch das tiefe Wasser, unternimmt noch zweimal den gefährlichen Gang und rettet die beiden Kinder. Hätten die drei Burschen sich auf den Weg gemacht, so bedurfte es nur dieses einen Ganges, während das brave Mädchen den Weg ohne Wasserstiefel dreimal gehen mußte. Zur Ehre des Mädchens sei ihr Name hier genannt, sie heißt Wilhelmine Menges.

Der Briefmarkensammelwuth scheint eine neue, ebenso geistreiche Liebhaberei eine gefährliche Concurrenz bereiten zu wollen, eine Liebhaberei, die erwiesenermaßen ihren Ursprung im Köpfchen einer dreizehnjährigen Newyorkerin gefunden hat. Die Besitzerin dieses Köpfchens war von dem Ehrgeiz beseelt, irgend eine Collektion ihr eigen zu nennen, welcher der Charakter ausgesprochener Originalität innewohne. Im Suchen nach einer noch nicht dagewesenen Idee kam ihr der leuchtende Gedanke, eine Sammlung von Journalköpfen anzulegen. Der Kopf einer Zeitung ist bekanntlich jener Theil des Blattes, welcher in großer Schrift dessen Namen, die Abonnementsbedingungen, Jahrgang, Nummer, Datum u. s. w. enthält. In aller Stille machte sie sich ans Werk, und bald hatte sie in einer Reihe von Folianten die stattliche Zahl von etwa 2000 Journalköpfen aus aller Herren Länder und in allen Sprachen des Erdballs vereinigt. Da bekanntlich l'appetit vient en mangeant, so erklärt die Inhaberin dieser Schätze, nicht eher ruhen zu wollen, bis sie mindestens 25,000 Köpfe in ihrer Sammlung vereinigt. Es ist dies kein Ding der Unmöglichkeit, denn in Amerika allein erscheinen gegen 10,000 Zeitungen. Dank der ingeniösen Miß aus dem Yankeelande, deren Idee zunächst dort raschen Anklang gefunden, erschließt sich der krankhaften Sammelwuth der Zeitgenossen ein neues begehrenswerthes Ziel. Noch ist die Briefmarke nicht todt, und schon ertönt der Ruf: Es lebe der Journalkopf!

Die Kirgisen haben ihre althergebrachten Sitten auch heute noch mehr oder minder erhalten. Zuweilen werden die Vornehmsten eines Stammes zu angesehenen Russen eingeladen, wobei man sich oft nicht wenig über die naiven Bemerkungen der Steppensöhne zu amüsiren pflegt. So hatte der Gouverneur von Orenburg unlängst einen Kirgisenchan zur Tafel geladen, und dem Chan gegenüber saß eine sehr hübsche junge Frau, die Gattin eines russischen Offiziers. Der Kirgise wandte kein Auge von ihr, sie gefiel ihm außerordentlich, und da die Kirgisen ihre Frauen kaufen, konnte er sich nicht enthalten, auszurufen: „Tausend Schafe würde ich für diese Frau dort geben!" Alles lachte über diese ungekünstelte Bewunderung, und der Gouverneur, der sich einen Scherz mit seinem uncivilisirten Gast machen, oder denselben vielleicht in Verlegenheit bringen wollte, fragte ihn, indem er auf seine eigene Gemahlin deutete: — „Wie viel giebst du aber wohl für diese?" „O, Herr!" versetzte der Chan, ohne sich zu besinnen, „frage das nicht, so viele Schafe hat keiner auf der ganzen weiten Welt!"

Zu Hause.

Für Haus und Herd von einer Hausfrau.

Die eigene Heimath. O, eigener Herd, du süßes Wort, ein Zauber schließt dich ein!

Eine Heimath, einen eignen Herd! wer arbeitet und ringt nicht dafür und doch erlangen nicht alle das sich vorgesteckte Ziel. Es starb kürzlich im Osten ein Mann im Werth von 20 Millionen Dollars. Als nach seinem Tode seine Freunde sein Haus durchsuchten, fanden sie es auf's einfachste möblirt und dekorirt. Der Mann hatte sich streng an sein Geschäft gehalten, und wenig Wesen und Aufsehen gemacht. Ein junger Mann verdient 12 Doll. die Woche, mit 7 Doll. kann er gut leben, nimmt er die ersparten 5 Doll. und thut sie in einen Bauverein, so erwirbt er sich im Verlauf von 5 bis 6 Jahren 2000 Doll.; selbst wenn in dieser Zeit sein Lohn nicht erhöht würde. Mit dieser Summe wäre ein guter Anfang gemacht. Aber ach — wie viele junge Leute zeigen schon frühzeitig Neigungen zum Aufwand, sie wollen standesgemäß leben, ihre Ausgaben sind oft größer als ihre Einnahmen; an eine eigne Heimath wird nicht gedacht. Ein erfahrener Mann pflegte zu sagen: „Einer kann sich glücklich schätzen, der sein Geschäft versteht, der eine Heimath hat und der eine gute Frau gefunden." Aber um dieses Erdenglück zu besitzen, müssen wir unsere Kinder erziehen. Viele Eltern ziehen schon frühzeitig Gewinn aus ihren Kindern, so denken sie wenigstens. Sie werden der Schule entzogen und müssen in einer Fabrik für einen geringen Lohn arbeiten, ihre Bildung wird versäumt, was sie nie nachholen, und diese Kinder fühlen den Mangel an Kenntniß in späteren Jahren. Zu was können sie anders gebraucht werden, als zur Verrichtung harter Arbeit, weil ihr Geist nicht gebildet ist. Die Kinder müssen von der Mutter angeleitet werden, nicht allein die Mädchen, sondern auch die Knaben. Die Mutter hat in den meisten Fällen das Schicksal der Familie in ihrer Hand. Ist der Hausvater den Tag über beschäftigt außerhalb des Hauses, dann wehe den Kindern, wenn nicht die Mutter sich ihrer annimmt. Da ist die Schulbildung. Das Kind kommt nach Hause, es beklagt sich über den Lehrer; die Mutter glaubt dem Kinde, anstatt die Sache zu untersuchen, darf das liebe Kind zu Hause bleiben, bis ein anderer Lehrer kommt; es ist der erste Schritt zum Verderben. Da ist eine andere Mutter, die untersucht die Sache ganz genau, handelt anders und ihr Kind ist gerettet. Dann beschäftige man die Kleinen etwas während der freien Stunden. Kinder, welche man früh zur Arbeit anhält, werden nützliche Männer und Frauen. Und man gebe ja Acht, wie und mit welcher Gesellschaft die Kinder ihre Abende verbringen. Dort sitzen eines Abends eine Anzahl Knaben im Versteck; sie legen ein wenig Geld zusammen und einer unter ihnen wird in eine Schenke geschickt; er holt Bier und sie trinken und rauchen dann. Ein Knabe von dieser Gesellschaft wird eines Sonntags Morgens von seinen Eltern in die Kirche geschickt; auf dem Wege dahin treffen ihn seine Kameraden, welche ihn von der Kirche weglocken, um während des Gottesdienstes gute Zeit haben zu können. Sie gehen nach dem Ohiofluß, finden dort ein kleines Floß und setzen sich darauf; der reißende Strom zieht das kleine Gefährt in die Tiefe, die Gesellschaft rettet sich, aber der kleine Knabe, der von seinen Eltern in die Kirche geschickt wurde, ertrinkt. Darum, Mutter, hüt' den kleinen Fuß. Eine dritte Mutter liebt eine hübsche äußere Erscheinung. Ihre Tochter entfaltet sich wie eine liebliche Blume. Die Mutter merkt dies bald. „Meine Tochter darf nie Hausarbeit verrichten," sagte einmal eine Mutter zu mir, (she shall never soil her hands). Wie leicht wird da ein Mädchen ruinirt! Sie wird eitel, will aufgeputzt und stets in Gesellschaften sein. Endlich — „meine Tochter soll einen reichen Mann heirathen," und auch dieses gelingt oft. Jetzt ist der Höhepunkt des Glückes erstiegen, denkt die Mutter. Aber die Tochter! Ihr Gatte entdeckt gar bald, daß er an einem ungleichen Joche zieht. Die Bildung ist vernachlässigt, die Schönheit vergeht und — die Ehescheidung folgt. In einer unserer größten Städte gab es einmal deren nicht weniger als sechzig in einer Woche. — Noch ein Bild: „Gute Nacht, Großpapa!" rief eine süße, kleine Kinderstimme. Zwei junge Eheleute waren zum Besuch bei des Mannes Eltern; sie wollten eben nach Hause gehen, als ich den Kleinen hörte. Ich sehe mir die Leute recht genau an und bemerke in den Gesichtszügen der jungen Frau Traurigkeit und Wehmuth. Ihr Gatte spricht nicht mehr liebevoll und zärtlich mit ihr, wie früher; kaum hat er ihr das kleinste Kind in die Arme gelegt, so ist er schon draußen vor der Thür bei seinen Kameraden. Ich frage, woher kommt in der kurzen Zeit diese Veränderung? „Ja," sagt mit gemessenen Worten der Vater, „mein Heinrich der trinkt." Ich kannte die Familie; die Kinder durften ihre Abende auf der Straße zubringen und eilten so Schritt für Schritt dem Verderben zu. Die Frau kann in der Familie viel, unendlich viel bezwecken, aber auch viel, unendlich viel vernachlässigen. Wollen wir darum ein glückliches Heim haben, so müssen wir als Mütter darauf sehen, daß wir demselben wohlerzogene Söhne und Töchter zuführen.

Schwätzer im Gotteshause. Im Dorfe N. war ein Bauer, der zwar regelmäßig zum Gottesdienste sich einfand, aber auch ebenso regelmäßig während des Orgelvorspiels und mitunter auch noch während des Gesanges mit seinen Nachbarn über alle möglichen weltlichen Dinge, als da sind Marktpreise und Viehhändel, Wirthshaus-Abenteuer und Prozeßgeschichten, zu discutiren pflegte. Je lauter der Cantor spielte, um so kräftiger erhob Plaudermichel seine Stimme, ja, wenn der Pastor bereits auf die Kanzel gestiegen war, und ehe der letzte Orgelton verhallte, sein stilles Gebet verrichtete, da erscholl manchmal aus der Ecke, wo Michel saß, nicht etwa ein leises Flüstern, sondern eine unanständig halblaute Unterhaltung.

Jeden ordentlichen Kirchengast mußte das verdrießen. Ganz besonders aber verdroß es den Organisten, der sich auf seine Kunst, die Orgel zu „schlagen", viel zu gute that, und dem es abscheulich vorkam, daß ein so unpolirter Michel es nicht für der Mühe werth hielt, auf die kunstvoll hervorgelockten Töne des Gott geweihten Instruments zu lauschen.

„Warte!" dachte er, „dich krieg' ich dran, du Bärenhäuter! Die gottlose Freude, die du an deinem Kirchenschwatz hast, will ich dir schon versalzen!"

Er wartete den nächsten Sonntag ab, setzte sich auf das Orgelbänklein und richtete den kleinen Spiegel, der über ihm angebracht war, etwas zur Seite, so daß er in demselben nicht etwa den Pastor auf der Kanzel, sondern voll und genau Michels breites dickbackiges Gesicht erblicken konnte. Kaum hatte er angefangen, das Vorspiel in sanften Tönen erklingen zu lassen, so sah er auch schon im Spiegel Michels Schwatzwerkzeuge in Thätigkeit, aber die Worte tönten noch etwas leise und gedämpft, sintemal Michel doch nicht wünschen konnte, daß die ganze Versammlung ihn höre. Wie ein verschmitzter Wegelagerer auf seine Beute, lauerte jetzt der Organist auf den Biedermann. Unvermerkt zog er an der Orgel ein Register nach dem andern; nach jedem Zug aber verstärkte sich Michel's Stimme, bis endlich der Mann auf der Orgelbank alle Register glücklich heraus hatte und die ganze Tongewalt der vollen Orgel prächtig dahinfluthete. Jetzt war Michel's Stimme, welche gleichen Schritt gethan hatte, da angelangt, wohin der Cantor sie haben wollte. Plötzlich hob dieser die zehn Finger von den Tasten und die Füße vom Pedal. Alles in der Kirche war still wie die tiefste Waldeinsamkeit, nur aus Michel's Ecke schallten mit ganzer Lungenkraft die eifrig gesprochenen geflügelten Worte: „Ja, aber auer hat a krummes Horn!"

Wovon anders konnte er gesprochen haben, als vom Ochsenhandel und von der unschönen Kopfzierde des lieben Mastviehs, dessen Bild den wackern Michel in die Versammlung der Gläubigen begleitet hatte?

Der Cantor hatte seinen Zweck erreicht. Michel war entsetzlich blamirt und mußte noch nach Jahr und Tag hören, daß er von seinem krummhornigen Ochsen der ganzen Gemeinde in der Kirche eine Rede gethan habe. Er schämte und ärgerte sich über die Maßen, hat sich aber von dem Tage an gebessert, und seine Ochsen- und Marktgespräche nur noch außerhalb der Kirchenmauern an den Mann gebracht. (Chr. Botschafter.)

Hull Korn. Man nimmt 2 Quart reine Holzasche und eine Gallone Wasser, thut es in einen eisernen Kessel und läßt es einige Minuten kochen, dann schäumt man ab und läßt es kalt werden; darnach gießt man die reine Lauge in ein Gefäß und wäscht den Kessel. Dann nimmt man 2 Quart weißes Welschkorn, thut es in den Kessel, gießt die Lauge darüber und läßt es eine halbe Stunde kochen, man rührt es öfter um und verkocht sich das Wasser, so gießt man hin und wieder kochendes nach. Dann gießt man die Lauge ab und schwenkt dann das Korn einige Mal mit Wasser, darnach thut man das Korn in eine große Schüssel, bedeckt es mit Wasser und reibt es mit den Händen, bis die rauhe Haut ganz abgerieben, dann spült man es, bis es ganz klar und rein geworden, darnach thut man es zurück in den Kessel und kocht es, bis es weich wird, dann thut man zuletzt noch einen Löffel voll Salz hinein.

Geflügel. Viele Hühner legen während des Winters, wenn sie einen warmen Stall und gutes Futter haben. Die Thiere sollten im Stall nicht so gedrängt sein und Nester und Wände halte man frei von Ungeziefer. Dann sollte der Stall an der südlichen Seite Fenster haben, damit die warme Mittagssonne eindringt, und läßt man während dieser Zeit die Hühner auf den Hof zum Füttern, so kann man die Ställe reinigen und lüften. Der „Am. Agr." empfiehlt Strohdächer für Viehställe wegen der Wärme. Man hat sie in Deutschland schon lange. Dort nimmt man Rockenstroh, es ist am längsten und auch am reinlichsten, es wird mit dem Dreschflegel gedroschen, ein Mann hebt eine ungebundene Garbe und ein Knabe putzt sie aus mit einem schmalen, langzinkigen Rechen; es wird in große Garben gebunden und weggestellt. Dann nimmt man einen erfahrenen Mann, der es versteht, Strohdächer zu errichten. — Dann das Futter für Geflügel. Gehackter Kohl und Grünfutter wird von den Hühnern neben dem Getreide gern gefressen; und Leute, die in der Nähe von Schlachthäusern oder Städten und Märkten wohnen, sollten sich billige Ochsenfleischabfälle holen, als da sind: Lungen, Leber, Herz u. dgl. Diese in einem großen Kessel gekocht und fein gehackt, sind besonders gut für Hühner, die legen, und nebenbei zerstoßene Austerschalen und feingehackte Knochen für die Bildung von Eierschalen. Dann ist frühgemästetes Geflügel vortheilhafter als das späte, auch halten frischgelegte Eier im Winter immer einen hohen Preis.

Die Ehescheidung. Ein wohlhabender Mann, der Jahre lang in Frieden mit seiner Frau gelebt. Da seine Ehe aber kinderlos war, kam er, wie Napoleon I. auf den Einfall, sich von seiner Gattin zu trennen. Zuerst sollte jedoch noch ein Fest gefeiert werden im Hause, wozu beiderseits Freunde eingeladen wurden. „Denn wisse," sagte der Mann, „wir haben in Frieden gelebt. So nimm dir denn aus meinem Hause mit, was dir am besten gefällt, auf daß du siehest, wie ich kein Böses gegen dich hege!"

„Dem geschehe also!" sprach das Weib. Es wurde aber gegessen und getrunken bis in die Nacht hinein und viele wurden vom Schlafe übermannt. Unter ihnen auch der Hausherr. Kaum sahe dies sein Weib, als sie befahl, ihn sanft nach ihres Vaters Hause zu tragen und in ein Bett zu legen. Sie aber setzte sich zur Seite desselben und wartete, bis er erwachte. Und da er munter geworden, wunderte er sich und fragte: „Wie geschieht mir? Wo bin ich? Was bedeutet dies?" Da trat seine Frau hinter dem Vorhange, der sie verbarg, hervor und bat ihn, nicht in Angst zu sein, er sei in ihres Vaters Hause. „Ich in deines Vaters Hause?" rief er. „Weib, was habe ich mit deinem Vater zu schaffen?" Sie aber sprach mit freundlichen Worten: „Mein lieber Mann, habe ein wenig Geduld und

laß dich von mir daran erinnern, wie du befahlst: So nimm aus meinem Hause mit, was dir am besten gefällt! Nun gefiel mir unter allen Kostbarkeiten desselben nichts so sehr, als du, und ist kein Schatz auf der Erde, für den ich dich lassen möchte! Ich that also wie du mir geheißen hast!" — Da wurde dem Manne das Herz aufgethan, er umarmte sie weinend und nahm sie wieder an als sein Weib, und sie lebten hinfort mit einander glücklich und zufrieden.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, den 2. Dez. 1 Sam. 18, 1—16.

David's Feind Saul.

1. Zeit: 1063 vor Chr., unmittelbar nach den in der vorigen Lektion erzählten Begebenheiten.

2. Ort: Gibea im Stamme Benjamin, Saul's Vaterstadt.

3. Sachliche Vorbemerkungen: Auf wunderbare Weise wird die Freundschaft Jonathan's eine Stufe zum Königsthron für David. Wie alle Führungen Gottes dahin zusammenwirken, daß dieser Mann nach Gottes Herzen innerlich zum Könige herangebildet wurde, ehe äußerlich die Macht in seine Hände kam, so sollte die Freundschaft mit Jonathan insbesondere ihn im vollsten Sinne zum Unterthan machen, ehe er Herrscher ward; und in der That befestigte sie in David die Gesinnung der Liebe und Treue gegen seinen König so, daß sie sich bis zur höchsten Selbstverleugnung, zur Feindesliebe, erhob. Aber während David's Persönlichkeit, sein Glaubensmuth und die zarte Innerlichkeit seines Gott geheiligten Herzens, auf den geistesverwandten Jonathan einen so mächtigen Eindruck machte, daß er ihn lieb gewann „wie sein eigen Herz", wendet sich Saul immer mehr von ihm ab und verstrickt sich in der Verfolgung David's immer tiefer in seine Sünde. Aus der Selbstsucht entspringt zuerst der Neid; aus dem Neid wird allmählich der Haß und die Feindschaft geboren, und von ihnen aus kommt's alsbald, sei's auf verdeckten, sei's auf offenen Wegen, zum Mord — „wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger." Dem Beispiel Saul's treten zur Seite die Beispiele Kain's und der Brüder Joseph's.

4. Zur Erklärung und Erbauung.

a) Die Liebe des Prinzen. V. 1—4.

V. 1. Da er (David) ausgeredet hatte mit Saul. Von dieser Unterredung ist uns Kap. 17, 58 nur sehr wenig berichtet. Es ist jedoch klar, daß sich dieselbe auf David's Familie, sowie auf seine frühere Lebensgeschichte bezog, was bei der Belohnung, welche Saul nach Kap. 17, 25 dem Ueberwinder des Goliath versprochen hatte, kaum anders sein konnte. Bei dieser Unterredung zeigte sich David's Charakter in so vortheilhaftem Lichte, daß er sich das Herz des Königssohnes Jonathan wie im Sturm eroberte. Jonathan, selbst ein frommer, tapferer Kriegsmann (Kap. 14), erkennt in David eine ihm verwandte Heldennatur und gewinnt ihn lieb mit der selbstlosen Hingebung wahrer Freundschaft. Scheinbar unübersteigliche Schranken erheben sich trennend zwischen dem Königssohne und dem Hirtenknaben. Aber Jonathan's Liebe schwingt sich nicht nur leicht über die Scheidewände des Standes hinweg, sondern sie erweist sich auch noch viel schwereren Proben gewachsen. Jonathan sah den ruhmgekrönten Freund von seinem Volke mit einer Begeisterung auf den Schild gehoben, die wohl dazu angethan war, den Neid in ihm zu wecken; aber seine aus Gott geborene Liebe erstickt jedes derartige Gefühl. Wohl mochte ihm eine Ahnung sagen, daß einst die väterliche Krone nicht ihm, dem natürlichen Erben derselben, sondern seinem Freunde David zufallen könne. Aber auch dies konnte seiner Freundschaft keinen Abbruch thun. — Solche Freundschaft ist eine Gabe Gottes, und wohl uns, wenn er uns einen solchen Freund geschenkt! Es ist ein schlimmes Zeugniß für die Demuth und Liebe eines Menschen, wenn er darüber klagt, daß er keinen Freund habe, oder behauptet, daß er keines Freundes bedürfe. Ist es auch allein die Freundschaft Christi, die uns selig macht, so besteht doch ein Theil dieser Seligkeit für unser Erdenleben auch darin, daß wir der köstlichen Segnungen der „Gemeinschaft der Heiligen" theilhaftig werden.

V. 2. Vielleicht war die innige Zuneigung, welche Jonathan zu David faßte, ein Hauptgrund, warum Saul den David bei sich behielt und nicht wieder in seines Vaters Haus zurückkehren ließ. David spielte nun wieder vor Saul wie früher, aber seine Stellung am Hofe war dennoch eine andere; denn der Heldenjüngling, der den gefürchteten Riesen Goliath erschlagen und des Königs Sohn, Jonathan, zum Freunde hatte, konnte nicht mehr in seine frühere Stellung eines unbekannten und unbeachteten Harfenspielers zurücksinken.

V. 3. Die Freundschaft David's und Jonathan's wurde besiegelt durch einen feierlichen Bund der Liebe und des Vertrauens, welchen sie, wahrscheinlich durch einen gegenseitigen Eid, mit einander schlossen. Dieser Freundschaftsbund war nicht eine Weltfreundschaft, bei der im Grunde Einer in dem Andern nur sich selber liebt, und egoistische Interessen, wie seiner Natur sie auch immer seien, das verknüpfende Band bilden. Jene beiden liebten einander wahrhaft in Gott, dem sie sich in heiligen Weihestunden zu Dienst begeben hatten, und ihre Anschauungen, Urtheile und Bestrebungen standen in einem vollendeten Einklang mit einander. Keine natürliche Freundschaft kommt dieser Freundschaft in Gott gleich.

V. 4. Durch die Beschenkung David's mit seinem Obergewand, Mantel u. s. w. krönt Jonathan den feierlichen Akt der Bundesschließung.

Nicht um David mit einer dem Hofleben entsprechenden Kleidung auszustatten, sondern um ihn als einen der vornehmsten ebenbürtigen Kriegshelden zu ehren, beschenkte Jonathan seinen Freund mit seiner fürstlichen Waffenrüstung. Daß Jonathan in diesem Freundschaftsbunde den Anfang macht, entspricht der Stellung, welche er als Königssohn dem jungen Hirten gegenüber am Hofe einnahm.

b) Die Eifersucht des Königs. V. 5 bis 11.

V. 5. Und David zog aus. Dieser Ausdruck kann nach dem Zusammenhang nur von kriegerischen Unternehmungen verstanden werden, zu welchen David von Saul ausgesandt wurde. In der Ausführung dieser Unternehmungen erwies sich David ebenso pflichtgetreu wie kühn und muthig. Wer einmal herrschen und gebieten soll, muß erst gehorchen lernen. Zu Hause war David ein gehorsamer Sohn seines Vaters Isai gewesen, jetzt erwies er sich als gehorsamer Diener seines königlichen Herrn Saul. Wer in einem Berufe treu gewesen ist, von dem darf man erwarten, daß er es auch in einem anderen sei. Er hielt sich klüglich, d. h. er handelte bei diesen Unternehmungen weise und besonnen und war daher stets glücklich und erfolgreich. Daher setzte ihn Saul nun über die Kriegsleute, d. h. er ernannte ihn zum Befehlshaber einer Schaar von Kriegern. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit wie durch den Erfolg in seinen Kriegszügen gelangte David bald zu großer Beliebtheit in den Augen des ganzen Volks und auch in den Augen der Knechte (Beamten) Saul's. Selbst vom Neide der Höflinge blieb er bei seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit verschont. Der Herr macht Alles recht und gut; er, der einen David so wunderbar geführt und auch im Kleinsten für seinen künftigen Beruf erzogen hat, wird gewiß auch uns führen, wie es zu unserem Besten dient, wenn wir uns nur von ihm stets führen lassen.

V. 6. Während V. 1—4 berichtet worden ist, was mit David unmittelbar nach seinem Siege über Goliath geschah, wie er Jonathan's Freund wurde und bleibend an den Hof Saul's kam, erzählt V. 5 weiter, daß Saul den David sofort zu kriegerischen Unternehmungen verwendet und ihm ein Commando über Kriegsleute übertragen habe. Nun war nach Kapitel 17, 52. 53 der Krieg mit den Philistern nach Goliath's Tod noch nicht beendet, sondern es wurden ihnen noch mehrere Niederlagen bereitet, und erst nachdem ihre Macht gebrochen war, kehrten die Israeliten siegreich von dem Kriegszuge zurück. Bei dieser Gelegenheit erst ereignete sich, was V. 6—8 erzählt wird. Die Rückkehr des siegreichen Heeres wird zu einem Triumphzug. In allen Städten wird ihm ein feierlicher Empfang bereitet. Namentlich sind es die Frauen, die sich in Huldigungen aller Art überbieten. Sie gehen dem Könige entgegen und feiern mit Gesang und Reigen, mit Handpauken, Freudenrufen und Triangeln (Luth. unrichtig „Geigen") die heimkehrenden Sieger.

V. 7. 8. Der Wechselgesang: Saul hat Tausend geschlagen u. s. w. ist wahrscheinlich ein Bruchstück aus einem Volksliede, welches bezeugt, welch' hohes Ansehen David durch seinen Sieg über Goliath in den Augen des Volkes erlangt hatte. Da ergrimmte Saul. Das Lob David's vergällte ihm den ganzen Triumph. Eine böse Eifersucht kochte in seinem Herzen auf. Mir, murmelte er verdrossen vor sich hin, geben sie Tausend, und Zehntausend Jenem! Das Königreich will noch sein eigen werden! Schon hier also beginnt eine düstere Ahnung ihm zuzuraunen, daß David der Mann sei, dem Gott die Herrschaft über sein Volk bestimmt habe. Dies ist die Entstehungsgeschichte des Neides und Hasses, welche fortan Saul's Verhalten gegen David charakterisirten. — Eine patriotische Siegesfeier war jetzt in Israel allerdings am Platze; aber eine würdigere, als sie vom Volke begangen wurde. Die Lobgesänge hätten vor Allem dem Herrn ertönen müssen, der sich des unbewehrten Hirtenknaben als seines Werkzeuges zur Errettung seines Volkes bedient hatte. Das Volk verkannte dies und vergötterte das Werkzeug. Wie häufig begegnen wir dieser Verirrung bei dem heutigen Geschlechte, bei dem wir die Menschenvergötterung, den „Kultus des Genius", sich nicht selten bis zum Wahnsinn steigern sehen! Man feiere immerhin seine Helden und winde Lorbeerkränze Allen, die sich um das Gemeinwohl verdient gemacht haben; aber man vergesse nicht, sich durch das, was Menschen Großes und Edles vollbracht haben, zuerst an den Vater der Geister erinnern zu lassen, von dem jede gute und vollkommene Gabe kommt, und gebe ihm die Ehre, die ihm gebührt.

V. 9. Saul sah David sauer an. Von dieser Gelegenheit datirte der böse, neidische Blick, mit dem Saul fortan den David betrachtete. Das Auge ist der Spiegel der Seele. Auch David las gewiß in dem finstern Blick des Königs, daß in der Gesinnung Saul's gegen ihn eine Umwandlung eingetreten war.

V. 10. Des andern Tages gerieth der böse Geist Gottes über Saul. Der „böse Geist Gottes" ist der böse Geist, welchen Gott dem Saul zur Strafe sandte. Dieser böse Geist war, wie wir aus der Entfernung Davids vom königlichen Hofe schließen dürfen, eine Zeit lang von Saul gewichen, jetzt kommt der alte Zustand innerer Zerrüttung wieder über ihn, und zwar in Folge seines Neides und Hasses gegen David. Wer seinen Nächsten haßt, gibt dem Satan Raum in seinem Herzen. Er weissagte, d. h. er redete in ekstatischer Begeisterung wie die Propheten; aber was er redete, war nur der Ausdruck seiner Wuth, nicht göttliche Offenbarung. Nach Kap. 16, 16 suchte David durch die Klänge seines Saitenspiels diese Wuth zu verscheuchen; aber da er selbst der Gegenstand derselben war, richtete sich der Ausbruch der Raserei Saul's in einem Mordversuch gegen ihn. Das Saitenspiel in der Hand David's und der Speer in der Hand Saul's — die Stelle des Scepters vertretend — werden hier in scharfem Gegensatz einander gegenübergestellt.

V. 11. Und er (Saul) schoß den Wurfspieß u. s. w. Daß David nach dieser Verfolgung nicht sogleich entflieht und Saul verläßt, ist ein Zeichen seiner großartig edlen und zugleich glaubensfreudigen Gesinnung. Nicht eher zieht er sich von dem Könige zurück, als bis er sieht, daß dieser ihm nicht blos in einzelnen Anfällen des Wahnsinns, sondern mit ruhiger Ueberlegung nach dem

Leben trachtet. In der Verfolgung David's durch Saul spiegelt sich vorbildlich die Verfolgung der Gemeinde Christi durch Saul von Tarsen (Apstg. 9, 14). Aber während Saul von Gibea dem bösen Geiste Raum gab und ein schreckliches Ende nahm, hörte Saul von Tarsen auf die Stimme des heiligen Geistes und wurde ein auserwähltes Rüstzeug Gottes.

V. 12. Saul fürchtete sich vor David. Man sollte eher erwarten, daß David sich vor Saul gefürchtet hätte, weil der böse Geist so mächtig in ihm war, als daß Saul sich vor David fürchtete, weil der Herr sich zu diesem bekannte. Aber wenn der Mensch sich von Gott losgerissen und Gott ihn verlassen hat, dann ängstigt ihn nichts mehr, als wenn er sieht, daß Gott sich dennoch lebendig und kräftig in seiner Umgebung bezeugt. Je sichtbarer die Hand des Herrn mit David war, um so unheimlicher und furchtbarer erschien dieser dem König, um so mehr, da jeder neue Erfolg David's die Ahnung in ihm befestigen mußte, daß dieser der von Gott erwählte König Israels sei.

V. 13. Die Feindschaft gegen David und die Furcht vor ihm, bewog den Saul, ihn aus seiner Nähe zu entfernen. Er setzte ihn zum Fürsten (Kriegsobersten) über tausend Mann. Gott weiß das Uebel, welches den Frommen von den Gottlosen angethan wird, in Gutes zu verwandeln. Er zog aus u. s. w. Diese Worte sind wie V. 5 von kriegerischen Unternehmungen zu verstehen.

V. 14. 15. Wie bei früheren Unternehmungen hat David auch jetzt wieder viel Glück und Erfolg. Dadurch wurde aber die Furcht Saul's vor David nur noch größer, er scheuete sich vor ihm; denn er sah aus diesen neuen Erfolgen nur um so deutlicher, daß Gott mit David war, ihn aber verlassen hatte.

V. 16. Ganz Israel und Juda hatte David lieb, das ganze Volk hing ihm an, sein Ansehen stieg von Tag zu Tag. Dies mußte in Saul's Seele neben der Furcht auch die Qual des Neides und der Eifersucht erhöhen. So wird der Seelenzustand Saul's immer düsterer, die Mächte der Finsterniß nehmen immer völliger Besitz von ihm, und weil er sich nicht in aufrichtiger Buße unter die Hand Gottes beugt und zum Gehorsam gegen Gott zurückkehrt, verfällt er rettungslos dem Verderben. „Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle!"

Sonntag, den 9. Dez. 1 Sam. 20, 32—42.

David's Freund Jonathan.

1. Zeit: 1062 v. Chr.

2. Ort: Wahrscheinlich Gibea im Stamme Benjamin, Saul's Vaterstadt.

3. Zusammenhang: 1) David's Verheirathung mit Saul's Tochter Michal (1 Sam. 18, 17—20). 2) David's Flucht vor Saul (19, 1—18). 3) David bei Samuel in Najoth (19, 19—24). 4) Jonathan's Fürsprache für David (20, 1—29).

4. Einleitende Bemerkungen: Aus der Thatsache, daß David (nach V. 5) bei Saul's Opfermahlzeit zur Feier des Neumondsfestes erwartet wurde, sowie daraus, daß Jonathan an den Mordanschlägen Saul's gegen David noch zweifelt (V. 2), geht hervor, daß, was bisher von Versuchen, David gefangen zu nehmen, berichtet ist, unter anderen Vorwänden war betrieben worden, etwa unter dem Vorwand, daß der König ihn in dringlichen Geschäften sprechen müsse, weßhalb auch die, welche David holen sollten, „Boten" heißen. David aber war über die böse Absicht des Königs nicht im Zweifel. Doch hoffte er, vielleicht durch Jonathan, den König noch einmal umzustimmen. Der Versuch Jonathan's schlug jedoch gänzlich fehl. — Die Nothlüge, deren sich Jonathan auf David's Verlangen vor seinem Vater bediente (V. 28 u. 29), ist in keiner Weise zu entschuldigen. Zwar konnte vom alttestamentlichen Standpunkte die Pflicht unbedingter Wahrhaftigkeit noch nicht so klar, wie vom neutestamentlichen erkannt werden; aber trotzdem wird auch schon im A. Testament das „Lügen" entschieden verboten (3 Mos. 19, 11), und David selbst erklärt Ps. 34, 14: „Behüte deine Lippen, daß sie nicht Trug reden." So wird denn auch die Nothlüge Jonathan's durch die Thatsachen, welche sich an sie knüpfen, selbst gerichtet. Saul durchschaute sie alsbald. Seine dadurch gereizte Wuth richtet sich auf Jonathan selbst, und auch gegen David wird seine Erbitterung nur noch größer. Ohne Anwendung der Lüge hätten beide im Vertrauen auf den Herrn sich vereinigen und ihm ihre Sache befehlen sollen. Es ist hier zu vergleichen, wie Gott einst die Lüge Abraham's und Isaak's an's Licht zog und zunichte machte (1 Mos. 12, 11 ff.; 26, 7 ff.) und der Lüge Rebekka's und Jakob's die Strafe folgen ließ (1 Mos. 27, 6 ff.).

5. Wort- und Sacherklärung: Der Neumond, der erste Tag eines jeglichen Monats wurde bei den Juden festlich begangen (4 Mos. 10, 10). Es wurden besondere Opfer dargebracht, mit welchen nicht selten Familiengastmahle (V. 5. 27) verbunden waren. Trompetenschall verkündigte den Tag und begleitete die Opferfeier. Eine besondere Bedeutung erhielten die Neumondstage als feste Zeitmarken, innerhalb welcher sich der ganze Festkreis des Kirchenjahrs bewegte. Mit der Bestimmung des Neumondstages wurde es in späterer Zeit so gehalten, daß, wer die Mondsichel zuerst sah, es dem Hohen Rath, der an jedem 30. des Monats vom Morgen bis zum Abend versammelt blieb, anzuzeigen hatte, worauf der Hohe Rath den Anfang des Festes ankündigte. Konnte man wegen trüben Wetters die Mondsichel nicht sehen, so wurde der auf den 30. folgende Tag ohne weitere Verkündigung als Neumondstag gefeiert.

6. Zur Erklärung und Erbauung:

a) Die Gefahr. V. 32—34.

V. 32. 33. Jonathan antwortete. Saul saß mit seinem Hause zu Tische, wo David's Sitz schon seit zwei Tagen leer gewesen war. Jonathan hatte David's Abwesenheit entschuldigen wollen durch die Nothlüge, er sei zu einem Familienfeste nach Bethlehem gegangen; Saul aber hatte dieselbe sofort durchschaut und forderte nun voll Zorn von seinem Sohne, daß er David herbeischaffe, damit er umgebracht werde. Als Grund hierfür giebt er an, daß, so lange der Sohn Isai's lebe, Jonathan und sein Königreich nicht bestehen könne. Trotz dem Wuthausbruch seines Vaters sucht Jonathan die

Unschuld seines Freundes mit ruhigem und mildem Wort zu bezeugen und ihn als einen solchen darzustellen, der ungerechter Weise den Tod erleiden würde, ähnlich wie Kap. 19, 4. 5. Damals gewann noch die bessere Stimme in Saul's Herzen die Oberhand. Hier ist er schon in völliger Knechtschaft seiner Leidenschaft, ein willenloses Werkzeug seines blinden Hasses. Er greift nach seinem Speer und, wie früher den David, so sucht er nun den Jonathan mit demselben zu durchbohren — und das Angesichts der versammelten Tischgesellschaft! So ganz hat er die Herrschaft über sich selbst verloren. Nun erkennt Jonathan, daß es bei seinem Vater eine abgemachte Sache sei, den David zu tödten.

V. 34. *Er ging hinaus mit grimmigem Zorn*, d. h. in äußerster Aufregung und tiefster Bekümmerniß. *Am folgenden Tage aß und trank er nichts vor Traurigkeit.* Wen wird's wundern? Man versetze sich in seine Lage. Es war ihm wohl bewußt, mit welchem Nachdruck das göttliche Gesetz den Kindern Ehrfurcht und Gehorsam gegen Vater und Mutter einschärfe. Und nun hatte er des Vaters Zorn und Haß gegen sich entflammt und mußte besorgen, daß diesem auch der Mutter Fluch sich zugesellen werde, wenn er seinem Freunde Treue halte, ja, demselben sogar den Weg zum väterlichen Throne bahnen helfe. Sollte er die Liebe und den Segen der Eltern und das Glück des Elternhauses der Freundschaft David's opfern? Wir können uns denken, wie schwer ihm der Entschluß geworden. Aber er wankte nicht in seiner Treue gegen David, denn er war sich klar bewußt, daß er das Opfer nicht sowohl seiner Liebe zu David als vielmehr dem Allerhöchsten bringe, dessen Rathschluß über den Sohn Isai's für ihn kein Räthsel mehr war. Wie Jonathan dem David, so müssen wir Christo Alles zum Opfer bringen. „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth.“

b) *Das Zeichen.* V. 35—40.

V. 35. *Am Morgen des dritten Tages ging Jonathan u. s. w.* Das Uebereinkommen der beiden Freunde war folgendes gewesen: David wollte an den Neumondstagen nicht an der königlichen Tafel erscheinen, sondern sich in der Nähe der Stadt verborgen halten; Jonathan aber sollte ihm nach dem zweiten Festmahle Nachricht bringen, ob und wie der König sich über ihn geäußert habe. Wäre dies nicht möglich, ohne Aufsehen zu erregen, so sollte er, als gelte es einer Waffenübung, *drei Pfeile* nach einem dem Verstecke David's nahe gelegenen Punkte abschießen. Rief er dann den Knaben, der ihm die abgeschossenen Pfeile zurückbringen sollte: „Gehe hin, suche die Pfeile!“ so sollte dies dem David ein Zeichen sein, daß Gefahr für ihn vorhanden sei; rief er ihm aber: „Siehe, die Pfeile liegen hierwärts hinter dir,“ so bedeutete dies dem Freunde, es sei Friede und habe keine Gefahr. Diesem Uebereinkommen gemäß, begab sich nun Jonathan auf's Feld, um David von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen. *Ein kleiner Knabe mit ihm* — ein kleiner Knabe, weil ein solcher nicht so leicht Verdacht schöpfte.

V. 36—39. Während in V. 20—22 von *drei* Pfeilen die Rede ist, wird hier nur *ein* Pfeil, den Jonathan abschoß, erwähnt. Diese Differenz ist nicht durch die Annahme zu lösen, Jonathan habe das Verfahren abgekürzt und nur einmal geschossen, weil Gefahr im Verzuge gewesen sei, denn die Abschießung von drei Pfeilen bildet ein Hauptmoment in der Verabredung, und wäre solche Eile, wie bei dieser Erklärung vorausgesetzt wird, nöthig gewesen, so hätte die nachfolgende Abschiedsscene nicht mehr stattfinden können, wie sie dargestellt ist. Vielmehr ist anzunehmen, daß es Jonathan mit jedem der drei Pfeile so gemacht habe, indem er entweder die drei Pfeile gleich nach einander abschoß oder dreimal dasselbe Verfahren wiederholte. So wußte nun David, wie die Sachen standen. *Der Knabe wußte nichts darum*, nämlich darum, daß die Worte Jonathan's eigentlich dem David galten, und daß dieser in seinem Versteck mit pochendem Herzen auf dieselben horchte.

c) *Das Gelübde.* V. 40—42.

V. 40. Da Jonathan ringsumher Niemand erspähte, von dem er sich hätte beobachtet glauben können, schickte er den Knaben, vielleicht unter dem Vorwande, daß er selbst sich noch eine Weile ungestört im Freien zu ergehen wünsche, mit Bogen und Köcher in die Stadt voraus und wandelte dann dem Orte zu, wo David verborgen war.

V. 41. David erhob sich *von der Südseite (Mittagseite) des Felsens* her, wo er sich versteckt hatte, während der erzählte Vorgang auf der nach Norden gekehrten Seite stattfand, von welcher der Knabe nach der nördlich von dem Versteck gelegenen Stadt zurückkehrte, so daß dieser ihm völlig verborgen bleiben konnte. Zu dieser Bezeichnung der Himmelsgegend stimmt es sehr gut, wenn David nachher in südlicher Richtung nach Nob floh. Die ergreifende Darstellung des schmerzvollen Abschieds entspricht der tiefen Bewegung, welche Beider Herzen in diesem ernsten Augenblick der Trennung ergriff und überwältigte, da einer den andern wie seine eigene Seele liebte. David, übermannt von seinem Gefühle, bezeugt dem Freunde seinen Dank, seine Hochachtung und Liebe, indem er nach morgenländischem Brauch *dreimal sich vor ihm auf sein Antlitz zur Erde niederwirft.* Jonathan wehrt ihm, richtet ihn auf, drückt ihn an seine Brust, und Beide liegen weinend einander in den Armen, mit herzlichem Bruderkusse ihren Bund besiegelnd. Und wie Vieles ergießt sich aus ihrem bewegten Innern in den stummen Thränen, die am reichlichsten aus David's Augen strömen! Neben dem Abschiedsweh, welch' eine tiefe Trauer über den Jammer im Königshause, welch' ein Schmerz darüber, zu diesem Hause sich in eine Stellung hineingedrängt zu sehen, die mit der Ordnung Gottes so wenig im Einklang stand, und welch eine Fülle von bangen Ahnungen und Befürchtungen für die nächste Zukunft, sowohl für die eigene wie für die Zukunft Saul's, ja für die des ganzen Volkes! — Thränen zu vergießen, ist keine Schande, wenn nur der Anlaß ein würdiger ist. David und Jonathan waren gewiß tapfere Männer; aber sie weinten, als der Haß Saul's sie von einander riß. Auch Jesus hat am Grabe des Lazarus und auf der Höhe des Oelbergs, als er auf die Stadt Jerusalem herabschaute, die zum Gerichte reif war, geweint, und sich eben damit als echter Mensch erwiesen.

V. 42. Und Jonathan sprach zu David. Dem laut weinenden Freunde gegenüber muß Jonathan das Abschiednehmen schnell abbrechen. Gehe hin mit Frieden, spricht er, und fügt dann hinzu: Was wir beide geschworen haben u. s. w., das bleibe ewiglich. Der Freundschaftsbund, den Jonathan und David mit einander geschlossen haben, ist ein Bund des Herrn. Ihre Freundschaft beruhte daher nicht blos auf dem natürlichen Zuge des gegenseitigen Wohlgefallens, sondern sie hatte ihren tiefsten Grund in der Gemeinschaft beider mit dem lebendigen Gott. Sie waren eins in der Richtung und Hoffnung auf den lebendigen Gott und in dem demüthigen Gehorsam gegen seinen heiligen Willen. Die Erinnerung an den Bund, welchen sie beide beschworen hatten, sollte ihnen den Schmerz der Trennung erleichtern. Der in Gott geschlossenen Freundschaft konnte die leibliche Trennung keinen Eintrag thun. Jonathan konnte freilich dem Freunde seinem Vater gegenüber fortan nur noch wenig nützen, denn der Bruch zwischen Saul und dem Sohne Isai's war unheilbar; dagegen fand David später noch einmal Gelegenheit, seine Freundschaft gegen Jonathan an dessen Sohn Mephiboseth zu beweisen (2 Sam. 9). — Nach dieser ergreifenden Abschiedsscene trennen sich die beiden Freunde. David geht fliehend seines Weges, um in Nob bei dem Hohenpriester Ahimelech eine Zufluchtsstätte zu suchen; Jonathan aber kehrt in entgegengesetzter Richtung nach der Stadt zurück.

Sonntag, den 16. Dez. 1 Sam. 24, 1—17.

David verschont seinen Feind.

1. Zeit: 1061 v. Chr.
2. Ort: Engedi am westlichen Ufer des Todten Meeres.
3. Zusammenhang: David wendet sich zunächst nach Nob, einer Priesterstadt nahe bei Jerusalem. Hier speist ihn der Hohepriester Ahimelech mit Schaubroden und giebt ihm Goliath's Schwert. Von da flieht er zum Philisterkönig Achis von Gath. Hier geräth er aber durch das Mißtrauen der Knechte des Achis in eine bedenkliche Lage, aus welcher ihn nur verstellter Wahnsinn rettet (Kap. 21). In der Höhle Adullam, nicht weit von Bethlehem, wohin er jetzt flüchtete, sammeln sich 400 Mann um ihn (Kap. 22). Mit ihrer Hülfe rettet er Kegila von einem räuberischen Einfall der Philister. Bald nachher wird er in der Wüste Maon von Saul eingeschlossen und entgeht der Gefangenschaft nur durch einen Einfall der Philister in die Grenzen Juda's, welcher Saul zum schleunigen Aufbruch nöthigt.
4. Zur Erklärung und Erbauung.
a) Schonende Liebe. V. 1—8.
V. 1. Von seinem Verfolger befreit, zog David von Maon hinauf und blieb in der Burg (besser: auf den Berghöhen) Engedi. Engedi (deutsch: Quelle des Bocks), das heutige Ain Dscheddi, ist etwa 6 Stunden in nordöstlicher Richtung von Maon entfernt. Es liegt ziemlich in der Mitte der Westseite des Todten Meeres am Rande der Wüste Juda in einer gebirgigen Gegend mit Kalksteinboden. Schroff abstürzende Felsen und tiefe Schluchten, die gegen das Todte Meer laufen, und zahlreiche Höhlen in den Kalksteinfelsen boten David und seiner kleinen Schaar vortreffliche Schlupfwinkel, in welchen sie sich vor ihren Verfolgern bergen konnten.
V. 2. Bald kamen ihnen die günstigen Verhältnisse der Gegend wohl zu Statten. Denn kaum hatte Saul die Philister zurückgetrieben, als er sich auch schon wieder zur Verfolgung David's aufmachte und zwar mit einer Schaar von 3,000 Kriegern. Diese Beharrlichkeit Saul's in seinem bösen Vorhaben und das Eingenommensein seines ganzen Innern von seinem blutigen Plan gegen David weist darauf hin, daß er in David einen gefährlichen Nebenbuhler, einen Gegenkönig, sah, gegen welchen er mit überlegener Zahl geübter Krieger zu Feld ziehen zu müssen glaubte, um ihn um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen. — Wie wäre es zu wünschen, daß die Frommen in Ausübung des Guten so viel Fleiß anwendeten, als die Gottlosen in Ausübung des Bösen. Da ward ihm angesagt. Durch Leute, die David übel wollten, oder auch vielleicht durch eigens dazu angestellte Späher erhielt Saul Kunde von dem Aufenthalte David's.
V. 4. „Felsen der Gemsen" oder „Steinböcke" hießen vielleicht diese Felsen im Munde des Volkes deswegen, weil sie bei ihrer Schroffheit und Wildheit einen beliebten Aufenthalt wilder Ziegen bildeten. Auch der Name Engedi, Quelle des Bocks, weist auf das häufige Vorkommen dieser Thiere hin. Auch jetzt noch hausen in jener Gegend Bergziegen. In den schwer zugänglichen Schluchten und Höhlen suchte nun Saul mit seinen 3,000 Mann nach David. Denn daß sich David mit seiner geringen Mannschaft in den Schlupfwinkeln des Gebirgs verborgen halte, durfte er wohl mit Recht annehmen. Gab und giebt es doch dort noch heute Höhlen, in welchen sich Tausende verstecken könnten! Die Männer David's haben wir uns nicht als Räuber oder Freibeuter zu denken, wie Manche wollen. Waren auch Viele aus Noth und Armuth zu David hinausgezogen, so dürfen wir sie uns doch nicht als ein zusammengelaufenes, verbrecherisches Gesindel vorstellen. Befanden sich doch unter ihnen auch die Verwandten David's, die wie er selbst vor Saul flüchtig geworden waren, und außer ihnen noch der Prophet Gad, Samuel's Nachfolger, und Abjathar, der Sohn des Hohenpriesters Ahimelech, welcher mit dem hohenpriesterlichen Leibrock der blutigen Rache Saul's (Kap. 22, 9—23) entkommen und zu David geflohen war. Manche der Begleiter David's wurden später hervorragende Helden und Feldherrn des Davidischen Königreichs.
V. 4. Die Schafhürden bezeichnen, wie die „Felsen der Gemsen", eine bekannte Lokalität und zwar ohne Zweifel eine der zahlreichen fruchtbaren, mit üppigem Graswuchs bedeckten Stellen, durch welche die Wüste Engedi sich auszeichnet, und welche mitten in der sonst wüsten und wilden Gegend zum Aufenthalt von Herden dienen. Eine Höhle in der Nähe ersieht sich Saul zum Rastort, und er ging hinein, seine Füße zu decken, d. h. um seine Nothdurft zu verrichten. Daß er sich nachher

niedergelegt habe und eingeschlafen sei, läßt sich daraus schließen, daß David unbemerkt einen Zipfel seines Rockes abschneiden konnte. David aber und seine Männer saßen hinten in der Höhle. Die Darstellung setzt eine sehr große Höhle voraus, wie sie in jener Gegend häufig sind.

V. 5. Die Männer David's riethen diesem, die Gelegenheit zu benützen und sich seines Todfeindes zu entledigen. Die Worte: Das ist der Tag, davon der Herr dir gesagt hat u. s. w. beziehen sich entweder auf eine bestimmte Weissagung, welche David von einem Propheten, etwa von Gad, erhalten hatte und welche nun von seinen Gefährten auf die vorliegende Gelegenheit bezogen wurde, oder können sie auch bedeuten: „Dies ist der Tag, an welchem der Herr zu dir sagt: Siehe" u. s. w. David weist die Versuchung zur Rache und Selbsthülfe von sich und begnügt sich damit, einen Zipfel von Saul's Rock abzuschneiden. Dieses Zeichen davon, daß Saul in seinen Händen gewesen und daß er dessen wehrlosen Zustand hätte benützen können, um ihn zu tödten, wollte David in Händen haben, um gelegentlich Saul gegenüber Gebrauch davon zu machen. Darnach schlug ihm sein Herz. Dieser Ausdruck ist in ethischem Sinne zu fassen: es schlug ihm sein Gewissen. Aus dem Nachfolgenden erhellt, wie David Saul's Person als eine geheiligte ansah. Er machte sich nun nachher einen Vorwurf darüber, daß er ihm ein Stück seines Gewandes heimlich entwendet und dadurch die Ehrfurcht vor seiner Person verletzt hatte.

V. 6. Das lasse der Herr ferne von mir sein u. s. w. Es ist ein religiöser Grund, der ihn abhält, dem Rath der Männer zu folgen. Um Gottes willen, weil Saul der Gesalbte des Herrn ist, will er es nicht thun. Hiernach konnte David auch nicht ein Wort vom Herrn empfangen haben, mit Saul zu thun, was ihm gefalle. Seine Gefährten haben also entweder die V. 5 angeführte Weissagung verdreht und falsch gedeutet, oder enthalten die Worte: Siehe, das ist der Tag u. s. w. nur ihre eigene Auslegung der dem David sich darbietenden Gelegenheit zur Rache an seinem Verfolger. Gar oft geschieht es, daß man durch scheinbare Verwendung des Wortes Gottes uns zu verführen sucht; man prüfe daher Alles und behalte das Beste.

V. 8. David wies seine Männer von sich. David hat wirklich in diesem Augenblick einen größeren Sieg erfochten, als dort im Kampfe wider Goliath (Spr. 16, 32). Lasset uns Herr werden über uns selber, lasset uns den Zorn in uns bekämpfen und den Feind im eigenen Herzen überwinden. Es ist ein wundersamer, überaus lehrreicher Anblick, wie der flüchtige David seinen Todfeind schützt wider die Hand seiner Feinde. Wie viel edler ist diese Gesinnung als die Gesinnung der Wortführer des modernen Nihilismus, welche offen den Fürstenmord predigen!

b) Rechtende Liebe. V. 9—15.

V. 9. Ohne zu ahnen, was ihm widerfahren sei, erhob sich Saul, um unter seine Krieger zurückzukehren. Da eilte David auf jede Gefahr hin, der er sich etwa aussetzen könnte, dem Könige nach und rief: Mein Herr König! Saul wandte sich um, und wie groß war sein Erstaunen, den Gegenstand seines Hasses vor sich zu erblicken.

V. 10. David benutzt nun die ihm durch göttliche Fügung gebotene Gelegenheit, um dem Verfolger seine Unschuld zu betheuern und ihm dadurch einen Stachel in's Gewissen zu werfen. Er neigte sein Antlitz zur Erde, — ein Ausdruck tiefster Ehrerbietung, welcher der Anrede: „Mein Herr König!" entspricht — und sprach zu Saul: Warum gehorchst du u. s. w. David wußte, daß sich Leute an Saul's Hof befanden, welche es sich zur Aufgabe machten, ihn bei dem Könige anzuschwärzen und als seinen Feind darzustellen. Auf sie beziehen sich manche Psalmen, z. B. Ps. 7, 1—9.

V. 11. Hier beweist David die Unwahrheit der Beschuldigungen, durch welche jene Verleumder ihn bei dem Könige anzuschwärzen suchten. Wären jene Beschuldigungen wahr, dann hätte Saul die Höhle, in welcher er geruht, nicht lebendig verlassen. David hebt ausdrücklich hervor, daß die Versuchung, Saul zu erwürgen, an ihn herangetreten sei („es ward gesagt" u. s. w.); aber er bezeugt zugleich, daß er ihn verschont habe, und zwar darum, weil Saul's Person durch die Salbung zum König Israels für ihn geheiligt und unverletzlich sei.

V. 12. Mein Vater! So nennt David den König nicht blos darum, weil derselbe sein Schwiegervater war, sondern vielmehr weil das Gefühl der Verehrung, welches er gegen den Gesalbten des Herrn empfindet, ihn unwillkürlich in diesen Ausruf ausbrechen ließ. Es ist ein Wort zärtlicher Liebe, welches den Saul mächtig ergriff, so daß er nicht umhin konnte, mit: „Mein Sohn!" (V. 16) zu antworten. Siehe doch den Zipfel. Der Zipfel von dem Rocke Saul's in David's Hand lieferte 1) den Beweis, daß Saul von Gott in David's Hände gegeben war; 2) den Beweis, daß David der bösen Anschläge unschuldig war, welche ihm seine Gegner bei Saul zur Last legten. Im schroffen Gegensatz zu der pietätsvollen Verschonung Saul's durch David steht das Verhalten Saul's: Ich habe an dir nicht gesündigt und du jagst meine Seele.

V. 13. Der Herr wird richten. In diesen Worten spricht sich die Ergebung in den Willen Gottes aus, welche die Entscheidung über Recht und Unrecht, Unschuld und Schuld Gott anheimstellt, während die Worte: Der Herr wird mich an dir rächen, die Zuversicht David's bezeugen, daß Saul's ungerechtes Verhalten gegen ihn nicht ungestraft bleiben werde.

V. 14. Die Worte: Von Gottlosen kommt Untugend (gleichbedeutend mit dem neutestamentlichen: An den Früchten erkennt man den Baum) dienen dem Ausspruch David's: „Meine Hand soll nicht über dir sein" zur Begründung. Der Gedanke ist: ich bin kein Gottloser, darum wird nach jenem alten Satz von mir nichts Böses gegen dich unternommen werden.

V. 15. Wem jagst du nach? Dem mit Ehre und Macht ausgestatteten König von Israel stellt David sich selbst gegenüber unter dem Bild eines todten Hundes. Der Hund ist Bild eines verachteten, geringen Menschen, der todte Hund Bild eines unschädlichen, in keiner

Weise gefährlichen Menschen. Die Vergleichung mit dem Floh fügt dann noch den Begriff des Geringfügigen hinzu. Wozu, will David sagen, bietest du mächtiger König Israels dein Heer auf gegen einen so kleinen, geringfügigen und ungefährlichen Menschen wie ich. So wenig ein todter Hund etwas schaden und ein Floh Gefahr bringen kann, bin ich — abgesehen von der mir fehlenden bösen Gesinnung — im Stande, dir Verderben zu bereiten; warum also all dieser Aufwand, warum diese erbitterte Verfolgung?

V. 10. Zum Schluß seiner Rede wiederholt David noch einmal seine Berufung auf die richterliche Entscheidung Gottes, und spricht abermals die feste Zuversicht aus, daß Gott ihm Recht schaffen werde. Wie lehrreich ist doch diese Vereinigung von Ehrerbietung und echtem Mannesmuth! Es ist eben ein Knecht des Herrn, der da redet, ein Knecht des Herrn voll Gottesfurcht. — Einem Christen ziemt Bescheidenheit und Ehrerbietung in allen Stücken. Aber das schließt nicht aus, daß wir nicht auch die Wahrheit sagen, zwar mit aller Bescheidenheit, aber doch mit Offenheit. — Gott ist der Fürsprecher, Richter und Rächer derer, die um Gerechtigkeit willen leiden.

c) Siegende Liebe. V. 16. 17.

V. 16. Nachdem David ausgeredet, erwiedert Saul nicht ohne sichtbare Bewegung: Ist das nicht deine Stimme, mein Sohn David? Offenbar haben die herzlichen Worte, welche David zu ihm geredet hat, einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht und einen scharfen Stachel in sein Gewissen gedrückt. Dies Zeichen dieser plötzlichen edleren Bewegung seines inneren Lebens ist sein lautes Weinen. Hier ist nichts von Heuchelei und Verstellung anzunehmen. Saul ist durch die beweglichen, pietätsvollen Worte David's an einer verborgenen Stelle seines Innern, wo er der Macht der Wahrheit noch zugänglich war, erfaßt worden und giebt dieser edleren Bewegung Raum, wenn dieselbe auch keinen Bestand hat. David's Beispiel lehrt uns, wie man seinen Feinden feurige Kohlen auf das Haupt sammelt (Spr. 25, 22). Probire das Mittel demüthiger, geduldiger Liebe, welches David gebraucht hat, so wirst du die Macht dieser Liebe kennen lernen. David's Liebe siegte durch die Wahrheit, welche er Saul vorhielt. Es ist ein kräftig Ding um das Zeugniß von der Wahrheit. Darum giebt der Herr seinen Jüngern die Anweisung Matth. 18, 15.

V. 18. Saul muß der Wahrheit die Ehre geben. Der Kontrast von David's Unschuld und seiner ungerechten Verfolgung hat sein Gewissen getroffen. David hat ihm das Böse, welches er ihm zugedacht, mit Gutem vergolten. Das brennt auf seinem Haupt wie feurige Kohlen und nöthigt ihm das Geständniß ab: Du bist gerechter, denn ich. Den Feind mit Liebe und guten Worten zwingen, ist der schönste Sieg. Saul ist überwunden, aber zu einer gründlichen, dauernden Besserung kommt es dennoch nicht. Vorübergehende gute Gedanken und Gefühle oder auch ein paar gute Vorsätze und Entschlüsse sind noch keine Bekehrung. Es muß vor allem unserem Gott gegenüber anders mit uns werden. Es muß zu einer völligen Sinnesänderung, zur aufrichtigen Reue über unsere Sünde und zur vertrauensvollen Aneignung der göttlichen Gnade kommen. Das ist der einzige Weg, auf dem eine wahre Bekehrung zu Stande kommen kann.

Sonntag, den 23. Dez. 1 Sam. 31, 1—13.

Saul's und Jonathan's Tod.

1. **Zeit:** 1056 v. Chr.
2. **Ort:** Das Gebirge Gilboa östlich von der Ebene Jesreel.
3. **Zusammenhang:** Der reiche Nabal reizt durch höhnende Verweigerung der freundlichst erbetenen Unterstützung mit Lebensmitteln David's Zorn; aber Abigail, Nabal's Gattin, verhütet durch sanfte Worte und reiche Geschenke David's Rache und wird nach Nabal's baldigem Tode seine Gattin (1 Sam. 25). Zum zweiten Mal schont David Saul's Leben in der Wüste Siph (Kap. 26). Darnach begiebt er sich wieder in den Schutz des Philisterkönigs Achis, der ihm die Stadt Ziklag zur Wohnung anweist (Kap. 27). Achis bekriegt den Saul und nur das Mißtrauen seiner Fürsten bewegt ihn, von seiner Forderung, daß David an dem Kampfe theilnehme, abzustehen (29). Saul, der in besseren Tagen selbst alle Zauberer und Wahrsager auszurotten bemüht gewesen war, nimmt, da ihm der Herr weder durch Licht und Recht, noch durch Träume, noch durch Propheten antwortet, seine Zuflucht zur Todtenbeschwörerin in Endor, wo der Geist Samuel's ihm verkündigte: „Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein."
4. **Einleitende Bemerkungen.** Die letzte Zeit der Regierung Saul's war eine Zeit der Zersetzung des Volkes, welches seine Einheit, die es in dem theokratischen König haben sollte, verloren hatte und in einen Zerfall gerieth, welcher an den Zustand der Auflösung während der Richterzeit erinnert. Einen Blick in diese Wirren lassen uns nicht blos die Andeutungen des 1. Buches Samuel's über den großen Anhang, welchen David während seiner Verfolgung fand, thun, sondern auch die ergänzenden Erzählungen der Chronika, nach welcher nicht nur Männer aus dem Stamme Juda, sondern auch Gaditen und Benjaminiten und endlich auch Manassiten (1 Chr. 12, 19—22) sich ihm anschlossen. So hatte David in Ziklag ein Kriegsheer (1 Chr. 12, 21) aus streitbaren Männern verschiedener Stämme, mit welchen er alsbald nach Saul's Tod zunächst im Bereich des Stammes Juda, in Hebron, das ihm durch seine göttliche Berufung übertragene theokratische Königreich aufrichten konnte.
5. **Zur Erklärung und Erbauung.**

a) Niederlage und Tod. V. 1—3.

V. 1. Die Philister befinden sich mit ihrer ganzen Macht in der Ebene Jesreel. Israel ist vor dem siegreich vordringenden Feinde bereits bis an das Gebirge Gilboa, die nördliche Vormauer des Gebirges Ephraim, zurückgewichen. Hier kommt es zur entscheidenden Schlacht, die einen unglücklichen Ausgang nimmt. Wie konnte es auch anders sein! Der theokratische Geist war aus dem Heere Saul's gewichen. Der unglückliche König hat mit Gott gebrochen, und darum auch Gott, der Herr, mit ihm.

V. 2. Mit furchtbarem Ungestüm dringen die Philister gegen die israelitischen Streiterschaaren vor, welche Saul, seinem kriegerischen Charakter treu, in eigener Person befehligte. Zu Tausenden fallen seine Getreuen ihm zur Rechten und zur Linken. Von dem Momente aber an, da die Feinde Saul selbst im Schlachtgewühl gewahren, richtet sich die Spitze des Angriffs auf ihn und seine nächste Umgebung. Seine Sache ist verloren. Die Tapfersten sind schon gefallen, und unter ihnen auch drei seiner Söhne: Abinadab, Malchisua und der treffliche Jonathan. — Bei göttlichen Strafgerichten müssen die Frommen oft mit den Gottlosen leiden. Man stoße sich daran nicht, sondern glaube, daß denen, die Gott lieben, auch solches muß zum Besten dienen (Röm. 8, 28).

V. 3. Die Schützen trafen ihn, d. h. sie stießen auf ihn, den schon vorher hart Bedrängten. Er ward sehr verwundet, nach dem Grundtext: „sehr erschreckt." Die Pfeile der Bogenschützen, welche ihn nun umschwirrten, zeigten ihm, daß keine Rettung mehr möglich sei. Der sonst so tapfere und unerschrockene Saul wird jetzt verzagt, die Schrecken des bösen Gewissens, welche ihn schon vor der Schlacht geängstigt, rauben ihm den Muth und die Kraft.

b) Selbstmord und Schande. V. 4—10.

V. 4. Ziehe dein Schwert. Es entspricht ganz dem der Verzweiflung anheimgefallenen Charakter Saul's, daß er, nur noch den Tod durch die Hand der Philister vor Augen sehend, von seinem Waffenträger getödtet sein will. Damit nicht diese Unbeschnittenen kommen und treiben Spott mit mir. Also die Wahrung seiner armen Ehre vor der Welt ist das Einzige, was ihm in den letzten Augenblicken seines Lebens noch am Herzen liegt; an das Schicksal, das seiner wartet nach dem Tode, scheint er gar nicht zu denken. Der Waffenträger bebt vor dem Gedanken, seine Hand an die geheiligte Person seines königlichen Herrn legen zu sollen, entsetzt zurück. Er hatte ja das Leben des Königs zu behüten und war verantwortlich für dasselbe. Da ergreift der König entschlossen sein eigenes Schwert, stemmt dessen Knauf auf die Erde und stürzt sich in dasselbe hinein.

V. 5. Als sein Waffenträger ihn blutend zusammenstürzen sah, folgte er seinem Beispiel. Er wollte seinen Herrn nicht überleben; vielleicht mochte er auch besorgen, daß man ihn als den Mörder des Königs betrachten und bestrafen werde. — Wehe, wehe! Bei diesen Leichen wacht kein Gottesengel. Der aber, der ein „Mörder von Anfang" heißt, feiert einen Triumph. Eine seltene Beute, die hier ihm zugefallen! Auch in der Person des Waffenträgers? Wir erlauben uns hierüber kein Urtheil zu fällen. Gewiß liegt es uns näher, diesen Getreuen zu beweinen, als ihn zu verdammen.

V. 6. Also starb Saul. Ein Ende mit Schrecken ist der natürliche Abschluß eines der Sünde geweihten Lebens. Die Sünde beginnt klein und unscheinbar, die Verstockung geht Schritt für Schritt vor sich. Die Sünde ist eine furchtbare Macht: erst thut der Mensch die Sünde und, wenn er sie längere Zeit geübt, kann er zuletzt nicht mehr von ihr lassen, und das Ende ist, daß er nicht mehr von ihr lassen will. Gedenket an Saul's Ende und werdet klug bei Zeiten! Wie furchtbar ist es doch, sterben in seinen Sünden, unbußfertig dahinfahren, unvorbereitet hinübergehen vor Gottes Richterstuhl! Wie schrecklich, dann nichts aufweisen zu können als eine vergeudete Gnadenzeit. — Die Frage, ob ein Selbstmörder selig werden könne, darf nicht ohne alle Beschränkungen verneint werden. Es kommen Fälle vor, wo selbst fromme Personen in unverschuldeten Anwandlungen von Irrsinn Selbstmord begehen. Sollten sie darum ewig verloren sein? Oder sollten jene christlichen Frauen und Jungfrauen, welche zur Zeit der Christenverfolgungen Selbstmord begingen, um der Entehrung zu entgehen, deswegen verdammt worden sein? Gewiß nicht. Trotzdem ist der Selbstmord entschieden als Sünde zu verurtheilen, und zwar darum, weil sich der Mensch durch denselben eigenmächtig von allen den Pflichten losreißt, welche Gott ihm hienieden auferlegt hat, und ungerufen die Pforte des Todes aufsprengt. Es ist immer ein Beweis von Glaubensschwäche und Mangel an Ergebung in Gottes Willen, wenn ein Mensch sich selbst mit Bewußtsein das Leben nimmt. Es fehlt ihm der Muth, die Leiden und Uebel des Lebens zu tragen, und so greift er in seiner Verblendung zu einem noch weit größeren Uebel — dem Tod. Wenn in unseren Tagen der Selbstmord so häufig geworden ist, so liegt die Ursache davon nirgends anders, als in dem Ueberhandnehmen des Unglaubens und der Gottvergessenheit. Alle seine Männer. Diese Worte sind nicht buchstäblich zu nehmen, da z. B. Abner am Leben geblieben war. Es bezeichnet dieser Ausdruck nur die gänzliche Niederlage des Heeres.

V. 7. Hier werden noch Männer Israels erwähnt, welche an dem Kampfe nicht Theil genommen hatten, und welche jenseit dem Grunde (des Thals) und jenseit des Jordan waren. Der „Grund" ist die Niederung zwischen dem Gebirge Gilboa im Süden und dem kleinen Hermon im Norden, in welcher die Ebene Jesreel sich fortsetzt; der Jordan mit seinem westlichen Ufer bildete die Grenze dieser Niederung. Die Bewohner dieser Gegend flohen bei der Kunde von der Niederlage Saul's, worauf die Philister von ihren Städten Besitz nahmen.

V. 8. Des andern Tages (d. h. nach der Schlacht) kamen die Philister. Die Schlacht hatte wahrscheinlich bis zum Abend gedauert, so daß die Dunkelheit nicht gestattet hatte, das Plünderungsgeschäft vorzunehmen.

V. 9. Vergleiche 1 Chron. 10, 9, wo es heißt: „Sie plünderten ihn aus und nahmen sein Haupt und seine Waffen und sandten" u. s. w. Sie sandten also Saul's Haupt und seine Waffen im Lande umher, um die frohe Botschaft zu verkünden im Hause ihrer Götzen, d. h. den Priestern, welche daselbst dienten, und dem Volk. Saul's Haupt und Waffen waren für Priester und Volk Zeichen des Siegs.

V. 10. Sie legten seinen Harnisch in das Haus der Astharoth, u. s. w. Dieses „Haus der Astharoth" ist wahrscheinlich der berühmte, von Herodot erwähnte Venustempel in Askalon. Das Haupt Saul's wurde nach dem Bericht der Chronika an das „Haus Dagon's" geheftet. Nach V. 12 verfuhren die Philister in gleich barbarischer Weise mit den Leichnamen der Söhne Saul's.

Dem Erzähler, der hauptsächlich nur über Saul's Geschick berichten wollte, kam es jedoch zunächst nur darauf an, mitzutheilen, was mit dem Leichnam Saul's geschah. Da Bethsan, das heutige Beisan, nach dieser Angabe in den Händen der Philister war, so müssen wir annehmen, daß dieselben das Land bis an den Jordan besetzten. Die Leichname wurden ohne die abgeschlagenen Köpfe angeschlagen, da die letzteren mit den Waffen zu Siegestrophäen dienten und außen an den Götzentempeln aufgesteckt waren.

c) Verbrennung und Begräbniß. V. 11—13.

V. 11. Die Beschimpfung seines Leichnams, welche Saul so sehr gefürchtet hatte, war trotz seines Selbstmordes eingetreten. Nun aber kam ihm um Israels willen, dessen König nicht in völliger Schmach zu Grund gehen sollte, noch eine Erinnerung aus seiner bessern Zeit zu Statten. Die Bürger von Jabes in Gilead gedachten der Errettung, die er ihnen einst zur rechten Zeit gebracht hatte (Kap. 11), und bestatteten seinen Leichnam ehrenvoll und betrauerten den gefallenen König. Als sie höften, was die Philister gethan hatten, gedachten sie dessen, was Saul einst ihnen gethan hatte.

V. 12. Es machten sich auf, was streitbare Männer waren, und gingen die ganze Nacht (nämlich unter dem Schutze der Nacht, um ihr Vorhaben vor den Philistern verborgen zu halten) und nahmen die Leichname von der Mauer herab . . . und verbrannten sie. Die dem Heidenthum eigenthümliche und in Israel nach 3 Mos. 20 nur bei den schwersten Verbrechern zulässige Verbrennung der Leichen geschah, während sonst die Bestattung der Todten in der Erde bei den Israeliten Brauch war, wohl nicht deßhalb, weil die Jabesiten fürchteten, daß im Falle einer Einnahme ihrer Stadt die Leichname noch einmal beschimpft werden würden, sondern wahrscheinlich deßhalb, weil dieselben durch Abschlagung der Köpfe bereits verstümmelt waren und daher für die gewöhnliche Bestattung nicht mehr geeignet erschienen. — Die in unseren Tagen wieder aufkommende und von Vielen mit so großem Eifer befürwortete Sitte der Leichenverbrennung verdankt ihre Popularität wohl mehr einer in gewissen Kreisen herrschenden Hinneigung zum Heidenthum und heidnischer Sitte, als den Vortheilen, welche dieselbe in ökonomischer und sanitarischer Hinsicht bieten soll.

V. 13. Sie nahmen ihre Gebeine und begruben sie — nur das Fleisch wurde also verbrannt, vielleicht weil dies schon in Verwesung übergegangen war. Die Gebeine begruben sie unter dem Baume (hebr. der Tamariska) zu Jabes. Und fasteten sieben Tage. Zum Zeichen der Trauer. Es war ein Beweis ihrer Dankbarkeit für ihre Errettung von den Ammonitern. „Danken" kommt von „denken"; die Dankbarkeit besteht also darin, daß man an empfangene Wohlthaten „denkt" und demgemäß handelt, wie die Bewohner von Jabes gethan haben. Das Fasten ist ein im ganzen Alterthum gewöhnlicher Ausdruck der Trauer. Später ließ David die Gebeine Saul's und seiner Söhne im Erbbegräbniß Saul's zu Zela im Stamme Benjamin bestatten (2 Sam. 21, 11 ff).

Chronik der Gegenwart.

Die Methodisten in Canada haben sich nunmehr zu einer Kirchengemeinschaft organisirt. Gott möge die also vereinigte Kirche reichlich segnen. Sie hat gewiß eine hoffnungsvolle Zukunft vor sich und ihr gutes Beispiel hat bereits andere angeregt. Aus Australien und Neuseeland kommt nämlich die Nachricht, daß die dortigen methodistischen Gemeinschaften nach Vorgang der canadischen sich auf eine Vereinigungs-Basis verständigt haben und die thatsächliche Union in nicht ferner Zeit bevorsteht.

Man schreibt diese Vereinigungen dem Einfluß der in London 1881 gehaltenen ökumenischen Conferenz des Methodismus zu. Wenn diese Conferenz Nichts bewirkt hätte als solche Union getrennter Kirchen, so wäre es der Mühe werth gewesen, jene große Versammlung abzuhalten. Und wenn ökumenische Conferenzen auch fernerhin solch praktische Resultate erzeugen, so bergen sie Lebens-Elemente in sich, welche immer wieder die Veranlassung zu andern derartigen Zusammenkünften werden.

Nichtskönner in den Vereinigten Staaten. Es gibt nicht wenige eingebildete Menschen in den Ver. Staaten, welche auf die Einwanderer — und auch auf die Deutschen — als eine unwissende Menschenmasse herabblicken. Solche Leute könnten sich besser beschäftigen, wenn sie, gleich vielen gebildeten Amerikanern, einmal im eigenen Lande ordentlich Umschau hielten. So wird z. B. berichtet, daß in der Stadt New York allein 200,000 Kinder ohne Schulunterricht aufwachsen. In Chicago gehen 57 Prozent derer, welche im Schulalter stehen, nicht in die Schule; in St. Louis 50,000 nicht und in Cincinnati 40,000.

Im Süden sind 69 Prozent der farbigen und 39 Prozent der weißen Bevölkerung nicht im Stande zu lesen und zu schreiben.

Dort drunten im sonnigen Süden müssen überhaupt betreffs der Unwissenheit Zustände herrschen, von denen nur Wenige richtige Begriffe haben.

So z. B. hörten wir noch nicht lange her in Quincy, Ill., den Vortrag einer Missionsfrau, welche in den Südstaaten wirkte. Ihre Angaben waren so frappant, daß sie unter die Mährchen gezählt werden müßten, stünde die Dame nicht weit über dem Verdacht der Aufschneiderei, und könnte sie nicht Ort, Personen und Zeugen für ihre Angaben liefern. Unter anderen Thatsachen erzählte

sie auch, daß des Abends ein junger Bursche und ein Frauenzimmer zu ihrem Mann, welcher ebenfalls als Prediger im Süden arbeitet, gekommen, um sich trauen zu lassen.

Der Prediger frägt: „Was ist ihr Name, mein junger Freund?"

„Jack."

„Ich meine, welches ihr Geschlechtsname sei."

„Jack."

„Nicht das meine ich; Sie müssen doch noch einen andern Namen haben."

„Man hieß mich immer nur Jack."

Einsehend, daß er also nicht vorwärts komme, fragt der Pastor nach dem Namen des Vaters.

„Der heißt auch Jack," antwortet der hoffnungsvolle Sprößling des Südens.

„Und wie noch?"

„Hab nie etwas Anders gehört als Jack."

„Aber, lieber Freund, ich muß ihren Geschlechtsnamen haben, sonst kann ich sie nicht trauen."

„Wir wollen uns aber haben und da wird Jack und Mary genügend sein."

Der Bräutigam ward endlich zu seinem nahewohnenden Onkel gesandt, um Auskunft zu holen, die er schließlich auch brachte und darauf getraut ward.

„Wie die Braut ausgesehen," setzte die Missionsfrau hinzu, „das mögen sich meine Zuhörer ausmalen."

Man zeige uns einen Winkel Deutschlands, in welchem solche Zustände vorkommen, eine Gegend, in welcher 39 Prozent weder lesen noch schreiben können, eine Großstadt, in welcher 200,000 oder auch nur 10,000 schulpflichtige Kinder nicht zur Schule gehen, und — komme alsdann und spreche von den unwissenden Dutch.

Der Ausgang der Wahlen in Ohio und Iowa hat wiederum alle Nachtrabs-Propheten wachgerufen, und es wäre wirklich interessant mit anzuhören, wie man dies und jenes hätte anders machen sollen, wenn dergleichen Redensarten nicht schon so oft dagewesen wären, so daß dieselben Langeweile und Gähnen verursachen. Wir werden dabei immer an Napoleon I. erinnert, welcher sagte, daß die Oesterreicher stets den besten Kriegsrath hielten, unmittelbar nachdem er sie tüchtig geschlagen habe.

Anstatt solcher unfruchtbaren Reflexionen wollen wir lieber die Thatsachen ruhig betrachten.

Da ist denn festzuhalten, daß die Temperenzsache in Iowa zum zweiten Mal einen entschiedenen Sieg davongetragen hat. Der früher von dem Volke Iowas zur Staatsconstitution beigefügte Zusatz, welcher die Fabrikation und den Verkauf geistiger Getränke verbot, wurde eines Formfehlers wegen für ungültig erklärt. Nun handelte es sich darum, eine Legislatur zu erwählen, welche solchen Zusatz noch ein Mal zur Abstimmung in rechtsgültiger Form vorlegt. Die Demokraten in Iowa erklärten sich gegen Prohibition, die Republikaner dafür und die letzteren gewannen die Wahlschlacht, und somit die Legislatur.

So gut aber ist die Wahl in Ohio nicht ausgefallen. Zwar hat der Prohibitions-Zusatz eine Stimmenzahl erhalten, wie sie wohl nur wenige im Ernste sich vorstellten. Aus etwas über 700,000 Stimmen wurden 320,000 für Prohibition abgegeben. Die Republikaner wurden dagegen geschlagen, der Advokat des Alkoholismus — Richter Hoadley — zum Gouverneur erwählt und die Ohio-Legislatur hat eine bedeutende, demokratische Majorität. Warum, wie, wo das Alles so gekommen, darüber zerbrechen sich sehr viele den Kopf, ohne dabei eigentlich mehr herauszubringen als Muthmaßungen. Würden die Wahlen in Ohio vorgenommen werden, wie z. B. im Musterstaat Kentucky, wo Name und Abstimmung eines Jeglichen registrirt und zur Besichtigung offen ist, so könnten Grund und Ursache leichter gefunden werden, da aber Ohio, Gott sei Dank, freies Ballot hat, so wird man wohl nicht so schnell Licht über die Geheimnisse bringen.

Zwei Dinge aber sind gewiß.

Erstens sind weit über dreihunderttausend Stimmen für Prohibition abgegeben worden, und wenn dieselbe nun auch nicht angenommen ist, so sollten die Alkoholisten sich die Stimmenzahl doch jedesmal betrachten, ehe sie mit ihren Forderungen wieder so auftreten, als ob s i e die Repräsentanten des Volkes, die Temperenzleute aber nur ein elend Häuflein Fanatiker seien. Ob die Schnapsbrenner, Wirthe 2c. sich diese große, für Prohibition abgegebene Stimmenanzahl zur Lehre dienen lassen, muß abgewartet werden. Wir hoffen kaum darauf.

Zweitens darf man sich trotz dieser 300,000 keiner Täuschung hingeben. Für die nächsten Jahre steht in Ohio nichts bevor als schwerer Kampf. Die Temperenzsache hat weder von der Legislatur, noch vom Gouverneur, noch — am Ende auch vom obersten Ohio-Gerichtshof irgend welche Begünstigung zu erwarten. Manche meinen sogar, daß jetzt auch das sogenannte Scottgesetz, welches den Getränkehandel besteuert, widerrufen werden würde. Der Chronikschreiber gehört weder zu den Schwarzsehern, noch hört er das Gras wachsen. Er erkennt aber mit allen andern Leuten, welche die Welt mit nüchternen Augen anschauen, daß noch heiße Schlachten zu schlagen sind, bis der Alkoholismus aus Ohio vertrieben ist.

